

**ILLUSTRIERTE WELT:
DEUTSCHES
FAMILIENBUCH.
BLÄTTER AUS
NATUR UND...**



830.6

I3

P

Die
Illustrierte Welt.

Blätter

aus

Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst

zur

Unterhaltung und Belehrung

für die Familie, für Alle und Jeden.

Sechzehnter Jahrgang.

Preis des Jahrgangs
in Nummern bezogen:
Thlr. 2. —, fl. 3. 36 fr. rh.

1 8 6 8.

Preis des Jahrgangs
in broschirten Heften:
Thlr. 2. 5 Sgr., fl. 3. 54 fr. rh.

Stuttgart.

Druck und Verlag von **Eduard Hallberger.**

E. Bidel in New-York.

100

Alphabetisches Register.

(Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.)

A.

Abschließende Expedition, die. 426.
Achenbach, die Brüder. * I. Andreas Achenbach. 388. II. Oswald Achenbach. 399.
Adelsberger Grotte, die. * 433.
„Ah! hier ruht man sich aus!“ Ein Bild aus Schiller's Hölle. * 51.
Aber Anfang ist schwer. Von Herbert König. * 104.
Amerikanischen Frauenleben. Bilder aus dem. Von einer deutschen Frau. I. 59. II. 143. III. 239. IV. 293.
Arbeiter, die besten. Erzählung. * 412.
Arcangelo Brando. Von Anton Feld. 409. 421. 433. 445. 457. 469. 481.
Arequipa in Peru, eine Reise nach. * 317.
Auerperg, Graf (Anastasiu Grün). Ein österreichischer Dichter und Staatsmann. * 290.
Auf das Wie kommt's an. Studie aus dem Alltagsleben. 559.
Augenzwäcker. Von F. Zeschmann. * 248.

B.

Baben, Federzeichnungen aus. Von G. Rebenius.
1. Badenweiler während der Saison. 30.
2. Häusser's letzter Vortrag. 66.
3. Das babilische Frankfurt. 114.
4. Die Weinlese am Bodensee. 186.
5. Raftatt vor und nach dem Kriege. 235.
6. Ein Armen- und Waisenhaus auf dem Lande. 258.
7. Eine Schöffengerichtssitzung. 294.
8. Auf der Antislube. 372.
Bahnhof, der, in Stuttgart. * 31.
Barnum, ein französischer. Lebens- und Sittenbild von H. Schr. 455.
Bastille, die Treppen der. * 486.
Bauernschüffelei, das, in Geldern. * 306.
Bauern, König Ludwig I. von. * 425.
Bauern, König Ludwig II. von, und seine Braut. * 64.
Bayreuth. * 246.
Benedict, Roderich. * 138.
Bibel, die, illustriert von G. Doré.
Lazarus und der Reiche. * 18.
Eliaser und Rebekka. * 78.
Hagar und Jsmael. * 210.
Biberrepublik, eine. * 364.
Bibliotheksfrauent, ein. * 355.
Bilderrätsel. * 24. 48. 72. 96. 120. 139. 192. 216. 240. 264. 288. 312. 336. 379. 408. 427. 456. 480. 528. 552. 576.
Aufstellungen. 72. 96. 103. 139. 192. 216. 240. 264. 312. 336. 379. 408. 456. 468. 528. 552. 600. 619.
Blind. Novelle von Karl Glabisch. 405. 417. 429. 441. 453. 465. 477. 489.
Blumfisch, Professor. * 579.
Boxerkampf f. Prize-fight.
Braumahrt, die. Von Moriz Hartmann. * 437.
Braumahrt, der Großmutter. Eine gemütliche Theegeschichte von Arnold Wellmer. 229. 241. 253. 265. 277. 289.
Brennerbahn, die. Von Innsbruck nach Trient. * 99.
Briefe und ihre Wirkung. Von Ludwig Rössler. * 7.
Buchdruckerei, eine, aus dem fünfzehnten Jahrhundert. * 126.
Buchstabenrätsel. 420. Aufl. 444.
Burgen, die letzten, am Neckar. *
I. Hirschhorn. 151.
II. Die vier Landeshauptburgen. 162.
Burgos in Kastilien. Die Stadt des Gib Campeador. * 220.

C.

Castiglione. * 544.
Charaden. 96. Aufl. 151. 223. Aufl. 247. 247. Aufl. 307. 300. Aufl. 355. 444. Aufl. 516. 540. Aufl. 600.
Cirkus, vor dem. * 271.

D.

Damen-Universität in Amerika. 115.
Denis, St. Das Mausoleum der Könige von Frankreich. * 258.
Deutsche Lieder mit Illustrationen:
Warnung vor dem Rhein. Von R. Simrod. 16.
Die traurige Krönung. Von G. Röske. 76.
Der Schmied. Von August Silberstein. 138.
Das verlassene Mädchen. Von G. Röske. 151.
Der Krieger und seine Hölle. 199.
Frühlingslied. Von B. Müller von der Werra. 257.
Die drei Gefellen. Von Fr. Rüder. 342.
Ländliches Sonntagsleben. Von J. G. Hischer. 389.
Die Brautfahrt. Von Moriz Hartmann. 437.
Maurisches Ständchen. 484.
Das Hufarenpferd. Von Ferd. Freiligrath. 533.
Im Winterhochzeit. 581.
Dichter, ein, aus dem Welt. Hans Sachs. * 27.
Dichterweg. Fr. Ad. Wilt. * 268.
Dem, der, von Antwerpen. * 194.
Dom, der, und das Guntenberg-Denkmal zu Mainz. * 39.
Donau, die Quellen der. * 126.
Doré, Gustav. * 234.
Dürrenstein, Schloss und Ruine, an der Donau. * 603.
Duellen, ein Perceat! Von Dr. Hugo Schramm. 419. 431.
Djibirische. * 459.

E.

Echtheit am Westende. * 571.
Einen Schilling in de Grabel. * 580.
Einzug, der, des Königs von Preußen in Eisingen. * 162.
Elephant, der verlebte. Lebensbild aus dem zoologischen Garten. Von L. Clericus. * I. 44. II. 56.
Es bedarf wenig, um glücklich zu sein. Von Gustav Hierig. 121. 133. 145.

F.

Falsche Gräfin, die. Novelle von Edmund Fahn. 9. 21. 33. 45. 57. 69. 81. 93. 105. 117. 129. 141. 153.
Falschmünzer, ein. Aus den Papieren eines Polizeibeamten von Ewald August König. 577. 589. 601. 613.
Fliegende Blätter:
Orientalische Justiz. 7. Soldatenverbrauch des ersten Napoleon. 12. Die springende Precession von Götternach. 24. Zur Charakteristik Juarez'. 24. Aus dem Thierleben. 31. Die sogenannten Herz- und Leberreiser in Hindostan. 55. Ein Vorschlag in Güte. 68. Das Hosenverbot. 68. Anhänglichkeit der Röhren. 72. Der Weiberverein in Brasilien. 79. Kein übler Pechen. 96. Eine Warnung. 96. Henriette Sontag und der Raschheit. 108. Treue eines Hundes. 108. Etwas zum Nachdenken für Richter und Geschworene. 120. Was man mit dem Gemüsebau verdienen kann. 120. Der Mahagonibaum. 132. Die Farmerfrauen am Cap der guten Hoffnung. 132. Die Entdeckungsgreisen des Jahres 1866. 140. Benjamin Franklin. 140. Baumwollene Häuser. 180. Eine Veräuschtheit eigener Art. 192. Der Herzog Cosmo von Medici. 192. Napoleon III. als Suppentisch. 204. Kriegslasten. 240. Zuckerkonsumtion in Schweden. 240. Die Gelltrigkeit als Untersuchungsrichter. 252. Der Vater Emile Augier's. 264. Eine sonderbare Wette. 276. In den Wasserfällen des Niagara. 276. Ueber den Ursprung des Wortes Raast. 288. Napoleon's Schimmel. 295. Gummithaler Käse. 295. Ein schauerliches Duell. 312. Vom Alter der Menschen. 312. Eine Doktorkrankheit. 312. Die Kängurubildungen durch Heirath. 319. Der Dichter Lainez. 320. Rusterhastet Schulwesen. 320.

Der Herzog von Braunschweig. 324. Die Jagd. 324. Die beiden Geizigen. 336. In einer literarisch-kritischen Gesellschaft. 336. Die Regenskirche. 344. Die Kirche „Unserer Lieben Frau zum Pfeiler“. 355. Diebstahl. 356. Der merkwürdige Zufall. 360. Vierundzwanzig Kreuzer für ein Ohr. 368. Sonnen- und Mondfinsternisse. 379. Die Bewohner der Fidschi-Inseln. 379. Ein Zug aus dem Leben Adelsberger's. 384. Rother Schnee. 384. Zur Geschichte der Eisenbahnen in Deutschland. 384. Die Tonne. 384. Die Entstehung des Maripans. 384. Sternschnuppen. 396. Armen-Verpflegung. 396. Für den Kongress in Amerika. 404. Tonderbare Kapitulationen. 408. Reizjahrsrechnungen. 408. Der Werth eines Hundes. 408. Eine bemerkenswerthe Gudeckung. 408. Mikolans Savage. 415. Ein Zug aus Petalozzi's Leben. 415. Die Reiterstatue eines Dichters. 420. Pirathen nach der Kasser. 420. Beschriebenes oder bedrucktes Papier. 428. Warshall Dubinet. 428. Wer war der deutsche Michel? 428. Der Gesehrie Witte. 428. Eine der sonderbarsten Bestimmungen. 428. Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. 432. Wertwunderliches Zusammenreffen. 456. Weibliche Professoren. 464. Ein Sonderling. 488. König Theodor als Humorist. 500. Zur Geschichte des russischen Doppeladlers. 523. Das größte Hotel in San Francisco. 523. Kampf zwischen einem Affen und einer Katze. 523. Ein schöner Brief. 523. Ein origineller Schwindel. 535. Franz Licht im Schuldenarrest. 548. Aus einem Musikantenkatalog. 552. Die Kaiserin von China. 552. Herrwegh. 564. Mutterliebe einer Schwalbe. 564. Aus Japan. 570. Aus dem Thierleben. 576. Fingugebränge. 588. Die man türkischer Staatsrath wird. 607. Prinz Napoleon. 607. Jung gekocht, nicht immer alt gethan. 607. Photographie-Pettschaft. 619. Kaul, Achille. Napoleon's Finanzminister. 499. Frauenköpfe, moderne. * 500.
Freimaurerei, die, von Dr. Hugo Schramm. I. 179. II. 22.
Friedrich II. und seine Hölle. * 3.
Frühlingslied. Gedicht von B. Müller von der Werra, illustriert von J. Buschlin. * 257.
Fussstudien. Von J. Herhold. * 272.

G.

Gefellen, die drei. Von Fr. Rüder. * 342.
Gisela, der Rinkler. * 303.
Gounod, Charles. * 342.
Gwin, Anastasiu f. Auerperg.

H.

Hackländer, Friedrich Wilhelm. * 42.
Häutungsang, der, in der Ofsee. * 521.
Hagar und Jsmael. * 210.
Hamah, das alte Epiphania in Syrien. * 471.
Häutungsang, unsere. * I. 368. II. 380.
Häutungsang, der. * 512.
Hausmärchen, die, illustriert von G. Doré. Reth's kappchen im Walde. * 31.
Heidelberger, auf dem Schloße zu. 467.
Herr Müller, Händchen und Bim-bim. Eine Affenjagd. * I. 392. II. 416.
Heidi, August von der. * 483.
„Himmel, der, und seine Wunder“. Frei nach Litrow bearbeitet von Ludwig Rössler. * I. 404. II. 428. III. 464. IV. 476. V. 488.
Hirschhorn. * 151.
Hochzeit, eine, in der Bretagne. * 231.
Holzstift, die. Eine Skizze von Oberbayern von G. A. Dampwoll. * 570.
Homonyme. 307. Aufl. 379.
Hungrige, zwei. * 296.
Hufarenpferd, das. Den Ferd. Freiligrath. * 533.
Hut, der neue. * 332.

J.

Jahreszeiten, die, des Waldmanns. Von G. Frhrn. v. Thüngen. I. 307. II. 379. III. 402. IV. 436.
Jerusalem. I. Die Stadt. * 160. II. Die heilige Grabkirche. * 185.
Jtis, der. Eine Biographie aus der Naturkunde von G. Frhrn. von Thüngen. * 582.
Im Ritterschloß. * 581.
In der Dornau. Volkserzählung aus der Obersteiermark von Cornelius Horn. 177. 189. 201. 213. 225. 237. 249. 261. 273.
Indianer f. Volk.
Juka's, im Lande der alten. * 447.
Italien, Kronprinz Humbert von. * 553.
Judeugasse, aus der, in Stuttgart. * 414.

K.

Kafat-el-Hoeh. Eine Kreuzfahrerbürg in Syrien. * 558.
Kapitän Janhagel's Abenteuer und Eroberungen in der Wüsten. Von Meyer. * 536.
Karnikel hat angefangen. 480.
Kaulbach, Wilhelm von. * 174.
Kermis, die, von Amsterd. * 618.
Kindswärter, der. * 91.
Klein-Heubach, Schloß, am Rain. * 175.
Königssee und Bagmann. * 594.
Kopp, Eutich, in Luzern. Von A. Feierabend. 270.
Kosak, Ernst. * 328.
Krageneidechse, die. * 247.
Krieger, der, und seine Kasse. * 199.
Krönung, die traurige. Von G. Wörke. * 76.
Krenberg, das Wäldschloß am Sund. * 591.
Kulis, die, in China. * 400.
Kulturbilder aus dem schweizerischen Volksleben. Von August Feierabend.
I. Der Bäckelstag. 191.
II. Die Gräuelen am Dreikönigstage. 216.
III. Die Wochsfahrt der Mucksthaler. 283.

L.

Ländliches Sonntagsleben. Von J. G. Hoyer. * 389.
Landarzt, der. 587.
Landshabensburgen, die vier. * 162.
Laube, Heinrich. * 210.
Liebe, der Gott der. * 498.
Liebesbete, ein. * 295.
Liebig, Julius von. * 364.
Liegut. * 138.
Lustreise, Dostelhubers, auf der pariser Weltausstellung. Von F. Leuchmann. * I. 200. II. 224.
Luther-Denkmal, das, in Worms. * 546.

M.

Maasliedchen. Von Marie Rußland. 493. 505. 517. 529. 541. 553. 565.
Mabelon. Ein Blatt aus meinem Tagebuche. * 163.
Mägdelein, das verlassene. Von G. Wörke. * 151.
Manin, der Diktator von Venedig. * 343.
Martinspferd, das. Eine Geschichte aus den Bergen. * 604.
Maurisches Ständchen. * 484.
Mausoleum, das, der Könige von Frankreich. St. Denis. * 528.
Meyerbeer, Giacomo. * 256.
Militärische Rebetheile. * I. 344. II. 386.
Minich. Eine Stadt am Nil. * 498.
Rittgallie, jenseits der. Eine Humorelle. 471. 490.
Robe, die, im neunzehnten Jahrhundert. * 116.
Rontengro. * 223.
Musikalische Charaktere. * 524.
Rutler, die glückliche. * 447.

N.

Nach dem Schiffbruch. Nordaustralische Skizze von Friedrich Gerstäcker. I. 13. 25. 37. 49. 61. 73. 85. 97. 109.
Nile, auf und am. Aus einem Reisetagebuch. * 282.
Nur Armenlehrer. Novelle von Maria v. Roslowka. 285. 297. 309. 321. 333. 345. 357. 369. 381. 393.

O.

Oesterreichische Meise. * 51.
Oesterreichischer Dichter und Staatsmann, ein. Graf Kuerberg (Kuaßasius Grün). * 290.
Omnibus, Berliner. Humorelle von A. Wewenstein. 18.
Orbaten oder Gottedurtheile. Von Dr. F. Landhardt. I. 43. II. 90.

P.

Papa's Geburtstag. Nach einer Skizze von H. Schweder, von O. Hentcher. * I. 584. II. 596.
Papier, aus der Geschichte des. Von Dr. Christiani. 70.
Paris, das moderne. * 296.
Pekin, die Gefandtschaftshotels in. * 354.
Peru f. Juka's.
Peiser, der, von Hambleton. Historische Novelle von Ferdinand Flug. * 301. 313. 325. 337. 349. 361. 373. 385. 397.
Pflanzenalter. Skizze von Dr. Theodor Koller. * 522.
Pforta, die Landeshochschule. * 567.
Pforzheim, die Mittagstunde in. 547.
Philologische Studien. Von G. Reinhardt. * I. 548. II. 560. III. 572.
Phyllis, aus dem Reiche der. Von Karl Römer. * 620.
Pine-Pine, der, und sein Reß. * 54.
Polizeibeamten, aus den Erinnerungen eines irischen. 22. 95. 102. 155. 167. 203. 251. 263. 330. 359. 366. 395. 407. 450. 492. 484. 532. 594.
Polizeistrafen, eine, in Cincinnati. Skizze von Friedrich Gerstäcker. 291.
Preußen, Kronprinz Friedrich Wilhelm von. * 15.
Prize-Akt, ein, oder Boxerkampf in Cincinnati. Skizze von Friedrich Gerstäcker. 165.
Promenade, auf der. * 319.
Prophezeiung, eine historische. Skizze von Ludwig Adolf Staue-Simignowicz. 403.
Prozessen, mittelalterliche. * 330.

Q.

Qual, die, des bösen Bewusstseins. Kriminalgeschichte von S. Seiffart. 299.

R.

Räthsel. 36. 120. 151. 331. 379. Auflösungen. 96. 151. 223. 379. 427.
Rasche, Johann Rudolph. Von A. Feierabend. 84.
Rathhaus, das, zu Rachen. * 87.
Rebrett, das. * 471.
Reinecke Fuchs. Mit Illustrationen von B. Kaufbach. * 111. 139. 175. 183. 211. 235. 259. 283.
Rekrutenbilder, persische, mit persischem Texte. I. 152. II. 188.
Remontierung in Schwaben. * 498.
Reßelsprung. 12. 55. 108. 151. 199. 252. 300. 355. 432. 444. 516. 540. 607.
Rothhäppchen im Walde. Von G. Doré. * 31.

S.

Sachs, Hans. Ein Dichter aus dem Volk. * 27.
Sänger, des, Glanz und Ende. * 452.
Saiba, das alte Siden. * 615.
Sankseuci. * 63.
Schach. 36. 79. 132. 180. 228. 276. 319. 367. 415. 468. 523. 564. 607.
Schiller's Don Carlos. * 174.
Schmied, der. Von August Silberstein. * 138.
Schmidt, Ferdinand, Volksschreier und Geschichtsschreiber. * 111.
Schristeller der Gegenwart.
I. Friedrich Wilhelm Hackländer. * 42.
II. Roderich Benedict. * 138.
III. Heinrich Laube. * 210.
IV. Ernst Reßak. * 328.
Schüppach, Michael. Von August Feierabend. 436.
Schusterlehrling, der. * 67.
Schwalben, wo bleiben unsere? 414.
Seemann, der junge. * 27.

Seemanns, aus den Erlebnissen eines deutschen. 6. 598.

Seemannskinder, die. * 459.
Sereno, der, von Mexiko. * 306.
Siden. Eine gefallene Größe. * 207.
Singhunde, die. * 75.
Sinnrathsel. 24. Aufl. 72. 180. Aufl. 216.
Sperlinge, ein Kreuzzug gegen die. 139.
Sphinx und Pyramiden. * 616.
Sprechampfer, ein. * 127.
Sterling in Throl. * 424.
Stettin. * 531.
Stiergeßel, ein, in Puebla. Skizze von Fr. Gerstäcker. 370.
Stintfang, der. * 593.
Straußenjagd, eine, in Südamerika. Von August Kahl. 612. 618.
Streckgarade. 516. Aufl. 564.
Sylbenrathsel. 72. Aufl. 120.

T.

Takak, zur Geschichte des. Von Joh. Kalk. 130.
Tängerin, die, aus einem Tagebuch von G. Wörke. * 606.
Th, das englische. * 308.
Thorwaldsen-Museum, das, in Kopenhagen. * 546.
Trappe, die große. Eine Biographie aus der Naturkunde von G. Frhrn. von Thüngen. * 187.
Tumaco. Skizze von Friedrich Gerstäcker. 443.

U.

Uferschwalbe, die. * 198.
Ungarn, Bilder aus. * I. An der Tränke. 376. II. Ungarische Vorspann. 378. III. Der einer Garba. 378.
Unter den Fahnen Ihrer Majestät. Ein Beitrag zur Geschichte des englischen Militärwesens. 460.
Urtheil, das, der Welt. Novelle von Adolf Palm. 597. 609.

V.

Vandamme, General, als Kuchacker. Von Wilhelm Müller. 78.
Vergiftungs-Prozess, der, Übergangs-Cherinsky. * 439.
Verlobung, eine, im sechzehnten Jahrhundert. * 402.
Verfallenes. 510.
Volk, ein untergeordnetes. * 508. 520.
Von unten herauf. Von August Feierabend.
I. Johann Rudolph Rasche. 84.
II. Eutich Kopp in Luzern. 270.
III. Michael Schüppach. 436.

W.

Wagner, Richard. * 150.
Waisen, die, des Sagar. Eine einfache Geschichte aus den Bergen. * 282.
Waldbau, der. Novelle von Bernd von Gusek. 157. 169. 181. 193. 205. 217.
Warnung vor dem Rhein. Von R. Simrod. * 16.
Weinstock, was liefert uns der? Eine ökonomisch-technische Skizze. 508.
Welsenburg, die, in Oberschwaben. * 283.
Weltausstellung, Bilder aus der pariser. Von Herbert König. I. 20. II. 80.
Weltausstellung, Bilder von der pariser. * Der Orient im Parke. Das egyptische Karawanenseral. 3. Oesterreichische Meise. 54. Das chinesische Theater. 87. Der Wasserfall im Parke. 99. Preussische Rothstoffe. 127.
Wette, die. 492.
Wie lange kann der Mensch ohne Nahrung bleiben? 504.
Wintervergnügen, das, von Theodor Pixis. * 6.
Wirthin, der, Tochterlein. Novelle von Hermann Delschläger. 501. 513. 525. 537. 549. 561. 573. 585.
Würzburg, die Domstraße in, mit dem Rathhaus. * 232.

Z.

Zweige, auf dem. * 607.

anzusehen, so durften sie sicher darauf rechnen, eine der Inseln des ostindischen Archipels mit leichter Mühe und ohne besondere weitere Gefahr zu erreichen.

Das Betragen des Kapitäns an Bord hatte aber wohl genügt, um eine feindselige Stimmung gegen ihn wach zu rufen. Allerdings hielt die gewohnte Subordination die Leute zurück, etwas directes gegen ihn zu unternehmen, denn er blieb immer ihr Kapitän, dem sie Gehorsam schuldeten — aber sie ließen sich auch nicht mehr Alles von ihm gefallen.

Einer von ihnen, der Deutsche Hans, hatte gerade, als der Sturm ausbrach, und nicht einmal eines Vergehens wegen, gepeitscht werden sollen. Der Untergang des Schiffs rettete ihn aber vor der Strafe, und Kapitän Dilytt wollte ihn jetzt, um wenigstens eine Rache zu haben, allein auf dem Brad zurücklassen, obgleich selbst sein erster Steuermann sich dagegen aussprach. Die Matrosen hatten jedoch die Tyrannei satt bekommen und erklärten jetzt, daß der Kontrakt mit dem Voreas durch dessen Scheitern gelöst sei, und sie ein Recht hätten, sich zu retten, wie sie es am Passensten hielten. Drei von ihnen, ein Engländer Bill, zwei Franzosen Jean und François, nahmen deshalb, da der Kapitän für sich die Barasse in See gelassen, die kleine Fülle in Beschlag. Der Kapitän war wüthend darüber, aber er hatte die Macht verloren und als er mit seinem Fahrzeug außer Sicht war, fuhr die Fülle mit dem Rest der Mannschaft hinterher.

Das erste Schiff verfolgte nun so rasch als möglich seinen Weg. Der Sturm hatte mit Tagesanbruch — oder eigentlich gleich danach, als er das Schiff in die Klippen getrieben — nachgelassen, und die Brise wehte gerade frisch genug vom Osten herüber, um das Barassenjegel voll zu fassen und zu füllen.

Im Boot befanden sich neun Personen, Kapitän Dilytt, sein erster Steuermann, Mr. Blad, der zweite, Namens Owens, der Steward vom Schiff, der Koch, ein Neger, den die Mannschaft kurzweg „Doktor“ nannte, der Zimmermann und drei englische Matrosen, Jock, Bob und Jim. Der erste Steuermann oder Mate, wie er auf den englischen Schiffen heißt, saß am Ruder, der zweite achtete auf das Segel und der Kapitän hatte sich auf seiner mitgenommenen Matratze ein Lager gemacht, blickte mürrisch über die letzte Szene an Bord, mit zusammengezoogenen Brauen vor sich nieder und sprach dabei — eigentlich mehr als nöthig — einer Flasche Brandy zu, die neben ihm eingeklemmt zwischen der Bootwand und der Matratze saß, um ihr Umfallen zu verhindern.

Mr. Blad hatte dabei volle Arbeit, um das Boot zu steuern, denn sie befanden sich hier noch lange nicht im eigentlichen Fahrwasser der Torresstraße, sondern in einem der abweigenden Kanäle, wo überall Korallen emporstarrten, und oft nur ganz schmale Passagen ließen, durch welche sich die Barasse kaum hinwinden konnte. Dabei hinderte den Steuermann das breite Segel. An Kurs halten war hier gar nicht zu denken, er mußte nur immer den im Weg aufsteigenden, sichtbaren Hindernissen ausweichen, und Bob, der eine Matrose, wurde deshalb in den Vordertheil des Bootes beordert, um dem Steuermann jede neue Gefahr gleich melden zu können.

Und trotzdem war es manchmal nicht möglich, sie alle zu vermeiden; zweimal fuhren sie fest, und das zweite Mal so zwischen ein paar Korallenzweige hinein, daß sie fast eine Stunde Zeit brauchten, um sich wieder vollständig frei und flott zu arbeiten.

Der Kapitän kümmerte sich aber um das Alles nicht. Wie er die wahrscheinliche Schuld trug, daß er durch sein übermäßiges Trinken das ganze Schiff verloren, so lag er jetzt wieder faul und verdrießlich auf der Matratze ausgestreckt und trank weiter. — Um ein Boot zu führen, genügte doch sicher der Steuermann; weshalb sollte er sich dabei abqualen — er war Kapitän.

Ebenso suchte sich der Steuermann von der Arbeit zu drücken, aber dem Mate lag wahrhaftig nichts daran, zwei Faulenzer an Bord und in dem engen Raume zu haben, und sobald er dieß nur merkte, mußte der besonders heran. Endlich kamen sie wieder los und hatten dann nur noch eine einzige schwierige Stelle zu passiren. Zwischen all' den Korallen schien es nämlich, daß der Steuernde — durch das Segel in der Aussicht beschränkt, jedenfalls den richtigen Kanal verpaßt hatte — vielleicht gab es auch gar keinen anderen, und sie sahen sich plötzlich fest auf einer Untiefe, die sie

hier in einem schmalen Arm von dem tiefen Wasser des Binnenmeeres trennte. Aber auch dagegen wurde Rath. Während sie Alle über Bord sprangen — nur der Kapitän rührte sich nicht auf seiner Matratze — erleichterten sie nicht allein die Barasse, sondern konnten auch an allen Seiten heben. Dadurch hoben sie den Kiel langsam über den Sand und nach kaum einer Stunde, wobei der Steward besonders stöhnte und ächzte, belamen sie ihr Boot zum zweiten Mal flott.

Jetzt war auch der Kapitän aufgestanden und nach vorn gegangen, um das Terrain zu übersehen, denn überall lagen kleine, oft nur aus Sand bestehende, oft mit niederem Gebüsch bedeckte Inseln rings in Sicht, und selbst der Mate überließ das Steuer für kurze Zeit dem zweiten Steuermann, um mit seinem Vorgesetzten den Kurs zu berathen, den sie nehmen wollten.

Nach der Karte, welche sie mit sich führten, bestanden drei große Kanäle durch die Torresstraße, von denen der nördlichste der tiefste, der mittlere der sicherste, der südliche der nächste sein sollte. Für das Boot waren nun ohne Zweifel alle drei gleich sicher, denn Wasser genug finden sie überall, Mr. Blad schlug aber doch vor, den zu verfolgen, in welchem sie sich gerade befanden, und den er für den mittelften hielt — seiner Berechnung nach mußten sie wenigstens in diesen eingelaufen sein.

Kapitän Dilytt dagegen fühlte sich in dem Boot nicht behaglich. Er wünschte gern so rasch als möglich irgend einen indischen Hafenplatz zu erreichen, denn an der australischen Küste gab es im Norden keinen mehr, seit die Engländer den einzigen, dort im Besitz gehaltenen, in der Bai von Carpentaria geräumt hatten. Er entschied sich also dafür, unbedingt mehr nach Süden hinüber zu halten. Dadurch belamen sie auch etwas von der Nordküste Australiens zu sehen, und waren, wie er meinte, zugleich gegen die Gefahr vollständig gesichert, wieder in die verwünschten Korallen und vielleicht gar in einen falschen Kanal hineinzugerathen, wo sie dann möglicherweise gar keinen Ausweg fanden und wieder umkehren konnten.

Mr. Blad schien nicht so recht damit einverstanden. Der Kanal, in dem sie jetzt hinfegelten, schien breit und gut; Hindernisse ließen sich nirgends entdecken, und trafen sie wirklich ein solches, dann blieb ihnen ja immer noch Zeit, nach Süden abzufallen und die eigentliche Küste des australischen Continents anzulaufen, auch blieb ihnen in diesem die meiste Hoffnung, von einem nachfolgenden Schiff überholt zu werden. Kapitän Dilytt aber, mit etwa drei Viertelflaschen Brandy im Kopf, bestand auf seiner einmal ausgesprochenen Meinung, und da sie gerade wieder eine dünn mit grünen Büschen bewachsene Insel vor sich sahen, erhielt der zweite Steuermann den Befehl, mehr abzufallen und die vorausliegende Bank zur Rechten zu lassen.

Da es im Ganzen keinen großen Unterschied machen konnte, welchem Fahrwasser sie überhaupt folgten, denn alle drei mündeten in den indischen Ozean hinaus, hatte der Mate auch nichts dagegen, und jetzt lag das Boot einen Südwestkurs an, der sie allerdings bald in einen ganz offenen und breiten Kanal hineinbrachte und ihrer weiteren Reise nicht mehr die geringste Schwierigkeit in den Weg zu legen schien.

Ihrer Karte nach befanden sie sich hier an der äußersten Nordspitze von Australien, dem Kap York, das sie auch im Süden zu erkennen glaubten, wenigstens sah es dort aus wie ein langer Streifen Land, aber es lag wie ein Nebel darüber, und gegen Sonnenuntergang mußten sie außerdem Anker werfen, oder auf einer der kleinen, umher zerstreuten Sandinseln landen, da sich bei dem Wipen der untergehenden Sonne auf dem Wasserpiegel keine unter der Oberfläche vielleicht lauende Korallenbank mehr erkennen ließ. Sie liefen deshalb eine der nächsten Inseln an, wo sie wenigstens mit dem dort spärlich wachsenden Gesträuch ein Feuer anzünden und heißes Wasser zu Thee oder Orog bekommen konnten. Im warmen Sand schlief es sich auch bequemer, als in dem Boot, wo man nicht einmal im Stande war, sich ordentlich auszustrecken.

Am nächsten Morgen, als sie erwachten, fanden sie sich übrigens hoch und trocken auf dem Sand. Sie hatten die Flut verpaßt und waren süß geblieben. Da half denn auch nichts, als daß sie geduldig die rückkehrende Flut abwarteten, denn es wäre selbst ein schweres und vielleicht sogar unmögliches Ding gewesen,

nur die leere Karaffe über den Sand zu schleppen, und dazu hätte sie erst vollständig ausgeladen werden müssen. Was kam auch hier auf ein paar Stunden Verzögerung an — Lebensmittel und Wasser führten sie in hinlänglicher Quantität mit, um wenigstens 10—12 Tage auszuhalten, Wein und Brandy aber für vier Wochen, und nach den letzten Strapazen that ihnen die kurze Ruhe ebenfalls keinen Schaden.

(Fortsetzung folgt.)

Nam. der Red. Friedrich Gerstädt hat vor Kurzem eine Reise nach Nord- und Südamerika angetreten, und wird (mit Ausnahme einer ärztlichen politischen Zeitung) ausschließlich für „Ueber Land und Meer“ und „Die illustrierte Welt“ seine Berichte schreiben, deren Anfang wir in nahe Zukunft stellen können.

Friedrich II. und seine Flöte.

(Ftbl. 2. 1.)

Im Schlosse zu Potsdam, wo uns der Geist des großen Königs auf Schritt und Tritt umweht, hat uns immer der Musiksalon am Meisten gefesselt. Dort steht noch das Notenpult, dort liegen noch die Musikhefte und die Flöte Friedrich's, als ob gestern erst Monzert vor dem Hofe gewesen, wo der königliche Musikus eines seiner selbstkomponirten, reizenden Adagios vorgetragen. Der König war kein Dilettant, er war ein Künstler nach dem Zeugniß der hervorragendsten Musiker seiner Zeit. Er hatte in frühesten Jugend Klavier gelernt, als er aber in einem Hofkonzerte den polnischen Kammermusikanten Cuany gehört, war er so voll von Bewunderung für die Flöte, daß er seine Mutter zu bestärken wußte, den berühmten Flötenisten jedes Jahr mehrmals nach Berlin kommen zu lassen, um bei ihm Stunden zu nehmen, wovon freilich der strenge Vater nichts hatte erfahren dürfen. Sobald Friedrich jedoch zur Regierung gekommen, wurde Cuany mit einer für die damaligen Verhältnisse riesigen Besoldung von 2000 Thalern nach Berlin berufen, um dem König Unterricht zu geben, ihn zu begleiten und sein Kompositionstalent anregend zu fördern. Der König war fortan Feuer und Flamme für das von Cuany so meisterhaft behandelte Instrument. „Mein Bruder,“ sagte die Markgräfin von Bayreuth, „nannte die Flöte seine Prinzessin und betheuerte, er werde sich nie in eine andere verlieben. Deshalb nannte ich meine Laute Princesse und sagte, daß sei sein Rival.“ Der König hatte es bald auf seinem Liebling so weit gebracht, daß er in den Hofkonzerten auftreten konnte, ohne nur von seinen Höflingen aus Courtisane bewundert zu werden: auch die Künstler konnten ihm ihr volles Lob spenden. Eine Stunde vor dem Abendessen wurde gewöhnlich in Sanssouci durch Konzerte ausgefüllt. Friedrich erschien zur bestimmten Stunde, die Noten unter dem Arm, im Konzertzimmer, theilte die Stimmen und legte sie auch wohl selbst auf die Pulte. Er blies dann — aber nur Kompositionen von Cuany oder eigene Werke. Cuany und Bach obet eine Dame von Hofe begleiteten ihn am Klavier. Er hatte einen ungemein zarten, schmelzenden Ausdruck, und wußte seinen Adagios einen eigenthümlichen Reiz zu verleihen. Nur Cuany war es vergönnt, Bravo zu rufen: Niemand vom Hofe außer diesem. Gefiel Cuany etwas nicht, so hustete, nistete oder schneute er sich; der König wußte dann, woran er war und suchte den Fehler zu verbessern. Einmal, als Cuany sich etwas gar zu heftig exhortierte, wagte er's gar nicht, ihn zu fragen, wo gefehlt worden, und wandte sich insgeheim an einen anderen Musiker, der Cuany's Urtheil bestätigte. „Nun,“ meinte der König, „wir dürfen Cuany doch nicht wieder einen so heftigen Katarth zuziehen.“ Sebastian Bach sprach sich über das musikalische Talent des Königs gar zu rigoristisch aus, wenn er sagt: „Sie glauben, der König liebe die Flöte? das ist ein großer Irrthum: er liebt nur die Flöte, und wenn Sie glauben, er liebe die Flöte, so ist das wieder ein Irrthum, er liebt nur seine Flöte.“ Daß der König kein so egoistischer Virtuos war, wie ihn hier Bach hinstellt, davon zeugt, daß er die Flöte auf jede Weise förderte, daß er nicht bloß sich, sondern auch Andere hören wollte, und sein Geschmacks fördernd auf die gleichzeitige Kunst wirkte. Seine Lieblinge waren Braun, Hoffe, Händel, Bach. Daß ein so großer König die Flöte überhaupt mit solcher Vorliebe und Sachkenntniß behandelte, war der wirksamste Sporn für bedeutende Musiker, in

seine Dienste zu treten: die Besoldungen konnten sie nicht anlocken, denn diese waren bei Friedrich's Sparsamkeit gering. Nur Cuany machte eine Ausnahme. Die berühmtesten Künstler machten sich eine Ehre daraus, seiner Kapelle und Oper anzugehören. Sängern, wie die Astroa und Mara, Sänger, wie Salimbeni und Porporino, bezauberten damals das berliner Publikum. „Kunstreisen“ zum Nebenwerb waren unter der Würde dieser Künstler und wie stolz die Künstler auf ihren königlichen Meister waren, beweist die Antwort Porporino's auf eine Gastspieleinladung: „Meine Stimme gehört nur Gott und meinem König!“ Dieß änderte sich erst in den letzten Jahren des Königs, als er vom Alter gehindert wurde, sich thätig an der Musik zu betheiligen, erst dann trat allmählig ein schlechterer Geschmack und eine weniger würdevolle Behandlung der Musik ein. Sie war die Bräde gewesen, auf der die Kunst zu Hofe kam, die Kunst des Hofes zur Kunst drang, und die einfache Flöte, welche auf dem Notenpulte im potsdamer Schlosse liegt, hat der Kunst in einer von Kriegsklären durchdröhnten Zeit die unvergeßlichsten Dienste geleistet. Darum Ehre dem kleinen Instrumente!

Der Orient im Parke der Weltausstellung.

Das ägyptische Karawanseerai.

(Ftbl. 2. 4.)

In dem bunten Gewirre von Baudenkmälern der beiden Hemisphären, welche den Park schmücken, der das Weltausstellungsgebäude umgibt, kommt man nirgends so zu Ruhe und Sammlung, als in dem orientalischen Rayon. Dort ist Harmonie, dort entfaltet sich ein Totalbild von Land, Volk und Sitte vor unsern Augen, wie wir es sonst vergeblich suchen. Der Orient baut seit Jahrtausenden in der alten überlieferten Weise fort. Seine Kunst, sagt Meyer so hübsch, ist wie der Zauberpalaß, in dem Dornröschen schläft, seit Jahrhunderten in demselben Zustande, worin sie vor Zeiten alle Pracht und Ueppigkeit entfaltet. Spurlos ist an den Morgenländern das ganze moderne Leben vorübergegangen, und während bei uns Welten erkunden und vorübergingen, blieben sie mit träumerischem Spiel in einem Scheinbild ihrer alten Existenz versenkt. Ihr Tempel, ihr Haus, ihr Palaß ist unverändert derselbe geblieben: der Tempel von Obfu, das Salemitil des Bascha von Egypten und das Karawanseerai geben uns auf einen Blick das ganze alte und neue Egypten. Die vorchristliche Tempelarchitektur und die neueste maurische Bauweise, wie sie sich nach und nach dort ausgebildet, sind uns in prächtigen Mustern vergegenwärtigt. Der Tempel von Obfu vermag freilich nur von Außen, nicht von Innen ein deutliches Bild des Ganzen zu geben; das Salemitil, der Palaß des Vizekönigs von Egypten, ist ein eleganter Pavillon, überragt von einer Kuppel, welche nach Architektur und Dekoration in gleich reinem arabischen Geschmack gehalten sind. Das Innere, die Möbel, die Teppiche, die Vorhänge, die geschnitzten Decken, der Marmorboden, die Springbrunnen, die beiden reizenden Terrassen, welche auf den Garten hinausgehen, geben uns ein volles Bild der orientalischen Kunst unserer Tage. Das aus Holz und Ziegeln leicht aufgerichtete Karawanseerai repräsentirt die zierliche und lustige mohammedanische Bauweise in einem allerliebsten Modelle. Spielend wehren diese schlanken emporsteigenden Mauern und ihre mit maurischen Arabesken nebartig durchzogenen Oeffnungen die Sonnenglut ab und nehmen doch in lählendem Strom die Luft in sich auf. Das ganze Leben ist nach Innen gezogen in den hohen geräumigen Hof, worin gleichmäßig und heimlich das gebrochene Licht sich ergießt. Nirgends eine lastende Masse, noch eine mächtig stützende Kraft; wie scherzend ist die Schwere des Stoffs und die Anstrengung des Aufbaus umgangen. Das Innere des Karawanseerai besteht aus einer großen, durch beide Stodwerke gehenden vieredigen Halle, die von oben durch Oeffnungen des Daches erleuchtet wird; sie ist von Gallerieen umgeben, auf welche die sämtlichen, sie wie ein Kranz umschließenden Gemächer hinausgehen, die klein und mit noch kleineren Fenstern versehen sind, so daß die Sonnenglut dem Raum nicht viel anhaben kann. Den Genuß der freien Luft vermitteln seine mit hölzernem Gitterwerk versehenen

Pallone. Es ist das orientalische Gasthaus, das auch hier von lockenden, bratenden und behaglich rauchenden Orientalen bewohnt wird. Bett und Teppich, sowie Lebensmittel für sich und seine Thiere muß der Reisende selbst mitbringen; Obdach und Wasser bietet das Karawanserai umsonst. Ein solches zu bauen, gilt im Orient als ein Gott wohlgefälliges Werk. In diesen drei Bauten: Tempel, Palast und Karawanserai, obgleich sie nur Egypten vertreten sollen, haben wir, wie wir im Anfang gesagt, den ganzen Orient vor Augen.

Das Wintervergnügen von Theodor Pixis.

(Die Stahlstich-Prämie dieses Jahrgangs.)

(Plato E. 5.)

Der Ring der Jahreszeiten schließt sich mit „der Winterfreude“, dem Wilde, mit dem wir diesmal die Wand unserer freundlichen Leser schmücken. Der Künstler, der uns durch die Zauber des Frühlings, Sommers und Herbstes geführt, weiß uns auch die Reize des Winters in einem Wilde voll Anmuth und Poesie vor Augen zu führen. Auf spiegelglatter See, der von weißbereiften Bäumen umsäumt ist, gleiten die lieblichsten Frauengestalten auf dem besflügelten Stahlschuh dahin, bald in ledern Schwung die zierlichsten Kreise bildend, bald wieder in langem Stoße dahinfliegend, und unsern bewundernden Blicken sich entziehend. In die warme pelzverbrämte Kajaweiße gehüllt, durchströmt angenehme Wärme den Körper, während die frische, kalte Luft die Wangen mit duftenden Rosen bestreut. Mitten die Kreise durchfliegt der bequemere Schlitten mit der süßen Last, die der kräftige Arm des Mannes bewegt, während das geflügelte Wort ein williges Ohr findet. Im Hintergrunde taucht aus dem winterlichen Nebel die Stadt mit ihren Thürmen auf — wer kennt sie nicht an ihren gemüthlichen, tief hereingelegenen Winterlappen, unter denen sich so behaglich lebt. Aber heute lacht sie uns nicht, wir rufen mit Alopstod in seinem berühmten Eislauf:

Lach der Stadt ihren Ramin! Komm' mit mir,
Wo des Kryhalls Ob'ue Dir winkt!

Aus den Erlebnissen eines deutschen Seemanns.

I.

Kampf mit chinesischen Piraten bei Formosa.

Wir waren auf dem Wege von Melbourne nach Hongkong, und obgleich wir nach unseren Berechnungen schon seit drei Tagen an der Küste der berühmten Insel Formosa *) herumlavirten, so hatten wir doch bis jetzt trotz geschärfster Aufmerksamkeit noch nichts Verdächtigtes bemerkt. Wir wußten aber, daß wir im Bereiche gefährlicher Menschen waren, und wiegten uns daher in keine trügerische Sicherheit. Die Piraten wagen sich sehr selten an einen Dreimaster, aber es geschieht doch zuweilen, und da man lange nichts von einem Ueberfall gehört hatte, so muthmaßte unser Kapitän — ein zwar noch junger Mann, aber doch ein alter erprobter Seemann — daß die Schiffe es auf einen wichtigen Fang abgesehen hätten. Die aus 32 Vollmatrosen, 6 Leichtmatrosen und 4 oder 5 Schiffsjungen, dann aus 4 Offizieren, also im Ganzen aus 46—47 Köpfen bestehende Besatzung war mit guten Feuerwaffen versehen, an Bord — wie an Steuerbordseite stand je ein scharfgeladener Treipfänder und eine kleine Carronade war vorn auf der Back angebracht. Auf dem Verdeck standen viele große Körbe mit Erde, Sand u., um etwa geworfene Stinktöpfe zu erlösen; ferner lagen einige große Fässer mit Regenwasser dicht bei der Mücke, und die große Feuerpumpe des Schiffes war in Thätigkeit, Wasser in die wahrhaft kolossalen Kochtöpfe der Küche zu pumpen. Das kleine Pulvermagazin des Schiffes wurde geöffnet und der Vorrath vertheilt. Kapitän und Offiziere setzten ihre Re-

volver in gehörigen Stand; alte Lanzen, Harpunen und schwere Eisenstücke wurden hervorgeholt, während die Matrosen Werballen verfertigten und mit Theer trankten. So gerüstet glaubten wir jeder Gefahr trogen zu können, unterließen aber dennoch keine Vorsichtsmaßregeln. Glücklicherweise hatten wir ziemlich starken Wind und konnten unsere Untersegel bergen, um bei einem etwaigen Gefechte durch dieselben nicht gehindert zu werden. Wer uns bei unsern Arbeiten gesehen hätte, würde uns sicherlich für blutgierige Seeräuber und nicht für friedliche Kauffahrer angesehen haben. Die Seeleute hatten alle ihre Instruktionen erhalten und warteten ungeduldig auf das Erscheinen der feindlichen Schunken. Da plötzlich, mitten in der Nacht, signalisirten die überall postirten Wachen: zwei Schunken zu Vordor (auf der Windseite)! Da es wichtig war, die fremden Schiffe, welche ja Seeräuber sein konnten, nicht auf der Windseite zu lassen, so gingen wir über Stag, das heißt wir wendeten das Schiff um, und jetzt befanden sich die beiden Schunken in Lee. Doch kamen sie uns immer näher; der Wind ließ nach, und wir konnten deutlich das Klätschern der langen Ruder im Wasser, womit sie ihre Fahrzeuge fortbewegten, hören. Die Gile, welche sie zu haben schienen, in unsere Nähe zu kommen, bedeutete nichts Gutes, und wir machten daher alle Segel fest; nachdem dieß geschehen war, feuerten wir einen blinden Kanonenschuß in der Richtung der Schunken ab. Auf dieses Zeichen kamen sie mit einer fürchterlichen Schnelligkeit näher und binnen kurzer Zeit waren sie in Sprechweite. Der Kapitän rief sie durch's Sprachrohr an. Keine Antwort! Jetzt waren unsere letzten Zweifel verschwunden, und ein gut gerichteter Kanonenschuß legte den Mastbaum der ersten Schunke um. Doch verminderte sich dadurch die Schnelligkeit nicht, sondern die Ruder arbeiteten mit desto größerer Energie.

Auf eine Distanz von etwa 20 Kabellängen hörten wir den Ruf: „Ship ahoi!“ Nachdem der Kapitän geantwortet hatte, ertönte ein zweiter Ruf: „What ship is that?“ (Was für ein Schiff ist dieß?) — „American Bark Eleanor, captain Hawkins.“ (Amerikanische Bark Eleanor, Kapitän Hawkins.) — „Where do you come from?“ (Wo kommt ihr her?) — „From Melbourne.“ (Von Melbourne.) — „Where are you bound for?“ (Wo geht ihr hin?) — „For Hongkong.“ (Nach Hongkong.) — „All right, let us see your papers; I'll come on board with some of my people.“ (Alles gut, laßt uns eure Papiere sehen, ich werde mit einigen von meinen Leuten an Bord kommen.) — Da bekanntlich nur Kriegsschiffe das Recht haben, auf offener See Kauffahrtschiffe anzuhalten und die Vorzeigung der Schiffs-papiere zu verlangen, so war unser Kapitän entschlossen, die Gäste mit einer gutgezielten Decharge zu empfangen, und kündigte diesen Entschluß dem Gegner an. Dieser ließ sich aber dadurch nicht irre machen; ein Boot wurde in See gelassen, und nach wenigen Minuten schon war der taktmäßige Hubschlag hörbar, der die Boote der Kriegsfahrzeuge von denen der Handelschiffe unterscheidet.

„Jedermann auf seinen Posten, klar für's Gefecht!“ erscholl das Kommando, und im Nu stand Jeder auf dem ihm im Voraus bezeichneten Posten auf der Brustwehr des Schiffes. Die Matrosen hatten ihre Musketen schußfertig neben sich liegen, die Leichtmatrosen und Schiffsjungen trugen die Werglügen zu. Die vier Schiffs-offiziere standen auf der Kommandobrücke und der Kapitän selbst am Steuerrad, sein Sprachrohr in einer Hand, den Revolver in der andern und das Steuerruder mit dem Fuße regierend. Es vergingen nicht viele Minuten und das kleine Boot der Piraten war hart an der Schiffsseite. Jetzt richtete der Steuermann die Kanone, was ziemlich schwierig war, da die See ziemlich hoch ging und das Schiff gehörig rollte. Wir konnten bemerken, daß die schweinschnüßigen Schiffe — etwa zwölf an der Zahl — sämmtlich mit Enterhaken bewaffnet waren und ihre berühmten Stinktöpfe zur Hand hatten. Jetzt lag das Schiff eine halbe Minute ruhig da, und die Kanone wurde abgefeuert. Die Kugel schlug durch den Boden des Bootes und zerlameterte eine Anzahl Stinktöpfe. Zugleich gaben die auf den Railings (Brustwehren) stehenden Matrosen Feuer, und die Zahl der Angreifer hatte sich bis auf die Hälfte vermindert. Diese warfen jetzt ihre angezündeten Töpfe auf unser Verdeck, und unsere Jungen waren gleich mit den großen Körben zur Hand, um den pestilenzialischen Geruch zu erlösen. Wir verwendeten kein Auge von dem Boote und bemerkten daher nicht,

*) Formosa ist für die chinesischen Gewässer, was Singapur vor hundert Jahren für die malayischen Gewässer war, nämlich ein sicherer Schlußpunkt der Piraten.

daß sich die beiden großen Dschunken näherten, bis uns eine ganze Salve belehrte, daß wir noch andere Feinde hatten.

Dank dem Rollen unseres Schiffes flogen die Kugeln durch das Takelwerk, ohne großen Schaden anzurichten, da nur die nackten Masten und Tauen denselben als Zielpunkte dienen konnten. Aber jetzt kamen drei bis vier Piratenboote auf uns zu, die Musketen waren nicht wieder geladen, ebensowenig wie unsere Steuerbordkanone. Mit stummer Bewunderung beobachteten wir den Koch, der sich um das Schießen nicht kümmerte, sondern ruhigen Blutes in seiner Küche ein Feuer unterhielt, als wenn er beim Teufel selbst hätte einheizen sollen. Ein Zuden seiner Unterlippe verrieth allerdings zuweilen, daß er wohl wußte, um was es sich handelte. In den großen Kesseln brodelte und siedete es fürchterlich, und plötzlich rief der Koloss einigen Jungen zu, die Feuerpöppe zu bemannten. Ein langes Saugrohr wurde in den siedenden Kessel gebracht, und unser Koch, sein großes Küchenmesser im Gürtel, sprang auf die Masting, ergriff den langen Schlauch und kommandierte: „Pumpt, Jungens, wenn euch euer Leben lieb ist!“ Die Matrosen pumpen, und da sich die Piraten fertig machten, das Schiff zu entern, ergossen sich siedende Wasserfluten in ihre Gesichter und zwangen sie, zurückzuweichen. Die beiden größeren Schiffe hatten mittlerweile unsere Dack beim Steuerruder geentert; doch war der Erste, der sich über die Brüstung geschwungen, vom Kapitän mit zerschmettertem Schädel in's Meer geschleudert worden. Der Kapitän stand, schrecklich schön anzusehen, mit seinem Revolver am Steuerruder und war bereit, die noch übrigen fünf Schiffe in fünf andere Schädel zu entladen. Jetzt rannte ihm Alles zu Hülfe, Jeder zwei angezündete Bergfugeln in der Hand schwingend. Naum beim Steuerruder angekommen, wurden diese Zerstörungswerkzeuge auf das Verdeck der Dschunken geschleudert und nach kurzer Zeit standen dieselben in Flammen. Da sie jedoch mit unserem Schiff fest verknüpft waren, so nahm der Kapitän das Sprachrohr zur Hand: „Nachbordwache Tauen lappen, Steuerbordwache gesammelt und Mottenfeuer auf die Hunde gegeben!“ — Durch eine riesige Kraftanstrengung war es einigen beherzten Leuten gelungen, beide Kanonen zum Steuerruder zu bringen, und jetzt wurden die Dschunken aus unmittelbarer Nähe bombardirt, während weiter vorn die versengende Feuerpöppe des Kochs die Boote in respektvoller Ferne hielt und das wohlgezielte Musketenfeuer der Mannschaft tüchtig unter den Piraten aufräumte. Die Tauen, womit die beiden Dschunken rückwärts befestigt waren, gaben endlich nach einigen kräftigen Arzthieben nach, und jetzt waren wir verhältnismäßig in Sicherheit. Doch bedrohte uns das Feuer der brennenden Dschunken noch immer, und so wurde denn befohlen, die erste in Grund zu bohren, die zweite zu nehmen. Einige gut gezielte Kanonenschüsse brachten der uns am nächsten befindlichen Dschunke solchen Schaden bei, daß dieselbe bald sank. Die zweite Dschunke konnte gerettet werden, und wir brachten sie nebst etwa 50 Mann in Sicherheit. Unter der Besatzung befand sich auch ein holländischer Matrose, der uns erzählte, daß dieselben beiden Piraten, welche wir lampförmig gemacht hatten, die schlimmsten in den chinesischen Gewässern seien.

Jetzt klärte sich auf, warum man so lange nichts mehr von Seeräubern gehört hatte. Die Dschunken waren schon ziemlich lange in See und auf der Lauer; sie hatten nur noch wenig Pulver an Bord und gaben daher nicht regelmäßig Feuer, sondern verließen sich mehr auf's Entern. Kleinere Schiffe, wie Brigge, Schooner &c., wie man deren gewöhnlich an der chinesischen Küste trifft, waren leichte Beute gewesen, und nachdem die Schiffe geplündert, die Mannschaft jedoch gebunden worden war, bohrte man ein großes Loch in den Schiffsraum und überließ das Schiff der Gnade der Wellen, welche es alsbald verschlangen. So konnte man nicht viel mehr von den Piraten vernehmen, und auch die an der Küste stationirten Kanonenboote und anderen Kriegsfahrzeuge hatten in ihrem Eifer nachgelassen und die Piraten nicht mehr mit der Energie verfolgt wie früher. Durch diese Sorglosigkeit läßt gemacht, wagten sich die Schiffe jetzt an größere Fahrzeuge, und es war ihnen gelungen, in der vorigen Nacht ein großes Schiff mit Thee und Seide zu kapern, welches sie, nach Niedermetzelung der Besatzung, in einem Schlupfwinkel der Insel Formosa verborgen hielten. Wir konnten unsere Reise ungehindert fortsetzen,

da wir nur wenige Beschädigungen am Schiffe erlitten hatten. Freilich hatten wir fünf Matrosen und den Obersteuermann verloren, welche bei dem Versuche, die Tauen der enternenden Schiffe zu lappen, von den Piraten niedergeschossen worden waren. Doch was war ein solcher Verlust — so schmerzlich er uns auch war — gegen die Gefahr, welche uns bedrohte? Die Marter, von denen uns der Holländer erzählte, trieben uns die Haare zu Berge. Wenn die Piraten bei guter Laune waren und die Beute groß war, so begnügte man sich damit, die unglücklichen Gefangenen an die Masten zu hängen. Waren sie aber zufällig schlecht gelaunt, so wurde zuweilen ein Kessel siedendes Oel gebracht, oder die Gefangenen wurden bei kleinem Feuer gebraten oder in zwei Theile gesägt. Wie armselig erscheinen uns im Vergleiche zu diesen sinnreichen Martern die Qualen der spanischen Inquisition oder selbst der amerikanischen Nothhäu! Bei unserer Ankunft in Hongkong empfingen die Missethäter die gerechte Strafe ihrer Verbrechen, und uns wurde eine anständige Belohnung als Preisgeld zuerkannt; es war leicht, die Rhetorik des gelaperten Iberschiffes ausfindig zu machen, welche sofort durch ein englisches Kanonenboot eine neue Equipage nach Formosa sandten und das Schiff, welches noch die ganze Ladung an Bord hatte, zurückbrachte. Die gefangenen Piraten wurden mit der ganzen Strenge chinesischer Justiz hingerichtet; die Kriegsfahrzeuge erfüllten ihre Pflicht wieder, und dem Seeräuberunwesen war für lange Zeit ein Ende gemacht.

Briefe und ihre Wirkung.

Von
Ludwig Köhler.

(Fitz S. 3.)

G. P. R. James sagt in einem seiner Romane: „Briefe! seltsam geheimnißvolles Gemisch von alten Lumpen und Leim, welche eine Welt von Erregungen habt ihr über die Erde gebracht! Wie oft hat der Anblick des dünnen zusammengefallenen Bogens mit seinen wunderlich verschlungenen schwarzen Hieroglyphen das leichteste, frohlichste Herz überwältigt, dem Kummer oder der Schwermuth zur Beute gegeben! Wie oft das Lächeln in Thränen verwandelt! Wie oft die heiteren Gaukelbilder der Phantasie, die Erinnerung und Hoffnung hinweggejagt und die Vergangenheit in trübes Dunkel, die Zukunft in trostlose Verzweiflung eingebüllt! — Wie oft aber auch seid ihr die unerwartetenboten des Glücks und der Freude gewesen! Wie oft habt ihr Sonnenschein und Licht in die umnachtete Brust gebracht! Wie oft habt ihr in einem Nu die düsteren Donnerwolken der schwärzesten Stürme der Welt zerstreut — ja zuweilen sogar den trüben, gewitterstarken Tag eines langen, kummervollen Lebens wie mit einem Blitzstrahl, mit einer ekstatischen Glut geschlossen, die zu hell und zu stark war, um überlebt werden zu können.“

Fliegende Blätter.

Orientalischer Justiz. Ein christlicher Bauer hatte vor etwa fünfzehn Jahren sechzig Reitals (18 R. 24 fr.) Abgaben zu zahlen; er besaß jedoch nichts als eine Kuh, die ihn und die Seinigen mit Nahrung versah. Der Steuerbeamte forderte die anderen Bauern des Dorfes auf, die Kuh zu kaufen, und als Alle sich weigerten, ließ er das Thier schlachten und in sechzig Theile an eine gleiche Anzahl der wohlhabendsten Bauern vertheilen, welche das Stück mit einem Reital bezahlen mußten. Der arme Bauer läuft zu dem Deftendar Mohammed Ali und klagt ihm seine Noth, worauf dieser den Steuerbeamten, den Schlächter und die Käufer des Fleisches zu sich beschicken läßt. Den Schlächter fragte er, warum er die Kuh geschlachtet habe, und als dieser sich damit entschuldigt, daß er nur gehorcht, was seine Obrigkeit ihm befehlen, befehlt ihm der Deftendar, den Steuerbeamten zu schlachten. Dieser Befehl wird mit den besten Gehorsam vollzogen, wie sie bei dem Schlachten eines Löwen üblich sind — er schneidet dem Mann den Kopf ab. Hierauf läßt der Deftendar den Körper in sechzig Stücke theilen, von denen jeder Käufer des Kuhfleisches eines zu dem Preise von zwei Reitals nehmen mußte; diese hundertmalwöchentlich Geschnitten bekam der arme Bauer zur Entschädigung, während der Schlächter als Lohn den Kopf des Steuerbeamten erhielt.

Die falsche Gräfin.

Novelle von Edmund Gahn.

Erstes Kapitel.

Eine letzte Unterredung.

Schwester Ursula trat in das Zimmer, in welchem die sechzehnjährige Blanche am Stidrahmen saß, bemüht, eine Altarbede mit künstlichen Rosen zu zieren.

„Stehen Sie auf, liebes Kind,“ sagte die gutmüthige Nonne mit ungewöhnlich sanfter Stimme, „kleiden Sie sich rasch an, und folgen Sie mir zu Ihrer Mutter, sie ist sehr krank und wünscht Sie zu sehen.“

Blanche schob mit zitternden Händen den Stidrahmen zurück, ihre blühenden Wangen verwandelten sich in weiße Rosen, sie sagte kein Wort, sondern verließ schnell das Gemach, um nach wenig Minuten in Hut und Mantel zurückzukehren.

„Ich werde Sie begleiten, Blanche,“ sagte die Nonne, „Sie vermögen sich kaum aufrecht zu halten, armes Mädchen, nehmen Sie meinen Arm.“

Es war ein kahlalter Februarabend, draußen dämmerte es schon. Schweigend gingen die beiden Frauenzimmer, die verblühte und die aufblühende Jungfrau durch die Straßen des kleinen Städtchens, das, an der Grenze von Spanien liegend, weder den Charakter eines französischen noch spanischen Städtchens an sich trug, sondern eine Mischung von beiden, wie denn auch in St. Gaudens schon viel Spanisch gesprochen wurde.

Jetzt öffnete eine finster blickende, halb taube Dienerin die Thüre des Häuschens, welches Madame Leroy, die Mutter Blanche's, bewohnte.

Mit der Klosterschwester wechselte die Dienerin einen bedeutenden Blick, dann traten alle Drei in das kleine Gemach, in welchem die Kranke lag.

Der Arzt stand auf und flüsterte Blanche zu: „Fassung, liebes Fräulein.“

Die Kranke bewegte die Lippen, die Tochter kniete am Bett nieder und küßte die erlappenden Hände der Mutter.

„Meine theure Blanche,“ flüsterte Madame Leroy, „Du siehst mich heute zum letzten Male, aber mein Geist wird Dich umschweben, denn Mutterliebe stirbt nicht. Ich habe Dich von mir gegeben, Du solltest im Kloster mehr lernen, als ich arme Kranke Dich zu lehren im Stande war, Du solltest unter Altersgenossinnen, die glücklich sind, Deine Kindheit genießen. Deshalb, mein geliebtes Kind, beraubte ich mich Deines süßen Anblicks. Nimm hier diesen Brief und dieß Paket: wenn ich nicht mehr auf Erden sein werde, wird Dein Schicksal sich anders gestalten. Ich habe viel,“ hier seufzte die Sterbende, „unsäglich viel durch die Beschränkung meines Willens gelitten, Du sollst frei handeln dürfen. Prüfe Dich, willst Du den Schleier nehmen, was Vater Innocenz für das Beste hält, so hast Du zu diesem Verufe meinen Segen, ziehst Du das Leben in der Welt vor, so reise nach Paris, gib diesen Brief an seine Adresse, und Du wirst geborgen sein. Meinen Segen gebe ich Dir auch dann.“

„Geliebte Mutter,“ schluchzte das arme Mädchen, „Du wirst wieder genesen, der gute Doktor Girardin hat Dich mit seiner mächtigen Kunst schon oft hergestellt, auch diesmal...“

Blanche wagte nicht weiter zu sprechen, denn sie sah, daß sich das noch immer schöne Antlitz der Mutter plötzlich veränderte, sie versuchte noch einmal ihr Kind anzublicken und schloß die Augen für immer.

Ursula kniete nieder und murmelte Sterbegebete.

Nach einiger Zeit bemühte sich die Nonne, ihre Schülerin, welche noch auf den Knien lag, aufzuheben, sie redete ihr liebreich zu, bis es ihr endlich gelang, Blanche etwas zu beruhigen und zu bewegen, ein Glas guten Wein zu sich zu nehmen.

„Ich will diese Nacht bei meiner Mutter bleiben,“ sprach Blanche sanft aber fest.

„Thue das, mein liebes Kind, ich werde Dich nicht verlassen, der Doktor wird es der Frau Priorin sagen, wo ich diese Nacht bin.“

Jahrb. Zeit. 68. I.

Nach einer langen Pause trocknete Blanche ihre Thränen, badete ihr Gesicht mit kaltem Wasser, setzte sich zu ihrer Lehrerin und sagte: „Schwester Ursula, Sie waren stets sehr gütig gegen mich.“

„Weil Du meine fleißigste, liebste Schülerin bist, Blanche.“

„Wollen Sie mit mir von meiner armen Mutter sprechen?“

„Gern, meine Blanche.“

„Ich habe meine Mutter niemals fröhlich gesehen, fast immer kränklich. Haben Sie, beste Schwester Ursula, jemals ein Lächeln auf ihren Lippen bemerkt?“

„Zuweilen; kein heiteres, aber das jählichste, wenn sie Dich betrachtete. Sie freute sich Deines Jugendmuthes.“

„Hat meine Mutter niemals zu Ihnen von ihrer Vergangenheit gesprochen?“

„Selten, sie kam mit Deinem Vater hieher, es sind im nächsten Monat zwölf Jahre. Dein Vater erkrankte, ich hörte damals noch nicht dem Ursulinerkloster an, ich wurde von der Priorin meines Klosters gesandt, Deiner Mutter beizustehen, denn auch sie warf Angst und Sorgen um Deinen Vater auf das Krankenbett. Sie genas, Dein Vater starb, schnell, im Fieber, ohne die Tröstungen unserer heiligen Religion.“

„Ich kann mich keiner nur ganz dunkel erinnern, bitte, beschreiben Sie mir meinen Vater, wenn sein Aeußeres Ihnen noch einigermaßen ist.“

„Vollkommen, er war ein schöner Mann, kaum dreißig Jahre alt, Du hast seine Augenbrauen und dieselben großen braunen Augen, außerdem bist Du Deiner Mutter vollständig ähnlich. Sie war damals wenig über zwanzig Jahre alt, wenn Du die Augen senkst, siehst Du eben so aus, wie sie damals ausah, nur einige Jahre jünger. Dein Vater war, so viel ich vermuthen konnte, ein Engländer. Deine Mutter nannte ihn Alfred, ich — um es wird Deinen Eltern vor Gott verziehen werden, — ich glaube nicht, daß der Name Leroy Deinem Vater mit Recht gehörte.“

„O! Warum sollte er unter erborgtem Namen gereist sein?“

„Das weiß ich nicht. Deine Mutter hat niemals von ihrer Familie mit mir gesprochen, aber ich glaube, daß sie aus einem vornehmen Hause stammte.“

„Warum nehmen Sie dieß an?“

„Ich schloß das aus kleinen Angewohnheiten Deiner Mutter, aus einem nicht zu beschreibenden Etwas. Man sah, daß sie in ihrem Leben mehr befohlen als gehorcht hatte, sie sprach Englisch, Italienisch, spielte mit Meisterkraft die Harfe, war aber in allen Handarbeiten sehr ungeschickt. Sie mochte in ihren Jugendjahren niemals die Nadel geführt haben, auch kannte sie den Werth des Geldes nicht, oft gab sie für Blumen, für Gemälde Summen aus, welche für ihre Verhältnisse zu hoch waren. Später klagte sie sich dann selbst dieser Unbesonnenheiten an, und damit Du eine praktische Erziehung erhalten und Dich an das Arbeiten gewöhnen mügest, übergab sie Dich dem Kloster.“

Blanche hatte diese Mittheilungen der Schwester Ursula mit großer Aufmerksamkeit angehört. „Ich begreife die gute, verständige Absicht meiner verklärten Mutter,“ sprach Blanche, „doch sagen Sie mir noch, Schwester Ursula, hat Ihnen die Selige niemals von ihren oder meines Vaters Verwandten erzählt? Gegen mich war sie aber dieselben sehr schweigsam, so oft ich eine Frage nach ihnen that, füllten sich ihre Augen mit Thränen, dadurch wurde ich abgehalten, sie um Erklärungen zu bitten.“

„Auch gegen mich zeigte sich Deine Mutter in diesem Punkte sehr verschlossen, und ich glaube auch, Doktor Girardin, ja selbst Vater Innocenz, welcher doch jahrelang der Beichtvater Deiner Mutter war, wissen nicht viel mehr als ich. Mir ist nur bekannt, daß die Mutter Deiner Mutter den Namen Blanche geführt hat und Du deshalb diesen Namen in der Taufe erbiestest. Auch sagte sie mir einst, es war der erste Juli, heute ist der Geburtstag meiner Mutter!“

„Am ersten Juli, ah, ich erinnere mich, daß ich als Kind an diesem Tage stets einen Blumenstrauß in die Kirche tragen und auf den Altar der heiligen Anna legen mußte.“

„Das ist Alles, was ich weiß, meine liebe Blanche.“

Das junge Mädchen sprach nicht mehr, sie weinte still vor sich hin, bis sie endlich müde von Thränen und Schmerz einschlief.

Schwester Ursula winkte der alten Dienerin, sie trugen das

Mädchen auf der letzten einfachen Lager, wo sie ruhig fortschlummerte, dann begab sich die Nonne in das Sterbezimmer, um bei der Leiche zu beten. Schwester Ursula fürchtete sich nicht, ihrem frommen Gemüth blieb das Grauen vor dem Tode fern, sie hatte als barmherzige Schwester oft an Krankenbetten und an Särgen gestanden. Nachdem sie vor einigen Jahren eine schwere Krankheit überstanden hatte, erklärte der Arzt, Schwester Ursula dürfe nicht mehr mit Krankenpflege beschäftigt werden, wolle man sie nicht tödten. Die Priorin fragte bei ihren Obern deshalb an, und die gute Nonne ward in ein Kloster versetzt, dessen Schwestern sich mit der Erziehung der Jugend beschäftigten.

Als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne auf das bleiche, stille Antlitz der Todten fielen, erhob sich Ursula und betrachtete sie. Sie freute sich des Gottesfriedens in den noch jugendlichen, schönen Zügen der Frau, ihrem Auge entging nicht, daß Madame Leroy ein feines, schwarzes Schnürchen um den Hals trug, Ursula nahm es ab und erblickte an demselben einen Siegelring mit einem Wappen. Unter einer Graskrone zeigte dasselbe ein Schild, in welchem im obern Felde drei Sterne, im untern eine Elie zu sehen waren. Daß die Verstorbene den Ring niemals für Andere sichtbar an der Hand getragen hatte, schien ihr ein neuer Beweis von Madame Leroy's absichtlicher Verbergung ihrer Herkunft. Ursula nahm den Ring an sich und beschloß, ihn später unter vier Augen an Blanche zu geben.

Die gute Nonne hatte wenig in der Welt gelebt, sie war nicht aus der Provinz herausgekommen, hatte auch keine Studien in der Wappenkunde gemacht und sann somit vergebens nach, welches adelige Geschlecht in Frankreich wohl dieses Wappen führen möge.

„Vielleicht ist das Wappen dem Doktor Girardin bekannt.“ dachte später Ursula, „oder Vater Innocenz, der ein sehr gelehrter Mann ist, kann Auskunft darüber geben, soll ich wohl diese Herren darüber fragen? Nein,“ entschied sie endlich, „Madame Leroy hat offenbar dieses Wappen von keinem Auge sehen lassen wollen, also will ich durch Schweigen ihren Willen ehren. Blanche mag es später damit halten, wie ihr beliebt, sie ist die rechtmäßige Erbin von Allem, was ihre Mutter hinterlassen hat, wenig, leider wenig!“

Vielleicht hätte Blanche manche Prüfung nicht zu bestehen gehabt, wäre dieser Ring in die Hände des Vater Innocenz gekommen.

Zweites Kapitel.

Eine folgenreiche Begegnung.

Zwei Monate waren dahingegangen seit dem Tage, an welchem Blanche zum letzten Male ihrer Mutter bleiches Antlitz gelüßt hatte. Das liebe Mädchen hatte ihre Mutter in den letzten Jahren selten gesehen, sie fühlte sich im Kloster unter ihren Jugendfreundinnen nicht unglücklich, aus der Jugend selbst strömte der Quell der Heiterkeit, — denn wie konnte man sonst das Leben mit seinen Leiden, Opfern, Verlusten ertragen? — Blanche's bitterer Schmerz hing an sich in sanfte Wehmuth zu verwandeln.

Doktor Girardin, der Arzt des Klosters, der Freund ihrer Mutter und der ihrige, gedachte jetzt der letzten Wünsche der Verstorbenen und bat Blanche um eine Unterredung.

„Meine liebe Blanche,“ begann er gütig, „ich habe den Nachlaß Ihrer guten Mutter geordnet, er ist sehr unbedeutend. Hätte sie noch länger gelebt, würde sie auf den Beistand von Freunden angewiesen gewesen sein.“

„O, und leider hatte meine arme Mutter keinen Freund, als Sie, der Sie selbst nicht reich sind.“

„Nun, für meine Freundin würde ich genug erworben haben. Doch lassen wir das, Blanche. Es war der letzte Wunsch Ihrer Mutter, daß Sie entweder den Schleier nehmen, oder nach Paris reisen sollten, zu dem einzigen Freunde Ihrer Mutter, welcher, wie sie sagte, guten Willen und Mittel besäße, Ihnen ein sorgenfreies, möglicherweise auch glückliches Loos zu bereiten. Doch, das habe ich Ihnen schon vor vier Wochen mitgetheilt. Wenn Ihre Mutter mehr hinterlassen hätte, könnten Sie noch ein Jahr als Kostgängerin im Kloster bleiben, aber die kleine Summe reicht nicht hin, Ihre Pension zu bezahlen, auch schien Ihre Mutter das nicht

zu wünschen, denn Sie sagte einmal zu mir, wenn Vater Audoin nur nicht stirbt, bevor Blanche nach Paris kommt, er ist nicht mehr jung. Ueberlegen Sie nun, mein Kind, was Sie thun wollen, ich will Ihnen nicht raten, denn Sie sind nun in den Jahren, wo Sie selbst über Ihre Zukunft bestimmen müssen. Sollte Vater Audoin nicht im Stande sein, viel für Sie zu thun, so haben Sie doch, Dank der Weisheit Ihrer Mutter, sich Kenntnisse angeeignet und besitzen, wie Ihre Lehrerinnen Ihnen zugehen, auch viel Geschicklichkeit in seinen weiblichen Handarbeiten; endlich hat Ihnen der Himmel, indem er Ihnen eine sasse Stimme verlieh, eine seltene, köstliche Gabe geschenkt. Ich würde Ihnen niemals raten, die Bühne zu betreten, aber es gibt noch andere Gelegenheiten, wo Sie durch den Zauber Ihres Gesanges sich Herzen gewinnen können und eine unabhängige Stellung.“

„Alles, was Sie sagen, ist göttig,“ entgegnete Blanche, „doch vielleicht besitze ich nur für Diejenigen, welche mir wohlwollen, so viel Talente. Ob ich nach Paris reisen, oder den Schleier nehmen werde, darüber will ich mich in den nächsten Tagen entscheiden.“

Doktor Girardin war mit dieser Antwort zufrieden, er ging wie gewöhnlich zu seinen Kranken, welche ihm, wie es in dem kleinen Städtchen nicht anders sein konnte, viel Mühe machten, ohne ihn dafür mehr als lässig zu belohnen; aber Doktor Girardin stand allein in der Welt, er hatte sich an eine einfache Lebensweise gewöhnt, er liebte das malerisch gelegene Städtchen, die Berge, er würde sich um keinen Preis von den Bäumen getrennt haben, welche er als Knabe hatte von seinem Vater pflanzen sehen, und unter deren Schatten ihm heimisch zu Ruche war.

Die Pensionärinnen verließen den großen Saal, in welchem sie unter Anleitung der Lehrerinnen gearbeitet hatten. Es war ein milder Aprilabend, wer Südfrankreich kennt, weiß, wie reizend der April dort ist, und die Mädchen gingen paarweise, harmlos plaudernd, in den breiten Gängen des großen Klostergartens auf und nieder.

Blanche hing sich an den Arm der Schwester Ursula, zog dieselbe mit sich fort in die entlegenen Parteen des Gartens und sagte leise: „Ich möchte Ihren Rath hören, ehrwürdige Schwester, halten Sie es für gut, wenn ich den Schleier nähme?“

„In Deiner Frage ist schon meine Antwort enthalten, liebes Kind,“ erwiderte die Nonne, „wenn Du wirklich große Neigung und entschiedenen Beruf zum Klosterleben hättest, würdest Du diese Frage nicht thun.“

Blanche lächelte und holte tief Athem, als sei sie von einer Last befreit. Die Nonne lächelte auch und liebte ihre Schülerin.

„Sie würden es also nicht für unredt halten, wenn ich nicht das fromme Gelübde ablegte?“

„Durchaus nicht, es können nicht alle Jungfrauen den Schleier nehmen, Blanche.“

„Nicht wahr, ehrwürdige Schwester, Sie zürnen mir nicht, wenn ich Sie frage: haben Sie niemals bereut, Nonne geworden zu sein?“

„Ich? O nein, mein Kind, niemals!“

„Und was bewog Sie, sich dem Kloster zu weihen, theure Ursula?“

„Du bist die Erste, welcher ich es sage, ich liebe Dich und seht, wo meine Jugend längst hinter mir liegt, kann ich davon sprechen, ohne daß mir das Herz weh thut. Sieh, meine Blanche, umweit von hier lebten meine Eltern auf einem kleinen Gutchen. Wir bauten viel Wein und ohne reich zu sein, waren wir doch stets zufrieden, wir hatten genug für unsere einfachen Bedürfnisse. Meine Eltern liebten einander innig, und die Mutter hatte für den Vater eine unbegrenzte Hingebung, sein Wille war für sie Gesetz. Wir waren drei Geschwister, mein Bruder hieß wie der Vater, Henri Chatillon, meine Schwester wurde Louison genannt, ich, die Älteste, nach der Mutter, Marie.“

„Als ich zehn Jahre alt war, erkrankte der Vater zum Tode, meine Mutter gerieth in Verzweiflung, und in ihrer Hingebung gelobte sie meine Schwester Louison dem Kloster, wenn der liebe Vater gerettet würde. Der Vater genas, und die Mutter theilte dem Vater und ihrem Beichtiger das Gelübde mit. So jung ich war, bemerkte ich doch, denn Kinder haben zuweilen scharfe Augen, daß mein Vater mit diesem Gelübde nicht ganz zufrieden war, doch

sagte er nichts dagegen. Der Vater Eöleslin rieth meinen Eltern, Louison im Kloster erziehen zu lassen, damit sie sich an das Klosterleben gewöhne, allein meine Eltern wollten ihr Kind so lange als möglich bei sich behalten, und des Vaters Rath ward nicht befolgt. Mit zwanzig Jahren sollte Louison ihr Noviziat antreten. Sie besaß ein sanftes, leutsames Gemüth und sagte sich in den Beschlüssen der Eltern.

Als ich achtzehn Jahre alt war, Louison siebenzehn, besuchte ein Freund meines Vaters unser Haus. Ich sah ihn sehr zu gefallen, überall in der Gegend mußte ich Herrn Duxlan herumführen, er hatte oft lange Gespräche mit meinen Eltern und beschrieb ihnen sein Haus, seine Familie, lud mich auch ein, mit meinem Vater nach Lyon zu kommen. Einige Wochen später besuchte uns sein Sohn, Moritz Duxlan. Ich will nicht versuchen, ihn zu beschreiben, ich will Dir nur sagen, daß er mir auf den ersten Blick gefiel, wie mir noch niemals ein Mann gefallen hatte, ich faßte sogleich das unbedingteste Vertrauen zu ihm, und wäre ihm gefolgt bis an das Ende der Welt!

„Schwester Ursula, machte diese Liebe Sie glücklich?“ sagte Blanche leise.

„Sehr, sehr glücklich. Es liegen zwischen dem Tage, wo ich Moritz Duxlan zum ersten Male sah und zwischen heute viele Jahre, aber ich sehe ihn noch vor mir stehen, wie er damals aussah, für mich ist er durch das ganze Leben derselbe geblieben in jugendlicher Schönheit. Doch obgleich ihm mein Herz entgegen schlug, obgleich seine und meine Eltern mich zu seiner Gattin bestimmt hatten, so wandte sich seine Neigung zu Louison. Ich war die Erste, welche in seinem Innern las, ich erkannte, daß er meine Schwester ebenso leidenschaftlich liebte, wie ich ihn. Mir konnte ohne ihn im Leben kein Glück blühen, aber eben so wenig würde ich als ungeliebte Gattin an seiner Seite zufrieden gewesen sein. Ich vertraute mich dem Reichthum an, und er bewog meine Eltern einzuwilligen, daß ich für meine Schwester das Gelübde ablegen durfte. Ich sah das durch mich beglückte Paar und vermochte es, mich seiner Seligkeit zu freuen. Am Tage vor meiner Einkehr sah ich Moritz Duxlan zum letzten Male.“

Ursula schwieg, sie sah vor sich nieder und faltete die Hände, erst nach einer langen Pause wagte Blanche ihre Lehrerin zu fragen: „Und war die Ehe dieses Paares eine glückliche, wurde Ihr Opfer nicht vergebens gebracht?“

„Nein, meine Blanche, Moritz und Louison lebten zwanzig schöne Jahre zusammen, erst starb meine Schwester, sie sandte mir ihre Tochter, nach mir Marie genannt, zur Erziehung, später — es ist noch nicht lange her — verließ Moritz die Erde. Sein Sohn hat mich kürzlich besucht, und als ich ihn sah, meinte ich den Vater wieder zu sehen, so sehr gleicht er diesem, Aussehen, Gang, Sprache, ich glaubte, der junge Louis sei jener Moritz, den ich so einzig schön und treu geliebt habe.“

„Ich hörte meine arme Mutter einst sagen: 'Lieben ist Leiden,' aber bei allem Leid hat Ihnen doch Ihre Liebe das reinste Glück gebracht!“

„Liebes Kind, Leben ist auch Leiden! Wir handeln wohl, aber mehr noch leiden wir, in jedem Sinne. Es ist nicht unsere That, daß wir in das Leben treten, nicht unsere That, daß wir es verlassen! Und im Grunde besteht das Glück unseres Lebens nur darin, daß wir immer thun, was uns recht scheint.“

Die Unterredung mit der Kloster Schwester hatte auf Blanche nicht nur einen tiefen Eindruck hervorgebracht, sie dachte zum ersten Male ernsthaft über die Liebe nach, sie fragte sich, ob wohl diese Empfindung mächtig genug sein möge, ihr, der Waise, Vater und Mutter, Geschwister und Heimat zu ersetzen!

Den andern Tag wandelte sie allein für sich nach dem Friedhofe, um die Gräber ihrer Eltern zu schmücken. Inbrünstig betete sie um Erleuchtung, um einen Wink, was sie thun oder lassen solle, denn am nächsten Tage mußte sie ihren Entschluß bekannt machen, ob sie nach Paris gehen oder das Noviziat im Kloster antreten wolle.

Langsam verließ sie den stillen Garten und ging ungestört und unbefangen, wie das eben nur in kleinen Städten für ein so junges und schönes Mädchen wie Blanche möglich ist.

St. Gaudens liegt auf einer Anhöhe, von welcher man die

Baronne sieht und die majestätischen Pyrenäen. Blanche hatte einen Weg eingeschlagen, welcher zu einigen hohen Pinien führte, unter denen sie oft mit ihrer Mutter gesessen hatte, den Untergang der Sonne zu bewundern. Alles um sie her war still, kein Mensch zu sehen, nur die Schiffe und kleineren Fahrzeuge, die auf dem Flusse dahin glitten, brachten Leben in die Landschaft.

Mit voller, glodenreiner Stimme sang sie ein Lied, welches ihr einst ihre Mutter vorgesungen hatte. Daß sie belauscht wurde, ahnte sie nicht, deshalb ließ sie diesem Liede ein zweites folgen.

Endlich, nachdem Blanche schon lange geschwiegen hatte, wurden Männertritte hörbar, Blanche zog sich ein wenig erschreckt und verächtelt hinter einen großen Strauch von blühendem, gelbem Jasmin zurück, welcher in St. Gaudens und der Umgegend um diese Zeit in üppiger Fülle blüht, in Deutschland zieht man diese prächtige Pflanze nur im Treibhause.

„Ist es nicht, als ob unsichtbar eine Orade gesungen hätte?“ sprach ein Mann von ungefähr vierzig Jahren zu einem bedeutend jüngern, welcher wie der Erstere seine Reisefleider trug und das Aussehen eines Mannes von guter Erziehung hatte.

„Sie haben recht, lieber François, diese Stimme war auch viel zu schön, als daß sie aus einer menschlichen Kehle gekommen sein kann. Weder die Grisi noch irgend eine berühmte Sängerin, und ich habe alle Gesangsgrößen der Gegenwart gehört, besitzt diesen unbeschreiblichen Zauber.“

„Sie scherzen, Armand, wie ich scherzte; die Zeiten, wo die Götter und Halbgötter auf irdischen Fluren wandelten, sind vorüber, und selbst in der Nähe der romantischen Pyrenäen sind keine mehr zu finden. Diese Stimme wird irgend einem jungen Frauenzimmer gehören, das sich vor Kurzem hier aufgehalten hat und möglicherweise lange nicht so reizend ist wie ihr Organ. Wir wollen im Gasthose nach ihr fragen, denn gewiß wird man in St. Gaudens von ihr wissen, Paris würde keine zweite Sängerin von solchem Kaliber haben, am Wenigsten jedoch dieses Städtchen.“

„Lassen Sie uns lieber nicht nachforschen, theurer François, wenn es sich herausstellte, daß die Besizerin dieser Odterstimme häßlich, wäre ich untröstlich, und wäre sie hübsch, würde ich hier bleiben wollen, und das darf ich nicht, da ich nach Paris muß. Es gefällt mir ohnehin schon hier zu gut. Zu Ihnen gesagt, François, ich finde Paris im Sommer abwechselnd.“

„Nun, bester Armand, wenn dieser Ausspruch auch nichts Anderes wäre, so ist er wenigstens originell. Jeder Fremde nennt Paris eine reizende Stadt, welche sich von Tag zu Tag verschönert, denn es wird ja mit sabelhafter Schnelle und vielem Geschmach gebaut, und Sie, ein junger Mann, in Ihren Verhältnissen, mögen eine Stadt nicht, welche Alles besitzt.“

„Nur nicht das, was ich besonders liebe, Stille und eine romantische Umgebung.“

„Um, Alles recht schön, aber leben Sie nur eine zeitlang in der von Ihnen erlebten, romantischen Einsamkeit, und Sie werden sich bald nach dem Geräusch von Paris zurückwünschen. Bei Gott, Armand, Sie verdienen, auf einige Zeit in ein Provinzstädtchen verbannt zu werden, ich möchte wohl wissen, was Sie da thun würden?“

„Ich? Thun? O, mein Bester, die Hälfte des Tages würde ich, versteht sich, bei schönem Wetter, wenn ich zum Beispiel hier leben könnte, unter diesen Pinien liegen, die Gebirgskette betrachten, Blumenblätter einsaugen, mich an dem Geschwirr und Gekumme der Vögel und Käfer ergötzen, die andere Hälfte würde ich mit Zeichnungen zubringen. Ich würde Skizzen entwerfen und diese im Winter, wenn mich der Regen in das Zimmer bannte, ausführen, ich würde lesen und keinen Menschen vernommen.“

„Sehr verbunden für die schöne Kompliment, theurer Bester und Reisegefährte,“ sagte der ältere Mann in einem verbrießlichen Tone.

„Ich hatte nicht die Absicht, unhöflich zu sein, François, Sie wissen, daß ich, mag ich sagen, was ich will, Sie doch lieb und gern bei mir habe, abrigens, Bester, weiß ich sehr wohl, daß Sie um meinetwillen sich nicht in ein Städtchen einsperren und in Paris, in der großen Oper, in den Salons und am Whistisch Ihren Freund Armand nicht vermissen würden. Ich denke, wir sind quitt!“

François murmelte einige Worte, welche Blanche nicht verstehen konnte, denn die Herren setzten jetzt ihren Weg fort. Als sie weit genug fortgegangen waren, um Blanche das Gefühl von Sicherheit zu geben, schlüpfte sie aus ihrem grünen Versteck hervor, zog den Schleier über ihre Waden und ging mit raschen Schritten dem Klosterhofe zu.

„Liebe auf den ersten Blick ist doch eine Möglichkeit,“ sagte nicht, sondern empfand dunkel Blanche. Sie hatte den jungen Mann ganz deutlich gesehen, er sah so ganz anders aus, als alle die Männer, welche sie bisher vor Augen gehabt hatte. So schön und stolz, dabei so gut und vertrauenswürdig, und jedes seiner Worte hatte einen Widerhall in ihrer Seele hervorgerufen. Ja, hier bleiben in der schönen Gegend, den halben Tag verträumen, aber — mit einem geliebten Wesen! Sie wurde roth und ihr Herz fing an lebhafter zu schlagen, als sie sich im Geiste die Worte zurückrief, welche er über ihren Gesang gesagt hatte.

Sie wünschte, er möge sie sehen, und fürchtete sich doch, von ihm als die unsichtbare Sängerin erkannt zu werden.

Wer jemals wahrhaftig geliebt hat, geliebt auf den ersten Blick, der kann sich vorstellen, daß die Blanche von heute nicht mehr die Blanche von gestern war. Hätte sie jetzt gesungen, es wäre wohl ein anderes Lied gewesen, und sie hätte es wohl noch mit ganz anderem Ausdruck gesungen als vor einer Stunde.

Im Kloster empfing sie die Pförtnerin mit finsterner Miene; die Nonne, welche heute die Aufsicht über die Pensionärinnen hatte, sagte mit scharfer Stimme: „Aus Rücksicht für Deine Empfindungen habe ich Dir erlaubt, heute, am Geburtstag Deiner Mutter, auf den Friedhof zu gehen, Du bist sehr lange ausgeblieben, und die Frau Priorin ist mit Recht sehr ungehalten auf Dich.“

Blanche war Tadel nicht gewohnt, sie liebte ihre Lehrerinnen, auch gehörte sie zu den schönen, feinen Naturen, denen nichts schmerzlicher ist, als die Unzufriedenheit Derer erregt zu haben, an denen ihr Herz hängt; aber heute ließen die Worte der Frau Priorin sie ziemlich kalt, und sie erwiderte nur: „Ich bitte um Verzeihung.“

Als Blanche später der Schwester Ursula begegnete, sagte diese: „Wo bist Du so lange gewesen, Mädchen, was ist Dir? Deine Gedanken sind nicht mehr im Kloster, o Blanche, Blanche, was ist Dir begegnet?“

Die Jungfrau erröthete und murmelte: „Nichts, was sollte mir geschehen sein? Ich war allein auf dem Friedhofe, und dann unter den Pinien, und keine Seele hat mich gesehen!“

Daß sie gehört worden war, daß sie gesehen hatte, verschwieg sie. Drei Tage nach jener Begegnung mit Armand wurde Blanche in das Sprechzimmer gerufen. Außer der Priorin fand sie den Vater Innocenz und den Doktor Girardin da. Alle Drei sahen mit besonderem Ernst auf das junge Wesen, denn heute sollte sie entscheiden, ob sie im Kloster bleiben oder nach Paris gehen wolle.

„Ich habe diesen Morgen für Dich gebetet, meine Tochter,“ begann die Priorin, „ich habe zu den Heiligen gefleht, daß sie Dich erleuchten und Dir den rechten Weg zeigen mögen.“

„Auch ich that dieß,“ sprach salbungsvoll der Vater, „Gott und die Heiligen mögen Dich fern halten vom Pfade des Verderbens.“

„Das wünschen wir Alle,“ sagte etwas ungeduldig der Arzt, „Blanche ist gut und edel von Natur, und hat, sollt' ich meinen, in diesen geweihten Mauern die richtige Erziehung und vortreffliches Beispiel gehabt. Jetzt, liebe Blanche, mußt du der letzte Wille Ihrer guten Mutter vollzogen werden, Sie haben sich über Ihren Entschluß zu erklären, denn daß er bereits gefaßt ist, sehe ich an Ihren Mienen.“

„Sie haben recht gesehen, theurer Freund,“ entgegnete Blanche mit Festigkeit, „ich werde von dem Schreiben, das meine geliebte Mutter mir auf dem Sterbebette gab, Gebrauch machen und nach Paris gehen.“

Die Priorin war davon offenbar beleidigt, denn sie sagte kalt: „Wie es Ihnen beliebt, Mademoiselle, wenn Sie, Blanche Veroy, das Kloster, wo Sie geschützt waren, Vorgesetzte, welche Ihnen stets mit Güte begegneten, so leicht verlassen können, so werden diese Ihnen kein Hinderniß in den Weg legen.“

„O nicht so, nicht so, hochwürdige Frau, lassen Sie nicht in

dieser Weise uns scheiden. Niemals werde ich vergessen, wie viel ich Ihnen zu danken habe, niemals...“

Thränen hemmten Blanche's Rede — die Priorin aber verließ mit stummem Gruß das Sprechzimmer.

„Kommen Sie, liebe Blanche,“ sagte Doktor Girardin, „holen Sie Ihre Habseligkeiten, ich will sie Ihnen tragen helfen, und folgen Sie mir in meine Wohnung.“

„Sogleich, bester Herr, nur möchte ich noch gern Schwester Ursula Lebwohl sagen.“

„Gehen Sie nach Ihrem Zimmer, ich will versuchen, die Nonne zu finden.“

Blanche besuchte sich, ihre Garderobe und was sie noch an Eigenthum im Kloster hatte, in ein Bündel zu packen, unten erwartete sie der Arzt.

„Ursula ist eben im Refektorium,“ flüsterte er Blanche zu; diese schlüpfte durch die Halle und flog der Lehrerin in die geöffneten Arme.

„Möchtest Du das Rechte gewählt haben, liebes Kind, ich werde Dich täglich in mein Gebet einschließen, Gott geleite Dich!“ sagte schluchzend die gute Seele, indem sie das Zeichen des Kreuzes über sie machte.

Noch einmal drückten die beiden Frauen einander fest die Hände, dann wandte sich die bejahrte, um nach dem Schulzimmer zu gehen und ihr Tagewerk zu beginnen. Die jüngere sagte der Pförtnerin gerührt Lebwohl und trat am Arme des Arztes auf die Straße. Die Pforten des Klosters schlossen sich auf immer hinter Blanche, ihre Freundin blieb in den stillen Räumen, vor dem jungen Mädchen lag die belebte, bunte Welt, aber wer konnte sagen, ob von jetzt an Ursula im Kloster, Blanche in der Welt die glücklichere sein würde? (Fortsetzung folgt.)

Würfelsprung.

ci:	wei:	ten	jung	so	alt	de	wei:
fi:	ne	vi:	ge:	die	die	fürzt	drehn
le	teib	ma:	nun	und	lan:	te	ma:
tte:	li:	tho:	ver:	fla	dir	um	die
th:	ih:	an	fiht	ren	geit:	ten:	let:
ih:	ne	nam:	ge:	nen:	nen	euch	ren
auf	bleh	ten	golt:	ni:	nat:	te	sei:
thre:	ret	puhl	nen	auf:	te	fi:	am

Fliegende Blätter.

Soldatenverbrauch des ersten Napoleon. Während der fast zehnjährigen Regierungszeit Napoleons als Kaiser der Franzosen (18. Mai 1804 bis 3. April 1814) wurden ihm durch Senatsbeschlüsse 2,123,000 Seelen zur Verfügung gestellt. Dazu kamen noch die Freiwilligen, die Departemental-Garde, die im Januar 1813 aufgetretenen 17,000 Mann Reiterei und das zu Anfang des Jahres 1814 organisirte Aufgebot in Masse, welches sich auf 143,000 Mann belief, so daß die Gesamtzahl sich auf drei Millionen veranschlagen läßt. Von diesen waren 1814 theils im wirklichen Dienst befindlich, theils Kriegsgefangen, theils kurz vorher verabschiedet 802,600 Individuen, so daß also in den Kriegen des Kaiserreichs über zwei Millionen französischer Soldaten geblieben sein mußten!

daß sie jetzt in gerader Richtung zusteuerten. Den Kurs hielten sie allerdings auch genau genug, aber mit den Strömungen in diesen Gewässern ganz unbekannt, mußten sie jedenfalls zu viel nach Süden gesetzt und also in den Golf hinein getrieben sein, denn als am vierten Tag, seitdem sie die eigentliche Torresstraße passiert, der Morgen graute, entdeckten sie ganz gegen Erwarten anstatt zu ihrer Linken, Land zu ihrer Rechten, von dem Kapitän Dilytt aber gleich behauptete, daß es die Wesselinsel sein müsse, und die Nordküste Australiens jedenfalls weiter nach Süden liege. Als sie jedoch ihren Kurs noch eine Weile beibehielten, fanden sie, daß sie es da mit keiner kleinen Insel zu thun haben konnten; das sah weit eher aus wie festes Land, und Kapitän Dilytt folgte endlich diesmal wirklich dem Rath des Steuermanns, etwas mehr aufzuliegen und die Insel ober Festland, was es nun sei, zu Vordord zu halten.

Es zeigte sich auch, daß der Mate vollkommen recht gehabt, denn bis Mittag zwölf Uhr liefen sie am Ufer hin, ohne nach Westen zu einen Ausgang zu finden, und als sie um zwölf Uhr ihre Observation nahmen, stellte es sich heraus, daß sie noch wenigstens fünf bis sechs englische Meilen unter dem eigentlichen Kap sein mußten.

Dadurch hatten sie nun allerdings eine lange Zeit versäumt und das Schlimmste dabei, in dem heißen Wetter mehr von ihrem Wasservorrath verbraucht, als sie eigentlich sollten. Der Kapitän trank aber auch unaufhörlich selber — zuerst Brandv und dann, um den dadurch hervorgerufenen Durst zu stillen, Wasser. Eine richtige Eintheilung ihres kleinen Vorraths wurde dadurch unmöglich gemacht, denn man konnte den Leuten jetzt ebenfalls nicht wehren, das bei einem Schiffsbruch ihnen gleichmäßig gehörende Material gerade so reichhaltig zu benutzen, als sie eben Durst fühlten. Der Mate wußte aber genau, einen wie langen Weg sie noch zurück zu legen hatten, und daß sie ebensovienig hoffen durften, an dieser Küste, an der sie jetzt hingenagelt, Wasser zu finden. War doch gerade wegen Wassermangels die englische Niederlassung im Golf von Carpentaria verlassen und aufgegeben worden.

Dazu kam noch, daß — vielleicht durch die Nähe des Landes, — der Wind fast ganz einschlief und das Segel kaum ausblaute. Sie machten außerordentlich wenig Fortgang, und wenn sie hier, und in der furchtbaren Hitze, völlige Windstille befiel, konnten sie noch eine schwere Zeit zu durchleben haben. Eine andere unangenehme Entdeckung war die, daß sie die Strömung entschieden gegen sich hatten, was sie allerdings, so lange sie sich in freiem Wasser befanden, nicht bemerken konnten. Je näher sie aber dem Land kamen, desto deutlicher wurde das, und sie konnten sich zuletzt nicht verhehlen, daß sie kaum mehr von der Stelle rückten. Wie aber sollte es werden, wenn sie hier, und mit der schwerfälligen, Barasse, zu den Rudern greifen mußten.

Kapitän Dilytt schien sich wenig darum zu kümmern — er hätte doch nicht selber gerudert, denn das war Sache der Leute, und mit dem Steward neben sich, der ihm ein Glas Orog nach dem anderen mischen mußte — der blaue Brandv schien ihm doch die Kühle zu sehr auszusaugen, verließ er die halbe Zeit und brüt dann sein schon ganz roth gebranntes Gesicht in der Sonne.

Endlich gegen Abend erreichten sie das eigentliche Kap und damit die nordwestlichste Ecke des Golfs, aber was Mr. Blad gefürchtet, geschah hier wirklich — der Wind schlief vollständig ein und wachte nur wieder, etwa zwei Stunden nach Sonnenuntergang, zu einer schwachen, kaum merkbaren Brise auf, mit der sie, jetzt auch von der sich am Kap brechenden Strömung begünstigt, langsam an dem dunklen Uferstrand hinführen. Aber auch diese schwache Brise starb gegen Morgen wieder weg, und die See lag, als die Sonne endlich über dem Meeresspiegel emporstieg, todt und regungslos wie geschmolzenes Mei — und fast eben so heiß um sie her.

Es blieb ihnen keine Wahl mehr, die Leute mußten zu den Rudern greifen, und dem faulen Steward besonders preßte es manchen Seufzer aus, als er sich zu der ungewohnten und in diesem Klima doppelt schweren Arbeit anschickte. Und wie langsam brachten sie trotzdem nur das Boot vorwärts — wie entsetzlich langsam! Die Seeleute aber, mit der Natur des Landes, an dessen

waldbedeckten Ufern sie hingslitten, nicht vertraut, warfen sehnfüchtige Blicke hinüber. Dort gab es Schatten, und in dem Wald doch jedenfalls auch Quellen; frisches, sprudelndes, kaltes Wasser, an dem sie sich hätten erfrischen können. Was lag denn daran, ob sie um einen Tag früher oder später nach den ostindischen Inseln hinüber kamen!

Der Kapitän mochte ähnliche Gedanken haben. Er war wach geworden und saß aufgerichtet auf seiner Matratze, von wo aus er nach dem bewaldeten Ufer hinüber starrte. Er konnte es aber wahrscheinlich noch nicht deutlich erkennen — es mochte ihm wohl vor den Augen flimmern; er tauchte deshalb die Hand über Bord und wusch sich die Augen erst einmal mit Seewasser aus, und dann auch den Kopf, besonders die Stirn, die ordentlich glühte. Unwillkürlich und in alter Gewohnheit streifte sein Blick dabei das Segel und den Horizont wie den Himmel — aber das Segel hing schlaff an dem niederen Mast herab, am Himmel war auch nicht der Schatten einer Wolke zu erkennen und am Horizont weder Segel noch Land, ein paar kleine helle Sandinseln ausgenommen, die dem Kap gegenüber lagen.

„Hören Sie einmal, Mr. Blad,“ sagte da der Kapitän nach einer ziemlichen Weile, die er jedenfalls brauchte, um seine Sinne erst wieder vollständig zu sammeln, „das ist ein verflucht heißer Platz hier; wie sieht es denn eigentlich mit dem Wasser aus?“

„Sehr böse, Kapitän,“ sagte der erste Steuermann, der sich über Nacht schon mit dem zweiten besprochen hatte, „wir haben die letzten Tage zu viel gebraucht, und da wir nicht wissen, wie lange wir noch in See sind, kann von heute an Keiner von uns mehr als ein Quart täglich bekommen.“

„Alle Teufel,“ brummte der Kapitän, „das fehlt auch noch. Ich habe ja doch dem Holzkopf von Steward gesagt, so viel als möglich an Bord zu schaffen.“

„Es war auch ziemlich reichlich,“ sagte der Mate, „aber die ersten Tage ist förmlich hineingewäflet worden, und das muß aufhören, oder wir verdursten Alle miteinander.“

Der Kapitän antwortete nicht gleich, und schaute nur wieder eine lange Weile still und unwirsch auf die See hinaus.

„Daß auch gar kein verb... Schiff in Sicht kommt,“ Inurzte er endlich „um aus diesem elenden Platz herauszukommen.“

„Bei dieser Windstille,“ sagte der Steuermann, „liegen sie ebenfalls fest, und dann sind wir auch hier aus jedem möglichen Kurs von ihnen heraus. Hätten Sie meinen Rath befolgt, Kapitän Dilytt, und sich mehr nördlich gehalten, so wären wir sicher gewesen, Ein oder das Andere zu treffen, denn Sie wissen, daß noch einige Schiffe nach uns Sydney verließen und auch die Straße steuern wollten. Hierher wird aber kaum eines kommen, und je eher wir deshalb einen Nordkurs halten, desto besser.“

Der Kapitän drehte den Kopf dem Lande zu, aber er war noch nachträtern, er mußte sich erst die Kühle ausspülen.

„Steward, wo ist das Wasser?“

„Hier, Kapitän,“ sagte der Mate, indem er ihm eine schon damit gefüllte Flasche hinreichte, „ich habe das Wasser schon heute Morgen vertheilt. Jeder von uns bekommt eine solche Flasche auf den Tag. Wir müssen es einrichten, daß wir damit auskommen.“

Der Kapitän zerbiß einen Fluch zwischen den Lippen, aber Mr. Blad sagte das so ruhig und bestimmt und er wußte ihn dabei selber so in seinem vollen Rechte, daß er nicht auf etwas dagegen einwenden konnte. Wenn er als Vorgesetzter nicht selber ein gutes Beispiel gebe, was durfte er dann von seinen Leuten erwarten? Eine Lumperei war's aber doch, daß auf den Kapitän nicht mehr Rücksicht genommen wurde.

Die Leute ruderten langsam weiter, der Zimmermann löste jetzt den Steward ab, weil der Kapitän nach diesem verlangte. Sie hatten die kleine Arnhem-Bai getreuzt und näherten sich wieder dem Lande, das hier Hügel und dicht bewaldete Ufer zeigte.

„Und wollen wir nicht nach Norden aufhalten, Kapitän Dilytt?“ fragte Mr. Blad wieder.

„Lassen Sie uns erst einmal sehen, wie das Land aussieht,“ sagte aber der Kapitän, „dort drüben muß es doch irgendwo Wasser geben. Zum Henker auch, die nächste Insel vor uns ist Timor, und verflucht wenig wird da an acht Graden fehlen.“

Denn wir kein Fahrzeug treffen und die Windstille behalten, kommen wir ja bei Gott in des Teufels Küche."

"Aber hier an Land finden wir kein Wasser, Kapitän, darauf können Sie sich fest verlassen," sagte der Mate, "ich habe noch ein paar Tage vorher, ehe wir von Sydney abfuhren, mit einem Landsmann gesprochen, der ein Jahr in der Carpentaria-Kolonie zugebracht hat. Das dort aber ist ein trostloses Land und der Boden nichts als Sand und Salz. Außerdem dürften wir nicht einmal wagen, die unmittelbare Nähe der Küste zu verlassen, denn es streichen dort nichtsnutzige Banden von Schwarzen umher, denen ich wenigstens nicht in die Hände fallen möchte."

"Und haben wir nicht Gewehre und Munition bei uns?" sagte der Kapitän finster, "Sie fürchten sich doch nicht etwa vor dem schwarzen Gesindel?"

"Fürchten!" sagte der Seemann verächtlich, "ich brauche mich nicht vor ihnen zu fürchten, möchte ihnen aber auch nicht ganz unentbehrlich in den Weg laufen, und taue auch überhaupt nicht viel an Land. So lang ich blau Wasser unter mir habe, bin ich daheim, mit den Fischen und Bäumen mag ich mich nicht befassen. Folgen Sie mir nur dieß eine Mal, Kapitän, Sie sollen sehen, daß wir irgend ein Segel treffen, und draußen in See finden wir auch gewiß wieder mehr Weife. Hier in der Nähe des heißen Landes kann ja gar kein Luftzug aufkommen, wenn nicht einmal ein fliegender Sturm von der See herüber weht, und das Rudern," septe er mit unterdrückter Stimme hinzu, "werden die Leute wohl auch bald satt bekommen. Es ist bei der Hitze schwere Arbeit."

Der Kapitän hatte, während der Mate sprach, den Blick nicht von der gar nicht mehr so fernen Küste abgewandt. Er nahm jetzt das lange, neben ihm liegende Schiffsgeßel und suchte das Ufer aufmerksam ab.

"Ich will Ihnen etwas sagen, Mr. Blad," brach er endlich das Schweigen, "erst wollen wir uns doch einmal die Küste etwas näher ansehen, was wir von hier aus in aller Bequemlichkeit thun können."

"Das glaub' ich, wenn wir uns die Arme mit dem verdammten Rudern ausrenten," nickte der Steward, aber wohlweislich ganz leise vor sich hin.

"Finden wir dann," fuhr der Kapitän fort, "daß sie überall den gleichen hügeligen Charakter ohne bemerkbaren Einschnitt zeigt, wie hier, daß also, allem Vermuthen nach, kein Fluß in dieser Gegend in die See mündet, gut, dann habe ich nichts dagegen, dann wollen wir Ihren Nordkurs halten. Zeigt aber das Land im Gegentheil den Einschnitt eines Flusses, was man, wie Sie mir zugeben werden, von See aus doch recht gut erkennen kann, so gebe ich unsere Wasserläufer dort erst wieder zu fällen, und dann können wir in aller Sicherheit nach dem indischen Archipel hinaufsteigen."

"Aber, Kapitän Dillott," sagte Mr. Blad, "Sie scheinen den Charakter des Landes nicht zu kennen. Ein Fluß hilft Ihnen hier gar nichts, denn alle die, selbst in New-South-Wales in die See mündenden Flüsse haben nur so weit hinauf Wasser, als Ebbe und Flut reicht, und das Wasser ist entweder ganz salzig, oder doch jedenfalls bratlich und deshalb nicht trinkbar."

"Das ist Unfug, Mr. Blad," erwiderte sein Vorgesetzter, "bratliches Wasser kann nur durch süßes und salziges hergestellt werden, also geben Sie selber zu, daß weiter oben süßes existirt."

"Ich sage in New-South-Wales."

"Es wird hier nicht anders sein. Jedenfalls machen wir den Versuch, denn ich will das Leben und die Gesundheit meiner Mannschaft nicht dadurch auf's Spiel setzen, daß wir mit einem Fingerhut voll Wasser in die offene See hinaushalten, wo wir hier noch Waldland und Berge in See haben."

Der Mate zuckte die Achseln und erwiderte nichts weiter. Der Kapitän war der Oberbefehlshaber und trug also als solcher auch die Verantwortung für Alles, was sie später treffen konnte. Er hatte seine Schuldigkeit gethan und sich weiter keine Vorwürfe zu machen.

Die Barlasse näherte sich indessen immer mehr der Küste, an der sie schon die leichte, kaum merkbare Brandung erkennen konnten. Das Ufer schien aber in der That bis fast zum Meerespiegel hinaus dicht bewaldet, und nur ein sehr schmaler Streifen weißen

Korallenlandes zog sich zwischen Wald und Ufer hin. Einige Hügel zeigten sich ebenfalls dünn bewachsen, andere, weiter entfernte aber waren kahl, wie vielleicht das ganze dort umliegende Land, das nur an dem immer feuchten Seestrand eine üppigere Vegetation trieb.

Dem Kapitän mochte das Aussehen dieses Küstenstrichs auch nicht besonders gefallen haben, denn wieder und wieder suchte er mit dem Glas die ganze Strecke ab, ohne lange an einem besonderen Punkt zu weilen.

Der Wind war hier vollkommen eingeschlagen, möglich auch, daß er sich mehr nach Südost gedreht hatte und dadurch von den Bergen oder Hügeln aufgehalten wurde, aber kein Luftzug regte sich und den rudenden Matrosen hatte schon die Sonne auf Hals und Armen Blasen mit ihrer Glut gezogen. Doch was half es? Hier liegen bleiben und einen wieder einsetzenden Wind abwarten, konnten sie nicht, denn dadurch würden sie nur ihre Lage verschlimmern haben, indem sie ihren Wasservorrath vollständig aufzehren. Es blieb ihnen deshalb nichts Anderes übrig, als eben zu rudern, so lange sie noch die Kraft dazu besaßen.

Der Steward mußte jetzt ebenfalls wieder mit eintreten, und selbst der zweite Steuermann wechselte regelmäßig mit den Leuten ab, während Mr. Blad am Steuer blieb. Kapitän Dillott allein kümmerte sich um gar Nichts, betrachtete sich nur manchmal das Land durch sein Fernrohr, und trank jetzt, da das Wasser gespart werden mußte, um so mehr Brandy.

Indessen hatten sie die kleine Melville-Bai passiert und fuhren an der nordwestlichen Spitze derselben, die sich oben abschachte und eine ziemlich weite, ebene Strecke zeigte, hinauf. Da entdeckte der Kapitän, gerade mit Sonnenuntergang, einen Einschnitt in den Bergen des festen Landes, wodurch natürlich seine Ueberzeugung, daß sie dort dräben frisches Wasser finden müßten, nur noch mehr befestigt wurde. Allerdings durften sie nicht wagen, die fremde Küste bei Nacht anzulaufen, aber er beschloß, auch den Tag nicht eher wieder zu verlassen, bis sie sich an Ort und Stelle überzeugt hätten. Einzelne kleine Inseln gab es überhaupt dort herum genug, und er ließ deshalb die Leute noch etwa bis acht oder neun Uhr in der Abendkühle rudern, und bat dann Mr. Blad, sehr artig, aber auch bestimmt, auf eine der nächsten Sandbänke zuzusteuern und dort für die Nacht beizulegen. Am nächsten Morgen wollten sie dann bestimmen, was weiter zu thun und welcher Kurs einzuschlagen wäre.

Mr. Blad war nicht damit einverstanden. Die frischere Nacht hätten sie weit eher dazu benutzen können, um ein tüchtiges Stud von der Küste abzukommen, aber er erwiderte trotzdem kein Wort, änderte nur seinen Kurs und bald lagen sie, mit dem Bug im Sande, an einer der kleinen Bänke fest, wo die Leute selber vergnügt an Land sprangen, um nur erst einmal wieder die ganz zusammengeseffenen Glieder auszubehnen.

(Fortsetzung folgt.)

Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen.

(Vom 6. 13.)

Das große Werk der Einigung Deutschlands, welches König Wilhelm von Preußen begonnen und das die blutige Weihe in dem siebenjährigen Kampfe auf Böhmens Feldern wie am Mainie erhielt, das zu vollenden wird einst die gewaltige Aufgabe Friedrich Wilhelm's sein. Hält auch König Wilhelm Schwert und Szepter noch in kräftiger Faust, so richten sich bei der Frage der Zukunft doch immer die Blicke auf seinen Sohn, und Deutschland darf es mit Ruhe und Zuversicht thun, wenn es auf diesen Prinzen des Hohenzollern'schen Hauses sieht, der, kaum fünfundsiebzig Jahre alt, bereits auf ein ruhm- und thatenreiches Leben zurückzusehen kann. Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, am denkwürdigen Tage der Völkerschlacht — 18. Oktober — 1831 geboren, ist der einzige Sohn des jetzt regierenden Königs Wilhelm und erhielt, wie alle Prinzen des königlichen Hauses, von früher Jugend eine militärische Erziehung, die der Vater mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit überwachte. Aber auch sonst wurde nichts versäumt, dem künf-

tigen Thronerben eine hohe Geistes- und Gemüthsbildung zu geben. Der Einfluß der Mutter, der Tochter Karl August's von Sachsen-Weimar, machte sich dabei auf das Wohlthätigste geltend. Mit siebzehn Jahren bezog der Kronprinz die Universität Bonn, wo er wie jeder andere Student die Collegien besuchte und man, wie in seiner ganzen Erziehung, die einfach bürgerlichen Sitten maßgebend sein ließ. Von Bonn zurückgekehrt, trat der Prinz als Gemeiner in das erste Garderegiment zu Potsdam ein und begann, wie es bei den preussischen Prinzen Sitte ist, von der Pike auf. Nach Jahresfrist war er zum Compagnieführer aufgerückt und erschien nun auch bei Hoffesten, wo sein ansprechendes, heiteres und echt männliches Wesen ihm Aller Herzen gewann; auch bei seinem öfteren Erscheinen in der Oeffentlichkeit machte er sich rasch und leicht beliebt. Zur Vollenbung seiner Erziehung ward er auf Reisen geschickt und brachte namentlich längere Zeit in Italien zu. Die Wünsche des Königshauses gingen in hohem Grade in Erfüllung, als er sich nach seinem Aufenthalte in England mit der Prinzessin Royal Victoria verlobte und dieselbe im Januar 1858 heimführte. Die politischen Zustände in Preußen lenkten die Blicke mehr und mehr auf den Prinzen, der, als sein Vater die Regentschaft für seinen Bruder übernahm, dem Throne näher gerückt war. Man sah damals sorgenvoll in die Zukunft, da die Reaction des Manteuffel'schen Systems in voller Blüte stand; als aber mit diesem gebrochen wurde und man den Systemwechsel wesentlich dem Einflusse der Mutter des Kronprinzen zuschrieb, so durfte man bei dem innigen Verhältnisse von Mutter und Sohn wieder auf eine bessere Zeit hoffen. Die Prinzessin, die freie Tochter Englands, mit der der Kronprinz eine Ehe der glücklichsten Häuslichkeit führte, konnte dem Gemahle bei seinen liberalen Anschauungen nur kräftigend und ermunternd zur Seite stehen. Der Kronprinz — denn das war er inzwischen geworden — betrieb freisinnige Männer von hoher staatsmännischer Bedeutung in seine Nähe, verkehrte vielfach mit liberalen Persönlichkeiten und machte kein Gehehl aus seinen Gesinnungen. Dieß Alles mußte ihn populär und beliebt machen. Er war inzwischen zum Generalleutnant vorgerückt und machte als kommandirender General des zweiten Armeekorps den Feldzug in Schleswig-Holstein mit, ohne freilich an den Kämpfen sich theilnehmen zu dürfen. Er ertrug jedoch mit liebenswürdigem Humor alle Strapazen jenes Winterfeldzugs, in welchem er sich nun auch durch sein anspruchloses Wesen, mit dem er die Mühsale der Soldaten theilte, die Liebe der Armee gewann. Nach dem Frieden lehrte der Kronprinz auf seinen Posten als Statthalter von Pommern nach Stettin zurück. Er gestiftete damals der Politik Bismarck's, mit der er wie seine Mutter sich nicht versöhnen konnte: er gab sich deshalb auch alle Mühe, den Krieg von seinem Vaterlande abzuwenden. Als dieser jedoch von seinem Vater beschlossen war, konnte es sich für den Kronprinzen nicht mehr um politische Ansichten handeln. Er warf sich ganz und voll in den Kampf für sein engeres Vaterland. Der Kronprinz wurde zum General und Gouverneur von Schlesien berufen und trat an die Spitze des zweiten Armeekorps. Nachdem er zuerst sein Hauptquartier in Fürstenstein, dann in Reiffe aufgeschlagen, rückte er am 26. Juni von Schlesien aus über die böhmische Grenze bei Lieben in der Richtung auf Trautenau und bei Reinerz in der Richtung auf Nachod. An beiden Orten war am folgenden Tage sein Armeekorps siegreich gewesen, aber der 3. Juli war sein wahrer Ehrentag, denn er brachte die Entscheidung von Königsgrätz, als er nach Durchbrechung des österreichischen Heereskörpers unter Legeditsch mit seinem ganzen Armeekorps auf dem Schlachtfelde erschien und die Oesterreicher, zugleich in der Front und auf den Flanken angegriffen, aus allen Stellungen vertrieben werden konnten, wodurch die Schlacht gewonnen war. Noch am Abend dieses Tages schmückte der König seinen Sohn mit dem Orden pour le mérite. Die Armee des Kronprinzen schritt von Sieg zu Sieg, bis sie vor Wien Halt machte. Der Kronprinz lehrte am 4. August mit seinem Vater in die Hauptstadt unter dem Jubel der Bevölkerung zurück, und der König durfte stolz auf den Sohn blicken, der die Entscheidung des wichtigen Tags durch seine Taktik und Bravour herbeigeführt. Seitdem hat der Kronprinz seinen Posten als Statthalter von Pommern wieder angetreten und abt nach allen Seiten einen wohlthätigen Einfluß durch sein freisinniges und besonnenes Auftreten.

Deutschland aber besitzt in ihm die Garantie einer großen Zukunft, die Garantie, daß er nicht nur den Einheitsstaat, sondern auch den Freiheitsstaat schaffen werde. Das ist sein Beruf, gewiß eines Fürsten würdig!

Die Bibel illustriert von G. Doré.

Sejourné und der Meißner.

(Bibl. 2. 17.)

Das Buch der Bücher, die Bibel, jenes gewaltige Werk, das göttlicher Geist durch menschliche Hand geschrieben, groß und weit wie die Welt, wurzelnd in den Abgründen der Schöpfung und hinauftragend in die blauen Geheimnisse des Himmels, Sonnen-aufgang und Sonnenuntergang der Menschheit — kein Buch wie dieses hatte je die Macht, die Phantasie des Künstlers in solchem Grade zum Schaffen anzuregen und zu begeistern, und die unendliche Reihe der großen Meister des Pinsels wie des Meißels, von Cimabue und Michel Angelo bis auf unsere Zeit haben es für ihre höchste Aufgabe geachtet, die Bibel in ihren schönsten, zartesten und anmuthigsten, erhabensten und erschütterndsten Momenten nachzuschaffen, soweit die schwache Hand des Menschen gegenüber dem mächtigen Vorwurf des göttlichen Buches es vermochte. Wahrlich, die liebevolle Hingabe an diese herrliche Aufgabe, hat sie uns nicht die Meisterwerke alle bis zu dem Höchsten der Kunst, bis zu Raphael's unsterblichen Schöpfungen geschenkt? Und wer vermochte auch diesen ewig frisch sprudelnden Quell, aus dem wir Tag für Tag das Lebenswasser trinken, zu erschöpfen! Die lange Reihe der Künstler, die ihre beste Kraft für unser liebtes Kleinod, das Buch der Bücher, einsetzten, ist noch nicht geschlossen und wir sind stolz darauf, einen großen Meister mit seiner Illustration der Bibel bei unsern Lesern einzuführen. Wir freuen uns, ihnen ein wenn auch wegen unseres Formates etwas verkleinertes Blatt aus der Bibel vorlegen zu können, welche in einer Prachtausgabe von zwei großen Folioebänden, etwa 300 Pagen mit 230 Bildern von Gustav Doré und reichen Text-Illustrationen (Stuttgart, C. Hallberger), eben zu erscheinen beginnt und zwar in einer Ausgabe für Protestanten in Luther's Uebersetzung und einer für Katholiken mit dem vom apostolischen Stuhle approbirten vollständigen (Vatikanischen) Texte und den von der höchsten Autorität ebenfalls gebilligten Anmerkungen.

Berliner Omnibus.

Humoristik

von

K. Löwenstein.

Eine große Armee ist das charakteristische Kennzeichen einer Großmacht. Eine Stadt wird erst zur großen Stadt durch große lange Wagen, genannt „Omnibus“. Erst mit der langen Reihe langer Wagen ist Berlin in das Geleise der Großstädte eingefahren.

Wir kannten das Wort „Omnibus“ nur aus der Anzeige der Posten, wenn einmal ein Civis als Unus pro omnibus auf eine kranke Straße hinwies, der man ein Pfalter auflegen mußte, oder aus die die Geruchsnerven beleidigenden Kinnsteine, mit dem Motto: Ueb' immer Treu und — Nüchtern. Da ahnten wir nicht, welcher tiefer Sinn in dem dreißigbüchigen Worte liege, das berufen ist, Tröster und Abrieger und Kutsche und Chaise in den Schatten zu stellen und eine so große Rolle zu spielen in dem Fortschrittsdrama der Gegenwart.

Was ein Omnibus ist, weiß jetzt jedes Berliner Kind, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, der Geburt und der Religion. Wo das Wort herkommt, ob es ein dritter Fall oder ein sechster sein soll, ob Adlung und Heinsins Omnibusse, Omnibusse oder Omnibüßer gesagt, zu solchen Forschungen fehlt und jede grammatische Neugier, wir fragen nur, wo der Singularis von Wagen hingehört und ob es unser Fall ist, dasselbe Ziel anzustreben.

Wir dürfen uns nicht wundern, daß die hohe Polizei dieser

vierrädrigen, Neuerung keinen regulativischen Hemmschuh angelegt hat. Ist doch in Begriff und Bezeichnung das große monarchische Prinzip verlorbert und verherlicht. „Einer für Alle!“ Wenn, wie wir sehen werden, auch das demokratische Element im Omnibus seine Vertretung findet, so kann das nur zum Beweise dienen, wie Monarchie und Demokratie sich nicht nur nicht ausschließen, sondern gut mit einander fahren.

Vor zehn Jahren erblickte das langgestreckte vierrädrige Kind der Neuzeit das Licht der Welt und erhielt unter einer derben Regentauke den Namen „Omnibus“. Die Berliner machten große Augen, als sie das lachende, farbige Wunderkind zu Gesicht bekamen; Schusterjungen und Troschlenkutscher machten ihre Straßenglossen und lachenden Bemerkungen über die eigenthümliche Physiognomie dieses an das trojanische Pferd erinnernden Mehrheitsgeschöpfes, und nur mit einer schwächlichen Selbstverleugung entschlossen sich die übermüdeten, mit Hühneraugen gesegneten Pflastertreter zu einer sporadischen Benützung. Aber die Omnibusse waren fruchtbar und vermehrten sich. Mit dem fallenden Preise stieg ihr Werth, jeder Monat brachte eine neue Linie, und fast sollte hier das „Nulla dies sine linea“ zur Wahrheit werden, und heute treten 400 Omnibusse den gepflasterten Rüden der Mutter Erde Berlins; sie schwirren und sausen vorüber in allen Richtungen, vom Aufgang der Sonne bis zum Flammen der Gassterne, roth und grün und blau und gelb und braun und weiß, daß Einem schwarz wird vor den Augen.

Der Omnibus führte eine neue Ära des berliner Fuhrwesens herauf. Er bildet eine Epoche in der Geschichte der Straßenbewegung Syre-Athens, der Amme der Intelligenz und der Wiege des Intelligenzblatts. Es gibt Dinge und Personen, die eine geschichtliche Nothwendigkeit sind, die unumgänglichen Kinder der Vögel, die in den Thatsachen liegt und in den Wechselbeziehungen zwischen Wirkung und Ursache, Grund und Folge. Es gibt Dinge und Personen, deren Erscheinen man vorhersehen, mathematisch berechnen kann, wie Planeten und Kometen, nach den Gravitationsgesetzen des Bedürfnisses und der Erfahrung. Eine solche notwendige Existenz ist der Omnibus. Der Omnibus mußte kommen! In dem glänzenden Ladmantel, den er trägt, spiegelt sich ein gewaltiges Stück Zeit, ein großes Stück berliner Zeitgeschichte ab. In ihm verkörpern sich die wichtigsten Prinzipien der Gegenwart, sozialer und politischer Natur. „Die Menge muß es bringen“, ist seine Devise, gleiches Recht für Alle und gleiche „Willigkeit“ sein Gesetz, „vornwärts!“ klingen die brausenden Räder und die knallende Peitsche „von oben herab“ — der Omnibus ist die Fleisch oder Wagen gewordene Demokratie, die sinnliche, plastische, demokratische „Bewegung“ Berlins.

Meister Goethe hat gesagt: Eines schickt sich nicht für Alle! Aber Meister Goethe war Minister und — kannte den Omnibus nicht. Die Omnibusbevölkerung strast seinen Ausspruch lägen. Die Gegenbeweise werden geführt von oben und unten, innen und außen, vorn und hinten, a priori und a posteriori. Alle Lebensalter, alle Klassen und Stände und Gesinnungen sind hier neben einander vertreten, alle Gegensätze finden hier ihre Vermittlung, Ausgleichung, Versöhnung. Hier sitzen friedlich bei einander Wirth und Miether, Kapital und Arbeit, Macht und Recht, Kreuzzeitung und Volkszeitung, Raubes und Zartes, Strenges und Milde. Der schwarze Grad fraternisirt mit der Moule, der Lacksattel mit den Portinen, die Krinoline mit der Schürze, der Ritz mit der Mütze, die Perrücke mit dem Zopf, Geson mit dem Mählenbamm. Auf dem weichen Sammetpolster schwebt für ihren Silbergroßchen das Mädchen für Alles; neben ihrer Herrin macht sich die Köchin breit mit ihrem Korbe, den sie eben auf dem Markte mit allerlei Wagenfreuden gefüllt; die Geheimrätthin spielt mit ihrem Schooßhündchen englischer Rasse und blickt etwas finster drein; der blondlockige Kutscher mit abgelagertem Schnurbart beliedelt sein vis-à-vis, eine wohlgenährte und wohlwühlende Amme, ihren Säugling, den ungeschmälerten Erfolg ihrer Veruspflichten, zur Schau tragend; eine mehr als majorenne Jungfrau kramt in ihrer Notenmappe, etwas melancholisch, als dächte sie an eine Variation auf den schönen Vers: Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder! Ein müder Weißbart, geschnüdt mit Ruhmesbändern und Invalidenorden, gibt durch einige schnarchende Töne von der

Lebendigkeit und Ungenirtheit seiner Träume Zeugniß, während ein junger Springinsfeld, mit diversen „Schmissen“ und einer angehenden Nothnase ausgestattet, klüsternde und seufzende Monologe hält, die ihren „bayerischen“ Kabritempel nicht verleugnen. Eine alte Matrone erzählt ihrer tauben Nachbarin einige Stadt- und Dorfgeschichten unmittelbar in's Ohr; ein Kind, von Hunger und Kälte überwältigt, gibt dieser Doppelsempfindung durch ein elegisches „Gröhlen“ einen würdigen Ausdruck; ein darob erbitterter Wachtelhund bellt drauf los, und ein durch das reizende Konzert aufgeregter Staatshämorrhoidarius mischt lachend und spudend — seinen Jubel ein. Dabei entwideln sich neben dem aristokratischen Eau de mille fleur und Patchouli aus einem Marktkorbe leise demokratische Andeutungen von Schweizer oder Limburger, denen einige „Wäzler“ entgegen zu wirken einen schwachen Versuch machen. Eine Kessingprife aus der Tasche zu ziehen gestattet der Raum nicht. Denn außer den Subjekten aus der Menschen- und Hundewelt beherbergt der Wagen auch verschiedene Objekte: Körbe und Taschen, Schüsseln und Flaschen, Schirme und Stöcke und Pöde und Säcke, die der Lehre vom leeren Raum eine empfindliche Schlappe beibringen. Welch' reiches, inneres Leben der Omnibusnatur! Da ist ein ganzes Stück Volksleben in's Omnibus'ische überseht, ein kleines Drama der Zeit, halb Komödie, halb Posse. Ein neues Feld für Beobachtung und Menschenkenntniß, eine neue Bildungsstätte für den Lavater der Zukunft!

Das sind moralische Eroberungen, auf die man freilich heutzutage wenig gibt. Höher ist der reale Gewinn anzuschlagen. Daß Zeit Geld ist, haben wir von den Engländern gelernt. Nun weist unsere Statistik auf's Genaueste nach, daß unsere 400 Omnibuswagen täglich etwa 8000 Fahrten machen, daß auf jede Fahrt etwa 12½ Menschen kommen und also täglich ungefähr 100,000 Menschen per Omnibus ihr Fortkommen suchen. Wird bei jeder Fahrt auch nur eine Viertelstunde erspart, so ergibt das schon ein Minimum von 25,000 ersparten Stunden täglich. Nun gibt es wohl für den Artikel Zeit keine festen Preise. Aber man wird sich sicherlich der Uebertheuerung nicht schuldig machen, wenn man für die residenzliche Stunde den civilen (Militär ist ja ohnehin wenig dabei betheiligt) also den civilen Preis von 5 Silbergroschen durchschnittlich annimmt. Man braucht kein Reier Hirsch und kein Dase zu sein, um aus dem Exempel herauszurechnen, daß der Omnibus auf seiner jetzigen Entwicklungsstufe eine jährliche Ersparniß von 1,520,590 Thalern, diversen Groschen und Pfennigen einträgt, um die also Berlin auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege alljährlich reicher wird. Ist das nicht schon ein ganz hübsches Stämmchen? Dabei sind noch nicht die ersparten Schuhe und Stiefeln mit eingerechnet und das, was bei Wind und Wetter auf offener Straße an Kleidern, an Hülzen und Anidern verloren geht. Und wo bleiben die verhäuteten Rheumatismen, die unschädlich gemachten Hegenjuchse, die reduzirten oder amorfisirten Hühneraugen und das auf diese Weise verringerte Konto für Doktor und Apotheker? Und wo bleibt das zwar imponderable, aber doch gewichtige Kapital, das an Kräften gespart und das wieder in Arbeit angelegt wird? Ja, man wird nicht leugnen können, daß mit der verlangsamten Konsumtion der Kräfte eine gesteigerte und verlängerte Produktion der menschlichen Betriebsamkeit Hand in Hand geht. In diesem Sinne ist der Omnibus geradezu eine Lebensverlängerungsanstalt, und wie die Feuerassuranz das Spritzenwesen mit ihren Mitteln fördern, so würden die Lebensversicherungsanstalten dem Omnibuswesen unter die Arme greifen müssen, um dem eben so humanen als rentablen Zweck der Lebensverlängerung förderlich zu sein und ihren Aktionären gerecht zu werden.

Wie viel wird jetzt schon gewonnen an Zeit, an Kräften, an Stiefeln, an Füßen, an Unterhaltung, an Wissen, an Gesundheit und Leben! Und welche großen Reime erwarten noch ihre Zeitigung von dem Omnibus der Zukunft! Was wird er dereinst leisten als Markt für Stadtklatsch, als Börse für politische Neuigkeiten, als Universität für Universalgeschichte und Universalmittel, als Reparat für Anekdoten, Erzählungen, Reiseabenteuer und Räuber- geschichten, als Bratosen neuer Bekanntschaften, als Wiege neuer Liebesverhältnisse, als Rendezvous für alte! Und nun gar die Kellame. Wie wenig hat sie bis jetzt die Bedeutung des Omnibus erfaßt und zu ihren Zwecken verworther. Kaum, daß bis jetzt ein

Die falsche Gräfin.

Novelle von Edmund Sahn.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Die Reise.

Tiefbewegt, aber hoffnungsvoll, wie die Jugend es mit sich bringt, hatte Blanche an der Seite ihres Beschüters, des Doktor Girardin, St. Gaudens verlassen.

„Ich muß Sie jetzt verlassen, mein liebes Kind,“ sagte der gute Doktor, als ein großer Stüd Wegs von den Reisenden zurückgelegt war, „meine Kranken erwarten mich mit Sehnsucht, und Sie, meine liebe Blanche, bedürfen meiner nicht mehr. Ich steige wieder in meinen Wagen und rolle der Heimat zu, Sie nehmen im Damencoupe erster Klasse Platz, es ist ein Schnellzug, welcher Sie mitnimmt, Sie brauchen höchstens einmal auszufsteigen, es kann Ihnen kein Unglück begegnen.“

„Das dank' ich auch, und nochmals Dank, tausendfachen Dank für Ihre Güte.“

„Weinen Sie nicht, Blanche; hier sind Ihre Briefschaften, verlieren Sie Nichts. Hier sind dreihundert Franken, wenig, aber doch Etwas. In Paris nehmen Sie, sobald Sie Ihr Gepäc haben, einen Wagen und fahren zu dem Abbé, dann sind Sie geborgen. So, geben Sie mir noch einmal die Hand, hier ist Ihr Fahrbillet, ziehen Sie den Schleier über Ihr schönes Gesicht, und wenn ein Mann, außer dem Eisenbahnkondukteur, Sie anzureden wagen sollte, so geben Sie keine Antwort, oder die kürzeste.“

Blanche nickte, die Augen voll Thränen, den Scheidegruß, zu sprechen vermochte sie nicht, reichte dem Freunde zum letzten Male die Hand und ging an ihren Platz.

Girardin, welcher, wie alle gefühlvollen Männer, nichts mehr haßte, als Abschiedszenen, eilte zu seinem Gefährt, die Lokomotive pfliff, das Dampfroß setzte sich in Bewegung, Blanche verhielte ihr Gesicht mit dem Taschentuche und nahm es erst weg, als der Kondukteur ihr Billet zu sehen verlangte.

Netzt sah sich die junge Reisende im Coupe um, außer ihr befanden sich noch zwei Damen in demselben, die eine war reich gekleidet, altlich und hatte ein hochmüthiges, hartes Gesicht, sie sprach italienisch mit dem Kondukteur, welcher sie nicht verstand. Blanche machte die Dolmetscherin und erhielt dafür einen kurzen Dank in der Muttersprache der Dame. Die andere Reisegefährtin Blanche's war vielleicht zwei bis drei Jahre älter als diese, sehr einfach aber mit vielem Geschnad gekleidet. Sie hatte kein schönes, aber ein pilantes, intelligentes Gesicht, ihre Figur war klein und biegsam, eine bessere Menschenkennerin als Blanche würde diese junge Mädchen für eine Schauspielerin aus der Provinz, oder für das gewandte Föfchen einer vornehmen, intriganten Dame gehalten haben.

Die ältere Dame gähnte und schlief bald ein, die jüngere beobachtete sie genau, und als sie bemerkte, daß die Erstere in Wahrheit fest schlief, nahm sie Orangen aus ihrer Reisetasche und bot mit ungelünstelter Höflichkeit Blanche davon an.

„Ich danke Ihnen, Mademoiselle, ich habe selbst Orangen bei mir.“

„Vielleicht bessere als die meinen, denn Sie kommen doch aus dem Süden, Fräulein, und werden diese schönen Früchte von den Bäumen haben, nicht wahr? Sie sind aus Südfrankreich?“

„Weßhalb glauben Sie, daß ich aus Südfrankreich bin? Etwas weil ich dieses Reges komme?“

„Nein, sondern weil, wie schön und rein Ihr Französisch auch ist, Ihr Dialekt, oder richtiger gesagt, der Tonfall Ihrer Stimme die Südfranzösin verräth.“

„Wirklich? Aber Sie haben das Rechte getroffen, und Sie, Fräulein?“

„Ich? — O, ich bin in Paris geboren . . .“

„Nennen Sie Paris, Fräulein?“

„Wie meine Tante, es lebt sich nur in Paris und der Himmel möge geben, daß ich es niemals wieder verlassen muß, höchstens . . .“

„O bitte, sprechen Sie weiter, ich nehme Theil an Ihnen,“ sagte Blanche gutmüthig.

„Nun, höchstens um eine Hochzeitsreise zu machen. Wenn ich einen angenehmen, reichen Mann bekäme, reiste ich allenfalls auf einige Monate nach Italien, obgleich dort Jeder sich anzieht wie eine Vogelscheuche, haben Sie schon Italienerinnen gesehen? Oder nach dem nebligen England, wo die Frauen immer zu Hause sitzen müssen, oder nach Deutschland, wo die Damen ihre Strümpfe selbst stricken, habaha! Finden Sie nicht, daß es außerhalb Frankreichs sehr lächerliche Menschen gibt?“

„Ich war bisher immer nur in Frankreich, kenne keine Ausländer,“ entgegnete Blanche schüchtern, aber sehr höflich, denn das Wesen ihrer Reisegefährtin gefiel ihr zwar nicht ganz, aber es imponirte ihr.

„Und wo lebten Sie denn, haben Ihre Eltern keine Reisen mit Ihnen gemacht?“ forschte die Ändere.

„In St. Gaudens, meine Eltern habe ich nicht mehr,“ fügte Blanche mit einem Seufzer hinzu; „meines Vaters erinnere ich mich nur dunkel, meine gute Mutter hat mich erst vor kurzem verlassen.“

„Armes Kind,“ rief die ältere Jungfrau warm, und streckte Blanche die Hand entgegen, bei dieser Gelegenheit bemerkend, daß ihre Gefährtin an der rechten Hand einen Siegeltring trug, in welchem sich ein Wappen mit einer Gräfentrone befand.

Für das ältere, kluge Mädchen wurde Blanche sofort viel interessanter als bisher und im vertraulichen Tone fuhr sie fort: „Ich reise, wie ich Ihnen schon sagte, jetzt nach Paris, Sie wahrscheinlich auch, ich bin älter wie Sie, laun ich Ihnen vielleicht dort nützen, so wenden Sie sich an mich, ich bin bekannt, mein Name ist Fleurette Chapat.“

Blanche hielt es für schidlich, sich ebenfalls zu nennen, dann sagte sie lächelnd: „Ich danke Ihnen, Sie sind sehr gütig, aber ich gehe zu einem Freunde meiner Mutter.“

„Ah, wahrscheinlich werden Sie auf dem Bahnhofe abgeholt.“

„Nein, ich muß ihn auffuchen. Wissen Sie wohl, ob die Straße Rivoli weit vom Bahnhofe ist?“

„Oh, nicht allzu weit, ich habe auch Bekannte in dieser Straße, werde auch dort absteigen, Fräulein Leroy.“

„Himmel, wie gut sich das trifft! Und kennen Sie vielleicht den Abbé Audoin?“

„Audoin? Ich glaube ja, ein nicht ganz junger Mann, so viel ich mich erinnere, Fräulein Leroy?“

„Schon alt, ich glaube nahe den Sechzig!“

„Ganz richtig, ich vergaß sein Alter, vor drei Jahren sah er noch sehr frisch aus. Also zu ihm gehen Sie, dann sind Sie geborgen. Ist er Ihr Verwandter?“

„Ich weiß es nicht, ich soll ihm einen Brief von meiner Mutter bringen, dann werde ich Weiteres von ihm hören.“

„Ich gehe nach Paris, weil ich Gesellschafterin der Gräfin Castelforte werden soll, gebe der Himmel, daß ich der Dame gefalle und daß es mir in ihrem Hause behagt.“

„Wohnt diese Dame in der Rivolistraße?“

„Nein, hier ist ihre Adresse, wollen Sie mich einmal besuchen? Behalten Sie diese Karte.“

„Gern, wenn Sie es erlauben und ich kommen kann.“

„Es ist ein trauriges Loos, sein Brod an fremden Tischen essen zu müssen, wahrscheinlich sind Sie glücklicher, haben Vermögen.“

„O nein, Fräulein Chapat, meine Mutter hat mir wenig hinterlassen, ich werde vielleicht eben so viel oder noch mehr zu arbeiten haben als Sie, meine Zukunft ist dunkel.“

„Desto glücklicher war vielleicht Ihre Vergangenheit, die meinige war wenigstens — nicht langweilig,“ fuhr Fleurette fort, die fest entschlossen war, von Blanche's Verhältnissen so viel als möglich zu erfahren.

„Meine Vergangenheit war frieblich, ich lebte gern in meinem Kloster, wo ich Gelegenheit hatte, Mandes zu lernen; ich liebte Schwester Ursula, und besuchte gern meine Mutter, sie war so schön, o so schön! Ich glaube nicht, daß die Mutter Gottes schöner gewesen ist, aus ihren Augen strömte ein sanftes Licht — wie lang wird mir die Zeit vorkommen, welche vergehen muß, bevor ich sie wieder sehe.“

Um Fleurettens Mund zuckte ein unglaubliches Lächeln. Sie öffnete den Mund zu einer Bemerkung, besann sich aber eines Andern und schweig.

„Ihre Frau Mutter war noch jung, als sie aus dem Leben schied?“ fragte Fleurette theilnehmend.

„Noch nicht volle vierunddreißig Jahre, sie war stets traurig, sie konnte meinen Vater nicht vergessen!“

„Vielleicht betrauerte sie auch ihre Eltern!“

„Ich weiß es nicht, meine liebe Mutter sprach niemals von ihren Familienverhältnissen, ich werde sie erst erfahren, wenn ich achtzehn Jahre alt bin.“

„Durch den Abbé Audoin wahrscheinlich?“

„Durch meine theure Mutter selbst,“ und Blanche deutete auf ihre Reisetasche, „hier habe ich den Brief an den Abbé, und hier dieses Päckchen enthält die Bekanntschaft meiner Mutter, sie hat sie selbst niedergeschrieben und in ihren letzten Lebenstagen versiegelt; die Aufschrift lautet: An meine geliebte Tochter Blanche, an dem Tage zu lesen, an welchem sie ihr achtzehntes Jahr beendet hat.“

„Und sind Sie, Fräulein Veron, nicht sehr begierig, Ausführliches über das Schicksal Ihrer Mutter und überhaupt über Ihre Familie zu erfahren?“

„Gewiß, sehr!“

„So öffnen Sie das Päck.“

„Wie, ich sollte gegen den Willen meiner verkürzten Mutter handeln? Ihren letzten Wunsch nicht heilig halten?“

Blanche sprach diese Worte sehr stolz und offenbar beleidigt.

„Sie haben recht, vollkommen recht,“ lenkte Fleurette ein, „ich meinte es nicht so ernsthaft, an Ihrer Stelle würde ich ebenso handeln; aber wenn es Ihnen nicht in Paris gefallen, wenn der Abbé sich Ihrer nicht in erwünschter Weise annehmen sollte, würden Sie dann nach St. Gaudens zurückkehren?“

„Gewiß nicht! Der Vater Innocenz, die Frau Priorin zürnen mir, weil ich nicht den Schleier nehmen wollte, und der einzige Freund, den ich habe, ist ein bejahrter Mann, stets als Arzt beschäftigt, nicht reich, bei ihm könnte ich nicht leben. Ich will in Paris bleiben; Gott und der Segen meiner Mutter werden mit mir sein überall. Ich bin nicht ohne Kenntnisse und finde sicher einen Platz für mich, sollte der Abbé sich minder gültig gegen die Waise zeigen, als meine Mutter gehofft hat.“

„In Paris kann Jeder Glüd machen, der das Leben versteht und die Menschen zu nehmen weiß.“

Fleurette versank in Schweigen, sie spann, wie es ihrem gewandten, scharfen Verstande nach nicht anders sein konnte, ihre Pläne. Sie war allerdings entschlossen, zur Gräfin Castelforte zu gehen, sollte sich aber etwas Besseres für sie darbieten, so hielt sie sich durchaus nicht für verpflichtet, bei der Gräfin zu bleiben.

Das feine, aristokratische Neuse der jungen Blanche, der Ring mit dem Wappen, das versiegelte Päck mit den Familienpapieren, alles dieß legte sich die über ihr Alter erfahrene Fleurette in ihrem Köpfchen zusammen und kam zu dem Schlusse: Blanche Veron ist das Kind vornehmer Eltern, vielleicht wird sie noch sehr reich und vornehm, dann könnte sie mir nützen, denn gutherzig ist sie jedenfalls. Von jetzt an benahm sich Fleurette doppelt liebenswürdig gegen ihre Reisegefährtin, erzählte ihr von Paris, beschrieb ihr die schönsten Plätze, die Theater und versicherte, daß sie zu jeder Stunde bereit sein würde, dem liebenswürdigen Fräulein Veron zu dienen.

Die freundlichen Reden Fleurettens blieben nicht ohne Eindruck auf ihre Zuhörerin, und Blanche versicherte aus warmem, ehrlichem Herzen, sie würde ihrerseits, sollte das Glüd sie begünstigen, ebenfalls bereit sein, sich Fleurettens gefällig und freundschaftlich zu erweisen.

Jetzt ertönte ein Signal, das Rufen eines andern Zuges verständig.

„Himmel, wie schnell in Ihrer Gesellschaft die Zeit vergeht,“ rief Fleurette, „wir haben schon sechzig Meilen zusammen zurückgelegt.“

„Es fängt an dunkel zu werden, aber, was angenehm ist, auch kühl.“

„Man wird gleich die Laternen an dem Wagen anzünden, auf

der nächsten Station haben wir fünfundsiebenzig Minuten Zeit, um zu Nacht essen zu können,“ diese Worte sagte Fleurette noch lachend, im nächsten Augenblicke stieß sie einen gellenden Schrei aus. Einige Waggons waren aus dem Geleise gekommen, gerade unweit von einem Abhänge. Es war bereits zu dunkel, als daß der Zugführer Alles sehen konnte, er vernahm nur Geschrei und Gefach und hielt den Zug an. Einige der letzten Waggons waren in den Graben gestürzt, das plötzliche Anhalten des Zuges verhinderte, daß die andern hinabfielen.

Blitzschnell entleerten sich die Waggons, man schrie durcheinander und lief hin und her, die Laternen wurden angezündet, Adeln herbeigebracht, der Kondukteur versicherte, der Graben sei nicht tief, wahrscheinlich trocken, außer den zertrümmerten Waggons würde kein Verlust zu beklagen sein, höchstens hätten sich einige Passagiere die Kleider beschmutzt.

Dennoch berief man durch den Telegraphen einen Wundarzt aus der nächsten Stadt, und während die Egoistischeren unter den Reisenden, beinahe die größte Zahl, auf Fortsetzung der Reise drangen, mit der Bemerkung, daß man wegen einiger vielleicht beschädigter Personen nicht Hunderte aufhalten dürfe, blieben Einzelne zurück, um zu sehen, ob sie etwas für ihre Mitmenschen thun könnten.

Am andern Tage sagten die Zeitungen möglichst wenig über den Vorfall, der Schluß des Artikels lautete: „Verlust an Menschenleben ist nicht zu beklagen, nur einige leichte Verwundungen kamen vor, alle Reisende haben bereits den Ort, wo sich der Unfall ereignete, verlassen, bis auf eine junge Dame, deren Stosswunde sie noch auf kurze Zeit im Hause des Gastwirthes festhalten wird, sie nennt sich Fräulein Chaput, und hatte das Unglück, auf einen Stein zu fallen.“ (Fortsetzung folgt.)

Aus den Erinnerungen eines irischen Polizeibeamten.

1. Unser Geld.

Der Polizeibeamte, welcher in den meisten der nachfolgenden Skizzen eine Rolle spielt, wurde gemeinlich nur Major Voles genannt. Nicht, daß er eine Militärperson gewesen wäre; aber ich glaube, daß er, als der Pöbel eines Polizeimagistratsbeamten geschaffen wurde, ein Anrecht hatte, auch als Civilist diesen Titel zu führen, der in der ersten Zeit allen höheren irischen Polizeibeamten beigelegt wurde. Die Thätigkeit dieses Mannes datirt sich um etwa vierzig Jahre zurück, als Vimerid, Clare und Tipperary in vollem Aufstand begriffen waren, fast täglich zwischen dem Landvölk und den Soldaten feindliche Begegnungen vorkamen und die Lokalbehörden wegen Ermordung mehrerer ihrer Angehörigen die Regierung um Beistand angegangen hatten. Jene bewegte Periode gibt einen Spiegel für eine dunkle Seite des irischen Volkscharakters, deren mächtigere Entfaltung wir in den Jenerwirren vielleicht wieder zu erleben haben, namentlich da die brutale Härte des Schwesterkönigreichs, die in Jamaica so schroff zu Tage getreten ist, auf's Neue zeigen zu wollen scheint, wie sie ihre vielgerühmte „Gleichheit vor dem Gesetz“ den nichtenglischen Angehörigen der britischen Besitzungen gegenüber versteht.

Zu jener Zeit war Voles eine unbezahlte Magistratsperson und bewirthschaftete unter der Grundherrschaft seines Verwandten, des Grafen von Carberry, ein kleines Gut; doch hatte er durch seine Thätigkeit und seinen unerschütterlichen Muth sich bereits höheren Orts Respekt zu verschaffen gewußt. Ein Strolch, der sich selbst Kapitän Rod nannte, war der Schrecken der Grafschaft Vimerid geworden, so daß Weiber und Kinder schon bei der Erwähnung seines Namens erbleichten und die Männer, selbst wenn sie von Soldaten und Polizei unterstützt waren, kein Verlangen danach trugen, ihn Leben in einem Angriff gegen den kühnen Räuber auf's Spiel zu setzen. Voles aber lachte über diese Angst und versuchte öfters, obgleich vergeblich, diesem Wauwau des Bezirks Angesicht in Angesicht gegenüber zu treten.

Am einem Herbstnachmittag fuhr Mrs. Voles, welche in der Stadt Einkäufe zu machen hatte, mit der Frau einer anderen Ma-

Magistratsperson nach Limerick, und die Männer hatten sich vorgenommen, ihre Gattinnen zu Pferd zu begleiten. Als es jedoch an den Ausbruch ging, kam noch ein Geschäft vor, welches die Herren zurückhielt, und da die Frauen sich nicht auf die Nacht einlassen wollten, so traten sie den Weg, welcher etwa sieben englische Meilen betrug, ohne Geleite an. Die Männer meinten bald nachkommen und sie einholen zu können.

Boles war mit seinem Antheil an dem Geschäft früher fertig, als sein Freund, der vielleicht noch mehr als eine Stunde zu thun hatte; er bestieg daher sein Pferd und galoppierte seiner Frau nach, welche seiner Ansicht nach bald das Ziel ihrer Fahrt erreicht haben mußte. Er war jedoch kaum über Patrick's Well (ein fünf Meilen von Limerick abgelegenes Dorf) hinausgekommen, als er seine Frau einholte, welche ihm unter großem Jammer erzählte, sie und ihre Freundin seien kurz vorher von zwei Wegelagerern angehalten und ihrer Uhren, Ringe und Borsen beraubt worden; der Eine davon, welcher ihnen ihre Habseligkeiten abnahm, sei ein großer, gutaussehender Bauer mit einem mächtigen Messer im Gürtel und einem derben Knüttel in der Hand, der Andere aber ein mit einer geladenen Stupbüchse bewaffneter Kerl gewesen, der seine Waffe auf den Kutscher angelegt und ihn dadurch zum Halten gezwungen hatte. Diese Thatfachen wurden durch den Kutscher, einen alten Dienstmann auf dem Gut, in allen Theilen bestätigt.

„Ist er groß gewesen — schwarzes Haar, etwas schielend?“ fragte der Major.

„Ja; aber wird es nicht besser sein, wenn wir uns beeilen?“

„Versinne Dich — hatte er nicht schwarze Strümpfe an und einen Kriegerstod?“ fuhr der Major fort, ohne auf etwas Anderes zu achten.

„Wohl; aber . . .“

„Mein aber jetzt. Da nimm mein Pferd, Tim;“ er warf dem Kutscher den Zügel zu. „Welchen Weg haben sie eingeschlagen?“

„Dorthin, Euer Ehren. Ich glaube, ich sehe noch einen davon — drüben über dem Sumpf — er geht den Bergen zu.“

„Weim Himmel, er ist es!“ rief der Major, setzte über den Graben an der Straße weg, und im nächsten Augenblick sah man ihn, die angegebene Richtung einschlagend, über das Feld hin eilen. Nur ein einziges Mal wandte er sich um und winkte dem Kutscher zu, weiter zu fahren.

Man kann sich die Angst der Frau denken, welche ihren Gatten einem vermeintlich sicheren Tod entgegengehen sah. Ihre entsetzten Rufe waren vergeblich; sie trieb daher den Kutscher zur Eile an und stellte sich sogleich vor der Stadtbehörde, welche nicht säumte, eine Abtheilung Soldaten und Polizisten auszusenden, um nach dem lähnen, aber unklugen Mann zu sehen, der in solcher Weise dem berüchtigten Kapitän Rod, diesem Gegenstand seiner unablässigen Wachsamkeit, nachgesetzt hatte. Die Vermuthungen der Sendlinge erwiesen sich eitel; einer um den Andern lehrte wieder zurück, und die Nacht, wie auch der nächste Tag verlief, ohne daß über die vermißte Magistratsperson eine Kunde einging. Boles wurde bereits als ein neues Opfer der Elenden beklagt, welche damals den Süden von Irland in Schrecken hielten. Am zweiten Morgen nach dem Raub wurde der Polizei-Inspettor von Limerick aufgefordert, vier Mann nach dem Stationsgebäude in Patrick's Well zu senden, um daselbst einen wichtigen Gefangenen in Empfang zu nehmen. Das schriftliche Aufgebot war mit T. B. Boles unterzeichnet. Wer davon hörte, staunte über sein Entkommen. Mehrere von den einflussreichsten Bewohnern der Stadt begleiteten die Polizeimannschaft nach dem Dorf, wo sie den würdigen Magistratsbeamten in tiefem Schlaf hingestreckt fanden; seine Kleider waren zerrissen und über und über mit Noth bespritzt, seine Hände und sein Gesicht ungewaschen und sein Kopf unbedeckt, da er den Hut verloren hatte; doch auch in seinem Schlummer hielt er eine mit Blei eingegossene Keilpeitsche fest, die einzige Waffe, die er auf seine gefährliche Jagd mitgenommen. Die nahenden Fußtritte weckten ihn. Er sprang auf und führte die Ankömmlinge mit einem heiteren Lächeln über ihre beunruhigten Gesichter in ein anstoßendes Gemach, wo, von zwei Polizeidienern bewacht und mit starken Striden gebunden, ein Gefangener saß. Dieses war kein Anderer, als der lähne Räuber Fitzmaurice, unter dem Vornamen als Kapitän Rod bekannt.

Boles sprach nicht gern von seinen Thaten, und es kostete Mühe, folgende Einzelheiten aus ihm herauszuloden. Nach einem starken Lauf hatte er eine Bauernhütte erreicht, in welcher allen Anzeichen zufolge die Räuber kurz vorher einen Trunk zu sich genommen. Diese Wahrnehmung bewog ihn, die Verfolgung mit allem Eifer fortzusetzen, und bald wurde er derselben ansichtig; der kleinere, mit der Stupbüchse bewaffnete Bauer wandte sich um und gab Feuer, ohne jedoch zu treffen; dann warf er die Waffe, die ihn auf der Flucht belästigte, weg und trennte sich von seinem Kameraden, der die Richtung nach den Bergen hin einschlug. An der Stelle angelangt, wo die Strolche verschiedene Wege genommen, las Boles die Stupbüchse auf und folgte Fitzmaurice (denn er fühlte sich jetzt überzeugt, daß der Räuber keine geringere Person war) in die Berge; doch war es bereits Nacht, ehe er dieselbe erreichte, und er begriff wohl, daß er keine Aussicht hatte, den Kerl im Dunkeln zu erwischen. Er trat daher furchtlos in eine Bauernhütte, wo er gastlich aufgenommen wurde und zum Lager eine Schütte Stroh erhielt. Boles lachte nachher über dieses Nachtquartier, denn er fühlte sich überzeugt, daß er die gute Aufnahme nur dem Eindrud, er gehöre zu der Bande, verdanke — ein Irrthum, wozu seine gute Kenntniß des irischen Dialekts Anlaß gegeben haben mochte. Mit Tagesanbruch machte er sich wieder auf die Beine und auf in das Gebirg. Hier kam er wiederholt bis auf hundert Schritte in die Nähe des Menschen, dem er nachsetzte, ohne daß es ihm gelungen wäre, denselben zu fassen. Es fiel ihm jedoch ein, daß einer seiner früheren Arbeiter, eine treue Seele, in den Bergen wohnte. Nachdem er gegen einige Bauern, die er für loyal zu halten sich den Anschein gab, geäußert, er sehe das Vergeltliche seiner Jagd ein und wolle wieder nach Limerick zurückkehren, that er gegen Abend vergleichen, als wolle er dieses Vorhaben ausführen, und wie er vorausgesetzt, war dieß auch richtig dem Kapitän Rod hinterbracht worden. Es fiel jedoch Boles nicht ein, seine Beute fahren zu lassen. Nachdem er eine Meile weit sich angestellt, als ziehe er sich zurück, bog er plötzlich seitwärts ab und suchte die Hütte seines Bekannten auf, welcher ihn freudig willkommen hieß und Fenster und Thüre abspernte, damit die Anwesenheit seines Gastes nicht verrathen werde. Als er mit Tagesanbruch eben seine Jagd wieder aufnehmen wollte, kam der Sohn des Bauern herein mit der Meldung, eben sei Fitzmaurice auf dem Weg nach Abare vorausgegangen und könne noch keine halbe Meile weit gekommen sein. Boles zögerte nicht, seinem Mann nachzueilen, und bemerkte denselben bald von seinem höheren Standpunkt aus. Der Räuber hatte (aus welchem Grund mochte er selbst wissen) wieder umgelehrt und stieg jetzt bergauf. Mit Gedankenschnelle versteckte sich Boles hinter einem Felsen an dem Pfad, den der Andere kommen mußte. Als Fitzmaurice nahe genug war, sprang der Major aus seinem Versteck hervor, richtete die Mündung der Stupbüchse auf den Kopf des Räubers und rief ihm zu, sich zu ergeben. Der Angerufene, welcher völlig unbewaffnet war und nicht anders glaubte, als der nächste Augenblick sei sein letzter, wenn er Widerstand versuche, ergab sich und ließ sich von Boles mit dessen Peitschenschnur und Taschentuch binden; dann wurde er nach Patrick's Well abgeführt, wobei es der Major sorgfältig vermied, die Wäde zu berühren, wo er mit den Bauern zusammentreffen konnte, denen wohl zuzutragen war, daß sie Allen ausbieten würden, ihren sogenannten Kapitän zu befreien. So transportirte denn Boles mit angelagener, obschon ungeladener Stupbüchse den lähnensten Räuber, welcher je den Süden von Irland unsicher gemacht hatte, fast drei Meilen weit und lieferte denselben ab in die Hände der Polizei.

Zwei Monate später wurde Fitzmaurice, alias Kapitän Rod, vor Gericht gestellt, verurtheilt und in Limerick, dessen Bewohner so lange schon bei der Nennung seines Namens gezittert hatten, hingerichtet.

Dies sind die ungeschminkten Thatfachen jener denkwürdigen Verhaftung, welcher sich noch viele andere, kleinere Fälle beifügen ließen; man darf sich daher nicht wundern, wenn das damalige Gouvernement von Irland dem Thomas Philipps Boles den Posten eines Oberpolizei-Magistratsbeamten übertrug, ein Amt, welches der Erwählte mit solcher Auszeichnung verwaltete, daß ihm ein beträchtliches Einkommen ausgesetzt und die von der Peel'schen

gewesen wäre, was ihnen noch fehlte, so war es vielleicht eine frische kalte Quelle, um sich einmal wieder an Wasser recht satt zu trinken. Doch da draußen lag ja das Land; der Kapitän schien gewillt, dort anzufahren, morgen in aller Früh konnten sie das vielleicht auch ermöglichen, und nachher ging es nach dem ostindischen Archipel hinüber — wenn nur das verwünschte Rudern nicht gewesen wäre.

Sie Alle durften übrigens nicht auf der Sandbank übernachten; Mr. Blad litt das nicht. Zwei von ihnen mußten im Boot schlafen, da man nie wissen konnte, was möglicherweise geschah, denn der Mate schien den schwarzen Bewohnern dieses Erdtheils alle nur erdenklichen Schlichkeiten zuzutrauen. Ja er beorderte sogar einen Mann auf Wache und zwar so, daß sie sich alle Stunde ablösten. Er selber wollte die letzte Wache vor Morgen nehmen, da die Wilden, wenn sie je einen Angriff beabsichtigen, den fast jedesmal bis unmittelbar vor der Morgendämmerung verschieben, und er traute den Uebrigen keinen richtigen Blick für eine derartige Gefahr zu.

Außerdem war es auch nöthig, einen Mann auf Wache zu lassen, um die Barkasse flott und zu stetem Gebrauch bereit zu halten, damit sie nicht wieder in der Ebbe hoch und trocken auf den Sand kam und dann mit ihrer ungleichen Ladung einen Lederspringen konnte. Uebrigens erwies sich des Mate Besorgniß, was die Schwarzen betraf, als unbegründet, denn sie wurden nicht im Geringsten belästigt, und nichts verriet die ganze Nacht hindurch, daß noch menschliche Wesen außer ihnen weit und breit zu treffen seien. Ja selbst als der Tag anbrach, suchte Mr. Blad vergebens mit dem langen Schiffsglas sorgfältig das ganze Ufer ab, es ließ sich nirgendwo aufsteigender Rauch erkennen, und ebensowenig war an demselben Strand der Küste irgend etwas zu entdecken. Vielleicht lag diese kleine Halbinsel, die es nach der Karte sein mußte, gegenwärtig gerade ganz unbewohnt, denn daß die wilden Stämme Australiens keinen bleibenden Aufenthalt haben und von Ort zu Ort wandern, wußte er gut genug.

In dem Fall wäre dann allerdings ein Besuch des Landes, um nach Wasser auszuforschen, nicht mit der geringsten Gefahr verbunden gewesen, wenn sich auch der Mate, nach dem, was er über das Land selber schon gehört, wenig Erfolg davon versprach. Der Kapitän wollte es aber, und es war auch insofern gut, daß sie sich nachher keine Vorwürfe zu machen brauchten, selbst das Aeußerste versucht zu haben, um ihren sehr zusammengeschmolzenen Wasservorrath zu erneuern. Freilich versäumten sie dabei auch, wenn sie nichts fanden, einen vollen Tag ihrer Fahrt, und er tröstete sich nur damit, daß auch heute Morgen nicht die geringste Brise wehte. Sie hätten doch wieder zu den Rudern greifen müssen, während der Seemann gerade nichts ärger haßte, als ein Boot auf solche Art vorwärts zu treiben.

Kapitän Dilytt hatte indessen das Alles ruhig an sich kommen lassen, und sich weder um Wache noch sonst etwas gekümmert. Auf seiner auf die Sandbank gezogenen Matratze trank er noch Abends seinen „steifen“ Grog und rauchte seine kurze Pfeife, dann zog er sich eine dünne wollene Decke über, um den Nachthau etwas abzuhalten, und schlief sanft, bis am andern Morgen die Sonne schon über den Horizont emporstieg und Mr. Blad ihn weckte, da sie keinen Augenblick Zeit mehr verlieren durften.

Ihr Frühstück war bald verzehrt, denn da heute Morgen kalt gegessen wurde, brauchte es nicht lange, um das fertig zu bringen; die Barkasse war ebenfalls, durch die Fürsorge des Mate, flott erhalten, und als Alle wieder ihre Plätze eingenommen, ruderten sie rasch und gutgewillt dem Land entgegen.

Mr. Blad stand dabei vorn im Bug mit dem Fernrohr und suchte das Ufer ab, während Kapitän Dilytt heute Morgen selber das Steuer genommen hatte, um jener Stelle zuzuhalten, die er schon gestern Abend bemerkt und die, den umliegenden Hügel ebenso wie den Büschen am Ufer nach, genau so aussah, als ob dort irgend ein kleiner Strom in die See münden müsse.

Je mehr sie sich dem Land näherten, desto deutlicher trat das hervor, und wie sie sich der Stelle gegenüber befanden, bemerkten sie die Mündung einer wohl hundert Schritt breiten Bucht, die sich dort in das Land hinein öffnete.

„Na, Mr. Blad,“ sagte Kapitän Dilytt, der jetzt dem zweiten

Steuermann das Rudern übergeben hatte und vorn zu seinem Mate getreten war, „was habe ich Ihnen denn gesagt, he? Ist das etwa kein Fluß? Wenn wir Ihrem Rath gefolgt wären, schwämmen wir jetzt da draußen in See und arbeiteten uns mit allen Kräften in die Windstille hinein, bis die Leute zuletzt verdrüßlich und marode geworden wären, und nicht weiter konnten.“

„Ich will von Herzen wünschen, Kapitän Dilytt, daß Sie recht hätten,“ sagte der Mate, „bis jetzt aber ist es noch nicht entschieden, denn es kann auch ebenfogut eine kleine Bucht sein.“

„Wie, glauben Sie's noch nicht?“ sagte Dilytt mürriß.

„Es stehen mir hier zu viel Mangrovebüsche,“ sagte achselzuckend der Steuermann, „die in saßem Wasser nicht leben können, aber möglich wäre es deshalb immer, daß wir ein Stück in der Bucht darin zu einer Quelle lämen. Jedenfalls müssen wir jetzt den Versuch machen, und werden auch bald wissen, woran wir sind.“

Es wurde von da ab kein Wort weiter gesprochen, denn der Bug des kleinen Fahrzeuges hielt jetzt gerade auf die Mündung selber zu und Mr. Blad schüttelte nur leise vor sich hin den Kopf, als er über Bord sah und auf dem Meeresboden, höchstens bei zwei Faden Tiefe, die Korallenbänke erkennen konnte, die sich hier quer über die kleine Bucht hinüberzogen. Korallen nämlich, ebenso wenig wie die Mangrove oder der Mangelbaum, können das süße Wasser vertragen, und die Mündung eines größeren Flusses war das hier keinesfalls, sonst wäre die Einfahrt jedenfalls viel tiefer gewesen. Eine kleine dürftige Quelle konnte natürlich nicht so vielen Einfluß haben, und hatte trotzdem genügt, ihren Wasservorrath wieder zu erneuern.

Wie sie aber die Büsche erreichten, wurde eine größere Aufmerksamkeit dringend nöthig, schon um aufzupassen, ob sie hier im Inneren nicht etwa doch, trotzdem daß sie heute Morgen von Außen keinen Rauch bemerkt hatten, auf Kanoes der Eingebornen trafen, die sich jedenfalls an dieser Stelle gezeigt haben würden, wenn sie überhaupt an dieser Küste gewesen wären. Es war aber nichts Derartiges zu erkennen; im Gegentheil hingen die elastischen, langen Zweige des wunderlichsten Baumes der Welt, der Mangrove, überall in dichten, fast undurchdringlichen Festons auf den Wasserspiegel nieder, und Mr. Blad konnte hier nicht einmal einen Platz entdecken, wo ein Boot im Stande gewesen wäre, zu landen. Kaum ein Kanoe hätte sich in diese Vegetation hinein arbeiten können, also mußten sie die Oeffnung in dieses Laublabrynth weiter oben suchen.

Das Boot verfolgte dann auch langsam seinen Kurs, und sie konnten schon erkennen, daß sich die Bucht, wenn der Einschnitt dort oben keine Biegung machte, höchstens eine Meile weit in das Land hinein zog. Dem Kapitän gefiel das ganze Aussehen der Bucht dabei nicht besonders. Er kannte ebenfalls recht gut die Eigenschaft der Mangrove, die süßes Wasser nicht vertragen kann, aber er erinnerte sich doch auch, sie selbst an einigen Flußmündungen wenigstens bis dahin gesehen zu haben, wo sie die Flut noch erreichen und ihre tausendfach in einander verschlungenen Wurzeln bespähen konnte, warum sollte das nicht hier der Fall sein.

Das Boot glitt indessen immer weiter in die Bai hinein. Hinter den Manglaven lag jedenfalls höheres Land, denn es ließ sich dort deutlich, gegen das helle Grün der Mangrove scharf abstechend, das dunkle, glänzende Laub eines anderen Baumwuchses erkennen. Demnach mußte der Mangrovestreifen aber wenigstens sechzig bis achtzig Schritt breit sein, und daß sie die Strecke mit keinem Boot durchbrechen konnten, wußten selber die Matrosen, denn sie wären schon bei der ersten Bootlänge auf die elastischen, bogenförmigen Wurzeln auf- und festgefahren. Ebensowenig war es möglich, sich eine Bahn hindurch zu hauen, da die meisten dieser Hindernisse unter Wasser lagen.

Immer mehr näherten sie sich der hinteren Wand der Bucht, die sich dabei auch nur wenig verengte. Am Ufer schien es eine Menge von wilden Tauben und Papageien zu geben, denn sie sahen mehrmals ganze Schwärme derselben, von denen besonders die Letzteren kreischend von Baum zu Baum flogen und oft ganze Büsche derselben verhallten. Jetzt endlich hatten sie den oberen Rand erreicht, ohne durch irgend eine Verschiebung der Büsche einen weiteren Einschnitt zu entdecken; sie fuhren sogar am ganzen oberen Ufer hin,

und als nichts, gar nichts zu erkennen war, wie nur Mangrovebüsche, da wollte der Kapitän endlich den verzweifeltsten Versuch machen, selbst diese zu durchbrechen. Das mußten sie aber bald wieder aufgeben, denn wie sie nur die äußeren, niederhängenden und leicht nachgebenden Zweige zurückgebogen hatten und das kleine Fahrzeug hineinschoben, sahen sie sich einem solchen Gewirr von Wurzeln, Zweigen und Stämmen gegenüber, daß es selbst für ein Kanoe unmöglich gewesen wäre, da hindurch zu bringen. Sie mußten nur machen, die Barasse wieder in freies Wasser zu bringen, denn hätte sie die Ebbe in den Manglaven überrascht, so durften sie sich auch darauf verlassen, acht oder neun Stunden in diesem Gewirr festgehalten zu werden.

„Gerade wie ich dachte,“ sagte Mr. Blad trocken, als sie die offene Bucht wieder erreichten, „kein Wasser in dem blutigen Lande, und ich glaube auch nicht, daß wir etwas finden, und wenn wir eine Tagereise weit hineinmarschirten.“

„Sie glauben das nicht, Mr. Blad,“ sagte Kapitän Dylott in nichts weniger als guter Laune, „aber Sie werden mich entschuldigen, wenn ich anderer Meinung bin. In dieser Bucht haben wir uns allerdings getäuscht, aber ich erinnere mich früher gelesen zu haben, daß die australischen Flüsse an ihrer Mündung fast immer nur Salzwasser zeigen und erst eine kurze Strecke im Inneren eine Kette von Wasserlöchern bilden. Diese finden wir dort drüben jedenfalls.“

„Aber wie wollen wir hinkommen, Kapitän?“

„Durch die Manglaven hier geht es natürlich nicht, wir müssen wieder in See; dort oder gleich wo wir heute Morgen vorbeigekommen sind, laßt das höhere Land fast bis zum Strand nieder, und die Mangrovebüsche, die dort stehen, sind keine sechs Fuß hoch und scheinen bloß am Rande zu stehen, wir können dort überall anlaufen, und das soll augenblicklich geschehen.“

„Und nachher eine Patrouille in's Land schicken?“

„Versteht sich.“

„Und wenn die einem schwarzen Stamm begegnet?“

„Und was weiter? Haben wir nicht unsere Gewehre und Munition genug? Den schwarzen Halunken wollten wir schon den Weg zeigen, wenn sie unverschämt genug wären, uns anzugreifen. Uebrigens brauchen wir nur einen einzigen Schuß abzufeuern, und könnten uns dann fest darauf verlassen, daß sie spurlos in ihren Bergen verschwunden wären. Die hatten doch wahrhaftig nicht Stand.“

Mr. Blad ludte mit den Achseln; er wußte recht gut, daß eine Widerrede bei seinem Vorgesetzten, wenn der einmal irgend eine Meinung ausgesprochen hatte, ohne den geringsten Erfolg gewesen wäre. Seine Meinung über eine Landung wußte er jetzt, und wenn er der nicht folgen wollte, konnte er nichts an der Sache ändern. Der Kapitän selber trug denn auch jede Verantwortung für den Ausgang.

(Fortsetzung folgt.)

Der junge Seemann.

(Bild S. 25.)

Der Sohn des Seemanns wird wieder Seemann. Das Blut, das in seinen Adern fließt, treibt ihn hinaus auf das stürmische Meer, und auf dem ungewissen Elemente des Wassers ist ihm wohl, nicht daheim am Lande auf dem festen Boden. Das will früh geübt sein. Der Knabe des Seemanns trägt schon die Tracht des Mannes. Sein erstes Spielzeug ist ein Schiffein, das er über die glatten Wasser einer Meerzunge gleiten läßt, während die kleine Fischerstochter aufmerksam zuschaut. Ist auch die ganze Sippe auf dem Meere untergegangen, ihn schreckt es nicht, das wilde Element. Der Schulsack ist sein geringster Kummer, er erringt ja, was er zu wissen braucht, im Leben, im Kampfe mit der Natur; nicht vom Lehrer — vom Vater, vom Oheim erwirbt er seine Kenntnisse und mit sechzehn Jahren ist er bereits ein Mann, der den Seedienst aus dem Fundamente kennt. In stürmischen Nächten, auf hoher See hat er sein Examen gemacht und gezeigt, was er kann. Von seinen kindlichen Spielen bis zur Reife des Mannes ist nur eine kleine Spanne Zeit, und doch, wie ahnungslos fährt der Kleine

sein vom Vater, der auf hoher See im Sturme untergegangen, in freien Stunden geschnitztes Schiff, während das hab'sche Mädchen, das einst gar keine Frau wird, lächelnd dem Schauteln zusieht, daß ihr vielleicht den heißgeliebten Mann von der Seite reißt!

Ein Dichter aus dem Volk.

Hans Sachs.

(Bild S. 29.)

Die Dichtkunst stieg zu Ende des Mittelalters von den Burgen des Adels und von den Höfen der Fürsten herab in die bürgerlichen Kreise, in die Werkstätten und Wohnstuben der Handwerker, wo sie fast allein noch Schutz und Pflege fand. Wie in dem frühesten Mittelalter die ritterliche Kriegskunst das Fußvolk und die ritterliche Dichtkunst die volkstümliche verdrängt hatte, so war der Gebrauch des Fußvolks allmählig wiedergekehrt und auch die verlassene Poesie suchte von Neuem ihre Zuflucht bei dem Volke. Aber den damaligen bürgerlichen Einrichtungen gemäß mußte die Dichtkunst unter den Händen des Handwerks zünftig werden: so entstand die Meisterfängerzunft, die bei Königen und Fürsten trotz ihrer bürgerlichen Herkunft sich in Achtung zu setzen wußte und ihr eigenes, großes, reichsmähiges Wappen hatte. Ein Meister unter den Meistern, der nürnbergischer Schuhmacher Hans Sachs war es, der den Sängerschulen und Meisterliedern zum größten Ansehen in allen deutschen Ländern verholfen. Schon früh hatte den Sohn des Schneiders Sachs die reinste Begeisterung für Gesang und Dichtkunst erfüllt, und ein Leineweber, Runnebeck, war sein erster Lehrer. Aber es trieb ihn noch mächtiger hinaus in die Fremde, wo er sich nicht nur im Handwerk, sondern auch in der Kunst des Dichtens vervollkommen wollte, denn die „Regeln“ der Kunst fanden damals so hoch im Ansehen, als das Talent selbst. Wo er hinkam, war er bald ein geschätztes Mitglied der Schule. Er war siebenzehn Jahre alt (1511) über Regensburg, Salzburg, Passau bis nach Hall und Innsbruck in Tyrol gegangen, lehrte über München, Zürich an den Rhein, wo er bis Nachen und von da nach Coblenz kam, um quer durch Deutschland gen Wien zu ziehen. In Frankfurt am Main war er als Meister des Gesanges freigesprochen worden. Mit welcher Hingebung und Selbstverleugnung er der Kunst pflegte, erzählt er selbst:

„Spiel, Trunkenheit und Duhleren
und andre Thorheit mancherley
ich mich in meiner Wanderschaft
entschlug und war allein befaßt
mit herzensliger Lieb und Sank
zu Meistereingang der irdischen Kunst.“

Das Gesehene und Gehörte prägte sich leicht dem offenen Sinne ein, so daß er nach vierjähriger Wanderung mit einem reichen Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen heimkehrte. Fünfundzwanzig Jahre alt machte er in Nürnberg sein Meisterstück, und sein Ansehen als Meisterfänger stieg von Tag zu Tage. Besonders seit 1525, wo Nürnberg die Reformation annahm, war er für diese und der dortigen Singschule Zwecke thätig. Zahllose Meisterlieder, welche einen unerschöpflichen Vorn der Erfindung und ein seltenes Talent der Form bezeugten, entstanden in der engen Werkstatt des Meisters der Schusterzunft, der darob sein Handwerk nicht veräußerte. Dichten und Arbeiten, Arbeiten im Schweiß des Angesichts vertrug sich damals noch gar gut. Hans Sachs schrieb Lieder für seine Singschule, verfertigte für sie Gesangbücher, bildete eine Menge Schüler heran und hielt streng auf die Gesetze der sogenannten „Tabulatur“, um der Gesellschaft ihre Basis mehr und mehr zu festigen. Nürnberg zählte damals nicht weniger als zweihundert und fünfzig Meisterfänger. — Wie hoch Sachs geschätzt wurde, zeigt Neuböcker in seinem gleichzeitigen Büchlein: „Nachrichten von den vornehmsten Künstlern und Werkleuten“, denn er findet es billig, daß er „ihn einen deutschen Poeten nenne: obgleich derzeit Hans Jolz, Balsbierer, sehr hoch in deutschen Versen und Fastnachtspielen zu machen berühmte gewesen ist, so ist er doch gegen diesen Sachsen zu vergleichen ganz nichts“. Hans Sachs war ein

was sein Herz erfreute oder betrübte, seine Gedanken ordnete oder verwirrte, suchte er sich mit der Feder in der Hand Rechenschaft zu geben, und so entstanden seine gereimten Erzählungen, seine allegorischen Traumbilder, seine herrlichen Kampf- und Widerredesgespräche, seine Lieder, Schwänke und Fabeln, seine kurzweiligen Fastnachtspiele, seine ehrbaren Komödien und seine strengen Tragödien. Seine geistlichen Lieder, wie die beiden: „Warum betrübst du dich, mein Herz?“ und: „Wach' auf, meines Herzens Schöne“, gehören noch heute zum Besten unseres christlichen Liederschazes, und seine dramatischen Dichtungen erhoben sich zuerst über die rohe, ungegliederte Gesprächsform der Hofenplatt und Foltz. Seine Komödien sind freilich nur hausbadene handgreifliche Bilder des bürgerlichen wirklichen Lebens, aber er trägt mit seinem Verstande und schallhaftem Sinn die Thorheiten und Fehler seiner Zeitgenossen, während seine Tragödien sich zum Theil schon über den Kreis des gewöhnlichen Lebens zu einer selbstständigeren Gestaltung allgemein geschichtlicher und allegorischer Stoffe erheben. So umfaßt der einfache Handwerker, der keinen Augenblick Hammer und Säge verläßt, bereits die ganze Welt der Poesie, wie kein Dichter vor ihm, und wenn wir bewundernd vor der Schusterbank stehen und in das ehrwürdige Greisengesicht sehen, so werden wir noch mehr staunen, wenn uns der achtundsechzigjährige Mann selbst erzählt, daß er von 1517 bis 1563 nicht weniger als 2475 Meisterstückelgeänge, nach 275 Meisterstücken, 208 Komödien und Tragödien, 1492 Schwänke und Fabeln, 73 geistliche und Kriegslieder, zusammen 6048 größere und kleinere Gedichte verfaßte, die 34 von ihm selbst eigenhändig geschriebene Folianten füllten. So durfte der fleißige Mann, der Besten einer unserer Nation, sein Haupt ruhig niederlegen, als er am 20. Januar 1576 — 81 Jahre alt — starb. Auf der Wetterseide zwischen alter und neuer Zeit steht, wie Luther auf geistlichem, so Hans Sachs auf weltlichem Boden. Wir können den Schuster von Nürnberg darum nicht genug schätzen und hochachten.

Federzeichnungen aus Baden.

von

G. Rebenius.

1. Badenweiler während der Saison *).

Es ist ein schönes Stück deutscher Erde, das Stück, das den Namen Badenweiler trägt.

Badenweiler ist nach Baden-Baden der zweite Kurort des badischen Landes und im Sommer während der Saison von Nah und Fern vielfach besucht. In idyllischer Gegend gelegen, nur zwei Stunden von der Eisenbahnstation Rühlheim entfernt, von wo der Weg fortwährend aufsteigt, liegt dieser kleine Ort in ziemlicher Höhe am Fuße einer reizenden Ruine.

Daß die Kultur, die alle Welt belebt, an einem Badeorte zweiten Ranges nicht Halt machen kann, versteht sich am Ende von selbst. Und so hat sich auch hier sogar neben der Kultur noch etwas Luxus breit gemacht. Freilich glücklicherweise nicht in dem Umfang und Grade, wie dies in Baden-Baden geschehen. Wir haben hier zwar reizende, sehr comfortable, sogar luxuriöse Villen, große Hotels, selbst einen Kurfaal, allerliebste Anlagen, schöne, reich möblierte Privatwohnungen, aber Alles doch noch in gewissen Schranken der Mäßigung.

Badenweiler wird als Kurort hauptsächlich seiner hohen Lage, der reinen gesunden Luft wegen von Lungenleidenden gesucht, und es sind viele Fälle bekannt, wo diesem Faktor noch die Verwältigung des Uebels gelungen ist. Badenweiler ist der badische Nisi, wenn es erlaubt ist, Kleines mit Großem zu vergleichen.

Es bietet einen eigenthümlichen Anblick, der uns zu wehmüthiger Betrachtung stimmen muß, wenn man bei einem Spaziergang durch die Anlagen um den Kurfaal herum vielfach Personen begegnet, deren Physiognomien deutlich die Spuren des in ihnen zur Geltung gekommenen gefährlichen Leidens an sich tragen. Die Tuber-

culose, diese tödtlichste aller Krankheiten, die bald schleichend, bald mit laienartiger Schnelligkeit ihr Opfer erfaßt und in der Regel auch dasselbe nicht mehr losläßt, diese furchtbare Krankheit, welche mit den Menschen ihr grausames Spiel treibt, wie die Rabe mit der Maus, drückt den von ihr befallenen Personen lange vor dem Tode einen unverkennbaren, unheimlichen Stempel auf. Diese Lungenleidenden bilden mit der in blühender Frische prangenden Natur, in welcher sie einhergehen, einen solchen Kontrast, daß man dadurch unwillkürlich in melancholische Stimmung versetzt werden muß.

Der Kurfaal in Badenweiler, vor welchem sich der mit dem Bilde der Hygiea geschmückte Brunnen gegen die Dorfseite hin und hinter welchem sich die schön angelegten Spaziergänge, der sogenannte Kurpark und die Wege zur Ruine befinden, ist zwar einfach, aber edel, und macht gerade dadurch den befriedigendsten Eindruck. Ein Flügel ist in denselben aufgestellt und jedenfalls klingen die Töne, welche zuweilen hier von schöner Hand angestimmt werden, besser und angenehmer an's Ohr, als das Geldgellimper und der Rechen-ton in den prächtigen Spielhöhlen. In diesem schönen Saale finden von Zeit zu Zeit einfache Konzerte, meist von freiburger Künstlern aufgeführt, statt. Auch ästhetische Vorträge über Mozart, Beethoven, R. Wagner sind im vorigen, aus bekannten politischen Gründen freudenarmen Sommer darin von Prof. Nohl, dem bekannten Musikbiographen, gehalten worden. Bei ungünstiger Witterung ist hier der gewöhnliche Sammelplatz der Fremdenwelt: scheint die Sonne heiter, sind die Wege trocken, so findet man dieselbe mehr promeniend in den Anlagen, wo eine Bademusik mehrmals des Tages ihre Produktionen zum Besten gibt.

Die Umgebung Badenweilers ist so lieblich, daß fast jede Viertelstunde Weg einen neuen Genuß mit sich bringt. Wer nicht gut zu Fuß ist, hat Gelegenheit genug, sich eines Lastthiers zu bedienen. Die Zahl der für Herren und Damen bereitstehenden Esel ist sehr groß.

Der nächste Spaziergang von der Anlage aus führt uns in wenigen Minuten auf das im blühenden Ruin zerfallene Badenweiler Schloß. Die Aussicht in die Rheinebene und in das benachbarte Elsaß einerseits und auf die duffigen ziemlich hohen Berge im Hintergrund, auf die schönen Thäler, in denen Badenweiler selbst, sowie die beiden Orte Niederweiler und Oberweiler sichtbar sind, ist herrlich, entzückend. Nicht leicht dürfte es überhaupt ein Land in der Welt geben, in welchem sich so viele und relativ ganz ohne Mühe zu bestiegende Gebirgshöhen finden, von welchen man die wunderbare Aussicht genießt, als gerade Baden. Es kommt dies natürlich daher, daß in sehr langer Ausdehnung die 6—8 Stunden breite Rheinebene sich überall dem Auge öffnet.

Sehr angenehm ist auch der Weg in das bloß eine Viertelstunde entfernte Oberweiler, wo sich viele Fremde ein Unterkommen in dem gastlichen Gasthause des zwar alt gewordenen, aber immer noch geistig frischen Benedeg zu suchen pflegen. Benedeg hat nach langem, rastlosen Wirken und Streben für die Freiheit, das ihm langes Exil und bittere Verfolgungen auf den Hals geworfen, hier endlich ein schönes ruhiges Asyl gefunden. Benedeg nimmt noch regen Antheil an den politischen Verhältnissen, er spricht auch heute noch seine Ueberzeugung, welche in Baden eben nicht allzuvielen Anhänger zählt, ungeschont in Volksversammlungen und in der Presse aus. Benedeg ist eine grundehrliche Natur, und es macht wirklich den jetzigen Gegnern seiner südbündlerischen Ansicht, welche er im Interesse der Freiheit versteht, wenig Ehre, daß sie diesen Veteranen der Freiheit mit Hohn und Spott überschütten. Viele früheren politischen Freunde sind ihm indessen treu geblieben, und namentlich während der Sommerzeit findet man ihn öfters in Gesellschaft bekannter Namen. Der kürzlich verstorbene biedere Hofmaler, eine wahrhaft granitne Natur, die ihren Grundsätzen bis zum Lebensende in felsenfester Konsequenz treu geblieben, hat hier einen seiner letzten Lebenssommer in sinniger und freudiger Naturanschauung zugebracht.

Was das Leben in Badenweiler selbst betrifft, so ist zwar für alle Bedürfnisse ausreichend gesorgt, so daß selbst der anspruchsvollste Kurgast keinen Grund zur Klage in dieser Beziehung haben dürfte. Die Logis sind je nach Wunsch elegant oder einfach zu bekommen. Während der Saison ist zwar die Billigkeit nicht vorherrschend, und stellen sich die Wohnungspreise so ziemlich auf gleiche

*) Wir eröffnen mit Badenweiler eine neue Serie, der in unserem letzten Jahrgang mit so vielem Beifall aufgenommenen Federzeichnungen aus Baden.

Die Red.

Höhe mit denen der größeren Bäder. Indessen weiß ja Jeder, der heutzutage eine Badreise unternimmt, daß die Wassergötter nichts umsonst geben und daß auch die Lustgeister diesem Grundsatz gefolgt sind. Die Elemente der Alten sind eben kostspielige Dinge geworden.

Die beiden Gasthäuser „Römerbad“ und „Stadt Karlstraße“, welche während der vollen Saison ungefähr 2—300 Gäste am Mittagstische vereinigen, sind Hotels ersten Ranges und leisten auch das Gleiche. Namentlich ist der Tisch in beiden reichlich und gut. Die Weine sind wenigstens rein, wenn auch natürlich theurer als in Mülheim und Freiburg.

Außer diesen Gasthäusern bestehen noch einige kleinere, wie auch in manchen Privathäusern auf Verlangen Kost verabreicht wird.

Das winzige Badenweiler macht bereits in Folge vieler Neubauten, wozu in neuester Zeit die hübsche, sehr schön gelegene latholische Kirche gekommen, einen recht stattlichen Eindruck und bietet, besonders an Sonn- und Festtagen, wo zu dem Fremdenzuzug noch Schaaren benachbarter Städte und Landbewohner sich gesellen, einen so belebten Eindruck, daß man in der Nähe des Kurorts sich in einer großen Stadt zu befinden glaubt.

Die Hausmärchen illustriert von G. Doré.

Nothklappchen im Walde.

(Bild G. 32.)

Die Märchenwelt, in die wir uns in der Jugend hineingeträumt, sie war unser Paradies, aus dem wir nur zu bald durch den Eherub mit dem blühenden Schwert, den Ernst des Lebens, vertrieben wurden. Immer sehnt sich unsere Phantasie nach jenen Zaubergärten zurück, in denen wir so glücklich waren und selbst durch Thränen noch lächeln konnten! Wie gerne schauerten wir uns noch einmal um die Kniee der guten Großmutter, die jene einfachen und doch so rührenden und ergreifenden Geschichten so hübsch zu erzählen wußte, daß wir keinen Blick von ihrem freundlichen Gesichte wenden konnten! Sie sind uns ja auch so treu im Gedächtniß geblieben, daß wir nur den Anfang hören dürfen, und vor uns steht das holde Märchen in seinem ganzen Zauber: das Nothklappchen, wie es der Großmutter den Kuchen bringt und dem Wolfe begegnet, das Dornröschen, wie es in dem prächtigen Zauberschloß den langen Schlaf schläft, der gestiefelte Hater, wie er dem Wärmwolf seine Referenz macht, der Däumling, wie er die verirrten Kinder aus dem Walde führt, das Aschenbrödel, wie es der kleine Schuh am Hofe zu Ehren bringt, der Blaueart, wie er die neugierige Frau auf die Probe stellt, die Efelshaut, wie sie ihren verführerischen Zauber ausübt, kurz die Geschichten Alle, in deren Lust sich so viel Ernst, in deren Ernst sich so viel Lust mischt. Diese reizenden Märchen hat ein Künstler seltener Art mit den prächtigsten Bildern illustriert und der Verleger dieser Blätter zu einem großen Folio-Bande zusammengestellt. Wir entnehmen dem Buche, das für den diesjährigen Weihnachtstisch bereit liegen wird, ein Blatt: Nothklappchen im Walde. So hübsch sind die Bilder alle. Wer möchte sie da nicht alle haben?

Der Bahnhof in Stuttgart.

(Bild G. 31.)

Mit der Entwicklung des Eisenbahnwesens hat eine neue Kultur- und Civilisations-epoche für alle Völker der Erde, ein allgemeiner Fortschritt der Menschheit begonnen, das sieht heutzutage außer Zweifel. Es ist darum nicht mehr als billig und wir ehren unser Zeitalter, wenn wir die Hauptpunkte dieses Weges der Civilisation und des Fortschrittes in monumentalem Geiste auffassen, wenn wir die Bahnhöfe, diese großen Völkerarawanseerai, in einer der Bedeutung des Durchgangspunktes entsprechenden Größe und Pracht bauen. Nicht das Land, in welchem der Bahnhof liegt, sondern die Bedeutung desselben für die moderne Völkerwanderung muß den Maßstab abgeben. Die Hauptstadt des Königreichs Württemberg, Stuttgart, hatte aus lokaler Bescheidenheit und landständ-

licher Sparsamkeit sich anfangs mit einem Menschen- und Güterschuppen für seinen Weltverkehr beholfen, bald aber zeigte sich, daß Stuttgart auf einem Punkte liegt, der von Ost nach West und von Süd nach Nord den natürlichsten Durchgangspunkt bildet und daß der Hauptpunkt dieser Verkehrsstraße eines großen und im Geiste unserer Zeit auch großartigen und monumentalen Baues bedürftig und würdig sei. Von diesem Standpunkte und dem Gedanken ausgehend, daß ein Bahnhof nicht für den Moment, sondern für das Bedürfnis von heute und morgen gebaut sei, hat der verewigte König Wilhelm angeordnet, daß der Bahnhof unserer Metropole eine Ausstattung erhalte, welche, indem sie zwar mit den übrigen Bauten der württembergischen Staatsbahnen einen auffälligen Kontrast bildet, den Bahnhöfen anderer Städte ebenbürtig zur Seite steht. Aber wie der stuttgarter Bahnhof vor allen übrigen den Vorzug hat, daß er mitten in der Stadt liegt, so ist er nun auch der schönste und bequemste geworden. Für einen Bahnhof, der sich mitten am Hauptverkehrspunkt der Stadt befindet, war ein schmuckvolles Portal von selbst geboten, und der Erbauer des Bahnhofs, Baurath Morlok, hat mit seinem Sinn das Portal im reichsten Renaissancestil ausgeführt. Durch das Portal treten wir in eine reich geschmückte, von hohen Säulen getragene Halle, welche einen imposanten Eindruck gewährt: rechts und links befinden sich in eleganten hölzernen Pavillons die vier Kassen. Gerade aus verengert sich die Halle nun zu einem freundlichen hellen Gang, zu dessen beiden Seiten die prächtigen Wartesäle der drei Klassen und die rasch in die Augen fallenden Gepädbureaus liegen. Der Gang in der Mitte ist rechts und links mit kolossalen, in Farben auf Leinwand ausgeführten Landkarten geschmückt — wir dürfen dieses Wort wohl gebrauchen. Prachtvolle Leistungen hängen von den Decken. Die ganze untere Breite des Bahnhofes nimmt die Restauration der dritten Klasse, deren Wand der Länge nach eine Niesenlaterne füllt. Die freundliche, wir können wohl sagen schöne und elegante Einrichtung des Wartesaals und des Restaurationslokals dritter Klasse, in welchem ein paar hundert Menschen gespeist werden können, macht dem humanen Geiste des Bauherrn und des Erbauers alle Ehre. Aus den Wartesälen treten wir in die lustige, glasgedeckte Einsteighalle, die für den Zusammenfluß der größten Menschenmasse Raum genug hat und durch ihre kolossalen und eleganten Verhältnisse einen außerordentlich imposanten und doch freundlichen Eindruck auf den Ankommenden macht. Vor der Hand ist nur eine Einsteighalle fertig; der vormalige Bahnhof wird eben als zweite Halle umgebaut, die sich für die Richtung nach Osten an die Wartesäle anlegt, während die fertige Einsteighalle die Richtung nach Westen gibt. Aus der einzigen Thatfache, daß der ganze frühere Bahnhof später nur eine Einsteighalle bilden wird, während noch eine zweite eben so große vorhanden, kann man die Dimensionen des Ganzen ermessen. Der Waarenbahnhof, der sich mit dem Zollgebäude verbindet, liegt so zwischen den Armen der beiden Personenbahnhöfe und doch so getrennt von diesen selbst, daß der Verkehr wesentlich dadurch erleichtert ist. So dürfte denn für lange Jahre ein Werk, ebenso praktisch als der Bedeutung des Baues monumental würdig, geschaffen sein, das der schwäbischen Hauptstadt zur höchsten Zierde gereicht.

Fliegende Blätter.

Aus dem Thierleben. Aus einem Dorke von Samland theilt ein dorther gekommener Reisender folgende merkwürdige Geschichte mit: „Auf einem Gebüde nistete ein Storchpaar, wovon das Weibchen zwei Eier gelegt hatte, womit der Eigenthümer des Gebäudes sich folgenden interessanten Versuch erlaubte. Er legte nämlich ein großes frisches Entenei neben dem Storch in das Nest und nahm dafür ein Storch-Ei heraus; beide Eier wurden zu gleicher Zeit ausgebrütet; kaum hatte aber das Männchen das merkwürdige Entenei im Nest erblickt, als es sich seinem Weibchen gegenüber auf das Nest setzte und Beide einen langen anhaltend starken Dialog im Klappern hielten. Daraus flog das Männchen fort und kehrte nach einiger Zeit zurück und zwar in Begleitung von 8—10 anderen Störchen; und unter fortwährendem Klappern hatten und stießen die Störche mit ihren langen Schnäbeln auf so unbarbarische Weise das arme Weibchen, welches jenes Ei ausgebrütet, oder wohl nach ihrer Ansicht gelegt hatte, bis es bald todt vom Dache fiel. Die fremden Störche entfernten sich darauf, nur der Vater blieb im Neste, um für sein Junges sowohl als für das Adoptivkind Futter zu holen. Beide sollen munter und am Leben sein.“

Die falsche Gräfin.

Novelle von Edmund Zahn.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Ein Schloß in Kothringen.

In einem großen Salon, welcher in dem Geschmacke eingerichtet war, der zu Zeiten Ludwig XIV. herrschte, saßen vier Personen.

Ein Diener in einfacher aber feiner Livree trat geräuschlos ein und räumte die Ueberreste des Frühstücks hinweg, bald nachher kam er eben so leise wieder und reichte auf einer silbernen Platte dem Schloßherrn Briefe und Zeitungen.

Der Graf, denn dem Grafen von St. Ventadour gehörte das alte Schloß, reichte zwei Briefe an seine Gemahlin und einen an seinen Sohn, die Zeitungen für sich behaltend.

Die vierte Person dieser Gruppe saß der Gräfin gegenüber am Fenster, hinter einem großen Stuhlrahmen, und bestreute einen dunkelgrauen Wollstoff mit bunten Blumen, die aus Seidenfäden von ihrer geschickten Hand gebildet wurden. Sie war die jüngere Schwester der Schloßfrau, dem vierzigsten Jahre nicht mehr fern, ein Zug von Melancholie machte ihr blasses, noch immer schönes Antlitz sehr anziehend.

Der junge Graf öffnete die Glasthür, welche hinaus auf die Terrasse führte.

„Warum öffnest Du die Thüre, Louis?“ fragte die Gräfin, „es wird herein regnen.“

„Das bezweifle ich, denn es ist windstill, ich will die Tüfte der Orangenblüten und Rosen in den Salon lassen.“

„Das ist liebenswürdig von Dir,“ sagte Antoinette, seine Tante.

Dann trat wieder das Schweigen ein, man hörte nur das Ticken der Uhr und das Summen einiger Käfer, welche den Frühstädtisch umflatterten.

Nach legte der Graf, ein stattlicher, schöner Mann von achtundfünfzig Jahren, die Zeitungen hin und sagte zu seiner Gemahlin: „Hattest Du angenehme Briefe, liebe Anna?“

„Ja und nein, Henri, die Gräfin Cressy hat meine Einladung, uns im Laufe der nächsten Monate zu besuchen, sehr erfreut angenommen; Doktor Turand dagegen schreibt Betrübenendes. Konstanzen erwartete Gesellschaften ist nicht eingetroffen, eine Andere, welche ihr empfohlen worden, mißfällt ihr im höchsten Grade. Die arme Konstanze ist fast ganz gelähmt, und Doktor Turand versichert, daß er sie nicht herstellen könne, so lange sie sich beharrlich weigert, den Badeort zu besuchen, welchen er ihr empfiehlt.“

„Dann darf sie sich auch nicht beklagen, wenn ihr nicht geholfen wird,“ sagte Louis etwas hart.

Der Graf schien an seiner Schwester, der Baronin v. Brissac, wenig Theil zu nehmen, er begnügte sich mit einigen oberflächlichen Bemerkungen und sagte dann heiter: „Es freut mich doch, daß ich die deutsche Sprache verstehe, obgleich meine Aehnherren sich nicht mit derselben abgegeben haben und sie in Wahrheit schwer zu begreifen ist. Ich kann jetzt die deutschen Zeitungen verstehen und erfahre dadurch doch von Zeit zu Zeit etwas über das Befinden Seiner Majestät unseres verehrten Königs.“

„Und was hast Du heute gelesen, theurer Henri?“ fragte die Gräfin mit vieler Lebhaftigkeit.

„Daß Seine Majestät sich jetzt wieder in Frohndorf befinden, und die Unpäßlichkeit Ihrer Majestät von den Ärzten so gedeutet wird, daß Frankreich sich Glück wünschen dürfe.“

„Wäge diese Nachricht keine falsche sein,“ rief die Gräfin.

„Ich wollte dem armen, aus dem Vaterland verbannten Prinzen das Vaterglück gönnen,“ flüsterte Antoinette.

„Und Du sagst kein Wort, Louis?“ fragte vorwurfsvoll der Graf.

„Was soll ich sagen?“ entgegnete der Vicomte, „meine Ansicht stimmt mit der Ihren nicht überein, liebe Eltern, aus Ehrerbietung schweige ich deshalb.“

„Du bist mündig, ist Deine Ansicht etwas werth, so steht es einem französischen Edelmann aus altem, ehrenwerthem Geschlechte wohl an, sie auch auszusprechen, selbst gegen seine Eltern.“

3. Aufl. Berl. 68. I.

„Theurer Vater, ich ehre Ihre Anhänglichkeit an die Bourbons, mein Großvater hatte sie, und Sie wurden von ihm erzogen, dennoch halte ich die Bourbons nicht mehr an der Zeit; das Volk will sie nicht mehr, folglich können sie nicht mehr auf dem Throne sitzen, denn es ist geradezu Unsinn, daß der Wille eines einzigen Menschen, weil er der Sohn eines Königs ist, mehr gelten soll, als der Wille von Millionen.“

„Wer beherrscht denn Frankreich jetzt? Ein einziger Mann, ein — Emporkömmling.“

„Gewiß, aber er herrscht, weil das Volk ihn herrschen läßt, und das Volk läßt ihn herrschen, weil er der rechte Mann für das gegenwärtige Frankreich ist.“

„Das gegenwärtige Frankreich ist das alte nicht mehr, die echte Artigkeit ist verschwunden, man würde kaum zehn Edelleute vom alten guten Ton noch finden, suchte man darnach.“

„Ein Beweis, daß die Bourbons nicht mehr für Frankreich passen. Theurer Vater, ist es nicht besser, wenn zwei große Nationen, wie Frankreich und England, zusammen gehen, als daß sie einander bekriegen, wobei Blute und Wohlstand beider Länder leiden?“

„Ich bitte Dich,“ sagte leise Antoinette, „sprich nicht von England.“

Louis liebte seine Tante zärtlich und widerstand niemals ihren Bitten, deshalb änderte er schnell das Gespräch und sagte: „Es verlegt Sie, theurer Papa, daß der Handwerker Ihnen, dem Grafen von St. Ventadour, nicht mehr so unterwürfig naht, wie zu Zeiten der beiden letzten Bourbons, dafür hat auch kein französischer Edelmann mehr die Schmach zu dulden, daß er, befindet er sich zufällig in den Tuileries, das Haupt entblößen und sich verbeugen muß, wenn das Mahl des Kaisers vorüber getragen wird. Der alte Herzog von Praslin sogar, das hat mir einst Oheim Charles erzählt, richtete sich ehrerbietig auf, als der Ceremonienmeister rief: ‚Respekt vor des Königs Schüssein‘, indem man dieselben aus der Hofküche brachte. Die Wachen mußten präseutiren! Was sollte zu solchem Unsinn ein französischer Edelmann thun? Weinen? Lachen? Fluchen?“

„Ich verstehe, diese Ceremonie war eine überflüssige,“ sagte der Graf; der Vicomte fuhr fort: „Mag der Kaiser die und da gewalthätig gewesen sein, welcher Regent eines Staates ist es nicht, muß es nicht sein? Nur die Könige von England sind so glücklich, bloß das Recht der Gnade üben zu dürfen.“

„Werden durch Parlamentsbeschluß nicht auch Gewalthätigkeiten begangen?“

„Wenn der Kaiser nicht auf dem Throne säße, würde Frankreich geachteter nach Außen, wohlhabender im Innern sein? Ich bezweifle es. Man rühmt Henri IV. Spruch, Napoleon III. sucht durch Handelsverträge, durch Arbeit für die Gewerbesteuer den Wunsch jenes großen Bourbon zu erfüllen. Die Leute haben jetzt ihr Huhn!“

„Bei solcher Theuerung, Louis?“

„Sie fällt nur dem, der nicht arbeitet, schwer, der Arbeiter wird gut bezahlt; es ist in der ganzen Welt theurer geworden.“

Der Graf sagte kein Wort dagegen, aber er war blaß geworden, Antoinette bemerkte es und blickte nach dem Garten, der Vicomte fuhr fort: „Nicht der Kaiser hat Frankreich verändert, nicht Louis Philipp, die Eisenbahnen haben es gethan und die Engländer...“

In diesem Augenblicke wurde das Antlitz des Grafen blaß, wie das einer Leiche; er erhob sich von seinem Stuhle und schwankte durch das Zimmer, die Gräfin warf einen vorwurfsvollen Blick auf ihren Sohn und sprang rasch auf, um ihren Gemahl zu stützen. Louis wollte ihm folgen, aber seine Mutter flüsterte: „Weiß!“

Im Vorzimmer nahm der alte Pierre, des Grafen Kammerdiener, seinen Herrn in die Arme und brachte ihn mit Hülfe der Gräfin in das Schlafkabinet.

„Beste Tante, was ist meinem Vater zugestoßen, und warum darf ich ihm nicht folgen?“ fragte der Vicomte, als er sich allein mit der Gräfin Antoinette saß.

„Lieber Louis,“ erwiderte Antoinette, „ich finde Deine Fragen natürlich und halte es für Pflicht, daß Du über Verhältnisse auf-

geklärt wirst, welche Du, als der Sohn des Hauses, wissen mußt. Hier könnten wir gestört werden, es hat aufgehört zu regnen, die Lust ist schön, laß uns in die Kastanienallee gehen, Niemand stört uns dort, höchstens begegnen wir dem tauben Gärtner."

"Wie Sie befehlen, theure Tante," erwiderte Louis mit einer zustimmenden Verbeugung und bot der Gräfin den Arm.

"Du weißt," begann diese, als sie sich am Ende der Allee befanden, daß zwei ältere Brüder von Dir in zarter Kindheit gestorben sind, Deine Eltern sprechen zuweilen von ihnen, Du wirst Dich ihrer kaum mehr erinnern."

"Nein, liebe Tante, ich weiß nur noch von einem Tage, wo der Ahnensaal schwarz ausgeschlagen war, ich sehe noch die vielen brennenden Herzen vor mir und irre ich mich nicht, so hielten Sie mich auf Ihren Armen, damit ich meinen schlafenden Bruder sehen sollte."

"So war es, Louis; aber gewiß hast Du das erste Kind Deiner Eltern, Deine Schwester Anna, nicht vergessen?"

"Niemals, niemals, gute Tante, ich war ja schon zehn Jahre alt, als ich sie zum letzten Male küßte; sie spielte täglich mit mir und Abends setzte sie sich an mein Bett und erzählte mir auf die reizendste Art Märchen."

"Du kamst damals in die Erziehungsanstalt, und Deine Eltern reisten mit Deiner Schwester nach Nizza und von da nach Rom. Deine Mutter kränkelte, die Aerzte hatten ihr Italiens mildere Luft verordnet."

"Meine Mutter kehrte glücklicherweise nach Jahresfrist genesen zurück, aber meine süße Schwester war indeß gestorben. Gern hätte ich ihr Grab besucht, aber ich erinnere mich noch des strengen Befehls, den mein Vater mir erteilte: 'Deine Schwester ist todt, Deine Mutter und ich haben keine Tochter mehr. Sprich nie von ihr, Louis, willst Du nicht Deine Eltern tödtlich kränken.' Ich habe schon damals begriffen, daß der Schmerz meinem Vater diese Worte epreßt hatte; aber später, als die jede Wunde heilende Zeit ihre Macht hätte üben sollen, bemerkte ich mit Staunen, daß meine Eltern nie die geringste Anspielung machten, als hätten sie jemals eine Tochter gehabt. Wie Du ja weißt, theure Tante, — zuweilen, wenn sie allein waren, nannte der Neffe sie Du — 'Iam ich jedes Jahr in die Feten hierher, stets wurde ich gütig von den Eltern empfangen, aber immer war in ihrem Benehmen eine gewisse Zurückhaltung, so daß ich nicht wagte, nach meiner Schwester Grabe zu fragen oder nur mit einer Sylbe ihrer Erwähnung zu thun. Auch als ich mich vor vier Jahren verlobte,' bei diesen Worten seufzte der junge Mann, 'als ich ihnen die gewünschte Tochter zuführte, schlossen sie meine Braut in die Arme, ohne ein Wort zu sagen, aus dem ich schließen konnte, daß sie sich an ihre eigene Tochter erinnern. Sie standen tief betrübt zwei Jahre später am Sarge meines jungen Weibes und beklagten ihren und meines neugeborenen Sohnes Tod; aber auch damals gedachten sie meiner Schwester nicht.'"

"So höre denn, Louis, aber schweige wie das Grab; willst Du?"

"Ich gebe Dir mein Ehrenwort, geliebte Tante; ich werde nicht einmal mit einer Miene verrathen, daß ich Mittheilungen von Dir empfangen habe."

"So wisse denn, Deine Schwester Anna lebt vielleicht noch!"

"Lebt? Und wo? Und wie? Weßhalb sehen sie meine Eltern nicht, warum ..."

"Du fragst zu viel auf einmal," sagte die Gräfin; "lasse mich zusammenhängend erzählen. Dein Vater ist, wie Du weißt, ein Ehrenmann, aber er konnte niemals aus anerzogenen Vorurtheilen heraustreten, welche sich wie eine Mauer um seine edle Seele, sein von Natur mildes Herz gebildet haben. Sein Großvater war ein Liebling Ludwig XV. gewesen; er lebte und webte nur, wie die Familientradition von ihm sagt, im Sonnenschein königlicher Gunst und hielt in Wahrheit einen Mann von altem Adel für ein Geschöpf, das hoch über allen Anderen stehe. Dabei hatte er die feste Ueberzeugung, Frankreich sei das mächtigste, schönste Land der Erde und stehe in Gottes besonderem Schutze. In den Ansichten Deines Urgroßvaters ward dessen Sohn erzogen. Er mußte in den neunziger Jahren sein Schloß verlassen und auswandern. Ein treuer Diener rettete ihm seine Güter, indem er den Republikanern den

Kaufbrief zeigte, laut welchem Dein Großvater dieses Schloß mit allem dazu gehörenden Besitz an Gebäuden und Ländereien abgetreten hatte. Als Dein Großvater zurückkehrte, übergab jener brave Mann nicht nur die Güter wohlverwaltet seinem früheren Herrn, er hatte, ungeachtet der Kriegsjahre und obgleich er, so oft es sich thun ließ, Deinem Großvater nach der Schweiz Geld gesandt, noch Ersparnisse gemacht. Etienne Lavasseur, so nannte sich dieses Mäuer von Ergebenheit, überreichte Deinem Großvater bei dem festlichen Empfang, den er seinem Grafen bereitet hatte, mit Thränen im Auge ein Kästchen, welches dreißigtausend Franken enthielt."

"Und was sagte mein Großvater, Tante Antoinette?"

"Er? Der Herr Graf von St. Ventadour entgegnete: 'Setzen Sie das Kästchen in mein Schlafzimmer; es ist eben nicht viel, — damals, und wenn man die Kriegszeit bedenkt, waren aber in Frankreich dreißigtausend Franken nicht so wenig, — ich dachte, es würde mehr Geld im Schlosse sein; indeß, Lavasseur, die neuen Anlagen haben meinen Beifall, ich bin mit Ihnen zufrieden.'"

"Verzeihen Sie, theure Tante, aber ist das wahr?"

"Es ist buchstäblich wahr."

"Hat mein Vater dieses Benehmen erfahren, gebilligt?"

"Dein Großvater glaubte, Lavasseur habe eben seine Schuldigkeit gethan, nichts Anderes. Er war der Ansicht, daß es Pflicht des Dieners sei, für seinen Herrn das Leben zu opfern. Dein Großvater hatte sich im Ausland mit der Tochter eines Emigranten aus vornehmerm Geschlecht vermählt, Dein Vater war damals kaum geboren. Als er zwölf Jahre alt war, wurde ihm Lavasseur's aufopfernde Handlungsweise bekannt. Er ging zu dem damals schon bejahrten Manne und dankte ihm, erwies ihm stets Aufmerksamkeit und legte über die Hälfte seines ansehnlichen Taschengeldes zu Lavasseur's nicht hohem Gehalte. Ueberhaupt hat Dein Vater den Spruch: Noblesse oblige, niemals unbefolgt gelassen. Als er Herr dieses Schlosses geworden war, stattete er Lavasseur's Enkelin, die Du ja kennst, mit dreißigtausend Franken aus."

"Gott sei Dank, denn sonst — es wäre mir bitter, müßt ich meinen Vater für kleinlich, für — ich habe kein anderes Wort dafür — für gemein halten."

Die Gräfin betrachtete mit fast mütterlichem Stolz den jungen Mann, der erröthend und mit blühenden Augen vor ihr stand. Nach einer Pause sagte sie: "Du siehst, Louis, Dein Vater ist anders als Dein Großvater war, aber viele Ansichten hat er dennoch, welche in seiner frühesten Jugend ihm von Eltern und Erziehern eingeimpft worden sind. Deman steht ein großer, unausrottbarer Haß gegen Protestanten; diesem kommt nur sein Widerwille gegen England und die Engländer gleich, endlich hält er es für die heiligste Pflicht eines französischen Edelmannes, seinen Stammbaum rein zu erhalten, und hätte Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht ihm seine Schwester zur Gemahlin angeboten, er würde ihre Hand abgelehnt haben."

"Es ist so, Tante. Aber ist es nicht merkwürdig, daß weder die furchtbare Revolution der neunziger Jahre, noch der Wied auf das emporblühende Amerika diese Edelleute zu ändern vermochten? Jetzt begreife ich erst ganz, weßhalb mein Vater niemals mehr sein Schloß verlassen will."

"Es wäre vielleicht besser, er hätte es nie mit einem andern Aufenthalt vertauscht. Allein welcher Sterbliche, und sei er der weiseste, vermag am Ende seiner Laufbahn zu sagen, wie viel sein freier Wille, wie viel die unsichtbare Macht, welche wir Schicksal nennen, an dem, was er that und litt, Theil hat? Deine Eltern reisten mit Anna und mit mir nach Italien. In ihrer jugendlichen Holdseligkeit lebt sie noch in Deiner Erinnerung fort. In Nizza sah sie ein junger Engländer, und ihre Erscheinung machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß es ihm nicht möglich ward, sie zu vergessen. Er folgte uns nach Rom. In einer Kirche, als sie an meiner Seite vom Gebet aufstand, näherte er sich ihr zum ersten Male. Er grüßte ehrerbietig, reichte Anna und mir zwei Briefe und war, nachdem er sich verbeugt hatte, rasch wie ein Traumbild verschwunden. In dem Schreiben an mich theilte er mir mit, daß er der zweite Sohn eines englischen Lords sei, aber bereits durch Erbschaft Herr eines ansehnlichen Vermögens. Er bat mich um meinen Beistand bei den Eltern meiner Nichte. Aus

seiner Mittheilung ging hervor, daß er sich von Anna's Verhältnissen genaue Kunde zu verschaffen gewußt hatte; der Ton seines Briefes war fein, ehrenhaft und nahm mich sogleich für ihn ein.

„In seinem Schreiben an Deine Schwester sprach er nur von seiner ehrerbietigen Liebe und bat sie in den zartesten Ausdrücken, ihm zu gestatten, sich um ihr Herz bewerben zu dürfen. Ich hatte in meiner Jugend auch ein Herz, mein Louis“ — die Stimme der verblühten Jungfrau zitterte bei diesen Worten — „ich durfte dem Manne, den ich liebte und von dem ich innig verehrt war, nicht in sein Vaterland folgen, deshalb blieb ich unvermählt. Jetzt, nachdem ich Dir dieß Geständniß gemacht habe, wirst Du begreifen, daß ich für Anna herzliche Sympathie hatte, denn auch sie liebte den jungen Mann. Ich kannte die Ansichten Deines Vaters, aber ich wußte, daß er seine Tochter zärtlich liebte und mich werth hielt; ich beschloß, vorläufige Forderungen anzustellen.“

„Du, theuerste Tante, mit Deinem offenen Wesen?“

„Die Liebe lehrt dem Jüdmüsten List. Ich saß eines Abends, meines eigenen Jugendtraumes gedenkend, allein auf der Terasse vor unserer Villa in Rom, da fragte Dein Vater: „So traurig, Antoinette, sind Sie krank?“

„Ich beklage mein verfehltes Leben, ich hätte können glücklich sein, glücklich machen!“

„Das können Sie noch, Antoinette, Sie sind ja noch jung, nur sechs Jahre älter als Anna,“ sagte er herzlich.

„Nein, Bruder, der Spruch meiner Eltern hat das Glück meines Herzens zerstört, es liegt in Trümmern und kann niemals wieder aufgebaut werden. Möge dafür meine liebe Nichte, Ihre Tochter, um so glücklicher werden.“

„Ihr liebevoller Wunsch, meine Schwester, wird sich bald erfüllen, ich habe bereits einen Freier für Anna, welcher meine höchsten Erwartungen übertrifft. Er ist der älteste Sohn einer der angesehensten altfranzösischen Familien, und Anna wird dereinst Frau Herzogin titulirt werden.“

„Wenn aber Anna den ihr bestimmten Gemahl nicht lieben sollte?“

„Warum sollte sie nicht? Der junge Mann ist liebenswürdig.“

„Er hat ja Anna noch gar nicht gesehen; vielleicht, obgleich sie lieblich und voll guter Eigenschaften ist, bleibt sein Herz ihr gegenüber doch kalt.“

„Bestes Kind, ich hatte meine Gemahlin auch nicht erblickt, als mein Vater für mich um sie bei ihren Eltern anhielt. Schon ihr Bild nahm mich für sie ein, mein Vater hatte weise gewählt. Sie war — nur Ihnen sage ich dieß — nicht meine erste Liebe. Ich schwärmte, wie junge Männer oft thun, für eine schöne Künstlerin. Sie betete mich an, aber Verstand und angeborener Familienstolz führten mich vom Irwege, und ich glaube nicht, daß Ihre Schwester jemals bereut hat, Gräfin von St. Ventadour geworden zu sein.“

„Das glaube ich auch nicht, aber meine Schwester liebte Sie. Geseht aber den Fall, Anna liebte einen andern Mann, ebenfalls von guter Familie und untadelhaftem Charakter, würden Sie Ihrer Tochter Glück fast zertümmern?“

„Sie sind romantisch, liebe Antoinette,“ erwiderte Dein Vater. „Uebrigens habe ich dem Herzog mein Wort gegeben; kein St. Ventadour hat jemals sein Wort gebrochen.“

„Jetzt wußte ich, daß für Anna's Liebe wenig zu hoffen war; dennoch hielt ich Deines Vaters Sinnesänderung für nicht unmöglich. Ich theilte Alfred, so hieß der junge Engländer, den Inhalt jener Unterredung mit. Er sagte: dann gibt es nur einen Weg, den geraden. Tags darauf schrieb Alfred an Deinen Vater, bat um Gehör und erhielt als Antwort seinen Brief zurück. Es gab eine fürchterliche Szene zwischen Deinen Eltern und Deiner Schwester. Weil das sonst so fromme, zarte Wesen der Stimme des Herzens folgen wollte, sich nicht einem Manne, den sie nie gesehen, der vielleicht auch sie nicht liebte, zu eigen geben wollte, wurde sie von Deinem Vater grausam behandelt. Alle seine frühere Härlichkeit für Anna war seinem Starrsinn gewichen, er wollte durchaus dem Herzoge Wort halten und zeigen, daß er Herr über seine Tochter war. Zu seiner Entschuldigung kann ich nur sagen, er war über Anna's offen von ihr bekannte Neigung für Alfred doppelt erzürnt, weil dieser Protestant und — Engländer war.“

„Ich will Dir die peinlichen Austritte nicht schildern, welche

von jezt an täglich zwischen Anna und ihren Eltern stattfanden, eines Morgens war sie verschwunden! Dein Vater forschte Alfred nach; auch er war abgereist; Deine Mutter war in Folge des Schreckens schwer erkrankt. Dein Vater eilte zu dem englischen Gesandten und fragte nach Alfred. Der Gesandte entgegnete mit kalter Höflichkeit, so viel er wisse, sei der Herr, von dem Graf St. Ventadour spreche, nach England abgereist.

„Dein Vater reiste hierauf ohne Zögern ab, lehrte aber nach einigen Tagen ohne Anna zurück. Deine Mutter besand sich körperlich besser, es waren inzwischen Briefe von Anna angekommen, einer an Deine Eltern, einer an mich. Sie theilte uns mit, daß sie in Florenz auf der Gesandtschaft und später daselbst in der latholischen Kirche mit Alfred getraut worden sei, und bat lindlich um Verzeihung. Der Vater schrieb ihr, er wolle ihr verzeihen, wenn sie vor der Welt für todt zu gelten bereit sei, denn seine Ehre erfordere es, daß er Anna dem Herzoge gegenüber für todt erkläre. Der Abgeschiedenen könne er mit Wehmuth gedenken, der Lebenden möge er nie mehr begegnen, die Gemahlin des protestantischen Ausländers sei ihm eine Fremde geworden!“

„Arme, theure Anna!“

„Deine Schwester fügte sich diesem Gebot; auch ich mußte Schweigen geloben. Wir legten Trauer an, es war eine peinliche Komödie! Ob unsere Diener sich täuschen ließen, weiß ich nicht, aber sie wagten nicht, jemals wieder von der jungen Gräfin zu reden. Dein Vater verbot es ihnen streng, und daß er nur mit bitterm Schmerz ihren Namen hören konnte, ist gewiß. Deine Mutter litt unfählich, aber sie hatte sich stets im Größten wie im Kleinsten Deinem Vater gefügt, Anfangs aus blinder Liebe, später aus Furcht. Du hast den Grafen von St. Ventadour noch nicht befragt gesehen. Wir lehrten aus Italien nach Vothringen zurück, und niemals mehr wurde Anna's Name genannt, auch nicht von den Freunden der Familie. Dein Vater hatte in seinen Meldungen sich jede Erinnerung an die Tochter verbeeten. Den Marquis, welcher ihr zum Gemahl bestimmt gewesen war, lernte ich später kennen. Er war ein eleganter, herzloser Lebemann, welcher seine Gemahlin sehr unglücklich machte. Er blieb im Duell, man sagte, wegen einer Tänzerin. Jetzt weißt Du, theurer Louis, warum Dein Vater niemals gern von England sprechen hörte, und an Tagen, wo er besonders aufgereggt ist, reicht der geringste Widerspruch hin, ihn krank zu machen.“

„Wie sehr bedaure ich ...“

„Du konntest ja nicht wissen, wie schmerzlich Deine Worte den Vater berührten, seit Deinem achten Jahre lebtest Du ja nur in den Ferien hier und mehr mit dem Hofmeister als mit Deinen Eltern. Auch später warst Du viel auf Reisen. Wenn Eltern ihren Kindern gegenüber so verschlossen bleiben, sind die Ersteren selbst Veranlasser peinlicher Austritte.“

„Und haben meine Eltern niemals wieder nach ihrer Tochter gefragt? Hat Anna keinen Versuch gemacht, sich den Eltern zu nähern?“

„Sie schrieb mir ein Jahr nach ihrer Ehe, die, ohne Anna's Kummer über die Eltern, ein an Seligkeit grenzendes Glück gewesen sein würde. Sie theilte mir mit, daß sie eine Tochter geboren habe, und legte einige Zeilen an ihre Eltern bei. Aber die Antwort Deines Vaters lautete: „Lassen Sie diesen Brief an Mrs. Albans zurückgehen, ich habe nicht die Ehre, diese Dame zu kennen.““

„Und meine Mutter?“

„Sie wagte nicht gegen den Willen ihres Gemahls zu handeln, aber sie zog ihren Siegelring vom Finger; ohne ein Wort zu sagen, gab sie ihn mir. Ich verstand sie; als Kind hatte Deine Schwester oft mit diesem Ringe gespielt, Deine Mutter hatte ihn stets getragen. Ich schrieb Glückwünsche an Anna, ich fügte den Ring bei, als Zeichen, daß Deine Mutter ihrer Enkelin segne. Seitdem schrieb Anna nicht mehr; heimlich forschte ich nach ihrem Aufenthaltsorte, leider vergebens.“

„Ob mein Vater seine Härte nicht oft bereut hat?“

„Ich glaube das, obgleich er es niemals zugesteht. Als der Marquis im Duell blieb, hörte ich ihn zu Deiner Mutter sagen: „Ein Glück, daß uns dieser Todesfall nicht näher berührt! Ich beklage den alten Herzog, daß er einen so unmoralischen Sohn hat!“ Deine Mutter seufzte und sah ihn bittend an, er antwortete nicht. Als der Herzog todt war, sagte Deine Mutter: „Versuche Du, Antoinette, den Grafen daran zu erinnern, daß der Tod auch das

und wenige Minuten später scheuerte der eisenbeschlagene Borderstevan den Korallenstrand.

Am Lande waren sie, so viel blieb sicher, und die Mangrovebüsche standen auch hier so dünn und spärlich, daß sie ihnen kein Hinderniß mehr in den Weg legen konnten; überall fast hätte man hindurch gekommt; aber es blieb jetzt vor allen Dingen zu bestimmen, wie die Leute vertheilt werden sollten, um sowohl einen Streifzug in das Innere zu machen, als auch die Barkasse indessen nicht schuplos zurückzulassen. Wer wußte denn, ob sich nicht doch Schwarze hier in der Nähe aufhielten, besonders wenn es da wirklich Wasser gab, und dann war nichts Wahrscheinlicher, als daß sie mit einem, jetzt vielleicht versteckten Kanoe die Küste absuchten, wonach sie jedenfalls das Boot als kostbare Beute mit fortgeführt hätten.

Der Kapitän selber wäre allerdings am Liebsten an Bord geblieben, schon seiner Bequemlichkeit wegen, aber er schämte sich auch vor Mr. Blad, der an Land Gefahr zu fürchten schien. Er wollte ihm zeigen, daß er sich wenigstens nicht fürchte, und dann traute er auch den Anderen keine solche Terrainkenntniß zu, um nach dem Aussehen des Hügellandes die richtige Stelle bestimmen zu können, wo ein Bach oder Quell lief, denn an einen wirklichen Fluß glaubte er auch nicht mehr.

Bei der Auswahl galt es aber vorzugsweise solche mitzunehmen, welche mit Feuergeehren umzugehen wußten, und dazu sind eigentliche Matrosen selten zu gebrauchen, wenn sie nicht auf einem Kriegsschiff besonders dazu dressirt wurden; Bob erklärte aber auf die Frage des Kapitäns, daß er früher viel geschossen habe und auch ein Ziel treffen könne, während Jim meinte, er wisse nicht viel mehr von einem Gewehr, als daß es vorne losgehe, wenn man hinten drücke, eine Handspile sei ihm lieber und mit der stehe er seinen Mann. Der Zimmermann wollte auch nichts vom Schießen wissen und der Steward betheuerte, als er merkte, daß er möglicherweise in Besitz dieser Kunst an Bord verwendet werden könne, er wolle Alles thun, was man von ihm verlange, nur kein Gewehr abdickehen.

„Na, mein Junge,“ sagte der Kapitän Dillott, „wenn das ist, so werden wir Dich als Transportschiff gebrauchen, um die Provisionen zu schleppen, denn an Bord bist Du auch nichts nuy. Also Jim, Du bleibst einmal im Boot, denn einen ordentlichen Seemann müssen wir da lassen, der Zimmermann mag Dir Gesellschaft leisten, und daß ihr mir nicht an die Flaschen geht, rath ich euch. Wir anderen Sieben sind dann vollkommen genügend, die kurze Tour zu machen, und Du Jim, sobald wir an Land sind, stößt das Boot ab und ruderst damit eine kurze Strecke in See hinaus, wo Du den kleineren Anker lassen kannst. Seht ihr hier was von Schwarzen, obgleich ich nicht glaube, daß wir die Canaillen auf zwanzig Meilen im Umkreis haben, so feuert Du Dein Gewehr ab, loschießen kannst Du doch?“

„Gi gewiß, Kapitän, auch wieder laden, aber mit dem Treffen ist's ungewiß.“

„Na, das schadet nichts; halte nur nach der Richtung hin, wo Du was bemerkst, und dann mach, daß ihr flott kommt, damit sie nicht zu euch hinausschwimmen können.“

„Aber, Kapitän Dillott,“ sagte Mr. Blad, „möchten Sie nicht vielleicht Mr. Owens zurücklassen? Wir sind auch zu Sechsen genug, und wenn etwas mit dem Boot passirte und wir das verlore, so wären wir Alle verloren, denn ich glaube kaum, daß an diesem Theil der Küste je ein Fahrzeug, von dem wir Hilfe erwarten könnten, vorüberkommt.“

„Wir sind überdies nur sechs Mann, Mr. Blad,“ sagte der Kapitän, „denn den Steward können wir unmöglich rechnen, Jim und der Zimmermann wissen dabei vortrefflich mit einem Boot umzugehen und werden überdies weiter nichts zu thun haben, als sich ordentlich auszuruhen. Mehr Faulenzer können wir nicht gut entbehren. Jim, spick Du einmal rasch immer je zwei und zwei von den leeren Brandflaschen zusammen, daß sich Jeder von uns ein paar überhängen kann. Sind die Gewehre alle in Ordnung?“

„Ich habe sie selber heute Morgen nachgesehen und frische Zündhütchen aufgesetzt. Sicherer wäre es freilich, sie erst abzuschließen, wenn wir damit nicht zu vielen Lärm machten.“

„Es ist auch nicht nöthig; sie werden schon losgehen oder viel-

mehr gar nicht gebraucht werden — es ist nur, daß wir nicht unbewaffnet das Land betreten. Ihr, Steward, packt Euch indessen einmal zwei Flaschen Wasser, drei Flaschen Brandy und genug Schiffszwiebad und Rauchfleisch ein, um ein paar Mahlzeiten davon zu halten — mehr brauchen wir nicht. Vielleicht sind wir auch bis Mittag schon wieder da, aber sicher ist eben sicher. Mr. Blad, möchten Sie sich vielleicht das Schiffsglas umhängen, ich werde mein kleines Teleskop nehmen.“

Der Mate zögerte — der Kapitän hatte allerdings die Verantwortung für Alles, was Schiff oder Mannschaft betraf, aber was half ihnen die, wenn wirklich ein Unglück das Boot besiel? Daß er sich auf den Zimmermann gar nicht verlassen konnte, wußte er. Es war ein falscher, speichellederischer Gesell, der nur immer dem Kapitän nach dem Munde redete, und sonst nichts nuy und faul bei jeder Arbeit, auch bei den Leuten so verhasst, daß Keiner, den Steward ausgenommen, mit ihm verkehren mochte; Jim dagegen wohl ein vortrefflicher Matrose, aber auch leider, wo sich ihm die geringste Gelegenheit bot, dem Trunk ergeben, und würde er sich die Gelegenheit hier im Boot entgehen lassen? — Schwierlich. Aber Mr. Blad hatte zu viel vom Seemann, um sich lange solchen Befürchtungen hinzugeben. Er kannte allerdings die Gefahr, in welcher sie sich befanden, besser als der Kapitän und unterschätzte sie nicht; aber zum Heiler auch, Kapitän Dillott lief dasselbe Risiko wie er selber, und wollte er absolut leichtsinnig zu Werke gehen, nun so mußte er auch nachher die Zechen mitbezahlen.

Die nöthigen Vorbereitungen waren jetzt bald getroffen. Die Leute hatten ja schon ihr Gewehr und ihren Kulsack oder Schiffsbeutel überliefert bekommen. Jeder erhielt dazu noch zwölf Patronen und die beiden Flaschen zum Ueberhängen, um gleich einen Wasservorrath mitzubringen, und Kapitän Dillott belud indessen den unglücklichen Steward nicht allein mit den bestimmten Provisionen, sondern auch mit sechs leeren Flaschen, um das Quantum für die an Bord Bleibenden zu ersetzen — was zu schwer wurde, konnten später die Leute tragen — und dann gab er ihm auch noch, als sie am Land waren, seine eigene Doppelflinte, da er, wie er sagte, die Hände für das Glas frei behalten mußte.

„Na ja,“ stöhnte der Steward, als er die Last aufbekam, leise vor sich hin — „weiter hat mir nichts gefehlt, und bei der Hitze — hätte ich Gel nur nicht gesagt, daß ich nicht schießen könnte! Daß doch der Teufel die ganze Seefahrt holte, wenn das auch dazu gehört, daß man am Land einen Maulesel spielen muß.“ — Aber das half ihm Alles nichts, der Kapitän nahm gar keine Notiz von ihm, und kaum zehn Minuten später setzte sich der kleine Zug in Bewegung, brach durch den schmalen Manglavengürtel und erreichte bald darauf höher gelegenes und trodenes Land, wo auch das Unterholz durch die vollbelaubten schlanken Bäume niedergehalten war und sie rasch und rüstig weiter marschiren konnten.

Mr. Blad, der schon einmal ein Jahr im Innern von Australien zugebracht hatte und dort mit den Sitten und Gebräuchen der verschiedenen schwarzen Stämme ziemlich bekannt geworden war, suchte indessen aufmerksam den Boden ab, ob er vielleicht irgendwo die Fährten eines Eingebornen erkennen könne, aber es war in der That nichts von ihnen zu bemerken, und wenn sie im Innern wirklich lebten, so schienen sie sich noch nie an diesem Theil des Meeresufers herumgetrieben zu haben. Was hätten sie auch hier gesollt — fischen, wo sie augenscheinlich keine Kanoes besaßen? oder jagen? aber Wild gab es hier wohl gar nicht, wilde Vögel ausgenommen und Waldfrüchte.

Einer der Leute — der Koch — bückte sich und nahm eine Frucht auf; sie sah fast aus wie eine große Pflaume oder Zwetsche, schmeckte aber, als er sie vorsichtig kostete, delikat und löschte, wenn auch nicht eben saftreich, doch vortrefflich den Durst. Einige Schritte weiter fanden sie jetzt auch Bäume, von denen der Wind so viel Früchte heruntergeworfen hatte, daß sie fast den Boden bedeckten. Leider waren aber die Ameisen schon darüber gerathen und jedenfalls dabei gewesen, sie anzustreifen, so daß sie wenig gute darunter fanden. Nur was überreif in letzter Zeit zu Boden gefallen, war noch unberührt und dann auch wirklich so süß wie Zucker, mit einem dattelnähnlichen Geschmak. Die Leute füllten sich mit ihnen wenigstens im Darüberhinschreiten die Taschen, um unterwegs davon zu zehren.

Der Kapitän hatte einen kleinen Kompaß bei sich, nahm nach diesem die Richtung und beschloß einen Kurs einzuschlagen, der sie etwa hinter die Manglaven der Bucht bringen mußte, weil er sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, daß dort jedenfalls wenigstens ein Nachbett liegen müsse. Sie konnten auch ziemlich ungehindert die Richtung halten, denn dichtes Gesträuch stand ihnen hier nirgends im Weg und der Gang der Hagelketten, der sich dort hinüberzog, deutete überdies schon von selber die Stelle an. Kaum zweihundert Schritt waren sie auch, genau diesen Strich haltend, vorgeückt, als sich plötzlich der Wald lichtete — entweder lag dort ein See oder ganz offenes Land, und rasch brängten sie vorwärts, um jene Stelle zu gewinnen.

Das dauerte auch nicht lang; der Boden zog sich in die Höhe und sie erreichten damit nicht allein die Grenze des Waldes, sondern zugleich auch fast jeder anderen Vegetation. Nur dürftiges Gras wuchs von da ab, und das Land zeigte einen gelblichen, trodenen Lehm, aus dem hie und da fast gleichfarbige Sandsteinblöcke monoton emporragten. Im Ganzen war es ein ziemlich trostloser Anblick, der allerdings nichts weniger versprach, als Wasser.

Die Berge im Hintergrund — oder Berge konnte man sie eigentlich nicht nennen, sondern mehr zerklüftete Hügelrücken — schienen nur aus zerrissenen Sandsteinfelsen zu bestehen und brannten dürr und lahl in der Sonne, und nur etwa in einer englischen Meile Entfernung entdeckte Mr. Blad mit seinem Fernrohr — an einer Stelle, wo eine Schlucht ausmündete, eines jener wunderlichen australischen Gewächse, einen sogenannten Grasbaum, mit buschiger Halmkrone, kurzem Stamme und einem sperartigen Aufschuß in der Mitte — eine Pflanze, die ganz dem baroden Charakter dieses sonderbaren Kontinents entspricht und eigentlich weder Gras noch Busch noch Strauch noch Baum ist und doch dabei die Eigenschaften aller dieser Arten in sich vereinigt.

„Und was nun?“

„Wir müssen uns mehr rechts halten, Mr. Blad,“ sagte der Kapitän, dessen sanguinische Hoffnungen sich in etwas zu mäßigen schienen; „wir dürfen die Suche, nun wir doch einmal da sind, keinesfalls aufgeben, ohne die Gegend wenigstens gründlich erforscht zu haben. Lassen Sie uns in den Schatten der Bäume zurückgehen, dort marschirt sich's besser, und den unteren Rand der Bucht rekonnoquiren. Von Eingebornen können Sie doch nirgends etwas erkennen?“

„Es war mir vorher beinahe einmal,“ sagte Mr. Blad, „als ob ich hinter jenem Grasbaum, über dem einen Felsen, etwas sich hätte bewegen sehen; als ich aber genauer hinsah, war es verschwunden. In dieser Wüste, Kapitän Dilytt, glaub' ich jetzt selber nicht, daß wir Schwarze antreffen. Ich wüßte wirklich nicht, was sie hier zu suchen hätten und wovon sie leben wollten — wenn nicht von den paar Ährüchten am Uferstrand.“

„Desto besser — ich meinestheils sehe mich nicht nach ihrer Bekanntschaft, denn die schwarzen Diebe besitzen nicht einmal etwas, womit man Tauschhandel treiben könnte.“

Es wurde kein Wort weiter gesprochen und der kleine Trupp zog sich bald darauf im Schatten der Bäume am Holzrand hin, um die Bucht, deren Einschnitt sie sogar von hier aus erkennen konnten, zu umgehen. Aber sie brauchten nicht einmal den ganzen Weg dort herum zurückzulegen; denn wie sie etwa die Hälfte der Entfernung hinter sich hatten, gewannen sie einen vollkommenen Ueberblick über das ganze Land, und daß dort kein Wasser zu finden sein könne, sah jetzt selbst der Kapitän ein.

Gerade in der Mitte etwa hatten sie den höchsten Punkt der dortigen Abbachung nach der Seelüste zu erreicht; von da ab senkte sich der Boden zu einer öden, unfruchtbaren Sandwüste nieder, in der nicht einmal ein Grassalm zu wachsen schien. Nichts ließ sich erkennen als Sand und sonnegebräuntes, ordentlich glühendes Gestein, und kein noch so dürrer Busch verrieth auch nur die Spur von Feuchtigkeit, bis zu dem Waldstreifen nieder, der eben die See umgab und von dort seine Fruchtbarkeit erhielt. Das Innere steuerte nichts dazu bei, und Dilytt blick, die Hand auf seine Stirne gestützt, stehen und überblickte mit finster zusammengezogenen Brauen die öde, trostlose Fläche.

„Das sieht nicht so aus, Kapitän Dilytt, als ob wir hier

unsere Flaschen füllen könnten,“ sagte Mr. Blad endlich. „Ich denke, das Beste, was wir jetzt thun können, ist, so rasch als möglich nach der Barlaste zurückzulehren und unsern Weg wieder aufzunehmen. Mir ist es außerdem ein verfluchtes unbehagliches Gefühl, die beiden Bursche dort allein im Boot zu wissen, und ich will meinem Gott danken, wenn ich erst wieder die Planen unter den Füßen fühle.“

„Das wird bald geschehen, Mr. Blad,“ sagte der Kapitän. „Vorher aber müssen wir jedenfalls die Schlucht untersuchen, an deren Mündung der Grasbaum steht — der kann nicht ohne Feuchtigkeit gewachsen sein und vielleicht finden wir dort Alles, was wir suchen.“

„Es sind von hier ab wenigstens zwei Meilen, Kapitän.“

„Kaum das; in einer kleinen Stunde marschiren wir es jedenfalls bequem und zu Mittag können wir wieder an Bord sein. Wir versäumen überdies nichts, denn es weht kein Luftzug, und sehr nachher Abends eine frische Brise ein, so holen wir es doppelt wieder ein.“

Kapitän Dilytt wartete auch auf weiter keine Antwort. Er hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß dort oben Wasser sein müsse, und schnitt gleich von da, wo sie sich befanden, schräg nach rechts hinüber, in das offene, sonnegebräunte Land hinein, so daß sie nach etwa viertelstündigem Marsch wieder in Sicht des einzelnen Grasbaums kamen, der rechts von jener vorher bemerkten Schlucht wie auf Posten stand.

„Hallo, Kapitän Dilytt,“ rief da plötzlich Mr. Blad dem jetzt voranschreitenden Seemann zu, „hier sind frische Spuren von nackten Füßen und wir scheinen sie doch in der Nachbarschaft zu haben.“

„Ich für mein Theil, Mr. Blad,“ sagte der Kapitän, „habe noch keinen Augenblick daran gezweifelt; jetzt werden Sie mir aber doch selber zugeben, daß Wasser in der Nähe ist.“

„Das wäre noch immer allein kein sicheres Zeichen, Kapitän,“ sagte der erste Steuermann; „denn es gibt einzelne Stämme, die sich in vollkommen trodenen und dürrten Gegenden aufhalten und den geringen Bedarf an Wasser, den sie nothwendig zum Leben brauchen, aus den Wurzeln einer gewissen Malleg-Art ziehen. Da dieser Busch aber hier in der Gegend gar nicht zu wachsen scheint, so ist es allerdings möglich, daß wir irgendwo Wasser treffen.“

Kapitän Dilytt betrachtete sich indessen die Spuren, und ebenso waren die Leute herangetreten, denn zu viel hatten sie schon von den wilden Schwarzen dieser Gegend gehört, um nicht neugierig auf die ersten Zeichen zu sein, die ihre Nähe verriethen. An den Fährten im Sand war aber nichts Rechtes zu erkennen, denn sie rührten nur jedenfalls von zwei Männern, einer Frau und einem Kind, die hier querüber, aus dem Wald kommend, fast der nämlichen Richtung zugeschnitten waren, der sie jetzt selber folgten. Wahrscheinlich hatten sie dort Früchte geholt und sich dann ihrem Lagerplatz wieder zugezogen. Befand sich der aber in der Schlucht? — Dann mußten sie allerdings etwas vorsichtig jene Felsen betreten, um nur erst einmal zu erfahren, mit einem wie starken Stamm sie es hier zu thun belamen. — Einen Angriff würden die Wilden aber kaum gewagt haben, und wenn sie auch noch so zahlreich dort versammelt gewesen, denn sie fürchteten allerdings die Feuerwaffen, und der kleine Trupp konnte sie sich schon in der nöthigen Entfernung halten. Uebrigens ließ es sich nicht denken, daß sie dort ohne Wasser lagern würden, und die Leute belamen wieder frischen Muth. (Fortf. folgt.)

Der Dom und das Gullenberg-Denkmal zu Mainz.

(Ein G. 37.)

Das goldene Mainz mit seiner prächtigen Steinfront, die es dem stolz vorüberstreichenden Rhein zulehrt, lacht uns entgegen. Ja, das goldene verdient es genannt zu werden, das schöne Mainz mit seinen glänzenden Plätzen und Straßen, Kirchen und Palästen und mit seinen noch prächtigeren Menschen, die des Lebens Arbeit und des Lebens Genuß so glücklich zu verbinden wissen und mit Recht den Schlüssel zum schönen Rheingau besitzen. Die goldene Stadt hat für Leben ein Juwel in ihrem feinen Schatzkisten:

herrlichen Anlagen schmückte und denselben durch zwei große Fontänen zu einem der schönsten Plätze Deutschlands machte. Diese Anlagen wurden nach den Plänen des Oberbauraths Leins ausgeführt, welcher auch unter der Direktion Hadländer's eines seiner schönsten Werke, den Königsbau, vollendete. Bei Ausbruch des italienischen Krieges erhielt Hadländer durch den Kaiser von Oesterreich eine Einladung nach Verona und blieb im kaiserlichen Hauptquartiere bis nach der Schlacht von Solferino. Zwei Jahre darauf wurde er für sich und seine Nachkommen in den Ritterstand des österreichischen Kaiserreichs erhoben. Im Winter 1863—64 befiel ihn eine schwere Augenkrankheit, die er leider nicht bald genug beachtete und für die er sehr spät die Hilfe des berühmten Augenarztes Dr. Gräfe in Berlin in Anspruch nahm, welche aber dennoch das rechte angegriffene Auge insoweit rettete, daß die Sehkraft nicht völlig verloren ging. Dort in der Klinik, noch an den Nachwehen einer schweren Operation leidend, sich aber trotzdem mit neuen angefangenen Bauten in seiner zweiten Vaterstadt Stuttgart, der Markthalle, des zoologischen Gartens beschäftigend, erhielt er zugleich mit der Kunde von dem Ableben seines theuren, von ihm so sehr geliebten Königs seine Entlassung aus dem königlichen Dienste und zog sich mit einer erhöhten Pension und dem Bewußtsein, in seiner Stelle Schönes und Großes geschaffen zu haben, in's Privatleben zurück.

Im Jahre 1858 erschien bei A. Krabbe in Stuttgart eine Gesamtausgabe der bis dahin einzeln herausgekommenen Schriften Hadländer's, an welche sich 1860 eine zweite Folge reihte, sowie 1866 eine dritte Folge, während im selben Jahre eine neue Auflage der ersten Folge erschien, sowie ein größeres Werk, „Künstlerroman“; zugleich brachte Hallberger zwei Novellensammlungen: „Vom Haidehaus“ und „Neue Novellen“.

Veränderte Verhältnisse, welche es Hadländer wünschenswerth machten, wenigstens den Sommer über von Stuttgart entfernt zu sein, ließen ihn seine Villa „Haidehaus“ in der Nähe dieser Residenz verkaufen und erwarb er dafür eine kleine Besitzung bei Leonim am Starnbergersee in Bayern.

Ordalien oder Gottesurtheile.

Von

Dr. H. Sandhardt.

(S. 11 S. 41.)

I.

Die Geschichte vergangener Jahrhunderte führt uns zuweilen Erscheinungen vor, die uns räthselhaft und unerklärlich dünken — weil wir den Schlüssel dazu verloren haben. Dieser liegt aber in der ganzen Art der Vorzeit zu leben, zu empfinden und zu denken, in die man sich schwer zurückversetzen kann; denn nichts ist flüchtiger und vergänglicher, als die Eigenthümlichkeit der Gewohnheit und Sitte: sie schwindet wie eine Licht- und Farbenwirkung in der Natur zugleich mit den Ursachen, die sie hervorgebracht haben; nichts ist schwerer zu beschreiben und mit Worten festzuhalten. Fühlt man sich doch schon, nach dreißig, vierzig Jahren in die Heimat zurückkehrend, fremd und unverstanden unter fremden Menschen und Gesichtern, welche so ganz anders sind, als die Leute vordem, und nichts mehr wissen von der früheren Zeit; um wie viel stärker muß dieser Gegensatz nach Jahrhunderten, nach einem Jahrtausend hervortreten! Zu den wenig verständlichen, uns fremd anmutenden Dingen in der Geschichte gehören die Ordalien.

Ordaliun ist die lateinische Form für das angelsächsische Wort *ordal*, welches so viel als Urdil, Urtheil bedeutet. Es waren Rechtsoralien, bei welchen die Frage in der Weise geschah, daß der Verdächtige etwas that oder litt, wobei nur zweierlei Ausgang möglich war und bei denen die Antwort in der Weise erfolgte, daß der eine Ausgang dem Richter als das göttliche Verdammungsurtheil, der andere als die göttliche Freisprechung oder Anerkennung erschien. So ließ Kaiser Otto I. die Rechtsfrage, ob die Kinder verstorbenen Väter oder Söhne an der Stelle ihres Vaters mit-erben sollten oder nicht, durch einen Zweikampf entscheiden und die

Probe fiel zu Gunsten der Enkel und Nissen aus. Man setzte voraus, daß in streitigen Fällen von Wichtigkeit, wo die Richter die Wahrheit nicht zu finden vermochten, Gott selber durch übernatürliche Einwirkung jeberzeit die Entscheidung geben würde, so bald man durch die feierliche Veranstaltung einer Probe darum nachsuchte.

Die Behauptung, daß die Ordalien von den christlichen Priestern erfunden worden wären, ist unrichtig; sie waren schon bei unseren heidnischen Vorfahren in Gebrauch und kommen heute noch bei den Hindu und Chinesen vor, besonders die Feuer- und Wasserprobe; ferner bei den Bewohnern von Siam und Pegu, in Senegambien und bei den Ostialen. Letztere haben z. B. die Probe des geweihten Wissens. Die heidnischen Germanen hatten vorzugsweise den Zweikampf und das Loos als Gottesurtheile; die Feuer- und Wasserprobe scheinen sie nicht gekannt zu haben. Erst mit dem Christenthum treten die Proben auf, bei welchen das Feuer eine Rolle spielt. Im salischen Gesetz kommt die Kesselprobe als ein wesentliches Stück des Prozesses vor. Die Kreuzprobe wird zuerst unter Pipin im Jahr 752 erwähnt, und Karl der Große hatte ein solches Vertrauen zu derselben, daß er sie in der Theilungsverordnung für seine Söhne (806) vorschrieb, wenn Streitigkeiten entstehen sollten. Diese Probe wurde indeß zehn Jahre später von Ludwig dem Frommen aufgehoben, weil sie eine Profanirung des Leidens Christi sei. Die Ordalien fanden bei dem Alerus viel Anklang und gelangten vom 9. Jahrhundert an zu immer häufigerer Anwendung, wie aus den Konzilienbeschlüssen jener Zeit zu sehen ist. Eigentlich kamen sie von der englischen Kirche zu uns herüber, denn die schwachen, von herrschsüchtigen Priestern geleiteten Nachfolger Alfred's des Großen gaben sich zu Wasser- und Feuerproben her. Wir wählten deswegen zur ersten Abbildung eine Scene, welche auf dem heimathlichen Boden der Gottesurtheile aus der angelsächsischen Zeit spielt, wie die Königin Emma, um sich von der Anschuldigung der Untreue gegen ihren Gemahl unter Leitung ihres Beichtvaters in Gegenwart einer Versammlung von Geistlichen zu reinigen, über glühend gemachte Pfugschaaren mit nackten Füßen schreitet, was ihr wirklich ohne die geringste Verletzung zu erleiden gelang und ihren Gemahl zu so tiefer Reue drängte, daß er sich von den Bischöfen säubern ließ. Erst Wilhelm der Eroberer führte den Zweikampf wieder ein, ohne jedoch die übrigen Proben gewaltsam zu beschränken. Unter den sächsischen und salischen Kaisern, ja noch unter Friedrich Barbarossa bestanden die Ordalien ungestört fort. Erst in der Mitte des 13. Jahrhunderts erklärte sich die Gesetzgebung gegen dieselben. Obenan steht ein kirchliches Verbot: die vierte Lateranynode unter Innocenz III. (im Jahr 1215) entliehete die Ordalien der kirchlichen Weihe, und nun fühlten sich die Gesetzgeber veranlaßt, sie zu verbieten. In dem Maße, als das römische Recht in Deutschland zur Geltung kam, verschwanden die Ordalien; aber Jahrhunderte waren nöthig, die alte Gewohnheit ganz zu vertilgen.

Die Geistlichen übernahmen die Leitung der Proben und umgaben sie mit kirchlichen Ceremonien. Drei Tage vorher mußte der, welchem eine Probe auferlegt war, sich in der Kirche in Gesellschaft ehrbarer Zeugen mit Gebet, Fasten, Missionen vorbereiten. Unmittelbar vorher mußte er durch den Genuß des heiligen Abendmahls seine Unschuld betheuern. Er ward beschworen bei Vater, Sohn und heiligem Geist, bei allen Engeln und Erzengeln, bei dem jüngsten Gericht u. dgl., daß er bekennen möge, wenn er schuldig sei. Dann ward ein kurzes Gebet gesprochen. Der Beklagte wurde mit Weihwasser besprenkt, es wurde ihm Kreuz und Evangelienbuch zum Kusse dargereicht und jetzt erst schritt er zum Gottesgericht. Der Ort, wo das Ordal vorgenommen wurde, war meist das Innerste der Kirche und die Laien mußten sich in einiger Entfernung halten. Viele Personen traten unmittelbar vor der Probe noch zurück, weil sie durch die vorausgehenden Feierlichkeiten so ergriffen wurden, daß sie ihre Schuld bekannten. Daß die Geistlichen nicht nur häufig den entscheidenden Ausspruch thun, sondern auch durch Täuschungen und Kunstgriffe den Ausgang der Probe beeinflussen konnten, ist unzweifelhaft. Wenn sie durch ihr Ansehen und ihre Macht in der Lage waren, einem Schuldigen durchzuhehlen, so konnten sie auch einen unschuldig Verklagten vor Gewalt und Nothheit schützen.

Die falsche Gräfin.

Novelle von Edmund Hahn.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Ueberraschungen.

Einige Tage nach jenem Gespräche zwischen der Gräfin Antoinette und ihrem Neffen befand sich der Graf von St. Ventadour wieder in bestem Wohlbefinden. Er hatte zu viel Eisen in seinem Blut, um lange fruchtlos trüben Erinnerungen nachzuhängen, und schaute immer wieder in die Zukunft, hoffend, daß durch seinen Sohn das alte Geschlecht der St. Ventadour neu ausblühen würde. Louis hatte dem Vater noch nichts von seinen Reiseplänen mitgetheilt; heute, wo der Graf völlig hergestellt war, wollte er es thun.

„Du wirst einen Kampf mit Deinem Vater zu bestehen haben,“ sagte die Tante leise zu ihm; „denn jetzt, wo er die Gräfin Cressy mit ihrer Tochter jeden Tag erwartet, wird ihm, sowie Deiner Mutter Deine Entfernung sehr unerwünscht sein.“

„Ich habe dasselbe gedacht, allein ich kenne den Vater, er hat zu viel Achtung vor dem mündigen Sohne, um ihn so weit zu bevormunden. Ich werde ihm sagen, daß ich mein Ehrenwort gegeben habe, am bestimmten Tage in Paris zu sein und bald heimzukehren hoffe. Mein Vater würde nie zugeben, daß ich mein Wort bräche.“

„Aber,“ sagte mit leichtem Spott die Gräfin Antoinette, „willst Du Dein Versprechen, bald wieder hier zu sein, halten?“

„Ich werde jedenfalls heimkehren, so bald ich die Spur meiner Schwester aufgefunden habe, und ich bezweifle nicht, daß dieß früher geschieht als Sie wohl annehmen.“

„Möge Gott es so fügen!“ sprach die Gräfin.

Der Vicomte hatte seinen Vater richtig beurtheilt; obgleich er die Reise seines Sohnes nicht gern sah, machte er doch keine Einwendungen, und sie wurde für den nächsten Tag festgesetzt.

Das Diner, welches der Graf, wie es zur Zeit Ludwig XIV. Sitte gewesen war, um vier Uhr mit seiner Familie einzunehmen pflegte, war vorüber. Antoinette hatte, wie sie es liebte, am Fenster Platz genommen und ließ, Vater und Sohn spielten zusammen Schach, die Schlossfrau hielt ihr Buch nur in den Händen, ihre Gedanken weilten bei der verstoßenen Tochter und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Besuch!“ rief jetzt Antoinette, deren feines Ohr das Geräusch eines Wagens auf der Straße, die zum Schloß führte, vernommen hatte.

„Sollte die Gräfin Cressy heute schon kommen? Sie hat sich für übermorgen angemeldet und ist zu gut erzogen, um früher einzutreffen,“ bemerkte die Schlossfrau.

Der Wagen fuhr in den Schloßhof ein und bald nachher meldete der Kammerdiener eine junge Dame, welche dem Grafen von St. Ventadour und seiner Gemahlin aufzuwarten wünsche.

„Eine junge Dame? Allein? Wie ist ihr Name?“ fragte verwundert die Gräfin.

„Sie kam allein, hochgräfliche Gnaden, ihren Namen will sie nur den Herrschaften sagen,“ erwiderte der Kammerdiener.

„Was ist zu thun, theurer Henri?“ fragte die Schlossfrau. „Soll ich, denn hauptsächlich gilt doch mir der Besuch, eine Person empfangen, welche ihren Namen nicht sagen will? Ich vermute, es ist eine Bettelci dahinter.“

„Möglich, aber Baptiste sagt, die Dame sehe anständig aus,“ sagte Louis.

„Sehr fein und reich gekleidet,“ äußerte ehrerbietig der Kammerdiener.

„Und wäre es auch eine Wittende,“ entschied der Schlossherr, „so haben die Ventadour noch genug, um Bedürftige zu unterstützen; ist es eine Dame unseres Standes, welche Hülfe heischt, dann haben wir zwiefache Verpflichtung gegen sie. Lassen Sie die Dame eintreten.“

Gräfin Antoinette und Louis erhoben sich von ihren Sitzen, um den Salon zu verlassen, blieben aber überrascht stehen, als

ein junges Mädchen in schwarzer Trauerkleidung eintrat und sich mit einer Mischung von schüchterner Grazie und Vertrauen gegen das gräfliche Paar verbeugte; auch der Gräfin Antoinette machte sie eine minder tiefe Verbeugung, den Vicomte schien sie nicht zu sehen.

Die Gräfin, welche von ihrem Lehnstuhl aufgestanden war, betrachtete mit Theilnahme das junge Mädchen und sagte gütig: „Was führt Sie zu mir, Mademoiselle? Ich höre, daß Sie nur mir Ihren Namen sagen wollen.“

„Ich fürchte, daß mein Name Ihnen mißfallen wird, gnädige Frau; in diesem Falle werde ich sofort Ihr Haus verlassen, vorher aber nenne ich mich Ihnen, und möge Gott mein Gebet erhören, daß durch meinen Anblick Ihr Herz nicht gekränkt, sondern sanft gerührt wird. Ich bin eine Waise, stehe ganz allein auf der Welt, wenn Sie mich verstoßen. Mein Name ist: Blanche Anna Albans.“

Die Gräfin schlug die Hände vor das Gesicht und seufzte tief auf, der Graf wurde todtbleich und seine Lippen bebten, er vermochte kein Wort hervorzubringen. Das junge Mädchen senkte die Augen, sie machte eine Bewegung, als wolle sie in die Kniee sinken. Antoinette ging rasch auf sie zu und unterstützte Blanche. Die Gräfin weinte still fort; sie machte eine Bewegung, als wolle sie Blanche die Hand reichen, aber sie ließ dieselbe sinken und blickte fragend auf ihren Gemahl.

Graf St. Ventadour hatte sich jetzt gefaßt; er näherte sich Blanche und sagte sanft: „Ich habe den Namen nicht, am wenigsten Sie, mein Kind; ich trage den Groll nicht über das Grab hinaus im schwer gekränkten Vaterherzen, aber ich finde in Ihren Jüngen nicht die Jünger der St. Ventadour. Was sagen Sie, Schwester Antoinette?“

„Auch ich suche vergebens in dem ausdrucksvollen Gesicht dieses Fräuleins Ähnlichkeit mit der theuren Anna, aber auch Mr. Albans gleicht ihr Antlitz nicht; indeß, nicht alle Kinder wiederholen, was das Aeußere betrifft, die Eltern.“

Blanche stand indeß ruhig da mit niedergeschlagenen Augen und lieblichem Erröthen. Louis fühlte, wie peinlich diese Prüfung war, welche sie über sich ergehen lassen mußte, und er blickte seinen Vater bittend an.

Blanche zog jetzt ein Taschenbuch hervor und sagte: „Ich bitte, Herr Graf, daß Sie diese Papiere Ihrer Beachtung werth halten wollen, daß Sie ferner diesen Brief lesen, er ist von der Hand meiner Mutter geschrieben.“

Der Graf nahm die Blätter und sagte, nachdem er sie sorgfältig geprüft: „Ihr Lauschein, Ihre Schulzeugnisse und hier“ — und des festen Mannes Stimme bebte — „hier die Handschrift meiner Tochter!“

Während der Graf sprach, hatte der Vicomte Blanche einen Stuhl gegeben; sie nahm nicht Platz darauf, sondern stützte sich auf die hohe Lehne des Stuhles, in so malerischer Stellung, als ob sie einem Zeichner gegenüberstände.

Der Graf sah lange in die Blätter, welche seine Tochter geschrieben hatte, endlich sagte er: „Ihre Mutter hat Ihnen, wie ich mit Freunden bemerkte, eine gute Erziehung gegeben. Seien Sie aufrichtig, mein Kind: kannte Jemand, außer Ihnen, das Geheimniß Ihrer Mutter? Wer wußte von deren Abstammung?“

„Niemand; erst in ihren letzten Stunden entdeckte meine theure Mutter mir den Namen ihrer Eltern.“

Er sagte fast tonlos: „Sie handelte wie eine Ventadour, die Ventadour halten alle Wort.“

„Sprachen Sie den Grafen Bernard?“

„Nein, er war verreist.“

„Und selbst Ihren Lehrern und Erzieherinnen gegenüber blieben Sie stumm?“ fuhr der Graf fort. „Bekennen Sie nur Alles, wie auch Ihr Geständniß laute, ich werde für Ihr Wohl besorgt sein. Theures Kind, bei dem Andenken Deiner Mutter beschwöre ich Dich um Aufrichtigkeit!“

„Ich habe das Gebot meiner Mutter befolgt und geschwiegen, ich schwöre es!“

„Glaube ihr, Henri!“ flüsterte die Gräfin.

Der Graf sagte: „Es ist für mich von großem Werthe, daß Du, liebe Blanche, meinen Namen Niemanden genannt; das Ge-

heimlich zwischen Deiner Mutter und mir darf auch jetzt nicht enthüllt werden. Wlanche, Du bist sehr jung, aber es ist Charakter in Deinen Zügen, in Deinem Benehmen. Mannst Du auch ferner schweigen?"

"Wie das Grab!" sprach das junge Mädchen mit Entschiedenheit. "So vertraue ich Dir denn! Du bist in meinem Herzen meine Enkelin, Du bleibst hier bei uns, ich werde dafür sorgen, daß Du ein anständiges Vermögen erhältst, sobald Du Dich vermählst, oder falls ich sterbe. Vor kurzem las ich, daß ein entfernter Verwandter mütterlicherseits, St. Hilaire, nach Amerika ausgewandert ist und seine hübsche Besitzung in der Bretagne versteigern lasse. Ich wollte dieses Gut nicht in fremde Hände kommen lassen, kaufte es und es sollte Dein Geburtstagsgeschenk werden, liebe Anna. Jetzt den! ich dasselbe an Wlanche zu verschenden und ich werde Sorge tragen, daß sie sich fortan Kränlein von St. Hilaire nennen darf. Ist Dir das genehm, liebste Anna? Bist Du damit zufrieden, Wlanche?"

"O mein gnädigster, gütigster Großvater!" rief sie aus und küßte dem Grafen die Hand, unfähig mehr zu sagen.

Der Graf schloß sie in seine Arme, und jetzt, nachdem ihr Gemahl Wlanche anerkannt hatte, eilte auch die Gräfin auf sie zu und küßte sie zärtlich, ohne ein Wort zu sprechen. Lange ließ sie ihr von Thränen überflutetes Antlitz auf der Schulter des Kindes ruhen, das ihr die unvergessene, theure Tochter erleben sollte. Mehrere Minuten vergingen, ehe Antoinette sich ihrer Nichte nahte, um sie ebenfalls herzlich zu begrüßen.

"Nun, Louis, willst Du Deine Nichte nicht ebenfalls anerkennen?" fragte jetzt der Graf, denn der Vicomte stand noch immer fern, scheinbar theilnahmlos. Jetzt fuhr er wie aus einem Traume empor, strich sein schönes Haar mit einer raschen Handbewegung aus dem Gesicht und sprach: "Verzeihen Sie, Papa, ich bin über-rascht worden, wie noch nie in meinem Leben, aber gewiß, Wlanche soll an mir einen wahren Freund haben."

Nach diesen Worten ging er auf seine Nichte zu, um sie, wie eine Neigung seines Kopfes andeutete, zu küssen, er unterließ es aber und küßte ihr mit einer Verbeugung die Hand.

Wlanche erröthete, um ihren Mund spielte ein schelmisches Lächeln, das aber wieder verschwand.

Die Gräfin sagte: "Ich hoffe, daß Du Dich bald bei uns ein-leben wirst, liebe Wlanche; ich werde Dir später das Schloß zeigen, und Du sollst Dir selbst die Zimmer wählen. Möchtest Du Dich bald heimlich fühlen, mein Kind!"

"O gnädige Mama, ich bin schon heimlich, vielleicht weil meine gute Mutter mir, wenn wir allein waren, so viel, so lebhaft und tief bewegt vom Schloß St. Ventadour erzählte."

Als Abends Louis mit seiner Tante im Garten auf- und ab-ging, sagte er zu ihr: "Nun, Tante Antoinette, wie gefällt Ihnen Wlanche?"

"Dieselbe Frage wollte ich eben an Dich thun."

Er zögerte mit der Antwort; endlich sagte er: "Ich sehe meine süße Schwester noch vor mir, ich finde, daß Wlanche ihr fast gar nicht ähnlich ist."

"Auch dem Vater gleicht sie nicht, dagegen auffallend dem Marquis von Banneville, welchem Deine Schwester ihre Hand geben sollte."

"Erfremd!"

"Vielleicht hat ihn die gute Anna später, als sie mit Alfred Albans vermählt war, irgendwo gesehen und sein Anblick sie erschreckt; es gibt in der Natur des Geheimnißvollen so viel. Viel-leicht ist es ein Glück für das Kind, daß sie ihrer Mutter nicht sehr gleicht, ihr Anblick könnte dann Deinen Eltern weh thun, denn sie haben sich im tiefsten Herzen ihre Härte gegen die einzige Tochter niemals verziehen."

"Sie urtheilen gewiß richtig, liebe Tante. Was mich betrifft, so wünschte ich, Wlanche glücke meiner Schwester. Dieß junge, so selbstständig auftretende Mädchen mit dem intelligenten Gesicht er-scheint mir wie eine Fremde, und ich kann in meinem Herzen nicht die Gefühle des Oheims für sie finden."

Die Gräfin lächelte. "Weil Du ein sehr junger Oheim bist und Wlanche ein erwachsenes Mädchen. Sie sieht älter aus, als sie ist, und benimmt sich nicht wie die Pensionärin eines Klosters,

sondern wie eine junge Dame, welche schon längere Zeit selbststän-dig in der Welt gelebt hat. Fast wie eine Pariserin."

"Das Selbstständige in Wlanche's Benehmen gefällt mir, das Hilfsbedürftige, Charakterlose in dem Auftreten der jungen Damen mißfällt mir entschieden. Diese oft recht hübschen Erscheinungen sprechen in einer Weise, daß ein vernünftiger Mann, der da be-obachtet, nie ergründen kann, ob sie selbst gedacht haben, was sie sagen, oder eine Lektion herplappern. Ich bin kein Freund der sogenannten Emancipirten, aber die blinde, willenlose Unterwerfung meiner Mutter unter die Ansichten und Gebote meines Vaters ist für mich ein Lebensschmerz. Weil meine Mutter in Bezug auf meine Schwester von ihrem Mutterrecht keinen Gebrauch machte, hat sie selbst jahrelang gelitten, und das edle Leben meiner Schwester wurde getrübt und vor der Zeit zerstört!"

"Es ist viel Wahres in dem, was Du sagst, Louis, aber wünschen sich nicht die meisten Männer solche sanfte, ergebene Frauen, sind diese Ehen, wie zum Exempel die Deiner Eltern, nicht die glücklichsten?"

"Je nachdem die Männer sind. Vielleicht wäre mein Vater glücklicher, wenn meine Mutter durch festes Auftreten seine Grau-samkeit gegen Wlanche verhindert hätte. Von mir aber, Tante, glauben Sie, ich lasse mich nicht wieder verheirathen, ich wähle selbst, mit offenen Augen, auch würde die Schönste der Schönen mein Herz nicht gewinnen, wenn ich entdeckte, daß es ihr an Lust zum Denken und an Willenskraft gebricht."

Die Gräfin lächelte fein und schweig.

Auch Louis gieng stumm und nachdenklich neben Antoinetten her, endlich sagte sie: "Da sich Deine Nichte gefunden hat, wird Deine Heise nun überflüssig, Louis."

"Doch muß ich sie antreten um meines Papas willen, ich werde aber bald heimkehren."

"Das vermuthete ich auch," dachte Antoinette, aber sie sagte es nicht.

Es war Alles still im Schlosse, die Lampen in den Korridors und in der Eintrittshalle waren ausgelöscht worden, sogar der alte Kastellan, der die Thore zu schließen hatte und am Längsten aufblieb, lag in seinem Bette und schlief. Der Mond goß sein Silberlicht über das alte Schloß und den Garten aus, die weißen Marmorsäulen sahen aus wie Erscheinungen aus der Geisterwelt, einige Nachtigallen sangen ihre süßen Lieder, aber nur Ein Ohr im Schlosse hörte sie, das Ohr Wlanche's.

Wlanche konnte die Augen nicht schließen; was sie jahrelang gewünscht, aber niemals gehofft hatte, denn sie war verständig, das Alles und mehr noch war jetzt erfüllt worden. Noch vor wenig Tagen hatte sie nichts befehlen als sich selbst, den Muth und die Hoffnungsfreudigkeit der Jugend, und jetzt war sie mit Allem umgeben, was zur Behaglichkeit und zum Schmutz des Lebens gehört. Sie war im Herzen des gräflichen Paares als Enkelin anerkannt, sie sollte einen edlen Namen, verbunden mit einer an-sehnlichen Besitzung erhalten, eine Stellung in der Gesellschaft; vielleicht später einem liebenswürdigen Manne aus altem, reichem Geschlecht die Hand geben, sie blickte lächelnd in die Zukunft, denn was anders konnte sie für die Waise bringen, als Ehre, Reich-thum, Glück?

"Und wem danke ich dieß Alles?" sprach sie zu sich selbst.

"Meinem Vater? Nein, er that nichts für mich, er ist todt! Meiner Mutter? Auch sie vermochte nichts als zu dulden, sie besaß keine Energie, für sie war der Tod ein milder Tröster, sie ruhe im Frieden! Mir, mir selbst verdanke ich es, meiner Be-harrlichkeit, meiner Geistesgegenwart und Entschlossenheit. Der Kaiser soll einmal gesagt haben, man muß, selbst wenn man über-rascht wird, sich niemals überrascht zeigen, die Umstände beherr-schen nur den, der es nicht versteht, sich dieselben dienstbar zu machen. Ich habe die Umstände benützt, jetzt will ich Alles thun, um die Herzen meiner neuen Großeltern zu gewinnen. Welche edle Haltung Gräfin Antoinette hat, das muß ich ihr ablernen! Mein junger Oheim hat ein schönes, melancholisches Gesicht, er ist aber sehr schweigsam gegen mich."

Endlich schlief sie ein, liebliche Träume verschönten ihren Schlaf, sie sah sich in Notre-Dame neben einem Herzog, aber sein Antlitz veränderte sich in jeder Minute.

Die Strahlen der Sonne fielen hell durch die grüneisenen Gardinen in Manche's Schlafgemach, als eine laute Stimme die Schlummernde weckte. Erstaunt sah sich die junge Dame in den ihr neuen Umgebungen, ihr Blick fiel auf ein ihr fremdes Mädchen, das, sich tief verbeugend, sprach: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich es wagte, Sie zu wecken, Sie träumten so schwer, riefen um Hülfe.“

„Aber wo kommen Sie her, was wollen Sie?“ fragte Manche, nicht ohne verdrüssliche Miene.

„Die gnädige Gräfin hat mir den Befehl zukommen lassen, das gnädige Fräulein von St. Hilaire zu bedienen, es ist schon spät, ich wollte die Fenster öffnen, frische Luft einzulassen, wie ich es täglich bei der Gräfin Antoinette thun mußte, jetzt ist meine Schwester so glücklich, der edlen Dame zu dienen, und ich werde die Ehre haben, dem gnädigen Fräulein zu Befehl zu stehen.“

„Schon gut, ich verstehe. Und was sagte ich im Traum?“

„Sie riefen Hülfe, Hülfe! Sonst nichts.“

„Ah, nun, ich habe heute lange geschlafen, das kommt von der Reise, entfernen Sie sich jetzt und kommen Sie in zehn Minuten wieder.“

„Zu Befehl.“ Das Mädchen entfernte sich.

„Ein anderes Mal werde ich mich einschließen und früher aufstehen, ich habe nicht Lust, meine Träume belauschen zu lassen.“

Blauche trat vor den großen Spiegel und musterte ihr Antlitz, es lächelte sie, nach dem erquickenden Schlafe, rosig und frisch an.

Mit großer Sorgfalt wählte sie unter den Sachen, welche sie mitgebracht hatte, die aus, welche sie am Vortheilhaftesten kleiden, dann hingelte sie dem Kammermädchen, und während dieselbe beschäftigt war, Blauche's reiches Haar geschmackvoll zu ordnen, fragte die Letztere Annetten, so nannte sich die Dienerin, nach der Hausordnung aus. Diese war sehr einfach, zu einfach für den lebhaften Geist des Fräulein von St. Hilaire, aber sie machte natürlich keine Bemerkung darüber, sondern fuhr fort, Annetten auszufragen, ohne daß diese es selbst merkte, daß sie zum Reden gebracht worden war.

„Da ich für heute zu spät zu dem Frühstück in den Salon kommen würde, will ich es hier auf meinem Zimmer einnehmen,“ sagte Blauche, im Innersten fest entschlossen, so viel als möglich für sich allein zu leben.

Als sie später den Garten durchstreift, sich mit ihrer Umgebung bekannt gemacht hatte und wieder in das Schloß getreten war, ließ sie sich bei der Gräfin melden.

„Du bist mir immer angenehm, mein liebes Kind,“ sagte die Gräfin von St. Ventadour und reichte ihrer Enkelin die Hand.

Das junge Mädchen küßte sie ehrerbietig und erwiderte: „Sie sind sehr gnädig, ich werde Ihre Güte niemals mißbrauchen.“

„Ich wünsche Dich viel um mich zu sehen, Blauche. Du bist heute spät gekommen, was thatest Du diesen Morgen?“

„Ich? O, ich habe recht lange geschlafen,“ versetzte sie mit einer reizenden Naivetät, „und dann habe ich gebetet, wie ich es jeden Tag im Kloster that, ich habe Gott gedankt für mein neues Glück, für meine gnädigen Großeltern gebetet und — für die Seele meiner geliebten Mutter!“

Der Graf war, währenddem Manche sprach, leise eingetreten, er legte segnend die Hand auf ihre Woden und sagte mild: „Bleibe immer so, meine theure Manche.“

Ehe Blauche zum Diner gerufen wurde, warf sie noch einen Blick in den Spiegel und ordnete ihr Haar. Sie trug noch Trauer für ihre Mutter, aber einige weiße Rosen im Haar mußten ihr doch erlaubt sein?

Als sie in den Speisesaal trat, bemerkte sie mit Vergnügen, daß sechs Augen mit offenbarem Wohlgefallen auf sie gerichtet waren, aber die, deren Bewunderung ihr am Schmeichelhaftesten gewesen sein würden, waren nicht gegenwärtig. Manche gewahrte nur vier Couverts, sie konnte sich aber nicht entschließen, nach ihrem Oheim zu fragen, vielleicht thaten es ihre Mäde unwillkürlich, denn der Graf von St. Ventadour sagte: „Der Vicomte ist verreist.“

„Wird er lange ausbleiben, gnädiger Herr Oheim?“ fragte Manche, welche mit feinem Takt dem Großvater diesen Titel gab, da er sie nicht öffentlich als Enkelin anerkennen konnte.

„Das ist unbestimmt, mein Sohn liebt Paris mehr als ich, es hat für ihn viel Anziehungskraft.“

„Bester Bruder,“ entgegnete Antoinette, „Louis ist seltener in Paris, als irgend ein junger Mann seines Alters und Standes.“

„Das gebe ich zu, liebe Schwester, allein dennoch finde ich es unbegreiflich, wie ein Mann von Louis' Erziehung und Charakter das jetzige Paris lieben kann, selbst wenn er Bonapartist ist. Wo erblickt man noch in dem äußerlich allerdings sehr verschönerten Paris die echt französische Artigkeit und Grazie früherer Tage? Steht die jetzige französische Literatur der Literatur früherer Zeiten gleich? Wo sind die großen Dichter und Maler? Und vor Allem, wo sind die Salons früherer Zeiten, in denen geistreiche Frauen das Präsidium hatten, wo man zusammen kam, in grazioser Form Gedanken auszutauschen?“

Antoinette erwiderte: „Sie haben recht, St. Ventadour, allein man kann doch diese Veränderung nicht dem Kaiser schuld geben, schon unter den Orleans ging es, was die Künste betrifft, abwärts.“

„Natürlich, die Orleans waren und sind alle keine königlichen Naturen, die Herzogin von Orleans ausgenommen.“

Blauche hörte dem Legitimisten mit sichtbarer Aufmerksamkeit zu und erlaubte sich einige beschreibende Fragen. Der Graf ward dadurch ganz von der Enkelin eingenommen, lächelnd sagte er, als die Diener das Dessert aufgestellt und sich entfernt hatten: „Du hast nicht die Füge der Ventadour, aber wie ich sehe, ihren Charakter. Frage immerhin, liebes Kind, die Eltern sind von Gott eingesetzt, die Jugend zu belehren, ich werde Dich mit Freuden in Allem unterrichten, was eine Tochter meines Hauses wissen soll, wenn dieselbe auch, was ich schmerzlich empfinde, vor der Welt Fräulein von St. Hilaire heißen muß.“

Blauche hatte jetzt den Schlüssel zu dem Herzen des Großvaters gefunden, sie beschloß, ihn wohl anzuwenden. Von der Großmutter wurde sie als das Kind der guten, beweiinten Anna geliebt, die Tante Antoinette begegnete Blauche mit Freundlichkeit, denn Gräfin Antoinette war gegen Jeden gütig aus Humanität; nur ihr Oheim, ihr junger, interessanter Oheim war noch zu gewinnen, sollte ihr das misslingen?

Als die Tafel eben aufgehoben werden sollte, trat der alte Kammerdiener ein und brachte der Gräfin einen Brief.

Die Schlossfrau öffnete denselben rasch und rief ihrem Gemahl zu: „Eben erfahre ich, daß die Gräfin Creffy mit ihrer Tochter in einer Stunde hier sein wird, wie ich aus dem Datum sehe, ist der Brief liegen geblieben, sie wollte, schreibt sie, erst in einigen Tagen kommen, allein besondere Umstände haben sie veranlaßt, eher von Paris abzureisen.“

„Ihre Zimmer werden in Bereitschaft stehen, und die Gräfinnen von Creffy sind im Schloß St. Ventadour zu jeder Zeit willkommen,“ sagte der Graf.

„Natürlich, Henri, bei alledem wäre es mir lieb, wenn diesmal die liebe Creffy einige Tage später erschienen wäre, wie sollen wir Louis' Abwesenheit entschuldigen? Was muß sie denken, was Louise?“

„Es ist freilich unangenehm, daß unser Sohn nicht hier ist, aber ich werde ihn schon zu entschuldigen wissen, ein Mann muß vor Allem sein Wort halten, ein Mann, der es bricht, bietet wenig Bürgschaft für das Lebensglück einer Frau.“

Blauche hatte während dieses Gespräches zwischen ihren Großeltern sich mit vieler Zierlichkeit eine Orange geschält und scheinbar auf keine Entbe geachtet, aber ihre feinen Hände bebten ein wenig und ihr Gesicht war etwas bleicher geworden.

„Armes Kind!“ dachte Antoinette, welche eine scharfe Beobachterin war.

„Wir wollen auf die Terrasse gehen, da sehen wir unsere Gäste kommen,“ schlug die Gräfin vor, der Graf bot ihr galant den Arm. Blauche hatte sich wieder gefaßt, sie schmiegte sich an Antoinette und sagte zärtlich: „O Tante Antoinette, haben Sie mich lieb, behalten Sie mich lieb, ich empfangen viele Güte von den Großeltern, und fühle mich ihnen gegenüber doch so einsam, so entfernt von ihrem Herzen!“ — Blauche's Augen fielen sich mit Thränen.

Gräfin Antoinette fühlte lebhaft und tief, aber sie weinte selten,

Mr. Mad hatte, während die Leute einen Augenblick hielten, sein langes Glas wieder geöffnet und die Schlucht selber, so viel man jetzt davon erkennen konnte, sowie die nächsten Hänge abgesehen, ohne irgend ein lebendes Wesen zu entdecken. Jetzt, während sich die Leute schon wieder in Bewegung setzten, richtete er sein Glas noch einmal dem Grasbaume zu, rief aber auch schon im nächsten Augenblick: „Dort sind Schwarze, Kapitän Dillitt! Gerade links von dem Baum, an dem kleinen Einschnitt, schaut ein Kopf herüber und ich kann auch dahinter zwei aufragende Speere erkennen.“

„Gerade wie ich dachte, Mr. Mad,“ lachte der Kapitän, „daß ist der Platz. Die schwarze Bande wird uns von dort aus beobachten, bis wir näher rücken und dann ihre Haut in Sicherheit über die Hügel bringen. Wir dürfen nur um Gottes willen keine Furcht zeigen. Gerade darauf, von denen haben wir nichts zu besorgen.“

Es wurde kein Wort weiter gesprochen, und nur der Steward machte sich mit seinem Paden etwas zu schaffen, damit er hinter die Truppe kam und nicht vorn neben dem Kapitän gehen mußte, denn er hatte schon oft davon gehört, daß diese Wilden sehr gern aus dem Hinterhalt vor mit ihren langen spitzen Holzspeeren werfen, und dachte gar nicht daran, sich einer größeren Gefahr auszusetzen, als unumgänglich nöthig wäre.

Sie hatten von da ab noch reichlich drei Viertelstunden zu marschiren, ehe sie über den rauhen, zerklüfteten und staubtrodenen Boden hier den Platz erreichten, wo der Grasbaum stand, aber trotzdem kein Zeichen weiter von dort doch jedenfalls versteckten Indianern gesehen. Waren es vielleicht die Einzelnen gewesen, deren Spuren sie unten am Holzrand getroffen, so ließ es sich denken, daß diese nur so lange ausgehalten hatten, um erst über die beabsichtigte Richtung der Weißen klar zu werden, wonach sie dann leicht in das Thal entkommen konnten.

Gerade unter dem Grasbaum war der Eingang in die ziemlich steile Schlucht, und besonders an der rechten Seite derselben schienen sie schroffe Sandsteinfelsen vollkommen abzuschließen. Ganz wider Erwarten sahen sie aber auch jetzt, daß sich dieselbe in ein niederes Thal hinabzog, und wie sie nur die Gede erreicht hatten, bemerkten sie da unten Rauch, der in kleinen lichtblauen Wolken an zehn oder zwölf Stellen emporstieg und jedenfalls die Nähe eines größern Lagers verrieth. Schwarze waren hier oben nicht zu sehen, und sicher hatten sich die dort früher ausgestellten Vorposten zu dem Hauptswarm zurückgezogen und den Alarm gegeben.

„Nun, Mr. Mad,“ fragte Kapitän Dillitt seinen Mate, indem er nach jener Richtung hinüberdeutete, „glauben Sie jetzt noch nicht, daß wir gleich dort unten Wasser finden werden?“

„Aller Wahrscheinlichkeit nach, Kapitän Dillitt,“ antwortete der Mate, „wenn auch vielleicht keine Quelle, denn dazu sieht die Gegend zu bde aus, aber jedenfalls einen Wasserbach. Uebrigens werden wir es da mit mehr Schwarzen zu thun bekommen, als wir jetzt vielleicht glauben, und die enge Schlucht gefällt mir dazu nicht besonders. Es ist eine hinterlistige Bande.“

„Ach was!“ lachte der Kapitän, der schon wieder gerade genug Brandy im Kopf hatte, um kein irgend mögliches Hinderniß anzuerkennen, „wir wollen ihnen die Hinterlist schon austreiben. He, Steward! Wo steckt der faule Schlingel nur wieder? — Immer eine Meile hintennach! — Hierher sollt Ihr kommen und neben mir bleiben! Habt Ihr mich verstanden?“ Er nahm ihm die eine fast geleerte Brandflasche ab und that einen langen Zug. „So, und nun laßt's vorwärts gehen — marsch, meine Jungen. Jetzt haben wir nicht mehr weit bis zum Frühstückspatz.“

„Möchten Sie den Leuten nicht auch vielleicht vorher einen Schluck geben, Kapitän Dillitt?“ sagte der Mate leise. „Wir wissen nicht, wie wir empfangen werden, und es ist immer besser, sie bei guter Laune zu erhalten.“

„Um — meinetwegen,“ brummte der Kapitän, der nicht gern nein sagen mochte, aber auch nicht recht damit einverstanden schien. „Besorgen Sie das, Mr. Mad — oder lassen Sie es lieber den Steward selber thun — der weiß, wie viel sie bekommen dürfen, um es richtig einzutheilen.“

Dadurch entstand eine kleine Verzögerung; die Leute verlangten in der Hitze aber mehr nach Wasser als nach irgend einem spiri-

tösen Getränk, und da der Kapitän doch fest überzeugt war, daß sie Wasser genug vor sich hätten, ließ er die beiden Flaschen unter sie vertheilen, wobei er sich aber selber noch einen Grog ammiichte. Dann ging es weiter, und zwar jetzt gerade in die Schlucht hinein und auf das Lager der Schwarzen zu.

Gleich am Eingang hatten sie aber einen bösen Platz zu passieren, nämlich eine allerdings nicht hohe, aber vollkommen schroffe Wand, die vielleicht zwölf Fuß tief hinabging und nur an einer einzigen schmalen Stelle eine Art von künstlich hergestellter Treppe zeigte, wo jedenfalls von den Schwarzen selber einzelne Felsstücke so gerollt und aufeinander gelegt waren, daß der Platz auch für die Frauen und Kinder passirbar wurde.

Mr. Mad überfah rasch das ganze Terrain und fand, daß sich nirgends weiter ein Paß erkennen ließ, um aus der Schlucht wieder heraus zu kommen. Die Schlucht gefiel ihm deshalb gar nicht, denn bei einem Rückzug konnte ein einzelner Mann mit einer Lanze, wenn er sich auf den Boden legte und dadurch von unten völlig unsichtbar blieb, diesen fatalen Engpaß mit größter Leichtigkeit vertheidigen, während sie selber da drinnen wie in einer Falle saßen. Er machte auch den Kapitän darauf aufmerksam. Kapitän Dillitt brummte aber als Antwort nur einen lästerlichen Fluch heraus und kletterte dann selber zuerst in die Schlucht hinein, wobei allerdings ein loderter Stein unten nachgab und er etwa noch vier Fuß tief hinabstürzte — er war überhaupt nicht mehr so recht fest auf den Füßen und konnte das Gleichgewicht nicht halten.

Die Uebrigen folgten ihm ohne Weiteres, und die Stelle, wo der Rauch hinter niedergebrochenen Felsstücken emporquoll, konnte aberdies noch kaum vierhundert Schritt entfernt sein. Aber dem Kapitän that, wie er sagte, sein Wein weh. Er mußte sich bei dem Sturz doch eine Sehne verletzt oder gedehnt haben — oder ob er vielleicht fühlte, daß ihm der Kopf zu schwer wurde und er sich ein wenig auszuruhen gedachte — kurz, er hinkte wohl noch eine Strecke mit den Uebrigen weiter, befahl dann aber dem Steward, bei ihm zu bleiben, und den Anderen, voranzugehen und zu relognosziren. Fanden sie nachher Wasser an jener Stelle, so sollten sie ihm nur von einem der da umhergestreuten Felsblöcke aus zuwinken — er würde sie mit seinem Glas schon im Auge behalten und läme dann nach, damit sie da unten frühjünden könnten.

Mr. Mad schüttelte den Kopf, denn ihr kleiner Trupp wurde dadurch, wenn auch nicht viel schwächer, da der Steward gar nicht zählte, doch jedenfalls unansehnlicher; aber er wollte selber die Sache zu einem Ende bringen. Er wurde in der That ernstlich besorgt um ihr Boot, und ihre Lage wäre eine wirklich verzweifelte gewesen, wenn ihnen das genommen oder zerstört wurde. Hätte er den Oberbefehl der kleinen Mannschaft gehabt, er würde auch nie daran gedacht haben, es in der Nähe dieser Mäse zu verlassen. Jetzt war das geschehen; sie mußten sich nur eilen, um so rasch als möglich dorthin zurückzukommen, und allerdings war ihnen das ohne den Steward weit eher möglich, der fortwährend geächzt und gestöhnt hatte, daß er mit seiner schweren Last nicht mit fort-könne, so daß sie sogar ein paar Mal auf ihn warten mußten. Der mochte jetzt bei dem Kapitän ausruhen — er befahl nur jedem der Matrosen, sich einen Schiffszwiebel und ein Stück Fleisch aus dem Vorrath in die Tasche zu stecken, um dort keinen Moment zu versäumen, und dann, ihre Gewehre zum Gebrauch in der Hand, rückte die kleine Schaar, nur noch aus fünf Mann bestehend, gegen den Rauch des Lagerfeuers vor. Es waren dieß Mr. Mad, der jetzt das Kommando hatte, Owens, der zweite Steuermann, der Koch, ein Neger, und die beiden Matrosen Bob und Jack. Mr. Mad glaubte auch selber nicht, daß die Schwarzen dem Abfeuern eines Gewehres Stand halten würden, denn wohl selten genug bekamen sie hier einen Weißen zu sehen, und würden sich hüten, sie mit ihren hölzernen Speeren anzugreifen, mit denen sie doch nur auf kaum sechzig Schritt sicher treffen konnten.

Was ihn in etwas beunruhigte, war, daß er jetzt noch — obgleich sie sich kaum fünfzig Schritt von dem Lager befinden konnten, gar keinen Schwarzen zu sehen bekam. Nirgends zeigte sich auch nur ein Kopf, während er sich doch fest darauf verlassen durfte, daß ihre Ankunft von den früher bemerkten Eingebornen dem Stamm gemeldet sei und wahrscheinlich jeder Schritt auf das

Sorgfältigste beobachtet wurde, den sie vorwärts thaten. Ober hatte sich am Ende der ganze Stamm aus dem Staube gemacht und weiter in das Thal hineingezogen? — Das wäre allerdings das Wünschenswertheste gewesen und er ihnen sicher nicht einen Schritt über diesen Platz hinaus gefolgt; denn gab es dort, wo ihre Feuerstellen waren, kein Wasser, so durften sie auch nicht darauf rechnen, in nächster Nachbarschaft irgend welches zu finden, und jedes längere Zögern wäre nutzlos gewesen.

Gegenüber schien es, als ob sich der Thalboden wieder etwas höher hebe — sie mußten in der That eine Senkung vor sich haben, und war das der Fall, dann hatte sich auch dort Wasser gesammelt. Ueberhaupt bietet das Innere Australiens merkwürdige Konturen der Oberfläche, wie sie sich wohl kaum in einem andern Land der Erde wiederfinden. Endlose Strecken der Wildniß kann man nämlich dort durchwandern, ohne ein einziges selbst nur trockenes Flußbett anzutreffen, das seine Ufer einem andern Wasserlauf oder dem Meere zuzuge. Manchmal kommt man zu einer Senkung, die sich weit durch das Land zu ziehen scheint und genau so aussieht, als ob sich in der Regenzeit eine Flut dort hinabgewälzt habe — und vielleicht ist das auch der Fall gewesen; aber ehe sie ein paar tausend Schritt zurückgelegt hat, ist sie schon wieder im Sand verlaufen, und dort steigt der Boden aufs Neue empor und Hügelrücken liegen quer vor und ziehen sich nach allen Richtungen hin.

Ein solch' ähnlicher Platz mußte es hier sein, denn wenn sich dort unten Regen sammelte, fand er nach keiner Richtung hin einen Ausweg — aber wann regnete es überhaupt hier? Der Boden sah so verbrannt und trocken aus, als ob er seit Jahren keinen Tropfen Wasser gesehen habe, und trotzdem trieb er einige kleine, spärliche Büsche, mit einem dicken, fleischigen und außerordentlich saftigen Blatt.

Aber der kleine Trupp von Seelenten kümmerte sich jetzt wahrlich nicht um die Vegetation, sondern hatte andere Dinge im Kopf. Mr. Wad wandte sich noch einmal nach dem zurückgelassenen Kapitän um und sah, wie dieser sich mit dem Steward auf eine der großen Felsplatten niedergelassen hatte, hinter der eine Masse zerbrockeltes Gestein lag, während kaum zwanzig Schritte hinter ihm eine ordentlich glatte Wand emporstieg, über der sich eine Spalte in den Berg hineinzog. Nach dort zu hätte man vielleicht das Thal auch verlassen können, aber es wäre jedenfalls ein beschwerlicher Weg gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

„Ach! hier ruht man sich aus!“

Ein Bild aus Schiller's Flucht.

(Bild S. 53.)

Die glänzende Aufnahme, welche Schiller's „Räuber“ Mitte Januar 1782 in Mannheim erlebten, wurde für den jungen Dichter entscheidend. Heimlich hatte er sich von Stuttgart aus seinem Dienst entfernt, um der Aufführung beizuwohnen; der Erfolg seiner himmelfürstlichen Dichtung übertraf bei Weitem seine Erwartungen und erfüllte ihn mit den lockendsten Aussichten für seine Zukunft. Um so unglücklicher fühlte er sich nach seiner Rückkehr nach Stuttgart in den beengenden Verhältnissen als Militärarzt. Er entschloß sich daher zur Flucht, die denn auch in Begleitung seines treuen Freundes Andreas Streicher am 17. September 1782 unternommen wurde. Von der Theaterdirektion in Mannheim, welcher die Räuber schon im ersten Jahre so bedeutende Vortheile gebracht, hatte er freundliche Aufnahme, von seinem „Fiesko“, an dem er jetzt arbeitete, ein ausgiebiges Honorar geholt. Er läufte sich. Der Theaterregisseur Meier, den Schiller zu Mannheim zunächst besuchte, schien keineswegs unangenehm überrascht zu sein, den Dichter als Flüchtling vor sich zu sehen. Sodann machte die Vorlesung von Schiller's „Fiesko“ vollständig Fiesko. Nach der Vorlesung sagte Regisseur Meier zu Streicher im Vertrauen, „daß der „Fiesko“ das Allerschlechteste sei, was er je in seinem Leben gehört, und daß es unmöglich sei, daß derselbe, der die Räuber geschrieben, etwas so Gemeines, Ueberflüssiges gemacht haben sollte.“ Als aber Streicher allen Ernstes versicherte, daß Schiller die „Räuber“

und „Fiesko“ gebichtet, erklärte Meier: „Denn Schiller wirklich die „Räuber“ und „Fiesko“ geschrieben, so hat er alle seine Kraft an dem ersten Stück erschöpft und kann nun nichts mehr als lauter erbärmliches, schwülstiges, unsinniges Zeug hervorbringen.“

Das war das Prognostikon, welches der mannheimer Theaterregisseur dem jungen Dichter stellte! Der ungünstige Eindruck, den „Fiesko“ auf die Zuhörer machte, rührte aber hauptsächlich von Schiller's schwäbischer Aussprache und seiner ungeschickten Art, wie er Alles deklamirte, her. Als Herr Meier das Stück für sich selber las, gewann er bald eine bessere Meinung von demselben.

Da zu befürchten stand, daß Herzog Karl von Württemberg von der pfälzischen Regierung Schiller's Auslieferung verlangen könnte, so beschloß dieser, sich von Mannheim auf einige Wochen zu entfernen und sich nach Frankfurt zu begeben, wo weitere Nachrichten von Hause oder von Mannheim abgewartet werden sollten.

Aber diese Reise — so erzählt sein treuer Begleiter Andreas Streicher — mußte zu Fuß gemacht werden; denn das kleine Kapital, das Jeder von Stuttgart mit sich nehmen konnte, war durch die Herreise, durch das Verweilen in Mannheim so herabgeschwunden, daß es bei der größten Sparsamkeit nur noch zehn oder zwölf Tage ausreichen konnte. Für Schiller war es wohl nicht thöricht, sich bei seinen Eltern um Hilfe zu bewerben; denn seinem Vater durfte er nicht schreiben, um ihn seinem Verdachte bloßzustellen, und seiner Mutter wollte er nicht den Kummer machen, sie wissen zu lassen, daß er jetzt schon Mangel leide, da sie gewiß geglaubt, er würde einem sehr beglückten Zustand entgegengehen. Es schrieb daher Streicher an seine Mutter, ihm vorläufig, aber so bald als möglich, dreißig Gulden auf dem Postwagen nach Frankfurt zu schicken, weil Schiller in Mannheim nichts bezogen habe, Beide nur noch auf einige Tage mit Geld versehen seien, und er den Freund in diesen Umständen unmöglich verlassen könne.

Nach dem herzlichsten Abschied von Herrn und Madame Meier, und nur mit dem Unentbehrlichsten in den Taschen, gingen die Reisenden nach Tübingen über die Neckarbrücke von Mannheim fort, schlugen den Weg nach Sandhofen ein, blieben in einem Dorf über Nacht und gingen den andern Tag durch die herrliche, rechts mit Burgruinen prangende Bergstraße nach Darmstadt, wo sie Abends gegen sechs Uhr eintrafen. Sehr ermüdet von dem ungewohnten, zwölftägigen Marsch begaben sie sich in einen Gasthof und waren sehr froh, nach einem guten Abendessen in reinlichen Betten ausruhen und sich durch Schlaf erholen zu können. Letzteres sollte ihnen aber nicht zu Theil werden, denn aus dem tiefsten Schlafe wurden sie durch ein so lärmendes, fürchterliches Trommeln aufgeschreckt, daß man glauben mußte, es sei ein sehr heftiges Feuer ausgebrochen. Sie horchten, als das schreckliche Getöse sich entfernt hatte, ob man nicht reiten, fahren oder schreien höre; sie öffneten die Fenster, ob sich keine Helle von Flammen zeige, aber Alles blieb ruhig, und wenn es nur Einer allein gehört hätte, würde er sich endlich selbst überredet haben, es sei ein Traum gewesen. Am Morgen erkundigten sie sich bei dem Wirth, was das außerordentlich starke Trommeln in der Stadt zu bedeuten gehabt, und erfuhren mit Erstaunen, daß dieses jede Nacht mit dem Schlag zwölf Uhr so wäre. Es sei die Noeille!

Des Morgens fühlte sich Schiller etwas unapflich, bestand aber doch darauf, den sechs Stunden langen Weg nach Frankfurt noch heute zu gehen, damit er alsogleich nach Mannheim schreiben und sich die indessen an ihn eingelaufenen Briefe schicken lassen könne.

Es war ein sehr schöner, heiterer Morgen, als die Reisenden ihre ermüdeten Kasse wieder in Gang zu bringen versuchten und den Weg antraten. Langsam schritten sie vorwärts, rasteten aber schon nach einer Stunde, um sich in einem Dorfe mit etwas Hirsengeist, in Wasser geschüttelt, abzuhelfen und zu stärken. Zu Mittag lehrten sie wieder ein, weniger wegen des Essens, als daß Schiller, der sehr müde war, sich etwas ausruhen könne. Allein es war in dem Wirthshause zu lärmend, die Leute zu roh, als daß es über eine halbe Stunde auszuhalten gewesen wäre. Man machte sich also noch einmal auf, um Frankfurt in einigen Stunden zu erreichen, welches aber die Müdigkeit Schiller's kaum zuzulassen schien; denn er ging immer langsamer, mit jeder Minute vermehrte sich seine Blässe, und als man in ein Wäldchen gelangte,

angaben. Diese Nachricht belebte den Muth, es wurde etwas schneller gegangen, und ganz unversehens bald zeigte sich das alterthümlich gebaute, merkwürdige Frankfurt, in welches man auch noch vor der Dämmerung eintrat.

Oesterreichische Weine.

(Fort 2. 49.)

Es ist ein ganz einfacher Ausdruck „österreichischer Wein“ und hört sich gewohnheitsmäßig so schlicht an, wie etwa „Walde“. Aber welche Bäume stehen in dem Walde, wie vielartig sind die Charaktere derselben, welche Blätter, Zweige, Früchte u. haben sie! Und doch ist in dem mitteleuropäischen Walde der Charakter noch eher ein als bestimmt begrenzter und bekannter voraussetzen im Verhältnisse zu den Mannigfaltigkeiten des österreichischen Weines, welcher alle erdenklichen Abstufungen von Herbitheit zur größten Süßigkeit, von ruhiger Gelassenheit zum feurigsten Temperamente, vom Golde zum Rubine, von Mäßigkeit zur greisesten Dauerhaftigkeit enthält! Ein Gebiet, welches auf der einen Seite von der Nachbarschaft des schwarzen Meeres, auf der andern Seite von den lombardischen Ebenen und dem Sädmeere umgrenzt wird, kann nur die bedeutendsten Abstufungen und Gegensätze enthalten, wie es eben jenem Stüd Europa, welches wir „Oesterreich“ nennen, allein und besonders möglich ist.

Welcher Unterschied zwischen einem niederösterreichischen Weine und einem aus dem ungarischen Tieflande! Zwischen einem flavonischen Weine und einem steirischen, einem süßgährigen, rastlos perlenwerfenden tyroler und einem böhmischen!

So viel auch die Welt zu erzählen weiß von den feurigen Ungarweinen, von dem süßen „Tolauer“ und „Muster“, von dem einschmeichelnden „Eisener“, oder von dem herbfeurigen „Böslauer“ und den einladenden „Mahlberger“, „Mösterneuburger“, „Grünzinger“, von dem böhmischen „Melnitzer“ u. s. w., sie sieht doch nur am Beginne des Namensregisters und würde in volles Erstaunen ausbrechen, wenn sie die ungeheure Liste erst recht kennen würde, welche von den hervorragenden Weinen Oesterreichs vorhanden ist. „Lutenberger“ und „Merzbacher“ Steiermarks trafen z. B. bei Ausstellungen zuerst auf Erstaunen, dann auf Abweisung, weil man sie mit Alkohol versetzt glaubte, während zu der edlen Süßigkeit der Natur, welche sich selbst zum göttlichen Feuer entwickelt, in Wahrheit und Wirklichkeit nie ein Tropfen fremden Elements gegeben wurde, noch gegeben wird!

Das Sämmden von Weineimern, welche die österreichische Monarchie produziert, beträgt jährlich nur (und zwar das italienische Gebiet, welches drei Millionen Eimer liefert, bereits abgerechnet) dreißig Millionen Eimer! Das ist eine Flüssigkeit, in welcher eine Flotte ganz bequem sich bewegen könnte! Diese dreißig Millionen Eimer nur zu dem allergeringsten Werthe von 4 und 5 Gulden berechnet (während ein Eimer das Zehn- und Zwanzigfache erreichen kann), machen einen Minimalwerth von 120 bis 150 Millionen Gulden! Welchen volkswirtschaftlichen Werth das Produkt der Reben demnach hat, wie wichtig es für den Weltmarkt bereits ist und noch werden muß, das bedarf hier keiner weiteren Erörterung.

Wir folgen den interessanten Angaben des im k. k. Handelsministerium thätigen Herrn Baron von Hohenbrud, wenn wir aufzählen, daß Ungarn gegen 17 Millionen, Niederösterreich 2 1/2 Mill., Kroatien und Slavonien 2 Mill., Steiermark, Dalmatien, Militärgrenze, Tirol und Vorarlberg je 1 1/2 Mill., Siebenbürgen und selbst Mähren noch je 1 Mill., Krain, ebenso das Küstenland noch gegen 1/2 Mill. und selbst Böhmen noch gegen 100,000 Eimer erzeugt!

Der Anbau des Weines in Oesterreich bedeckt eine Fläche von einer Million Joch Landes, also ein Reich, welches das mancher Souveräne bereits weit überbietet! Die Produktion von Wein genügt für den Landesbedarf so viel mehr als nöthig, daß z. B. in Kroatien und Slavonien auf den Mann sechs Eimer kommen, ein Sämmden, welches denn doch mehr als zur Genüge sein dürfte!

Dagegen stellt sich die Ausfuhr keineswegs in dem Maße her-

aus, als sie höchst wünschenswerth erscheint. Von den ganzen 30 Mill. Eimern wurde bisher jährlich nur etwas über ein Prozent und sagen wir in runder Summe 500,000 Eimer ausgeführt, während dagegen wieder ein Viertel eingeführt wurde! Frankreich erzeugt noch mehr Wein, aber davon wird gegen die Hälfte ausgeführt, und wahrhaftig, der „Oesterreicher“ kann mit dem „Französischen“ in vielen Theilen einen sehr siegreichen Kampf aufnehmen!

Die Ursache dieses Erstickens im eigenen Rette, dieses Vertrinkens im eigenen Weine, dieser Tugendvergänglichkeit vor Uebermaß des Trüffigen, liegt in den hohen Einfuhrzöllen, welche von vielen Gebieten dem Weine aus Oesterreich entgegengefeßt wurden oder werden. Dieser beträgt in den Niederlanden z. B. gegen 15 Gulden, in Rußland 21 Gulden und selbst im deutschen Zollverein 4 Thaler.

Im Zusammenhange mit manchen Mifernten der letzten Jahre ist der Weinbau keineswegs in Aufnahme, im Gegentheile, man sucht bereits so vielen Grund, als von der Arbeitskraft versorgt werden kann, dem Ackerbau zuzuführen, und so wurden z. B. die 80,000 Joch, welche Niederösterreich noch vor 15 Jahren mit Wein bepflanzte, um jährlich 1000 Joch bis heute vermindert.

In dieser Verminderung mag jedoch noch immer kein Uebel gesucht werden, denn was an Massenerzeugung einerseits verloren geht, mag an der Qualität andererseits gewonnen, durch sorgfältigere Behandlung des Baues, der Vereitlung und Kelterung ersetzt werden. In dieser Rücksicht ist im ganzen Gebiete Oesterreichs und zumeist jenseits der Leitha noch außerordentlich viel zu thun. Die Kunst, welche am Rhein und anderswo bereits sehr heimisch ist, muß es hier erst werden. Freilich thut an manchem Ort die Natur bereits so viel, daß man mit viel mehr Beruhigung und sicherem Troste Wein aus Oesterreich trinkt, weil man eben seinen Stand der Unschuld kennt. Wird aber die Kunst und das Belehrtsein über die rechtlichen und richtigen Vortheile in Oesterreich eine allgemeine, dann schreitet der Wein aus Oesterreich mit Siegeschritten durch alle Welt! Die österreichischen Weine fanden denn auch auf der pariser Weltausstellung die glanzendste Anerkennung: sie wurden in einem der Restaurationslokale des Palastes selbst wie in einem der Annexe des Parks an Trinklustige vertheilt und mit einer goldenen Medaille mehr gekrönt, als die rheinischen: wir nennen nur die Weinbaugesellschaft von Tolay, die Abtei des Klosters Neuburg, den Grafen Em. Nislo, den Baron Stefan Stemeny, Baron Brenner von Felsach, den Bischof Mandorber, den Baron Clegowicz, J. A. Zolay, die Grafen Pongracz, Andrássy und die Familie Breyt.

Wer könnte dem Oesterreicher Weine, dem Ungar, dem Steirer und wie sie heißen, in blinkenden Mäskchen, süß oder herb, perlenwerfend oder ruhig blinkend, widerstehen! Es gibt doch nur ein Getränk für höhere Lust, Freundschaft, Liebes- und Trostesfeier, und das ist der Wein! Er wird die Dichter begeistern, wie er sie begeistert hat, in Ewigkeit. Er treibt in die Adern der Landeslinder jenes Feuer, jenen Gemüthschwung, welchen eben der süßere Norden an den Oesterreichern schätzt und liebt. Und was man selbst Champagner nennt und was unter diesem Namen mit theuren Preisen die Welt durchzieht, ohne je den Boden der Champagne gesehen zu haben, das wird aus Oesterreich freudig genommen werden, denn sein „Schaumwein“, wenn man will „Champagner“, wird bereits sehr stark gefordert und getrunken. Es fehlt nichts, als daß die Eisenbahndirektionen vernünftiger und in ihren Trachtforderungen mäßiger, die Zölle geringer werden. Dann sei Jedem gute Gesundheit gegeben, daß er sein Glas zu heben und auf's Wohl des schönen Landes zu trinken vermöge!

Der Vinc-Pinc und sein Nest.

(Fort 2. 52.)

Einer der wunderbarsten Instinkte der Vögel ist der Nestbau. Es ist die eines der reichsten und unerforschlichsten Kapitel in der Naturgeschichte, über welche ganze Bücher geschrieben werden können und zum Theil schon geschrieben worden sind, ohne dem Gegenstand nach seiner ganzen Bedeutung gerecht zu werden. Man nehme aber

nur einmal eines dieser Bücher zur Hand, z. B. Kennie's „Kunst der Vögel“, oder Wilson's „Hirtheirathen“, und betrachte die ungeheure Mannigfaltigkeit der Formen der verschiedenen Vogel-nester, die Verschiedenheit ihrer Anlage, des Materials, woraus sie bestehen, des Scharfsinns, womit Gestalt und Stoff des Nestes den Verhältnissen angepasst sind, wo dasselbe aufgehängt ist, die erstaunliche Kunst und Mühe, welche das Vogeleitenpaar auf die Herstellung des Nestes verwendet, das seiner jungen Brut einen Heimat bis zur genügenden Erstarrung werden soll und dergleichen mehr, und man wird einsehen, daß der Nestbau der Vögel überhaupt einer der glänzendsten Beweise thierischer Kunstfertigkeit ist. Man wird ferner begreifen, warum die sogenannte natürliche Theologie, d. h. der Standpunkt der sogenannten frommen Naturforscher, welche in der Zweckmäßigkeit und Anpassung der Einrichtungen in der organischen Natur ein Beweismittel für das Dasein und Wesen Gottes und ein Mittel zur Erkenntniß desselben sehen, — warum, sagen wir, die natürliche Theologie gegenüber von dem Materialismus die modernen Naturforscher gerade in dem kunstfertigen Nestbau der Vögel ein solch' greifbares und anschauliches Zeugniß für die unendliche Weisheit und Zweckmäßigkeit und unmittelbare göttliche Anordnung des gesammten Schöpfungsplanes sehen will. Und fürwahr! wenn man bedenkt, daß die meisten Vogelgattungen, mit nur geringen Ausnahmen, ihre Nester nur zur Zeit des Eierlegens, der Brut und des unflügigen Zustandes ihrer Jungen bewohnen, daß die Meisten zu jeder neuen Brutzeit ein neues Nest bauen, und daß dieser Nestbau oft mit einem Aufwand von unendlicher Mühe, Zeit und Geduld verbunden ist, so wird man nicht ver- kennen, daß darin eine der lehrreichsten und anregendsten Seiten der Naturgeschichte liegt. Was aber noch ganz besonders merkwür- dig, das ist, daß oft gerade die kleinsten und schwächsten Vogel die allerkunstfertigsten Nester bauen und daß sich unter den kunstfertig- sten Bauten dieser Art sogar noch sogenannte Doppelnester befinden, d. h. Nester, welche neben der eigentlichen Behausung des Weib- chens für seine künftige Brut noch eine Art Supplement oder Bei- werk haben, welches zum Aufhoden des Vogels dient, und auf welchem bisweilen das Männchen gleichsam die Wache bezieht. Die Anhängsel der Doppelnester sind jedoch an Gestalt, Anlage und Umfang so unendlich verschieden wie die eigentlichen Nester selbst. Ein höchst interessantes und sinniges Beispiel von einem derartigen kunstreichen Neste mit Anhängsel gibt unseren ge- ehrten Lesern das ganz allerliebste Nest des Vinc-Pinc, eines der kleinsten Singvögel Indias. Der Vinc-Pinc, von den Naturforschern *Drymoica textrix* und *D. ruficapilla* genannt, führt seinen Trivialnamen von seinem gewöhnlichen Aue „Vinc-pinc-pinc“, ist ein höchst zierliches Vögelschen von der Größe unseres Goldhähnchens oder Zaunlönigs, und baut sein Nest meistens zwi- schen die Mimosenbüsche. Der Vinc-Pinc gehört zu der Familie der Motacillen, welche beinahe ohne Ausnahme hübsche und kunst- reiche Nester bauen. Das Nest der *Drymoica* hat nun das Eigen- thümliche, daß es oft den Umfang von einem ganzen Kubfuß ein- nimmt, während das eigentliche Nest im Innern nur einen Durch- messer von vier Zoll hat. Das Innere ist mit einem weichen Flaum aus den Haaren und Samenhüllen verschiedener Pflanzen ausgefüllt und förmlich gewoben und verfilzt, während das Außere aus einer ziemlich rohen und kunstlosen Aufeinanderhäufung von Gräsern und Moosen besteht, so daß es einer jener natürlichen Moos- bildungen gleicht, welche man häufig an den Mimosenbäumen fin- det, und erweist sich dadurch als ein guter Schutz gegen den Scharf- blick der Raubvögel. Der Eingang zum Neste ist röhrenförmig und überragt den ganzen Bau um einen oder zwei Zoll, so daß es wie eine Schnecke aussieht, und in der Nähe der Mündung jener Röhre ist ein abgerundeter Vorsprung angebaut, worauf ein Vogel sitzen kann. Manche glauben, das Männchen pflege auf diesem Vorsprung aufzusitzen, um wie eine Schildwache den Eingang zu hüten; allein weit wahrscheinlicher dient jener Vorsprung vielmehr zu einem Ruhepunkt, worauf sich der zu Neste fliegende Vogel niederthut, bevor er in die Mündung der Eingangsroöhre schlüpft. Diese Vermuthung wird noch bestätigt durch die Thatsache, daß sehr häufig mehrere derartige Ruheplätze an demselben Neste angebracht sind, so daß das obenhin schon verhältnißmäßig sehr umfangreiche Nest dadurch ein ungeordneter und regelloses Ansehen bekommt.

Wir sehen in der Klasse der Vierzügler, daß manche der geschick- teren Höhlenbauer unter denselben, wie z. B. Kaninchen und Dach, durch den Juchz vertrieben werden, welcher sich ihre fertigen, behag- lichen Baue annexirt. Ganz ähnlich ergeht es dem Vinc-Pinc. Sein Nest ist so warm, dicht und behaglich, daß es den Neid an- derer Vögel erregt, welche vom Neid des Stärkeren Gebrauch machen und den kleinen friedlichen Erbauer mit Gewalt aus seiner hübschen Behausung vertreiben, seine Eier herauswerfen und ihre eigene Brut in diesem warmen Neste aufziehen. So ist selbst das harntlose Vogelleben nicht ohne Usurpation und Gewaltstreiche!

Rösselsprung.

wahl	ge	tu	mel:	eh:	neu	a:	schim:
ne	mach:	ne	es	o	licht	rath:	tu
wahl	trist:	Hum:	dein	mal	läßt	wernd	denk
der	eis	strah:	ger	nen:	nacht	en	leß
denk	leß	sen:	zu:	let	gel:	stern	dir
wie	sich	ver:	strahl	und	gan:	fe	trau:
macht	schrei:	get:	der	dem	wenn	nacht	trö:
wenn	vor	gibt:	lov	ge	stund	ver:	ble:

Anlösung des Rösselsprungs Seite 12:

Die Rede.

Aufgepuht auf ihrem Throne
Sitzt die Rede, die Matrone;
Jung und Alt drehn um die Wette
Sich an ihrer goldenen Kette,
Nennen dich Truankstirren
Zeitvertreib, Gellästern!
Nun, so führt die Langeweile,
Thoren, auch am Karrenfelle!

Fliegende Blätter.

Die sogenannten Herz- und Leberesser in Hindostan. In voller Blüte stehen Aberglauben und Zauberei in der ehemaligen Wiege der Künste und Verwickeltheit, in dem früheren Eldorado der Welt, in In- dien. Der Inder glaubt nicht nur an Dämonen, deren Macht ihn um Glück und Leben bringen kann, sondern auch an das Dasein von Menschen, die ihm durch übernatürliche Mittel Krankheiten anzuwandern im Stande sind. Hierher gehören die Herz- und Leberesser in Hindostan, die es ver- mittelst ihrer Beschwörungen dahin bringen wollen, daß dem Leidenden Herz und Leber, diese notwendigen Lebensorgane, schwinden. Solche Heren- meister pflanzen ihre Kunst, wie man dort glaubt, in der Weise fort, daß sie Jungen, welcher Gebrauch davon machen will, ein Stück Leberfischen zu essen geben. Die vorgetriebene Macht dieser Berührer hat ebenso ver- derbliche Wirkungen, als wären sie wirklich im Stande, die teuflischen Bun- der zu verrichten, deren sie sich rühmen. Denn ihre Töbungen wirken auf die Phantasie des leichtgläubigen Ungläubigen, dessen fortwährend ge- näherte Leberangst die Lebensfunktionen allmählig zerören muß. Doch kann der Herzesser den Leidenden auch wieder gesund machen, indem er ihm das bereits verschlungene Lebensorgan wieder zurückgibt. Er kreist dann ge- wöhnlich den Kern eines Granatapfels aus dem Munde, den der Leidende mit großer Hiet verschlingt, und in Folge dessen er, da sein Gemüth von der entsetzlichen, erschreckenden Angst befreit ist, die leidliche Gesundheit in der Regel wieder erhält.

Die falsche Gräfin.

Novelle von Edmund Gahn.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Die Nebenbuhlerinnen.

„Nun, wie gefällt Dir dieses Schloß und die Gegend, Louison?“ fragte die Gräfin Gressy, als sie sich mit ihrer Tochter allein sah.

„Um, es geht an, Mama.“

„Weht an, Louison? Ich begreife Dich nicht, eine Königin könnte hier wohnen, ja ich glaube, sogar die Königin Maria Leszinska hat hier gewohnt, kurz vor ihrem Ende, als sie Lothringen besuchte.“

„Aber ich meinte, die St. Ventabours stammen aus der Bretagne, sie rühmen sich ja immer altfranzösischer Abkunft.“

„Sie haben in der Bretagne ein halb verfallenes Stammschloß; dieses ist durch Heirath an den Großvater des jetzigen Grafen gekommen. Sei aber jetzt ein gutes, vernünftiges Mädchen und gesthehe ein, daß dieses Schloß schön ist und für Dich ein herrlicher Aufenthalt.“

„Daß es alterthümlich, stattlich, gebe ich zu, aber dagegen auch altmodisch, es scheint, daß die Gräfin den Luxus unserer Tage gar nicht kennt. Auch der Salon, in dem sie uns empfing, sah leer aus.“

„Oer? Nun ja, es fehlten die Kleinigkeiten, welche man jetzt in den Gemächern umherstreut, es lagen keine Bücher auf den Tischen, keine Mappen mit Handzeichnungen und Kupferstichen, auch bemerkte ich nur eine einzige Vase mit Blumen; aber hast Du die werthvollen Gemälde nicht beachtet, die riesenhafte Venetianerspiegel, und das Silber- und Goldgeschirr beim Nachtmahl?“

„Wie kann aber alles dieses, was freilich zu sehen war und Werth hat, Dir imponiren, Dir, der Gräfin von Gressy, Tochter des Herzogs von Ormond?“

„Meine Louison,“ sagte die Gräfin mit bewegter Stimme, „ich liebe Dich zärtlich, ich habe bei Tag und Nacht darnach gestrebt, daß Dein Leben ein glückliches sein möge, war es dieß, meine Tochter?“

„Gewiß, beste Mama, Du warst stets gütig gegen mich, und ich bin Dir dafür dankbar, Gott hat mich vor Krankheit und Häßlichkeit bewahrt, außerdem aber habe ich gelebt wie andere junge Damen in meinen Verhältnissen, ein außergewöhnliches Glück habe ich noch zu erwarten.“

„Liebes Kind, sei zufrieden, wenn Dich kein außergewöhnliches Unglück heimfucht. Ich muß Dir jetzt, wo ich für die Wunde so gleich den Balsam bereit habe, sagen, daß —“

„Jögere nicht, Mama, einmal muß ich es doch erfahren!“

„Es ist wahr. So höre denn: mein Bruder, der Marquis, brauchte mehr, als er hatte, sein Nachfolger fand die Familiengüter verschuldet, schlecht bewirthschaftet. Dein Vater hatte ebenfalls auf mein Vermögen gerechnet, es war nicht so groß, als er und ich geglaubt hatten. Er suchte durch Speculationen mehr zu gewinnen, aber die meisten mißlangen.“

„Speculiren ist auch kein Geschäft für den Adel. Was versteht ein alter Edelmann, ein Offizier vom Tabrikwesen, vom Handel und Börsenspiel!“ sagte Louison mit gerunzelter Stirn.

„Er starb ehe die letzte Speculation mißlang, während der Trauerjahre konnte ich einsam leben, ohne aufzufallen, Du warst in der Pension, ich besaß noch ein kleines Kapital, dieß benutzte ich so, wie ein kluger Mann es mir riet, und es verdoppelte sich. Als Du aus der Anstalt zurückkamst, schön, geistreich, voll Talent, hielt ich es für Pflicht, Dich in die Gesellschaft einzuführen, meine Vermögensverhältnisse zu verbergen und liebe, weil ich den Kopf immer oben behielt, lächelt uns das Glück wieder. Wenn Du die Gräfin von St. Ventabour wirst, ist Deine Zukunft eine gesicherte.“

„Und wenn nicht, Mama? Sind wir ganz arm, ganz auf diese Verbindung angewiesen?“

„Was sind zwölftausend Franken jährlich für eine Gressy, jetzt

in dieser Zeit, wo das, was früher ein Vermögen hieß, eben nur zur Bestreitung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse hinreicht?“

„Und wissen die Ventabours, daß ich nicht das reiche Mädchen bin, welches sie in mir vermuthen?“

„Wie konnte ich der Gräfin St. Ventabour meine Verhältnisse offenbaren, bevor sie meine Verwandtin ist?“

„Wohl wahr, Mama, dennoch möchte ich nicht, daß sie getäuscht würden.“

„Daran erkenne ich meine stolze Louison,“ sagte die Gräfin Gressy, „ich lobe Dich darum,“ hier spielte die kluge Dame ein wenig Komödie; eifrig fuhr sie fort: „Der Himmel behüte mich dafür, die Ventabours zu täuschen. Als mir meine Freundin den Vorschlag machte, sie mit Dir zu besuchen, und auf keine Weise anfragte, ob Dein Herz noch frei sei, ob Du wohl die Hand eines Mannes annehmen würdest, welcher sie nicht zum ersten Male vergäbe, erwiderte ich der lieben Ventabour, Dein Herz besitze noch kein Mann, und mit Niemanden würde ich den süßen Namen Mutter so gern theilen, als mit ihr, meiner Jugendfreundin, allein ich müsse ihr offen gestehen, daß Du nur eine sehr geringe Mitgabe erhalten würdest.“

„Schrieben Sie dieß wirklich, Mama? Verzeihen Sie, allein Sie täuschten mich schon einmal, wenn auch aus mütterlicher Liebe.“

„Ich kann Dir die Antwort zeigen, welche die Gräfin mir gab. Sie lautete ganz im Geiste und Charakter des Grafen Henri von St. Ventabour, von dem die sanfte Gräfin nur das Echo ist.“

Triumphirend zog sie einen Brief hervor und las — „da Du, theure Claire, das Besipthum erwählt hast, erwidere ich Dir, der Graf von St. Ventabour ist zu reich, um bei der Braut seines einzigen Kindes an deren Reichthum zu denken. Er betrachtet Schönheit, Geist und untadelhafte Sitten als Reichthümer, und die edle Abkunft, deren Gräfin Louison sich rühmen darf, ist für ihn von unschätzbarem Werthe, und so denke ich auch, beste Claire.“

„Ich danke Ihnen, Mama, jetzt bin ich ruhig, aber was sagt der Vicomte? Er ist doch gewiß nicht davon in Kenntniß gesetzt, daß ich hier bin, um, ich muß die Dinge beim rechten Namen nennen, um ihm zur Wahl vorgeführt zu werden? Ich frage Sie nochmals, Mama.“

„Aber, Louison,“ erwiderte die Gräfin unwillig, „was glaubst Du von mir, habe ich Dir nicht gleich gesagt, daß ich der Gräfin St. Ventabour geschrieben habe, ich würde sie nur unter der Bedingung mit Dir besuchen, daß unsere mütterlichen Pläne dem Vicomte nicht verrathen würden.“

„Mama, damals wußte ich nicht, daß die beiden Gräfinnen Gressy arme Edeldamen sind.“

„Louison, deshalb bin ich die Gressy geblieben und des Herzogs von Ormond Tochter. Die Ventabour war mit meinem Vorschlage ganz zufrieden, denn wie sie mir schrieb, so ist der Vicomte ein Schwärmer, jeder Konvenienzheirath abhold, er will nur heirathen, wo er liebt und Gegenliebe findet und darf unsere Absichten nicht ahnen. Er hat kaum gewußt, daß ich eine erwachsene Tochter habe. Also sei Du ihm gegenüber ganz unbefangen, und lasse Dir gegen seine Eltern nichts merken, sie vermuthen nicht, daß ich Dich von Allem, was wir Eltern wünschen, in Kenntniß gesetzt habe.“

„Wohl, liebe Mama, den Eltern schien ich zu gefallen.“

„Wie solltest Du auch nicht, Du bist meine reizende Louison.“

„Aber da ist noch die Tante, so sanft ihre Mienen, so durchdringend ihre Blicke, und endlich, der Herr Vicomte ist ja nicht einmal anwesend? Ich fürchte, er ahnt seiner Eltern Pläne und hat sich deshalb auf Reisen begeben.“

„Thörin, ein gegebenes Wort! Der junge Herr wird in wenigen Tagen wieder hier sein und Dich schon ganz eingelegt mit seinen Eltern finden.“

„Langweilige Menschen, Mama! Wenn ich wirklich Gräfin von St. Ventabour werde, dann muß mir der Vicomte versprechen, die Wintermonate in Paris zu verleben. Hier hat man weder Oper noch Schauspiel, keine Välle, kaum drei bis vier Familien, die dann und wann zum Besuch kommen. Mama, ich freue mich meiner edlen Abkunft, aber diese veralteten Anekdoten aus den Zeiten der letzten sechs Ludwige täglich anhören zu müssen, gräßlich!“

„Allerdings sind diese Geschichten nicht mehr amüsant, allein

er wollte wohl nur heute besonders liebenswürdig beim Souper sein."

"Der Graf spricht wie ein Mann, der im vorigen Jahrhundert jung war. Ich glaube, es gibt keinen zweiten in Frankreich, heutzutage, wo man in wenig Tagen von Paris nach Algier reist, und der große Ludwig XIV. wahrscheinlich ausgelacht würde, wenn er wieder zum Vorschein käme und in seiner Weise regieren wollte."

"Dennoch war er ein großer König, aller Könige Muster, hat das Elsass erobert —"

"Hahaha, Mama, jetzt sprechen Sie selbst schon à la Ventadour. — Nun noch Eins, beste Mama, wer ist das Fräulein von St. Hilaire, von welcher beim Souper die Rede war und die durch Kopfwisch abgehalten wurde, zu erscheinen?"

"Eine Waise, aber aus sehr guter Familie, wie mir die Gräfin sagte, sie hat eine hübsche kleine Besitzung und ist des Grafen Mündel."

"Also noch jung. Warum denkt man diese junge Gutbesitzerin nicht dem Vicomte zu?"

"Vielleicht hat dieser keine Neigung zu ihr, oder der Name St. Hilaire klingt dem Grafen von St. Ventadour nicht hochtönend genug. Es gibt der St. Hilaire so viele und sie sind keine Cressy."

"Vielleicht auch," sagte Louison und lachte, "hat ein St. Hilaire Napoleon I. für einen Helden erklärt, oder des Fräuleins Mutter war eines reichen Bankiers Tochter. Leute aus alten Familien hinterlassen ihren Töchtern selten Güter!"

"Leider! Darum, liebes Herz, müssen wir Alles thun, was sich mit weiblicher Würde verträgt, um Deine Verbindung mit dem Vicomte zu Stande zu bringen, denn Männer von edler Herkunft, vortrefflichem Charakter und dabei solidem Reichthum sind selten. Wenn Du wüßtest, wie viel plattirtes Silber unser Adel auf seiner Tafel hat."

Louison antwortete nicht, die Gräfin hielt sie für müde. Beide Damen suchten ihr Lager auf, aber obgleich dasselbe weich und prachtvoll war, keine von ihnen schlummerte ein; die Mutter sah ihre Tochter schon im Geiste als Gemahlin des Vicomte, Louison, obgleich sehr von ihren Vorzügen überzeugt, fragte: wird er mich lieben, werde ich ihn lieben können? Sie war ein stolzes Mädchen, der Gedanke, sich als armes Fräulein an den reichen, vielleicht ungeliebten Mann verlaufen zu müssen, war ihr zuwider.

Der Graf von St. Ventadour und seine Gemahlin verstanden es, ihren Gästen den Aufenthalt im Schlosse angenehm zu machen, indem sie jedem Gaste die vollständigste Freiheit ließen.

Auch die Gräfin von Cressy und ihre Tochter machten Gebrauch davon. Das erste Frühstück nahm Jedes auf seinem Zimmer ein, zum zweiten fand man sich zur bestimmten Stunde im kleinen Salon zusammen und trennte sich dann wieder. Nach dem Diner spielte der Graf gern eine Partie Schach oder es wurde Musik gemacht, vorgelesen, im Garten umhergewandelt, Niemand, der zu seinem Vergnügen nicht Theater oder rauschende Lustbarkeiten wünschete, konnte über Mangel an angenehmer Unterhaltung auf Schloß Ventadour klagen, vorausgesetzt, daß er selbst Geist und Kenntnisse besaß.

Louison hatte ihre höchst sorgfältige, aber einfache Toilette gemacht, sie wollte dem Grafen von St. Ventadour gefallen, denn seit den Verhältnissen, welche ihre Mutter ihr gemacht hatte, war es ihr durchaus nicht gleichgültig, ob sie den Ventadours liebenswürdig erschien oder nicht.

Als sie zum zweiten Frühstück in den Salon trat, kam durch die andere entgegengesetzte Thüre, welche von der Terrasse in den Salon führte, Blanche, ebenfalls mit Geschmac gelleidet und mit alldem Anstande einer vornehmen Dame. Einen Augenblick standen die beiden Jungfrauen einander stumm gegenüber, jede die andere musternd, denn jede sah instintiv in der andern ihre Feindin oder doch — Gegnerin.

"Sie ist schön, diese Gräfin Cressy", dachte Blanche, "Louis St. Ventadour kann so blendenden Reizen nicht widerstehen."

"Sie ist kaum häßlich zu nennen, dieses Fräulein von St. Hilaire," sagte Louison zu sich selbst, aber sie fügte hinzu, "aus ihren Zügen spricht Geist, sie ist verschlagen dabei."

Stolz, als sähe sie die kleinere, zierliche Blanche nicht, trat

Louison an ein Fenster, doch die Erstere hatte schon ihr Benehmen überlegt und sagte mit leichter Grazie: "Wahrscheinlich habe ich die Ehre, den Gast meines Oheims und Vormundes, des Grafen von St. Ventadour, die Gräfin Louison von Cressy vor mir zu sehen. Ich nenne mich Blanche St. Hilaire und werde im Verein mit meinen Verwandten mich bemühen, Ihnen den Aufenthalt hier so angenehm als möglich zu machen."

Blanche lächelte zu diesen Worten, Louisons blaue Augen bligten, der hochmüthige Zug um ihren Mund, welcher ihre schönen Züge etwas entstellte, trat stärker hervor, und nicht ohne einen Anflug von Spott erwiderte sie: "Dann sind Sie also auch hier Gast. Wir werden heute schönes Wetter behalten."

"Gast bin ich eigentlich nicht, da ich fortan in Schloß Ventadour wohnen werde, nur auf kurze Zeit gedenke ich mein Schloß in der Bretagne zu besuchen."

Die junge Gräfin Cressy hielt es nicht der Mühe werth, dem Fräulein von St. Hilaire zu antworten, wohl aber betrachtete Louison Blanche auf etwas unartige Weise.

Vielleicht hätten beide Mädchen noch länger stumm nebeneinander gestanden, wenn nicht die Familie St. Ventadour und die Gräfin Cressy eingetreten wären.

Als die Letztere auf Blanche blickte, welche ihr von der Gräfin St. Ventadour vorgestellt wurde, wechselte sie plötzlich die Farbe, und ein Schrei ent schlüpfte ihrem Munde, aber bald hatte sie ihre Fassung wieder gewonnen und auf die artigen Fragen des Grafen und Antoinettes entgegnete sie, es sei der Anblick einer Raupe gewesen, welcher sie erschreckt habe.

"Es ist eine Schwäche von mir, eine Thorheit, allein ich kann keine Raupe sehen, ohne heftigen Schauder zu empfinden. Meine Eltern und Erzieher ließen es nicht an Ermahnungen fehlen, ich selbst bot alle meine moralische Kraft auf, vergebens."

"Jakob I. von England und Schottland vermochte es nicht, ein blankes Schwert zu sehen," bemerkte der Graf, er sprach bei jeder Gelegenheit gern von Königen.

Der Hausarzt war während dieses Gesprächs eingetreten, hatte sich schweigend verbeugt und neben Gräfin Antoinette Platz genommen.

"Was halten Sie von Idiopsychiasen, Doktor?" fragte die Gräfin.

"Daß sie existiren, sie sind eben da, und wer sie hat, kann sie nicht von sich werfen. Mein Vater war, wie Sie vielleicht nicht wissen, Offizier und machte als junger Lieutenant seine ersten Feldzüge in den letzten Regierungsjahren Kaiser Napoleon's I. mit. Bei den Sachsen befand sich ein Offizier, welcher keinen Fingerhut sehen konnte, ohne Zuckungen zu bekommen, welche dem Weitztanze ähnlich waren."

Die Gräfin von Cressy zeigte durch Mienen ihre Empfindlichkeit, Graf von St. Ventadour bemerkte. "Ein Scherz, der sehr auf die Spitze gestreift ist."

"Durchaus Ernst, Herr Graf, auf Ehre, ich kann Ihnen Zeugen nennen, welche noch leben. Die Königin von Sachsen hatte davon gehört, und als eines Tages der Offizier, welcher bei der Garde stand, zum Speisen kam, redete die Königin ihn an und erhob ihre Hand, an welcher ein goldener Fingerhut prangte. Der Offizier bekam seine Zuckungen und der ernsthafte Friedrich August schalt seine Gemahlin über ihren unzeitigen Scherz aus."

"Nun dann, Herr Doktor, bin ich entschuldigt," sagte die Gräfin lächelnd, "eine Raupe ist doch ein widerwärtigerer Gegenstand als ein goldener Fingerhut."

"Gewiß, gnädige Gräfin."

Blanche sagte halblaut zu Antoinette, "ich kann keine blaßgelbe Lilie sehen, ohne das Ansehen einer Leiche zu bekommen, auch ist es mir, so lange ich sie erblicke, als ob ich Moderduft einathmete."

Dem feinen Ohr der Gräfin von Cressy waren diese Worte nicht entgangen, sie wechselte abermals die Farbe und warf einen seltsamen Blick auf Blanche, welche ihn bemerkte, aber vollkommen unbefangen erwiderte.

Der Graf, sehr erfreut bei dem Gedanken, in Louison eine schöne, glänzende Schwiegertochter zu erhalten, war liebenswürdiger als jemals, viel trug zu seiner heiteren Stimmung Blanche's Nahe

bei, denn sie war ihm ein Ersatz für die verlorene Tochter, welche er, obgleich er sie ungehorsam, undankbar nannte, in der ersten Aufwallung für immer verstoßen, doch wider seinen Willen stets im Innersten seines Herzens geliebt hatte.

Als die Damen Cressy sich nach dem Diner allein befanden, begann die Ältere: „Nun Louise, wie gefällt Dir das Fräulein von St. Hilaire?“

„Dieelbe Frage wollte ich eben thun, Mama!“

„Mindest Du sie hübsch?“

„Vilant, vielleicht mag sie Männern reizend erscheinen, der alte Graf betrachtete sie mit zärtlichen Blicken, der Doktor schien von ihren Bemerkungen höchst erbaut, mir ist sie, offen zu Ihnen gesprochen, liebe Mama, ganz unaussprechlich. Sie geberdet sich, als gehöre sie in das Haus und doch scheint ihre Verwandtschaft mit den Ventadours weit hergestrichen.“

„Ich stimme ganz mit Dir überein, beste Louise, die Gräfin geriet in Verlegenheit, als ich sie nach den Eltern dieses Mädchens fragte. Die gute Ventadour ist ein Wesen, das sich nicht zu verstellen vermag. Es schien mir sogar, als habe sie Thränen in den Augen, weil ich aber Deine künftige Schwiegermama nicht böse machen wollte, ließ ich den Gegenstand dieses Gesprächs fallen.“

Das Mädchen hat ein gewisses Selbstbewußtsein, als sei sie eine selbstständige Frau. Ich that ihr einige Fragen, aber sie gab sich bei ihren Antworten nicht die geringste Blöße. Sie hat eine Ähnlichkeit mit — Louise erröthete ein wenig und schwieg.

Die Gräfin von Cressy rief aus: „Ja eine erschreckende Ähnlichkeit mit jener Verhassten, aber wie konntest Du das finden?“

„Ich, Mama?“

„Du, mein Kind, gestehe mir, wo sahst Du sie? fürchte nicht mich zu kränken, dieses Gesändniß Deinerseits kann nothwendig werden.“

„Da Sie mir verzeihen wollen, werde ich ehrlich beichten. Ich bin wohl stolz und verleihe niemals den Anstand, aber ich bin jung, Mama, und haben zu Zeiten der Bourbons nicht Königinnen und Prinzessinnen zuweilen unerkannt in einfacher Tracht sich unter das Volk gemischt? Vorigen Winter, als ich einmal bei Marie Valladon war, bildeten wir uns ein, es müsse doch lustig sein, sich einmal unter das Volk zu mischen und ungenirt ohne Bedienten durch die Stadt zu gehen. Wir ließen uns Kleider von Mariens alter Dienerin geben, welche noch immer ihre burgundische Haube trägt, kurz wir schlüpften fort, während die Baronin Valladon mit zwei alten Damen am Kartentisch saß und nach ihrer lustigen Enkelin nicht fragte.“

„Aber, Kind, welche Unbesonnenheit; hat euch der Pförtner aus dem Hotel gehen sehen, erkannt, so seid ihr seiner Zunge preisgegeben, denn wo flüchtet man wohl mehr als in Paris?“

„Er hat uns kaum angesehen, seien Sie unbesorgt. Wir schlenderten seelenvergnügt durch die Straßen zum Boulevard Italien, wo es mehrere kleine Theater gibt. Großen Spaß machte es uns, meinem Vetter Armand zu begegnen, welcher mit Mariens Bruder an uns vorüber kam. Baron Valladon — Graf St. Ventadour würde ihn verachten, denn er ist Gardeleutnant unter dem jetzigen Kaiser — drehte sein Schnurrbärtchen und sagte ziemlich laut: „Sieh' diese hübschen Burgunderinnen, laß uns ihnen nachgehen.“ Armand jedoch erwiderte: „Thorheit, laß die Mädchen in Frieden.“

„Es war ein Glück, daß Armand mehr Besonnenheit zeigte, als der leichtsinnige Valladon.“

„Wir gingen in das erste Boulevardtheater, das wir fanden, nahmen Plätze und sahen uns ein Singspiel an. Da, auf der Bühne, trat ein junges Mädchen auf, man sagte zum ersten Male, und jenes Mädchen sah dieser St. Hilaire nicht nur ganz ähnlich, sie sprach genau so, bewegte den Kopf auf dieselbe Art, ja ich möchte es beschwören, daß sie, diese widerwärtige Mädel des Grafen, mit jener Schauspielerin identisch ist.“

„Unmöglich, Louise, Graf St. Ventadour wäre der Letzte, sich eine Theaterprinzessin als Mädel in sein Haus zu nehmen.“

„Er könnte selbst getäuscht sein!“

„Ich kenne den Grafen zu genau, um nur von dergleichen Vorurtheilen zu träumen, aber eine andere Ähnlichkeit ist mir an dieser St. Hilaire aufgefallen, und ein Geheimniß umhüllt ihre Herkunft, welches ich ergründen muß.“

„Ich empfinde für das Mädchen nicht nur Widerwillen, sondern Haß. Wenn sie — und reizend muß man sie finden — des Bicomte's Reizung besäße, ohne daß seine Eltern es ahnten?“

„Weßhalb sollte er es denn nicht den Eltern gestanden haben? Ist sie von edler Familie, würden diese Fräulein von St. Hilaire gerne Tochter nennen. O, Louise, und was ist ihre Schönheit gegen die Deine? Eine Lampe, welche vor den Strahlen der Sonne erbleichen muß!“

„Sie sehen mich mit den Augen der Mutterliebe.“

„Nein, nein! Auch will ich Dich schelten, Louise, mache nicht wieder so thörichte Streiche. Marie Valladon ist ein echtes pariser Kind, und wenn sie die Kaiserin und ausländische Fürstinnen allerlei Unsinn treiben sieht, ahmt sie ihn nach. Die Valladons sind reich, aber im Vergleich zu den Cressys und St. Ventadours oder meinen Ahnen — von gestern her. Wenn unser Gastfreund dich erzähle, o Himmel, er würde Dich für ein untergeschobenes Kind halten.“

Louise lachte. „Seien Sie ruhig, Mama, ich werde dieses kleine Geheimniß bewahren.“ (Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem amerikanischen Frauenleben.

Von einer deutschen Frau.

I.

So Vieles auch schon über Amerika und das amerikanische soziale und Familienleben geschrieben wurde, so gibt es doch nur Weniges, was ein wirklich richtiges, lebendiges Bild davon entwirft; denn die meisten jener Urtheile, oder vielmehr Vorurtheile, waren nach einem kurzen Aufenthalt hier zu Lande, meistens im Umgang mit den eigenen Landsleuten zugebracht, bei geringer Kenntniß der englischen Sprache und unter dem Einfluß der verschiedenartigsten Enttäuschungen abgefaßt und geben ebensowenig einen wahren Begriff von der neuen Welt, wie die Schilderungen amerikanischer Reisenden das Leben in der alten Welt richtig wiedergeben, von denen Manche, bei aller Pietät und Vorliebe gebildeter Amerikaner für Deutschland (wenn auch nicht für die Deutschen), bei der ihnen eigenthümlichen Hast, wie in Allem, so auch im Reisen und einer sehr oberflächlichen Bekanntschaft mit Ollendorff's Methode, — Dinge und Sitten beschreiben, unter denen ein Deutscher sein liebes Vaterland kaum wiedererkennt.

Keine andere Frage vielleicht wurde aber mit so viel Uebertreibung und Mißverständnis besprochen, als der Charakter und die soziale Stellung der Frauen dieses Landes. Nach den meisten Schilderungen regieren hier die Frauen absolut, benehmen sich vollkommen emanzipirt (was bei Manchen Cigarrenrauchen und andere männliche Unarten bedeutet), leben ein buntes, wüßiges Schmetterlingsleben und lassen die armen Männer alle Lasten allein tragen. Diese Meinung ist aber von der Wahrheit weit entfernt.

Allerdings gibt es hier eine Klasse Frauen, deren gehaltloses Treiben, deren Eitelkeit und grenzenlose Zeitverschwendung sonst kaum irgendwo ihresgleichen finden mag, und eben solche Frauen sind es, welche der Fremde hier zuerst kennen lernt, weil diese in Hotels und Boardinghäusern meistens sich aufhalten, um der Last und Sorge einer eigenen Haushaltung zu entgehen, deren segenvollen Einfluß sie nicht zu würdigen verstehen. Diese repräsentiren aber, wie gesagt, nur eine Klasse, und zwar nicht die beste; meistens Frauen und Töchter durch den Krieg und gewagte Speculationen reichgewordener, mindestens zweideutiger Abenteurer. Ein richtiges Urtheil über die große Mehrzahl der amerikanischen Frauen muß aber sehr verschieden lauten.

Einem jungen, geistig regen, stolzen Volke von praktischer Richtung angehörend, haben auch die Frauen ein selbstbewußtes, ruhiges, denkendes Wesen, eine wundervolle Gabe, Alles in eine systematische Ordnung zu bringen und sich die Arbeit dadurch zu erleichtern, daß die Hände nie etwas ohne den Kopf thun. Durch genaue Zeiteinteilung, Penäung aller erreichbaren Hülfsmittel und der zahlreichen wirklich praktischen Hausarbeitsmaschinen ver-

richtet eine Amerikanerin der gebildeten, wenn auch nicht reichen Klasse ohne fremde Hilfe die Arbeit für ihre ganze Familie, ohne Hast, scheinbar mit Leichtigkeit, mit der äußersten Reinlichkeit und in erstaunlich kurzer Zeit. Eine amerikanische Haushaltung dieser Art geht ohne Störung ihren gleichen Gang wie die Sonne und abt unbemerkt einen wohlthuenden und verfeinernden Einfluß auf die Familie aus. Wir deutschen Frauen dürfen ganz wohl unsern Nationalstolz ein wenig bei Seite setzen und das System der Amerikanerinnen mit Nutzen studieren. Doch von der genauen Einteilung der Arbeit für jeden Tag der Woche ein anderes Mal.

Die größte Anzahl hochgebildeter, edler Frauen findet man unstreitig unter den unverhältnismäßig vielen Unverheirateten, da beinahe nur diese genug Zeit haben, an ihrer geistigen Fortbildung zu arbeiten und mit dem Zeitgeiste Schritt zu halten. Das Vorurteil gegen diese Einsamen ohne eigenen Herd ist nun wohl auch in Europa im Verschwinden, und die traditionelle alte Jungfer, diese entsetzliche Mischung von Keid, Klatzsucht und Bosheit, gehört hoffentlich dort unter die Dinge, die gewesen. Hier aber, wo jedes Wesen das Recht und den Raum hat, sich nach seinen Bedürfnissen zu entwickeln, finden auch diese Heimatlosen leichter einen Wirkungskreis; auch sie arbeiten, wie hier Jeder arbeiten muß, der geachtet sein will, und da nach dem hiesigen Schulsystem größtentheils Lehrerinnen und nur für einige Gegenstände Lehrer an den öffentlichen, so überaus zahlreichen Schulen angestellt sind, so finden Viele dort eine lohnende Beschäftigung. Aber was sie auch arbeiten mögen, auf welche Art sie sich auch ihren Lebensunterhalt verdienen mögen, sie werden überall als Damen behandelt, so lange sie sich als solche benehmen, denn Arbeit ist hier Ehre. In den kleinen Fabrikdörfern von Neu-England arbeiten Töchter guter, wohlhabender Familien in Hutfabriken, selbst in Schuhfabriken an den Nähmaschinen, eben nur um den allgemeinen Gang nach Unabhängigkeit, den man hier beinahe mit der Luft einathmet, zu befriedigen; und wer mit dem Namen „Fabrikmädchen“ nur einen dunklen Begriff von Elend und Unwissenheit, wenn nicht von Aergernis verbindet, der müßte mein sprachloses Erstaunen theilen, als ich zum ersten Male eine solche Fabrik besuchte und die geschmackvoll, ja elegant gekleideten Ladies sah, durch weite, nette Schürzen und Halbhandschuhe vor Schmutz geschützt und eifrig arbeitend, und hörte, wie sie durch das gewohnte Geräusch der Maschinen hindurch sich über die neuesten Erfindungen in Kunst und Literatur unterhielten, dabei sich so natürlich und würdevoll benahmen, daß sie dort ganz am Platze erschienen und anstatt durch diese Beschäftigung sich im Mindesten zu erniedrigen, diese vielmehr durch ihr Wesen veredelten. In den Neu-Englandstaaten oder dem Osten der Vereinigten Staaten ist eben auch der allgemeine Bildungsgrad ein sehr hoher und die Vermögensverhältnisse sind mehr ausgeglichen, als in irgend einer anderen Gegend; so daß der Zustand vollkommener sozialer Gleichheit einer geistigen Republik dort möglich ist und faktisch besteht, so fabelhaft dies auch klingen mag. In anderen Theilen des Landes und in großen Städten sind die Zustände natürlich wieder verschoben, doch auch dort steht die arbeitende Frauenklasse auf einer höheren Stufe als in Europa, und der Abschaum des weiblichen Geschlechtes sinkt deshalb hier tiefer als dort.

Den unvortheilhaftesten Eindruck machen unstreitig die jungen Mädchen, bevor das Leben mit seinen Erfahrungen die Kanten an ihnen abgeschliffen hat. Eine junge Amerikanerin hat nichts Jugendliches, Naives, Mädchenhaftes; jener unbeschreibliche duftige Heiligenschein, der eine echte deutsche Jungfrau umgibt, ist hier unmöglich, wird schon durch die Erziehung zerstört; denn schon an den kleinen Mädchen wird eine unerträglich vorlaute, positive Art gebildet. Junge Mädchen und Frauen von einander zu unterscheiden, was bei uns so leicht ist, wie die Lilie von der Rose zu erkennen, ist hier nicht möglich, da auch im Anzug keine Schranke besteht, das Benehmen der Mädchen vollkommen frei ist und sie erscheinen, wie sie eben wollen. Doch auch ein Gutes hat diese übergroße Freiheit — die Mädchen sind natürlich. Affektation, jene Narratur von Amuth und Grazie, durch welche so manches sonst liebenswürdige Mädchen sich lächerlich, ja lästig macht, findet hier keinen Boden. Auch schön, sehr schön sind die Amerikanerinnen. Das feinste griechische Profil mit dunklem Haar und strahlenden

dunklen Augen, eine herrliche Mischung griechischen und römischen Typus, ist hier durchaus kein seltener Anblick. Durch die große Sorgfalt, mit welcher sie sich pflegen, erhalten sie auch ihren Teint wundervoll zart und weiß. Selten aber ist das ganze schöne Bild durch gesunde weiße Zähne vervollständigt; diese werden meistens schon in früher Kindheit für immer verdorben durch fortwährendes Anaden von Nüssen und hartem Zuckerkorn, Candy u., und dieses abscheuliche Candyessen wird von vielen jungen Ladies in unglaublichem Maßstab fortgesetzt. Ein junger Mann erzählte mir, daß er einer Dame zum Neujahresgeschenk ein Körbchen, gefüllt mit Candy für fünf Dollars, übersendet hatte, und als er am nächsten Morgen seinen Besuch bei ihr abstattete, reichte sie ihm lachend den leeren Korb, mit der Bitte, ihn nochmals zu füllen, da sie den Inhalt schon aufgeessen hatte. Gefunde, nahrhafte Kost können sie deshalb beinahe gar nicht vertragen, und dies legt bei ihnen oft den Grund zu lebenslänglicher Kränklichkeit. Das Benehmen mancher jungen Mädchen auf der Straße ist höchst komisch in ihrer maßlosen Selbstzufriedenheit und Eitelkeit; doch man kann darüber nur lächeln, da sie so jung zu leben beginnen, und mitleidig den Kopf schütteln bei dem Gedanken, wie viel das Schicksal mit seinen Stürmen an ihnen noch abzuschleifen hat. Am lächerlichsten hat sich mir aber dieser souveräne Sinn in New-York in dem Straßen-omnibus gezeigt. Sobald eine junge Dame in einen dieser rüttelnden und schüttelnden Marterkarren einsteigt, wirft sie einen gebietenden Blick auf die hängenden Individuen des starken Geschlechts, welche sich eines largen Sitzes erfreuen, und nimmt dann den bemühtigst angebotenen Platz ein, ohne nur mit einem Kopfnicken zu danken, sei nun der Vertriebene ein erschöpfter Geschäftsmann, oder ein müder Arbeiter, oder ein schwächlicher Greis. Mit unnachahmlicher Ruhe breitet sie ihr kostbares Kleid so viel als möglich aus und ignoriert gänzlich alle Ansprüche Anderer auf die geringen Bequemlichkeiten, welche diese Art Beförderungsmittel bieten können, deren Eigentümer für die niederen Fahrpreise sich dadurch entschädigen, daß sie zum Ersinken vollgepumpt werden. Ich befürchte, der Uebertreibung beizukommen zu werden, wenn ich noch hinzufüge, daß ich mit eigenen Augen sah und dasselbe mir von Anderen erzählt wurde, daß Ladies ganz ruhig auf den Knien des nächstbesten Herrn Platz nahmen, wenn ihnen kein anderer Platz angeboten wurde. Gewiß eine süße Strafe für Mangel an Mitterlichkeit, besonders bei einer glühenden Hitze, zwanzig Personen im Omnibus und unzähligen Ellen verschiedener Kleidungsstoffe an der holden Last. Auch in dem Kaufladen benehmen sie sich auf's Anmaßendste. Eine Amerikanerin hätte sich wohl, bei aller Pugsucht einen Cent mehr für etwas zu bezahlen, als es höchstens kosten darf; deshalb besucht und durchsucht sie eine Anzahl Orte, um über Haffon und Preise genau unterrichtet zu sein, bevor sie den geringsten Einkauf macht, läßt sich oft stundenlang Waaren zeigen und Preise nennen ohne die Absicht, irgend etwas zu kaufen, nur als eine Art Studium und Zeitvertreib; denn „shopping“ (einkaufen) gehen ist eine der beliebtesten Unterhaltungen. Die Geduld der jungen Clerks (Commis) läßt sich wahrscheinlich dadurch erklären, daß dabei ziemlich viel kokettirt wird, da der Verkehr bedeutend schneller vor sich geht, wo Mädchen als Clerks angestellt sind.

Doch bei alledem muß ein gesunder Kern in ihnen liegen, sonst könnten sich aus diesen Puppen keine so braven Frauen und sorgfältigen Mütter entwickeln, als dies meistens der Fall ist; besonders als Mütter sind sie äußerst gewissenhaft und zärtlich, und gewiß erreicht ein amerikanisches Baby (Kind) an Reinlichkeit beinahe das Ideal. Ausnahmen davon gibt es natürlich genug, der Originalmensch ist ja doch überall derselbe in seiner endlosen Verschiedenheit; hier aber gibt es mehr Menschen von gleicher Lebensart und gleicher Geistesrichtung, als in Europa, wozu schon in der allgemein gleichen Zuchtziehung der Grund liegt.

Viel Gutes und Nützliches können wir gewiß von den Amerikanerinnen lernen, wie es überall Werthvolles gibt für den, der es zu finden versteht; aber an unserm deutschen Sinn sollen wir deshalb doch festhalten, sowie an unserm schönen deutschen Vaterlande, auf das wir mit Recht stolz sein können.

eben nicht belästigen, und wir wollen ja doch weiter gar nichts von ihnen, als ein paar Flaschen Wasser."

"War wahrhaftig nicht der Mähe werth, deshalb das Boot am Strand allein zu lassen," brummte der zweite Steuermann. "Weiß der liebe Gott, was dem Alten in die Krone gefahren ist."

"Jetzt sind wir aber einmal da, Owens, und können's nicht mehr ändern. Ich habe auch genug dagegen gesprochen, aber hat es etwas geholfen? — Also vorwärts, damit wir bald zu Ende kommen. Hob, Du paßt auf; sobald Du einen Schwarzen siehst, schieß Dein Gewehr ab, aber nur in die Luft; wir wollen kein Blut vergießen, wenn wir's verhindern mögen, und ich denke, der erste Knall wird sie wohl in alle Winde hinaus jagen, denn ich zweifle sehr, ob sie hier schon in ihrem ganzen Leben einen Schuß gehört haben. — Vorwärts!" und sein Gewehr spannend und im Anschlag haltend, schritt er wohl vorläufig, aber auch unerschrocken mitten hinein in das Gewirr von Steinen, während sich die Uebrigen dicht zu ihm hielten und rechts und links scharf genug aufpaßten. Da öffnete sich das Thal wieder und Mr. Blad sah allerdings vor sich einen jener Wasserdämpel, wie sie hier und da in Australien getroffen werden, und die, von der Regenzeit bis zum Ueberlaufen gefüllt, in der dürren Jahreszeit wieder nach und nach austrocknen, und dann fast immer von einem mit grünbewachsenem Moder überzogenen Schlammrand umgeben sind. "Alle Vetter!" rief er aber auch zugleich erstaunt aus, denn während er hier nur einen kleinen Lagerplatz einer oder doch einzelner zerstreuter Familien zu finden erwartet, sah er plötzlich den ganzen weiten Raum mit niedergebrannten, aber noch rauchenden Feuerstellen erfüllt. Da mußten Hunderte von Schwarzen gelagert haben, und fast unwillkürlich trat er einen Schritt zurück, denn es wäre Wahnsinn gewesen, mit einer solchen Uebermacht einen Kampf aufzunehmen.

Da, und ehe er nur zu einem Entschluß kommen konnte, gellte rings um sie her ein wilder, markdurchdringender Schrei und wie aus den Steinen selber heraus tauchten zahllose Gestalten auf, mit deren Erscheinen aber auch zugleich ein wahrer Speerhagel auf sie niederfauchte.

Wohl feuerten jetzt die Europäer ihre Gewehre, und zwar nicht mehr in der Absicht zu schonen, in den Schwarm hinein, sahen aber auch im nächsten Moment schon keinen Schwarzen mehr, und eilten nun selber, um so rasch als möglich aus den gefährlichen Felsblöden wieder hinaus zu kommen.

"O Du mein Gott!" stöhnte da der Koch, indem er in die Knie brach; "ich wußte es — ach die blutigen Heiden!"

Als der Mate ihm den Kopf zuwandte, sah er, daß der Unglückliche von neun oder zehn Speeren getroffen war, die alle tief in seinem Körper staken — ja der ganze Schwarm der Wilden mußte nur allein ihn zum Ziel genommen haben, denn um ihn her war der Boden ordentlich bedeckt mit Wurfgeschossen. Das hatte auch jedenfalls die Uebrigen vor gleichem Schicksal gerettet, da sich der Grimm der schwarzen Feinde nur in bitterem Haß auf den Einen richtete, den sie jedenfalls als einem fremden Stamm angehörig glaubten und für einen Verräther oder Kundschafter hielten.

Die Seeleute, von denen nur Jack noch ein paar Speere bekommen hatte, faßten den Koch rasch auf und wollten ihn mit sich forttragen; aber zum zweiten Mal tauchten die Wilden mit dem nämlichen Geheul, mit dem nämlichen Speerhagel auf, und es galt jetzt für ihre eigene Eiderheit zu sorgen, wenn sie nicht Alle in dieser Wildniß das Leben lassen wollten; Erbarmen hatten sie von dem blutdürstigen Schwarm nicht zu hoffen. Außerdem fielen von der Richtung her, wo der Kapitän zurückgeblieben, rasch hinter einander zwei Schüsse. War das ein Zeichen? Aber das erfuhren sie Alles, wenn sie sich nur erst einmal wieder im Freien befanden, und rasch und gewandt wie sie waren, und sich hier und da unter vorspringenden Steinen deckend, glitten sie hinaus auf freien Boden aus dem Bereich der fatalen Wurfgeschosse.

Diesmal aber war freilich Keiner von ihnen unverletzt davongekommen, und der erste Steuermann dadurch nur einer wahrscheinlich tödlichen Verletzung entgangen, daß ihn der eine Speer, mit voller Kraft geschleudert, gerade auf den harten Schiffsziebad traf, den er in der Brusttasche trug.

Raum aber aus unmittelbarer Nähe der Felsen hielten die vier Männer, um wieder zu laden, während Mr. Blad's Auge vergeblich die Stelle suchte, auf der er den Kapitän noch kurz vorher

gesehen — aber dicht darüber bewegten sich dunkle Gestalten — durch die Felspalte mußten sie herein in die Schlucht gekommen sein; und jetzt sprangen sie hinab und bogen sich zu einem dort liegenden Körper über. — War das der Kapitän? Nein — dort oben in der Schlucht sah er die lichte Gestalt, wie er dem Paß in derselben zusagte und hintennach drängte der Schwarzen — er konnte die einzelnen Gestalten erkennen, wie sie an den helleren Felsen niedersprangen und dann das Thal hinauf eilten.

Aber ihre eigene Gefahr lenkte seine Aufmerksamkeit rasch wieder seiner nächsten Umgebung zu.

"Teufel!" schrie er, als er in diesem Augenblick sah, wie die nackten Wilden mit lautem Gebrüll aus ihrem Versteck empor sprangen und über den armen, so schon halbtochten Koch mit ihren kurzen Waddies oder Keulen herfielen — und ohne sich auch lang zu besinnen, hob er die eben geladene Musket an den Boden und feuerte die Kugel mitten in den Schwarm hinein. Er sah auch, wie zwei der Wilden stürzten, aber mehr und mehr quollen aus dem Felsen heraus — der ganze Thalboden schien plötzlich von wilden, trotzigen Gestalten belebt, und es war klar, daß sie, trotz der sonst so gefürchteten Feuerwaffen, viel weniger auf Flucht, als auf einen Angriff dachten.

Der Mate lud allerdings so rasch als möglich sein Gewehr wieder, aber daß sie den Versuch aufgeben mußten, zum Wasser zu gelangen, war klar, ja es blieb ihnen sogar nichts Anderes übrig, als jetzt in voller Flucht ihrem Kapitän zu folgen und ihr Boot wieder zu erreichen; denn hätte dieser zahlreiche Stamm es entdeckt, ehe sie damit abstoßen konnten, so wären sie rettungslos verloren gewesen.

Augenscheinlich war es dabei, daß die Wilden Muth faßten, als sie die Truppe getrennt sahen — hatten sie es doch hier sogar nur mit vier Mann zu thun, die sie dabei schon sämmtlich von ihren Speeren verwundet wußten. — Viele von ihnen waren allerdings ebenfalls getödtet und Andere verwundet worden, aber das feuerte sie nur noch mehr zur Wache an, und wenn auch immer noch vorsichtig, hatten sie doch schon ihre schüppenden Felsblöcke verlassen und machten sich zu einem vereinten Angriff auf die weißen Eindringlinge, trotz deren überlegenen Waffen, fertig.

Aber auch von dem andern Schwarm, der den Kapitän angegriffen, drohte den Seeleuten Gefahr, denn während nur ein Theil von ihnen dem Flüchtigen folgte, sammelten sich die Andern. Ihre Absicht war dabei nicht zu verlernen. Sie wollten dem kleinen Trupp den Rückweg abschneiden, und Mr. Blad erkannte erst die wirklich verzweifelte Lage, in der sie sich befanden, als ihm Bob sagte, er habe seine sämmtlichen Patronen aus der Tasche verloren und bäte ihn, ihm einige zu geben. Noch konnte er allerdings ihm ausbelfen, aber wenn sie wirklich hart gedrängt wurden, wie wäre es ihnen dann möglich gewesen, hier in diesen Felsen ohne Wasser, ohne sonstige zu erwartende Hülfe ihren Weg durch die zahlreiche Schaar der Feinde zu erzwingen. Sie hätten es nie durchgeführt.

Er sah allerdings, wie der Kapitän glücklich die Felswand erreichte und daran emporkroch — dicht hinter ihm waren die Eingebornen, und wenn er nur da oben den Paß vertheidigte und sie mit seiner Doppelflinte und dem Revolver verhinderte, die Höhe zu erreichen, bis sie hinankamen, so konnten sie sich noch vereinigen und den einen Schwarm wenigstens in die Felsen hineinjagen. — Oben mußte er aber Stand halten — nach oben zu warfen sich die Speere auch schlecht, und er hatte kaum etwas für seine eigene Sicherheit zu fürchten, während er doch mit seinem kleinen Teleskop deutlich ihre verzweifelte Lage erkennen konnte. Jetzt war er oben — er blieb stehen und drehte sich um. — "Nun einen Schuß hinein in die Bande, daß sie erst einmal stutzig werden," murmelte der Mate vor sich hin, "dann bekommen wir die schwarzen Schiffe da vorn zwischen zwei Feuer." — Aber der Kapitän hielt nicht. Kaum einen Blick hatte er zurückgeworfen, jetzt wandte er sich ab und war im nächsten Moment verschwunden, während ihm vielleicht einige zwanzig Schwarze in voller Flucht folgten, wie die Klagen an der steilen Wand emporkletterten und dann ebenfalls aus den Felsen verdrängt wurden.

"Jetzt sind wir verloren!" knirschte Mr. Blad zwischen den Zähnen durch, "und von solch' einer trunkenen Memme verrathen und verkauft. Es ist rein zum Teufelhofen. — Aber vorwärts,

Owens, vorwärts, Bob, es kann nichts mehr helfen — jetzt müssen wir uns den Weg über die Mauer erzwingen, oder wir können uns darauf verlassen, daß uns die wilden Dingoes *) morgen Nacht das Fleisch von den Knochen reißen, wenn es die schwarzen Schufte da draußen nicht selber fressen. Aber keiner von uns darf mehr schießen, wenn er seinen Mann nicht sicher hat.“

„Wo ist denn nur der Steward?“ sagte Bob; „den Kapitän habe ich weglaufen sehen, und nach all' dem Brand, den er heute im Kopf hat, glaub' ich gar nicht mehr, daß es noch so flink ginge, aber der Steward ist wie in den Boden hinein verschwunden.“

„Seht Ihr da oben, Bob, wo er liegt?“ sagte Mr. Blad, indem er einen schenen Wurf dort hinüber warf. „Der arme Teufel ist versorgt — die schwarzen Schufte sind gerade dabei, seine Vorräthe zu plündern — dort oben auf dem Stein haben sie ihm den Schädel eingeschlagen.“

„Verdammt die Halunken!“ brummte der Seemann. „Der Steward war ein Lump durch und durch, aber so ein elendes Ende, mit Knüppeln von den schwarzen Bestien todtgeschlagen zu werden —!“

„Vorwärts, Leute, vorwärts! Helfen können wir doch nicht!“ rief Mr. Blad. „Jetzt gilt es, die Haut Derer in Sicherheit zu bringen, die noch Leben haben — vorwärts, daß wir zum Boot kommen!“ und selber seine Waffe aufgreifend, sprang er den Anderen voran und immer das Thal hinauf der Stelle zu, wo er gesehen, daß sich die Eingebornen hinter den Steinen versteckt hielten.

„Mr. Blad,“ stöhnte da plötzlich Jock, „sehen Sie zu, daß Sie allein fortkommen, ich kann nicht mehr — ich habe einen Speer in den Rücken und den rechten Arm bekommen; ich fühle, wie er mir abfällt — der im Rücken ist aber der Schlimmste — es wird wohl gleich zu Ende gehen, und ob sie mir nun noch Eins auf den Kopf geben oder nicht, bleibt sich gleich. — Machen Sie, daß Sie das Boot erreichen — mit mir ist's aus.“

Der Mann war dabei todtbleich geworden und schwankte, so daß Mr. Blad rasch zupringen und ihn halten mußte. So viel war sicher: für den Augenblick konnte er nicht weiter, aber der Mate dachte auch gar nicht daran, ihn zurückzulassen. Es war jedenfalls nur augenblickliche Schwäche, die ihn erfaßt hatte, und wenn er sich eine halbe Stunde ausruhen konnte, überwand er das sicher. Jock war überhaupt keine Natur, die sich so leicht werfen ließ. Aber hier unten durften sie nicht bleiben, wo sie von beiden Seiten einen Angriff erwarten und sich deshalb den Rücken decken mußten. Rechts ein kleines Stück an der Wand hinauf erschah der Mate einen überhängenden Felsen, der sie vollkommen gegen oben schützte, während sie sich mit ihren Feuerwaffen schon eine Zeitlang die Bahn frei halten konnten. Bob hatte Jock auch schon, trotz seiner eigenen Wunde, unter dem linken Arm gefaßt, Mr. Blad nahm ihm das Gewehr ab und faßte ihn unter dem rechten, Owens unterstützte ihn hinten. So wandten sie sich rasch der Wand zu und trugen den Kameraden mehr als sie ihn führten, den nicht zu steilen Hang empor bis unter die Felsplatte, und Mr. Blad wunderte sich dabei, daß sie die Indianer gar nicht daran zu hindern suchten, sondern sie ruhig gewähren ließen. Das aber hatte allerdings einen andern Grund als den der Furcht, denn die Wilden wußten recht gut, daß die Weißen, wenn sie sich dort zwischen den heißen und trockenen Felsen festsetzten, rettungslos verloren waren, ohne daß sie sich selber der furchtbaren Wirkung der Feuerwaffen aussetzten. Dort oben mochten sie bleiben, bis sie von Hitze und Durst erschöpft wieder zu Thal taumelten, und dann hatten sie mit ihren Speeren und Waddies leichte Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)

S a n s s o u c i .

(Bild 2. 61.)

Preußens Geschichte ist verhältnismäßig noch jung, und das berliner Schloß hat nicht die stolzen Erinnerungen aufzuweisen, wie etwa die kaiserliche Hofburg in Wien oder die Paläste anderer

Dynastien, die länger auf ihren Thronen saßen als die Brandenburger. Aber ein Schloß liegt im preussischen Staate, das, obwohl erst 130 Jahre alt, weit und breit berühmt und dessen Name verwachsen ist mit den in geistiger Beziehung am Höchsten stehenden Monarchen aus dem Hause Hohenzollern. Am 17. August 1786 schloß in Sanssouci Friedrich der Große seine Augen und am 2. Januar 1861 athmete hier der hochgebildete und kunstsinige Friedrich Wilhelm IV. seinen unmachteten Geist aus. Und diese beiden Herrscher, die hier das Zeitliche segneten, waren es auch, welche Sanssouci, das kleine, weitberühmte Schloß kauften; Friedrich durch die Gründung desselben, Friedrich Wilhelm IV. durch Verschönerung und Ausdehnung der ursprünglichen Anlage im Geiste seines Vorgängers und in Uebereinstimmung mit dem ursprünglichen Plane.

Vor dem brandenburger Thore der Stadt Potsdam lag ein trauriger Hügel, unter dem Namen des „weißen Berges“ bekannt. Genial, wie die meisten Gedanken des alten Fritz waren, war auch jener, den er mitten im zweiten schlesischen Kriege zu Reisse faßte, als er befahl, auf jenem Hügel ein einfaches Schloßchen zu erbauen, das den mit Wein beplanten Berg überragen sollte. Am 14. April 1745 wurde der Grundstein zu Sanssouci gelegt, das nach Knobelsdorff's Pläne die Baumeister Böhling und Hildebrandt binnen zwei Jahren vollendeten. Im klassischen Style, getragen von hermenartigen Karyatiden und überragt von einer Kuppel, liegt es da und schaut hinaus auf das entzückende Panorama, eines der schönsten, welche die vielverschiedene Mark Brandenburg, „des heiligen römischen Reichs Erztreusandbäuche“, wie Friedrich sie selbst nannte, zu bieten vermag. Gegenüber dem Schlosse erheben sich als ein würdiger Abschluß die Kolonnaden von Sanssouci, in Gestalt eines halbkreisförmigen Säulenganges mit 88 ionischen Säulen. Und wer erinnerte sich nicht bei dem Namen Sanssouci an den Windmüller Arnold, der seine hinter dem „Kavalierhaus“ stehende Windmühle nicht dem König opfern wollte und beim Kammergerichte zu Berlin einen Prozeß gegen Friedrich II. gewann, der ihn zu dem stolzen, vom Rechtsgefühl des Volkes zeugenden Spruch veranlaßte: „Noch gibt es Richter in Berlin!“ Zum ewigen Gedächtniß an dieses Ereigniß kaufte Friedrich Wilhelm III. die im letzten Jahre gebohrte Windmühle an.

Bei Friedrich's II. Tode schien Sanssouci ein abgeschlossenes und vollendetes Kunstwerk zu sein, für welches die Nachwelt nicht die gebührende Pietät bewies. Trug doch Friedrich Wilhelm II. kein Bedenken, die Säulenkolonnade von Sanssouci zu entfernen und an sein Schloß am Heiligen See versetzen zu lassen. Erst Friedrich Wilhelm III. sänzte dieses Vergehen und brachte die schöne Kolonnade wieder an ihren alten Platz, wie denn auch er es war, welcher die ursprünglich im französischen Geschmacke angelegten Gärten durch Lenné's meisterhafte Hand in einen englischen Lustgarten umschaffen ließ, der, mit Marmorstatuen geschmückt, die Bewunderung aller Besucher erregt.

Eine neue Epoche trat für Sanssouci ein, als der kunstsinige Friedrich Wilhelm IV. den Thron Preußens bestieg. Schon als Kronprinz hatte er gerne in Friedrich's des Großen Lieblingsitz seine Ruhestunden verbracht. Nahe dabei stand sein eigenes von Schinkel erbautes Prinzenschloß Charlottenhof, und Alles deutete darauf hin, daß neues Leben in die bald hundertjährigen Mauern einziehen würde. Da entstanden schnell, wie durch Blitzschlag, die bewundernswürthen Wasserwerke als der schönste, belebendste Schmuck des freundlichen Hügels, deren mächtige 114 Fuß aufragende Wassersäulen dem vorübersegelnden Schiffer auf der nahen Havel das Zeiden geben, daß der Herrscher hier weilt. Der Königstisch sollte derart umgestaltet und geschmückt werden, daß er auch gegenüber der erweiterten und neu aufgeblühten Kunst der Gegenwart seines Welttrufes würdig zu bleiben vermochte. Dann erheiterte sich des Königs oft bedrücktes Gemüth, wenn er mit seinem treuen Rathgeber Persius, dem Vertrauten seiner kunstsinigen Pläne, alles das durchsprach, was dazu dienen konnte, Sanssouci seinem Ideale näher zu bringen.

Paläste und Anlagen im klassischen Style sollten da neu entstehen; Willen und Häuser sollten rings um den Hügel sich erheben und annuthige Baum- und Blumengärten sich überall ausbreiten, wo sie noch nicht den Boden schmückten.

*) Dingee, der wilde Hund, eine Welsart und das einzige Raubthier Australiens.

Aber die Pfalz ist auch selbst in Liebe ihrem großen Pflugschnepper zugethan. Nicht genug, daß sie sich an der großartigen Leichenfeier so zahlreich selbst durch Deputationen vertreten ließ, wurde sein Andenken auch noch nachträglich in den verschiedensten Vereinen durch Gedächtnisreden gefeiert, und eben wieder erblicken wir die von zweien pfälzischen Bildhauern ausgestellten gut gefertigten lebensgroßen Büsten des Berewigten in Heidelberg ausgestellt.

Es wird nicht lange anstehen, so wird auch ein großartiges Denkmal die Stelle bezeichnen, wo sein Körper den Elementen zurückgegeben wurde.

Der Schusterlehrling.

(Fort. 2. Bd.)

Dicens machte einmal in seinen Pflusfiern die Bemerkung: Niemand könne sich erinnern, je einen tohten Postillon gesehen zu haben. Dieser gewiß überraschenden, aber noch von keiner Seite widersprochenen Bemerkung reihen wir die an: Niemand kann sich je eines traurigen Schusterbuben erinnern. Das besagte nützliche und nothwendige Glied der menschlichen Gesellschaft kann erzürnt, gereizt, ergrünnt sein, ja er ist es sogar nicht selten; aber Traurigkeit, jene schwer und nachhaltig auf dem Gemüth lastende Verstimmung kennt es nicht. „Auch er war in Arabien geboren, auch ihm hat die Natur an seiner Wiege Freude zugeschworen“ und den Schwur nicht gehalten. Aber die Thränen, die sie ihm als Ersatz für ihren Mangel an Vorhalten anbot, hat er mannhaft zurückgewiesen. Und doch hatte vielleicht selten Jemand mehr Ursache, diese Thränen anzunehmen, die der kurze Lenz beut, als eben er. Vom jüngsten Gesellen bis zum Meister, hauptsächlich aber vom majestätisch-tyrannischen Altgesellen wird er gehudelt und gepudelt; bei der Meisterin muß er die Stelle eines Hausknechts und einer Kindsmagd gleichzeitig versehen, ohne daß deswegen „vom Rechte, das mit ihm geboren“, je einmal die Rede wäre. Daß Gott erbarm: hat man bei Fische Fleisch, so bekommt er die Knochen, hat man Bräse, so bekommt er das, was die Andern übrig lassen. Er ist ganz in demselben Fall, wie Adam in Schenk's „Dorfbauer“. Aber man darf nicht vergessen, daß Adam eine melancholische Natur ist, wie alle Barbiergesellen, und daß er daher seinem Schmerz über die schlechte Behandlung, die ihm zu Theil wird, in vorwurfsvollen Melodien ergreisenden Ausdruck gibt. Anders beim Schusterjungen. Er weiß, was seiner während der Lehrzeit wartet, er ergibt sich darein mit dem Fatalismus des Orientalen, aber ohne dessen Phlegma. Er singt mutatis mutandis wie Adam:

„Es ist gewiß, bei meiner Seele,
A hartes Loos a Baderg'sell.“

aber er verfällt nicht in das freischwende Furioso:

„Der Teufel het' die Scheererel,
Es ist ja kein Proüt dabei ic.“

Sondern er rächt sich für die Scheererel mit tausend Eulenspiegelchen, er wartet keine Zeit und weiß, daß wenn seine Lehre nun ist, nichts ihn hindert, da Hammer zu sein, wo er gestern noch Ambos war.

Wir haben oben gesagt, daß er neben den Verrichtungen des Lehrjungen noch die des Hausknechts und der Kindsmagd zu versehen habe. Es wird ihm meist eine dritte Funktion übertragen: die des presserartigen Mahners. Und wenn er in dieser diplomatische Geriebenheit erfordernden Mission mit berechtigter Mißachtung zahlungsunfähiger Individuen mit mehr Geradheit und Freimuth als mit Feinheit und überzeugender Dialektik auftritt, so geschieht es, namentlich bei Studenten, lyrischen Dichtern, Literaten, Fährtnichen und sonstigen strebenden Geistern nicht selten, daß er ein wenig unsanft auf den Ort aufmerksam gemacht wird, an welchem der Zimmermann die Thüre angebracht hat. Also Grund genug zu einer etwas härteren Auffassung des Lebens wäre bei ihm vorhanden. Es scheint aber, seine Natur ist eine so elastische, daß sie in eben dem Maße emporsteht, als ein Druck auf sie ausgeübt wird. — Gustav Freitag gibt zwar die Anleitung, „das deutsche Volk da aufzusuchen, wo es am Tüchtigsten ist, nämlich bei der Arbeit“. Indessen haben wir vor dem Leder- und

Bechgeruch einer Schuhmacherwerkstätte, vor dem Hämmern und Klopfen daselbst eine so starke Abneigung, daß wir es vorziehen, den uns zum Studium vorliegenden Theil des deutschen Volkes, den Schusterjungen, auf einem Gang durch die Straßen der vollreichen Stadt zu beobachten. Im Ganzen ist er ja auch bei der Arbeit, denn er ist im Augenblicke der Sammlung einer Menge reparaturbedürftiger Fußbekleidungen, die er in den Wohnungen der Kunden abholt. Pfeisend und jodelnd verfolgt er seinen Weg mit niedergetretenen, auf dem Pflaster klaffenden Pantoffeln. Zunächst fesseln ihn die Mauerausklänge an den Ecken. Nachdem er dieselben mit angestrengter Aufmerksamkeit von A bis B durchstudirt hat mit heißem Bemühen, beginnt er eine kleine Unterhaltung mit der nächsten Lebsterin. Dann wirft er einen der besetzten Stiefel jenem Mäder nach, der bellend und kreischend die vorüberrollenden Wagen verfolgt. Er trifft das Thier so geschickt, daß es heulend den Schwanz einzieht und wie besessen davonspringt. Diese Heldenthat bringt ihm aus dem Munde des Polizeisoldaten Maier die Benachrichtigung ein, daß wenn er nicht mache, daß er weiter komme, man ihm schon den Ernst zeigen werde. Diese Mittheilung hört er mit empörendem Lächeln und spöttisch zugekrüchten Augen an, während er den eigenthümlich duftenden Rauch eines gesundenen Cigarrenstummels durch beide Mundwinkel bläst. Und sobald Polizeisoldat Maier seinen Weg weiter fortsetzt, begleitet unser Held diesen Pflichtgang mit vermessener Mimik. Nun schon einmal in oppositionelle Stimmung gebracht, macht er einem Dienstmann den diesem physisch und geschäftlich unumgänglich nothwendigen Theil am Bürgerseig freitig, was von beiden Seiten zu einer höchst interessanten, mit viel Aufwand von Sarkasmus und Grobheit geführten Konversation Anlaß gibt. Hiedurch stocht der Verkehr, und ein recht hübscher kleiner Auslauf ist im Entstehen, als in bedrohlicher Nähe die Krebsaugen, die rothe Nase und der sammetblonde Schnurrbart des Polizeisoldaten Maier wieder auftauchen. Der Schusterjunge, der seiner Fähigkeit mißtraut, „sich mit der Polizei gar trefflich abzufinden“ verduftet, der in seinen innersten Gefühlen auf's Tiefste beleidigte Dienstmann aber glaubt noch eine Rede halten zu müssen, und wirb unter lautem Protest von Polizeisoldat Maier wegen Störung des Verkehrs nach dem Polizeiamt abgeführt. Von Nachts wegen. Der Schusterjunge hat dem, den friedlichen Bürger höchlich erbauenden Vorgang mit großer Gemüthsruhe aus sicherem Winkel zugehört, worauf sich ganz zufällig mit einem ebenfalls in Berufsgeheimnissen des Wegs kommenden Kollegen eine Konferenz ergibt. Wie sich auf hoher See begegnende Schiffe wechselseitig ihre Beobachtungen und Messungen mittheilen, so tauschen beide Ehrentöchterlinge ihre Bemerkungen, Beobachtungen, Erfahrungen, Befürchtungen und Hoffnungen, ihre Kräfte, ihre Schliche und Kunstgriffe aus, dann setzt Jeder seinen eigenen Kurs wieder fort. Eine neu angestrichene Hausfront erweckt den Kunstsinne unseres Freundes, er greift in die Tasche, zieht ein Stückchen Kreide heraus und schreibt mit rascher Hand auf die jungfräuliche Fläche eines jener populären Worte, welche eigens dazu geschaffen scheinen, den Hausbesitzern die Freude an ihren Fassaden zu verderben. Dann ruft er dem Kutscher eines vorüberfliegenden Gefährtes mit erschreckter Miene die Mittheilung zu: „Eines seiner Räder gehe ja herum.“ Der Kutscher hört wegen des Lärmens nicht genau und glaubt, es sei an den Rädern etwas nicht in Ordnung, hält seine Pferde an und untersucht nun zu nicht geringer Belustigung des Galgenstricks sorgfältig ein Rad nach dem andern. Mit einem derben Fluche und drohender Geberde nach dem falschen Warner steigt der Kutscher wieder auf den Bod und fährt weiter. Jetzt hat aber auch des Kobolds Stunde geschlagen, und er muß wieder nach Hause, wo ihn der Meister, die Meisterin, der fürchterliche Altgeselle und die übrigen Gefährten wie strenge Behmrichter erwarten. Keile bekommt er unter allen Umständen. Kehrt er zu bald zurück, so hat er Dieb und Tasch vergessen, und deswegen bekommt er Keile; ist er zu lang ausgeblieben, so bekommt er ohnehin Keile. Aber er ist Philosoph, und zwar ein lachender Philosoph, und so bietet er dem Amerikaniemen seinen Räder mit einer Heiterkeit des Gemüths, die noch zu alten Zeiten wahren Märtyrern eigen war.

Die falsche Gräfin.

Novelle von Edmund Zahn.

(Fortsetzung.)

Der Graf von St. Ventadour bewunderte die Schönheit Louison's und sagte zu seiner Gemahlin: „Comtesse Cressy ist noch blendender als die arme Claudia, ich bin überzeugt, Anna, Louis wird entzückt von ihr sein, aber die Ventadours hatten Alle schöne Frauen. Seine Bewunderung vermehrte sich, als Baron Vigier, der jeden Sommer einige Wochen auf Schloß Ventadour zubrachte, die Behauptung aufstellte, er sei bei dem Anblick der jungen Gräfin Cressy ganz starr vor Staunen gewesen, sie sei das vollständige Ebenbild der Gemahlin Ludwig's XIV.“

Ebgleich jünger als der Graf, war doch Baron Vigier ein Mann der alten Zeit, durch und durch Legitimist, und für den höchsten Schatz in seinem großen und schönen Schlosse hielt er ein von Meisterhand gemaltes, lebensgroßes Porträt der Königin Maria Theresia, der Gemahlin Ludwig's, den die Legitimisten noch immer den Großen nennen.

Der Frankreich und die Franzosen nur nach den Pariseren beurtheilen wollte, würde in viele Irrthümer verfallen; es gibt keinen größern Gegensatz, als den republikanisch gesinnten Pariser, welcher am Tage an der Börse spekulirt oder seinem Berufe obliegt und sich Abends da vergnügt, wo es ihm eben gefällt, und dem in seinem alten Palaste oder auf seinem Schlosse sitzenden Orleansisten oder Bourbonnisten. Die Zahl der ahnenstolzen Edelleute ist nicht so gering, als man denkt, aber sie verstecken sich wie der Dachs in seinem Bau, sie wissen, daß sie mit ihren Gesinnungen und den Märs, welche sie sich geben, ausgelacht werden würden, zeigten sie sich in Paris, deshalb bleiben sie für sich und leben in der Weise der alten Seigneurs.

Ihre Einrichtungen sind bis auf die Geräthschaften herab altmodisch, aber gebiegen, und da sie nicht den Luxus treiben, wie man ihn in Paris und den großen Städten Frankreichs sieht, Hazardspiel, Börsenspiel und dergleichen Extravaganzen vermeiden, so besitzen sie einen soliden Reichthum, welcher sich in der Stille vermehrt und von dem zu sprechen sie für gemein, ja vielleicht für unpolitisch halten.

Die Gräfin Cressy, weil sie für ihren Stand nicht reich war, doppelt adelsstolz, lebte deshalb sehr gern in Schloß St. Ventadour, während Louison es nach einigen Tagen sicher sehr langweilig gefunden haben würde, hätte nicht der Baron Vigier sie durch seine Huldigungen unterhalten. Louison wollte in der großen Welt glänzen, das Leben in einem abgelegenen Schlosse war nicht nach ihrem Geschmack, allein um Herrin desselben zu werden, ließ es sich schon einige Zeit ertragen.

Blanche dagegen, obgleich an ganz andere Umgebungen gewöhnt, fühlte sich schnell heimisch in den Mauern, wo sie sich unter dem Schutze edler Menschen geborgen sah.

Die Gräfin von St. Ventadour war fest überzeugt, daß ihr Sohn Louison anbeten würde, und ergoß sich gegen ihre Schwester in Lobeserhebungen über Louison. Gräfin Antoinette erwiderte sanft: „Louis hat einmal sich euch zu Liebe vermählt, laßt ihn jetzt Niemand weiter fragen als sein Herz.“

Wie jung auch Blanche war, so fühlte sie doch, daß die Damen Cressy sie forschend betrachteten, daß die ältere sie beinahe fürchtete, die jüngere sie haßte, aber mit seltener Geistesstärke setzte sie dem zuweilen hervorbrechenden Widerwillen der Gräfinnen Cressy eine für ihr Alter merkwürdige Kaltblütigkeit entgegen, welche diesen Damen imponirte. Blanche wich ihnen weder aus, noch suchte sie dieselben; bei den gemeinschaftlich eingenommenen Mahlzeiten hatte sie ihren Platz zwischen Antoinette und dem Doktor, an dem Tischgespräch nahm sie bescheiden Theil, sie hörte mit Aufmerksamkeit zu, denn sie benützte gern jede Gelegenheit, sich zu belehren, und ohne es vielleicht selbst zu wissen, ahnte sie in Gang und Haltung die Gräfin Antoinette nach, zu welcher sie eine große Zuneigung gefaßt hatte.

Blanche hatte das Bedürfnis, jeden Tag einige Stunden allein zu sein, sie liebte die Natur, und da ihr die Großeltern keinen

Zwang auferlegten, auch ihre Liebe zur Einsamkeit mit ihrer Kloster-erziehung erklärten, hinderte sie Niemand, oft weite Spaziergänge zu machen. An schönen Morgen stand sie früh auf und schlenderte durch den Garten, zuweilen in den Park, zuweilen durch das Dorf, bis zu einer alten Ruine, wo sie sich im Schatten alter Buchen niederließ.

Hier überließ sie sich den Eingebungen ihrer Phantasie und schrieb reizende Gedichte; zuweilen sang sie mit lieblicher, gut geschnallter Stimme jene französischen Volkslieder, welche der Franzose über Alles liebt, und welche kein Anderer so zu singen vermag als er.

Sie war schon einige Male von Louison, welche vorzüglich Piano spielte, gebeten worden, zu singen, hatte es aber entschieden verweigert; in der Waldeinsamkeit des Parks und bei den Ruinen sang sie für sich allein und lachte, wenn die Nachtigallen, wie es ihre Weise ist, wenn sie singen hören, mit ihr weiterferten.

Sie war auch heute nach dem Diner ganz allein nach dem Plätzchen, welches sie so sehr liebte, geschlichen und hatte lange im Grünen gelesen, phantasirend und singend, ohne zu bemerken, daß die Sonne bereits längere Schatten warf.

In sich selbst versunken, hatte sie keinen Tritt vernommen, und nur der starke Duft von Orangenblüten und blassgelbem Jasmin machte, daß sie aufblickte und Louis vor sich sah.

Dunkle Röthe überzog ihre Wangen, ein freudiges Ah! entfloß ihren Lippen, sie wollte aufstehen, aber er faßte ihre Hand und bat: „Bleiben Sie, Blanche, und erlauben Sie einem müden Wanderer, neben Ihnen auszuruhen.“

„Gern, aber weshalb sind Sie müde, mein Herr?“

„Weil ich die Strecke von der Eisenbahnstation zu Fuß zurückgelegt habe, freilich nur drei Stunden, aber in welcher Hitze!“

„Warum warteten Sie nicht, bis es kühler wurde, Herr Ricomte?“

„Oheim, wenn's gefällig ist, nicht Blanche; ich sehnte mich heim zu den Meinen.“

„Ist der Weg über diese Ruine der kürzeste?“

„Nein, meine neugierige Blanche, allein ich liebe dieses Plätzchen über Alles.“

„O, Sie auch?“

„Ja, Blanche, ich auch. Schon als Kind war es mir lieb und unzählige Male hat mir Deine theure Mutter auf dieser Stelle Märchen erzählt. Zwei mußte ich fast täglich zu hören bekommen, ein ganzes Jahr hindurch, denn was mir einmal sehr gefällt, das gefällt mir immer.“

„Das ist schön, Oheim!“

„Das eine war das Märchen vom Maubart, welcher drei Frauen ermordet hatte, ehe seine schrecklichen Thaten an das Licht kamen.“

„Das liebte ich auch als Kind, und Grazieuse und Percinet.“

„Auch mein zweites Lieblingsmärchen, o Blanche, wir haben sie von denselben theuren Lippen vernommen! Merkwürdig ist es, daß Sie Ihrer Mutter äußerlich fast gar nicht gleichen.“

„Tante Antoinette findet auch nur wenig Ähnlichkeit, o wie gern hätte ich ihre holden Züge um der Großeltern willen und auch Ihnen, Oheim, würde ich dann besser gefallen, und Sie würden mich immer Du nennen.“

„Du gefällst mir, wie Du bist, ganz gut, Blanche. Aber sieh', was ich Dir mitgebracht habe, diese Blumen sind aus Deinem Heimgarten.“

„Himmel, Sie waren in St. Gaudens?“ und Blanche bedeckte ihr Antlitz mit den Händen.

„Ich habe mit diesen Worten Wunden aufgerissen, theures Kind, Du bestandest dort eine schwere Prüfung. Ich wollte das Grab Deiner Mutter sehen und habe an demselben gebetet und ihr ein einfaches Denkmal bestellt.“

Blanche schluchzte trampfhaft.

Louis legte sanft den Arm um ihre Schultern und sagte: „Meine Dich aus, Kind, ich wollte auch hin, um den Ort kennen zu lernen, wo Du Deine Kindheit verlebte hast. St. Gaudens liegt malerisch.“

Blanche bewegte zustimmend den Kopf.

Louis fuhr fort: „Ueberall war ich, ich begreife, daß Deine Mutter gern da lebte.“

„Sprachen Sie Jemanden im Kloster, wo ich Pensionärin war?“

„Nein, Du weißt ja, daß mein Vater Dich vor der Welt Preu-
lein von St. Hilaire nennen will. Du hast Deine Heimat für
immer verlassen, Niemand braucht von Dir wieder etwas zu er-
fahren.“

Bianche seufzte tief auf und sagte, indem sie ihre Thränen trod-
nete: „Ach ja, ich sehe, das ist das Beste, und Ihre Eltern wollen
es so!“

„Du bist fägsam und dabei doch fest, das ist unendlich viel
werth an jedem Charakter, besonders an dem eines Weibes.“

„Werth? Ja, aber Charaktere, welche nicht fest, sondern nur
halsstarrig sind, haben auch gar keinen Werth.“

„Jetzt, Bianche, sage mir, sind die Meinen allein, oder beher-
bergt Schloß St. Ventadour Gäste?“

„In diesem Augenblicke drei, die Gräfinnen von Cressy und
den Baron Vigier.“

„Wie gefällt Dir der Baron, kleine Bianche?“

„Hm!“

„Hm, sagt wenig oder auch sehr viel!“

„Mein Hm soll nur wenig sagen, ich kenne ja den Herrn Ba-
ron von Vigier nicht.“

„Findest Du ihn häßlich, interessant, unterhaltend?“

„Wie eifrig Sie fragen. Häßlich? ziemlich; — interessant? gar
nicht; — unterhaltend? ich kenne seine Unterhaltungsweise nicht.
Papa spricht bei Tafel viel mit den Damen, der Baron steht in
den Stunden, in denen ich nicht da bin, an den Stüdräumen von
Einer oder der Andern, ich schendere viel umher.“

„Also die Damen Cressy stören viel, auch wie Tante Antoinette
aus freier Hand?“

„Arenztlich, Teppiche glaube ich!“

„Aha, da zählen sie drei gelbe, drei grüne, sechs graue Stiche?“

„Ich glaube; was sollen Sie thun? Gestern bemerkte der Ba-
ron, Königin Anna, durch welche die Bretagne an Frankreich ge-
kommen ist, habe auch den größten Theil des Tages am Stüdrä-
men verbracht. Doch so viel ich weiß, gehen die Damen auch mit
ihm und Großpapa spazieren.“

„Und wie gefallen Dir die Gräfinnen von Cressy, findest Du
die junge schön?“

„Man will ja uns Frauen kein Urtheil über andere Frauen
zugestehen.“

„Sprich das Deine nur led aus!“

„Erlassen Sie es mir, Oheim.“

„So sage mir wenigstens, ob Du sie liebst, das heißt, ziemlich
gern siehst, und ob Gräfin Louise von Cressy in Wahrheit schon
zu nennen ist?“

„Ich sehe die Damen eben so gern, als sie mich sehen, und die
junge Gräfin ist außerordentlich schön, schöner als die Kaiserin,
über deren Schönheit es nicht zwei Stimmen gibt, und die ich —
Bianche brach ab.“

„Im Kloster zu St. Gaudens schwerlich gesehen habe, oder
was wolltest Du sagen?“

„Ungefähr das, Oheim, aber schöner als alle Bilder der Kai-
serin ist Louise von Cressy.“

„Nun, so will ich diese Venus sehen, bewundern und — ihr
mein Kompliment machen. Komm', Bianche, nimmst Du die Blu-
men nicht?“

„Mit Freuden, sie sollen gleich frisches Wasser erhalten.“

Der Vicomte bot seiner Nichte den Arm, und langsam schlen-
derte das junge Paar dem Schlosse zu, am Ende des Parles sagte
Louis: „Nun gehe voraus, Bianche, ich komme nach, und höre
wohl, mein Kind, wir haben einander noch nicht gesehen, ich
will nicht, daß Jemand denken soll, daß ich Dich über die Damen
ausgefragt habe.“

„Ganz gut, Herr Oheim.“

„Auf Wiedersehen!“

Er sah ihr nach, mit offenbarem Wohlgefallen. „Wie leicht
sie dahin schreitet, wie eine Fee, wie wird sich die kleine Bianche
neben der stolzen Schönheit ausnehmen. Ob Vigier sich am Ende
in eins der Mädchen verliebt, er ist erst in der zweiten Hälfte der
Dreißig, hm, Bianche scheint wenig für ihn eingenommen!“

Bianche trat durch das kleine Pfortchen in das Schloß, sie ging
nicht, sie schwebte die Treppe hinauf in ihr Zimmer, dort ange-

kommen, küßte sie den Blumenstrauch, den ihr der Oheim geschenkt
hatte.

„Wie lieb ist es von ihm, daß er an mich gedacht hat, daß er
nach St. Gaudens gereist ist, um den Ort zu sehen, wo ich meine
Kindheit verlebte, wo er glaubte, daß Bianche, die kleine Bianche
— o wie anders, wie so ganz anders wäre mein Schicksal, wenn
meiner armen Mutter nicht das Herz gebrochen worden wäre.“

Bianche stützte den Kopf in die Hand und weinte, aber es wa-
ren nicht nur bittere Thränen, welche über ihre blühenden Wangen
rieselten, es mischten sich süße Zähren darunter, sie wußte, daß sie
nicht mehr allein in der Welt stand, daß ein Herz oder wenigstens
ein fester, würdiger Charakter, der ihres Oheims, bereit war, sie
zu stützen.

Eine leise, fragende Stimme scholl dazwischen: „Jetzt, aber auch
später? Wenn der Vicomte vielleicht doch seine zärtliche Neigung
der jungen, schönen Gräfin von Cressy schenken sollte, würde er
dann noch Freundschaft, Sorgfalt für Bianche haben?“ Dunkle
Nöthe, ähnlich der des Jorues, flog über ihr ausdrucksvolles Ge-
sicht, unwillkürlich erhob sie sich und befestigte auf und ab gehend rief
sie aus: „Das darf nicht sein, o nimmer, nimmer!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Geschichte des Papiers.

Von

Dr. Christiani.

Wie achlos nehmen wir nicht heutigen Tags unser schönes
weißes Papier zur Hand, ohne vielleicht jemals daran zu denken,
wie viele Jahrtausende darüber hingegangen sind, ehe es dem
denkenden Menschengenisse nach vieler Mühe und Arbeit gelang,
diesen Stoff herzustellen, auf dem die Feder leicht dahingleitend
unsere Gedanken und Gefühle in den Buchstabenbildern wieder-
spiegelt. So sehr sind wir nun einmal an die Segnungen unserer
weit fortgeschrittenen Kultur gewöhnt, daß wir nur selten solche
vergleichende Rückblicke in die Vergangenheit thun; und doch ist
nichts interessanter, als dem Menschengeschlecht auf der Stufenweise
ansteigenden Entwicklung seiner industriellen Thätigkeit zu folgen.

Daß es dem Menschen schon frühzeitig ein Bedürfnis war, sich
Seinesgleichen aus der Ferne durch Zeichen verständlich zu machen,
ist eben so natürlich wie begreiflich, und war der erste Brief nur
ein Palmblatt, der erste Griffel ein Dorn, so war es doch immer-
hin ein Mittel, um Andern aus der Ferne einen Wink in der
Gefahr oder einen Gruß des Einverständnisses zu senden. Man
grub Runen in Stein, riß Schriftzeichen in Metallplatten, bemalte
die Wände der kolossalen Steinbauten des Alterthums mit Hie-
rogliphen; man schnitzte Tafeln aus Holz und Elfenbein und be-
schrieb sie mit einem in eine Flüssigkeit getauchten Rohre; allein ehe es
gelang, einen Stoff ausfindig zu machen, der weniger hart und
schwerfällig als die genannten und weniger weich als die zur Klei-
dung dienlichen Gewebe war, konnte die Schreibekunst keine Fort-
schritte machen und die Wissenschaft ebensowenig.

Wie der Palmbaum das erste natürliche Schreibmaterial ge-
liefert, so gab eine andere Pflanze bekanntlich den Stoff zur Her-
stellung des ägyptischen Papiers, das sich noch lange nach Christi
Geburt neben den Ledertrollen und Pergamenttafeln des Alterthums
fand. Die Fabrication dieses Papiers, das die Ägypter er-
funden haben, war eine höchst einfache. Man löste die am untern
Ende der Staube sitzenden Schreibblätter vom Stengel ab und
klebte von diesen so viele über und neben einander, als der herzu-
stellende Bogen stark und groß sein sollte. Je mehr die Kultur
und mit ihr die Schreibekunst zunahm, desto ausgebreiteter und be-
deutender ward auch die Fabrication des ägyptischen Papiers.

Zur Zeit des Plinius existirten mehrere solcher Fabriken in
Aom, deren jener Schriftsteller des Alterthums rühmlich erwähnt,
weil sie sich durch ein besonders gutes Papier auszeichneten. In
Italien hat man sich noch bis in's erste Jahrhundert des christli-
chen Papiers bedient, doch sind nur einzelne Stücke desselben auf-
gefunden. In den Bibliotheken zu Florenz und Wien sollen

nämlich noch einige Blätter jenes Papiers aufbewahrt werden, allein ganze Bücher sind nicht auf unsere Zeit gekommen. Dazu war dieser Stoff zu wenig haltbar; ebensowenig war er für wichtige Urkunden praktisch, und es wurde dieß Blätterpapier daher durch die im achten Jahrhundert gemachte Erfindung des Baumwollpapiers allmählig verdrängt.

Es ist auffallend genug, daß die Kunst, die Baumwolle zu einem papierartigen Stoff zu verdichten, so spät erst erfunden ward, während man es doch so frühzeitig erlernt hatte, die Fasern der Baumwolle zu dichten und seinen Geweben zu verarbeiten. Man nimmt an, daß die ersten und denkenden Ägypter auch die Erfinder des Baumwollpapiers gewesen sind, das, wie man meint, von den Griechen nach dem Morgenland verpflanzt und dort unter dem Namen Pergamentum graecum verbreitet ward.

Weil die Araber indeß die Ersten waren, die das Baumwollpapier nach Europa brachten, hat man ihnen auch vielfach die Erfindung desselben zugeschrieben. Auf der nördlichen Spitze Afrikas, in dem heutigen Ceuta, hatten sie bereits vor ihrem Uebergang nach Europa Papierfabriken angelegt und später, als sie sich in den Besitz Spaniens gesetzt, erlangten die von ihnen zu Kattivera, Toledo und Valencia angelegten Baumwollpapierfabriken einen Ruf über ganz Europa.

Zur Vereitung dieses Papiers bediente man die rohe Baumwolle, die durch die Äthiopier und Karthager zuerst nach Europa gebracht worden war. Allein da es nie gelingen wollte, die wolgigen Theile der Baumwolle durch bloßes Kochen, Faulen und Zerstoßen vermittelst Handkraft hinreichend zu zermalmen und aufzulösen, so war das arabische Baumwollpapier ein höchst unvollkommenes, pappartiges Fabrikat, das noch Bogen für Bogen geglättet werden mußte.

Wollte man uns einen Bogen jenes Papiers zum Schreiben vorlegen, auf das die arabischen Gelehrten des achten Jahrhunderts ihre mannigfaltigen Kenntnisse niedergeschrieben haben, uns würde sicher alle Lust am Schreiben gründlich vergehen. Allein trotz der großen Unvollkommenheit des ersten arabischen Papiers war der Uebergang von der einfachen Vereitung des ägyptischen Papiers zur Herstellung des Baumwollpapiers jedenfalls groß genug, um als ein bedeutender Fortschritt auf diesem Gebiete betrachtet zu werden, denn unsere ganze jetzige Papierfabrikation ist im Grunde aus jener Erfindung hervorgegangen.

Eine wesentliche Verbesserung erlitt das Papier, als man anfang, sich der Mühlenstampfen zum Zermalmen der Baumwolle zu bedienen. Man hatte freilich schon zur Zeit des Kaisers Augustus Wassermühlen in Rom, deren man sich zum Zermalmen des Getreides bediente; allein erst im elften Jahrhundert verfiel man darauf, die Papierfabrikation durch Mühlenwerke zu treiben. Das Papier erlitt dadurch allerdings eine Verbesserung; allein erst als man auf den glücklichen Einfall kam, die Ueberreste abgetragener Kleidungsstücke zur Papierbereitung zu benutzen, gewann das Papier bedeutend an Güte und Brauchbarkeit. Man sah bald, daß die abgetragenen Lumpen sich weit leichter und schöner verarbeiten ließen, als die rohe Baumwolle, die sich überhaupt schwer zerfasern läßt, und als man sich durch die Erfahrung von der größern Brauchbarkeit der Lumpen hinlänglich überzeugt hatte, traten diese bald an die Stelle des Rohmaterials. Doch erst die Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts thun dieser Neuerung Erwähnung. Seit jener Zeit hat man sich das Sammeln der Lumpen anlegen sein lassen, die bisher während so vieler Jahrhunderte gänzlich verloren gegangen waren. Es liegt nahe, anzunehmen, daß man in Deutschland, wo Flach und Hanf einheimisch und billiger als der aus dem Ausland verschriebene Baumwollstoff war, zuerst den Versuch gemacht haben wird, die Leinwand in Papier zu verwandeln, und da es sich bald herausstellte, wie das aus diesem Stoff bereitete Papier das Baumwollfabrikat an Güte und Schönheit bei weitem übertraf, verdrängte das Leinwandpapier allmählig das arabische Fabrikat.

Wir sagen allmählig, denn wie langsam diese Verbesserungen, die hier in gedrängter Kürze in wenig Linien aneinander gereiht sind, sich zu jenen Zeiten in der That ausbreiteten, ersieht man schon daraus, daß man in Italien zum Beispiel erst im vierzehnten Jahrhundert Wasserstampfmühlen einfuhrte, die damals noch

immer nichts als Baumwolllumpen verarbeiteten. Das erste Leinwandpapier, von dem man in Europa weiß, ist ein Brief, den ein französischer Edelmann im Jahre 1270 an den heiligen Ludwig geschrieben haben soll. Im Hospital zu Kaufbeuren hat man mehrere zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts aufgesetzte Urkunden bewahrt, die wohl die ältesten Proben von Leinwandpapier in Deutschland sein mögen.

Ob man Deutschland übrigens die Erfindung des Leinwandpapiers mit Recht zuschreiben darf, ist noch zweifelhaft, da man auch in Spanien einen Theil aus dem dreizehnten Jahrhundert stammender Urkunden gefunden hat, die auf Leinwandpapier geschrieben sind; jedenfalls ist es schwer zu entscheiden, in welchem dieser beiden Länder man sich diese Erfindung zuerst zu Nutzen gemacht hat. Die erste Wassermühle, von der man hier zu Lande weiß, wurde schon im Jahre 1319 zu Nürnberg errichtet, und bis auf die neuere Zeit blieben die durch Wasser getriebenen Mühlenwerke bekanntlich die üblichsten.

Um sich übrigens einen Begriff von dem damaligen Verfahren der Papierbereitung zu machen, braucht man nur eine alte, in einem abgelegenen Winkel gelegene Papiermühle zu besuchen, die sich mit der Fabrication ordinären Papiers beschäftigt, und einige unscheinbare Verbesserung abgerechnet, wird man sich eine klare Vorstellung davon machen können, auf welche Weise die Papierbereitung vor sich ging.

Die Holländer, deren Nachdenken und Beobachtungsgabe die Welt schon so manche nützliche Erfindung verdankt, fielen zuerst darauf, sich des Windes zur Betreibung von Mühlenwerken zu bedienen, und als sie später die Konstruktion der Windmühlen auch auf die Papiermühlen in Anwendung brachten, ahmten andere Länder diese Einrichtung als höchst praktisch und zweckmäßig alsbald nach, und der sogenannte Holländerlasten mit seinen von einer Menge feiner Wässchen umgebenen Walzen spielt noch in den neuesten Papierfabriken eine bedeutende Rolle. — So ging es mit der Papierbereitung, wie es mit den meisten Erfindungen zu gehen pflegt: nachdem der Anfang glücklich gemacht war, arbeiteten fast alle gebildeten Nationen, namentlich die Spanier, Italiener, Franzosen, Engländer und die Deutschen, an der Vervollkommenung desselben weiter, und nach und nach verpflanzten sich die hier und da gemachten Verbesserungen von Land zu Land.

Als nach Erfindung der Buchdruckerkunst das Schreiben und Lesen immer allgemeiner ward, nahm auch die Papierfabrikation einen bedeutenden Aufschwung, bis sie in der Neuzeit, die in allen technischen Dingen so staunenerregende Fortschritte gemacht hat, in der Fabrication des Maschinenspapiers Alles überflügelt, was man bisher auf diesem Gebiete zu leisten vermocht hatte. — Mit der immer größeren Vollkommenheit des Papiers stieg in gleichem Maß auch der Verbrauch desselben; die Menschen wurden immer schreibseliger und lesebegehrlicher, und wie Alles im Leben der Menschheit gewöhnlich miteinander Schritt zu halten pflegt, so entspricht die Menge der heutigen Papierfabrikation auch dem ungeheuren Bedarf desselben. Bedenken wir nämlich, wie viel heutigen Tages in den Schulen allein an Schreibheften verbraucht wird, wie viele Bücher geschrieben und gedruckt werden, welche Menge von Zeitungen und Flugblättern täglich in allen Gegenden der civilisirten Welt erscheinen, des massenhaften Verbrauchs an Packpapier gar nicht zu gedenken, so wird es uns begreiflich erscheinen, daß es nachgerade an den zur Herstellung so vieler Millionen Papierballen erforderlichen Lumpen gebrechen muß.

Alle Stoffe, die aus dem Pflanzenreich stammen, sind jedenfalls am Geeignetesten zur Papierbereitung, da der Faserstoff der Pflanzen sich am Besten auflösen läßt; man hat daher bei dem immer größer werdenden Mangel an Leinwandlumpen schon längst sich nach passenden Surrogaten umsehen müssen, und verschiedene Pflanzenstoffe, wie Malven, Nesseln, Disteln, Moos, Manilahanf u. A. zu zerfasern gesucht; allein alle diese Stoffe erwiesen sich als unpraktisch; einige waren nur einer beschränkten Anwendung fähig, andere konnten nur zu ordinärem Papier gebraucht werden und manche waren überhaupt nicht dazu geeignet. Um so mehr muß es daher unsere Verwunderung erregen, daß Holz und Stroh, diese harten und spröden Pflanzentheile, sich als brauchbar zur Papierbereitung erwiesen haben. Allerdings kostete es viele

pitän zu wecken — sicher kein leichtes und angenehmes Stück Arbeit. Es ging auch in der That nicht so rasch, und er schüttelte eine ganze Weile an dem halbtrunkenen Kapitän herum, bis er ihn nur theilweise zur Besinnung brachte, als ihm ein Anstoß von außen half, um das rasch und vollkommen zu ermöglichen. In diesem Augenblick fielen nämlich die ersten Schüsse im Thal unten, und Kapitän Cilytt, der an etwas Verartiges gar nicht gedacht hatte, schrak empor und starrte bestürzt, aber trotzdem noch immer halb im Schlaf, nach jener Gegend hin.

Wieder ein Schuß — und jetzt sprang er auf die Fäße und griff nach dem kleinen, anhängenden Teleskop, um sich zu überzeugen, was da vorgehe. Auch der Steward war aufgestanden und neben ihn getreten, als plötzlich ein kleiner Stein von oben niederbröckelte und dicht neben ihnen auf den Boden fiel. Der Kapitän achtete auch gar nicht darauf, denn er erkannte in diesem Augenblick zu seinem Schrecken die Unzahl von schwarzen Gestalten, die zwischen den Felsen hervorsprangen; der Steward aber, der nach oben gesehen hatte, schrie plötzlich erschreckt auf: „Stand by the halliards, Captain — da oben sind die schwarzen Teufel — schießt um Gottes willen!“

In demselben Moment faukten etwa zehn oder zwölf Speere nieder, von denen der eine den Steward gerade in die Kehle traf, daß er laut stöhnend zu Boden stürzte — zugleich aber brachen auch eine Menge Steine von oben herab und schlugen so dicht bei dem Kapitän — einige sogar ihm auf Rücken und Schultern nieder, daß er, um der doppelten Gefahr zu entgehen, einen verzweifelten Sprung nach vorwärts machte und dadurch allerdings aus dem Bereich der Geschosse kam, denn die Steinplatte selber bedeckte ihn. Aber er sah auch, daß er damit nicht in Sicherheit war, denn von allen Seiten kletterten und sprangen die Wilden zu ihm nieder, und wenn das Terrain sie auch aufhielt, hindern konnte es sie nicht, den Platz zu erreichen. Der Kapitän feuerte allerdings beide Läufe auf sie ab und tödtete damit zwei Schwarze, die schwerfällig unten auf die Felsen schlugen. Wie er aber sah, daß er die Anderen dadurch nicht zurückscheuchen konnte, dachte er selber auf Flucht und rannte, auch nicht einen Blick nach seinem Steward zurückwerfend, in wilder Hast das Thal hinauf. Wieder hörte er die Schüsse der Seinen — er wußte, in welcher Gefahr sie sich befinden mußten, aber er dachte nicht einmal daran, sich ihnen anzuschließen und ihr Schicksal zu theilen. — Nur fort — jetzt war es noch möglich, daß er den Engpaß vor seinen Verfolgern gewinnen konnte, und dann war der Wald nicht mehr so weit, und dahinter lag das Boot — fort und in wilder, athemloser Hast rannte er die Schlucht hinauf.

Es gelang ihm auch wirklich, die aufgebaute Treppe von zusammengetragenen Steinen vor den Schwarzen zu erreichen, und er schöpfte, als er den oberen Rand erreichte, tief Athem; aber die Verfolger waren dicht hinter ihm, und anstatt sie, wie Mr. Blad gehofft, an dieser einzig möglichen Stelle aufzuhalten, bis die übrigen Seelenute herankamen, dachte er thörichterweise nur an seine eigene Rettung.

Einen scheuen Blick warf er links nach dem Grasbaum hinüber, als er dort vorbeisprang, denn er hielt den dunklen Körper desselben im ersten Moment für einen Schwarm neuer Feinde — aber dort ließ sich kein lebendes Wesen erkennen und laut aufjubelte er, als er den dunklen Waldbrand vor sich liegen sah und dahinter die blaue offene See erkannte. — Und war das nicht ein Segel, das da drüben vor Anker lag? — ein Schooner? — brachte der Rettung? — Scheu warf er den Blick zurück — aber schon drängten die blutgierigen Wilden auf seiner Fährte nach. — Er versuchte im Laufem sein Gewehr zu laden, aber es ging nicht — die schwere Waffe hinderte ihn auch auf der Flucht und er warf sie fort. Blick ihm ja doch noch sein Revolver, um die schwarze Bande in Respekt zu halten.

Aber wie die Sonne brannte — wie schwer ihm der Kopf war und wie er glühte — der heiße Boden flimmerte und flackerte ihm ordentlich vor den Augen und schien vor seinen Füßen emporzu steigen, so daß er immer tiefer trat, als er geglaubt und ein paar Mal fast gestürzt wäre. Aber die Todesangst hielt ihn aufrecht. Als er den Kopf zurückdrehte, sah er die Verfolger kaum sechzig Schritte hinter sich, und wie weit entfernt lag noch das

schützende Dickicht — lag noch sein Boot! Er wollte um Hilfe rufen, aber die Kehle war ihm wie ausgebrannt, er brachte keinen Laut über die Lippen — und wer hätte ihm hier auch helfen können? Wieder wandte er den Kopf — er sah, daß die Schwarzen schon mit gehobenen Speere heranstürmten und leicht wie Gajellen über den Boden sprangen — er konnte nicht weiter, und den Revolver aus dem Girtel reißend, hielt er plötzlich, drehte sich um und feuerte den ersten Schuß.

Die Wilden stupten! Sie hatten das weggeworfene Gewehr gesehen und glaubten wahrscheinlich den Weißen wehrlos — daß er auch „mit seinem Messer schießen könne“, hielten sie nicht für möglich — jetzt that er es doch. — Aber zu nahe waren sie heran, um einzuhalten. Es mochten etwa dreißig Mann sein, die ihn verfolgten, und Alle waren ohne Wurfspieß, nur mit ihren langen Lanzen und Keulen bewaffnet. Kapitän Cilytt schoss zum zweiten und dritten Mal — einer der Schwarzen sprang in die Höhe und stürzte todt zu Boden nieder — die Anderen ließen sich nicht zurückscheuchen.

Wieder feuerte er den vierten Schuß, da schleuderte der Eine seinen Waddie nach ihm und traf ihn damit so unglücklich an die rechte Schulter, daß der Revolver seiner Hand entfiel. Nash hätte er sich wohl darnach, um ihn mit der andern Hand aufzuheben, doch zu spät. Der eine Schwarze, eine schlanke, kräftige Gestalt mit vor Freude grinsendem Gesicht, flog auf ihn zu. Cilytt hatte den Revolver gefaßt und suchte den Träger — da traf ihn der Waddie auf den Hinterkopf; fast zu gleicher Zeit bohrten sich drei, vier Lanzen in seine Seite. Er ließ den Revolver wieder fallen und griff nach den tödtlichen Wadisten — da schmetterte ein anderer Keulenschlag auf seinen Schädel nieder, der ihn besinnungslos zu Boden warf, und im nächsten Moment schon tanzten die jauchzenden Wilden auf der Leiche des Unglücklichen herum und stachen ihm zum Scherz die langen Lanzen in die Seite.

Wir müssen auf kurze Zeit zu der Barlasse zurückkehren, in welcher der Zimmermann mit dem Matrosen Jim zurückgeblieben war, um sie zu bewachen und aus dem Bereich etwa dort umherstreifender Eingeborner zu halten. Das war freilich ein nichts weniger als angenehmer Auftrag; dort draußen mitten in der heiß niederbrennenden Sonne bei Windesstille vor Anker zu liegen, und dicht davor den schattigen Busch, möglicherweise mit Cuckern und saftigen Früchten zu wissen. Aber es half eben nichts, dem Befehl mußte gehorcht werden, und sie ruderten deshalb das etwas schwerfällige Boot ungefähr eine Stabellänge in See hinaus, wo sie den leichten Anker andwarfen und die Auber, nur zurückgezogen, in den Tällen ließen, um sie zu augenblicklichem Gebrauch bereit zu haben. Dann setzte sich der Zimmermann in den Stern, der Matrose vorn in den Bug des Bootes und sahen mürrisch vor sich nieder.

Es war auch keine angenehme Gesellschaft für Beide, denn sie haßten sich gegenseitig bitterlich, und der Zimmermann besonders konnte dem Irlander eine früher von ihm an Bord und noch im Sydneyhafen erlittene Mißhandlung nicht vergessen. Jim dagegen, ein munterer, fiderer und rauffreudiger Jee, der nur den einen Fehler hatte, daß er — wie die Meisten seiner Landsleute — unmäßig trank, haßte den Zimmermann wieder seines achselträgerischen Wesens gegen den Kapitän wegen. Hinterbrachte er diesem doch jedes Wort, das die Matrosen mit einander sprachen, und stiftete dadurch gar manchmal Unheil an Bord an.

Jetzt hatte sie der Zufall hier auf einer gemeinschaftlichen Mission zusammengebracht, und daß sich Keiner von ihnen darüber freute, läßt sich denken. Aber es half nichts, sie mußten eben aushalten, und ewig konnten die Kameraden ja doch nicht wegbleiben. Entweder fanden sie Wasser oder fanden sie Leines, und jedenfalls lehrten sie noch vor Sonnenuntergang zu dem Boot zurück.

Das lange Warten war aber auch langweilig, noch dazu, da Keiner von ihnen ein Wort sprach. Jim hatte allerdings ein paar Angelhaken ausgehängen, aber es fing sich nichts daran, da das Boot keinen Fortgang im Wasser machte, und um sich nur in etwas die Zeit zu vertreiben, stieg er langsam über die Decken weg der Stelle zu, wo die Provisionen lagen und er auch den vom Voreas mitgenommenen Brandy wußte.

„Meister Jim,“ sagte da der Zimmermann, der ihm mißrathig zugehört hatte und allerdings nicht gern Streit mit dem breit-schultrigen Purfchen anfangen mochte, aber doch auch den Mund nicht halten konnte, „das ist des Kapitäns Brandy, und ich weiß nicht, ob es ihm recht sein wird, wenn Ihr davon nehmt.“

„Wißt Ihr nicht, Sirtah?“ knurrte Jim, ohne den Zimmermann aber dabei anzusehen, „thut mir verdammt leid; aber so viel ich weiß, gehören bei einem Schiffbruch die mitgenommenen Provisionen gleichmäßig der ganzen Mannschaft, und da sich der Kapitän seine Portion reichlich genug heute Morgen mit an Land genommen hat, so werde ich so frei sein und mir die meine unter-deß hier aneignen. Ihr könnt es ihm nachher erzählen, wenn es Euch Spaß macht, denn das ist ja doch Euer Geschäft.“

„Aber der Mann kann für den Tag nur eine Flasche Wasser beanspruchen.“

„Habt keine Furcht, Zimmermann, daß ich Eurem Wasser großen Schaden zufügen werde,“ lachte Jim. „Eine Flasche davon ist übrig genug für mich, wenn ich das Andere mit besserem Stoff ausfallen kann, und nun seid so gut und haltet Euer Maul, denn ich weiß selber, was ich zu thun oder zu lassen habe.“

Damit schien die Unterhaltung unten am Stiel abgebrochen; der Zimmermann war sich bewußt, seine Pflicht gethan zu haben, wie er meinte, und Jim hatte seinen Zweck erreicht und eine der gesuchten Flaschen gefunden, mit der er wieder nach vorn ging, sich eine Pfeife stopfte und sie anzündete und dann, ziemlich unbehaglich um die niederbrennende Sonne, behaglich im Zug ausgestreckt, ein Glas nach dem anderen trank. Der Zimmermann sah ihm dabei zu, und jedesmal, wenn er das kleine, neben ihm stehende Glas wieder vollschenkte, ärgerte er sich, dann aber konnte er dem Matrosen auch nicht ganz Unrecht geben. Der Heuler sollt' es holen? Wer war denn schuld an dem ganzen Unglück wie der Kapitän? Hatte denn der nicht an jenem unglücklichen Morgen die Zeit verschlafen, und sollten sie sich jetzt den Tropfen vom Munde abdarben, nur daß gerade der Kapitän den Nutzen davon hatte? Und wer dankte es ihm? Kapitän Cilytt behandelte ihn doch immer wie einen Hund, der Irlander sollte wenigstens nicht allein trinken, und ohne weiter ein Wort zu sagen, bog er sich jetzt ebenfalls zu dem Vorrath über und suchte sich eine Flasche Portwein heraus.

„Hallo, Kamerad,“ lachte Jim, der schon lange nach ihm hinüber geschaut hatte, „daß Ihr nur nicht etwa aus Versehen eine Flasche Wasser erwischt.“

Der Zimmermann brummte einen Fluch in den Bart, erwiderte aber kein Wort und sprach jetzt auf seiner Seite mit eben so gutem Willen dem Portwein zu, bis die Sonne hoch im Mittag stand und senkrecht auf ihre Köpfe niederbrannte. Das war aber auf die Länge der Zeit wirklich nicht auszuhalten, und Jim endlich, in die Höhe springend, setzte den Mast an seinen Platz ein, hipte die Segelstange daran auf, zog den unteren Theil nach hinten, aber nicht bis zum Zimmermann, wo er ihn an ein paar ausge-steckten Nudeln befestigte, und hatte nun, da die Ebbe eingetreten war und das Boot mit dem Vordertheil dem Lande zu lag, ein vortreffliches Zelt hergestellt, das sich dabei nach dem Ufer zu öffnete und den Blick dahin vollkommen frei ließ.

Der Zimmermann hatte ihm neidisch zugehört, aber nicht gut etwas dagegen einwenden können, denn Jim breitete umsichtig das Zeltbald auch über die im Boot liegenden Vorräthe, wie über das kleine Wasserfaß aus, das dadurch mit in den Schatten kam und dann nicht so leicht verderben konnte. Aber daß er allein in der Sonne liegen sollte, ging doch nicht an. Jim würde auch nie daran gedacht haben, es ihm zu verwehren, den Platz zu theilen; aber er hätte dort lieber ausgehalten, wo er sich befand, wenn es zuletzt möglich gewesen wäre. Die Hitze drohte ihm das Hint zu verbrennen und zuletzt biß er die Zähne zusammen, troch unter der Leinwand durch in den Schatten und brummte, gewissermaßen zur Entschuldigung: „Man kann dahinten gar nichts vom Lande sehen.“

Jim lachte still vor sich hin, erwiderte aber kein Wort, und der Zimmermann hatte sich bald häuslich neben ihm eingerichtet. So lagen die Beiden ausgestreckt, der Eine zu Badbord, der Andere zu Starbord, Jeder seine Flasche neben sich und schauten nach dem waldigen Ufer hinüber, an dem sich aber nicht das geringste

Verdächtige erkennen ließ. Der weiße Strand wurde mit der ausgehenden Ebbe breiter und breiter, und selbst ein kleines Thier hatte nicht ungehört daran hinlaufen können, viel weniger denn ein schwarzer Eingeborner. Da sich aber Beide in keine Unterhaltung einlassen wollten, so sprachen sie desto häufiger der Flasche zu und die Folge blieb nicht aus: sie wurden in der heißen Sonne schläfrig.

Jim fielen zuerst die Augen zu, und in dem Bewußtsein, jetzt allein die Wache zu haben, suchte sich der Zimmermann gewaltsam munter zu erhalten, aber es ging eben nicht. Der ungewohnte schwere Wein stieg ihm zu Kopf, er fing an einzunicken und raffte sich wieder auf, blieb auch eine ganze Weile aufrecht sitzen und starrte nach dem Land hin, lehnte sich dann zurück auf den Bootrand, und war auch fast im nächsten Augenblick schon fest und sicher eingeschlafen. Keiner von ihnen hatte freilich eine Ahnung, daß sie sich hier in so gefährlicher Nachbarschaft befanden, und wie aufmerksam würden sie die Küste bewacht haben, und noch lieber eine Strede hinaus in See gerudert sein, wäre ihnen nur gestattet gewesen, einen einzigen Blick hinter die Mangrovebüsche am Ufer zu werfen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Singkunde.

(Fort 2. 73.)

Es ist kein Zweifel, daß wenn die Singvögel alle erzählen könnten, auf welche Weise sie in die Käfige kamen und die Natur-laute ihrer Käste den Singweisen des Menschen anzubequemen wußten, daß dann oft traurige Umstände zu unserer Kenntniß gelangten. Die Thierschutzvereine haben dieses Thema in ihren Veröffentlichungen denn auch so wader benützt, daß man eigentlich keinen gefangenen Vogel mehr sehen kann, ohne sogleich Mitleid und eine Art von gelindem Zorn auf seine Wändiger zu fühlen. Um so erfreulicher ist es vom Künstler, und das vorliegende harmlose Bild aus den Lehrjahren eines Dittelfinken zu geben. Der Lehrmeister, ein kerngesund, pausbädiger, brolliger Bauernjunge in Zipfellope, Manchesterwamms, rother Weste mit großen Äugelnöpfen, kurzen Lederhosen, Strümpfen und ungefügen Schnallenschuhen, hat sich breitpurig am Boden aufgespizt, während er mit dem Rücken behaglich an der Thüre lehnt. Die rechte Hand hat er in die Hosentasche gesteckt, auf der linken sitzt der Vogel, den er auf mehrere der im Dorfe beliebtesten Vögel einüben will. Mit hoch hinaufgezogenen Augenbrauen betrachtet er seinen Zögling und die frischen Lippen runden sich zum Pfiff. Nun geht das Pfeifen los. Anfangs sitzt der Vogel ganz verduzt da; wenn ihm aber das Stück oft genug wiederholt ist, neigt er zierlich den Kopf auf die rechte oder linke Seite, blinzelt mit den klugen Augenlein den Lehrmeister an und läßt nun leise ein paar Takte des Themas hören. Die Töne sind noch zart und schwächern, wie es einem ersten Versuch zukommt, aber der Musikmeister merkt, daß die Zeit seine Anstrengungen zu krönen im Begriffe ist, ein Strahl der Freude überzieht sein Angesicht, und unermüdet setzt er seinen Unterricht fort. Nach und nach reißt der Vogel Takt an Takt, er wird immer zuverlässlicher, und endlich schmettert er, wie wenn er stolz wäre seine Intelligenz zu zeigen, aus voller Brust die ganze Strophe in die Luft hinaus. Nun ist's für den Lehrer Zeit, den werden versammelt und das Gutachten, das sie nach mehrfachen Proben des Zögling abgeben, ist nur geeignet, das Selbstgefühl des Lehrers zu heben. Eine Zeilang darf er sich der Resultate seiner Mühe erfreuen, der Vogel hängt unter dem rebenumwachsenen Fenster der Hütte in einem mehr festen als zierlichen Käfig. Eines Tages aber braucht der Vater Geld zu einer Steuer oder dergleichen und der Zögling wandert zum großen Jammer des Anaben in die Stadt, wo er bald darauf in einem goldenen Bauer, umgeben von schönen Möbeln und Gardinen, seine Vögel erschallen läßt. Wir aber würden nie etwas von seiner Jugendgeschichte erfahren haben, wenn nicht der Crayon des Malers uns dieselbe in so liebenswürdiger Weise aufbewahrt hätte.

Leute glaubten, daß nach der zornigen Rache des Großfürsten nun die Reihe an ihnen sei, und sprangen lachend und höhrend dem Wagen nach. Denn gerade unter den Böhmen war Vandamme gefürchtet und gehaßt wie Einer. Nicht nur seine auch sonst bekannte Härte und Grausamkeit war daran Schuld, sondern noch mehr die verschiedenen Gerüchte, welche sich an seinen Einfall in Böhmen knüpften. Sagten die Einen, er habe das ganze Land mit Feuer und Schwert verwüsten wollen, so wußten Andere, daß es weniger auf eine Verwüstung, als auf eine Eroberung des schönen Landes abgesehen gewesen sei; den Titel eines Herzogs von Prag habe er schon in der Tasche gehabt; man habe das Dokument bei ihm gefunden. Der Gedanke, daß Vandamme Böhmen zu einer französischen Provinz habe machen wollen, machte die Leute über den General so erbost, und daraus erklärt sich theils die unwürdige Behandlung, die sie ihm zu Theil werden ließen, theils der Befehl, daß er am hellen Tage durch Prag geführt werden solle.

Nachts elf Uhr kam er ihn Laun an. Hier mußte er, um zu der beabsichtigten Zeit in Prag einzutreffen, drei Stunden verweilen. Turnowo ersuchte ihn, auszusteigen und einige Erfrischungen anzunehmen. Er schlug es aus und bat nur um ein Glas Wasser. Am 1. September Nachmittags wurde er durch die mit Neugierigen angefüllten Straßen von Prag geführt. Jeder wollte den Mann sehen, der sich schon als „König von Böhmen“ getraut; die Straßensungen warfen ihm Roth nach und begleiteten unter lautem Geschrei, mit triumphirendem Lachen, Hohn- und Lästerworte austossend, den Wagen.

Von hier ging es weiter durch Böhmen nach Schlessien, wo Vandamme sich im Frühjahr 1807 durch seine zahllosen Erpressungen und Bedrückungen ein schlimmes Andenken bereitet hatte. So hatte er in dem Städtchen Frankenstein ganze Tade wohlthätender rother Haselnüsse, die in der Umgegend wuchsen, für seinen Bedarf requirirt. Wie er nun als Gefangener gerade in diesem Städtchen sein Nachtquartier hielt, so überreichte ihm eine Deputation des dortigen Magistrats einen großen Sack rother Haselnüsse mit dem submissivsten Gesuch: „Da sie sich wohl zu erinnern wußten, wie Seine Excellenz diese Frucht besonders liebt, bringen sie diese Gabe dar, damit Hochdieselbe Gelegenheit nehmen könne, sich mit dem Anaden der Nüsse die Zeit und die Vangeweile in Sibirien zu vertreiben.“

Ueber Polen wurde er nach Rußland in die alte Hauptstadt Moskau und von da nach Wladska an der Grenze von Sibirien gebracht, von wo er 1811 nach dem ersten pariser Frieden wieder in sein Vaterland zurückkehren durfte.

Daß er, der gerade bei Kulm durch seine Tapferkeit und Ausdauer die Achtung seiner Gegner errungen hatte, an so vielen Orten eine solche Behandlung erfuhr, hatte außer in dem Obengenannten auch darin seinen Grund, daß er, wie auch Davoust, jederzeit bereit war, selbst die schändlichsten Befehle seines Herrn mit der größten Kaltblütigkeit auszuführen. Erst im Frühling des Jahres 1813 hatte er durch sein Benehmen in Bremen und Emden die Rache des ganzen Deutschlands herausgefordert. Die beiden edlen Emdenburger: Berger und Aml, welche beim Abzug der Franzosen von diesen selbst in die Verwaltungskommission eingesetzt worden waren, hatten sich einige patriotische Neußerungen gegen die Fremdherrschaft erlaubt, wurden bei der Rückkehr der Franzosen denunzirt, nach Bremen vor ein Gericht, welchem Vandamme selbst präsidirte, geschleppt, und obgleich der Anklager nur auf eine Gefängnißstrafe antrug, wurden sie doch unter des Präsidenten Einfluß zum Tode verurtheilt und am 10. April auf Vandamme's Befehl erschossen. „Wer sich wie ein Hanberhauptmann benimmt,“ sagt Hauff, „der muß auch darauf gefaßt sein, daß ihn die aufgeregte Menge als solchen behandle.“

Dieses ganze Unglück hatte Vandamme den bestimmten Befehlen und der Vernachlässigung seines Herrn und Meisters zu verdanken. Am Abend des 30. August kam eine Menge Mächtigter nach Pirna. Sie trafen hinter Verggelschmied den Marschall Mortier mit einem Theil der jungen Garde, welcher endlich den Befehl erhalten hatte, Vandamme zu verstärken, aber auf die Nachricht von der bereits erfolgten Katastrophe wieder umkehrte. General Corbinau, mit feindlichem Mut bedeckt und selbst verwundet, trat am 31. August zuerst unter den Vereinten in dem Cabinet des

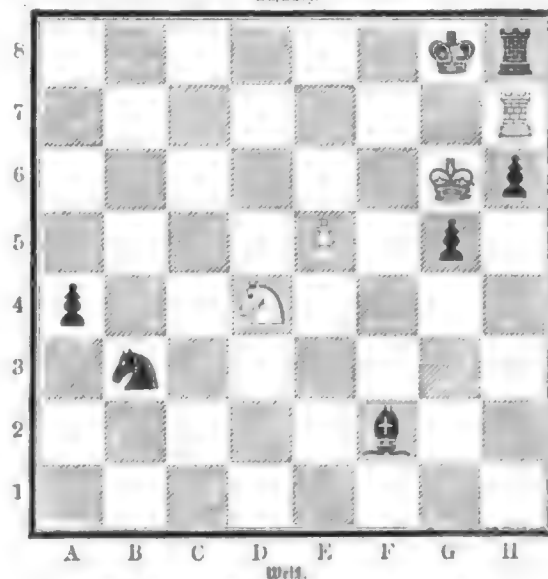
Kaisers ein. Dieser hörte die Einzelheiten seiner Verluste fast an: was er nicht begreifen konnte, war, daß sich Vandamme hatte hinreißen lassen, in Böhmen einzubringen. „Einer Arme, welche flieht, muß man goldene Brücken bauen oder ihr einen ebenen Schlagbaum vorlegen,“ sagte er in seiner Weisheit und Unredlichkeit. Wie gerne hätte dieß Vandamme gethan, wenn nur nicht der stählerne Schlagbaum ihm vorgelegt worden wäre! „Ich habe ihm befohlen, sich in nichts Ernstliches einzulassen. Dieß hat der Verwegene nicht beachtet. Er ist ein Schläger ohne Kopf. Haben wir denn etwas geschrieben, was ihm den unseligen Gedanken hätte einflößen können? Werthier, holen Sie Ihre Konzepte! Raim, zeigen Sie die meinigen! Lassen Sie uns nachsehen, was wir geschrieben haben!“ — Der Majorgeneral Werthier und der Sekretär Raim brachten ihre Konzepte und fanden natürlich nur solche Befehle darin, welche der Kaiser darin gefunden wissen wollte. „So ist der Krieg!“ sagte zuletzt Napoleon; „sehr hoch des Morgens und sehr niedrig des Abends. Vom Triumph zum Fall ist oft nur ein Schritt!“ — So wenig Wahrheitsliebe zeigte Napoleon gegenüber von seinen Generalen, während er eben denselben Tag zuvor geschrieben hatte: „Der Feind ist umgangen von Vandamme, der nach Teplitz marschirt!“ Den Glauben an seine Unfehlbarkeit konnte er durch solche Fälschungen nicht retten. Sein ganzes Hauptquartier war der bestimmten Ansicht, daß der schwere Schlag von Kulm nicht erfolgt wäre, wenn nicht Vandamme so gewiß als sie selbst davon überzeugt gewesen wäre, Napoleon sitze nicht bloß hinter ihm, sondern komme ihm auch zu rechter Zeit zu Hülfe.

Schach.

(Mittigirt von Jean Tufredne.)

Von Herrn Berlin.

Schwarz.



Weiß steht und legt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 36:

Weiß.	Schwarz.
1. A 5 — E 4	1. E 3 — D 4. Am Pöten.
2. E 1 — G 1	2. D 4 — E 5.
3. G 1 — G 7	3. E 5 — D 6. Am Pöten.
4. G 7 — C 7	4. D 6 nimmt C 7.
5. A 3 — D 3	Schach nach Matt.

Fliegende Blätter.

Der Möbdeverrein in Brasilien. In den Meilen durch Südamerika von Lissabon haben wir den Bericht eines beneideten Meisters des wider Wachen und Tische zu setzen. Sondern als ganz den eueren harten Schweiß bringen. Sie sind nun die Caravans, aus dem portugiesischen die Dampfer



Die falsche Gräfin.

Novelle von Edmund Hahn.

(Fortsetzung.)

Elftes Kapitel.

Das verlassene Kind.

Es war ein nasskalter Novembertag, der Wind blies durch die langen Straßen von Paris, welche wegen des unfreundlichen Wetters minder belebt waren, als zu anderen Zeiten. Das pariser Publikum hatte sich noch nicht an die unangenehme Jahreszeit gewöhnt.

Aus dem Südbahnhof trat ein junges, blaßes Mädchen, fast noch ein Kind, in zierlicher, aber höchst einfacher Kleidung und sah sich schüchtern nach einem Mietwagen um.

Das Mädchen hatte kein anderes Gepäck, als einen mittelgroßen Korb, und durch das Gekörb, welches es in der Hand hielt, blickten nur wenige Franken.

Einige Pflastertreter, deren es in Paris selbst beim schlechtesten Wetter gibt, musterten das Mädchen mit ledigen Blicken.

„Sie sieht krank aus, aber schöne Augen hat sie,“ sprach der Eine der Männer ganz laut.

„Wollen wir ihr unsern Schutz anbieten?“ lachte der Andere, „einige Wochen Pflege und dieß Knäpchen wird herrlich aufblühen!“

Das Mädchen zog erröthend hastig den Schleier herab, eilte auf den ersten besten Wagen zu und, nachdem sie eine Straße genannt, stieg sie ein.

„Bei Gott, es lohnte sich, die Wohnung der schüchternen Schönheit zu erfahren, laß uns ihr schnell nachhelfen, he da, Fiater!“

„Unsinn, Altons, denke daran, daß Du seit sechs Monaten der Gatte einer schönen, tugendhaften Frau bist!“

„Als ob ich etwas Böses im Schilde führte, mein lieber Charles, ich versichere Dir auf Ehre, daß ich für das bleiche Kind eine Art von väterlichem Mitleid fühle. Der Anzug verräth, daß die Kleine trauert, sie hat vielleicht weder Eltern noch Geschwister, sucht in Paris ein Unterkommen und —“

„Da wärst Du sehr geneigt, ihr Dein Haus zu öffnen, um Deiner Frau, damit sie nicht so viel allein sitzen muß, eine Gesellschaftin zu verschaffen, Altons, Altons, ich erschreke!“

„Nicht nöthig, Charles, spare Dein ironisches Lächeln für ein anderes Mal, ich würde jenes Mädchen nicht in mein Haus führen, wohl aber meine würdige Tante bitten, sich ihrer anzunehmen und sie niemals wiedersehen.“

„Wen? Die Tante oder das Mädchen?“

„Du bist unaussprechlich!“

„Da kommt Armand,“ flüsterte Charles; „er sieht uns, will aber offenbar nicht von uns gesehen sein, er geht in die Halle, hat er wen aus Südfrankreich erwartet, so kommt er zu spät.“

„Lassen wir ihn!“

Die beiden Freunde schlenderten fort bis zu dem nächsten Kaffeehaus, Charles trat in dasselbe, Altons eilte seiner Wohnung zu.

Mit pochendem Herzen hatte indeß die Reisende im Wagen gesessen, jetzt hielt der Kutscher an, das Mädchen reichte dem Manne drei Franken hin, aber als derselbe in ihr abgekehrtes Antlitz, in ihre schönen trauervollen Augen sah, fühlte der alte Mann sich so bewegt, daß er ihr zwei Franken zurückgab; hätte das Mädchen nicht, ungeachtet ihrer dürftigen Kleidung, so vornehm ausgesehen, er würde auch den einen Franken nicht angenommen haben.

Die Reisende trat in das Haus, der wohlgenährte Portier fragte barsch: „Zu wem sie wolle?“

Das Mädchen, erschreckt über diese Anrede, murmelte einen Namen.

„Dieser Herr wohnt nicht mehr hier, ist vor vier Wochen abgereist.“

„Wohin, mein Herr?“

„Ja, das ist schwer zu sagen, da er für einen frommen Mann galt, so glaube ich, daß er, wenn nicht schon im Himmel selbst, doch an der Himmelspforte stehen wird.“

Supr. Bd. II.

„Guter Gott! Sie wollen doch nicht sagen, daß der Herr —“ das Mädchen vermochte nicht weiter zu sprechen.

„Lobt ist? Freilich, vorigen Monat fuhr ihn der schwarze Wagen fort. Guten Morgen.“

Das Mädchen nickte nur mit dem Kopfe und verließ das Haus.

Was sollte sie jetzt in der großen Stadt beginnen? Ihr einziger Beschützer, an den sie gewiesen war, lebte nicht mehr, ihre Baarhaftigkeit war in Folge ihrer langen schweren Krankheit auf wenig Franken geschmolzen, zum Arbeiten fühlte sie sich zu schwach, und in Folge der Krankheit waren auch die Energie und der Jugendmuth von ihr gewichen, welche sie früher belebt hatten.

Sie war die Nacht hindurch gefahren und sehr erschöpft, beschreiben fragte sie eine vorübergehende Frau nach dem nächsten Hotel. Die Frau deutete auf ein großes Gebäude am Ende der Straße und eilte weiter. Das Mädchen schlich an der Häuserreihe vorbei und trat in das Hotel.

Zwei Kellner kamen ihr entgegen, auf ihre Bitte, ihr ein Zimmer zu geben, sahen sie einander fragend und lächelnd an.

„Sie irren wohl, mein Kind,“ sagte der Ältere, „in ein Hotel wie dieses pflegen Personen Ihres Standes nicht zu kommen.“

„Wo sind Sie her, was wollen Sie in Paris?“ fragte der Andere, welcher stets artig gegen Frauenzimmer war und Lust hatte, das Mädchen zu beschämen, „kann ich Ihnen gefällig sein?“

Sie wandte sich zum Gehen, der ältere Kellner sagte: „Im fünften Stockwerk ist ein Zimmerchen frei, man könnte Ihnen dieses geben.“

„Es ist gut, ich nehme es,“ erwiderte das Mädchen, „haben Sie mir die Güte zu sagen, ob ich vielleicht in einigen Stunden die Frau vom Hause sprechen kann, jetzt bedarf ich vor Allem der Ruhe.“

Die Art und Weise, mit welcher dieses gesagt wurde, blieb nicht ohne Eindruck auf die Kellner.

Der Ältere bat sie mit einer artigen Verbeugung ihm zu folgen, der Jüngere äußerte gegen den Portier: „Ich möchte nur wissen, wer dieses Mädchen ist, jede Kammerjungfer ist eleganter gekleidet, und bei aller Dürftigkeit ihres Anzuges hat sie ein so nobles Äußeres, daß man sie für das halten muß, was die Engländer unter respectabel verstehen.“

Der ältere Kellner begann sich unterwegs anders, als er bemerkte, wie schwer es der jungen Dame — denn für eine Dame hielt er sie jetzt — wurde, die Treppen zu steigen. Er machte schon im dritten Stockwerk Halt und führte sie in ein freundliches, elegant möblirtes Gemach, fragte nach ihren weiteren Befehlen und entfernte sich dann.

Blanche Peron, denn sie war diese Reisende, sank müde in einen Lehnstuhl und faltete ihre Hände.

Mit welchen Hoffnungen hatte sie im Mai ihre Reise angetreten, mit welchen freudigen Erwartungen Paris betreten. Noch vor wenig Monaten war sie das geliebte Kind ihrer theuren Mutter gewesen, geschützt von ihr, geborgen in den Mauern des Klosters, heiter im Kreise ihrer Gespielinnen, und jetzt? eine Waise, aus dem Kloster durch ihre eigene Wahl verbannt, fremd, ohne Geld, ohne Empfehlungen in der großen Stadt, noch nicht ganz erholt von schwerer Krankheit. Der Beschützer, an welchen sie gewiesen war, tobt!

Aber dennoch verlor sie den Muth nicht, sie hatte durch Gottes Hülfe unmöglich vom Tode gerettet werden können, um hier, in dieser großen Weltstadt, unterzugehen. Sie hatte viel im Kloster gelernt, sie wollte ihre Kenntnisse benützen, arbeiten und unwillkürlich dachte sie an den Ausspruch ihres väterlichen Freundes, des Doktor Girardin: „Hilf Dir selbst, dann hilft Dir Gott!“

Der Kellner lehnte mit einer Platte voll Erfrischungen zurück, versicherte, Madame würde später Mademoiselle sehr gerne sprechen, dann entfernte er sich, nachdem er sich artig verbeugt hatte.

Blanche hatte mehrere Stunden nichts genossen, sie entdeckte im Kamin noch Reste von Kohlen und Holz, zündete sich ein Feuer an, welches das etwas düstere, kühle Gemach erhellte und erwärmte, erfrischte sich durch die gut zubereiteten Speisen und war entschlossen, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Ihre Waffen waren Gottvertrauen und Arbeitslust. Mit Hülfe der geringen Habseligkeiten, welche ihr Körbchen enthielt, machte sie jetzt Toilette und als

sie sich im Spiegel erblickte, mußte sie gestehen, daß sie bereits viel wohler aussah, als in den leztervergangenen Tagen.

Ohne daran zu denken, daß sie belauscht werden könne, sang sie eine jener religiösen Hymnen, welche sie oft zum Ergötzen der Nonnen in ihrem Kloster vorgetragen hatte, und indem sie sang, empfand sie das reine Glück, welche die Ausübung einer Kunst allen Tönen gewährt, welche das von der Natur verliehene Talent auf die rechte Weise ausgebildet haben.

Aber Blanche hatte einen Zuhörer, einen Kenner des Gesanges, der von der Fähigkeit ihrer Stimme und ihrem edlen, feinen Vortrage entzückt war. Der Lauscher blieb in seinem Zimmer, bis Blanche schwieg. Später ging er aus, fragte aber vorher den Portier, seit wann im Hotel eine Sängerin wohne.

„Eine Sängerin, Herr Graf? Ich weiß von keiner Sängerin, wir haben gegenwärtig acht Damen im Hotel, von diesen singt wohl keine.“

„Aber ich hörte doch singen, und zwar sehr schön.“

„Ah, Mademoiselle Madelaine wird gesungen haben, die Schwester des Herrn, sie singt zuweilen, ganz herrlich!“

Nun kannte der Graf die Schwester des Hausherrn als eines der häßlichsten Mädchen, welche er jemals gesehen hatte, und es wollte ihm nicht recht einleuchten, daß diese jene unsichtbare Sängerin gewesen sein sollte; allein der dicke Portier blieb bei seiner Behauptung, und der Graf konnte nichts dagegen sagen. Der Portier war kein Kenner und hielt es für Pflicht, die Schwester seines Brodherrn zu preisen; daß Madelaine nicht übel sang, war indeß gewiß, aber ihre Stimme verhielt sich zu Blanche's süßem Laut, wie die einer Trossel gegen den Ton einer Nachtigall.

Der Graf, welcher im Hotel nur gewesen war, um einen Freund zu besuchen, reiste noch denselben Tag auf eines seiner Schlösser in der Normandie, aber lange noch hörte er im Geiste Blanche's Gesang und war verdrießlich, daß eine solche Stimme der häßlichen Madelaine Velsfour gehörte.

Auch Madame Velsfour, die Mutter des Hotelbesizers, hatte Blanche's Gesang gehört und fühlte sich dadurch bewogen, die junge Fremde zuerst zu begrüßen, statt ihren Besuch zu erwarten.

Madame Velsfour war ungeachtet ihrer fünfundsiebzig Jahre noch immer eine angenehme Erscheinung, fein und grazios. Sie hatte eine gute Erziehung genossen und Sinn für alles Romantische. Ihre Eltern hatten sie, wie das in Frankreich Brauch, ohne nach der Neigung der Tochter zu fragen, sehr jung an Herrn Velsfour verheirathet, weil derselbe reich war und, eingenommen durch ihr Aeußeres, kein Vermögen beanspruchte. Herr Velsfour betete seine Gattin an, sie war ihm dankbar und ihre Ehe war eine zufriedene. Leider erfreute sich Herr Velsfour nur wenige Jahre seines Eheglüdes, er starb, bevor er das vierzigste Jahr erreicht hatte und hinterließ eine junge Wittve und ein Zwillingespaar, Eduard und Madelaine. Madame Velsfour wies alle Heirathsanträge, welche ihr gemacht wurden, standhaft ab, sie lebte nur für ihre Kinder und ihr Haus. Den schönen Sohn bewunderte sie, für die häßliche Tochter hatte sie eine so unererschöpfliche Mutterliebe, daß Madelaine sich ruhig darcin ergab, niemals auf andere Liebe Anspruch machen zu können. Die gute Madelaine wußte, wie sehr häßlich sie war.

Als Madame Velsfour die zarte Blanche sah, wurde sie sofort von ihr eingenommen und mit ihrem sanftesten Tone sagte sie: „Sie haben mich zu sprechen gewünscht, Mademoiselle?“

„Ja, Madame, ich möchte Sie zu Rathe ziehen, denn ich bin ganz verlassen, meine Eltern sind bei Gott.“

Blanche's Stimme zitterte ein wenig bei diesen Worten, die Augen von Madame Velsfour wurden feucht.

„Wenn ich Ihnen rathe kann, werde ich es gern thun, doch vorher möchte ich auch Ihre Pläne kennen, haben.“ — Madame Velsfour befaß Jactatgefühl, deshalb zögerte sie ein wenig — „haben Ihre Eltern Ihnen gar kein Vermögen hinterlassen, gar keine Etage? Wo waren Sie früher, ist Ihnen nicht vom Gericht ein Vormund gesetzt worden?“

Blanche erzählte aufrichtig ihre Vergangenheit.

Madame Velsfour sagte: „Ich begreife, daß Sie Ihr Leben nicht im Kloster zubringen wollten, ich verstehe auch, daß Sie nicht geneigt sind, nach St. Gaudens zurückzulehren, es ist aber sehr zu

beklagen, daß Sie Pater Audoin nicht mehr am Leben trafen, er war ein vortrefflicher Mann!“

„Sie kannten ihn, Madame?“

„Ja, als ich sehr jung war, sechzehn Jahre alt,“ und Madame Velsfour erröthete bei diesen Worten.

„Als ich nach jenem furchtbaren Sturze aus dem Waggon wieder zu mir kam,“ fuhr Blanche fort, „sah ich mich in einem höchst einfachen Gemache. Eine Frau in ländlicher Tracht stand an meinem Bett und legte mir Umschläge auf.“

„Ich erinnere mich, von diesem Eisenbahnunglücke gelesen zu haben.“

„In dem halb bewußtlosen Zustande, in welchem ich mich vorher befunden hatte, glaubte ich zwei Männer um mich beschäftigt gesehen zu haben; die gute Frau, in deren Häuschen man mich geschafft hatte, weil es zunächst dem Wege lag, erzählte mir, daß ein Arzt und ein junger Mann mich in ihr Haus getragen hätten. Der junge Herr, offenbar vornehm und reich, hatte meiner Pflegerin mehrere Goldstücke in die Hand gedrückt und sich erst entfernt, als der Arzt versichert gehabt hatte, daß ich mit dem Leben davon kommen würde. Der Arzt ist zwei Tage in dem Häuschen geblieben, hat Verhaltensregeln zurückgelassen und ist dann weiter gereist. Auch ein junges Mädchen, wahrscheinlich meine Reisegefährtin Meurette Chaput hat, wie die Frau erzählte, auf kurze Zeit an meinem Lager verweilt, dann aber, als der Arzt meinen Kopf untersucht und Zweifel an meinem Aufkommen ausgesprochen hat, soll sie, offenbar traurig darüber, schnell das Gemach verlassen haben. Der Arzt hat wirklich erst eine Stunde später Hoffnung für meine Genesung geäußert.“

„Und alle Papiere haben Sie verloren? Gar nichts wissen Sie von der Herkunft Ihrer Mutter, welche allem Vermuthen nach einer vornehmen Familie angehört hat?“

„Ich hatte nichts bei mir, als einen Brief von der Hand meiner Mutter an Pater Audoin und ein versiegeltes Manuscript, die Lebensgeschichte meiner Mutter, mit dem Befehl, die Siegel nicht eher als an meinem achtzehnten Geburtstage zu brechen.“

„Ich glaube Ihnen, aber mein liebes Kind, nicht Jedermann würde sich so unbedingt auf Ihr Wort verlassen. Unbeschweiden will ich Sie nicht fragen, aber haben Sie keinen Zweifel an der Echtheit Ihres Namens? hieß Ihr Vater, der, wie Sie erzählten, kein Franzose war, wirklich Leroy?“

„Ich habe niemals von meiner geliebten Mutter gehört, daß sie auf einen andern Namen Recht hatte.“

„Besitzen Sie kein Bild, kein Andenken von Ihrer Mutter, wodurch Sie deren Familie auf die Spur kommen könnten?“

„Meine Mutter hat sich niemals malen lassen, ich soll ihr sehr gleichen, sie selbst sagte oft, wenn sie mich erblicke, sei es ihr zu Muthe, als sähe sie ihr Spiegelbild, wie es in ihrer frühen Jugendzeit sie angeschaut habe. Ein einziges Andenken hatte ich, bei dem Unfall ging es mit verloren, es war ein Ring.“

„Hm, haben Sie keine Nachforschungen nach den verlorenen Gegenständen, keine Anzeigen gemacht?“ fragte Madame Velsfour.

„Wie konnte ich dieses? Ich war noch nicht von meiner Kopf-wunde genesen, als mich das Nervenfieber heimsuchte, nur der aufopfernden Pflege jener guten Frau, welche mich aufnahm, verdanke ich mein Leben. Ich ließ ihr meine kleine Baarschaft, welche ich in den Falten meines Kleides verwahrt gehabt hatte, sie statete damit ihre Tochter aus.“

„Dieser Zug Ihres dankbaren Herzens macht Ihnen Ehre, doch hätten Sie etwas für sich behalten sollen. Sie waren unvorsichtig, Mademoiselle.“

„Ich behielt so viel Geld, als ich zur Reise nach Paris bedurfte, und dann, Madame, rechnete ich auf Pater Audoin.“

„Sehr natürlich, Sie sind so jung noch, wenn Sie meine Jahre haben werden, sind Sie sicher zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Sterbliche auf nichts zählen kann, als auf ewigen Wechsel.“

Einige Minuten schwiegen Beide, dann nahm Madame Velsfour wieder das Wort: „Aber Ihr Ring? Wer konnte Ihnen denselben entwendet haben?“

„Entwendet? Niemand, meine liebevolle Pflegerin, Madame Dubois, ist solcher That nicht fähig. Der Ring war mir ein wenig zu weit und mag sich vom Finger abgestreift haben.“

„Möglich,“ erwiderte Madame Velfour, doch schien sie nicht recht an diese Möglichkeit zu glauben. „Wüßten Sie vielleicht Ihre Reisegefährtin aufzufinden?“

„Ohne Zweifel, sie hat mir gesagt, daß sie Gesellschafterin bei der Gräfin von Castelforte werden sollte und mich gebeten, sie zu besuchen; ist Ihnen der Name dieser Dame bekannt, Madame?“

„Ja, noch heute sah ich einen ihrer Verwandten. Die Gräfin ist jetzt in Paris, wollen Sie Mademoiselle Chaput besuchen?“

„Gewiß, sobald ich meine Garderobe haben werde. Mein Koffer ist damals, als der Unfall geschah, nicht an mich ausgeliefert worden, ich habe den Gepäckschein bei meinem Gelbe in meiner Koffertasche verwahrt, Sie glauben doch auch, daß ich meinen Koffer erhalten werde?“

„Ohne Zweifel, geben Sie mir den Schein, ich werde nach Ihren Sachen schicken.“

Madame Velfour erhob sich. „Rufen Sie sich aus, Mademoiselle,“ sagte sie freundlich, „ich werde später wieder kommen, lassen Sie sich bringen, was Sie wünschen, ich werde indeß überlegen, was für Ihre Zukunft das Beste ist.“

Blanche Leroy flüsterte gerührt einige Worte des Dankes und sah sich allein.

Madame Velfour war eine gute Frau, aber Erfahrungen, wie sie die Besitzerin eines großen Hotels leicht machen konnte, hatten ihr Vorsicht gelehrt.

Sie gab den Gepäckschein einem Hausknecht, dann kleidete sie sich rasch zu einem Besuche, ließ sich einen Wagen holen und fuhr nach dem Palais der Gräfin Castelforte, um Mademoiselle Fleurette Chaput zu sprechen und über Mademoiselle Blanche Leroy Erkundigungen einzuziehen.

Der Portier verkündete der Madame Velfour, daß sich im Haushalt der Gräfin Castelforte kein Fräulein Chaput befände; schon wollte Madame Velfour, getäuscht und nicht ohne Mißtrauen gegen Blanche, das Palais verlassen, als die alte Kammerfrau der Gräfin die Treppe herabkam und in Madame Velfour eine Bekannte begrüßte. Natürlich erzählte die Letztere den Zweck ihres Besuches, worauf die Kammerfrau erwiderte: „Nach Mademoiselle Chaput fragen Sie vergebens, meine Frau Gräfin erwartete sie schon vor einigen Monaten, allein bei dem großen Eisenbahnunglück auf der Sudbahn geschah es, daß sie eine Verletzung erlitten und einige Tage später gestorben ist, ein Verwandter von ihr hat es meiner Gnädigen gemeldet.“

Madame Velfour athmete auf, also hatte doch Blanche Leroy nicht un wahr gesprochen. Jetzt war die brave Frau fest entschlossen, sich der Waise mütterlich anzunehmen. Vergnügt, wie Jeder, der eine gute That vor hat, trat sie den Rückweg an.

Blanche hatte indeß den Rath von Madame Velfour befolgt und ein Stündchen geschlafen, der Traumgott führte sie nach St. Gaudens zurück auf das romantische Plätzchen, wo sie im Abendsonnenstrahl gestanden und ihre Lieder gesungen, wo sie zum ersten Male empfunden hatte, daß es noch eine andere, leidenschaftlichere Liebe gäbe, als die sanfte unveränderte Liebe, welche Mutter und Kind verbindet. Sie sah deutlich Armand vor sich, hörte ihn sprechen, eben rief er lebhaft aus: „Gewiß, o gewiß, werden wir einander wiedersehen!“

Ein Geräusch weckte Blanche, sie schlug verwundert die schönen Augen auf, ihre ersten Blicke fielen auf ihren Koffer, den der Hausknecht, während sie geschlafen hatte, in das Zimmer gebracht.

Nur wer ganz allein in der Fremde steht, ja vielleicht nur ein Kind oder eine Frau, kann die Freude begreifen, mit welcher Blanche den noch gut erhaltenen aber alten Koffer betrachtete, den sie, so lange sie zurück denken konnte, bei ihrer theuren Mutter gesehen hatte. Sie betrachtete ihn von allen Seiten, es war wirklich ihr lieber alter Koffer. Rasch wurde er geöffnet, langsam und sorgfältig nahm sie ein Stück nach dem andern heraus. In dieser Beschäftigung unterbrach sie Madame Velfour, welche in der Absicht zu ihrem jungen Gaste kam, demselben allerlei Vorschläge zu machen, die aus einem guten Herzen kamen. Madame Velfour sah Blanche zu, wie sie die feine, zierlich genähte Wäsche auf den Tisch legte. Kleider besaß sie wenig, aber alle waren fein, Wäsche in Ueberfluß. Einige Bücher von der theuern Verstorbenern, kleine zierliche Arbeiten, die sie im Kloster gefertigt hatte, um ihre Mutter

damit zu erfreuen, kamen der Waise jetzt wie alte Freunde vor, an jedes Stück, auch an das kleinste, knüpfen sich schmerzlich süße Erinnerungen, Madame Velfour stand daneben und indem sie den Ordnungssinn des jungen Mädchens bewunderte, las sie in ihrer Seele. Zuletzt zog Blanche ein dunkelgrünes Stui hervor, es enthielt die Trauringe ihrer Eltern und einen Rosenkranz von besonders schöner Arbeit. Als Madame Velfour diesen Rosenkranz erblickte, wurde sie bleich. „Erlauben Sie, Mademoiselle,“ sprach sie unendlich sanft, „erlauben Sie mir, daß ich diesen Psalter einmal in die Hand nehme.“

Blanche reichte ihn der Madame Velfour, diese betrachtete das mit großer Kunst geschnitzte Kreuz an demselben und zählte die Kügelchen. „Nichtig hundert und drei! Gehörte dieser Rosenkranz früher Ihrer Mutter oder Ihnen?“ fragte Madame Velfour.

„Meiner Mutter bis zu meinem Konfirmationstage, an diesem schenkte sie mir den Rosenkranz. Sie erzählte mir damals, er sei ein Geschenk ihres Taufpather, er habe hinzugefügt, er wolle diesen Rosenkranz ihr widmen, denn derselbe ziehe ihn ab von seinen Gedanken, welche er fortan als Priester haben wolle und müsse. Meine Mutter hatte mir Näheres nicht gesagt, vielleicht auch nicht gewußt, aber sie reichte mir diesen Psalter mit den Worten: Mögen aus Deinen Augen nur Thränen der Freude auf diese Kügelchen fallen, ich habe so viele bittere Thränen geweint, wenn ich ihn in der Hand hielt, ohne daß mein Gesicht darum anders wurde, daß ich hoffen kann, für die trüben Tage, welche ich erlebe, wird Gott meinem einzigen Kinde glückliche schiden.“

Madame Velfour erwiderte nichts, aber sie behielt lange den Rosenkranz in den Händen, nur mit offenbarem Widerstreben legte sie ihn endlich auf den Tisch, dann verließ sie, ohne ein Wort zu sprechen, das Zimmer.

Blanche sah ihr verwundert nach.

Es dämmerte bereits, Blanche wollte eben Licht bestellen, als ein schüchternes Klopfen an der Thür hörbar wurde. Auf Blanche's Ruf trat ein noch junges unschönes Mädchen ein in Begleitung einer Dienerin, welche Licht brachte.

„Meine Mutter, Madame Velfour, sendet mich zu Ihnen, Mademoiselle,“ sprach Mademoiselle Velfour mit angenehmer Stimme. „Ich komme Ihre Bekanntschaft zu machen, zu hören, ob Sie etwas wünschen und meiner Mutter Ausbleiben zu entschuldigen, sie fühlt sich nicht ganz wohl und hat sich in ihr Zimmer zurückgezogen.“

„Nicht wohl? Sie ist doch nicht krank?“ rief Blanche erschrocken.

„Nein, ich habe mich unrichtig ausgedrückt, meine liebe Mutter ist durchaus nicht krank, nur sehr bewegt, sie weint, noch niemals im Leben habe ich Mama in solcher Aufregung erblickt!“

„O Himmel! Madame Velfour verließ mich sehr rasch, ich habe doch nicht unwissentlich sie beleidigt oder getränkt!“

„Durchaus nicht, Mademoiselle, würde mich in diesem Falle meine Mutter zu Ihnen gesandt haben? Und ich komme nicht nur, um Sie flüchtig zu besuchen, ich komme im Auftrage meiner Mutter, Sie zu bitten, dieses Haus so lange als es Ihnen gefällt, und möge es recht lange sein, als Ihre neue Heimat zu betrachten. Ich war lange Jahre kränklich, bin älter wie Sie, aber vielleicht haben Sie die Güte, einen kleinen Theil Ihrer vielen Kenntnisse auf mich zu übertragen, ich habe Sie singen hören, ich möchte auch etwas mehr von dieser schönen Kunst verstehen. Wollen Sie mich zu Ihrer Schülerin annehmen, Mademoiselle Leroy?“

„Mit Freuden, Mademoiselle Velfour!“

„Es gilt, hier ist meine Hand, und von jetzt an nennen Sie Ihre neue Schülerin Madelaine und erlauben Sie mir, nach Ihrem Taufnamen zu fragen.“

„Blanche.“

„Ein lieblicher Name, er paßt für Sie. Jetzt will ich Ihnen helfen, Ihre Sachen in die Schubfächer räumen, denn wenn Ihnen dieses Zimmer behagt, sollen Sie es behalten. Darf ich helfen? Ja! Und jetzt will ich die Glöde ziehen, Jean soll uns ein helles, lustiges Feuer anzünden, Thee bringen, Kuchen und andere gute Dinge.“

Dabei lächelte das gute häßliche Mädchen so freundlich, daß Blanche gar nicht mehr daran dachte, daß sie Madelaine im ersten Augenblick häßlich gefunden hatte.

Als Blanche spät, ehe sie einschlief, die Hände faltete, betete



Leichten Wurfanker trugen. — Und Jim wie der Zimmermann schlie-
ßen ruhig fort — langsam, aber sicher glitt die Barlasse dem Land
entgegen, und nichts an Bord regte sich, was auch nur verrathen
hätte, daß die Besatzung derselben die immer näher rückende Ge-
fahr ahne.

Und in den Büschen drinnen wurde es lebendig: überall tauch-
ten dunkle Köpfe mit blizenden Augen auf — die Weißen schlie-
ßen sanft fort — Thoren, die es waren, an dieser Küste ohne Wache
vor Anker zu liegen, und jetzt fanden die Schwarzen, die das
Boot bis hier hergezogen, Grund. Aber aus dem Wasser getraun-
ten sie sich deshalb nicht. So lange sie sich gebückt darin halten
konnten, schritten sie vorwärts, dann tauchten sie plötzlich wieder
unter, glitten hinter die Barlasse und schoben sie jetzt langsam
und vorsichtig gegen den Strand zu, bis der Kiel leise den Ufer-
sand scherte.

Das Geräusch selber war kaum hörbar, aber eigenthümlicher
Weise fühlte man das mehr in einem Fahrzeug, wenn dasselbe mit
einem fremden Gegenstand in Verührung kommt, als daß man es
hört, und Jim, während der Zimmermann ruhig fortträumte, öff-
nete die Augen und sah ganz verblüfft zu den grünen Wipfeln der
Bäume auf, die auf einmal dicht vor ihm lagen. Ja er war noch
so im Schlaf, daß er sich gar nicht einmal gleich besinnen konnte,
wo er sich eigentlich befand. Aber es sollte ihm keine lange Zeit
zum Ueberlegen bleiben, denn in demselben Moment fast schien es,
als ob der ganze Wald lebendig würde. Das Gebüsch wie ordent-
lich die Schwarzen aus, die jetzt, mit gehobenen Speeren und
einem wahrhaft teuflischen Gebrüll aus den Sträuchern vorspran-
gen und sich in jauchzender Luft in das Boot warfen.

„Verdammt euch!“ schrie Jim, der im Nu seine ganze verzwei-
felte Lage erkannte und die neben ihm liegende Muskele aufgreifend
mitten in den Schwarm hinein feuerte; in demselben Augenblick
fühlte er sich aber auch von acht, neun Speeren getroffen, wäh-
rend die Wilden fast schon die Bootwand erklimmen hatten und
ihre Wurflangen auch in den Körper des eben emporfahrenden Zim-
mermanns schleuderten.

Jim mußte sich schwer verwundet, aber so leicht war diese
felsenharte Natur nicht geworfen. Sich emporraffend und die in
ihm stekenden Speere nicht achtend, griff er nach dem zweiten Ge-
wehr und spannte den Hahn; ehe er es aber nur richten konnte,
traf ihn ein zweiter Lanzenhagel; von allen Seiten flogen sie auf ihn
ein; in Schmerz und Wuth laut aufbeugend entlud sich unter seiner
krampfhaft zugreifenden Faust die Waffe nach oben, ohne weiteren
Schaden anzurichten, und zur Seite stürzend brach er im Boot zu-
sammen.

Mit wildem Jubelruf warfen sich jetzt die Wilden in die Bar-
lasse, als plötzlich der gellende Ausruf des Einen die ganze Schaar
rasch emporfahren machte.

Ein Schiff! von den Schwarzen gar nicht bemerkt, weil ihre
gierigen Blicke schon die letzte halbe Stunde an dem, seinem Ge-
schick verfallenen Boot gehangen, und mit ängstlicher Spannung
das Näherücken desselben gegen das Ufer zu beobachtet hatten,
war ihnen das hinter der nächsten Landspitze vor aufegelnde kleine
Fahrzeug vollkommen entgangen. Seit einer Stunde etwa schien
eine leichte Brise aufgesprungen zu sein, die aber das fremde Fahr-
zeug noch immer nur schwerfällig durch das Wasser drängte. Aber
es kam augenscheinlich näher und hielt auch jetzt auf die Stelle zu,
wo sie von Bord aus jedenfalls mit ihrem Fernrohr das dort ge-
landete Boot bemerkt, und möglicherweise auch die dort abge-
feuerten Schüsse gehört haben konnten, denn die Entfernung betrug
kaum noch tausend Schritt, wenn vielleicht so viel.

Im Nu aber begriffen die Wilden, welcher Gefahr sie ausge-
setzt wären, wenn die Fremden heran kamen und sie hier, nach
dem Ueberfall ihrer Landsleute, bei der Arbeit fanden. Zeit durf-
ten sie deshalb nicht verlieren, das wußten sie, aber unmittelbar
gefährdet waren sie auch noch nicht, denn der kaum erwachte Wind
wehte noch so schwach, daß eine gute Weile angehen konnte,
ehe die Fremden den Platz hier erreichten. Da galt denn kein
Säumen, und mit wilder Hast fielen die Eingebornen über die
Beute her, indem sie Alles, was das Boot enthielt, rasch und mit
außerordentlicher Gewandtheit erst einmal an das Ufer schafften,
während andere hinweisende Schwarze es in den Busch schleppten.

Und sie ließen in der That nichts zurück, was sie nur irgend ge-
brauchen konnten. Die kleinen Kisten gingen zuerst, weil man
nicht wissen konnte, was sie enthielten, der Zwiebadvorrath wurde
mit Jubel begrüßt, ebenso das gesalzene Fleisch. Einige trugen
die Segelstange mit dem Segel in den Wald, Andere die Auber,
wieder Andere plünderten die Ermordeten und zogen ihnen die
Aeider aus, und in kaum einer Viertelstunde hatten sie ihre Ar-
beit, in der sie nicht geringe Geschicklichkeit entwidelten, beendet
und sich spurlos in den Busch zurückgezogen. Draußen aber am
Strand lag das jetzt von der noch immer ausgehenden Ebbe zurück-
gelassene Boot mit den beiden Leichen der ermordeten Seeleute fest
und trocken auf dem Sand.

Kapitel.

Die Streifholonne.

Draußen in See segelte indessen der kleine Schooner Shooting-
star mit der leichten Brise langsam gegen das Land an und an
Bord hatten sie mit dem Fernrohr lange bemerkt, daß etwas Außer-
gewöhnliches am Ufer vorging. Es konnte ihnen auch kein Ge-
heimniß bleiben, welche Thätigkeit die Schwarzen, die über den
Strand schwärmten, da entfalteten, und der Kapitän hatte nicht
übel Lust, seine vorn im Bug befindliche Drehbasse auf die diebi-
schen Eingebornen abzufeuern. Einestheils war aber die Entfer-
nung noch zu groß, und dann fürchtete er auch, daß sie die Mann-
schaft könnten zu Gefangenen gemacht haben — sie waren mit den
Sitten dieser blutdürstigen Wilden noch nicht so vertraut — und
ein unglücklicher Schuß mochte auf solche Weise diese ebenso wohl
als die Uebelthäter treffen.

Jetzt endlich frische die Brise auf. Boll und lustig wehte sie,
wie immer in dieser Jahreszeit, von Osten herüber und die kleine
Flut am Bug emporwerfend schäumte das wadere Seeboot heran.

Der Shootingstar war aber der nämliche Schooner, der am
Kap York, noch in der Torresstraße, die Zölle des Voreas, oder
vielmehr deren Mannschaft aufgenommen und gerettet, und diese
hatte auch, wie sie nur näher kamen, die Barlasse ihres eigenen
Schiffes erkannt, und wußte, daß ihre Kameraden dort drüben
an Land entweder in Lebensgefahr, oder den Speeren der heim-
tückischen Schwarzen schon erlegen waren.

Leicht bewogen sie deshalb den Kapitän, sie dort an Land zu
setzen und auf sie zu warten, damit sie sich Gewißheit holen, und
wenn nicht die früheren Schiffsgenossen retten, doch ihren Tod
wenigstens rächen konnten. Der Kapitän war selber damit einver-
standen, denn gerade an dieser Küste, die er oft besuchte, um
weiter westlich von einem friedlichen Stamm Schildpatt und Perl-
mutterfalten einzutauschen, hatten sich die Schwarzen in den letzten
Jahren so frech und übermüthig gezeigt, daß sie sogar einmal ver-
suchten, seinen draußen in See bei Windstille ankernenden Schooner
zu nehmen, was damals nur durch die Wachsamkeit des Steuer-
manns verhindert wurde. Eine tüchtige Aktion konnte ihnen deß-
halb gar nicht schaden, und da er überhaupt reichliche Mannschaft
seit der Zeit führte, und jetzt, durch die aufgenommene Besatzung
der Zölle noch um vier tüchtige Seeleute und einen Knaben ver-
stärkt war, beschloß er, diese mit noch sechs Mann seiner eigenen
Matrosen an Land zu schicken und entweder die Landsleute zu be-
freien, oder den schwarzen Dieben doch einmal Respekt einzufloßen,
daß sie wenigstens sahen, sie hätten es mit einem gefährlichen Feind
zu thun, den sie nicht immer ungestraft beleidigen durften.

Der kleine Streifzug bekam aber strenge Ordre, mit Sonnen-
untergang jedenfalls wieder am Strand zu sein, denn die Leute
sollten keiner unnützen Gefahr ausgesetzt werden. War es nöthig,
so wollte der Kapitän lieber noch den nächsten Tag daran wenden,
um einen zweiten Versuch zu machen, aber er hatte keine Lust, die
Nacht durch mit so schwacher Bemannung, als er jetzt sein Fahr-
zeug zurückließ, an dieser Küste zu verbringen, wußte er doch, daß
diese Eingebornen im Wasser genau so gut zu Hause waren, wie
die Fische.

Die Leute vom Voreas bestanden aus zwei Franzosen, Jean
und François, einem Deutschen, Hans mit Namen und einem
Engländer Will. Vom Shootingstar bekamen sie ebenfalls noch

vier Engländer und zwei Franzosen mit und Hans, der sich schon bei einer früheren Expedition als sehr tüchtig gezeigt und jedenfalls mit den Sitten dieser Stämme am genauesten vertraut war, erhielt die Führung der kleinen Streifkolonne und hatte auch schon vorher nach ihrer Ausrüstung gesehen.

So stießen sie denn, endlich nahe genug gekommen, von Bord ab und ruderten scharf der Stelle zu, wo sie die Barkasse auf dem Strand liegen sahen, hielten aber ihre Gewehre dabei gespannt im Anschlag, denn es war nicht unmöglich, daß die, jedenfalls zahlreichen Wilden gleich unmittelbar bei ihrer Landung einen Versuch machen könnten, sie zu überrumpeln, und der Gefahr wollten sie sich nicht aussetzen. Aber nichts Derartiges erfolgte. Der Wald blieb still und öde und waren die Eingebornen noch in der Nähe, so verschoben sie vielleicht einen Angriff auf den Moment, wo die Weißen das Gehölz betreten wollten, oder sich am Strand selber sicher glaubten. Hans litt deshalb auch nicht, daß sie die Barkasse wieder in See schoben, um sie aus dem Bereich der Wilden zu bringen, sondern wollte vorher die Dichtung in ihrer unmittelbaren Nähe untersucht haben. Dieß geschah denn auch, doch ohne Erfolg. Die Schwarzen schienen ihnen die Landung nicht streitig machen zu wollen und hatten sich jedenfalls darauf beschränkt, ihre Beute in Sicherheit zu bringen, von der auch keine Spur mehr zu finden war.

Während aber wurden die Leute als sie die beiden, von Speeren durchstochenen Leichen in der Barkasse fanden, die sie natürlich augenblicklich erkannten.

„Armer Jim!“ rief Will aus, „so ein braver, ehrlicher Bursche und so ein niederträchtiger Tod; um Dich ist's schade — der Zimmermann konnte abkommen, der Lump hat nichts Besseres verdient, aber Dir zu Gefallen will ich auch heute das blutige Schieß-eisen zwischen die Baude hineinführen, wo sie sich nur zeigt. Hol' sie der Teufel! Und nun vorwärts, Kameraden. Mir zuckt's ordentlich in den Fingern, mit den schwarzen Bestien zusammen zu treffen.“

„Und die Leichen?“ frug Hans, „was machen wir mit denen?“

„Die mag das Boot mit zurücknehmen,“ sagte Jean, „daß sie ein ehrliches Seemannsgrab mit der gehörigen Heierlichkeit bekommen. Hier am Strand können wir sie nicht lassen.“

„Und den Zimmermann auch?“ frug Will.

„Allerdings,“ nickte der Franzose ernst. „Es war ein Lump und ich wahrhaftig nie sein Freund — aber jetzt ist er tot — keinen Groll mehr gegen den Todten, Will.“

Die anderen Seelente nickten ihm schweigend zu, und die beiden Matrosen vom Shootingstar, die das kleine Boot zurücknehmen sollten, luden auch lautlos die beiden Leichen in die Felle. Dann erst faßten Alle, ohne aber ihre Gewehre aus der Hand zu legen, mit an, um die Barkasse wieder in tiefes Wasser zu bringen und Hans beorderte die Leute, sie draußen in See wieder zu ankern. Es war jetzt keine Gefahr, daß die Wilden einen Angriff darauf versuchen würden, oder wenigstens unter den Kanonen des Schooners ausführen konnten, und jedenfalls wünschten sie dieselbe in der Nähe zu behalten.

Das kleine Boot nahm deshalb die Barkasse in's Schlepptau und ruderte langsam damit ab, während die Streifkolonne noch am Ufer blieb, bis sie sahen, daß es weit genug vom Land entfernt war, um außer Gefahr zu sein. Dann erst drangen sie, Hans und Jean mit Will an der Seite, voran in den Busch, und zwar gerade hindurch, um vor allen Dingen erst einmal das, schon vom Schooner aus relognoszierte und dahinter liegende offene Land zu erreichen, und dort einen Ueberblick zu gewinnen, nach welcher Richtung sie sich wenden sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Im Park der Weltausstellung.

Das chinesische Theater.

(Bild S. 80.)

Die internationale Bühne, welche im Park in einem eleganten Bau, der mit unsern schönsten Theatern wetteifern kann, ihren Sitz aufgeschlagen, hat die chinesische Bühne nicht in sich auf-

nehmen können, da diese in einem ihr eigenthümlichen Bau mitten in der chinesischen Umgebung ihren Vorstellungen ein nationales Gepräge verleihen wollte. Die chinesischen Komödianten aber, auf die man nicht wenig begierig war, da man sich davon besonders viel Spaß versprach, wenn auch in dem Sprachenbabel von Paris nur ein kleinster Bruchtheil der Sprache des himmlischen Reiches mächtig war, — sie blieben aus. Das chinesische Theater entpuppte sich als eine Jonglerie. Das ist nun freilich auch seine Anziehungskraft, aber das echte chinesische Theater ersetzt das doch nicht. Die im Park errichtete Bühne gibt uns indeß ein vollständiges Bild des Aeußern und der Szenerie der ambulanten Bühnen, wie sie auf den Straßen der großen Städte Chinas, oft mehrere neben einander errichtet sind. Die Bühne ist nicht größer als hier und ihre Szenerie ist so einfach wie hier; nur in der Pracht der Kostüme treiben die Chinesen großen Luxus. Ihre Schaustellung ist sehr groß, deshalb genügen stehende Theater nicht, deren es überhaupt nur im Norden des Reichs gibt. Die wandernden Truppen, welche aus 8—12 Personen bestehen, ziehen auf einer bedeckten Warte, die ihnen als Wohnung dient und worin sie unter Anleitung ihres Direktors die Rollen einstudiren, von Ort zu Ort und spielen dann auf offener Straße in den Theatern, die eher den Namen Buden verdienen würden. Die Unerfahrenheit des Chinesen in theatralischen Dingen ist so groß, daß er zehn Stunden lang dem Spiele zusehen und Essen und Trinken darüber vergessen kann, weshalb auch Stück auf Stück folgt. Die Mitglieder der herumziehenden Banden sind meist junge Leute; Frauenrollen werden von Männern dargestellt, seit der Kaiser Kienlong eine Schauspielerin heirathete. Tausende von solchen Truppen durchziehen das Land. Das Repertoire ist indeß ein sehr beschränktes und es wird nicht viel Neues geschaffen. Die Schauspieler haben eine eigenthümliche Deklamation, welche fast vollständig gefangartig ist. Dekorationen sind nicht üblich, sowie überhaupt Alles fehlt, was auf Täuschung der Sinne berechnet ist. Die Mittel, wodurch man dieß zu erreichen sucht, erscheinen uns Europäern wahrhaft lächerlich. Wenn z. B. ein Feldherr Befehl erhalten hat, sich nach einer andern Provinz zu begeben, so schwingt er die Peitsche, ergreift ein paar Riemen von einem Reitbaum und rennt mehrere Male unter einem entsephlichen Lärm auf der Bühne herum. Nach diesem Wankender steht der Schauspieler plötzlich still und versichert den Zuschauern ganz ernsthaft, daß er nun wirklich am Ort seiner Bestimmung angekommen. Häuser und Möbel werden ebenfalls durch Menschen vorgestellt und wenn Einer auftritt, so nennt er vorher seinen Namen, Stand, Charakter und seine Verwandtschaft. Das Alles hat einen so verschiedenen Charakter von unserem Theater, daß eine der wandernden Truppen sicher brillante Gekäfte gemacht hätte. So müssen wir uns mit der Hülfe — dem Bau — begnügen.

Das Rathhaus zu Nachen.

(Bild S. 80.)

„Des heiligen römischen Reiches freie Stadt“ und „königlicher Stuhl“, die Residenz der fränkischen Könige und vor Allem der Lieblingssitz Karl's des Großen, die Krönungsstadt von Ludwig dem Franken bis auf Ferdinand I. (814—1558), in der nicht weniger als siebenzehn Reichsversammlungen gehalten wurden, — das stolze Nachen ist heute noch eine schöne, eine imponirende, aber verhältnißmäßig sehr stille Stadt, die jedoch durch den Zubrang zu seinen Heilquellen und den Fremdenbruchzug der sich kreuzenden Bahnen, welche sie zu einem wichtigen Stapelplatz des preussischen Handels machen, mehr und mehr Leben gewinnt. Uns fesselten stets die großen Erinnerungen an die schöne Stadt, die im Dome und Rathhause zwei köstliche monumentale Zeugnisse großartiger Vergangenheit hat. Auf den Trümmern der Kaiserpfalz, welche Karl 780—85 hier erbaut hatte, baute sich das alterthümliche Rathhaus auf, das der Meister des Münsterchores — ein Ritter Chorus — in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts errichtete. Noch steht ein gewaltiger Zeuge der kolossalen Palz, der halbbrunde Granathurm, der von der Ausdehnung des Kaiserreiches einen Reispelt einflößenden Begriff gibt. Ursprünglich in gothischem Styl





die Restaurierung zu Grunde gelegt und diese alsbald begonnen. Der Kunstverein von Westphalen und Rheinland, der einen Theil seiner Einkünfte für die Herstellung monumentaler Werke im Vaterlande verwendet, vereinigte sich mit Aachen zum Zwecke der materialischen Ausschmückung des Krönungssaales, der in seiner ursprünglichen Gestalt hergestellt und gereinigt wurde. Alfred Netzel wurde mit den Fresken betraut, für die man die bedeutendsten Momente aus der Geschichte Karl's des Großen wählte, dessen Residenz und Lieblingsort Aachen gewesen. Netzel, ein geborner Aachener, den der Tod zu früh der Kunst entriß (1860), ein Meister hoher Art, hat neun Szenen gewählt, welche jetzt, von ihm und seinem Freunde Mehren ausgeführt, den Saal schmücken; auch sonst ist er im Geiste des Mittelalters renovirt. Die andern Säle des Rathhauses sind angefüllt mit Porträts von Kaisern und Königen und namentlich der Kongregatsandten von 1818. Vor dem Rathhaus aber war das Zelt aufgeschlagen, unter dem König Wilhelm im Jahre 1865 die erneute Huldigung entgegennahm: fünfzig Jahre waren es damals, seit Aachen unter das preussische Szepter kam. Von dem großen Brunnen in der Mitte des Platzes schaute Karl der Große auf die feierliche Szene, die sich in abermal fünfzig Jahren in vielen neuen Provinzen des mächtig anwachsenden Reiches wiederholen dürfte.

Ordsalien oder Gottesurtheile.

Von
Dr. G. Vauthardt.

(Zur 2. H.)

II.

Man unterscheidet acht verschiedene Proben bei den Gottesurtheilen, wie sie im germanischen Beweisverfahren üblich waren.

Bei den Feuerproben mußte z. B. der des Diebstahls beschuldigte Knecht die Hand in's Feuer halten, indem man dabei erwartete, daß Gott durch die wunderbare Erhaltung der Hand die Unschuld des Angeklagten anzeigen werde. Gregor von Tours erzählt, daß ein Katholik im Streit mit einem Arianer einen Ring in's Feuer geworfen und ihn unverletzt herausgeholt habe. Aunigunde, Heinrich's II. Gemahlin, soll zum Beweise ihrer Unschuld öffentlich über sechs, nach Andern aber zwölf glühende Pfugschaaren unverletzt geschritten sein. Um seine Unschuld darzuthun, ging man über glühende Kohlen oder trug ein glühend gemachtes Eisen in der Hand. In England wurden glühende Eisenstäbe aufgestellt und der Beklagte mußte mit verbundenen Augen dazwischen durchgehen; fand er seinen Weg hindurch, ohne sich zu verletzen, so durfte Niemand seine Unschuld in Zweifel ziehen. Der Ritter steckte die bloße Hand in einen glühenden Eisenhandschuh. Eine besondere Art der Feuerprobe war die des wächsernen Hemdes, nach welcher Derjenige, welcher gerechtfertigt erscheinen wollte, in einem mit Wachs beschriebenen Hemde unverletzt über eine Feuerflamme schreiten mußte.

Bei der Wasserprobe wendete man kaltes und heißes Wasser an. Mit letzterem wurde die vielfach in Gebrauch gewesene Kesselprobe gemacht. Aus einem Kessel voll siedenden Wassers mußte der Angeklagte mit bloßer Hand einen Stein, ein Stück Eisen oder einen Ring hervorholen. Der Arm wurde sofort nach der Probe in Lächer gehüllt und versiegelt: zeigte sich derselbe nach einigen Stunden oder Tagen unverletzt, so galt der Beklagte für schuldlos. Die Proben mit kaltem Wasser hielten sich besonders längere Zeit in den Rheingegenden und wurden meistens gegen Frauen angewandt, welche im Verdacht standen, Hegen zu sein. Man warf die Beschuldigten in ein Bassin oder auch in ein großes Gefäß mit Wasser (fließendes Wasser durfte es nicht sein); gingen sie unter, so wurden sie für schuldlos gehalten und sogleich wieder herausgezogen, schwammen sie aber oben, so war ihre Schuld offenbar. Dabei stützte man sich auf den Glauben, daß Hegen und Zauberer nicht mehr als 30 Pfund wiegen könnten. Kaiser Karl V. ertheilte dem Städtchen Eudewater, bei Utrecht, vielleicht um dem Hegenverbrechen zu steuern, das Privilegium, alle Verdächtigten und als

Herren angegebenen Weiber zu wiegen und diejenigen, welche über 30 Pfund schwer wären, loszusprechen. Nicht nur aus den Niederlanden, sondern auch aus deutschen Gegenden wurden viele Angebeschuldigte nach Eudewater gebracht und gewogen. Die geschah unter mancherlei Ceremonien. Sie wurden von Frauen ausgekleidet, untersucht, ob sie kein Mal oder Zeichen des Teufels an sich trugen, gewaschen, mit einem neuen Kamme gekämmt und endlich gewogen. Nach befundener Unschuld erhielten sie ein mit dem Stadtsiegel des Magistrats versehenes Attest, wofür sechs Gulden und zehn Solis zu entrichten waren. So entging Manche der Inquisition und dem Feuertod. Diese Hegenwaage war bis zum Jahr 1648 in Gebrauch.

Bei der Kreuzprobe mußten Kläger und Beklagte mit ausgebreiteten Armen vor zwei Kreuzen stehen; wer am Längsten aushielt und unbeweglich stand, war im Recht. Unter Karl dem Großen entstand einst zwischen den Bürgern von Verona und dem Bischof daselbst Streit über den Wiederaufbau der Stadtmauern. Die Kreuzprobe sollte entscheiden. Man ließ zwei unbescholtenen junge Geistliche in der Kirche Johannis des Täufers vor dem Kreuz stehen, während eine Messe gelesen wurde. In der Mitte der Passion fiel derjenige, welcher das Recht der Kirche vertrat, erschöpft zu Boden. In andern Fällen verlangte man von einem Angeklagten, daß er eine gewisse Zeit lang mit ausgebreiteten Armen ohne Bewegung dastehen solle: ließ er die Arme vor Ablauf der gesetzten Frist niederstinken, so wurde er verurtheilt; hielt er aus, so nahm man an, daß seine Unschuld erwiesen sei.

Das Loos wurde ebenfalls als Gottesurtheil benützt. Wenn ein Mensch im Straßentumult erschlagen worden und der Mörder unter der Menge derer, die dabei waren, nicht ausgemittelt werden konnte, so stand dem, welcher das Wehrgeld (Sühnegeld) zu fordern hatte, frei, sieben Personen aus den Vertheiligten zu wählen und sie des Mordes zu beschuldigen. Ein jeder der Angeklagten durfte sich mit zwölf Eideshelfern von der Anklage reinigen. Dann mußten Alle in die Kirche gehen, wo man zwei Loose auf den Altar legte; es waren zwei Stäbchen, davon eines mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnet; beide waren in reine Wolle gewickelt und der Priester oder ein Chorknabe nahm eines von dem Altar. Wurde das mit dem Kreuze bezeichnete Stäbchen genommen, so waren alle Angeklagten unschuldig, im anderen Falle war ein Schuldiger und Meineidiger unter ihnen. Nun mußte ein jeder der Sieben ein Loosstäbchen machen und mit seinem Zeichen versehen. Wieder wurden die Loose in reine Wolle gehüllt und auf den Altar gelegt; der Priester oder Knabe hob eines nach dem andern auf. Welches Loos zuletzt aufgehoben wurde, der mußte das Wehrgeld bezahlen. — Eine andere Art der Probe durch das Loos bestand darin, daß man dem Beschuldigten zwei Würfel in einem Säckchen reichte, wovon der eine mit einem Kreuz bezeichnet war. Darunter hatte er nun einen zu wählen; zog er den mit dem Kreuze, so war er unschuldig.

Die Probe des geweihten Bissens bestand darin, daß man dem Verdächtigten unter Drohungen und Beschwörungen einen Schnitt Brod oder Käse in den Mund schob. War er schuldig, so würgte ihn der Bissen und er konnte ihn nicht verschlucken. In den Bissen nahm man ungesäuertes Brod oder Schaafese, zwei Loth an Gewicht. Der Graf Godwin von Wessex versuchte sich von dem Verdacht, den Bruder des Königs Eduard des Bekenner's ermordet zu haben, durch den geweihten Bissen zu reinigen, aber er erstickte bei der Probe. Ein neuerer Afrikareisender erzählt, daß ihn die Negers, in deren Gewalt er gefallen war, genöthigt hätten, einen vergifteten Trank zu nehmen, der, wenn er nicht ein Spion oder ihr Feind wäre, für ihn gefahrlos sein würde. Der so zu einer gefährlichen Probe Genöthigte entging dem sicheren Tode nur dadurch, daß er in sein Zelt eilte und schleunigst ein Brechmittel nahm.

Das Bahrrecht wurde so angewendet: Wenn Einer oder Mehrere des Mordes verdächtig waren, so führte man sie vor die Leiche des Erschlagenen, den man unter dreimaligem Weheruf oder Jetergeschrei entkleidet auf eine Bahre legte. Die Beschuldigten mußten den toten Körper an seinen Wunden, dem Munde und der Mitte des Leibes berühren und dabei schwören, daß sie keinen Theil an seinem Tode hätten. Delam nun der Ermordete blutigen Schaum in den Mund, bewegte er sich oder fingen seine Wunden an zu bluten, so hielt man den für den Schuldigen, bei dessen

Gerantreten diese Erscheinungen sich zeigten. Diese Probe kommt zwar erst im 16. und 17. Jahrhundert nachweislich vor Gericht in Anwendung, beruht aber auf einem uralten Volksglauben. Eines der ältesten Beispiele vom Vahrrecht gibt das Nibelungenlied bei der Leiche des erschlagenen Siegfried.

Die nordische Raseprobe weist in das Heidenthum zurück. Derjenige, über welchen abgeurtheilt werden sollte, mußte unter Rasestreifen weggehen, welche auf Speeren in die Höhe gespannt waren, mit dem einen Ende aber noch mit der Erde zusammenhängen. Es kam hierbei darauf an, daß die Vorrichtung während des Durchgehens nicht zusammenfiel.

Ein Gottesurtheil, welches im höchsten Ansehen stand, war der gerichtliche Zweikampf, und auf diese Probe bezieht sich auch der durch unsere Abbildung dargestellte Kampf zwischen einem Mann und einem Weibe. In Deutschland fanden die gerichtlichen Zweikämpfe der Edeln in voller Rüstung statt, oft zu Pferde, nach gothischer Sitte, an des Kaisers Hof. Nicht selten waren sie an den Höfen Heinrich's III. und IV. Auf einer Elbinsel bei Magdeburg kämpften in Gegenwart Otto's II. zwei Grafen, Gero und Walbo. Gero wurde überwunden und hingerichtet, aber auch der Sieger starb bald darauf an seinen Wunden. Wichtiger sind die Zweikämpfe der Gemeinfreien vor den Grafengerichten. Die Kämpfer durften nur Leder- und Linnenzeug anlegen; Haupt und Füße mußten vorn bloß sein; an den Händen durften sie nur dünne Handschuhe, über der Rüstung nur einen Rock ohne Ärmel haben. Sie kämpften mit dem Schwert und schützten sich mit einem aus Holz und Leder gefertigten runden Schild, an dem nur die Buckeln von Eisen waren. Vielesach traf man Vorkehrungen, um die Anwendung von Zaubermitteln zu verhüten. Kaiser Friedrich II. erließ eingehende Verordnungen, die dahin zielten, daß unter ganz gleichen Bedingungen gekämpft wurde. Hatte z. B. der Beklagte nur ein Auge, so sollte dem Kläger einige Tage vorher das Auge der nämlichen Seite verbunden werden, damit auch er gleichsam einaugig kämpfte. — Man konnte den Zweikampf selbst übernehmen, oder auch einen Andern für sich eintreten lassen; doch ward das Letztere nicht einem Jeden, sondern nur Männern über sechzig Jahren, der Geistlichkeit, den Frauen und Jungfrauen gestattet. Indes fehlte es nicht an Beispielen, daß auch Frauen den Kampf annahmen und Bischöfen und Äbten bei Streitigkeiten über Kirchengüter geboten wurde, statt des Schirmvogts, in Person einzutreten. Ebe der Zweikampf seinen Anfang nahm, wurde Gottesdienst gehalten; man beichtete, empfing das Sacrament und verweilte in der Nacht vorher am Altar oder auf dem Grabe eines Heiligen. Oft ward der Kämpfer, besonders wenn er sich um Kirchengüter schlug, unter die Heiligen versetzt. Die Streiter mußten vor dem Kampf ihre Kleidung und Rüstung untersuchen lassen und sich durch einen Eid verbinden, keiner Zaubersprüche und Bannsprüche sich zu bedienen. Im elften und zwölften Jahrhundert mußten sie sich glatt scheeren lassen, weil man glaubte, daß in den Haaren Zauberei verborgen sein könnte. Kämpfte Jemand für seinen Freund, so mußte er einen Eid schwören, daß er dessen Partie für schuldlos und seine Sache für gerecht halte.

Was nun den erwähnten Zweikampf zwischen einem Mann und einer Frau betrifft, so haben wir folgendes darüber mitzutheilen.

Unter den Handschriften der herzoglichen Bibliothek in Gotha befindet sich ein Kodex auf Pergament aus dem fünfzehnten Jahrhundert, wo wir nach der Angabe eines damals berühmten Rechtsmeisters die in jener Zeit üblichen Kampfarten bildlich dargestellt und mit einem Text erläutert finden, unter Andern auch den gerichtlichen Zweikampf zwischen Mann und Weib in mehreren Darstellungen, nach denen bald dem einen, bald dem andern Theil der Sieg voraussichtlich in bestimmter Aussicht kommt. Vorzugsweise in Franken war es den Frauen vergönnt, wenn ihre Unbeischoltheit und ihr guter Ruf durch boshafte Verleumdungen angegriffen wurden, den Beleidiger zum Zweikampf zu nöthigen. In den Verordnungen des Brändengerichts zu Würzburg findet sich ein eigenes Kapitel über Zweikämpfe dieser Art. Da nach den Gesetzen jeder Kämpfer dem Andern nicht allein in Bezug auf die Waffen, sondern auf Stärke und Gewandtheit möglich gleich sein sollte, so wurden Einrichtungen gemacht, daß dem stärkeren Mann nicht zu viele Vor-

theile im Kampf mit dem schwächeren Weibe zukamen. Deswegen wurde mitten im Kreis, in welchem die Kämpfenden stritten, eine runde Grube ausgehoben, „dreier Schube weit“, und so tief, daß sie dem Manne bis über die Hüften reichte. Darin mußte dieser stehen und von hier aus gegen die Frau kämpfen. Seine Waffe war ein Stab, eine Elle lang und vorn zwei Zoll dick. Von diesen Stäben waren ihm drei gestattet, und wurden ihm nach einander von seinem Beistand oder Sekundanten („Grißwarten“) gereicht. Die Waffe der Frau war eine einjährige Haselruth, auch von einer Elle Länge, an deren oberem Ende ein Stein, von eines Pfundes Gewicht, durch einen ledernen Riemen befestigt war. Stein und Stod waren in ein Tuch gebunden, so daß das Ganze einem Kolben ähnlich sah. Der Kreis, innerhalb dessen die Frau kämpfen mußte, hatte zehn Fuß Durchmesser. Die weiteren Bedingungen des Kampfes waren folgende. Verührt der Mann, indem er nach der Gegnerin schlägt, mit Arm oder Hand die Erde, so gilt dies für einen Fehler. Macht er deren drei, so hat er verloren und die Frau kann ihn zum Tode aberantworten, und zwar zum Tode durch das Schwert. Schlägt die Frau dagegen dreimal nach ihrem Widerpart, ohne ihn zu treffen, so ist sie überwunden und kann von dem Manne dem Gericht überliefert werden; der Tod ist, lebendig begraben werden.

Nach einer anderen Beschreibung dieses eigenthümlichen Zweikampfes mußte der Mann die Frau kopfüber in seine Grube stürzen, wenn er als Sieger gelten wollte, oder aber der Frau mußte es gelingen, ihren Gegner aus seiner Vertiefung heraus zu ziehen.

In einem alten Gedicht wird erzählt, daß einst, als ein König mit seinem Hofe bei Tafel saß, eine schöne Jungfrau auf einem stattlichen Hofs geritten kam, von einem Knappen und einer Hofe begleitet. Sie verneigte sich ehrerbietig vor dem König und forderte Gerechtigkeit, da ein Ritter seines Gefolges ihre Schwester schwer gekränkt, in Folge dessen sie von ihrem Gemahl in Ketten und Banden gehalten werde. Der Schuldige sei entflohen, aber sie finde ihn hier und begehre mit ihm zu kämpfen. Obgleich sie nur ein schwaches Weib sei, so baue sie doch auf ihre gerechte Sache, hoffe den Frevel zu besiegen und die Unschuld ihrer Schwester an den Tag zu bringen. Nach der Tafel begab sich der König auf den Kampfplatz, die Königin und ihre Frauen folgten ebenfalls der Klägerin, die durch ihre Schönheit und Anmuth Aller Herzen für sich gewonnen hatte. Die Klage wurde vorgebracht aber der Beschuldigte weigerte sich, mit einer Frau zu kämpfen, weil keine Ehre dabei zu gewinnen wäre, er möge nun den Sieg davon tragen oder unterliegen. Dagegen erbot er sich, einen Eid zu leisten, daß er unschuldig sei. Allein auf nachdrückliches Aushalten der Klägerin befahl der König den Zweikampf. Sie wurde mit einem langen Tuch, daran ein Stein befestigt war, bewaffnet; er erhielt einen Stab, wurde in eine Grube gestellt und ihm die rechte Hand auf den Rücken festgebunden. Der Sieg schien sich Anfangs auf die Seite der heldenmüthigen Kämpferin zu neigen, welche, muthig und tüchtige Hiebe austheilend, ihren Gegner bald von dieser, bald von jener Seite angriff. Aber er gab die Streiche zurück, daß sie laut aufschrie vor Schmerz. Zuletzt zog er sie zu der Grube heran und alle Zuschauer gaben sie verloren. Da ermannte sie sich, schlug ihn auf die Hand, daß ihm seine Waffe entfiel, dann auf den Kopf, daß er laut stöhnte und endlich an die Schläfe, daß er todt in der Grube zusammen sank. — In einer Schweizerchronik von 1548 wird erzählt: „Darnach im Jahr des Herrn 1288, am fünften Tag Januarii, geschah zu Bern an den Matten, da jeko die große Kilchhofmauer steht, ein Kampf zwischen einem Mann und einem Weib. Das Weib lag ob und gewann den Kampf.“

Der Kindswärter.

(1810 2. 92.)

Man kann ein Greis mit silbernem Haar, ein vielerfahrener Landwirth, ein gestrenger Vorstand seiner Gemeinde, Geschworne, ja sogar Landtagsdeputirter geworden sein und eines Tages doch so rathlos vor einem Problem dastehen, daß man sich in den Haaren kraut und auf die Ursache seiner Rathlosigkeit blickt, indem



Die falsche Gräfin.

Novelle von Edmund Sahn.

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Neues Leben und eine Geschichte.

Als Blanche am andern Morgen eben ihr Frühstück beendet, trat Madame Velfour in das Zimmer, um ihren Gast herzlich zu begrüßen. Alles, was die würdige Frau sagte, war gütig und doch so zart ausgedrückt, daß Blanche sich nicht weigern konnte, Madame Velfour's Vorschläge anzunehmen.

„Ihre Güte gegen mich, die Fremde, überrascht, beschämt mich fast,“ sagte Blanche.

„Sie irren, Mademoiselle; schon längst wünschte ich für meine Tochter eine lebenswürdige Freundin, durch Ihren Gesang werden Sie Madelaines Eifer vermehren, mir manche einsame Stunde erheitern, denn ich ziehe mich jetzt von dem Geschäfte zurück und werde mit Madelaine das dritte Stockwerk bewohnen und, wenn Sie meine Bitte erfüllen, mit Ihnen. Indes will ich, die ich natürlich mehr Erfahrung habe als Sie, und durch die vielen Fremden, welche unser Hotel bewohnen, allenhalben Bekannte, nach der Herkunft Ihrer Mutter forschen. Ich glaube, daß dieselbe aus hoher Familie war, vielleicht ohne Einwilligung der Eltern unter ihrem Stande heirathete, jedenfalls muß der Verlust Ihrer Papiere bekannt gemacht werden. Vielleicht befinden sie sich in den Händen eines Eisenbahnebeamten, welcher sie natürlich behalten hat, weil er nicht gewußt, an wen sie zu senden waren. Oder stand Ihr voller Name auf dem versiegelten Paket?“

„Nein; meine geliebte Mutter hatte das Manuskript überschrieben: An meine theure Blanche, an ihrem achtzehnten Geburtstage zu öffnen.“

„Wir werden es erhalten, liebes Kind, Sie haben ja Ihrer Aussage nach nur einen Fall in einen trockenen Graben gethan, binnen wenig Tagen werden wir Nachricht über jene wichtigen Papiere haben. Was aber auch der Inhalt derselben sein möge, ich bitte, daß Sie bei mir bleiben, so lange es Ihnen gefällt.“

Blanche umarmte die gute Madame Velfour von Herzen und hat sich dann eine Arbeit aus.

Einige Wochen waren für Blanche angenehm dahingegangen. Sie hatte sich bei Velfours eingelebt, mit Madelaine Freundschaft geschlossen und lebend selbst gelernt. Oft hörte Madame Velfour den beiden Mädchen mit innigem Vergnügen zu, wenn sie ihr in freien Abendstunden die Duette vortrugen, welche Blanche zur Morgenseit mit Madelaine einstudirt hatte.

Mit einer zierlichen Handarbeit beschäftigt, saß Blanche in ihrem Zimmer, als Madelaine rasch, offenbar freudig erregt, bei ihr eintrat.

„Mein Bruder ist heute eingetroffen,“ rief sie aus, „er war in Burgund bei seinen künftigen Schwiegereltern. Ich werde ihn Dir vorstellen, er ist ein herrlicher Mensch, wahr' ich nur halb so einnehmend. Unser Oheim, Leon's Vormund, wünschte ihn mit einer hübschen, reichen Burgunderin, deren Vathe er ist, zu verheirathen. Leon braucht eine Frau für das große Haus, da sich Mama nach Ruhe sehnt und ich nicht dazu passe, einem großen Hotel vorzusehen. Leon ist also auf Brautschau gereist und Delphine, so heißt seine Braut, hat ihm so gut gefallen, daß er des Oheims Vorschlag vortrefflich fand. Delphine sagte bald eine leidenschaftliche Zuneigung zu meinem lieben Bruder, und das junge Paar ist verlobt. In einigen Wochen wird sie nach Paris kommen, Verwandte zu besuchen und nach Neujahr soll die Hochzeit stattfinden.“

Blanche hörte der Freundin mit herzlichster Theilnahme zu, sie freute sich ihres Glückes, das sie so sehr verdiente.

Blanche und Madelaine pflegten einen großen Theil des Tages zusammen zu verbringen, auch diesen Morgen hatten sie ihre gewöhnlichen Musikübungen begonnen, als sich leise die Thüre öffnete und Leon Velfour in das Gemach trat. Blanche's wunderbarer Gesang hatte ihn gelockt, er blieb regungslos, wie angezaubert stehen. Wie Blanche schwieg, erblickte ihn seine Schwester und

stellte ihn ihrer Freundin vor. Er, sonst ein gewandter, bereckter Mann, fand keine Worte; dunkle Röthe überzog seine angenehmen Züge, er war offenbar tief ergriffen. Madelaine warf Leon einen eigenthümlichen Blick zu und schüttelte unwillkürlich den Kopf. Sie begann ein lustiges Gespräch mit ihrem Bruder, behauptete, er habe die angenehmste Bassstimme von der Welt, er antwortete ihr zerstreut und verließ unter einem wichtigen Vorwande bald das Zimmer.

Als seine Mutter ihm später Blanche's Schicksal erzählte und ihn fragte, wie sie ihm gefalle, sprach er nur ganz langsam: „Sehr!“ Madame Velfour bemerkte scherzend: „Es ist gut, daß Deine Braut das nicht hörte, aber laß uns ernsthaft sprechen, ich sehe in Blanche's Worte nicht den geringsten Zweifel, hoffst Du, daß sie jene wichtigen Papiere wieder erhalten, daß sich das Dunkel, welches über ihre Herkunft ausgebreitet ist, erhellten wird?“

„Da Sie, liebste Mutter, in allen gelesebenen Zeitungen Aufrufe wegen dieser Papiere erlassen, eine ansehnliche Belohnung ausgesetzt haben und nichts darauf erfolgt ist, vermute ich, daß die Dokumente auf immer für Mademoiselle Leroy verloren sein werden. Vielleicht ist dieser Verlust gar kein Unglück, denn wer weiß, welcher unangenehmen Verwandtschaft sie dadurch entgeht. Es ist möglich, und ihr Aeußeres spricht dafür, daß sie einer hohen Familie angehört; aber wohnt in den Palästen auch stets das Glück? Unter Deinem Schutze, beste Mama, kann sie viel froher aufblühen, als an der Seite alter Großeltern, falls sie wirklich noch stolze Ahnen besäße, die sie entweder verstoßen oder Ansprüche an ihren Gehorsam machen würden, ohne moralisch dazu berechtigt zu sein!“

„Es ist viel Wahres an dem, was Du sagst, mein Sohn, allein mir liegt auch Blanche's Zukunft am Herzen. Das Leben einer Lehrerin oder Erzieherin ist kein glückliches, sie ist ganz arm, welcher Mann heirathet ein Mädchen ohne Aussteuer, von dunkler Herkunft, auch würde Blanche nur an der Seite eines edlen, gebildeten Mannes glücklich sein.“

„O liebe Mutter, laß doch den heutigen Tag ungetrübt, hat die Vorlesung diese schöne Waise in Deine Mutterarme geführt, wird sie auch ferner für sie sorgen.“

„Du hast recht, Leon, und nun erzähle mir von Deiner Braut und ihren Eltern, Delphine soll mir herzlich willkommen sein!“

Täglich sah Leon Velfour die Freundin seiner Schwester; die Schüchternheit ihr gegenüber hatte ihn verlassen, er sprach oft stundenlang mit ihr über die wichtigsten Interessen des Lebens, und wenn der Abend hereinbrach, die drei Frauen in Madame Velfour's Salon am Theetisch saßen, trat Leon ein und bat scherzend sich ebenfalls eine Tasse Thee von seiner Mutter aus. Selten schlug er es ab zu singen, und Madame Velfour saß am Kamin in ihrem Lehnstuhl und freute sich an den Talenten ihrer Kinder.

Ein Brief Delphinens wurde ziemlich kurz von Leon beantwortet, er entschuldigte sich mit Geschäften. Einen zweiten, etwas leidenschaftlichen, las er mit gerunzelter Stirn.

Seine Mutter hatte ihm dieses Schreiben gebracht; als sie seine finstere Stirn bemerkte, rief sie besorgt: „Was ist geschehen, Leon?“

„Nichts, liebe Mutter, ich wünschte nur, daß mich Delphine nicht so stürmisch liebte!“

„Stürmisch?“

„Über leidenschaftlich, ausschließlich, wie Sie es nennen wollen. Mutter, ich kann ihre lebhafteste Zuneigung zu mir nicht in demselben Grade erwidern, das ist mir peinlich.“

„Aber Delphine ist doch Deine eigene Wahl, Niemand hat Dich bereDET, Du schreibst sehr euzüdt von ihr, ich verstehe Dich nicht, Leon.“

„Lassen Sie mich, beste Mutter; Delphine ist gut, gebildet, reizend, sie liebt mich und hat mein Wort, ich komme schon wieder in meine Bräutigamsstimmung.“

Besorgt sah Madame Velfour ihrem Sohne nach. Leon nahm seinen Hut und eilte auf die Straße, es stürmte und regnete, dieß Wetter paßte zu seiner Stimmung. Lange ging er mit raschen Schritten von Straße zu Straße, von Boulevard zu Boulevard, bis er müde und durchnäßt heimkehrte. Als er lieblichen Gesang aus dem Salon seiner Mutter schallen hörte, blieb er einen Augenblick stehen, aber seine Ehrenhaftigkeit gewann den Sieg über seine Leidenschaft, er wandte sich, um nach seinem Zimmer zu gehen, da

öffnete sich plötzlich die Thüre, seine Schwester stand vor ihm, ihr feines Ohr hatte seinen Tritt vernommen.

„So bleibe doch nicht draußen, Du Horchler,“ rief sie lachend und zog ihn in das helle Gemach, wo seine Mutter friedlich am Kamine saß. Leon sah bleich und aufgereggt aus. Blanche verließ den Flügel, sie bemerkte die Regentropfen auf seinem Rock und sagte lieblich und schüchtern: „Sie sind ganz durchnäßt, thäten Sie nicht gut, sich umzukleiden?“

Ein glückliches Lächeln erhellte sein ernstes Gesicht, er entgegnete leise: „Ich danke Ihnen für diesen Rath!“ und entfernte sich. Er blieb den ganzen Abend in seinem Zimmer, immer wieder sagte er zu sich selbst Blanche's sanfte Worte: „Thäten Sie nicht gut, sich umzukleiden?“ und immer hing an diesen Worten die Frage: „Wie allgemeine Gutmüthigkeit Blanche so sprechen, oder hat sie für mich wärmere Theilnahme?“

Die harmlose Blanche ahnte nicht, was in der Seele Leon's vorging.

„Morgen trifft meines Sohnes Braut ein,“ sagte eines Abends Madame Velfour, als sie allein mit Blanche im Dämmerlicht in deren Zimmer saß. „Es ist Leon's Geburtstag, Delphine hat mir denselben abgefragt und will ihren Verlobten überraschen. Ihr Porträt spricht für sie, ich erwarte ein schönes Mädchen.“

Blanche kramte in ihrem Kästchen herum und erwiderte einige freundliche Worte, Madame Velfour nahm den Rosenkranz und sagte mit einem Seufzer: „Sie nehmen diesen Rosenkranz niemals mit in die Kirche?“

„Nur am Allerseelentage, am Geburts- und Sterbetage meiner Mutter!“

„Wissen Sie, Blanche, daß dieser Rosenkranz einst mir gehört hat? Er ist ein geheiligtes Band zwischen Ihnen und mir, und ich betrachte Sie als Pater Audoin's Vermächtniß.“

„Wie soll ich das verstehen, liebe Madame Velfour?“

„Auch ich war einst jung, nicht ohne Reize, ich kam durch meinen Vater, der in seiner Jugend Erzieher des Grafen Castelforte gewesen war, zuweilen zu der jungen Gräfin, welche ebenfalls einige Jahre die Schülerin meines Vaters gewesen war. Dort wurde ich von einem Verwandten der Familie Castelforte gesehen und — geliebt! Wie ich jenen Mann liebte, Blanche, das kann ich Ihnen nicht beschreiben, Sie sind noch ein Kind, welches nicht weiß, daß es schon ein Herz besitzt.“

Wenn es heller gewesen wäre, würde Madame Velfour die hohe Röthe nicht entgangen sein, welche bei diesen Worten Blanche's Wangen malte. Madame Velfour fuhr fort: „Meine bescheidenen Hoffnungen versiegen sich nicht hoch, ich begehrte nicht mehr als des Grafen Bernard Achtung, vielleicht ein wenig Freundschaft, aber er gestand mir, daß er mich über Alles liebe und mich oder Keine zum Altare führen würde.“

„Von den Kämpfen, welche er wegen meiner mit seiner Familie bestand, erfuhr ich nur durch die Gräfin Castelforte, die mir schonend mittheilte, daß aller Umgang zwischen uns aufhören müsse. Der Vater des Grafen Bernard war zu dem meinigen gegangen, hatte ihm gesagt, daß er seinen Sohn und mich verfluchen würde, wenn ich Bernard's Witten nachgeben und die Seine werden wolle, und ich schrieb mit gebrochenem Herzen dem Manne meiner Liebe den Scheidebrief.“

„Nach Jahresfrist erfuhr ich, daß er sich in Italien befand und auf Wunsch seiner Familie mit einer lebenswürdigen Marchesina vermählt habe. Um meinen verarmten Aeltern ein ruhiges Alter zu bereiten, gab ich einige Monate nachher Herrn Velfour die Hand. Ich sah meiner Eltern heitern Lebensabend, der Himmel schenkte mir zwei liebe Kinder, Herr Velfour war stets gütig gegen mich und an die Stelle dusterer Verzweiflung, stummer Resignation trat Zufriedenheit und Ergebung. Aufrichtig, aber nicht mit bitteren Thränen beweinte ich als junge Wittve Velfour seinen Tod, einige Jahre später folgte ihm meine Eltern. Wenige Monate nach Velfour's Tode kniete ich vor einem Seitenaltare in der Kirche Notre Dame, ich liebe diese Kirche vor allen andern, von denen manche schöner sind, denn sie ist die älteste und hat so viel Thränen gesehen, Klagen vernommen und Tröstungen gesendet!“

„Als ich mich erhob, sah ich einen Priester vor mir stehen, es war — Bernard. Er hatte seinen Schwur gehalten, mich durfte

er nicht zum Altar führen, aber auch keine Andere hatte er dahin geleitet, in Italien hatte er sich keiner Frau, sondern der Kirche verlobt. Damals sah ich ihn zum letzten Male und gab ihm zum Andenken diesen Rosenkranz, welchen er später Ihrer Mutter geschenkt hat. Als ich in Ihrer Hand diese Reliquie erblickte, welche Jahrhunderte hindurch in meiner Familie von Mutter auf Tochter sich forterbte, stand die kurze Zeit meines Lebens, wo ich glücklich war, wie mit einem Zauberschlage wieder vor mir und Sie, meine Blanche, sind für mich von ihm gesandt, denn er hatte mit seiner Familie gebrochen und nannte sich fortan Pater Audoin.“

„Wunderbar!“ sagte Blanche.

„Gewiß, aber mein Kind, wenn man länger gelebt und beobachtet hat, sieht man, daß durch die Schidiale des Menschengeschlechts ein Faden geht, neben äußerem Zusammenhange besteht auch ein innerer, und was auch über die Selbstständigkeit menschlichen Handelns gesagt wird, es existirt eine Weltregierung.“

Noch herzlicher als bisher geschieden war, sagten Madame Velfour und Blanche einander gute Nacht.

Neben dem äußeren Zusammenhange besteht ein innerer, ja, so ist es, aber wird dieser Spruch auch auf mein Schidial passen? Werde ich den Mann, dessen Erscheinung mich bewog entschieden den Schleier von mir zu weisen, wiedersehen?“ —

So fragte Blanche, als sie Abends ihr Nachtgebet vollendet hatte.

Am andern Morgen, als Leon im Zimmer seiner Mutter ihre und Madelaine's Geschenke in Empfang genommen und entzückt Blanche's Glückwunsch gehört hatte, trat überraschend Delphine in Begleitung ihres Vaters ein.

Sie war ein schönes Mädchen, deren blinkende schwarze Augen vor Lebenslust strahlten; lebhaft warf sie sich in Madame Velfour's Arme, begrüßte herzlich Madelaine, dann erst wandte sie sich zu ihrem Verlobten und sagte: „Nun, Leon, was sagen Sie zu diesem Geburtstagsgeschenk? Ich wußte keine bessere Gabe, als meine Gegenwart.“

Leon sagte ihr einige galante Redensarten und fragte dann, ob sie schon früher in Paris gewesen sei und viel von der Weltstadt kenne.

„Einmal war ich hier, als Kind,“ erwiderte sie und zeigte lachend ihre schönen Zähne, „aber ich erinnere mich nur noch an eine große Puppe und an die vortrefflichen Bonbons, welche Papa mir kaufte.“

„Gut, Mademoiselle, so will ich jetzt Ihren Papa vorstellen, Ihnen Bonbons holen und statt der Puppe einen Platz für die große Oper; ich will mich sofort auf den Weg machen, sonst werde ich keinen erhalten.“

„Kann das nicht einer Ihrer Diener thun, Leon?“

„Nein, Mademoiselle Delphine, ich kenne die Wege im Opernhause besser, man bekommt zu neuen Opern nicht so leicht Willets.“

Leon verschwand. Er benahm sich später sehr artig gegen seine Gäste, aber alle Aufmerksamkeit gegen seine Braut bestand darin, daß er den uner müdlichsten Cicerone machte und mit Delphine und deren Vater von einem Vergnügen zum andern eilte.

Delphine, obgleich jung und lebenslustig, fühlte sich doch nicht davon befriedigt, und als Leon eines Tages wieder Willets zu einem der Theater brachte, sagte sie mit erzwungenem Lachen zu Madelaine: „Dein Bruder bemüht sich so sehr, mir alle Sehenswürdigkeiten von Paris zu zeigen, als ob er glaube, ich lehnte für immer nach Burgund zurück.“

Madelaine lächelte, sie wußte nicht, was sie antworten sollte, denn seit kurzem hatte sie tiefe Blicke in Leon's und Delphinen's Seele gethan. Sollte sie ihrer Mutter ihre Beobachtungen mittheilen, mit ihrem Bruder offen sprechen und dadurch vielleicht einen Nachtwandler wecken? Blanche hatte sie nichts zu sagen, dieses holde Geschöpf blieb sich immer gleich, lindlich gegen Madame Velfour, schwelgerisch gegen Madelaine; Delphine begegnete sie mit Artigkeit, Leon wich sie aus, ohne es in einer auffallenden, verletzenden Weise zu thun, selbst der strengste Moralist hätte an ihr keinen Tadel finden können.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Erinnerungen eines irischen Polizeibeamten.

2. Der Känsekorb.

Die gefürchtetste und zugleich verabscheuteste Person in ganz Irland ist der Gerichtsbote (Exclutor). Das ruhigere und geordnetere England erkennt in dem Mann, welcher in Gemäßheit der gesetzlichen Formen Besitz von unserem Eigenthum ergreift, nicht bloß das unschuldige Werkzeug einer höheren Gewalt, sondern läßt demselben auch häufig eine gute Behandlung zu Theil werden; ja die Höflichkeit geht nicht selten so weit, daß man ihn während seines unfreiwilligen Aufenthalts einladet, an den Mahlzeiten und an allen Bequemlichkeiten, welche das Haus bietet, theilzunehmen. Nicht so auf der Schwester-Insel. Der arme Mensch, der diesen mißliebigen Dienst erfüllen soll, hat nicht nur Schimpfreden und Mißhandlungen zu gewärtigen, sondern wird sogar nicht selten das blutige Opfer seiner Rächtsvollstreckung.

Einer der denkwürdigsten derartigen Fälle ereignete sich vor etlichen und dreißig Jahren in der Grafschaft Clare. Ein begabter Mann von hoher Stellung und alter Familie gerieth über die Einlegung der Gerichtsboten in solchen Grimm, daß er mitten in der Nacht aufstand und sein Haus anzündete, wodurch das Leben der zwei armen Diener der Gerechtigkeit in große Gefahr kam. Die Sache wurde noch durch den Umstand erschwert, daß der Mordattentäter die Schuld an dem Brand den Gerichtsboten zuzuschreiben suchte, die jedoch das Verdict mit Leichtigkeit widerlegen konnten. Alle Umstände wiesen darauf hin, daß Mr. A. . . sein Haus selbst angezündet hatte; da jedoch die Fälle schon öfter vorgekommen, daß Schuldner in solcher Weise die Sicherheit ihrer Gläubiger zerstörten, so war in letzter Zeit von Sir Robert Peel eine Akte durchgesetzt worden, welche eine derartige Unthat für ein Kapitalverbrechen erklärte. Da Mr. A. . . der erste war, dessen Vergehen in den Vereinen der neuen Akte fiel, so würde man wahrscheinlich noch schonend gegen ihn verfahren sein, wenn er nicht auf beschworene angebliche Augenzeugenschaft hin versucht hätte, zwei unschuldige Männer als Mordbrenner in die Hände des Gerichts zu liefern, diese Bosheit wurde jedoch für zu verabscheuungswürdig gehalten. Man ließ dem Gesehe seinen Lauf, und Mr. A. . . wurde zu Ennis gehangen, als ein abschreckendes Beispiel für diejenigen, welche sich versucht fühlen möchten, für ihre eigenen Ordnungswidrigkeiten, grausame Rache zu üben an Personen, die ihnen nie etwas zu Leide gethan hatten.

Dieses Schreckmittel machte jedoch keine erledliche Wirkung auf den blutdürstigen Charakter der irischen Bauern, denn bald nachher las man in den Zeitungen einen Bericht über die grausame Ermordung zweier Gerichtsboten in der Nähe von Kilmallock. Man hatte die Leichen der Unglücklichen in einem kleinen Fluß etwa eine Meile von dem Farmhaus gefunden, in das sie als Exclusion eingelegt worden waren. Die Sache sollte den Anschein gewinnen, als handle sich's um einen unglücklichen Zufall; doch konnte diese Annahme nicht festgehalten werden, denn man fand ihre Schädel zertrümmert und ihre Gesichter durch Knüttelschläge so entstellt, daß man Noth hatte, sie zu erkennen.

Die Angaben, welche die Familie des Farmers machte, waren sehr klar und standen unter sich so vollständig im Einklang, daß man ihr Zeugniß kaum bezweifeln konnte. Die beiden Männer hatten ihr Quartier in einer anstoßenden Scheune aufgeschlagen, wohin ihnen eine der Töchter am Abend vorher ihr frugales Nachtessen brachte; man habe schon um diese Zeit die Wirkung des Whisky an ihnen bemerkt, und sie seien wahrscheinlich im Besitz von noch mehr Branntwein gewesen. In der Familie glaubte man allgemein, die beiden Bursche hätten sich betrunken und seien eingeschlafen, nach dem Erwachen aber über das Feld gegangen, um die Nachwehen ihrer Schlemmerei durch ein Bad zu kuriren; möglich, daß sie noch nicht ganz nüchtern gewesen und an einer Stelle, wo der Fluß tief und reißend war, zu Schaden gekommen seien; die Kopfwunden mögen ihren Grund in dem Anprall gegen Steine gehabt haben, über welche die Strömung sie hingeführt.

Die Geschichte schien den Lokalbehörden etwas unglaublich zu sein; bei näherer Untersuchung fand man jedoch an mehreren Plätzen zwischen Fluß und Scheune, namentlich aber an dem lehmigen,

schläferigen Ufer die Fußstapfen von zwei Männern, die möglicherweise von den Verunglückten herühren konnten. Wiederholt wurde das ganze Haus durchsucht; allein es fand sich nirgends eine Waffe oder sonst ein Anhaltspunkt, der über die Todesursache Licht verbreitet hätte. So verschwanden achtundvierzig Stunden in vergeblicher Nachforschung. Als letzte Zuflucht wandte sich die Lokalbehörde an Vokes in Limerick, den sie durch ihren Oberkonstabel um seinen Beistand bitten ließ. Ich war bei dieser Gelegenheit, schreibt unser Berichterstatter, in dem Zimmer meines Schwiegervaters.

„Wenn Sie es wünschen, so will ich gehen, Harry,“ sagte er zu mir, „aber es wird sich wohl so verhalten, wie jene Leute vermuthen. Die Bursche haben sich betrunken und sind im Fluß verunglückt. Ich will meinen Wagen einspannen lassen. Ihr, Mac, und mein Schwiegersohn da, ihr Beide könnt mit aufsteigen.“

Ich wollte mich entschuldigen.

„Nichts da, Du mußt mit. Wir können auf dem Rückweg in L. . . anfahren, wo ich Dir das schönste Gestüt in Irland zeigen will. Oder fürchtest Du Gefahr? Da ist nichts zu besorgen, denn ich mache ja nur meinen Kollegen einen Besuch. Beiläufig, ich möchte Dich mit einigen derselben bekannt machen. Nicht wahr, Mac, es ist für Niemand Gefahr da?“ fügte er gegen den Konstabel bei.

„Nicht im Geringsten, Major; wäre dieß aber der Fall, so würden wir dahinter gekommen sein, ohne Sie zu belästigen.“

„Ihr habt recht; aber da man mich gebeten hat, so müssen wir den Herren schon den Gefallen thun.“

Eine halbe Stunde später befanden wir uns auf dem Weg.

Ich gestehe, daß mir bei der Sache nicht recht wohl zu Muth war, denn Vokes zeigte eine ungewöhnliche Heiterkeit, die mir verdächtig vorkam, und es konnte ihm unmöglich ernst sein, wenn er diesen unglücklichen Vorfall so leichtsinig behandelte. Etwa drei Meilen von Kilmallock stieg er, wie er es gemeinlich zu halten pflegte, aus dem Wagen, setzte sich zu Pferd und veranlaßte mich, wie auch den Konstabel, das Gleiche zu thun. Zu meinem Erstaunen fand ich nämlich, daß der Polizei-Sergeant Mac Grath und sechs berittene Polizisten bereits auf ihn gewartet hatten. Der Konstabel war noch überraschter als ich; denn diese Bebedung hätte für jede Untersuchung auf Mord ausgereicht, und wenn sich's bloß um einen Unfall handelte, so brauchte man ja gar keine Polizei. Der Major enthielt sich indeß jeglicher Bemerkung, und ich trabte mit ihm und dem Sergeanten feldeinwärts, während unser Geleite mit dem Wagen auf der Straße nachfolgte.

Wir wurden bald des Farmhauses auf der Straße ansichtig, in welchem die Leichen lagen; es war mindestens von fünftausend Personen umringt, unter denen Viele eine ziemlich unheimliche Aufregung an den Tag legten. Ich konnte mich bei dem Anblick dieser Menschenmenge, zu der man sich nicht des Besten versehen durfte, einer gewissen Aengstlichkeit nicht erwehren und mag dieß wohl in meinen Mienen kund gethan haben, denn der Major suchte mich durch ein Lächeln zu ermuntern. Er wies sodann den Sergeanten an, die Polizisten mit dem Wagen nach der Hinterseite des Hauses zu führen und sprang von seinem Pferde, indem er mir durch ein Zeichen bedeutete, das Gleiche zu thun. Ich gestehe, daß ich ihm mit Widerwillen gehorchte, und hätte lieber auch ihn zurückgehalten; denn als er sich dem Hause näherte, empfing ihn der Böbelhaufen, unter welchem sich Viele befanden, die seine Macht zu fürchten Grund hatten, mit einem grimmigen Pfeifen; der Major aber nahm seinen Gut ab, dankte lachend für diesen Gruß und warf sich mitten in das Gedränge. Er hatte nur seine Reitpeitsche bei sich und machte von ihr kräftigen Gebrauch, wenn die Bauern ihm den Weg zu sperren oder in unangenehmer Weise auf ihn einzubringen versuchten. Wenn mich meine Augen nicht sehr täuschten, so las ich Mache- und Mordgedanken auf vielen von diesen Gesichtern, aber eine geheime und unüberwindliche Furcht vor dem Beamten, der ihnen kühn entgegentrat, schien sie im Zaume zu halten.

Endlich gelangten wir in die Hütte, in welcher ein paar Magistratepersonen und mehrere Polizeidiener auf uns warteten; diese versicherten den Major, daß die sorgfältigste Nachforschung nichts an die Hand gegeben habe, was ein Licht auf die schreckliche That zu werfen verspreche. — Vokes nahm nun die Familie in's Bewahr;



Hans aber, der indessen schon das Terrain mit seinem Blick überschlagen hatte, winkte ihnen mit der Hand und sagte leise: „Wenn wir etwas erreichen wollen, müssen wir vorsichtig zu Werke gehen, denn zeigen wir uns jetzt hier draußen am Wald, wo wir noch fast eine halbe Stunde zu laufen haben, bis wir die Schlucht da oben erreichen können, so werden die Eingebornen zu früh gewarnt und lassen uns wahrscheinlich nicht einmal in ihre Nähe kommen. Folgen wir aber diesem kleinen Einschnitt, die hier in Australien Billibongs heißen und überall das Land durchkreuzen, so können wir vielleicht ungesehen bis in Schußweite von ihnen hinan kommen, und dann sind wir im Stande, sie von der Schlucht abzuschneiden. Vorwärts! Den Versuch müssen wir jedenfalls machen.“

„Aber wenn der Graben weiter oben aufhört?“ sagte Jean.

„Dies ist kaum zu fürchten,“ meinte Hans, „denn diese Einschnitte sind durch niederlaufenden Regen entstanden und im Lauf der Jahrhunderte ausgewaschen. Vorwärts, wir gehen ihnen kaum hundert Schritt aus dem Weg und erreichen dadurch nur um so leichter unser Ziel.“ Und damit tauchte er ohne Weiteres in den Busch zurück, um mehr oberhalb unbemerkt in die Vertiefung oder den Graben zu kommen, was auch, allem Anscheine nach, vollständig gelang. Die Schwarzen oben vor der Schlucht waren noch immer bei ihrer alten Beschäftigung, und wie nur Hans vorsichtig einen Blick über den Rand der Vertiefung geworfen, und sich davon überzeugt hatte, glitt er auch schon wieder zurück und eilte nun, so rasch er konnte, die Schlucht hinauf, die jedenfalls gerade nach dem einzelnen Baum zuführen mußte, dicht vor welchem die Schwarzen ihren wilden Tanz hielten.

Der Graben oder Billibong mochte etwa zehn Fuß tief und kaum mehr als sechs breit sein und war jedenfalls weiter nichts als eine in dieser Jahreszeit trodne Regenwasserrinne, dabei auch nicht besonders steil, so daß man fast überall nach oben klettern konnte. Dadurch ließen sie auch keine Gefahr, von den Schwarzen überlistet zu werden, denn mit ihren Gewehren konnten sie sich den oberen Rand schon frei halten und dann mit leichter Mühe selber hinauflaufen.

Untenwegs wurde aber kein Wort gesprochen und die Seelen eilten nun so rasch vorwärts, als ihre Füße sie trugen; brannten sie doch auch Alle darauf, den Tod der Kameraden nicht allein zu rächen, sondern den Anderen, die da noch oben in der Schlucht staken, Hilfe zu bringen, und allerdings mußten sie zu dem Zweck eilen, denn die Schüsse von dort her fielen nur noch vereinzelt, und es war nicht unmöglich, daß die übrige Mannschaft gerade jetzt in der größten Gefahr schwebte, von den erbarmungslosen Feinden überwältigt zu werden, und was für Gnade hatten sie von dieser Bande zu hoffen!

Jetzt zog sich der Billibong höher hinauf, und Hans, als er seiner Schaar winkte, einen Augenblick zu halten, entdeckte, wie er nur wenige Fuß aufwärts gestiegen war, in kaum zweihundert Schritt den einzelnen Grassbaum und wußte, daß sie sich jetzt den Feinden gegenüber, wenn nicht schon oberhalb derselben befanden.

Vorsichtig kroch er höher hinauf seine Doppelflinte dabei immer im Anschlag und wie ein Hammer schlug ihm plötzlich das Herz in der Brust, als er sich einer furchtbaren Gruppe fast unmittelbar gegenüber sah.

Die Schwarzen hatten sich, während sie unterwegs gewesen, getheilt. Der Haupttrupp stand an dem Eingang der vorerwähnten Schlucht — ein alter Häuptling wahrscheinlich — den Opsumrug auf der Schulter, eine Keule in der rechten, eine lange Lanze in der linken Hand haltend, vor ihnen, den Rücken den anscheinenden Weißen zugekehrt, während er seinen Leuten Befehle zu erteilen schien. Eine Masse von Eingebornen hatte sich auch dort gesammelt, wie um den Eingang der Schlucht zu verteidigen, aber Frauen und Kinder befanden sich noch zwischen ihnen; sie konnten also die Gefahr nicht so nahe glauben, und die Krieger hielten ruhig mitten in dem Trupp, und nicht etwa gesondert, ihre Waddies auf der Schulter, oder ihre Speere in der Hand.

Aber von denen flog sein Blick, der erst das abgeflachte Terrain abschufte, rasch zu einer anderen Gruppe zurück, die kaum dreißig Schritt entfernt von einem unheimlichen Geschäft betheiligt war: eine Leiche zu plündern.

Auf dem Boden lang ausgestreckt lag ein Erschlagener: wer es sei, konnte er natürlich von dort aus, wo er sich befand, und mit seinen Augen dicht am Boden, nicht erkennen, aber vor ihm kniete einer der Schwarzen und hielt eine Uhr empor, die er ihm eben abgenommen hatte, während ein anderer riesiger Schwarzer, der aber keine Waffe trug, gierig und mit leuchtenden Augen danach griff. Auch der neben ihm Stehende, der sich mit der Linken auf eine lange Lanze lehnte, schien Lust zu haben, das blühende Ding zu fassen, traute aber noch nicht recht, denn er hatte vielleicht das Leben in seinem Inneren gehört, und hielt es möglicherweise für eine Zauberei. Unbekümmert darum suchte aber der Vierte seinen eigenen Beuteanteil in Sicherheit zu bringen, indem er mit einem langen Messer dem Todten die Kleider vom Leibe trennte. Was wußte der nackte Wilde davon, daß man sie aus- und anziehen konnte, ohne sie zu zerschneiden?

Rasch glitt Hans zurück, rief seine Mannschaft zusammen und flüsternte ihnen zu, sich schußfertig zu machen, aber sie mußten ihre Schüsse eintheilen. Nur zwei sollten auf die nächsten Indianer zielen, während er die beiden Stehenden selber abfertigen wollte, die Anderen sollten ihr Feuer auf den übrigen Schwarm eröffnen, aber nur auf Solche zielen, die Waffen trugen, und so viel als irgend möglich die Frauen und Kinder schonen. Auch rieth er ihnen vorsichtig zu sein, damit sie ihr erstes Feuer unbemerkt abgeben konnten, dann half ihnen die Ueberraschung; sie behielten Zeit, um wieder zu laden, und konnten nachher plötzlich, und bis dahin noch ungesehen, über den Feind hereinbrechen.

Jetzt krochen sie hinan, vorsichtig die Gewehre zurückgehalten, daß sie das Klirren derselben nicht vor der Zeit verräth, und wie Hans den oberen Rand wieder erreichte, sah er, daß sich die Szene da oben indessen verändert hatte. Der große Schwarze schien die Uhr an sich genommen zu haben, und während der junge Bursche noch immer neben der Leiche kniete, und der mit dem Messer auch seine Arbeit noch nicht beendet hatte, lauerte der breitschultrige Bursche mit der erbeuteten Uhr am Boden, hielt sie erst an's Ohr, klopfte sie dann vorsichtig auf einen Stein und zeigte sie dann mit vergnügtem Grinsen seinem neben ihm stehenden Kameraden, aber es sollte seine letzte Freude gewesen sein.

Ihr Weiden nehmte die Knieenden, Jean und François — ich die anderen Weiden — und ihr da drüben die Bande — zielt gut und trifft sie, daß sie Respekt bekommen — ich zähle drei und dann Feuer. Eins — zwei — drei.“

Die Schüsse fielen nicht auf einen Schlag, sondern knatterten hinter einander her, aber die Wirkung war furchtbar. Die vier bei der Leiche beschäftigten Wilden stürzten todt, oder doch tödtlich verwundet zu Boden und was sie in der Schlucht für Unheil angerichtet, konnten sie nicht gleich übersehen. Wie in den Boden hinein war der Schwarm, der noch vor wenig Augenblicken dort gehalten, verschunden und, als sich der Pulverdampf in der frisch wehenden Brise verzog, kein einziger Eingeborner dort mehr zu erkennen.

Aber die Leute versäumten keinen Moment mit nutzlosem Ausschauen. Jeder wußte, was er zu thun hatte. Wo sie standen, luden sie, so rasch als irgend möglich, ihre abgeschossenen Gewehre wieder, und dann sprangen sie der Schlucht zu, von woher jetzt wieder vielleicht als Antwort der Salve zwei Schüsse gefeuert wurden.

Aber an der Leiche liefen sie vorbei, und Jean, der sie zuerst erreichte, rief ordentlich erschreckt aus: „Oh Diable! le capitaine!“

„Der Kapitän? Beim Himmel!“ sagte auch Hans, der rasch an seiner Seite war, „dann hat er schon hier auf Erden seine Strafe für all' das Unheil erhalten, das er angerichtet, und welch' furchtbaren Tod erlitten. Seht nur, Jean, wie ihn die Schwarzen Bestien zugerichtet haben.“

„Die Haut sieht ihm wie ein Sieb aus,“ sagte der Matrose schauernd, „aber hoffentlich haben wir in den vier schwarzen Erschlagenen, die sich da in ihrem Blute wälzen, die Hauptthäter erwischt — in Zweien ist noch Leben — sollen wir sie abfertigen . . .“

„Laß sie ruhig sterben, sie werden es nicht mehr lange machen, aber nimm das Teleskop dort mit, Du kannst es vielleicht gebrauchen, und da liegt auch ein Buch. Ich habe im Leben nicht geglaubt, daß sich Kapitän Dillyt mit Büchern befaßt.“

„Es ist sein Ausgabebuch,“ lachte François, „womit er seine doppelte Buchhaltung führte, eine für sich und eine für den Aheber, ich kenne es genau. Wenn wir zurückkommen, nehm' ich's mit, wir werden manches Neue darin finden.“ (Schluß folgt.)

Bilder von der pariser Weltausstellung.

Der Wasserfall im Park.

(Bild S. 100.)

Zu den reizendsten Punkten des Pariser, der doch der Wunder und Schönheiten so viele in sich birgt, gehört der große See, in dessen Mitte auf einem Felsen der Leuchtturm steht, der einst auf der hohen Klippe von Dover weit hinaus auf das Meer schauen wird, das England und Frankreich scheidet und verbindet. Der elegante und zierliche Bau, der einst den Stürmen der Wogen troffen soll, steht hier in stillem, unbewegtem See und schaut ruhig auf die buntbewegte Masse, welche die Ufer umschwärmt. Auf steilem Fels von Maccaille erhebt sich dicht dabei eine künstliche Thurmruine, welche die großen Reservoirs verdeckt, von denen die Wasserwerke des Pariser gespeist werden. Hier an der schäumenden Kaskade ruht sich's nach den erschöpfenden Wanderungen durch die endlosen Räume des Palastes gar angenehm aus. Es ist ein Ruhepunkt voll erquickender Frische, und während wir uns mitten in dem wirren Treiben unsern Träumen hingeben, stimmt das italienisch-amerikanische Modenspiel, das für den neuen Thurm der Kirche Saint Germain l'Auxerrois bestimmt ist, seine ersten oder heitern Weisen an. Möge es dem Glodenspiel, das an die Stelle des Mettenglodchens der Bartholomäusnacht tritt, vergönnt sein, einst den Weltfrieden, das Verbrüderungsfest der Völker einzuläuten!

Die Brennerbahn.

Von Innsbruck nach Trient.

(Bilder S. 97 und 101.)

Die große Weltstraße, welche nicht nur auf dem kürzesten Wege den Verkehr zwischen Süddeutschland und Italien, sondern hauptsächlich den Weltverkehr zwischen Europa und dem Orient vermittelt, die Brennerbahn, ist vollendet und am 25. Juli zum ersten Male von den Ingenieuren, am 18. August vom Publikum befahren worden. Was Laien für unmöglich hielten, was früher selbst sachkundige und urtheilsfähige Männer angezweifelt hatten, ist jetzt eine vollendete Thatfache. Die Brennerbahn ist mit Ausnahme der Semmeringbahn der erste Schieneweg über die Alpen, der Brenner aber war die erste und älteste Verbindungsstraße zwischen Deutschland und Italien. Eine lähn angelegte Römerstraße mit zahlreichen Ansiedelungen und Kastellen durchzog schon früh die Provinz Aetia und überschritt den Brennerpaß. Den Höhepunkt seiner kommerziellen Bedeutung erreichte er aber im Mittelalter als nächste Verkehrsline zwischen Venedig und den voll- und gewerbreichen deutschen Reichstädten. Noch bliden, als Zeugen einer bedeutenden Vergangenheit, zerfallene Burgen überall aus Fels und Nebelgelenken in's schöne Etschthal nieder, die daran erinnern, daß diese Straße in strategischer Beziehung nicht geringer als in kommerzieller ist: sie wurde im Mittelalter die gewöhnliche Heerstraße nach Italien, und noch in den Jahren 1848, 1849 und 1866 sah der Brenner die tapfern Schaaren der tyroler Landeskrieger dem Feinde entgegenziehen. Die kommerzielle, strategische und politische Bedeutung der Linie ließ deshalb auch die Gesellschaft, welche dieselbe erbaute, selbst nicht vor den kolossalen Schwierigkeiten zurücktreten, die sich dem Bau dieser Gebirgsbahn entgegenstellten. Sie beginnt bei Innsbruck, zieht sich der Eill entlang an steilen Abhängen bis auf die Höhe des Brennerpasses und geht dann in das Eisackthal über, in welchem sie bis Bozen bleibt. Die Steigungen sind die größten, die je bei einer Bahn der Welt vorgekommen, und nicht weniger als dreizehntzig Tunneln waren durch die Felsen zu bohren.

Die Lokomotive pfeift: wir fahren von Innsbruck ab und sind schon nach wenigen Minuten am Eingangsthor der Brennerbahn, dem Berg-Isel-Tunnel, der bereits das volle Bild einer Gebirgsbahn bietet. Ueber dem Felsenthore hat einst (1809) der furchtbare Kampf gewüthet, in dem Andreas Hofer die Fahne der Freiheit schwang. Aber wir haben nicht lange Zeit, uns das Schützenhaus, das auf jener denkwürdigen Stelle steht, zu betrachten; der 2100 Fuß lange Tunnel nimmt uns auf. Jenseits fahren wir über einen hohen Damm, während in der Tiefe die Eill tobt und schäumt, die, aus ihrem Bett vertrieben, sich durch eine enge Schlucht windet. Schon nimmt uns ein zweiter Tunnel auf und wir fahren über eine Brücke, die die Eill überwölbt. Durch mehrere kleine Tunneln gleiten wir an der steilen Felswand hin, bis wir den Schärfestunnel, eines der schwierigsten und gefährlichsten Bauwerke der ganzen Bahn, erreichen; die Felsenmauer, an der wir hinsahren, steigt 320 Fuß hoch über uns auf und wir freuen uns beinahe, uns in einem Tunnel bergen zu können, so unheimlich gähnt der Abgrund, steigt die Felswand empor. Nach manchen kleinen Tunneln haben wir endlich den Nächstthal, den „großen Tunnel“ erreicht, der 2800 Fuß lang ist und uns zu der zweiten Station der Bahn, Matrei, bringt. Hier bietet sich bereits eine freiere Aussicht auf die Gebirge, namentlich auf die stubaier und bichser Berge. Von Matrei fährt die Bahn mit geringer Steigung nach Steinach; noch zwei Stationen und wir sind auf dem Brenner. Aber welche Stationen! Wir fahren über gewaltige Erdbämme und Wöschungen der Eill entlang. In einer gedehnten Serpentine gelangen wir durch einen Tunnel in das Schmirntal und bald ist auch die Station Ories erreicht, von der wir in schauerlicher Tiefe die Eill und die Brennerstraße erblicken, wie sie sich durch die Schluchten hinwinden, um endlich auf den Brennerpaß zu gelangen. Wir fahren in den Tunnel, in einen zweiten, einen dritten, bis wir auf dem Brennerpaß angelangt. Vor uns liegt der fischreiche Brennersee mit seinem grünliden Wasser, während die Bergriesen mit ihren Schneehäuptern auf uns herabschauen. Beinahe eine ganze Meile zieht sich die Bahn auf der Ebene hin, und wir sehen zur Linken den Ursprung der Eill, zur Rechten den der Eisack, in deren Thal wir jetzt einmünden. Brächtige Wasserfälle erhöhen den Reiz der Landschaft. Rasch geht es nun bergab und in einer kleinen Stunde sind wir in Sterzing. Von Sterzing bis zur Franzensfeste ist das Thal wildromantisch, und die Berge thürmen sich himmelhoch. Die Franzensfeste schließt das Thal ab: sie beherrscht strategisch die Straße nach Italien und es möchte einer Armee schwer werden, unter ihren Kanonen in das Thal einzubringen. Die Luft wird milder, die Vegetation ist weiter voran, und schon sehen wir an den südlichen Abhängen die ersten Weinreben, reich behangene Obstbäume, zahme Kastanien und ehe wir's uns versehen, sind wir in Bozen angelangt. Die Bahn hat fortan keine besonderen Schwierigkeiten zu überwinden. Sie zieht sich immer an der Eisack hin. Rechts steht auf hohem Felsen ein Nonnenkloster und links das Schloß Wollenstein, auf dem sich einst Walter von der Vogelweide aufgehalten haben soll. Rasch durchfahren wir auf der letzten Station noch fünf Tunnel, und kaum haben wir den letzten verlassen, liegt Bozen vor uns in dem weinreichen, weiten Thallefse, der von appiger Fruchtbarkeit strotzt, einem unermesslichen Nebengarten ähnlich, aus dessen Mitte die reiche Stadt mit ihrem schönen durchbrochenen Kirchturm hervorschaat. Wir haben die große, sechzehn Meilen lange Weltstraße, die in Bozen einen so schönen Schlußstein findet, hinter uns und Italien öffnet uns seine Arme. Freuen wir uns, daß deutsche Energie das große Werk zu Stande gebracht: wir verdanken das Niesenprojekt wie die Ausführung schwäbischen Ingenieuren, die ein Muster deutscher Ausdauer gegeben. Die Lage von Bozen, in der Deutschland die Hand nach Italien hinüberreicht, ist überaus reizend. Die lange Kette der hochaufragenden lahlen, zadien, schneeburduchten weißgrauen und röthlichen Dolomitberge bilden einen Hintergrund, von dem sich uns, um so freundlicher die Stadt abzuhängen, die in allen Straßen von Wasser durchflossen, ein ungemein belebtes Bild bietet. Die Häuser mit ihren Dachstuben machen einen ganz originellen Eindruck und die Villen rings umher, namentlich auf dem nordöstlichen Gebirgsrücken, dem Kotten, verleihen der Stadt einen außerordentlich malerischen Zauber, der uns schon lebendig nach Italien hinüber





Aus den Erinnerungen eines irischen Polizeibeamten.

3. Unser Landhaus bei Limerick.

Mein Schwiegervater hatte mich aufs Herzlichste nach seiner Vorstadtwohnung eingeladen; ich ließ daher nach meiner Ankunft von Dublin meinen Mietswagen sogleich nach Rathran hinausfahren, wo ich an einem schönen Septemberabend gegen acht Uhr eintraf. Die Luft war frostig, die Sonne bereits vor anderthalb Stunden untergegangen, und ich vom Rütteln auf den schlechten Wegen todmüde. Mein Wunder, daß ich mit Freuden den Anblick des Vaters meiner Frau begrüßte, der neben dem lodernden Feuer sich eine Flasche feinen Clarets munden ließ. Major Voles war ein schöner verständiger Mann, und sein Gesicht verräth wie ein Titelbild viele guten Eigenschaften.

Wir plauderten eine Weile traulich bei der belebenden Flamme und lebten uns nachgerade in jenen Zustand vollkommenen Wohlbehagens hinein, in welchem man eine Störung am Mißliebigen empfindet. Da fuhr Voles plötzlich auf, riste nach der Klingelschnur und schellte.

„Du wirst mich entschuldigen; aber ich habe einen wichtigen Zeugen zu verhören. Verzeih', wenn ich Dich verlasse; oder soll ich ihn hier vernehmen?“

„Wenn ich nicht störe.“

„Schick mir den Michy O'Hoolaghan herein,“ sagte er zu dem eintretenden Diener.

Der Bediente verschwand, und einige Augenblicke später erschien eine von den außerordentlichsten Personen, die mir je vorgekommen, ein kurzer, hinkender, schlecht gekleideter Knirps mit unverhältnismäßig großem Kopf und entschieden häßlichem Gesicht; doch hatte er ein Paar Augen, so funkelnd und so klug, daß es unmöglich war, an seiner geistigen Begabung zu zweifeln.

Er kam in's Zimmer gehumpelt und blieb mit einem Schafgesicht neben der Thüre stehen, respektvoll die Befehle des Major Voles erwartend.

„Wie steht's, Michy, mein Junge? Hast Du Deine Vorbereitungen zur Abreise nach Amerila getroffen?“

„Die waren bald im Kleinen, wie Euer Ehren wohl weiß.“

„Spaight läßt nächsten Montag ein schönes Schiff ausfahren.“

„Weiß wohl, und ich hoffe, Euer Ehren lassen Michy und mich darin abreißen; allein ich höre, der junge Moore wolle diese Gelegenheit auch benutzen, und dann kann ich nicht mitgehen, weil auf mein Zeugniß hin sein Vater gehängt wurde. Ich mache mir bisweilen Gedanken, das sei nicht recht von mir gewesen —“

„Sei kein Esel; da, nimm ein Glas Whisky. Ist's Dir jetzt wieder anders? Ich dachte es ja. Erzähle mir jetzt, was Du aus dem Mädchen herausgebracht hast.“

„Darf ich reden?“ entgegnete er, indem er schlau gegen mich hinblinzelte.

„Gerzhaft,“ sagte der Major; „das ist mein Schwiegersohn. Setz' Dich und erzähle; aber lüge nicht — denn wenn Du mit Unwahrheiten kommst, wirst Du in Deinem Leben Amerila nie zu sehen kriegen.“ Ich bemerkte dabei, daß Voles, wenn er Vertrauen einzustößen wünschte, den irischen Dialekt in aller Deutlichkeit vorwalten ließ.

„Gott behüte! Wie sollte ich Ihnen eine Lüge sagen? Meinen Sie, ich könnte dem Manne absichten, der mir das Leben gerettet hat und dem ich meinen ganzen Unterhalt verdanke? Da sei der Himmel für! Aber die Wahrheit gestanden, ich konnte heute noch nicht mit Biddy M'Grath reden. Ich bin nicht ganz wohl gewesen und kaum von der Wachtube fortgekommen.“

„Wie, den ganzen Tag nicht fortgekommen?“

„So wahr ich lebe!“

„Michy, Michy,“ sagte Voles, indem er lächelnd den Kopf schüttelte, „ich fürchte, Du bist ein schlimmer Bursche. Willst Du mich hintergehen?“

„Euer Ehren wird mir doch dieß nicht zutrauen. Ich will es auf das Buch beschwören, daß ich nicht aus meinen vier Mauern hinausgekommen bin.“

„Wo hast Du dieses Messer fallen lassen, Du Galgenstrick? Ja, Du hast Ursache, zusammenzufahren und zu zittern. Ich weiß

Alles. Du hast Biddy im hinteren Garten gesprochen, und sie gab Dir das Billet, das Du in Deiner rechten Tasche trägst. Her damit — so! Aber jetzt keine Lüge mehr. Es kommt von dem Vater Antonius und gibt Dir auf, das Mädchen nicht zu verrathen. Du brauchst mir dieß nicht erst zu sagen.“

Vor Schrecken bleich sank Michy in die Kniee. Ich begann unruhig zu werden und war auf dem guten Weg, den Volksglauben zu theilen, daß Voles einen bösen Geist im Dienste habe, der ihm Alles zutrage.

„O, Euer Ehren, machen Sie's nicht zu hart mit einem armen Jungen.“ Der Bursche war fünfzig Jahre alt, aber in Irland will alles jung heißen.

„Steh' auf, Du Mondkalb, und wenn Du mir nicht die ganze Wahrheit sagst, bei meiner Seele — Du weißt, daß ich nie einen Schwur breche — so sitzt Du im County-Gefängniß, ehe noch zwei Stunden vorüber sind. Ich dulde keinen Verräther in meinem Haus. Sergeant Ready (der Sergeant erschien auf den Ruf), nimm den Michy mit und sendet mir Paddy Malone herein; er wird mir die Wahrheit sagen. Guten Abend, Michy O'Hoolaghan.“

Dieß wirkte wie ein elektrischer Schlag auf den Kenden; er sprang auf und heulte eher, als er sprach.

„Ist Paddy Malone hier? O, dann ist Alles vorbei. Sie werden sich doch nicht mit dem Paddy einlassen wollen, Major: Bei der Seele meiner Mutter ich will Ihnen die Wahrheit sagen — Sie sollen Alles erfahren. Sie werden mich doch anhören, lieber Major!“ Der Ton war in den einer flehentlichen Bitte übergegangen.

„Run, wir wollen sehen; setz' Dich wieder. Sergeant Ready, Ihr stellt Euch neben ihm auf; wenn ich winke, so führt Ihr ihn ab und bringt den Malone herein. Harry, mein Junge, vergiß Dein Glas nicht. So, jetzt fang' an, Michy.“

Michy rutschte eine Weile auf seinem Stuhle hin und her und begann so: „Ich bin freilich zufällig in den hinteren Garten gekommen und habe da — auch aus reinem Zufall — Biddy M'Grath getroffen.“

„Das ist erlogen; Du bist bestellt worden.“ Und Voles nickte gegen den Sergeanten.

„Komm' mit, Michy“, sagte der Polizist.

„O Himmel, nein; ich gestehe, daß ich gelogen und daß Euer Ehren recht hat. Lassen Sie mich nur bleiben; ich will gegen Sie so aufrichtig sein, wie gegen meinen Beichtvater. (Voles nickte.) Wohlan denn, ich bin mit Biddy in dem unteren Sommerhaus zusammengelommen, und sie hat mir Alles gesagt. Es war ihr Bruder — Sie erinnern sich des Jerry, Major? Gut; dieser Jerry hielt den Kuhhirten nieder, während Biddy und ihre Mutter ihm mit Anstücken den Garauß machten.“

„Und wie konnte Jerry ihn so leicht festhalten?“

„Er hat ihm vorher zu trinken gegeben und führte ihn dann nach dem Flachsstock, wo er ihm ein Strohlager bereitete. Wie er nun in tiefem Schlaf lag, schleicht Jerry hinein und verlegt ihm zuerst eines mit einem großen Stein; dann kamen die Weiber und machten ihm vollends den Garauß. Sie hatten ihm den Kopf so zerlegt, daß man ihn, als er endlich im Fluße aufgefunden wurde, zwei Tage lang nicht erkannte, und auch Euer Ehren hätten ihn nicht identifizieren können, wenn Sie nicht in seiner Tasche die Exekutionsvollmacht aufgefunden hätten. Dann wußte man freilich, wer er war.“

„Das Alles hat mir Malone schon vorher gesagt, und Du hast mit Deiner Angabe keinen Dank verdient. Malone war's, der die Leiche nach dem Fluß trug; er wird einen guten Zeugen abgeben.“

„Ui, ui, Euer Ehren; Sie werden doch nicht das Wort dieses Spießhüben vor dem meinigen annehmen wollen? Ich habe zuerst ein Recht an die Belohnung. Bin nicht ich's gewesen, der die Biddy herdschmeichelte? Und war's nicht ich, der ihr sagte, Sie hätten versprochen, daß ihr nichts geschehen solle? Und ist sie nicht bereit zu schwören, daß die Macmahons es gethan hätten? Und ist sie nicht hocherfreut über die Art, wie sie behandelt wird? Wenn ich gegen Sie nicht gleich mit der Farbe herausging, so geschah es nur aus Furcht vor dem Vater Antonius, und ich hätte wahrhaftig lieber geschwiegen. Wenn aber Paddy Malone da ist, so ist Alles verloren und ich erhebe Anspruch, als Approver aufzutreten.“

„Weiß Biddy, daß Du mit mir verkehrst?“

„Nicht ganz; sie glaubt, ich sei hier zum Schutz gegen die O'Mellows, gegen die ich geschworen habe.“

„Gut so.“ Volles nickte und der Zeuge wurde abgeführt.

„Du hast da einen der größten Halunken von Irland kennen gelernt,“ bemerkte mein Schwiegervater gegen mich. „Ich muß mir den Elkel an solchem Volk mit einem Glas Toddy hinunterschwemmen.“

„Wer und was ist er?“

„Er ist, was wir einen Approver nennen. Ohne solche Mittel würde es uns nie gelingen, in Irland einen Beweis herzustellen. Die Geschichte des Kerls ist einfach. Er und sein Nährvater wurden festgenommen, weil sie ein altes Weib in ihrer Hütte verbrannt und ein armes Kind, das zu entkommen versuchte, erwürgt hatten. Der Fall war klar, allein es fehlte an einem direkten Beweis. Ich beschied nun den Michy zu mir, behandelte ihn als einen Agenten und gab mir den Anschein, als ob ich ihm volles Vertrauen schenkte. Dabei ließ ich es an Geldgaben nicht fehlen. Eines schönen Morgens ertheilte ich Befehl, ihn zu fassen und mit aller Strenge zu behandeln. Ich that, als habe ich einige Einzelheiten gehört, und beschuldigte ihn geradezu des Mordes. Dieß brachte ihn außer Fassung, denn er glaubte, ich habe Beweismittel aufgefunden, ihn zu überführen. So begann er zu beichten, wurde als Approver zugelassen, und sein Nährvater mußte baumeln, hauptsächlich auf sein Zeugniß hin, da die übrigen Anzeichen nicht zu einer Ueberführung ausgereicht haben würden. Seitdem hat er sich gelegentlich in das Vertrauen eines und des andern Strolchs eingelassen und sie verrathen, auch an manchem Komplott theilgenommen und mich dadurch in die Lage gesetzt, die Anschläge zu vereiteln. Michy ist in seiner Art ein gutes Werkzeug.“

„Aber wie mögen Sie nur mit einem solchen Schurken unter einem Dach schlafen? Ich zweifle keinen Augenblick, daß er auch Sie verrathen haben würde, wenn Sie nicht durch seinen Epischgesellen Paddy Malone Gewalt über ihn gewonnen hätten.“

„Ha! ha! ha!“ lachte Volles; „das ist gerade das Köstlichste an der Sache. Paddy befindet sich jetzt schon wohlbehalten auf dem Wege nach New-York. Er ist mir entkommen.“

„Wie, er wäre nicht hier?“

„Nein. Schade. Ich habe ihn nur als Sporn gebraucht, um aus Michy die Wahrheit herauszuloden. Der kleine Valente wird nachgerade so unzuverlässig, daß ich ihn, sobald die Affisen vorüber sind, nach Amerika zu schicken beabsichtige, denn im Land kann er nicht mehr bleiben. Habe ich ihm nicht stets eine Bedeckung mit, so wäre sein Leben keine Stunde sicher. Doch eben dieß bindet ihn mit Händen und Füßen an den Dienst der Regierung, die ohne Zweifel gerne bereit ist, ihn mit zwanzig Pfunden zu einem Anfang und passagierfrei nach New-York zu spediren. Ich gestehe, daß er für mich ein Verlust sein wird. Doch jetzt sollst Du die Bekanntschaft eines andern Individuums machen. Sergeant Ready, bringe Biddy M'Grath herein.“

Das Mädchen, das nun eintrat, schien mir eine der ansprechendsten Proben von irischer Schönheit zu sein. Sie war sauber, fast kokett gekleidet. Ihr braunes Haar floß in reichen Locken auf den Rücken nieder, und wie sie gegen den Major ihren Knir machte, kam es mir vor, ich habe nie ein offeneres, unschuldigeres Lächeln gesehen.

„Tritt näher, meine Colin — nur an's Feuer her — und erzähl' uns, was Du Neues von Paddy Malone gehört hast. (Ich schaute betroffen auf.) Was mir zu Ohren gekommen ist, deutet darauf hin, daß er sich in Dublin befindet. Wir werden sein Zeugniß brauchen, um die Macmahons zu überführen. Ohne weitere Beweise kann sie das Schwurgericht schwerlich für schuldig erklären.“

„So wahr ich hier stehe, Major, ich habe mit eigenen Augen angesehen, daß sie die Leiche über das Feld schleppten.“

„Aber Dein Zeugniß muß unterstützt werden, und Paddy ist nicht aufzufinden. Wie erfroren Du aussiehst — da, trink ein Glas Toddy. Beiläufig, Du hast eine Mutter — wo ist sie?“

„Das weiß ich selbst nicht; denke wohl, sie ist nach England gegangen.“

„Schade; denn Du siehst, es nützt nichts, diese Macmahons vor

Gericht zu stellen. Ohne einen zweiten Zeugen werden sie freigesprochen. Du kannst morgen wieder heimgehen, Biddy. Ich will selbst neue Untersuchungen anstellen.“

„Gott behüte — Sie werden doch nicht glauben, daß es Jemand Anders gethan hat?“

„Hum, ich weiß nicht. Es wird sich herausstellen, wenn ich selbst nach Rathkeale komme.“

Das Mädchen wurde leichenbläß. Der Major schlürfte unbekümmert seinen Grog.

„Gute Nacht,“ sagte er und bedeutete ihr mit einem Wink, daß sie sich entfernen könne. Sie zögerte.

„Mit Erlaubniß, Major, meine Mutter war bei mir und auch mein Bruder, als wir die Macmahons den todtten Mann über das Feld schleppen sahen.“

„Aber wo sind sie jetzt?“ fragte Volles plötzlich.

„An dem Kreuzweg im Cratloe-Wald,“ antwortete sie, schien aber schon im nächsten Augenblick ihre Offenheit bitter zu bereuen und würde gerne ihre Angabe zurückgenommen haben. Sie versuchte es auch, indem sie wiederholt ihre Aeußerung für irthümlich erklärte, und der Major gab sich den Anschein, als ob er ihr Glauben schenke. Sergeant Ready erhob sich und führte sie ab.

„Welch' ein liebliches Geschöpf!“ rief ich unwillkürlich. „So jung und unschuldig! Unmöglich kann sie bei einem Verbrechen theilhaftig sein.“

„So laß Dir sagen, daß diese Dirne, ihre Mutter und ihr Bruder erst vor einigen Wochen den grausamsten Mord verübt haben, der je Munster geschändet. Sie ist eine von den Personen, welche, wie Michy vorhin erzählt hat, einem armen Gerichtsboten mit Knütteln das Gehirn einschlugen. Beiläufig, die Corpora delicti liegen in Deinem Schlafzimmer; Sorge dafür, daß sie nicht berührt werden, denn es kleben daran Gehirntheile und Haare des Opfers, und sie müssen bei den Gerichtsverhandlungen vorgezeigt werden. Dieses Weibsstück hat sich bei der ganzen Geschichte am Wildesten benommen und selbst noch an der Leiche, ehe sie in's Wasser geworfen wurde, das Gesicht grausam zerleult, damit man den Unglücklichen nicht erkenne. Jetzt möchte sie gerne einige Nachbarn, auf die sie einen Groll hat, des Verbrechens bezichtigen, und nichts wäre ihr lieber, als wenn sie hingerichtet würden. Aber da wird sie sich sehr irren. Nach ihrem Bekenntniß gegen Michy hält es nicht schwer, den Beweis gegen sie selbst zu führen. Doch ich sehe, Du bist müde.“

Er zog die Klingel. „Leuchtet meinem Schwiegersohn nach seinem Schlafgemach,“ sagte er zu dem Bedienten, „und schick mir den Korporal Besen herein.“

Dieser Wärdenträger ließ nicht lange auf sich warten. „Nest Euch vier berittene Polizisten aus, umstellt heute Nacht um zwei Uhr die Hütte am Kreuzweg im Cratloe-Wald und nehmt den Jerry M'Grath mit seiner Mutter fest. Laßt sie nicht miteinander sprechen und steckt sie in gesonderte Zellen, bis ich sie morgen gesehen habe. Adieu!“ Der Korporal entfernte sich.

In meinem Schlafgemach erwartete mich der englische Kammerdiener des Majors. Von ihm erfuhr ich, daß die „schöne Mörderin“ gerade neben mir schlief und daß Michy sein Quartier über der Küche hatte. Ein halb Duzend anderer Zeugen (das heißt Mordgenossen) waren über der Wachtube untergebracht — so hieß nämlich die Waschküche, in welcher vier Polizeidiener Dienst thaten. In einer Ecke erblickte ich die Knüttel, die zur Zerstörung eines Menschenlebens gedient hatten.

Soll ich sagen, wie ich schlief und welche Träume mich in meinem Schlaf behelligten? Nein. Es genüge die Bemerkung, daß ich in meinem Leben nie eine widerlichere Nacht zugebracht hatte.

Nach dem Frühstück lehrte ich nach Limerick zurück, während Volles an's Werk ging, seine neuangekommenen Freunde in dem County-Gefängniß zu verhören.

Anlösung des Alderräthfels Seite 72:

Ein Boeuf à la mode.



Die falsche Gräfin.

Novelle von Edmund Hahn.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Unter Blumen.

Leon saß im Kabinett seiner Mutter und sprach mit ihr aus der Fülle seines Herzens. Wie in seinen Kinderjahren saß er auf einem Polster zu ihren Füßen und blickte zu ihr auf, und sie legte ihre feine Hand auf seine dunklen Locken und sprach ihm sanft und weise zu.

Zu derselben Stunde setzte sich Blanche an ihren Schreibtisch, ein Pies, welches sie kürzlich gehört, aus dem Gedächtnisse niederzuschreiben, als plötzlich die Thüre aufgerissen ward, und Delphine ungestüm hereintrat. Ihr reiches, blauschwarzes Haar umfloß regellos ihr bleiches Gesicht, ihre Augen funkelten unheimlich, ihre Hände zitterten.

Die arme Delphine!

Zu einer ungewöhnlichen Zeit war sie in das Hotel gekommen, hatte Mabelaine nicht in ihrem Zimmer gefunden, und war leise — denn so ging sie in der Regel — in Madame Velfour's Zimmer getreten, das ganz leer war und in welchem nur der Vollmond Helle verbreitete.

Die Thür des anstossenden Kabinetts war nur angelehnt. Sie vernahm Leon's tiefe, wohlklingende Stimme, hörte ihren Namen und später Blanche nennen — sie lauschte. Was sie bisher nur zuweilen gefürchtet, trat jetzt als unbezweifelte, schreckliche Gewissheit vor ihre Augen. Nahe, der Eingebung ihrer Leidenschaft folgend, verließ sie das Zimmer und eilte ohne alle Ueberlegung zu Blanche, welche sie als die Mörderin ihres Lebensglückes betrachtete. Schonungslos, alle Mäßigung vergessend, ergoß sie sich Blanche gegenüber in den heftigsten Vorwürfen, und als diese erschrocken aufsprang und sie mitleidig am Arme faßte, schleuderte Delphine Blanche von sich, als sei sie eine Schlange.

„Lassen Sie mich, berühren Sie mich nicht, Entsetzliche!“ rief sie aus.

„Beim heiligen Andenken meiner geliebten Mutter, ich verstehe Sie nicht,“ rief Blanche und sah Delphine fest in die Augen.

„Sie verstehen mich nicht? Ich war ein glückliches Mädchen; mein Verlobter, mein theurer Leon liebte mich. Er hing nur an meinen Widen, ein süßes Wort von mir war seine Freude, da kamen Sie in das Haus, Niemand wußte woher, mit schlaun Klänsten schmeichelten Sie sich bei seiner Mutter ein, bei der unerfahrenen Mabelaine, umstrickten mit Ihren feinen Netzen ihn. Aber ich verlasse dieses Haus, ich will ihn nie wieder sehen, den Treulosen, Verblendeten. Doch auch Sie sollen sich Ihres Glüdes nicht freuen, ich werde meinen Kummer nicht überleben, ich weiß, wie ich ihn ende!“

Schluchzend warf sich das leidenschaftliche Mädchen auf den Boden und erweckte in Blanche's sanftem Herzen Entsetzen und Mitleid zugleich. Sie kniete bei Delphinen nieder, bemühte sich, sie aufzurichten und sagte: „Hören Sie mich an, beruhigen Sie sich, ich habe nicht die geringste Liebe zu Herrn Velfour, nie hat er mir ein wärmeres Wort gesagt, als es mir, dem Gaste seiner Mutter, schuldig war.“

Delphine erhob sich. „Ist das wahr, gewiss wahr?“

„Beim ewigen Gott und allen Heiligen, armes, von Eifersucht gequältes Herz!“

„Aber ist es möglich, Leon Velfour täglich zu sehen, ohne ihn zu lieben?“

„Sehr möglich, denn —“ Blanche vollendete nicht.

„Ah, ich verstehe, aber warum bleiben Sie dann hier? Sie müssen doch wissen, daß Leon Sie liebt, er kämpft mit sich selbst. Seine Treue und Ehrenhaftigkeit spricht für mich, seine Leidenschaft für Sie. Wenn er Sie nicht mehr sähe, wenn Sie das Haus verlassen wollten, dann würde er aus seinem Traume erwachen, und Delphine würde für ihn bald wieder das sein, was sie ihm einst war. Ich weiß es wohl,“ setzte sie wehmüthig, aber ohne

Bitterkeit hinzu, „Sie sind die schönere, und ich besitze nicht, wie Sie, die Gabe des Gesanges.“

„Ich will dieß Haus verlassen, ich kann Sie nicht unglücklich sehen, ich fürchte nicht, daß Leon mich liebt, aber wenn es so wäre, dann natürlich müßte ich ihm ausweichen. Doch wo soll ich hin? Noch heute!“ —

„Sie wollten wirklich dieß Haus verlassen?“

„Gewiß!“

„O Dank, tausend Dank! Ich weiß einen Aufenthaltsort für Sie, eine Verwandte von mir, welche mich liebt, wird sehr gerne bereit sein, Sie aufzunehmen. Sie ist wohlhabend und sucht eine Erzieherin für ihre kleinen Töchter, würden Sie diese Stelle annehmen?“

„Mit Freuden, denn ich bin dann nicht mehr die unschuldige Ursache Ihrer Leiden.“

„Wollen Sie Madame Velfour sagen, warum Sie gehen? Die zärtliche Mutter hat kein Geheimniß vor ihrem Sohne.“

„Beruhigen Sie sich, ich werde aber den Grund meiner Abreise schweigen, so schwer es mir fällt, der Madame Velfour vielleicht undankbar zu erscheinen, aber wo soll ich hin, wohin?“

„Beruhigen Sie sich, theures Fräulein, glauben Sie mir, ich bin nicht bössartig, nur sehr unglücklich, aber Leon wird Sie nicht mehr sehen, und ich werde wieder glücklich sein! Jetzt will ich Sie verlassen, um mit meiner Verwandten zu sprechen, morgen bin ich wieder hier!“

Delphine umarmte Blanche, dann entfernte sie sich.

In Nachdenken versunken, tief bekümmert über Delphinen's Benehmen, hatte Blanche das leise Pochen an ihrer Zimmertür überhört. Madame Velfour trat ein.

„Ohne Licht, so allein, liebe Blanche? Haben Sie die Thee-stunde überhört?“

„Verzeihen Sie mir, ich dachte an meine Mutter, daß es ein Unrecht von mir ist, Ihre Güte zu mißbrauchen, bei Ihnen ein müßiges Leben zu führen, daß ich hier vielleicht wider Willen Delphinen weh thue, denn Sie und Mabelaine beweisen mir mehr Zuneigung als ihr, die, als künftige Gattin Ihres Sohnes, mehr Rechte hier im Hause hat, als ich, die Waise, aufgenommen von Ihrer Güte.“

„Mein liebes Kind“, sagte Madame Leroy nach einer Pause, „Delphine hat viele gute Eigenschaften, ich bin ihr herzlich zugehan, allein ich sympathisire mehr mit Ihnen, als mit ihr, ebenso geht es Mabelaine. Ich fürchte, daß Delphine, heftig, leidenschaftlich, nicht ganz die Frau ist, durch welche sich Leon beglückt fühlen kann, ich fürchte, daß auch Delphine selbst mit Schmerz erkennen wird, daß die glühende Liebe, welche sie erseht, nicht in meines Sohnes Herzen lebt, und vielleicht ist es besser, wenn Beide, diesen Irrthum erkennend, sich noch zu rechter Zeit trennen.“

„Darüber steht mir kein Urtheil zu, aus Delphinen's Aeußerungen weiß ich nur, daß sie ihren Verlobten innigst liebt, seine Untreue würde ihr großes Leid zufügen.“

„Glauben Sie nicht, daß Delphine Leon vergessen würde? Nicht alle Herzen bewahren das Andenken an ihre erste Liebe das ganze Leben hindurch, und selbst ich, ernsteren Gemüths als Delphine, lernte mit der Zeit ohne bittere Schmerzen an Bernard denken. Doch ich fürchte, Sie verstehen mich nicht ganz.“

„Vollkommen,“ entgegnete Blanche, welche instinktiv wußte, was Madame Velfour mit ihren Bemerkungen beabsichtigte, „ich weiß, daß die Gemüthsarten der Menschen verschieden sind, aber auch, daß es Naturen gibt, wie meine Mutter, wie ich selbst, welche niemals einer zweiten Liebe ihr Herz öffnen können.“

„Wie, Blanche? Sie, ein Kind, im Kloster erzogen, Sie sollten die Liebe kennen?“

„Ich weiß nur, daß ich ein geliebtes Bild, eine Erinnerung, im Herzen bewahre, die mich überall begleitet, ich werde jenen Mann vielleicht nie wiedersehen, es möchte Ihnen, wenn ich Ihnen Alles mittheilen wollte, seltsam erscheinen, aber — ich weiß, daß ich keinen andern Mann jemals werde lieben wie ihn, der für mich nur eine flüchtige Erscheinung war, ähnlich einem schönen Traume.“

„Das ist Selbsttäuschung, liebe Blanche, wenn ein lebenswüthiger Mann sich um Ihr Herz bewirbt —“

„O, das würde mich peinigen, ich habe keine Gegenliebe zu vergeben!“

Madame Velsour schwieg, sie war erzürnt auf Blanche, denn sie verstand sie. Jede Mutter fühlt sich verletzt, wenn ihr geliebter Sohn, den sie des besten Weibes würdig hält, abgewiesen wird. Endlich sagte sie lächelnd: „Da Sie so früh selbstständig geworden sind, können Sie sich freilich auch am Besten rathen, und seine Empfindungen kennt Jeder selbst am Besten!“

Am andern Morgen kam Delphine mit ihrer Verwandtin, und nachdem dieselbe der Madame Velsour vorgestellt war, erbat sich Madame Courtin in Blanche's Gegenwart den Rath der Madame Velsour in Betreff einer Gouvernante für ihre kleine Tochter.

„Wir sind freilich keine vornehmen Leute, und ich habe selbst keine Erziehung gehabt, aber Herr Courtin und ich haben uns etwas erworben; Eugenie ist unser einziges Kind, sie soll eine Dame werden, bei uns bleiben, in kein Kloster oder Pensionnat kommen, und endlich einen vornehmen Mann heirathen, wir können ihr eine gute Aussteuer geben.“

Blanche, durch Delphine vorbereitet, trug sich bescheiden, aber in würdiger Weise der Madame Courtin an, und diese war bereit, Blanche sogleich mit sich zu nehmen. Mabelaine machte einige herzliche Einwendungen, auch Madame Velsour's Augen wurden feucht, allein sie dachte an ihren Sohn, für welchen Blanche's Anwesenheit nur peinlich sein mußte, und deshalb billigte sie Blanche's Entschluß. Der Abschied zwischen der Waise und den Damen Velsour war ein liebevoller, Blanche trug der Madame Velsour einen artigen Gruß an Herrn Leon Velsour auf, und folgte der Madame Courtin zu dem Wagen, der sie nach dem Hause des Herrn Courtin brachte, das sich außerhalb der Stadt befand.

Blanche war von ihrer Kindheit an gewöhnt, viel mit sich selbst zu leben, deshalb fand sie sich schnell in ihren Umgebungen zurecht. Die Gutmüthigkeit des Courtin'schen Ehepaares, welches großen Respekt vor Bildung besaß, und das lebenswürdige Benehmen der kleinen Eugenie machten, daß Blanche sich schneller eingewöhnte, als sie gehofft hatte.

Herr Courtin hatte mit einem kleinen Kapital angefangen und sich das schöne Haus nebst dem großen Garten, welches er besaß, selbst erworben. Obgleich er es jetzt nicht mehr nöthig hatte, setzte er doch den Blumenhandel noch fort, und jeden Morgen wurde ein Wagen voll schöner frischer Pflanzen nach dem großen Blumenladen gefahren, den er unweit des Places Vendome gemiethet hatte. Herr und Madame Courtin hatten zwei Diener und eine Verkäuferin, aber sie gingen dennoch, wenn das Wetter nicht allzu schlecht war, täglich nach Paris, um nachzusehen, wie das Geschäft ging. Blanche erhielt ein elegantes Zimmer nebst Kabinet neben ihrer kleinen Schülerin Schlafgemach.

Obgleich Blanche Madame Velsour und deren Tochter liebte, sagte ihr doch das stillere Leben im Courtin'schen Hause fast noch mehr zu. Sie gewann hier mehr Zeit, an ihrer eigenen Fortbildung durch gute Bücher zu arbeiten, sie sah, daß sie der kleinen Eugenie sehr nützlich sein konnte, endlich — sie war nicht Gast im Courtin'schen Hause, sondern Lehrerin, sie verdiente ihr Brod.

Jeden Morgen machte sie mit Eugenie einen Spaziergang durch den großen Garten, selbst bei ungünstiger Witterung, nur verweilten sie an solchen Tagen länger in den warmen Treibhäusern. Es gewährte Blanche stets neues Vergnügen, wenn sie sah, wie die Pflanzen von jedem gelben Blüthen befreit, wenn abgeblühte Blumen abgeschnitten, breite Blätter sorgfältig abgewischt wurden, ehe der Knecht sie in den großen Glaswagen setzte, der diese Blumen nach Paris fuhr. Nur wer Paris kennt, kann sich eine Vorstellung von dem ungeheuern Verbrauch von Blumen machen, der diese schöne Stadt charakterisirt. Nichts ist reizender als der Pariser Blumenmarkt und nirgends werden wohl so viel Beilchen und chinesische Rosen gezogen als in Frankreich, kaum in dem blumen- und gartenreichen England.

Neujahr war vorüber, ein gelinder Frost hatte die bisher nassen Wege angenehm gemacht, Eugenie war in den letzten Tagen besonders fleißig gewesen, sie hatte die Erlaubniß erhalten, mit Blanche nach Paris fahren zu dürfen, um in einer Buchhandlung Einkäufe zu machen. Als dieß geschehen war, gingen Beide, Lehr-

rerin und Schülerin, nach dem Blumenladen, Madame Courtin, welche heute in Paris war, einen kurzen Besuch zu machen.

Madame Courtin, welche, eine echte Pariserin, stets wußte, was die neueste Mode war, fand Eugenie's Hut abscheulich, deshalb sagte sie zu Blanche: „Ich möchte zehn Minuten mit Eugenie in die Buchhandlung gehen, wollten Sie wohl so lange hier bleiben? Es werden keine Käufer kommen, und wenn auch, sehen Sie den Preis nach Belieben. Hier, diese Bouquets sind am Gangbarsten, sehen Sie, zwei, drei, vier, fünf Franken.“

Madame Courtin entfernte sich mit ihrem Töchterchen.

Blanche blieb allein zurück, sie begriff nicht, wie Madame Courtin es bei diesem starken Duft stundenlang in dieser Umgebung, obgleich sie reizend war, auszuhalten vermochte.

Sie nahm ihren Hut ab, setzte sich auf einen Sessel und stützte den Kopf auf die Hand, ihre Augen schlossen sich.

Ein Geräusch weckte sie auf, sie blickte um sich, dunkle Blat überfloss ihr liebregendes Gesicht, vor ihr stand Er, Er, den sie damals in St. Gaudens Armand hatte nennen hören, den sie noch einmal, halb im Traum, in jener Hütte gesehen hatte, als sie, verwundet, der Pflege der guten Frau übergeben worden war.

Blanche's Errothen entging dem jungen Manne nicht, auch sein angenehmes Antlitz übergoß ein leichtes Roth. Er verbeugte sich tiefer, als es wohl sonst ein junger Mann gegen eine Blumenverkäuferin that. Lange, lange wählte er, endlich sagte er: „Glauben Sie nicht, daß dieses Rosenbouquet einer Dame gefallen kann?“

„Gewiß, es ist sehr schön!“ Blanche sagte diese Worte etwas trübselig. Armand fuhr fort: „Es ist für meine Tante bestimmt, dieses kleine Beilchensträußchen soll mein bleiben.“

Blanche's Züge erheiterten sich, ohne daß sie es wohl selbst wußte, sie wählte unter den kleinen Bouquets das, welches ihr das schönste schien. Endlich, nachdem Armand sich die Blumen mit einer Aufmerksamkeit betrachtet hatte, als ob er noch niemals Pflanzen gesehen, fragte er: „Hat nicht Herr Charpentier große Gärten in Passy?“

„Nein, der Besitzer dieser Blumen heißt Herr Courtin, sein Haus ist in Bellevue.“

„Ah, richtig!“

Der ehrliche Armand war doch schlau genug, um der unbefangenen Blanche abzufragen, wo sie wohne. Er konnte sich nicht entschließen, das schöne Wesen, welches ihm wie Nora selbst vorlief, nach dem Preise der Blumen zu fragen. Er legte einen Napoleon auf den Tisch. In diesem Augenblick erschien Madame Courtin, sie machte ihre beste Verbeugung, gab dem Herrn mehrere Franken zurück und empfahl sich seiner ferneren Genogenheit.

Als Armand den Blumenladen verlassen hatte, sprach Madame Courtin: „Ein vortrefflicher junger Mann, der Herr Graf von Crevecoeur, gar nicht wie andere junge Männer seines Standes, welche nichts im Kopfe haben, als Pferde, Jagdhunde und Theaterprinzessinnen oder Voretten. Mein Vathe, Jean Baptiste, ist kein Kammerdiener gewesen, er kann nicht genug Gutes von dem Grafen Crevecoeur erzählen.“

Blanche schwieg, aber Paris war für sie jetzt keine fremde Stadt mehr, ihr einsörmiges Leben von jetzt an voll Wärme und Licht.

Gedankenvoll schlenderte Armand nach dem Palais seiner Tante. Immer erblickte er das liebliche Mädchen vor sich, wie es träumend, der Blumenfee ähnlich, unter den Blumen geseffen hatte. Und wie sie die Augen aufschlug! er kannte Shalispere's Romeo und Julie nicht, aber wie Romeo sprach er zu sich selbst: „Ein paar der schönsten Sterne muß vom Schöpfer bestimmt worden sein, in dieses Mädchen's Augen zu funkeln.“

Es war ihm zu Sinn, als habe er dieses edle und reizende Mädchenanltz schon einmal gesehen, er wußte sich aber nicht zu erinnern wo? und wieder schien es ihm unmöglich, daß er dieses Gesicht gesehen und den Ort, wo es gewesen war, vergessen haben sollte.

Hatte Armand vielleicht von Blanche geträumt?

Spät Abends ging er noch einmal bei dem Blumenladen vorüber, er sah aber nur Herrn Courtin.

Einige Abende später sagte Madame Courtin, als sie ihr Geld überzählte: „Allerliebste neue Fäulfrankensstücke, alle vom Grafen

von Crevecoeur, er kommt jeden Tag in den Laden und wählt einen Strauß für sich, dabei hat er Interesse für jede Pflanze, nicht das Geringste von dem Hochmuth, der unsern alten Edelkenten eigen ist. Er ist durchaus nicht wie seine Familie, das sind Aristokraten, ärger als die Spanier, über deren Geschlechtsstolz nichts gehen soll, wie ich kürzlich in einem Buche gelesen habe."

Blanche seufzte. Armand gehörte einer adelstolzen Familie an. Sie dachte an Madame Velfour und den Grafen Bernard.

Durch Madame Courtin hörte sie zuweilen von Madame Velfour, auch hatte Blanche ihr und Mabelaine geschrieben, und freundliche Antwort erhalten. Delphine war wieder bei ihren Eltern, Leon verreist, wie es hieß, in Geschäften, seine Verbindung mit Delphine sollte im Mai stattfinden. Blanche hörte dieß mit stiller Freude.

Eines schönen Märztages hatte Herr und Madame Courtin mit Eugenie eine kleine Reise unternommen. Seit dem Tode ihrer Mutter hatte sich Blanche noch nicht so froh gefühlt, wie heute. Sie hatte ihr schwarzes Gewand mit einem hellblauen vertauscht und wandelte singend im Garten umher, jede Knospe mit Freude betrachtend. Daß sie belauscht wurde, ahnte sie nicht, sonst hätte sie wohl nicht so unbefangen ihre hübschen Volkslieder, Erinnerungen aus Südr Frankreich, in die Luft ertönen lassen.

Mit leichtem Tritt nahte sie sich dem großen Glashause, um den Camilien, Azaleen und Rosen, welche in voller Blüte standen, einen Besuch zu machen. Wer beschreibt ihr Staunen, als ihr an der Thür Graf Armand in Begleitung des Gärtners entgegenkam.

Ihre Verwirrung war so groß, daß sie einen Augenblick regungslos stehen blieb, dann wandte sie sich, erröthend, rasch zum Gehen.

"Fliehen Sie nicht, mein Fräulein," bat Armand, indem er ihr folgte, "Sie sind hier in Ihrer Heimat, und ich bin es, dem es obliegt, sich zu entfernen."

"In meiner Heimat? O nein, ich bin eine Pilgerin, und verweile nur einige Zeit hier."

"Sie wollen mir entfliehen, ich muß mich in mein Schicksal ergeben, nur verlassen Sie mich nicht eher, mein Fräulein, bis Sie mir gesagt haben, daß Sie mir verzeihen, denn ich habe Ihrem Gesange gelauscht."

"Dafür bedürfen Sie keiner Verzeihung, mein Herr, ich sang, weil der schöne Frühlingstag mich singlustig machte, Sie befanden sich zufällig hier, das ist Alles."

Armand wandelte unter knospenreichen Bäumen neben ihr her und fragte: "Wie ist der Titel des letzten Liedes, welches Sie sangen?"

"Es hat keinen Titel, es ist ein Volksliedchen, das ich schon als Kind in St. Gaudens hörte und aus dem Gedächtniß nachgesungen habe."

"In St. Gaudens? Waren Sie im vergangenen Frühling noch dort? Aber wozu frage ich, es kann ja nicht zwei so süße Stimmen in der Welt geben. Ich war in St. Gaudens, im Frühling; damals auf der Anhöhe, wo der gelbe Jasmin im Ueberflusse blüht, hörte ich Sie singen, ohne Sie zu sehen."

Blanche lächelte ein wenig, endlich sagte sie ohne alle Ziererei: "Es ist wohl möglich, obgleich in St. Gaudens viele Mädchen singen."

"O," sagte er abwehrend, "ich sehe, daß auch Sie, mit Ihren kausenden Augen, nicht ganz frei von Schelmerei sind. Wann verließen Sie St. Gaudens, Fräulein?"

"Den Tag, nachdem Sie dort waren, Herr Graf."

"Merkwürdig, aber verzeihen Sie mir noch eine Frage, denn es fällt mir jezt wie Schleier von den Augen, wurden Sie auf der Reise von dem Unfall heimgesucht, welcher den Zug, der nach Paris ging, betroffen hat?"

"Allerdings, ich fiel mit dem Kopfe hart auf einen Stein, dunkel erinnere ich mich, daß ich in eine Hütte am Wege getragen wurde, mehr weiß ich nicht."

Blanche konnte sich nicht entschließen, zu gestehen, daß sie ihn für den Retter hielt, welcher ihrer Pflegerin Goldstücke eingehändigt hatte. Auch Armand sagte natürlich nichts davon, er erwähnte nur, daß er sich erinnere, daß eine junge Dame die schwerste Verletzung erhalten habe, er freute sich, daß sie schon längst völlig her-

gestellt sei. Blanche lächelte ein wenig, Armand wagte nicht, weitere Fragen an sie zu stellen, obgleich er sich für Blanche's Vergangenheit lebhaft interessirte. Wie tief die Neigung zu dem lebenswärtigen Mädchen in Armand's Seele wurzelte, vermochte er selbst noch nicht zu ermessen. Wer kennt seine Empfindungen ganz, bevor sie Prüfungen bestanden und überdauert haben? Daß aber seine Hochachtung für sie ebenso groß als seine Verwunderung ihrer Schönheit war, bewies er dadurch, daß er Blanche's guten Namen rein erhalten wollte. Er grüßte sie ehrfurchtsvoll, sagte dem Gärtner, wohin die gelaufen Blumen zu schicken seien, und verließ rasch den Garten.

So war denn Blanche schon mehr als einmal Armand begegnet. Sie war die ungefehene Sängerin, deren Stimme ihn in St. Gaudens bezaubert hatte, sie, das verlassene Kind, das er bei dem Eisenbahnunglück mit in jene Hütte getragen, zu deren Verpflegung er seine Börse zurückgelassen hatte. Damals war ihr Antlig bleich, von Blut überströmt gewesen, doch hatte er selbst damals ihre reichen, seidenartigen Locken bewundert und den feinen Mund, der so schweigsam, bei gewiß großem Schmerze, blieb. Unaufhörlich mußte er an sie denken, wo er ging und stand, obgleich er sich bemühte, dieß nicht zu thun, denn Armand achtete Blanche zu hoch, um sich um ihr Herz zu bemühen, da seine Verhältnisse ihm nicht gestatteten, ihr seine Hand zu bieten.

Blanche war von dem Wiedersehen heftig bewegt, wenn auch ihre Liebe zu Armand eine entsagende war, so war sie doch, wie es nach Blanche's Charakter und Erziehung nicht anders sein konnte, eine schwärmerische; das arme Mädchen hatte ja auf Erden kein lebendes Wesen, das sie so unbedingt lieben konnte. Für Blanche war Armand der einzige Mann auf der Welt; er dagegen hatte schon, bevor er sie gesehen, Mädchen und Frauen bewundert, geliebt und — auch verlassen! Armand war eine edle Natur, einer der solidesten jungen Männer, aber doch war er schon der Geliebte einer stolzen Marquise gewesen und hatte ein Verhältniß mit einer geistreichen Schriftstellerin gehabt.

Herrn Courtin's Garten betrat Graf Armand nicht wieder, aber seine Sträußchen kaufte er selbst täglich bei demselben, und da er jedesmal über diese oder jene Blume ein Gespräch anknüpfte, so gedieh endlich seine Bekanntschaft mit Herrn und Madame Courtin so weit, daß er zu fragen pflegte: "Alles wohl bei Ihnen zu Hause?" und erfreut war, wenn er die Antwort erhielt: "Vielen Dank, Herr Graf, Alles ist gesund."

Es war an einem schönen Maitage, an welchem Armand, überlegend, ob er eine weitere Reise machen, oder Verwandte auf ihren Schlössern besuchen sollte, die Straße entlang ging, wo sich der Courtin'sche Laden befand. Seiner Gewohnheit nach ging er, sich seine Blumen zu kaufen, und fand diesmal neben Madame Courtin die kleine Eugenie. Graf Armand lobte das heitere Kind, und fragte es scherzend, ob es fleißig sei und viel gelernt habe.

"Das will ich meinen, Herr Graf," entgegnete mit mütterlichem Stolz Madame Courtin, "ich habe aber auch für eine musterhafte Erzieherin gesorgt. Sie glauben gar nicht, Herr Graf, wie gelehrt Mademoiselle Leroy ist, sie spricht Italienisch, Englisch, ich bin überzeugt, daß sie Latein versteht; wenn sie singt oder Harfe spielt, wird Herr Courtin immer ganz gerührt, und mit der Nadel weiß sie umzugehen, daß es eine Freude ist. Gestern war mein Namenstag, da hat sie mir dieses allerliebste Notizbuch geschenkt. Ist diese Stiderei nicht bewundernswürdig?"

"Außerordentlich schön, ich möchte es meiner Mutter zeigen können."

"Es steht Ihnen zu Diensten, Herr Graf."

"Sie werden es in wenigen Tagen mit Dank zurückhalten, Madame Courtin."

"Sehr wohl, Herr Graf."

"Hat denn diese Mademoiselle Leroy keine Verwandten mehr?"

"Niemanden auf Gottes weiter Welt. Es muß über ihre Herkunft ein Geheimniß obwalten, doch will ich damit nichts gegen die Ehre der verstorbenen Madame Leroy gesagt haben. Ich bin eben nicht neugierig, und frage Niemanden aus, Madame Velfour hat mir Mademoiselle Blanche empfohlen, das war mir genug. Aber man sieht doch so Mandies."

"Natürlich, besonders bei Hausgenossen."

„Sehr richtig, Herr Graf, und da sah ich einmal ein Gebetbuch bei Fräulein Blanche, welches, wie sie sagte, von ihrer Mutter herkam, das ist außerordentlich schön eingebunden, in dunkelblaues feines Leder, auf der obersten Decke hat es ein Wappen mit einer Krone. Ich vermuthete, daß Madame Leroy von hoher Geburt gewesen ist.“

„Hm, hat Fräulein Leroy Ihnen niemals Andeutungen darüber gemacht?“

„Niemals! Sie nennt sich eine arme Waise, ich glaube ihre Mutter hat sie aber ihre Familie in vollständiger Ungewissheit gelassen.“

Diese Bemerkungen der Madame Courtin machten Armand sehr nachdenklich. Wenn Blanche aus guter Familie stammte, dann durfte sie nicht länger Erzieherin im Hause eines Blumenhändlers sein, dann war es Mitterpflicht, ihr eine andere Stellung zu verschaffen. Sie war reizend in ihrer einfachen Kleidung, wenn er sich Blanche — o welch' lieblicher Name — in Spitzen gehüllt, mit Perlen überrieselt dachte!

Armand war ein Aristokrat, ein Mann von den feinsten Manieren, er konnte sich, seinem ganzen Wesen nach, nur für eine Dame interessieren; daß er so viel an das Blumenmädchen gedacht hatte, bewies nur, daß Liebe alle Grenzen niederreißt, mächtiger ist als alle Vernunft, wie hoch sie auch den Menschen stellt. Mit Gedanken an eine für Blanche geeignetere Stellung beschäftigt ging er über den Platz Vendôme, in der Straße de la paix wich er seinem liebsten Freunde aus, er wollte sich in seinen Träumen nicht stören lassen, plötzlich hörte er sich bei seinem Namen rufen, sein Kammerdiener brachte Armand ein Telegramm. Erblassend las er, daß seine Mutter auf ihrem Schlosse unweit Avignon gefährlich erkrankt sei, der Sohn ward an ihr Lager berufen. Armand liebte seine Mutter aufrichtig und zärtlich, er vergaß in seiner Angst, daß es eine schöne Blanche in der Welt gab. Ohne Zögern gab er seinem Kammerdiener den Befehl, des Grafen Sachen zu packen und ihm mit dem Nothwendigsten zu folgen. Armand warf sich in einen Mietwagen und gebot dem Kutscher zu eilen, damit er noch vor Abgang des nächsten Schnellzuges auf dem Bahnhofe eintreffe.

Madame Courtin erwartete Tag für Tag den lebenswichtigen Grafen, ihre schönsten Sträuße lagen für ihn bereit, aber er erschien nicht, auch ihr Notizbuch, welches Blanche für sie gearbeitet hatte, erhielt sie nicht zurück. Endlich sprach sie zu Gause davon, und Herr Courtin vermuthete, Graf Armand von Crevecoeur sei krank.

Blanche wurde bleich bei dieser Bemerkung, der Gedanke, daß Armand krank, vielleicht ohne Pflege sei, war ihr qualvoll und sie fand es nur billig, als Madame Courtin die Frage an sie richtete, ob es nicht schädlich sei, sich nach dem Befinden des Herrn Grafen zu erkundigen, da er fast täglich im Blumenladen einspreche, wenn er gesund sei.

Die wohlgemeinte Absicht der Madame Courtin wurde ausgeführt, Jacques mit einem geschmackvoll zusammengestellten Bouquet abgesandt, aber er brachte dasselbe wieder zurück und die Nachricht mit: der Herr Graf habe schon vor zehn Tagen Paris verlassen, vielleicht sei er abgereist, um sich zu verheirathen.

„Möglich,“ sprach ernsthaft Madame Courtin, „deshalb hat der Graf wahrscheinlich die vielen schönen Bouquets gekauft, vielleicht ist aber Alles auch nur ein müßiges Gerede, nun, mit der Zeit werden wir das Wahre von der Sache erfahren. Mich ärgert es nur, daß der Graf vergessen hat, mir das Notizbuch zurückzugeben, ich weiß nicht, ob ich es jemals wiedersehe. Es gefiel dem Grafen so sehr, er wollte ein Aehnliches für seine Tante bestellen.“

„Haben Sie —“ Blanche wurde von ihrer Schüchternheit abgehalten, die Frage zu vollenden.

„Was wollten Sie sagen, Fräulein Blanche? Sie haben es mir doch nicht übel aufgenommen, daß ich Ihr liebes Geschenk weggegeben habe? Ich rühmte Sie in Bezug auf Eugenien, zufällig lag Ihre Arbeit da, ohne mir etwas von des Grafen Liebhabereien für schöne Stidereien träumen zu lassen, sprach ich von Ihrer Kunstfertigkeit, und der Graf hat sich das Büchlein aus.“

Blanche schwieg, aber ihr liebliches Gesicht erhellte sich, den ganzen Abend hindurch überließ sie sich ihren Gedanken, es schienen keine unlieben zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Fliegende Blätter.

Henriette Sontag und der Maskinist. Als die hochgefeierte Sängerin im Jahre 1829 in Posen neue Vorlesungen pflichtete, lebte dort ein armer polnischer Maskinist, dessen großer Gehalt kaum ausreichte, seine zahlreiche Familie zu ernähren. Mit Bangigkeit sah er sein Benefiz herannahen, von dessen Einnahme er mehrere Gläubiger befriedigen sollte. Aber so betrübte und sorgenvoll der Arme auch war, lauschte er doch mit einer gewissen frampfhaften Freude hinter der Coulisse dem wunderbaren „Stech“ nur auf!“ der Künstlerin, und es schien, als habe das Schicksal ihn zum Schutze derselben bestellt. Denn als sie unter dem stürmischen Beifallsturm des Publikums von der Bühne ging, gerieth sie in Gefahr, durch eine schlecht verschlossene Oeffnung des Podiums in die Tiefe hinabzufürzen. Der Maskinist sprang schnell herbei, um sie zurückzubalten, stürzte aber dabei selbst in die Oeffnung und verrenkte sich den Arm. Alles drängte sich herbei, um dem armen Teufel Hülfe zu leisten, und nicht die Letzte war Demetrisse Sontag, welche ihm ihre Dankbarkeit nicht wirksamer bezeugen zu können glaubte, als daß sie auf die Nachricht, morgen sei der Tag seines Benefizes, antwortete: „Wehlan, wir wiederholen die heutige Vorstellung!“ Der folgende Abend war ein wahres Jubelfest für den Maskinisten, der, hinter den Coulissen anwesend, wo er ging und stand, immer das glückliche „Stech“ nur auf!“ vor sich hinbrummete. Der Kaiser wohnte der Vorstellung bei und ließ der Künstlerin ein kostbares Armband überreichen, das sie gleichfalls dem Benefizianten zuwies, dem seine Gläubiger nun mit abgezogenen Hüten auf's Neue ihre Dienste anboten.

Treue eines Hundes. Ein Zug von Treue eines Hundes macht durch die Blätter die Runde, der wohl selten seinesgleichen finden dürfte. Ein Arzt an dem großen Hospitale von Reichen bei Seutshaupten machte vor einigen Tagen, begleitet von seinem Hunde, einem schönen Rensfontländer, einen längeren Spaziergang. Gegen Abend in seiner Wohnung vermischte er einige Briefe, die er in seiner Rocktasche bei sich getragen, und zu gleicher Zeit seinen Hund. Am nächsten Tag machte er den Weg noch einmal, und auf diesem Gange stieß er in einer Entfernung von vier Meilen von dem Hospitale plötzlich auf den Hund, der neben den Briefen liegt und Wache hält. Das treue Thier hatte die ganze Nacht durch, im Ganzen 16 volle Stunden, das Eigenthum seines Herrn bewacht. Die That zu feiern wurde der Hund umgelauft und Postmeister-General genannt, und ein Thiermaler hat sich ihn schon sammt den Briefen zum Porträt eines Kunstwerkes genommen, womit er nächstens seine Landeloten in Erstaunen setzen wird.

Rösselsprung.

den	er	und	ei	sprach	lie	zu	ei
hier	auch	wir	gen	lies	gen	se	de
auch	lies	gen	ich	ich	ihre	auch	ich
lieb	zur	auch	ich	auch	de	reich	zu
so	auch	das	so	weil	mir	sprach	reich
paß	ich	mei	und	reir	zum	wir	und
du	hier	reich	du	und	lies	den	so
lieb	welch	welch	ne	lies	und	paß	den

Auflösung des Rösselsprungs Seite 55:

Denn sich der Sonnenstrahl scheidend verlor,
Denn die Nacht zumal
Kathlos läßt ohne Wahl,
Ist Du, o Abendstern, strahlend hervor.

Wie eine Flammelwacht strahlt Dein Licht,
Schimmernd die ganze Nacht
Zeigst uns Gottes Nacht,
Ostst dem Vertrauen Du neues Gesicht.

Redaktion, Druck und Verlag von St. Haßberger in Stuttgart.

Die Illustrierte Welt.

Sechzehnter Jahrgang.

Jeden Sonntag eine Nummer von 112 Seiten.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 fr. rhein.

N. 10.

Stuttgart, 1867.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 19 fr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Das Winterbergnügen. Gem. von Ch. Dixie, gest. von Orger.

Nach dem Schiffbruch.

Nordaustralische Skizze

von

Friedrich Gerstäcker.

(Schluß.)

„Jetzt vorwärts, Kameraden,“ rief aber Hans, „damit wir erst einmal sehen, was dort in der Schlucht vorgeht. Vorwärts! Sind eure Gewehre alle in Ordnung?“

„Alle,“ riefen die Leute, und ohne ein Wort weiter für nöthig zu halten, sprang Hans, sein Doppelrohr in der rechten Hand haltend, dem Grasbaum zu, von dem aus er erst einmal einen Blick in das dort wieder abfallende Thal werfen wollte, ehe sie sich dem scharf abgegrenzten Eingang, hinter dem leicht der Feind versteckt sein konnte, gemeinsam näherten. Doch ein Blick genügte schon, um ihn zu überzeugen, daß die einzige Salve hinreichend gewesen, das schwarze Gefindel, das sich da oben aufzuhalten, zu ihrer Gesellschaft umzutreiben. Sie sahen die Frauen, ihre Kinder auf dem Rücken, flüchtigen Laufes die Schlucht hinabsteilen, während ihnen die Männer, schon die Köpfe zurückgebogen, folgten. Wie verheerend aber ihr Feuer gewirkt hatte, fanden sie hier, denn sieben Tote und Verwundete lagen, von ihren Kameraden im Stich gelassen, am Boden, und drei oder vier Nachzügler, die jedenfalls auch eine Kugel erhalten haben mochten, suchten sich mühsam den Flüchtigen nachzuschleppen.

Hans' scharfes Auge entdeckte aber bald in den Felsen an der linken Seite ein paar lichte Gestalten. Er richtete das Glas dorthin und erkannte augenblicklich drei bewaffnete Weiße, während ein Vierter todt oder verwundet am Boden lag. Das waren die Freunde, und hart bedrängt von den Wilden, denn unten im Thal

wimmelte es von schwarzen Gestalten, die jetzt wild durch einander liefen und jedenfalls erschreckt durch den neuen Angriff nicht gleich wußten, ob sie dem unerwarteten Feind begegnen, oder ihn unten im Thal erwarten sollten.

Ferdinand Schmitz, Volksschuler und Geschäftsschreiber. Originalzeichnung von Fritz Krichuber. (Z. 111.)

Wieder wurde ein Schuß von dem kleinen Trupp Weiße abgegeben, die jetzt wahrscheinlich die Gestalten am Eingang der Schlucht ebenfalls erkannt hatten. Aber die Leute schienen ihre Munition nicht zu verschwenden, denn der Schuß war nicht in die Luft, sondern auf die noch unten befindlichen Schwarzen gerichtet, und diese machten jetzt, dadurch vielleicht gereizt, einen verzweifelten Angriff auf die dort Gestellten. Ueberall konnten sie die dunklen Gestalten an dem Felsen emporklimmen sehen.

Jetzt aber säumte auch Hans nicht länger, denn dort that Hülfe noth. Ohne weiteres Zögern sprangen die Männer in die Schlucht hinein, die bröckliche Steintreppe hinab, der rauhe Pfad war kein Hinderniß für die gewandten Matrosen, und mit einem Jubelruf stürmten sie die Schlucht hinab, immer dem zahlreichen Feind entgegen.

Dieser klappte; dort kamen jedenfalls mehr Weiße, als in dem einen Boot gewesen waren. Von oben fielen noch einzelne Schüsse nieder, die, ruhig gezielt, selten fehlten. Noch hielten sie Stand, aber sie wagten nicht, höher zu klettern, aus Furcht, sich den Nüchweg abgeschnitten zu sehen. Immer näher kamen die Weißen, jetzt waren sie kaum noch zweihundert Schritt von ihnen entfernt. Die noch an den Felsen hingen, sprangen hinab und schlossen sich dem Schwarm an, während Hans dahinter die Weiße mit den Mündern konnte flüchten sehen. Wollten die Männer wirklich Stand halten? Jetzt betrug die Entfernung kaum noch hundert Schritt, die Schwarzen mußten nahe an zweihundert Köpfe zählen, und sie zu zehn stürmten dagegen an. Jetzt noch siebenzig oder achtzig Schritt, schon sahen sie, daß die Schwarzen ihre Wurfschlangen hoben, um so viel als möglich der Feinde untauglich zum Kampf zu machen. Da rief Hans: „Haltet! feuert! mitten in den Schwarm hinein und dann rasch wieder geladen. Achtung! Feuer!“ und wie ein Wetter schmetterte der Kugelhagel in den geschlossenen Trupp der Wilden.

Die Wirkung war furchtbar, jetzt aber auch kein Halten mehr in dem Schwarm. Wie ein geschredtes Wild wandten sie sich in schiefer Flucht das Thal hinab, von dem Gurrath der Weißen verfolgt. Aber keiner von diesen wich vom Fels, bis er seine Waffe wieder geladen hatte, und jetzt erst eilten sie hinter den viel flüchtigeren Feinden her, bis zu der Stelle, wo sie die Kammeraden wußten, und dann an den Felsen hinauf, um diesen, wenn sie es brauchen sollten, Hülfe zu bringen.

Es war die höchste Zeit gewesen. Jeder von ihnen führte nur noch zwei Patronen und mit der Unmöglichkeit vor sich, den Strand wieder zu erreichen und dieser Masse von Wilden die Stirn zu bieten, hatten sie sich schon auf den Tod gefaßt gemacht und verabredet, daß sie ihre letzte Kugel für sich selber aufsparen wollten, um der blutdürstigen Bande wenigstens nicht lebendig in die Hände zu fallen. Dabei waren Alle ohne Ausnahme verwundet, die beiden Steuerleute Jeder von drei Speeren, Bob ebenfalls nicht unerblicklich und Tad, der arme Teufel, hatte sieben Speere in seinen Körper bekommen, von denen fünf allerdings nur Arm oder Bein getroffen, zwei aber bössartiger Natur schienen, da sie ihm durch den Rücken in den Körper gefahren waren. Allerdings hatten sie keine Widerhaken gehabt, und waren wieder herausgezogen worden, aber er litt furchtbare Schmerzen und jammerte dabei nach einem Schluck Wasser, den ihm Niemand bieten konnte.

Als Hans vorne den steilen Hang hinaufkletterte und jubelnd die beiden Steuerleute erkannte, streckten ihm diese die Hände entgegen, und Mr. Blad sagte: „Hans, mein braver Bursche, das war zur rechten Zeit, eine halbe, ja eine Viertelstunde später, und unsere Leichname wären keinen Halspence mehr werth gewesen. Wo kamen aber all' die Leute hier auf einmal her?“

„Von einem Schooner, Sir, der uns unterwegs im wahren Sinn des Wortes aufgespürte...“

„Das ist ein Glückfall — und habt ihr Nichts von Kapitän Cilyt gesehen?“

„Wir fanden ihn dort oben, er ist todt, die Wilden haben ihn ordentlich durchlöchert.“

„So — na, dann hat er wenigstens seine eigene Tollheit gebüßt.“

„Aber wo ist der Steward und der Koch?“

„Der Koch, der arme Teufel, bekam die erste Ladung. Wir

konnten ihn nicht mitnehmen. Der Steward liegt dort drüben zwischen den Steinen. Beiden thut kein Finger mehr weh.“

„Der arme Doktor, und den Zimmermann und Jim haben sie auch in der Barasse ermordet.“

„Die blutige Bande,“ fluchte der Seemann, „aber ihr habt sie tüchtig ausgezahlt, und sie werden an die Lection denken. Jetzt aber fort, von hier, daß wir zurück zum Boot kommen.“

„Und sollen wir jetzt nicht da unten nach dem Wasser gehen, Mr. Blad,“ sagte Owens, „die schwarzen Canaillen halten nun gewiß nicht mehr Stand.“

„Was für Wasser?“ frug Hans, und Owens erzählte ihm, wie sie dort drüben hinter den zerklüfteten Steinen ein Wasserloch gefunden hätten, von den Schwarzen aber mit einem Speerhagel empfangen worden. Hans schüttelte den Kopf und sagte: „Wenn das der Fall ist, dann halten sie auch jetzt an der nämlichen Stelle wieder Stand; ich kenne die Bursche. Es ist ein ganzer Stamm, der sich hier vereinigt hat, und das wahrscheinlich das einzige Wasserloch im ganzen Distrikt. Wird ihnen das genommen, so sind sie verloren oder gezwungen, viele Tagereisen zu wandern, ehe sie wieder zu einem andern kommen, und sie werden es beihalb bis auf's Blut vertheidigen, sonst hätten sie sich lange vor den gefürchteten Feuerwaffen in ihre Wildniß zurückgezogen. Nein, Mr. Blad, wenn Sie meinem Rath folgen, so machen wir jetzt, daß wir, so rasch als irgend möglich, an Bord zurückkommen, wir werden überhaupt genug Arbeit haben, die Todten mit fort zu bringen, und der Kapitän des Schooners hat uns bestimmt befohlen, bis Sonnenuntergang zurück zu sein. Wo liegt der Koch?“

„Dort unmittelbar unter den Felsen, dicht bei dem Wasser.“

„Dann muß er liegen bleiben; wir dürfen nicht die Leben gesunder Menschen, eines Todten wegen, auf's Spiel stellen. Tad tragen wir, und der Steward soll auch ein ehrliches Begräbniß haben, wenn wir es ihm verschaffen können. Will, übernehmen Sie den Oberbefehl und lassen Sie die Leute ausbrechen. Der arme Tad verlangt dringend Hülfe.“

„Jetzt nicht mehr,“ sagte Mr. Blad, der den Verwundeten die letzten Augenblicke beobachtet hatte, „das ist der Todestampf.“

Er hatte recht, der arme Teufel mochte genug haben. Es war, als ob er sich aufrichten wollte, während Hans zusprang und ihn unterstützte, dann sank er zurück, streckte sich und war todt.

Die Wunden der übrigen schmerzten ebenfalls und konnten sich in der Hitze leicht entzünden, je rascher sie also an Bord kamen, desto besser. Jean, François, Will und Bob griffen den Kameraden auf und trugen ihn den Hang hinab, und während noch ein paar von den Schoonerleuten mit unterkamen, konnten sie ihren Weg, bis wenigstens zu dem, wo der Steward lag, rasch verfolgen. Auch diesen nahmen sie mit, und wenn es gleich einige Schwierigkeit hatte, die Leichen an dem steilen Fels hinab zu schaffen, gelang es doch.

Dort lagen die todtten Eingebornen — es war ein trauriger Anblick. Einer hing mit dem halben Körper über den Hang hinüber. Auch ein Knabe war dazwischen — ein Kind von kaum neun Jahren, den eine unglückliche Kugel getroffen — wer konnte es ändern! Die Weißen glaubten sich in ihrem vollen Recht, und doch hatten die Schwarzen eigentlich nichts gethan, als nur eben in ihrem eigenen Vaterland das vertheidigt, was sie für sich und die übrigen zu ihrem Lebensunterhalt nothwendig gebrauchten — das Wasser.

Aber den Seelen blieb keine Zeit, sich bei den Kadavern lange aufzuhalten, und als sie zu Kapitän Cilyt kamen, wurden alle ihre Kräfte in Anspruch genommen. Mr. Blad steckte aber auch das Buch ein und die Uhr des Erschlagenen, die neben dem einen Schwarzen lag, um sie der Familie des Kapitäns wieder einzuhandigen. Auch seine Briefftasche fanden sie nicht weit davon. Es hatte sie jedenfalls einer der Eingebornen an sich genommen und dann, als unbrauchbar, wieder weggeworfen.

So erreichten sie nach etwa anderthalb Stunden mit ihrer Last den Strand, und während das Boot herbei gerufen wurde, suchten sich die Leute den Durst wenigstens mit den ziemlich saftigen Früchten zu stillen, von denen noch ein reichlicher Vorrath im Walde lag.

Etwa eine halbe Stunde später traf das Boot ein, mußte aber

zweimal fahren, um die jetzt stärker gewordene Besatzung mit den Leichen zuerst in die Barasse zu schaffen und dann die Uebrigen nachzuholen. Belästigt wurden sie aber nicht mehr von den Eingeborenen, denn diese hatten jedenfalls durch das Zusammenreffen mit den Weißen größeren Schaden gelitten, als man bis jetzt übersehen konnte und waren, aller Wahrscheinlichkeit nach, sehr zufrieden damit, daß der lästige Besuch den Rückweg antat.

Die Rolle nahm dann die Barasse in's Schlepptau und arbeitete sich gegen die jetzt eingetretene Flut dem Schooner zu, der ihnen aber auch schon mit der jetzt vollkommen günstigen Brise ein Stück entgegen kam.

Mit der Barasse konnten sie freilich nichts anfangen. Sie war zu groß für das kleine Fahrzeug, aber den Schwarzen wollte man sie auch nicht lassen, denn sie hätten damit nur Unheil gegen andere Fahrzeuge angerichtet. An Bord des Schooners bekam deshalb der Zimmermann denselben den Auftrag, sie unschädlich zu machen, was er mit Hilfe eines Weiles in kaum einer Viertelstunde gründlich that. Sie wurde mit dem Bug am Schooner emporgezogen, und als er den ganzen Boden herausgeschlagen, ließ man sie wegsinken, wo sie nachher wie nutzloses Wrack auf den Wellen trieb.

Dann setzte der Shootingstar seine Segel ein, die Brise wehte voll und frisch von Osten, und kaum eine Stunde später, gerade als vor ihrem Bug die Sonne glühend in das Meer versank, glitt das wadere kleine Fahrzeug, das so zur rechten Zeit in diese Straße gekommen, munter und fest vor dem Wind der Küste entlang und wieder in die offene See hinaus.

Ferdinand Schmidt,

Volkshochlehrer und Geschichtsschreiber.

(Bild S. 109.)

Uhlund sagt, daß der Dienst der Freiheit ein schwerer Dienst sei. Nicht minder schwer ist der Dienst dessen, der sich zur Aufgabe gesetzt hat, das Volk zur geistigen Freiheit zu erziehen: der Dienst des Volkshochlehrers und Volksschriftstellers, der die Frucht seiner Thätigkeit oft gar nicht, im besten Falle nur langsam reifen sieht, also den wahren Lohn seines Schaffens entweder gar nicht, oder nur länglich zugewinnen erhält und dessen materieller Gewinn, wie die Dinge nun einmal liegen, noch immer in keinem Verhältniß steht zu seinen Leistungen. Um so höher schätzen wir aber den Mann, der mit uneigennütziger Liebe sich dem Berufe der Volksbildung weihet und so durch Lehre und Schrift eine bessere Zukunft herbeizuführen bestrebt ist, deren sicherste Grundlage ja eben in jener durchgreifenden, tüchtigen Bildung des Volkes gesucht werden muß, welche Gerechtigkeit will und abt nach allen Seiten, welche ausgleicht alle selbstthätigen Gegensätze und Standesunterschiede und auf solche Weise sich der Verwirklichung des humanen Idealstaates immer mehr nähert.

In Ferdinand Schmidt haben wir ein hochachtbares Beispiel eines solchen Volkshochlehrers. Die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit selber will er seine gebienden und umfassenden Kenntnisse für nichts weiter verwerthen, als für die geistige Hebung des Volkes. Ein Anhänger des Materialismus wird vielleicht achselzuckend von ihm sagen: er ist ein unpraktischer Mann. Es fragt sich aber, ob dasjenige Schaffen und Wirken nicht praktischer ist, welches für dauernden Geistesgewinn arbeitet, als dasjenige, welches für ein vergängliches, wenn auch noch so handgreifliches und reichliches Gut sich abmüht? Das Letztere einzig wird nie im Stande sein, unserer Seele jenen Frieden zu geben, ohne welchen wahrhaftes Menschenglück in Palast und Hütte nicht denkbar ist.

Am 2. Oktober 1816 in Frankfurt a. O. geboren, besuchte Ferdinand Schmidt zunächst die zu dem Schullehrerseminar in dem Klosterorte Neuzelle gehörende Musterschule, wo er sich am Liebsten mit Geschichte, Aufschreiben und Zeichnen beschäftigte. Frühzeitig verlor er seinen Vater, der ihm nichts hinterlassen konnte. Einige brave Männer übernahmen jetzt die Sorge für den jungen Schmidt, der nun in das Haus eines Oberjorgers als älterer Geiselle und Lehrer seines sechsjährigen Sohnes kam, wo er sich

neben seinem frühzeitigen Lehrerberuf mit fleißigen Privatstudien weiter zu bilden suchte. Bald trat er dann in das evangelische Seminar zu Neuzelle als Zögling ein. Nun starb auch seine Mutter, für die er, wie für seinen Vater, eine heilige Verehrung bewahrt hat. Nach Beendigung des Lehrlaufes ging Schmidt nach Berlin in der Absicht, die Malerakademie zu besuchen. Doch kam er hievon wieder ab und betrat die Lehrerkarriere. Er fand eine Stelle an einer städtischen Armenschule mit einem äußerst geringen Einkommen. In stiller, geräuschloser Thätigkeit führte er sein Amt. Es gelang ihm, eine Bibliothek für seine Zöglinge zu gründen, und bald hatte er die Genugthuung, durch die Bücher eine ungelante Freude in manche arme Familie zu bringen und das Verlangen nach sittlicher Aufrichtung zu wecken. Bei seinem strebsamen Geiste hielt es Schmidt für ein großes Glück, in die befruchtende Atmosphäre des berliner Lehrerstandes zu kommen, und mit Begierde schloß er sich dem älteren Lehrervereine an, in welchem Diesterweg, Bischoff, Mergel, D. A. Benda und viele Andere Leben und Streben schufen. Auch des geselligen Lehrervereins thätiges Mitglied wurde er. In den geistig so drangvollen vierziger Jahren suchte Schmidt durch belehrende und ansprechende Aufsätze zu wirken, die in der „Biene“, einer damaligen Wochenschrift, und auch in anderen Zeitschriften erschienen und einen dankbaren Leserkreis fanden. Der Herausgeber der „Biene“, Buchhändler Simion, erkannte, daß Schmidt den rechten Ton, zum Volke zu sprechen, getroffen habe, und munterte ihn auf, mit eigenen Volksschriften hervorzutreten. So entstanden seine Volkserzählungen. Ein Aufruf, den er zur Bildung eines Vereins zum Wohl der arbeitenden Klassen erließ, fand lebhaften Anklang, und Schmidt wurde an die Spitze dieses Vereins gestellt, als dessen Gründer er anzusehen ist. Später machten höhere Kreise diese wichtige Angelegenheit zu der ihrigen, und gegenwärtig hat der bei allen gemeinnützigen Bestrebungen sich theilnehmende Präsident Lette die Leitung in Händen. — Schmidt's eigentliches, schriftstellerisches Gebiet ist die Erzählung für die Jugend und das Volk. Mit der ihm eigenen poetischen Erfindungs- und Gestaltungskraft ergreift er ein äußeres oder inneres Erlebnis, ein lehrreiches Blatt aus der Geschichte, und siehe, es wächst ihm aus der Feder eine Erzählung, welche im herzlichsten Tone zu uns spricht, uns Liebe und Lust zum Guten macht, und so haben seine Erzählungen im besseren Sinne des Wortes immer eine Tendenz, wie das die Volkserzählung auch haben muß. Wie seine Schriften gewürdigt werden, geht unter Anderem auch daraus hervor, daß der Magistrat von Berlin beim Schillerfeste 2000 Exemplare von seinem „Schiller“, bei der hundertjährigen Jubelfeier des hubertsburger Friedens 2000 Exemplare des „Sehnsüchtigen Krieger“, zur fünfzigjährigen Feier der Schlacht bei Leipzig 2000 Exemplare der „Geschichte der Freiheitskriege“ an die Schulen vertheilte. Ähnliches geschah mit seiner Geschichte des kriegsjährigen Krieges. Ein vorzügliches Volksbuch ist namentlich auch seine „Geschichte der Freiheitskriege“ und „Preußens Geschichte in Wort und Bild“. In allen seinen Werken pulst der edelste Patriotismus und sind sie getragen von der höchsten Begeisterung für alles Wahre, Gute und Schöne, für die Größe und Freiheit des deutschen Vaterlandes.

Reinecke Fuchs.

Mit Illustrationen von W. v. Zenker.

(Bilder S. 112 und 113.)

Die Poesie hat von Alters her den Thieren eine Seele untergelegt, sie in den Bereich des Menschlichen gezogen, ihnen Begehrten und eine Geschichte anerschaffen, die sich im Verlauf der Jahrhunderte so feste Umrisse ausgebildet, daß das Volk den Thieren eine Theilnahme zuwandte, die derjenigen wenig oder nichts nachgab, die uns beim reinmenschlichen Epos erfüllte: man vergaß, daß die handelnden Personen Thiere sind, man muthete ihnen Gesinnungen, Pläne, Schicksale der Menschen zu. Die Täuschung ward dadurch vollständiger hervorgerufen, daß der Mensch nicht aus der Fabel heraustrat, sondern handelnd in ihr blieb. Daraus, sagt





die göttliche Mähelosigkeit, die Wonne des Schaffens erkennen. — Wir freuen uns, diese herrliche Schöpfung Kaulbach's in der trefflichen Uebertragung auf Holz durch Julius Schnorr unsern Lesern vorführen zu können und dadurch dem gegenwärtigen Jahrgang der Illustrierten Welt eine besondere künstlerische Weihe zu verleihen.

I.

„Küngsten, das liebeliche Fest war gekommen“; in Wald und Feld grünte es und über der Erde leuchtete ein heiterer Himmel. Da versammelte Nobel, der König (der Löwe), seinen Hof und die Vasallen eilen herbei, groß und klein, wie er sie alle gerufen. Keiner fehlt, außer Reineke Fuchs, der, seiner Treue gedenk, sich nicht an den Hof wagt, denn Alle hatten zu klagen; Keinen hatt' er verschont, als Grimbart, den Dachs, seinen Neffen. Hegrim, der Wolf, eröffnet die Klage vor versammeltem Hofe und fordert Recht und Gnade vom König. Weib und Kind hat ihm der Fuchs mißhandelt und, vor Gericht geladen, sich schlaue der Bühne entzogen. All' der Jammer, den ihm der Dube bereitet, sei nicht auf sämmtliche Leinwand von Gent zu schreiben. Auch ein Hündchen beschwert sich, „hieß Waderlos, rebte französisch“; eine Wurst hat ihm der Schelm entwendet, die es freilich selber gestohlen. Ihm folgte der Panther, der für Lampen, den Hasen, das Wort führt; bei ihm hatt' er sich, mit der Rutte verkleidet, eingeschlichen, ihm versprochen, zu lehren, was zum Kaplan gehört, und der Panther war eben des Weges gekommen, wie er den armen Lampe mit fester Klaue beim Credosingen schüttelte und zu Tode mißhandelt, wäre er nicht mitten in der Arbeit gestört worden. Solchen Trevel müsse der König rächen. Nun nahm der Dachs das Wort und vertheidigt den Oheim, der so viel Gutes an Allen gethan, während er schändlich von Allen betrogen worden. Schlaue weiß der Dachs alle Anschuldigungen zum Schaden der Kläger zu drehen. Auch versichert er, seit des Königs Pardon sei sein Oheim fromm geworden, lebe einsam als Klausner und habe sich gänzlich jedes Fleisches enthalten, seitdem er Malepartus, sein Schloß, verlassen. Man soll ihn rufen, er werde sich besser vertheidigen. Aber kaum hat Grimbart geendigt, erscheint Henning, der Hahn, mit Kraxfuß, der besten Eierlegenden Henne auf der Bahre; Reineke hat ihr Blut vergossen, genossen. Mantart und Kregant, zwei treffliche Hähne, stehen Henning zur Seite. Lange schon hatte sich Reineke um seine Wohnung geschlichen, endlich aber in der Rutte des Klausners mit Brief und Siegel des Königs sich eingebracht und mit scheinheiliger Miene seine Wandlung im Herzen betheuert. Alles war froh und ließ sich vertrauensvoll gehen. Aber der Fuchs lauerte im Gebüsch und bald hatte er Frau und Kinder Henning's gemordet. Die einzige Leiche warb gerettet, die unter dem Dohrtruch liegt. Der König gebot, sie zu bestatten, man sang die Vigilie und setzte einen prächtigen Leichenstein. Nun ward der Rath der Mägden berufen und Braun, der Vär, als Vöte zu Reineke Fuchs entsendet.

Federzeichnungen aus Baden.

Von

G. Nebenius.

3. Das badische Frankfurt.

Ein badisches Frankfurt, wird der Leser unglaublich fragen, wenn er die Ueberschrift dieses Artikels liest. Daß ich nicht wüßte! — ich kenne zwar ein Frankfurt am Main, ein Frankfurt an der Oder, aber ein badisches, — nein — es gibt nur zwei, tertium non datur in geographia. Wir erwidern ihm lächelnd: Allerdings gibt's auch ein badisches Frankfurt, wenn gleich sein Name „Lahr“ lautet; aber der Name thut ja bekanntlich nichts zur Sache. — Lahr ist Fabrikstadt und Handelsstadt zugleich, aber in letzterer Beziehung ist sie mehr, und das gereicht ihr wesentlich zum Vortheile. Durch die erste Eigenschaft hat sie allerdings Manches mit Pforzheim gemein, wie überhaupt ein Gift selbst in vermindelter Dosis immerhin noch seine Wirkungen äußert. Daß das Gift unvermeidlich ist, — denn es fällt uns nicht im Traume ein, den Fabrikten lite-

rarisch den Garauß zu machen, selbst wenn wir es, woran wir beschneiden zweifeln, könnten — macht gar nichts zu den daran sich knäpfenden Folgen. Selbst der enragerste Lahrer wird indessen nicht die Behauptung aufstellen wollen, daß seine Vaterstadt im eigentlichen Sinne das Prädikat der Schönheit verdiene. Auch Lahr ist ein winziges, altes Städtchen, in welchem sich der Fremde vergebens nach Sehenswürdigkeiten umschaut. Was aber Lahr so vortheilhaft auszeichnet, ist das Gepräge der Solidität, das Allem, was man dort findet, aufgedrückt ist. — Wenn man Lahr mit Pforzheim in Vergleich bringen will, so hat schon die Natur dem Ersteren einen großen Vorzug eingeräumt. Lahr liegt in schöner, heiterer Natur, am Eingange des Preisgaues, wenn es auch gleich nicht dessen Perle ist. — Die Schutter freilich, an deren Ufer das badische Frankfurt gelegen, verleiht diesem Emporium des Handels keine besondere Dekoration. Sie mag wohl seinen Gewerben vielfachen Vortheil bringen, in den Augen des Aesthetikers verschönert sie es nicht. Auch ein kleiner Fluß kann eine Stadt zieren, und es ist wahrlich nicht die Schuld der Schutter selbst, daß sie in Lahr, wie das Lahrer Wochenblatt selbst eingestehen mußte, zu einem Schutterjammer geworden. Wer die Schutter weiter oben, bei Seelbach, Schutterthal, in ihrer Reinheit dahinfließen sah, kann gar nicht begreifen, wie sie bei ihrer kurzen Berührung mit Stadt-Lahr so verunstaltet und verdorben werden konnte, daß sie selbst in Nehl noch nicht gereinigt erscheint, so daß der Rhein, wie ihr geschlängelter Endverlauf anzudeuten scheint, noch Bedenken trägt, sie wirklich aufzunehmen. — Wohl aber sind es die ganz in der Nähe befindlichen Spaziergänge, so namentlich der Gang nach dem wurstgiftigen Klubbach durch den köstlich duftenden Wald, die Promenade auf den gar nicht hohen Schutter-Lindenberg, von wo aus sich das Auge überallhin ergößen kann, was Lahr selbst in der Ueberzeugung des Naturfreundes schätzenswerth macht. Noch ungleich höheren Respekt freilich, als Lahrer, hat Derjenige, der das Glück hat, einen Wechsel auf ein lahrer Haus zu besitzen, da er sicher weiß, einen von Protektlosen und notarieller Bemühung keine Nebe mehr sein kann.

„Der Schwindel, der alle Welt beledet,
Lahr hat er noch nicht angefaßt.“

Etwas Ausschließliches haben die Lahrer zwar auch noch beibehalten und es ist für einen Fremden ziemlich schwer, in dieser Stadt aufzukommen. Aber doch ist die Eisbede bereits etwas gelöst, und es wird nicht preussischer Fädnadelgemehre wie im eigentlichen Frankfurt bedürfen, um dasselbe in Bewegung zu bringen. Und daß der alte Jopf, wenn auch etwas davon vielleicht noch abrig geblieben, nicht weiter wachse, dafür wird schon der schweizer Haarkünstler Müller, der sich in Lahr niedergelassen, sorgen. — Der Lahrer ist mehr Realist als Idealist, dieß merkt man gleich an Allem, was man sieht. Er sieht mehr auf den Magen als auf den Kragen, mehr auf das Sein als auf den Schein, mehr auf den Beutel als auf den Scheitel.

Was die Fabrikten in Lahr betrifft, so befinden sich hier in dieser Beziehung wesentliche Varietäten: eine Monotonie, wie wir sie in Pforzheim sehen, wo aus Gold wieder Gold werden soll, läßt sich nirgends nachweisen. Der Lahrer versteht es, das Gold aus ganz anderen Dingen, die mit diecem edeln Metalle gar keine Beziehung zu haben scheinen, herauszuloden, aus Schnupftabak, Cichorie, Pappendel und hinkenden Voten. Das sind nämlich die Hauptfabrik- und Handelsartikel des badischen Frankfurts. Da mir, der den Kaffee gerne rein trinkt und von Cichorie nichts wissen will, eine Cichorienfabrik naturgemäß ein Grauel ist, so will ich den Leser mit Jeremiaden, wie sie bei dieser Gelegenheit unwillkürlich aus meiner Feder fließen müßten, verschonen, womit die Herren Trampler und Comp., gegen welche ich als Geschäftsleute alle Hochachtung hege, vollkommen einverstanden und zufrieden sein werden. Tagegen kann ich es als aufrichtiger Freund des Schnupftabaks, so viele Vorwürfe derselbe mir auch bereits eingetragene und so viel Geld er mich schon gelöst, nicht unterlassen, auf das größte derartige Etablissement der Gebrüder Logbed hinzuweisen. Die Fabrikate dieser Herren sind wirklich vorzüglich und ihre Weise wenigstens in Deutschland noch unübertroffen. Der lahrer Schnupftabak kommt sogar weiter als die Karlsruher Zeitung, und das will viel sagen. Wie aber das wahrhaft Gute auch sofort auf die Umgebung seine

Wirkung äußern muß, das kann man ganz deutlich in Fahr selbst erkennen. Nirgends wird mehr geschmupft als dort, und selbst die Frauen haben es sich endlich abgewöhnt, aber das Schnupfen als eine Untugend sich moralisirend auszulassen. — Kommt, wie wir eben gesagt, der Lehrer Schnupftabak in der That weiter als die Karlsruher Zeitung, so kommt der Lehrer hinkende Note in seinen 300,000 Exemplaren auch weiter als die Badische Landeszeitung. Merkwürdig, aber doch wahr. Der hinkende Note, welcher mit dem Jahrhundert geht, ist in Wirklichkeit der verbreitetste deutsche Kalender. — Kommen wir zum Schluß auf die drei Kardinaltugenden Lehrers, die wir als Knalleffekt bis jetzt verschwiegen haben und die alles Andere, was wir Schönes von Lehr gesagt, weit in den Schatten stellen. Lehr hat das beste Brod, das trefflichste Kleis und die Krone von Allem, das beste Bier in Baden. Ein größeres Lob kann man hier zu Lande nicht aussprechen!

Damen-Universität in Amerika.

Es liegt uns das Programm einer Anstalt vor, deren Entstehung Zeugniß gibt von dem Aufschwung, welchen in den Vereinigten Staaten nicht nur das materielle, sondern auch das geistige Leben nimmt. Bekanntlich genießen die Frauen in Amerika hohe Achtung und eine rücksichtsvolle Behandlung bis in die unteren Schichten; weniger bekannt ist, daß in den höheren und wohlhabenden Kreisen ihre Bildung sehr häufig von einer Gründlichkeit ist, wie sie bei uns nur ganz ausnahmsweise gefunden wird. Besonders in den Neuenlandstaaten ist es nichts Seltenes, Frauen zu begegnen, die treffliche Familienmütter sind und mit einem lebenswürdigen feinen Benehmen und echt religiösem Sinne die solidesten Kenntnisse in klassischen Sprachen, Literatur und Naturwissenschaft verbinden. Unter diesen Umständen kann es nicht so sehr befremden, daß ein reicher Geschäftsmann von echt republikanischem Gemeinfinn sich bewogen fand, eine Anstalt zu gründen, welche die Bestimmung hat, jungen Mädchen dieselben Vortheile zu gewähren, die den Jünglingen die Universität bietet, nämlich eine gründliche, harmonische und vorurtheilsfreie Bildung, wie sie ihren Bedürfnissen und ihrem Beruf angemessen ist. Eine solche Anstalt wurde 1865 im Staat New-York zu Poughkeepsie am Hudson eröffnet und heißt nach ihrem Stifter Bassar Female College. Derselbe hat dazu schon eine halbe Million Dollars geschenkt und fährt fort, dem Werke seinen Beistand zu leihen. Wie viel Anklang die Sache gefunden hat, beweist das Verzeichniß der Schülerinnen, das im ersten Jahre schon die Zahl 353 erreicht hat. Auf einem Grund und Boden von 200 Morgen erhebt sich das schöne Hauptgebäude, 500 Fuß lang, 170 Fuß tief. Es enthält fünf abgeforderte Wohnungen für stehende Lehrer, den nöthigen Raum für etwa 400 Schülerinnen, eine Reihe Zimmer für Vorlesungen, Musik und Zeichnen, eine Kapelle, einen Speisesaal, mehrere Empfangszimmer, Bibliothek, Kunstgalerie, Laboratorien, Naturalienkabinett und alle anderen Lehnmittel. Es ist mit dem neuesten System der Ventilation, der Heizung durch Dampf, der Beleuchtung versehen, wozu das Gas in einem eigenen Gebäude bereitet wird; reines Wasser ist in reichlicher Menge, kalt und warm, durch das ganze Haus vertheilt; zahlreiche Badelabette sind vorhanden und in Küche und Waschküche ebenfalls die neuesten und zweckmäßigsten Einrichtungen angewendet. Für die einfache, aber kräftige Kost liefert der Garten und die Meierei den nöthigen Bedarf. Die Zimmer der Jünglinge sind in der Art in Gruppen eingetheilt, daß immer etwa drei Schlafzimmer sich in ein gemeinsames Studirzimmer öffnen, so daß ein gefelliges Zusammenleben stattfindet und doch die Möglichkeit gelegentlichen Zurückziehens gegeben ist. Die Schlafzimmer sind theils für eine, theils für zwei Bewohnerinnen eingerichtet und werden je nach Wunsch und Bedürfnis zugetheilt. Für die Gesundheit ist durch körperliche Übungen und Spiele in Hof und Garten, denen jeden Tag eine bestimmte Zeit gewidmet ist, und an welchen die Jünglinge theilzunehmen verpflichtet sind, auf's Beste gesorgt. Ein weiblicher, geprüfter Arzt und gut eingerichtete Krankenzimmer gewähren alle Veruhigung für Krankheitsfälle. Eine der Lehrerinnen hat immer eine Abtheilung der Zimmer zu beaufsichtigen

und etwaige Wünsche und Beschwerden an die Vorsteherin zu bringen. In besonderen Gebäuden befinden sich noch das astronomische Observatorium, die Reisschule, die Halle zu gymnastischen Übungen. Dem Ganzen steht ein Verwaltungsrath vor, der sich alljährlich versammelt und in der Zwischenzeit die Geschäfte durch ein Komitee verwalten läßt, das alle vierzehn Tage zusammentritt. Dessen Geschäftsführer ist der Sekretär, der dann die verschiedenen Beamten unter sich hat. Die wissenschaftliche Oberleitung haben der Präsident und die Vorsteherin der Anstalt. Um aufgenommen zu werden, muß eine Schülerin mindestens fünfzehn Jahre alt sein und gute Zeugnisse beibringen. Jede hat ein Examen in der Muttersprache (dem Englischen), dem Rechnen, der Grammatik, Geographie und Geschichte zu bestehen, und diejenigen, welche in den regulären Kursus eintreten wollen, müssen noch weiter bestimmte Kenntnisse im Lateinischen, Französischen und der Algebra nachweisen. Der regelmäßige Kursus nämlich ist auf vier Jahre berechnet, und es wird gewünscht, daß wo möglich jede Schülerin daran Theil nimmt. Der ganze Unterricht ist in acht verbindliche Fächer (d. h. solche, die jeder Jüngling des regulären Kursus treiben muß) eingetheilt: 1) Rhetorik, Geschichte der Poesie, englische und amerikanische Literatur und Sprache. 2) Alte und neue Sprachen und Literatur. 3) Mathematik, Physik und Chemie. 4) Astronomie. 5) Naturgeschichte. 6) Physiologie und Gesundheitslehre. 7) Geschichte und Nationalökonomie. 8) Philosophie. Bei den meisten dieser Fächer ist angegeben, was der reguläre Kursus umfaßt und was etwa den speziellen Studien freigegeben ist, z. B. bei dem Fach der alten und neuen Sprachen. „Regelmäßiger Kursus. Lateinisch: Virgil, Cicero, Livius, Horaz, Tacitus oder Plinius. Römische Topographie und Alterthümer. Übungen in lateinischer Komposition. Französisch oder Deutsch, so viel, daß die Schülerin befähigt wird, die Sprache zu lesen, zu schreiben und zu sprechen. Spezielle Studien in diesem Fach: Griechisch, Spanisch, Italienisch. Freie Lektüre im Lateinischen, Französischen und Deutschen. Geschichte der alten und neuen Literatur.“ In der Philosophie besteht der reguläre Kursus in „Logik und Moralphilosophie“, das spezielle Studium enthält: „Die Verfassungen der Vereinigten Staaten und der Einzelstaaten. Glaubenslehre.“ Das letztere Pensum führt uns auf die Frage nach der religiösen Tendenz der Anstalt. Sie ist von Baptisten gegründet, die sich in Opposition gegen die bischöfliche Kirche befinden, will aber nicht im Interesse irgend einer bestimmten Kirche oder Partei wirken, sondern sich bemühen, eine wesentlich christliche Anstalt zu sein. An den regelmäßigen Morgen- und Abendandachten, einem einfachen Sonntag-Nachmittagsgottesdienst und vormittäglichen Bibelstunden haben alle Jünglinge theilzunehmen, doch ist es auch gestattet, wenn die Eltern es wünschen, die Kirche irgend eines benachbarten Geistlichen zu besuchen. Außer jenen verbindlichen Fächern werden noch nichtverbindliche gelehrt, nämlich Musik, Zeichnen, Reiten, die besonders bezahlt werden und nach Talent und Neigung beliebig weit getrieben werden können. Alle Geselligkeit und Erholung wird im Hause selbst und seiner Umgebung geboten, und die Schülerin soll sich während der Studienzeit nicht daraus entfernen. Das Studienjahr ist in zwei Theile von je ungefähr 20 Wochen eingetheilt, beginnt Mitte September und schließt am 30. Juni. Ueber Weihnachten und Neujahr tritt eine Ferienzeit von 1–2 Wochen ein. Das Verzeichniß der jetzt angestellten Lehrer weist acht männliche und einundzwanzig weibliche auf. Es versteht sich, daß eine solche Universitätsbildung nicht für jedes Mädchen taugt, da schon der Aufwand nicht unbedeutend ist; aber wer in sorglosen Verhältnissen lebt, wird gern vier Lebensjahre daran wenden, um sich einen Schatz solider Kenntnisse für's Leben zu erwerben. In New-England ist der größte Theil des Unterrichts in Elementar- und Mittelschulen in den Händen des weiblichen Geschlechts; es kommt sehr häufig vor, daß junge Mädchen fünf bis zehn Jahre lang sich als Lehrerinnen nützlich machen, und nachher von beirathslustigen Männern gesucht und Andern vorgezogen werden, die keine solche Laufbahn hinter sich haben. Man sieht in einer solchen Thätigkeit die beste Bürgschaft nicht nur für eine tüchtige Kindererziehung, sondern auch für gute Verheirathung des Hausweibes und der Repräsentation nach außen.



Die falsche Gräfin.

Novelle von Edmund Gahn.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

In Lothringen.

Die Ältere Gräfin Cressy saß auf der Terrasse und spielte mit dem Grafen St. Ventabour Schach, aber ihr Blick fiel so oft über das Schachbrett auf den Hofenplatz unweit des Schlosses, daß es dem Grafen nicht allzu schwer werden konnte, eine Partie nach der andern zu gewinnen. Anfangs schmeichelte es ihm, der anerkannt guten Schachspielerin, der Gräfin Cressy, überlegen zu sein, aber jetzt hielt er es für ungalant und eines Kavaliers unwürdig, einer Dame gegenüber stets zu gewinnen, und er beschloß die nächste Partie zu verlieren. Aber nicht nur die Gräfin Cressy schaute auf den Hofen, auch Gräfin Antoinette machte ihre Beobachtungen, ihre Augen verweilten auf der anmuthigen Gruppe, die sich scheinbar vergnügt im Abendlichte unter den Linden bewegte. Die junge Gräfin Cressy, Blanche, Louis, der Baron Vigier, der Doktor und die Schwester des Pfarrers spielten Federball. Wer nicht scharf beobachtete, mußte Alle für heiter halten, aber der sinnigen Antoinette entging es nicht, daß dieses Spiel ihrem Neffen peinlich war, daß Blanche nicht so unbefangen sei, als sie sich stellte, und daß Louison von geheimer Unruhe gequält wurde. Nur der Baron Vigier und Fräulein Jeanette spielten mit wahren Vergnügen, der Doktor nur, um artig gegen die Schwester seines Freundes zu sein, welche ohne ihn keinen Partner gehabt hätte.

Der Kenner weiblicher Schönheit mußte offenbar Louison für die Schöneren erklären, aber Blanche besaß eine so eigenthümliche Grazie, daß neben ihr die Schönste vergessen werden konnte. Sie bewegte sich bei diesem Spiel mit besonderer Anmuth und fing jedesmal den Ball auf.

Der Abend war wunderschön; als das Federballspiel beendet war, meldete der Gärtner, daß diesen Abend die Königin der Nacht blühen würde, und die Gesellschaft erklärte, daß sie sich in dem Glashause zur rechten Zeit eintreffen werde.

Als spät, nach dem Souper, Mutter und Tochter einander unter vier Augen gegenüber saßen, sprach die Erstere: „Louison, ich habe heute zwei Entdeckungen gemacht.“

„Ich auch, Mama, aber lasse erst die Deinigen hören.“

„Ich bin fest überzeugt, daß der Baron Vigier Dich liebt, und daß einzig der Gedanke, daß Du für den Vicomte bestimmt bist, ihn abhält, sich gegen Dich zu erklären.“

„Ist das die eine Entdeckung, Mama?“

„Allerdings, sie ist in Wahrheit nicht unwichtig.“

„Im, gehuldigt hat mir der Baron, seit er mich sah, aber ob er an eine Vermählung mit mir denkt, überhaupt ob er sich jemals wird verheirathen wollen, ist doch noch eine Frage.“

„Ich habe in seiner Seele gelesen, ich kenne die Menschen.“

„Wohl, gnädige Mama, und die zweite Entdeckung?“

„Du hast vielleicht nicht bemerkt, daß der Vicomte und die St. Hilaire zuletzt aus dem Glashause traten, sie blieben hinter uns Andern zurück.“

„Ich habe es bemerkt, beste Mama.“

„Nun denn, liebes Kind, ich beschloß, dieses Paar zu beobachten, ließ mich vom Grafen bis in das Schloß fahren, und eilte, von der Dunkelheit begünstigt, durch das Pförtchen wieder in den Garten, da hörte ich den Vicomte sagen: 'Süße Blanche, die Königin der Nacht ist ein Bild des menschlichen Glückes, welchem Sterblichen blüht es länger als eine Stunde?' Das schlaue Mädchen erwiderte: 'Das Glück ist nur für den eine flüchtige Erscheinung, der es nicht zu halten versteht.' Er entgegnete: 'Ich halte das meine jetzt am Arm, wird es mir nicht entfliehen? O Blanche!' In diesem Augenblick kam mit raschem Schritt der Doktor auf das Paar zugegangen, und alle Drei gingen nach dem Schlosse. Der Vicomte wird in den nächsten Tagen der unausstehlichen Blanche seinen Antrag machen, und Dir bleibt nur der Baron, welcher freilich kein St. Ventabour, aber doch immer ein angesehenener, begüterter Edelmann aus alter Familie ist.“

„Das ist sehr richtig, gnädige Mama, aber es ist doch schwer, daß ich meine schönsten Hoffnungen soll ruhig gleich Seifenblasen zerfließen sehen. Haben Sie jemals geliebt, beste Mama, und war mein Vater der Mann Ihrer Liebe?“

„Warum fragst Du diese, Louison?“

„Weil ich von Ihnen hören möchte, ob eine Ehe ohne Liebe zu ertragen ist, oder ob die Liebe in der Ehe kommt oder flieht.“

„Mein Kind, die Gemüthsarten sind verschieden. Ich will offen gegen Dich sein, Dein Vater war nicht meine erste Liebe, der Mann, dem mein junges Herz entgegenschlug, dem auch ich nicht gleichgültig war, stand seiner Geburt nach aber mir, und eine Verbindung zwischen ihm und mir war unentbar. Ich hatte aber für Deinen Vater herzliche Achtung, er war gegen mich stets gütig und artig, und unsere Ehe war eine friedliche.“

„Sie wurden leider sehr früh Wittwe, ich erinnere mich meines Vaters nicht mehr.“

„Du hast seine hohe Gestalt?“

„O Mama, was nützt mir meine Schönheit, wenn sie gerade den Mann nicht rührt, welcher mir interessanter und liebenswürdiger erscheint als alle andern Männer?“

„So hat der Vicomte doch Dein Herz mit einer Empfindung bekannt gemacht, an die Du früher nicht glaubtest?“

„Mama, ich gestehe, daß meine Empfindungen für Louis St. Ventabour mächtiger sind, als ich jemals für möglich gehalten hätte. Ich hielt den Vicomte für eine gute Partie, und beschloß in Bezug auf ihn Ihrem Willen zu folgen, aber nach und nach ist in meinem Herzen eine warme, lebhaftige Zuneigung zu ihm entstanden, und der Gedanke, daß er nicht mich, daß er eine Andere liebt, peinigt mich Tag und Nacht. O, wie ich dieses zubringliche Mädchen hasse! Sie schmiegt sich zuweilen an die Gräfin St. Ventabour an, als sei sie ihre Tochter. Auch der Graf bewundert sie, und Louis folgt jeder ihrer Bewegungen mit den Augen.“

„Das ist leider wahr, darum rathe ich Dir, den Baron ein wenig aufzumuntern und dem Vicomte mit Kälte zu begegnen.“

„Das Vextere that ich, Mama.“

„Im, doch nicht ganz, der schärfere Beobachter mußte Deine Kälte für gemacht halten!“

„Jetzt höre meine Entdeckung, Mama. Als wir heute Federball spielten, bemerkte ich, daß Baron Vigier die St. Hilaire mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtete, nicht etwa mit Bewunderung, sondern wie ein Polizeibeamter, wenigstens stelle ich mir einen Polizeibeamten in dieser Art vor. Endlich entschlüpfte ihm das Wort: 'Wertwärdig!' Er wandte sich zu mir und sagte leise: 'Niemand sah ich eine solche Ähnlichkeit, Fräulein St. Hilaire ist das vollständigste Ebenbild, oder besser gesagt, die Wiederholung der jungen Schauspielerin, welche ich vor etwa acht bis zehn Monaten mehrmals im Theater Antigone sah, genau so bewegte sie sich in einem kleinen Lustspiel, wo sie ebenfalls Federball spielte, diesen Morgen hörte ich sie im Park ein Couplet singen, es war eines von denen, welche ich von der Bühne herab von ihr gehört habe.' Die St. Hilaire muß ein scharfes Gehör haben, denn sie wurde erst dunkelroth und dann todtensblaß, ja sie war so verwirrt, daß sie ihren Federball auf die Erde fallen ließ. Was sagst Du zu dieser meiner Entdeckung, Mama?“

„Du bist ein herrliches Mädchen, und noch ist unser Spiel nicht verloren,“ rief die Gräfin, indem sie ihre Tochter entzündet umarmte. „Diese St. Hilaire ist eine verschmielte Kreatur, der Graf ist nicht der Charakter, eine Schauspielerin bei sich aufzunehmen; ist der Baron fest überzeugt, daß jene Schauspielerin und die St. Hilaire identisch, waltet eine Täuschung ob, dann ist der Graf der Betäuschte. Ich will dem Geheimniß schon auf die Spur kommen. Für heute — gute Nacht.“

Im Schloß war es still. Louis saß noch in seinem Zimmer und schrieb, es war ihm Bedürfnis, seinem treuesten Freunde anzuvertrauen, was er keinem andern Menschen auf Erden bekennen wollte.

Blanche dachte lange an jedes Wort, jeden Blick Louis' mit Entzücken und Hoffnung. „Wenn er mich liebte, nicht wie der Oheim das Kind einer geliebten Schwester, sondern mit jener tiefen, leidenschaftlichen, unbeschreiblichen Liebe, wie sie nur Mann und Weib für einander empfinden können, o dann wäre ich reich entschädigt für eine freudlose Kindheit, für bittere Quälen, dann wäre

den alle meine guten Eigenschaften sich entwickeln, und ich wollte nichts sein, als mild, ergeben aufrichtig und durchaus wahr."

Endlich schloß sie ein, sie träumte von Louis, ein glückliches Lächeln umspielte ihren festgeschlossenen Mund, sie sah reizend aus.

Jetzt öffnete sich unhörbar eine Thür im zweiten Stockwerk, eine schlanke, in einen dunklen-Mantel gehüllte Gestalt glitt über den großen Gang, stieg links zwei Stufen hinauf, wandte sich dann nach den nächsten Gemächern und trat geräuschlos in ein unver-schlossenes Vorgemach.

Eine feine Hand tastete an der Thüreschnalle des daranstoßenden Zimmers, es war ebenfalls nicht zugeschlössen. Jetzt stand sie in dem Gemache, das von Blanche St. Hilaire bewohnt ward. Leise und schnell ward von der verhüllten Gestalt die mitgebrachte Kerze angezündet, der Nachschlüssel war überflüssig, an Blanche's Schreibtisch, an allen ihren Komoden und Kästen steckten die Schlüssel in den Schlössern.

Das erste Fach des Schreibtisches wurde beschaut, es enthielt Schmutz, werthlos für die Suchende. Im zweiten befanden sich Briefe, mit Bändern zu Packeten geformt, eine Mappe. Das war ein Fund. Aber die Suchende begnügte sich nicht damit, sie wollte den ganzen Schreibtisch besichtigen und zog das dritte Fach auf. Indem dieß geschah, glitt die Mappe ihr aus den Händen, das Geräusch störte den leichten Schlummer Blanche's. Witzschnell sprang sie auf und eilte aus dem Schlafzimmer herbei.

Jetzt standen beide Frauen einander gegenüber, die hohe Gestalt im dunkelblauen Mantel, die kleine zierliche im weißen Nachtwand.

Die dunkle Erscheinung wollte entfliehen, aber die rasche Blanche faßte sie bei der Hand und rief: "Nicht von der Stelle! Was thun Sie hier, Frau Gräfin? Meine Papiere wollten Sie durch-schubern oder wohl gar entwinden? Eine Gräfin Cressy läßt sich zu solchen Thaten herab?"

"Sie vergessen sich, Mademoiselle", sagte die Gräfin, mit einem Versuche, Blanche zu imponiren.

"Ich? Sie sind es, Frau Gräfin, welche Alles vergessen hat, nicht nur den Anstand, sondern auch Rechtlichkeit und — Klugheit."

"Ich bin im Gefühle meines Rechtes hier," sagte die Gräfin, welche jetzt ihre Fassung wieder gewonnen hatte. "Meinen Sie, Mademoiselle, ich wisse nichts über Ihre Herkunft? Aber ich wollte dem Grafen vollständige Beweise vorlegen; gegen Betrüger ist jedes Mittel erlaubt, Schonung ist es von mir, wenn ich Ihre Papiere an mich nehme, damit es nicht die Polizei thut."

"Unverschämte, noch ein Wort weiter, und ich rufe laut um Hilfe. Verlassen Sie mich auf der Stelle!"

"Ich werde es, aber am nächsten Morgen schon soll mein edler Freund, der Graf, erfahren, welchen Gast er in dem sogenannten Fräulein von St. Hilaire in den Mauern von St. Ventadour bewirthet."

Die Gräfin sprach diese Worte mit großer Entschiedenheit und richtete ihre stehenden schwarzen Augen fest auf Blanche's Antlitz.

Das junge Mädchen hielt diesen Blick ruhig aus, ein Zug von Verachtung umschwebte ihren feinen Mund, und mit Hoßn sagte sie: "Wenn eine Gräfin von Cressy sich zu solchen Betrügereien oder Diebstählen bewogen fühlt, was soll dann von einer Frau aus dem Volke erwartet werden?"

Die Gräfin antwortete nicht, als halte sie jedes Wort zu Blanche für weggeworfen, wandte sie dem Fräulein den Rücken und verließ das Zimmer.

Als Blanche allein war, athmete sie tief auf, ihr schönes Auge umflorte sich, mit gerunzelter Stirn blickte sie auf die Thüre, welche die Gräfin hinter sich zugedrückt hatte. Dann nahm sie die Briefe und die Mappe und murmelte: "Was hat die Gräfin mit meinen Geheimnissen zu schaffen? Sie könnte leicht Manches finden, was für sie das Unangenehmste wäre."

Sorgfältig zählte sie alle Briefe, musterte jedes Blatt in der Mappe und erst nachdem sie alle Thüren verriegelt hatte, suchte sie wieder ihr Lager auf.

Am andern Morgen verließ Blanche zeitig das Schloß und ging, in ihren Morgenmantel gehüllt in die Kapelle, wo sie ihre Andacht verrichtete und dann in den Park.

Sie setzte sich unter die Weiden und überlegte, wie sie sich in dieser schwierigen Lage benehmen sollte, denn eine Feindin wie die

Gräfin Cressy war nicht zu verachten, sie war eine kühne, entschlossene Frau. Ob Blanche der Gräfin Antoinette, ob sie ihrem Oheim jene Begegnung mit der Gräfin Cressy mittheilen sollte, das war die Frage. Indem sie noch unentschlössen erwog, was das Rathsichste sei, hörte sie Männertritte, der Wind trieb den Schall der Worte zu ihr hin, sie hörte den Vicomte sagen: "Auf Ihre Ehre, Doktor, ist Alles, was Sie mir sagten, Ihre feste Ueberzeugung?"

"Meine feste Ueberzeugung, auf Wahrheit und Erfahrung gegründet."

"Bitter, Doktor, war diese Arznei, aber ich danke Ihnen."

Blanche stand auf, sie wollte nicht eine Lauscherin sein, ihren Lieblingspfad einschlagend, wandte sie sich dem Schlosse zu. Auf dem Wege begegnete ihr der Vicomte. Rasch, mit der ihr eigenen Annuth, eilte sie auf ihn zu und begrüßte ihn. Er sah sie lange mit einem seltsamen Blicke an.

"Laß mich, Mädchen, ich will mit Dir nicht sprechen!" rief er barsch und wandte ihr den Rücken.

Blanche stand einige Minuten ganz erstarrt, endlich faßte sie sich und ging nach dem Schlosse. Im Korridor trat Tante Antoinette ihr entgegen, liebreich sprach sie, indem sie Blanche die Hand reichte: "Wildest Mädchen, wo bist Du umher geschweift, die Frühstücksglocke hat schon vor zehn Minuten getönt. Alle sind bereits im Salon, ich bin gegangen, um mich nach Dir und Louis um-zusehen."

"Ich war im Park," erwiderte Blanche mit erzwungenem Lächeln, und kaum fähig, sich aufrecht zu halten. Sie fürchtete die Feindschaft der Cressy; wie leicht konnten sie aus Wahrheit und Dichtung etwas zusammen weben, was ihre Großeltern gegen sie einnahm, ihre ganze Existenz erschütterte. Tiefer aber bewegte sie das wunderliche Benehmen ihres Oheims, für das sie keine Erklärung fand, wie ernst und scharf sie auch darüber nachgedacht hatte. Indes zu den Haupteigenschaften von Blanche gehörten Selbstbeherrschung und Geistesgegenwart, mit ruhiger Haltung trat sie in den Salon und grüßte die Versammelten.

Ihre Großeltern lächelten ihr wie immer entgegen, der Baron erhob sich artig, Gräfin Louison streckte ihr die Hand entgegen, die ältere Gräfin Cressy grüßte, wie sie es an jedem andern Morgen gethan hatte.

Der Baron war ein guter Gesellschafter und heute bei besonders froher Laune, selbst der ernste Graf lachte einigemal von Herzen.

Nach dem Frühstück kam Gräfin Louison auf Blanche zu und hing sich bei der Promenade an ihren Arm.

"Wollen Sie einer sehr tief bekümmerten Tochter ein Wort im Vertrauen gestatten, Fräulein St. Hilaire?" sprach Louison mit ungewöhnlicher Weichheit.

Blanche bejahte.

"Haben Sie meine Mutter scharf beobachtet, gestern oder heute?"

"Dann?"

"Natürlich bei der Gesellschaft, außerdem sehen Sie ja dieselbe nicht. Ich frage Sie auf Ihr Gewissen, bemerkten Sie nichts?"

"Nein!"

"Ich bin sehr unglücklich," und Louison seufzte tief, "ich beschwöre Sie, zu schweigen, aber ich muß mein gequältes Herz erleichtern, meine arme Mutter war vor einigen Jahren geistig gestört, in der letzten Zeit bemerkte ich an ihr wieder Zerstreutheit, wunderliche Ideen. Sie hat, wie Sie vielleicht schon gehört haben, einen fatalen Prozeß; wird ein gewisses Dokument nicht aufgefunden, verliert sie eine halbe Million Franken, Tag und Nacht denkt sie an nichts als an Auffindung dieses Papieres."

Blanche schwieg, ihr klarer Verstand sagte ihr, wo das hinaus wollte, sie seufzte.

Louison fuhr fort: "Ich will mit dem Doktor sprechen, es wäre gräßlich, wenn meine arme Mutter ein zweites Mal krank werden sollte!"

"Gewiß! Ich wollte Sie nicht kränken, Gräfin Louison, aber allerdings hat meiner Ansicht nach die Frau Gräfin Cressy nicht immer ihren vollen Verstand. In Gesellschaft fand ich sie ganz vernünftig, aber mir gegenüber einmal sehr sinnlos, ich will hoffen, daß der Arzt sie herstellt, und zwar bald, sonst müßte Ihre Frau Mutter einer Heilanstalt übergeben werden."

„Noch heute will ich mit dem Doktor ernst sprechen, bewahren Sie nur mein Geheimniß, theures Fräulein. Ich hoffe, daß ein längerer Aufenthalt hier, in der frischen Luft, meiner Mutter wohl thun wird.“

„Ich will aus Rücksicht für Sie schweigen, Gräfin, denn ich begreife, daß es demüthigend sein muß, eine geistesranke Mutter zu haben, auch könnte Ihnen dieß bei einer Vermählung leicht hinderlich sein, obwohl Wahnsinn nicht immer erblich sein soll.“

Mit einer graziosen Verbeugung entfernte sich Blanche und ließ Gräfin Louison stehen.

Diese fühlte sich erleichtert, eine Gefahr war beseitigt, und als jezt der Baron ihr ein frisches Blumenbouquet brachte, nahm sie es dankbar und lächelnd an.

Zu derselben Zeit hatte der Vicomte eine geheime Unterredung mit seinem Vater. Das Resultat derselben war, daß sich plötzlich im Schlosse die Nachricht verbreitete, der Vicomte trete, auf den Rath des Arztes, aus Gesundheitsrücksichten eine Reise nach Egypten an. Die Damen Cressy wußten jezt, daß Louison allen Grund hatte, die Hoffnung aufzugeben, Vicomtesse von St. Ventadour zu werden. Louis' Mutter fügte sich schweigend in die Reisepläne ihres Sohnes, Gräfin Antoinette schien an ihres Neffen Unwohlsein nicht zu glauben, zu seinen Eltern sprach sie: „Louis ist mündig, er wird wissen, was er zu thun hat; jeder junge Mann hat Reiselust, es ist besser, er befriedigt sie jezt, als später, wenn er vielleicht wieder vermählt ist.“

„Egypten!“ sagte der Graf kopfschüttelnd, „in meiner Jugend wäre es keinem jungen Edelmann eingefallen, nach Egypten zu gehen, warum nicht nach Italien, Spanien meinetwegen? Doch es ist wahr, Louis ist mündig. Der Plan seiner Mutter, ihn mit der Gräfin von Cressy zu verbinden, wird wahrscheinlich scheitern. So alt ihr Geschlecht, so schön die Gräfin ist, ich kann keine väterliche Zuneigung zu ihr fassen. Ich wollte, Blanche wäre nicht Louis' Nichte, das gäbe ein harmonisches Paar. An Blanche's Verheirathung denke ich ungern, wie sehr werde ich dieß liebliche, graziose Kind vermiffen, das mir gefallen würde, auch wenn es nicht meines Blutes wäre. Fast reut es mich, daß ich zu einer Vermählung für Blanche Schritte gethan habe.“

„Wie, Bruder? Blanche ist ja noch so jung, und darf ich fragen, wem Du das Kind geben möchtest?“ rief überrascht Gräfin Antoinette.

„Einem Mann, den auch Louis als liebenswürdig und ehrenhaft preist, der einer alten, reichen Familie angehört, dem Grafen Armand von Trevecoeur; ich erwarte in einigen Wochen seinen Besuch.“

„Und was sagt Graf Armand zu der ihm noch unbekannten Braut, die man ihm jubelt?“

„Ich habe von seinen Verwandten gehört, daß er ein sehr romantischer Charakter sein soll; Graf Armand will nur aus Liebe seine Hand vergeben. Er kommt als mein Gast mit seiner Tante, oder doch zu der Zeit, zu welcher sie hier eintrifft, und ahnt nicht, daß hier ein Fräulein von St. Hilaire lebt, die ihm zugehört ist.“

„Weiß Louis von diesem Plane, Bruder?“

„Noch nicht!“

„Lasse ihn in Ungewißheit über Blanche's Zukunft, verschweige Deine Absichten, er ist kein Freund von zusammengebrachten Heirathen, wie sie in Frankreich herkömmlich. Er könnte Deine Pläne durchkreuzen, ohne es selbst zu wollen. Er kann sich nicht beherrschen und würde sich einbilden, seine Nichte sollte berebet werden.“

„Es ist nicht nöthig, daß Louis von meinem Vorhaben weiß, aber seine Einmischung fürchte ich nicht, ich bin Herr in meiner Familie, mein Sohn hat zu gehorchen, und Blanche's Glück ruht sicher in meinen Händen.“

Blanche hatte von Louis' beabsichtigter Reise kein Wort erfahren, aber seine harten Worte gegen sie waren ihr schwer auf das Herz gefallen. Sie vermochte nicht, in ihrem Zimmer zu bleiben, und wandelte das Dorf entlang. Ihr war zu Muth, als müsse sie immer weiter wandern, aus der Welt, seit er, den sie liebte, anbetete, ihr zürnte.

Am Ende des Dorfes stand eine Hütte, welche von einem jungen Ehepaare bewohnt war. Unter der Thüre stand das fünfjährige Töchterchen des Paares und weinte bitterlich.

Blanche, welche ein theilnehmendes Herz besaß, fragte das Kind, was ihm fehle.

„Die Mutter liegt krank zu Bett, der Vater ist auf Arbeit und das kleine Brüderchen schreit,“ sprach das Mädchen.

Blanche trat in die Hütte und fand die arme Wöchnerin ganz allein. Gewandt befriedigte sie die Bedürfnisse der Frau, zündete Feuer an, stellte Wasser auf, bereitete Thee und sorgte für das Kind. Diese Beschäftigung that Blanche wohl, sie gewann ihre Fassung wieder, selbst ihres Oheims Jörn schrieb sie auf Rechnung irgend eines tiefen Verdrusses, welcher mit seinen Empfindungen für sie in keiner Beziehung stehen konnte.

Sie setzte sich an das Bett der Wöchnerin, nahm ein angefangenes Kinderbüchchen und nähte fleißig. Die blasse Frau lächelte, leise sagte sie: „Auf dieser Stelle hat die junge Gräfin oft gegessen, auch der junge Herr, unser Vicomte. Im Bett lag meine Mutter, sie war lahm, konnte aber Geschichten erzählen, wie keine Andere. Die jungen Herrschaften kamen oft zum Besuch und brachten aus der Schloßküche allerlei Gutes für meine Mutter, auch hübsche Tücher, denn meine Mutter hielt viel auf ihr farbiges Kopftuch. Die junge Gräfin ist nun schon manches Jahr todt und der Vicomte hat seine schöne Frau begraben, so ist es, der Tod fragt weder nach Alter noch nach Stand.“

„Der Vicomte hat wohl seine junge Gemahlin sehr betrauert?“

„Nicht allzutief, Fräulein St. Hilaire, er war bei ihrem Tode mehr erschrocken als betrübt. Als er sich verlobte, lebte meine Mutter noch. Sie war eine weise Frau und konnte in die Herzen der Menschen schauen, der Vicomte hatte sich nach dem Wunsche seines Vaters vermählt. Uebrigens war seine Ehe keine unglückliche, sondern eine gute.“

Blanche hätte gerne der Frau noch mehr zugehört, allein sie wußte, daß dieselbe der Ruhe bedurfte, und bat sie freundlich zu schweigen und wo möglich zu schlafen.

„Ich werde noch ein Stündchen hier bleiben, bis Ihr Mann kommt,“ sagte Blanche, „morgen sehe ich wieder nach Ihnen.“

Die Wöchnerin lächelte das Fräulein dankbar an, wandte sich nach der Seite und bald schlief sie ein. Es war ganz still in dem Stübchen, Blanche vernahm das Liden der schwarzwälder Wanduhr und die gleichmäßigen ruhigen Athemzüge der Frau.

Das Rollen eines Wagens unterbrach diese Stille, er hielt vor der Hütte. Blanche erröthete, ihr Herz pochte stürmisch, denn ein wohlbekannter Tritt ward auf dem Flur hörbar. Louis von St. Ventadour trat ein, leise, denn er hatte erfahren, daß seine alte Bekannte eines Knabchens genesen. Als er Blanche sah, blieb er staunend an der Thüre stehen, sie blickte ihn fragend an. Die Frau schlief fort, mit gedämpfter Stimme sagte er: „Ich dachte nicht, Dich vor meiner Reise noch einmal zu sehen, liebe Nichte, deshalb habe ich Dir schriftlich Adieu gesagt. Daß ich Dich dennoch sehe, so wider Erwarten, ist seltsam, denn hier vermuthete ich Dich nicht. Ich muß fort, wann ich wiederkehre, ist noch unbestimmt, wahrscheinlich bist Du dann verheirathet. Still, Blanche, sprich kein Wort, ich hoffe das Abschiednehmen. Gott segne Dich!“

Wie eine geisterhafte Erscheinung, schnell und unhörbar, war er verschwunden.

Blanche sank wie an allen Gliedern gelähmt in den alten großen Lehnstuhl, der neben dem Bett stand. Wie viele sorgenreiche Menschen mochten schon in ihm ausgeruht haben!

Auf der Bettdecke der Frau lag eine mit Gold- und Silberfäden gefüllte Börse.

Die Wöchnerin bedurfte zu ihrem Glücke eben nur Geld, sie hatte Gott darum gebeten und er hatte es ihr, die ihm vertraute und seine Gebote hielt, im Schlafe gegeben.

Blanche weinte still für sich, als das Rollen der Räder verhallt war, seufzte sie tief. Die Frau schlug die Augen auf, sie erblickte das Geld, zählte es vergnügt und segnete den gütigen Vicomte. Sie hatte nicht einmal gefragt, von wem die Gabe komme, denn sie hatte diese Börse schon bei ihm gesehen.

Fräulein von St. Hilaire sagte: „Ich will auch Theil an dem guten Werke des Vicomte haben, wollen Sie mich als Pathin Ihres Sohnes annehmen? Und soll er Louis genannt werden?“

„Welche Eltern würden eine solche Ehre für ihr Kind nicht mit großem Danke annehmen?“

„Gut, Frau Girardet, ich bin Pathin, und die Zukunft Ihres Sohnes sei meine Sorge.“

Am Schlosse fand sie ihre Jose ihrer harrend, Blanche mußte sich eigentlich jetzt zum Dinner kleiden lassen, allein sie entschuldigte sich mit Kopfhoch und schloß sich in ihr Zimmer ein. Der Brief, den der Vicomte für sie zurückgelassen hatte, lautete:

Théure Blanche!

Ein unerbittliches Geschick treibt mich vom heimischen Herde. Ich kann nicht dagegen anlämpfen, sondern muß mich ihm unterwerfen. Wann ich zurückkehre, ist ungewiß. Mein Vater will einen würdigen Gatten für Dich wählen, stimmt Dein Herz mit Deines Großvaters Ansichten überein, dann wirst Du glücklich sein, und möge Gott Dich segnen, wie ich es thue.

Théure Blanche! Aber verschenke Deine Hand nicht ohne Dein Herz, gib nicht aus kindlichem Gehorsam den Wünschen meiner Eltern nach, begehe keine Sünde an Dir selbst. Vielleicht kennst Du Dein Herz noch nicht und hältst für Liebe, was nur eine freundliche Zuneigung ist. Wenn Du später wahrhaft lieben solltest und nicht mehr frei wärest, würdest Du furchtbar leiden, denn Du bist der Liebe fähig, Blanche.

Ich muß fort, aber wo ich auch bin, ich werde Dein gedenken, und bedarfst Du eines Freundes, der Dich schützen soll, so rufe mich und ich werde da sein.

Lebe wohl, liebes Kind, theure Nichte.

Dein

treuer Oheim
Louis von St. Ventadour.

Blanche las diesen Brief mehrmals. Sie lachte bei dem Gedanken, daß der Graf von St. Ventadour über ihre Hand verfügen wollte, denn sie war sich der Selbstständigkeit ihres Charakters vollkommen bewußt. Louis war abgereist, aber auf wie lange? Nein, er war ihr im Geiste weder fern, noch fürchtete Blanche eine lange Abwesenheit ihres geliebten Oheims, seit er ihr gesagt hatte: „Rufe mich und ich werde da sein!“
(Fortsetzung folgt.)

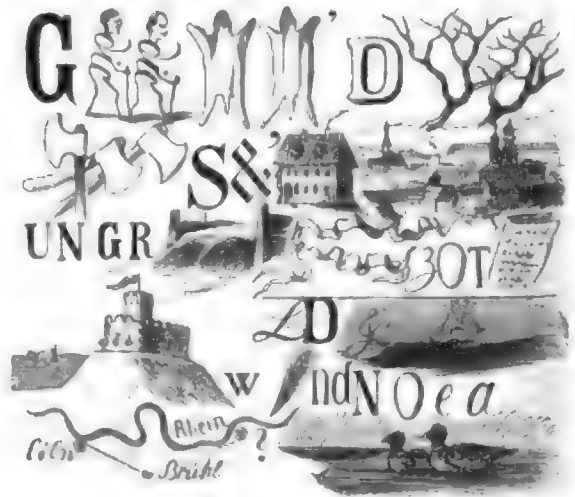
Fliegende Blätter.

Etwas zum Nachdenken für Richter und Geschworne. Dr. G. and R. hielt sich bei seiner Durchreise nach Paris, einige Tage in Berlin auf. Eines Abends sprach ihn, wie die „Berl. Zukunft“ erzählt, ein junges Mädchen mit der nicht ungewöhnlichen Frage an: „Kennen Sie mich, Herr Doktor?“ Als er dick verneinte, half es seinem Gedächtnis nach, und er erinnerte sich nun, für die Erziehung desselben in A. gesorgt zu haben, wofür er Witvater einer wohlthätigen Gesellschaft ist. Das Mädchen erzählte nun, daß es mit seinen Eltern seit einigen Jahren in Berlin wohne, sich durch Handarbeiten ernähre, und das, ihren Wohlthäter besuchen zu dürfen, um ihm auch etwas von den Arbeiten vorzuzeigen. Am folgenden Tage besuchte sie nun Herrn Dr. G., zeigte eine schöne Seiderei vor und versicherte schließlich, daß es seine Eltern sehr beglücken würde, ihren Wohlthäter bei sich zu sehen. Herr G. versprach einen Besuch für seine Rückkehr aus Paris, nahm sein Taschenbuch und notirte die Wohnung: Landsbergerstraße Nr. ... Einige Augenblicke ging Herr G. in ein Nebenzimmer, dann bei seinem Wiedereintritt empfahl sich das Mädchen, und nun begann er sein Reisegepäck zu ordnen. Plötzlich bemerkte er, daß ihm sein Taschenbuch fehlte. Es enthielt 150 Thaler, einen Kreditbrief auf Paris und viele Notizen. Nach vergeblichem Suchen hielt er sich fest überzeugt, daß das Mädchen seine Abwesenheit benützt und das Taschenbuch eingestrichelt habe. Er sagte sich, daß er es vor dem Richter würde beschwören können, daß Niemand anders in der Stube gewesen und Niemand anders das Buch haben könne. Abgesehen von dem Verluste und den übrigen Umständen, die ihm die Sache machen mußte, war ihm der Gedanke, jetzt zu den Eltern der Unglücklichen zu fahren und dort das Vergehen zu entdecken, ein entsetzlicher. Undankbarkeit und Heuchelei machten das Vergehen indessen noch strafbarer; es half nichts, es durfte eine von so tiefem sittlichen Verfall zeugnende Handlung nicht unverfolgt bleiben. Dr. G. nahm seinen Hut und wollte eben zur Thüre hinaus, als ihm die vermeintliche Verbrecherin bläht und athemlos entgegenstürzte: „Herr Doktor, ich habe Ihr Taschenbuch!“ Nunmehr erzählte das Mädchen folgendes: Mit einer Freundin, welche es vor dem Hause erwartete, ging es nach dem Schloßplatz. Ein Herr, welcher hinter ihnen ging, stellte am Erstere die Frage, ob sie ein Taschenbuch verloren habe; als diese es verneinte, richtete er dieselbe an sie selbst. Im ersten Augenblicke sagte sie ebenfalls, sie habe kein Taschenbuch bei sich, da aber fiel ihr beim Anblick desselben das Taschenbuch G.'s ein und sie sagte zu dem Herrn: „Wenn in diesem Buche eine Reitz „Landsbergerstraße Nr. ...“ steht, so weiß ich, wem dasselbe gehört.“ Man suchte und fand auf der letzten Seite die angegebenen Worte. So klärte sich die Sache auf. G. hatte das Buch auf den Tisch geworfen, es war unter das Taschentuch

des Mädchens gerathen, diese hatte es unbewußt mit diesem in die Tasche gesteckt und auf der Straße beim Herausziehen des Buches verloren. Denn nun G. dem Mädchen gleich nachgeilt wäre, das corpus delicti in seiner Tasche gefunden hätte oder jener Herr nicht ein so durchaus ehrlicher Finder gewesen wäre? G. hätte ihre Schuld mit vollem Rechte beschworen, und das Mädchen, wie seine durchaus rechtlichen Eltern hätten die Schande, wie das Mädchen sagte, nicht überlebt. Diese Geschichte ist wörtlich wahr und gibt wohl zu denken.

Was man mit dem Gemüthsbau verdienen kann, erzählt folgende kleine Geschichte eines Kleingrundbesizers: Ich besaß ein Gütchen von 6 — 7 Morgen zu Tauringen im Odenwalde, welches mich mit meiner zahlreichen Familie wohl ernährte, aber nicht in die Lage versetzte, etwas zu erkrüpfen, daher verkaufte ich es für 11,000 fl. und erwarb mir in der Nähe der badischen Bahn 14 Morgen kasses Wiesentland für 3000 fl., das ich mit einem Restenaufwande von 650 fl. sofort entwässern ließ, und war in der Art, daß auf den Morgen in gereinigten Abständen zwei Wasserbehälter kamen. Nun wurde das Ganze in Grabland umgewandelt und besteht als solches jetzt 12 Jahre, während welcher Zeit es mir 31,000 fl. baaren Ueberflusses gegeben hat. Ich ziehe hauptsächlich Spargeln, Blumenkohl, Gurken und Zwiebeln, und habe meine fründigen Abnehmer in den großen Städten, insbesondere sind es die großen Gasthofbesitzer in München, Wien und Berlin, welche ihre regelmäßigen Sendungen erhalten; ebenso habe ich in kleineren und mittleren Städten Agenten, welche den Verkauf meiner Gemüse befragen. Ich habe Jahre gehabt, in denen mir der Morgen Spargeln rein bis 500 fl., und der Morgen Blumenkohl sogar bis 700 fl. erbrachte.

Walderräthsel.



Räthsel.

Ein Jüngling tret' ich vor euch hin,
Rund von Gestalt und lähn und kräftig,
Mit munterm, freudbedurftigem Sinn,
Ganz ungebunden, ungeschäftig.
Bald wähl' ich einen feinen Stand
Und schau' hinaus in's volle Leben.
O weh! da winkt ein lieblich Band,
Ein weicher Arm will schon dich heben.
Und eh' ich mich noch recht bejann,
Da war ich richtig schon gefangen,
Um meine Freiheit war's gesahn,
Ich fühl' ein Weib fest an mir hangen.
Das holde Wesen führte an,
Es sei durchaus für mich geschaffen,
Mit ihm sei ich erst recht ein Mann,
Dem Staate Schatz und Bier zu schaff'n.
Es zeigt mir meiner Brüder Weib,
Die auch gefangen, auch Philister.
Die Kreuze ist nun doch vorbei,
Der Tod allein macht mich erst frei,
Mein einziger Erreiter ist er.

Auflösung des Sylbenräthfels Seite 72:

Maulwurf.

Medaillen, Druck und Verlag von G. H. Postberger in Stuttgart.



um die Aehdreier beträgt. Mein Tag vergeht, wo er nicht Geld in Breyeln, Obst, Kuchen, Rosinen und Zuckerkorn verthut."

"Das ist bloß Mache von Meinert!" schreit Minkner, "weil ich Ihnen von seinem Cigarrenrauchen gesagt habe. Riechen Sie ihn an, Herr Dietrich, wie seine Sachen nach Tabak stinken."

"Her zu mir, Junge!" gebietet der Geselle dem Verklagten.

Dieser gehorchte mit sichtlichem Widerwillen. Der Geselle näherte seine Nase der Kleidung Meinert's und sagte: "Wirklich, der Schlingel riecht nach Tabak."

"Weil Sie die Nase schon voll von Ihrem Tabak haben!" erwiderte Meinert trotzig.

Der Geselle erhob die Hand zum Schlagen, ließ sie aber wieder sinken, um sie in Meinert's Hosentasche zu stecken. Aus derselben förderte er eine angerauchte Cigarre und ein Päckchen Streichhölzchen zu Tage. Gleich darauf brannten zwei derbe Maulschellen auf des Lügners Wangen, der heulend nach der Bank zurücktaumelte.

"Nichtswürdiger Dube!" schalt der Geselle; "maßest Dir schon die Vorrechte eines Gefellen an? Dazu bist Du noch zu grün, Gelbschnabel Du!" Er steckte Cigarre und Streichhölzchen zu sich.

"Das will ich Dir schon gedenken, Pfennigklatsche!" raunte Meinert gegen Minkner, indem er drohend die geballte Faust emporhob.

"Vor Dir fürchte ich mich schon lange nicht!" spottete Minkner verächtlich.

"Ruhe!" gebot der Geselle und vertiefte sich wieder in's Rauchen und Ringelbilden. Eine längere Pause trat ein. Diese unterbrach endlich der Geselle, indem er sagte: "Küntscher, hier ist ein halber Neugroschen. Dafür holst Du drüben bei Helbig drei Loth Niesen-Variastanaster."

"Dreißig kann ja gehen," erwiderte Küntscher mürrisch. "Er hat den ganzen Tag über hier auf der faulen Bärenhaut liegen dürfen, indeß ich mich müde geplackt habe."

"Ach, meine Anice!" ächzte der kleine Dreißig. "Mit Mühe habe ich bis zum Ofen hintreiben und nachlegen können."

"Pure Verstellung das!" sprach Küntscher. "Wenn unsere Kniekrankheit lange währt, so dauert sie höchstens zehn Tage. Das habe ich an mir selbst erfahren."

"Anie und Anie ist ein Unterschied," versetzte der Geselle. "Und nun sperre Dich nicht länger, Junge, sonst seht's Miße."

Brummend ging der Knabe und lehrte nach kurzer Zeit mit dem Päckchen Tabak zurück, aus welchem der Geselle seine Pfeife speiste.

"Küntscher stößt mich immer mit Fleiß an meine bösen Anice!" klagte Dreißig.

"Nun habe ich den Trödel satt!" fuhr der Geselle zornig auf. "Der Erste, der nicht Ruhe hält, fliegt hinaus in die Kälte!"

Küntscher öffnete dennoch den Mund zu seiner Vertheidigung. Der Eintritt des Arbeiters Wilde aber kam jener zuvor.

"Guten Abend!" hob Wilde grüßend an, wobei der Geselle seine halbfliegende Stellung beibehielt und zugleich forttaumelte. "Mein Herr, der Besitzer von der Chokoladefabrik hier in Jakobstadt, schickt mich her. Ich soll anfragen, ob Einer von euch Schwarzen eine Arbeit übernehmen will, die gut bezahlt werden soll. Es handelt sich darum, eine durch die letzten Stürme loder gewordene Blipableiterspize auf der einen Dampfesse vollends loszumachen und herabzulassen. Sie schwankt bereits hinüber und herüber und könnte bei ihrer Schwere und fänseliger Länge leicht ein Unglück durch das Herabstürzen anrichten. Die Arbeit muß aber Sonntags ausgeführt werden, weil dann die Maschine nicht geheizt wird."

Als Wilde von guter Bezahlung sprach, schnellten, mit alleiniger Ausnahme Dreißig's, sämtliche Feuertrüpel von ihrer Faubank in die Höhe und machten, wie ein aufgeschrecktes Volk Rebhühner, lange Hälse. Solches bemerkend, sprach der Geselle zu seinen Untergebenen: "Das ist nicht für euch, Jungens, und schlägt nicht in euer Fach. Ihr seid noch nicht mündig. Daher, wenn ihr ein Unglück nähmet, trüge der Meister die Verantwortlichkeit dafür. Also: Hand von der Wut! Wie viel?" — der Geselle wendete sich zu Wilde — "will Herr Döhler für die begehrte Arbeit zahlen?"

"Diese beansprucht vielleicht eine halbe oder ganze Stunde Arbeit," antwortete Wilde, "und sollte ich meinen, daß sie mit einem bis zwei Thaler nicht schlecht bezahlt sei."

Der Geselle lachte höhnisch auf. "Ein bis zwei Thaler für eine Arbeit, bei der es sich um Leib und Leben handelt!" sprach er verächtlich. "Wenn sich Niemand dazu hergibt, so muß Herr Döhler ein Gerüst außen um die Esse schlagen lassen, das ihn wenigstens zweihundert Thaler kostet."

"Wie viel verlangen Sie denn?" fragte Wilde, "damit ich meinem Herrn eine Antwort sagen kann."

Diese blieb der Geselle eine Weile schuldig, während welcher er den Tabakstrauch dichter von sich blies. Endlich sprach er bestimmt: "Fünfundzwanzig Thaler — keinen Pfennig weniger."

"Geseignete Mahlzeit!" sagte Wilde spöttisch und verschwand.

"Für einen, höchstens zwei Thaler eine haßbrechende Arbeit machen und noch dazu Sonntags, an dem einzigen freien Tage, an welchem man den Ruß abwischen und seinem Vergnügen nachgehen kann!" murmelte der Geselle. "Na, schön' guten Morgen! Denke nicht d'ran!"

Durch eine Hölle zum Himmel auf.

Die hohe Forderung des Schornsteinfegergesellen erregte bei den zahlreichen Arbeitern der Chokoladefabrik keine kleine Entrüstung. Die Mehrzahl von ihnen bekam an einmonatlicher Löhnung nur halb so viel, als der Geselle für eine kurze Dienstleistung beanspruchte.

"Wenn der Räpel Frau und Kinder zu ernähren hätte, wie wir," sagte der Maschinist, "so würde er anders pfeifen."

"Da fällt mir ein," sprach Wilde, "daß der Ladarbeiter Steinert in seiner Jugend ein Schornsteinfeger gewesen ist. Nur ein solcher versteht es, in der hohen Dampfesse hinaufzufahren. Steinert ist arm, Familienvater und genügsam. Ich denke, daß er das Geschäft nicht von sich weisen und keine so unverschämte Forderung stellen werde, wie der Schornsteinfegergeselle."

Steinert wurde herbeigeholt und ihm eröffnet, um was es sich handle. Mit präsendem Muth maß er die gewaltige Höhe der Esse, auf deren Spitze das Ende des Abgabelers wie ein Noth im Winde hin- und herschwankte. Sie maß 112 Fuß in der Höhe und hatte innen alle 16 Fuß einen Rand im Viereck von 6 Zoll Breite. Steinert betrat den innern Raum des Ofengrundes und blickte empor. Er sah in einen pechschwarzen Höllenschlund, in ein riesiges Fernrohr, an dessen hohem, hohem Ende einen winzigen Lichtpunkt, einem am nächtlichen Himmel funkelnden Sternlein ähnlich. Dieser kleine Lichtpunkt war der Himmel und derselbe wohl eben so schwer zu erklimmen, als derjenige Himmel, der das Endziel unserer irdischen Laufbahn sein soll und ist.

"Es ist freilich eine lange und gefährvolle Kletterei," entschied Steinert, "und eine Reihe Jahre her, daß ich keine Esse befahren habe. Jedoch will ich's versuchen und daher zum Sonntag früh mich hier wieder einstellen."

"Und wie viel verlangt Ihr?" fragte der Maschinist.

"Das zu bestimmen überlasse ich Herrn Döhler," antwortete Steinert. "Er wird nicht unbillig handeln und auch meine Frau und Kinder nicht hilflos lassen, sollte ich ein Unglück erleiden."

Diese Rede gefiel Allen wohl.

"Welch' ein anderer und besserer Kerl als der Schornsteinfegergeselle ist Steinert!" lobte der Maschinist. "Wie anspruchlos er sich benahm! Der Räpel that ja, als gälte es, die liebe Sonne selbst vom Himmel herabzuholen oder den Mond festzunageln. Ich werde Steinert unserem Herrn bestens empfehlen."

Als am nächsten Sonntage das Tageslicht die nächtliche Dunkelheit zu vertreiben begann, machte sich Steinert zum Abmarsch bereit. Er hatte seinen Sonntagstaat angelegt, dagegen seinen abgenähtesten Anzug in ein Bündel gepackt und unter den Arm genommen. So trat er zu seiner Frau, welche eben ihre vier Kinder in gewohnter Weise einer sonntägigen Waschung unterwarf und jetzt ihren Mann verwundert fragte: "Leberecht, was hast Du denn vor?"

"Ich gehe in die Stadt — in die Döhler'sche Chokoladefabrik," antwortete Steinert, "wo ich die Abgabelerspize von der einen Dampfesse herunterholen soll. Ich denke noch vor Mittag wieder zurück zu sein und habe Dir mit Fleiß nicht eher davon gesagt, damit Du nicht vor der Zeit sorgen solltest. Leb wohl!"





blinken. Wollt ihr etwas thun, so betet, während ihr mich in der Dampfesse glaubt, ein Vaterunser für mich. Nehre ich glücklich zurück und klumpere mit Silberstücken euch vor die Ohren, so ist die Freude um so größer. Nochmals — adieu!"

"Geh' mit Gott!" weinte Frau Steinert und ihre drei älteren Kinder schluchzten ihrer Mutter nach: "Geh' mit Gott!" "Mit Gott!" lallte auch die kleine Emma und streckte die Arme nach dem Vater aus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Quellen der Donau.

(Bilder 2. 121.)

Denk' du in deiner Gütezeit
Der Heimat noch und Jugendzeit,
Als dein Geistes am Hügelrain,
Das milde Nachbarland, der Rhein,
Den Arm um deinen Rücken schlang
Und dir die Alpenlieder sang!

Kunstausst. Grün.

Im Hofgarten des Fürsten von Fürstenberg zu Donaueschingen ruht ein Weiher mit klarem Wasser, der aus dem eigenen Grunde emporsprudelt und in einem kleinen Kanal in die Brigach geführt wird, welche von hier aus den Namen Donau trägt. Dieser kleine Weiher unter den Fenstern des Schlosses galt als die Quelle der Donau, da die Brigach und Breg, welche nach dem Volksmunde die Hauptquellen der Donau sind — „Brig und Breg“, bringen d'Donau z'Beg — im Sommer häufig austrocknen und, wie gesagt, erst da die vereinigten Flüsse den Namen Donau annehmen, wo sich das Wasser aus dem Schlossgarten mit ihnen und andern Quellen, die im Park ein größeres Becken bilden, vermischt. Eine Sandsteingruppe des babilonischen Bildhauers Reich, die Donau, eine große Frauengestalt, inmitten zweier Mädchen mit Krügen, verfinbildlicht die Vereinigung der Quelle des großen Stromes mit den beiden Bächen. Aus diesem kleinen Anfang entwickelt sich der größte Strom Deutschlands, der bis zu seinen Mündungen die ungeheure Strecke von 380 Meilen zurücklegt, und ein ungemein interessantes Gegenbild zu dem kaum weniger gewaltigen Nivalen, dem Rheine darbietet.

Wenn der Rhein, sagt Mendelssohn, gleich einem lahnen, unternehmenden Jüngling, bald die Heimat verläßt, um zwischen fremden Bergen, auf fremden Fluren seine Kraft zu versuchen, Gaben zu bringen und zu empfangen, so weicht die Donau nicht von ihren Alpen, so lange sie noch einen ihrer letzten Ausläufer zu umspülen hat. Als nasser Graben vor dem Ball des Gebirgs schirmt auch sie einst die Grenzen der römischen Provinz, die Grenzen der Kulturwelt. War aber der Rhein durch die Richtung seines Laufes bestimmt, ein Strom der Grenze, des Uebergangs für alle Zeiten zu bleiben, so wurden die Ufer der Donau eine Wanderstraße, ein Land des Durchzugs. Vom Fuße des Schwarzwalds bis zu den Vorhöfen des Böhmerwaldes fließt die Donau am Saume einer weiten, einförmigen Ebene zwischen sumpfigen Niederungen, an ihrem linken Ufer von einem Hügelzuge begleitet, der sich nicht hoch und selten steil über ihren Spiegel erhebt; dann windet sie sich bald in engen Felschluchten durch Granitberge, welche von Böhmen und Mähren herab den Vorhängen der Alpen entgegenkommen, bald durchfließt sie reiche Ebenen in weitem Bett mit zahlreichen Armen. Wo sie zwischen Waldbergen über Granitblöcke hinrauscht, erinnert sie an den Rhein zwischen Vingen und Bonn. An Wasserfälle wird sie erst da dem Rhein vergleichbar, wo der Inn, viel breiter und wasserreicher, als der namensgebende Strom selber, im Innern der Berge mit ihr zusammenfließt und sie an das linke Ufer drängt. Grüne, mehr bewaldete Berghänge verrathen an der Donau ein dem Weinbau milder günstiges Klima und eine jüngere Kultur, als am Rhein. Auch die Schifffahrt ist noch in ihrer Kindheit. Wicht aber einmal das morsche Haus des kranken Mannes zusammen, dann wird auch die Donau von zahlreichen Dampfzügen, Segelschiffen und Flößen durchsurcht werden und der große Strom erst die Bedeutung und den Rang einnehmen, der ihm gebührt.

Eine Buchdruckerei aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

(Bilder 6. 125.)

Wenn auch die Einrichtungen einer Druckersoffizin vor 3—400 Jahren etwas rührend Einfaches haben den vielerlei Verbesserungen unserer Tage gegenüber, so war doch damals schon bei der ungeheuer schnellen Verbreitung der neu erfundenen Kunst, welche eine kulturgeschichtliche Revolution hervorrufen sollte, der Prozeß der Entfaltung einer Druckschrift bald so kompliziert, daß gutgeschulte Arbeitskräfte dabei thätig sein mußten, welche, über der Sphäre der gewöhnlichen Handwerker stehend, als eine Art von Künstler in Achtung und Ansehen waren. Die Buchdrucker standen früher in Universitätsstädten nur unter dem akademischen Gericht, durften Degen und galonirte Kleider tragen und hatten durch Kaiser Friedrich III. ein Wappen erhalten. Im goldenen Feld eines deutschen Schildes stand ein einfacher schwarzer Adler mit aufgerichteten Flügeln, mit Schweif und Wappen. Ueber dem Schild war der offene Helm mit einer Krone geziert, aus welcher ein Greif hervorbach, der zwei auf einander gelegte schwarze Druckerballen in einer Klaue empor hielt. Die Helmbleden waren wechselseitig silbern und roth. Für die Siegel hielt der Adler Lenaxel und Winkelhaken in beiden Krallen.

Wenn unsere Leser für das Buchdrucken, welches gar mancherlei Interessantes bietet, die gleiche Theilnahme haben, wie der junge Edelmann auf der Abbildung, den ein gelehrter Herr herumfährt, während er eine so eben frisch abgezogene Korrektur liest, so wollen wir ihm das Wichtigste mittheilen.

Die Buchdruckerkunst nahm im ersten Jahrhundert ihrer Erfindung einen ungeheuren Aufschwung, im folgenden aber sank sie tief und immer tiefer bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo sie von Neuem emporkam und sich fröhlich entwickelte. Die ersten Buchdrucker waren auch ihre eigenen Schriftgießer, die Verkäufer ihrer Bücher und zuweilen auch die Verfasser derselben. Aber schon im sechzehnten Jahrhundert gab es Buchhändler und Verleger. Die ersten Bücher wurden in Folio gedruckt, selten in Quart, öfter auf Pergament als auf Papier; erst zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts kam das Oktavformat in Aufnahme. Ort und Jahr des Drucks finden sich bei den ersten Büchern nicht vor; bei manchen wurden sie auf der letzten Seite angegeben. Titelblätter kamen erst um's Jahr 1476 auf.

Bei der Buchdruckerei sind zwei Hauptoperationen, das Setzen und das Drucken, zu beachten; wir werden uns daher mit der Schrift und der Presse hauptsächlich zu beschäftigen haben.

Was die Schriften anlangt, so suchten die alten Drucker die gebräuchlichen Handschriften so genau als möglich nachzuahmen. Die durchgängig gebrauchte Mönchsschrift war edig, unschön, hatte viele Kürzungen und Zusammenziehungen. In Italien fanden die ersten deutschen Drucker die gerade lateinische Schrift (Antiqua) und brachten sie in Gebrauch. Nach einiger Zeit wurde wieder die gothische Schrift benutzt (die Mönchsschrift), aber sie mußte der vereinfachten Antiqua und dem Cursiv (schräggestellter, lateinischer Schrift) weichen.

In Deutschland bildete sich die gothische Schrift nach und nach zu unserer jetzigen Druckschrift aus. Sie wurde wegen ihrer gebrochenen Ecken Fraktur genannt. Nach der Größe oder Höhe der Buchstaben unterscheidet man in den heutigen Druckereien etwa elf Schriftsorten in Fraktur, Antiqua und Cursiv, nämlich von der kleinsten anfangend: Perl, Nonpareille, Petit, Bourgeois, Corpus, Cicero, Mittel, Terzia, Text, Doppelmittel, Kanon. Nach der Stärke oder Dide der Züge wird die Schrift genannt: Schmal, Mager, schmale Halbfett, Halbfett, Fett. Zur Herstellung der Lettern arbeitet der Stempelschneider den Buchstaben zuerst in Stahl erhaben aus. Dieser Stahlstempel wird in ein dünnes Kupferblättchen geschlagen, die Form für den zu gießenden Buchstaben. Man hat jetzt Gießmaschinen, welche 12—14,000 Lettern in einem Tage liefern. Der Setzer hat die Lettern oder Buchstabenlegel zusammen zu stellen und zum Druck vorzubereiten. Er steht vor einem pulstartig, schräg liegenden Kasten, in dessen Fächern die Buchstaben vertheilt liegen. Aus diesen Fächern nimmt der Setzer seine Buchstaben, Ziffern, Zeichen, Trennstiche (Spacien) mit der

rechten Hand heraus und setzt sie in den Winkelhaken, je nach dem Inhalt des Manuskripts, welches mit einem Halter (Tenakel) vor ihm aufgesteckt ist. Der Winkelhaken ist ein langes, schmales Kästchen aus Metall, in welchem die eine lange Seite fehlt und eine kurze Querswand verschiebbar ist, je für die Länge der Zeilen. Wenn ein Wort in den Winkelhaken eingeseht ist, so folgt eine Ausschließung, d. h. ein Stück nicht so hoch als die Buchstaben, welches im Abdruck einen Zwischenraum bewirkt. Ist durch ein Duzend Zeilen etwa der Winkelhaken gefüllt, so wird der Satz ausgehoben und auf ein schräg liegendes Brett mit Randseiten, das Schiff, hingestellt. Ist eine Seite (Kolumne) voll geworden, so wird sie mit einem Bindfaden umschlungen und auf einer Tafel niedergelegt. Zu einem vollen Bogen gehören, je nach dem Format, 8, 16, 24 u. s. w. Kolumnen. Diese werden auf der Tafel mit eisernen Formrahmen umgeben, die Lücken zwischen den Kolumnen mit rechtwinklig gearbeiteten Holzkörpern (Stegen) ausgefüllt und das Ganze mit Keilen oder Schrauben zusammengetrieben. Nach Entfernung der Bindechnüre wird der Satz mit Wasser angefeuchtet, damit er zusammenhält.

Da der Bogen auf zwei Seiten bedruckt wird, so versteht sich von selbst, daß man zwei Formen für beide haben muß. Die erste oder Schönbrucksseite des Oktavbogens enthält die Kolumnen 1, 4, 5, 8, 9, 12, 13, 16, die andere oder Widerbrucksseite die übrigen Kolumnen an den entsprechenden Stellen. Auf das Setzen folgt die Arbeit der Korrektur, des Probeabdrucks, worin der Korrektor die Fehler am Rande zu verbessern hat. Der Setzer nimmt die nöthigen Verbesserungen vor und ein zweiter Probeabdruck wird durch die Revision geprüft. Nachdem der Satz zum Druck verwendet worden, wird er durch Waschen mit Lauge von Druckerschwärze gereinigt und kehrt zum Setzer zurück, welcher ihn ablegt, d. h. die Buchstaben wieder in ihre Fächer zurückwirft.

Die Druckerpresse war bei dem Erfinder, Gutenberg, nach dem Muster einer Weinsteller gearbeitet und hielt sich in dieser alten Form sehr lange Zeit. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts führte Danner in Nürnberg die messingene Schraubenspindele statt der hölzernen ein. Auch die Grundplatte (Fundament), früher von Holz oder Stein und die bewegliche Oberplatte (Ziegel) wurden später aus Eisen gegossen. Die Herstellung eiserner Pressen begann im Jahre 1820 mit Einführung der Presse des Lord Stanhope, und von da an wurde die Druckerpresse immer mehr verbessert. Die Druckform liegt auf dem sogenannten Karren, welcher, damit die Schrift geschwärzt werden kann, auf glatten Schienen oder kleinen Rädern ein- und ausgefahren wird. Das Schwärzen geschah in früherer Zeit durch zwei gepolsterte Lederballen, jetzt wird es mit einer Walze bewirkt, die aus Leim und Sprup gegossen ist. Diese Walze wurde im Jahre 1819 von dem Franzosen Kannal erfunden. Rechts am Karren hängt in Charnieren der Dedel zur Aufnahme des Druckbogens. Der Dedel wird, wenn die Schrift geschwärzt ist, über die Form geklappt, der Karren eingefahren und der Drucker zieht den Pressbengel an. Nun wird wieder ausgefahren, geöffnet, herausgenommen und ein frischer Bogen eingelegt. Die Zahl der Abdrücke, die ein Mann täglich liefern kann, ist 1000—1500. Mit der Erfindung der Schnellpresse wurde es auf einmal anders. Das Verdienst dieser Erfindung gebührt Friedrich König aus Gießen und fällt in das Jahr 1814. Durch Erweiterungen und Verbesserungen ist die Schnellpresse dahin gelangt, daß in einer Stunde 20—25,000 Abdrücke gemacht werden.

Die Druckerschwärze bestand in alter Zeit aus einer Mischung von Leinöl, Firniß und Ruß und wurde von den Buchdruckern selbst bereitet. In neuerer Zeit wird die Druckerfarbe von Fabriken befozt und hat mehrere Grade von Stärke und Schwäche. Die schwächste Sorte dient für Zeitungen und andere gewöhnlichen Druckfachen, bei denen es auf ein gutes Aussehen nicht viel ankommt. Die gleiche Vertheilung der Farbe auf die ganze Form macht verschiedene Vorrichtungen nöthig und erfordert viel Erfahrung und Geschick.

Eine interessante Erfindung, welche die Vortheile des schnellern Drucks vervielfältigte, ist die Stereotypie, zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Paris erfunden, durch Lord Stanhope in England, durch Karl Tauchnitz in Deutschland eingeführt. Der zum Stereotypiren bestimmte Schriftsatz wird zu zwei oder vier Kolum-

nen auf einmal in einen Rahmen gelegt, eingedrückt und mit dünnem Gypsbrei übergossen. Wenn der Gyps etwas hart geworden ist, nimmt man ihn vorsichtig ab und trocknet ihn vollständig, sodann wird diese Form mit einem Dedel versehen, und nachdem die nöthigen Oeffnungen zum Einfließen des Metalls beschafft sind, in einen Kessel mit flüssiger Zetternmasse eingesenkt. Nach zehn Minuten ist die Form angefüllt, sie wird herausgehoben, und wenn sie erkaltet ist, bröckelt man den Gyps ab und ebnet die Rückseite der Schriftplatte.

In neueren Zeiten hat man auch mit Papier Stereotypirt. Man legt auf den Satz ein Blatt feines Seidenpapier, überpinselt es mit einer dünnen Mischung von Kreide und Leim, legt ein Blatt Schreibpapier darüber, das wieder überpinselt wird und fährt so fort bis zu sechs Blättern. Dann klopft man mit einer steifen Bürste die feuchte Schicht in den Schriftsatz ein, und schraubt noch eine Eisenplatte darauf und läßt sie trocknen werden. Eine solche Form läßt sich lange aufbewahren und kann mehrmals zum Guss benützt werden.

Auf ähnliche Weise verfährt man beim Abgießen von Holzschnitten und kleinen Verzierungen. Dann heißen die Kopieren Cliche's und werden zum Gebrauch auf Holz genagelt oder auf der Rückseite mit Schriftmasse übergossen. In neuester Zeit wendet man, um Cliche's von Holzschnitten, gravirten Karten u. s. w. zu gewinnen, die Galvanoplastik an.

Bilder von der pariser Weltausstellung.

Preussische Rohstoffe.

(Bild S. 124.)

Preußen hat auf dem Schlachtfelde so große Siege errungen, daß man hätte glauben sollen, es werde mit diesen Lorbeeren zufrieden sein; aber nein, es sollte nun auch auf dem Felde des Friedens Lorbeeren erringen, die ihm Niemand streitig zu machen wagte, so gerne man es von gewisser Seite gethan: diesmal freilich nicht von österreichischer Seite, sondern weit mehr von englischer und französischer Seite. — Wir gelangen von der Rue de Prusse nach dem Eingang der preussischen und norddeutschen Rohstoffe, welche zwei prächtige Löwen aus der königlichen Eisengießerei zu Berlin bewachen. Preußen hat in diesen Sälen eine Ausstellung aller seiner Rohstoffe veranstaltet, die durch den Werth derselben, das herrliche Material, dem Boden, dem sie entwachsen, alle Ehre machen, aber durch die wissenschaftliche Anordnung, die Klassifikation und die instructive Zusammenstellung dem Ganzen das Gepräge geben, das wir im letzten Jahre an Preußen überhaupt so hoch schätzen lernten. Die Ausstellung der preussischen Bergwerksbesitzer zum Beispiel ist nach aller Sachverständigen Urtheil das Beste, was die ganze Ausstellung hat. Was die Rohstoffe selber betrifft, so erinnern wir nur daran, welch' großen Länderkomplex Preußen in sich faßt, wie es beinahe alle Produkte der Erde und des Wassers durch seine geographische Lage in hervorragender Weise besitzen muß, wie es aber namentlich Einzelnes in unübertroffener Qualität besitzt, wie Eisen, Salz und Bernstein. Diese spielen denn auch die Hauptrolle auf seiner Rohstoffausstellung, und während die Eisenausstellung sich durch ihre wissenschaftliche Anordnung auszeichnet, erfreut die Grotte aus Salzsteinblöcken durch den zauberischen Glanz des hellen Krystalls, zwei der schönsten Provinzen der preussischen Heimat verherrlichend: die Rheinprovinz und die Provinz Sachsen.

Ein Spreedampfer.

(Bild S. 125.)

Seit etlichen Jahren furchen, zum Aerger der Fischer, auch Dampfschiffe den Mäden der Spree bei Berlin. Eine Gesellschaft hat diese Speculation gewagt und dabei auf die Sehnucht der staubgebornen Berliner nach Wasserpartien gerechnet, wie es scheint nicht mit Unrecht. Der Berliner sieht im Sommer gern den glühenden und staubigen Aufenthalt in der Stadt; eine Landpartie



Die falsche Gräfin.

Novelle von Edmund Sahn.

(Fortsetzung.)

8stes Kapitel.

Wiederschen.

Der Graf St. Ventabour saß im Salon auf seinem gewohnten Plaze, aber statt seiner Gemahlin saß ihm seine Schwägerin gegenüber. Das Schachbrett stand auf dem Tische, die Figuren waren aufgestellt, aber nur mechanisch machte der Graf einen Zug, seine Gedanken waren nicht bei dem Spiel.

„Also Blanche soll durchaus keinen Wint erhalten? Ist das noch immer Ihre Ansicht, Antoinette?“

„Gewiß, lieber Bruder; warum ihr die Unbefangenheit rauben? Wenn Graf Armand sich für sie interessirt, des jungen Mädchens Herz gewinnt, werde ich hoch erfreut sein; wie viel aber bei den Heirathsplänen herauskommt, haben wir erst kürzlich wieder erfahren.“

Der Graf schüttelte den Kopf und erwiderte: „Es ist leider wahr; Louis hatte nicht die geringste Sympathie für die schöne Cressy, aber billigen kann ich es nie, daß die guten alten französischen Sitten verschwinden, es war eine bessere Zeit als die gegenwärtige, wo die Eltern noch für ihre Kinder wählten. Leidenschaften sind die gefährlichsten Feinde der Menschen.“

Gräfin Antoinette widersprach nicht, endlich sagte sie: „So werden wir denn in wenig Tagen das Schloß voll Gäste haben, die Gräfin Crevecoeur nebst Graf Armand, Baron Vigier mit Gemahlin; ich hörte, daß er sie noch immer anbetet, obgleich er bereits drei Monate vermählt ist; kommt nun noch die Gräfin Castelforte und ihr Neffe, dann fehlt nur Louis, um die Gesellschaft vollständig zu machen.“

„Es trankte mich sehr, daß er auf seiner Reise bestand, aber was ließ sich thun?“

Der Eintritt der Gräfin von St. Ventabour, welche mit Blanche erschien, unterbrach dieses vertrauliche Gespräch. Die Gräfin sah erfreut der Ankunft ihrer Gäste entgegen, Blanche's Mienen waren ernst, sie war nicht mehr das heitere Mädchen von ehemals, die Vorzüge ihrer Lebensstellung hatten für sie keinen besonderen Reiz mehr. In sich versunken saß sie hinter ihrem Stidrahmen, ohne Theilnahme für das Gespräch, dessen Gegenstand die erwarteten Freunde waren.

Stimmen im Vorzimmer wurden hörbar, der Kammerdiener sagte den Grafen Armand von Crevecoeur an, der Schlossherr erhob sich, um ihm entgegen zu gehen. Blanche wußte mehr von den Absichten ihrer Großeltern, als diese ahnten.

Mit dem feinen Anstande eines Weltmannes begrüßte Graf Armand die Damen und den Grafen und meldete die Ankunft seiner Mutter für den nächsten Tag. Er plauderte unbefangen von seiner Reise, von Dem und Jenem, was den Grafen von St. Ventabour interessieren konnte, dabei streifte sein forschender Blick verstoßen nach der Fensterbank, in welcher Blanche hinter ihrem Rahmen saß, scheinbar sehr beschäftigt.

In der Nacht, als schon Alles im Schlosse still war, öffnete sich eine kleine Seitenpforte, Graf Armand trat heraus und schlug den Weg nach dem Parke ein. Ruhelos wanderte er umher, bemüht, ein Bild zu verschleichen, das seine Seele erfüllte und ihm die Ruhe raubte. Witternacht war längst vorüber, ehe Armand sein Zimmer wieder aufsuchte.

Man ist mit den Bezeichnungen „ein unentschlossener, ein charakterloser Mensch“, oft sehr freigebig, nur wer alle äußeren Verhältnisse, alle Regungen des Innern eines Andern kennt, ist fähig, richtig über dessen Handlungsweise zu denken.

Graf Armand war nach seinem Naturell und in Folge seiner Erziehung ein entschlossener und charaktervoller junger Mann, und doch stand er jetzt im Begriff, Etwas zu thun, was wider seine Reigung war, doch schwankte er zwischen zwei Empfindungen, beide gleich stark, gleich rein und schön, beide für ihn beglückend und schmerzreich.

Armand war der Sohn eines Paars, welches aus leidenschaftlicher Liebe Eins geworden war. Die Gräfin blieb bis zum Tode, ja noch über das Grab hinaus dem Gatten ihrer Wahl in treuester Liebe ergeben, Graf Crevecoeur dagegen vernachlässigte seine Gemahlin schon nach dem ersten Ehejahre, denn er gehörte zu den interessanten, aber flatterhaften Männern, für welche schwärmerische Frauen die tiefste Leidenschaft fassen, und welche fast jede Frau, die ihnen ergeben ist, unglücklich machen.

Luxuriös im höchsten Grade, dem Spiel huldigend, in allerlei Abenteuer verfrachtet, verbrauchte Graf Crevecoeur nicht nur das eigene bedeutende Vermögen, auch das fürstliche seiner Frau. Als er starb, waren seine Güter überschuldet. Armand war zu jenem Zeitpunkte elf Jahre alt, er hatte von seinem Vater fast niemals ein freundliches Wort gehört, seine Mutter, diese geliebte Mutter, welcher er alle Freuden und Pflege der Kindheit verdankte, fast immer still und trübe gesehen; nur wenn sie mit Armand spielte, war sie heiter. Da er stets bei seiner Mutter lebte — gegen die französische Sitte hatte die Gräfin Crevecoeur auch ihren Sohn selbst genährt — erfuhr er, daß sein Vater ihm nichts hinterlassen habe als Schulden. Er sah, daß seine Mutter, sobald ihr Gemahl beerdigt war, alle Diener entließ, nur eine Dienerin behielt sie und den treuen Kammerdiener, welcher dem Grafen bereits zwölf Jahre gedient hatte. Das Palais in Paris ward vermietet, das Schloß mit den dazu gehörigen Ländereien in der Bretagne verpachtet, der Schmud und die Pferde wurden verkauft und aus dem Erlös alle kleinen Kosten bezahlt. Eine mäßige Summe behielt die Gräfin für sich und ging damit, begleitet von Armand und ihren beiden Dienern, nach Rom. Hier bildete die Gräfin ihr außerordentliches Talent für die Malerei mit dem beharrlichsten Fleiße aus. Die Kopieen mehrerer berühmter Gemälde gelangen ihr so vorzüglich, daß dieselben für ansehnliche Summen veräußert wurden, und nach sechs Jahren, sparsam und fleißig von der Gräfin verlebt, hatte diese Frau die Freude, die schönen Güter zur Hälfte schuldenfrei zu sehen.

Jetzt lehrte sie nach Frankreich zurück und bezog mit Armand wieder einen Theil ihres Palais, auch lebte sie von jetzt an ihrem Stande gemäß; aber dennoch vermied sie jede unnütze Ausgabe, malte mit wahrer Freude ein Bild nach dem andern, bis sie endlich, an Armand's zweiundzwanzigstem Geburtstage, ihm sein altes Schloß mit Allem, was dazu gehörte, frei von jeder Belastung übergeben konnte.

Die große Opfer die Gräfin ihrem Sohne gebracht hatte, erfuhr er an jenem Tage von seinem Vormunde, und feierlich schwur er ihr und sich selbst, der besten Mutter niemals Kummer zu bereiten. An Armand's Ausbildung hatte die Gräfin nicht gespart. Er erhielt vorzügliche Lehrer, durfte Reisen machen und wurde durch seine Mutter einer der besten, lebenswürdigsten Männer. Seine Zärtlichkeit für sie war nicht weniger innig, als ihre Liebe zu ihm.

Und diese treue Mutter sollte er betrüben? Was er sich auch vorreden mochte, immer wieder stand das liebliche Bild von Blanche Leroy vor seinem geistigen Auge. Er nannte seine Reigung zu ihr Mitleid, Theilnahme, Freundschaft, bis ihm endlich klar wurde, daß er Blanche von ganzer Seele liebte, daß ohne sie sein Leben farblos und ohne Poesie sein würde.

Und doch wie konnte Armand seine Hand der lebenswürdigen Blanche bieten?

Er hielt es für schwer, aber nicht für unmöglich, seine Mutter zu bewegen, über die dunkle Herkunft des armen Mädchens hinweg zu sehen; seine Mutter besaß zu viel menschlichen Stolz, um viel Adelsstolz in sich zu haben, aber laut eines Hausgesetzes fielen alle Besitzungen des Grafen Armand von Crevecoeur an eine Seitenlinie, sobald das Haupt der älteren Linie sich unebenbürtig vermählte. Armand hatte einfache Gewohnheiten, seine Mutter hatte ihn sparsam gelehrt, obgleich sie als Kind und bis in ihr reiferes Alter im Ueberflusse gelebt hatte, aber er vermochte es nicht, dieser geliebten Frau zu sagen: „Du mußt die Güter, welche Deine Entbehrungen, Dein Mitleid schuldenfrei gemacht haben, für mich verlassen, Du bist wieder neuen Entfagungen in Deinem Alter preisgegeben, weil ich, Dein einziger Sohn, nicht der süßesten Reigung meines Herzens zu entsagen, stark und dankbar genug bin. Armand kannte seine Mutter: er wußte, daß sie, ohne viel Betrü-

nist sich wieder an eine einfachere Lebensweise gewöhnen würde, daß aber der Gedanke: Armand muß dem Hause seiner Väter den Rücken wenden, sie niederbeugen, vielleicht ihr Leben kürzen würde.

Nimmer, nimmer konnte er seine geliebte Mutter tranken. Als er von Paris aus an ihr Krankenlager geeilt war, sie in Gefahr sah, o wie erlachte in jenen bitteren, sorgenvollen Tagen die Erinnerung an Blanche Leroy, er hegte nur den einzigen heißen Wunsch: die theure Mutter möge ihm erhalten werden.

Er gelobte sich selbst, wenn Gott ihm diese lasse, wolle er auf Blanche freudig verzichten. Doch, als die Mutter wieder frisch und heiter an seiner Seite wandelte, als sie den Wunsch, ihn glücklich vermählt zu sehen, lebhafter als früher aussprach, da empfand er mit tiefem Schmerz, daß er ein Herz besaß zu seiner Qual, daß er Abschied nehmen mußte von der Poesie, von dem höchsten Glücke seines Lebens.

Die Gräfin von Crevecoeur hatte wenig von dem Fräulein St. Hilaire gesprochen, allein sie hatte Armand so herzlich und dringend gebeten, ihn bei den St. Ventabours anzumelden, einige Wochen bei ihnen mit mir zu verleben, daß er leicht errieth, um was es sich handle.

„Du wirst auch Deine Cousine Louise zuweisen in St. Ventabour sehen, sie hält gute Nachbarschaft mit den Ventabours,“ sagte Armand's Mutter.

„Und sie ist, dem Himmel sei Dank, mit dem Baron Vigier verheirathet, und ich kann mit der unterhaltenden Paise sprechen, ohne von der Tante Creffy als gute Partie für ihre schöne, hochgeborne Louise in Aussicht genommen zu werden.“

Die Gräfin lachte, sie freute sich, ihren geliebten Sohn so heiter zu sehen, sie ahnte nicht, wie ernst Armand's Gemüth war.

Jetzt hatte er das junge Mädchen erblickt, das ihm von der liebevollen Mutter zugebachet war, er hatte beim Souper einige Worte mit dem Fräulein gewechselt, er mußte sich gestehen, daß sie liebenswürdig war, aber zu tief lebte die Liebe zu dem armen, verwaisten Wesen in seiner Seele, als daß er für Fräulein von St. Hilaire mehr als eine flüchtige Anerkennung ihrer Reize empfinden konnte. Als er sie von der Gräfin Antoinette Blanche nennen hörte, erröthete Armand, unwillkürlich runzelte er die Stirn, mochte die junge Dame doch die glänzendsten Namen der Welt haben, Aurora, Diana, Flora, gerufen werden, nur nicht Blanche; dieser sanfte, kurze Name, ähnlich dem Kreuzer, gehörte nur ihr, der Stillen, Zarten, Keinen, er paßte nicht im Entferntesten für die brünette, pilante junge Erbin.

„Ob Fräulein von St. Hilaire mir ihr Herz schenken würde, falls ich mich darum bewürbe? Ob sie überhaupt ein Herz hat? Oder — sollte es vielleicht schon vergeben sein?“

Diese Fragen stiegen abwechselnd durch seinen Kopf, er wünschte, sie möge ihn abweisen, oder, falls sie seiner Mutter sehr gefalle, nichts von ihm begehren, als Achtung, Schutz, zarte Rücksicht, und für ihn nichts weiter empfinden, als ebenfalls Achtung und Vertrauen.

Nur keine Liebe, keine Leidenschaft, denn Armand besaß zu echtes Hartgefühl, um sich an die Seite eines Weibes denken zu können, das ihn zärtlich liebte, und für welches er keine Liebe haben konnte.

Ihm war zu Muth, als müsse er das Schloß verlassen, weit fliehen vor der ihm zugebachten Braut, dann wieder gedachte er seines Gelübdes, er mußte bleiben!

War Blanche ruhiger, als Armand? Schließ sie sanft, während er rubelos umherstreifte?

Sie schließ nicht, aber sie fühlte sich nicht durch Pflichten gebunden, sie war entschlossen, sie wußte, was sie zu thun hatte.

Am andern Tage traf die Gräfin Crevecoeur ein, mit ihr zugleich der Baron von Vigier nebst seiner Gemahlin. Graf von St. Ventabour war entzückt von Armand; er, stets ein aufrechter Bewunderer der Gräfin Crevecoeur, sagte ihr Alles, was das Mutterherz erfreuen kann, über den wohlgerathenen Sohn. Auch Blanche machte auf Armand's Mutter den günstigsten Eindruck, und der alte Herr war zum ersten Male seit Jahren wieder heiter; er lebte in der Hoffnung neu auf, an der Enkelin gut machen zu können, was er an der Tochter verfauldet hatte. Indem der Graf der verehrten Frau galant den Arm bot und sie mit tadelloser Haltung in seinen

Anlagen umherführte, baute er mit ihr bunte, schimmernde Pläne auf, welche sich alle auf das Glück der theuern Kinder bezogen, aber Beide kamen miteinander darin überein, daß sie das junge Paar sich selbst überlassen wollten. Beide freien Herzens — wie die Eltern glaubten — liebenswürdig, sich täglich zwanglos beegnend, einander an Stand und Gütern gleich, warum sollten sie einander nicht lieben?

Auch die Gräfin von St. Ventabour hegte die feste Ueberzeugung, daß ihre Blanche bald eine glückliche Braut sein würde, nur Tante Antoinette schüttelte den Kopf, aber sie schwieg.

Schloß St. Ventabour war groß und zu jeder Zeit eingerichtet, viele Gäste aufzunehmen. Der Schlossherr hatte jahrelang sehr einsam gelebt, jetzt wollte er Versäumtes nachholen, und da es ihm nicht an Gutenachbarn fehlte, auch unweit von St. Ventabour ein volkreiches Städtchen liegt, in welchem sich damals einige Gladiatoren Kavallerie befanden, wurde es dem Grafen nicht schwer, eine zahlreiche, bessere Gesellschaft bei sich zu versammeln. Die Offiziere kamen des Morgens und lehrten oft erst spät heim; die anderen Gäste, mit Ausnahme der Vigiers, welche ab und zu kamen, übernachteten im Schloße. Man tanzte, schoß nach der Scheibe, ritt in der Gegend umher, führte Sprüchwörter auf und kam endlich, als sich Regenwetter einstellte, auf den Einfall, einige kleine Lustspiele aufzuführen.

Blanche, welche als graziöse Tänzerin gegläntzt und sich durch ihren Humor und Witz beim Sprüchwörteraufführen hervorgethan hatte, sollte auf allgemeinen Wunsch in einem der kleinen Lustspiele die Hauptrolle übernehmen, und Armand erhielt die Partie ihres Liebhabers von dem Baron Vigier, welcher den Regisseur machte, zugetheilt.

Weder Fräulein von St. Hilaire noch Armand machten Einwendungen gegen diese Vorschläge.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Tabaks.

Von

Johannes Falke.

In neuester Zeit droht dem Tabakbau auch in Deutschland, dem einzigen Land, wo der Tabak noch nicht als Goldquelle für den Staat ausgenüßt war, ein schweres Ungewitter. Zu Krieg und großen Herren gehört viel, viel Geld, und da liegt die Versuchung sehr nahe, dem ringsum gegebenen Beispiel zu folgen und den Tabak, dessen Verbrauch stets im Zunehmen begriffen ist, zu den vermehrten Lasten des Staates mit heranzuziehen.

Die Entdeckung des geraden Seeweges nach den beiden Indien und die Auffindung eines neuen Welttheiles haben für die Kulturverhältnisse der alten Welt so wesentliche und tief eingreifende neue Momente herbeigeführt, daß ein plötzliches Aufhören und Verschwinden derselben schon nicht mehr ohne eine gewaltige und unheilvolle soziale Revolution des ganzen Europas denkbar wäre. Welche Bedeutung hat für unsere gesammten Verhältnisse, die sozialen wie die politischen, z. B. die Baumwollpflanze erlangt, dieses vornehmste Nahrungsmittel unserer Industrie, die Ernährerin von Millionen von Menschenleben! Thee, Kaffee, Zucker, alle die Gewürze, wie sie heißen, können wir uns noch einen erträglichen Lebensgenuß ohne diese denken? Und die merkwürdigste von allen Pflanzen der neuen Welt, der Tabak, wie unentbehrlich ist sie der alten und neuen Welt geworden, wie riesenmäßig ist ihr Verbrauch gewachsen! Niemand ist noch trinkt den Tabak, er ist weder Nahrung noch Heilmittel, dient weder zur Bekleidung noch irgend einem anderen unentbehrlichen Bedürfnis, sondern lediglich dem Vergnügen, der Angewohnung, der Einbildung, hat sich immer noch nicht einmal mit den Ansichten von Anstand und Sitte in's Reine setzen können, kann von Jedem in jedem Augenblick zeitweilig oder immer entbehrt werden ohne Schaden und Abbruch für Körper und Seele, und dennoch gibt die Pflanze Hunderttausenden Arbeit und Unterhalt und ist für noch viel mehr Hunderttausende täglich und stündlich, wenigstens wie sie meinen, unentbehrlich geworden. Vor dreihundert Jahren hatte man in Europa kaum die erste Ahnung von

dem Dasein dieser Pflanze, jetzt verbraucht dieser Welttheil allein jährlich 5 Millionen Zollcentner von ihren Blättern und erzeugt selbst auf eigenen Gekilden davon über 3 Millionen Faß. Alle europäischen Staaten bauen auf's Eifrigste Tabak, Oesterreich jährlich über 800,000 Centner, der Zollverein 700,000, Frankreich 200,000, Rußland und Polen über eine Million Centner und alle diese und die übrigen Staaten ziehen aus dem Handel und Verbrauch desselben einen großen Theil ihrer Einnahmen und haben ihm schon lange eine besondere finanzielle Sorgfalt zugewendet. Und von dieser so überaus wichtigen Pflanze braucht der Mensch nichts als den Rauch, den Geruch und den Geschmack, um die Nerven zu kitzeln, und alles Stoffliche und Substanzliche derselben hält er von sich fern als ein Abscheuliches, Widerwärtiges, Ekelerregendes.

Es sind jetzt ungefähr 300 Jahre, daß der Tabak in Europa bekannt wurde, doch nach der ersten Kenntniß dauerte es noch lange, bis man sich über die Brauchbarkeit dieser Pflanze, die Art ihrer Anwendung, ihrer Verwerthung für menschlichen Sinnengenuss entschieden hatte. In Amerika war das Tabakrauchen vor der Entdeckung dieses Welttheils lange bekannt. Die Entdecker fanden den Tabaksbau um 1492 auf allen antillischen Inseln und in Nordamerika die Tabakspfeife als eine alther vertraute Gesellin des Indianers. Cortez und seine Spanier sahen gleichfalls bei der Eroberung des mexikanischen Reiches die Einwohner Tabak rauchen, während um dieselbe Zeit diese Sitte an den westlichen Küsten Südamerikas, in Luito, Peru und Chile ganz unbekannt war. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts brachten Schiffer die Kenntniß vom Tabak nach Europa, und reiche Leute zogen die schöne, hochstielige, breit- und reichblättrige, mit großen rothen Blütenbolben ausgestattete Pflanze als seltene und kostbare Zierde in ihren Gärten. Nicolo Monardes, ein heilkundiger Lehrer der hohen Schule zu Sevilla, machte schon um 1565 viel Lobens und Ruhmens vom Tabak als von einem überaus nützlichen Arzneimittel, und der Botaniker Dodonäus führte zuerst um 1563 die Pflanze in einem botanischen Werke als *Hyoscyamus peruvianus* auf; etwas später (1576) berichtet der Botaniker Lobat, daß die Pflanze in spanischen, brabantischen und englischen Gärten gezogen werde. Um dieselbe Zeit beschrieb auch der Botaniker Celsus schon 4 Gattungen Tabak und schreibt ihnen allen wundervolle, in allen Krankheiten wirksame Heilkräfte zu.

Das Rauchen scheint zuerst in Spanien und Portugal Sitte geworden zu sein. Schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts rauchten in den spanischen Häfen die aus der neuen Welt zurückgekehrten Seelente zerschnittene trodne Tabaksblätter aus trichterförmigen, von Palmblättern oder Schilf gemachten Röhren, und schnell verbreitete sich diese Sitte über ganz Spanien und Portugal, welche Länder damals im lebhaftesten und unmittelbarsten Verkehr mit den neuen Welten standen. Bis das Rauchen von hier aus nach Paris drang, dauerte es fast ein Jahrhundert, obwohl die Pflanze selbst hier schon lange bekannt und beliebt wurde. Jean Nicot, um 1560 französischer Gesandter am Hofe zu Lissabon, lernte hier den Tabak kennen, verschaffte sich Samen, zog ihn im eigenen Garten und überschickte davon wieder die Samenkörner an seine Königin Katharina von Medicis und an befreundete Hofleute in Paris, mit der Anweisung, wie die Pflanze zu ziehen und als Universalmittel zu gebrauchen sei. Ihm zu Ehren nannte man den Tabak damals in Frankreich herbe nicotiane und auch die neueste Zeit verknüpfte seinen Namen mit der Pflanze, indem sie das daraus gewonnene Gift Nicotin nannte. Doch kam man noch lange nicht zu einem entschiedenen und häufigen Gebrauche der Pflanze und am Spätesten dachte man an das Rauchen, von dem man zur Zeit Heinrich's V. noch nichts wußte. Franz II. dagegen schnupfte schon gern, wie er meinte, seine häufigen Kopfschmerzen zu lindern, und brachte das Tabakschnupfen auch unter seinen Hofleuten in allgemeine Aufnahme. Unter Ludwig XIV. war bei allen Vornehmen Frankreichs der Schnupftabak gebräuchlich; er wurde in Form von kleinen Pasteten, bonbons de tabac, gepreßt, sehr theuer verkauft, pulverisirt und geschnupft, auch wohl hin und wieder gekaut, stets aber in der guten Meinung, gegen alle Kopf- und Magenleiden das beste Heilmittel zu genießen. Berühmt wurde damals eine große Schnupftabakfabrik in Sevilla, welche den Spa-

niol in den Handel einfuhrte und in allen europäischen Ländern bekannt machte. Als aber auch das Rauchen im Laufe des 17. Jahrhunderts in Paris auskam, erhob sich die Reaction. Die französische Regierung belegte den Tabak mit einer Abgabe und verbot ihn 1635 ganz, nur in Apotheken sollte er auf besondere ärztliche Verordnung abgegeben werden. Ludwig XIV. aber hob das Verbot wieder auf, und Colbert machte das Uebel zu einem einträglichen Gute, indem er in der großen Finanznoth von 1674 das Tabakregal in Frankreich einfuhrte und große Geldsummen daraus gewann.

Auch Italien lernte zu Ende des 16. Jahrhunderts den Tabak kennen. Spanische Mönche sah man zuerst in Rom, Anfangs zu großer Verwunderung, dann zu allgemeinem Beifall der Italiener Tabak rauchen. Den römischen Priestern gefiel diese Sitte bald so sehr, natürlich immer als Mittel gegen Kopf- und Nervenleiden, daß sie es sogar während des Gottesdienstes nicht lassen konnten, und Papst Urban VIII. um 1624 alle, die in der Kirche schnupfen würden, mit dem Kirchenbanne bedrohte. Auch die Aerzte erklärten sich hier zuerst gegen den Gebrauch dieser Pflanze, aber es ging wie auch mit andern Dingen und anderswo, der päpstliche Bann und die ärztlichen Warnungen bewirkten nur die schnellere Verbreitung der neuen Mode. Eine große Anzahl von Schnupftabakfabriken entstanden bald überall in Italien, die das Kraut noch durch alle möglichen reizenden Zusätze und Saucen in seiner nerventzehlenden Wirkung schärften und europäischen Ruf durch ihre Fabrikate, z. B. den Kappé, gewannen. Bald aber lernte man auch in Italien den Nutzen des Wunderkrautes von anderer Seite kennen. Die Republik Venedig nämlich hatte 1657 den Einfall, dasselbe zur Aufbesserung ihrer damals ganz zerrütteten Finanzen zu gebrauchen, gab Fabrikation und Verkauf des Tabaks in Pacht und gewann dadurch schon in den ersten Jahren 46,000 Ducati. Das stimmte auch jetzt die päpstliche Regierung günstiger und auch sie erklärte Tabakshandel und Fabrikation als legal und zog daraus beträchtliche Einnahmen. Die übrigen italienischen Regierungen folgten dem fruchtbringenden Beispiel, und seitdem wurde in Italien der Tabak dieser Tzefeln nie mehr los.

Nach England kam in Folge der um diese Zeit lebhaft aufblühenden englischen Schifffahrt die Sitte des Tabakrauchens schon im 16. Jahrhundert. Um 1586 sah man hier zuerst Kolonisten, welche der Admiral Drake aus Virginien zurückgebracht hatte, aus Pfeifen Tabak rauchen und alsbald ahmte, wer es vermochte, diese Sitte nach, so daß zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Tabak schon zu einem bedeutenden Handelsartikel geworden war. Doch fand diese Sitte hier um die Mitte des 17. Jahrhunderts den lebhaftesten Widerspruch, und bekannt ist, daß der König Jakob I. selbst sich herbeiließ, gegen die höllische Sitte des Tabakrauchens ein Buch zu schreiben, *Misocapnus seu de abusu tabaci lusus regius* (London 1663). Zugleich unterstützte er seine tabakfeindlichen Ansichten mit königlicher gesetzgeberischer Gewalt, erließ strenge Verordnungen gegen das Rauchen und belegte es mit einer Steuer. Doch auch er konnte der allmächtigen Mode keinen Damm setzen, das Tabakrauchen wurde nur von Tag zu Tag schlimmer und gegen den *Misocapnus* erschien mit derbem Spotte ausgestattet von polnischen Jesuiten ein *Antimisocapnus*. Endlich wurde auch hier die Regierung klüger, Karl I. ließ rauchen, wer das Rauchen nicht lassen konnte, machte aber 1625 Tabaksbau und Handel zu einem Monopol der Regierung. Dieses hob das Parlament 1643 zwar wieder auf, legte aber dafür eine Steuer auf den Tabaksbau und verbot ihn 1652 ganz zu Gunsten der nordamerikanischen Kolonien. Unter Karl II. war der Tabak unter allen Ständen und in allen Gebrauchsweisen mit Rauchen, Schnupfen und Rauen unentbehrlich geworden.

Ueber Holland, auch wohl unmittelbar aus Portugal kam die Kunde von der Tabakspflanze und ihren Eigenschaften nach Deutschland. Zuerst machte ein ausburgischer Stadtphysikus Deco 1565 in seiner *Pharmacopaea augustana* darauf aufmerksam und bald darauf beschrieb der Botaniker Gesner (1571) in seinen Briefen das Wunderkraut. Ihnen folgten dann auch andere Gelehrte, welche den Tabak als Nikotintraut, indianisches Nisentraut, überaus heilsames Wunderkraut beschrieben und anpriesen, doch auch in Deutschland ging das Schnupfen dem Rauchen lange voraus.

Raums, gegen die andere stemmen und den Körper aufwärts schieben. Da hierbei die Kniee, als der empfindlichste Theil, am Meisten leiden, so wird der angehende Schornsteinfeger von der sehr schmerzhaften Kniekrankheit befallen, bis dieß durch die Zeit und Gewöhnung überwunden wird.

Steinert fand, daß er kein einstiges Handwerk noch nicht ganz verlernt habe. Ohne zu rufen war er bis zum dritten Mauerstufte emporgerutscht. Hier vergaß er sich den ersten Ruhepunkt, wozu ihm der sechs Zoll breite Rand eine willkommene Unterlage darbot. In dieser wenige Minuten dauernden Pause betrat der Maschinenmeister den Grundraum der Dampfkessel, um nach dem darin befindlichen Mann auszufragen. Er vernahm nicht das leiseste Geräusch, sah aber den Lichtpunkt am Ende der Esse verfinstert. Besorgt rief er in den schwarzen Schlund hinauf: „Steinert, wie steht's? Wie geht's?“

„Es macht sich!“ tönte es dumpf herab; „nur kann ich kaum aus den Augen sehen und muß belomme ich in Menge zu schlucken.“ Diesen Worten folgte gleich darauf das Geräusch des Weitersteigens. Verwundert entfernte sich der Maschinenmeister.

Steinert hatte die Mitte der Esse erreicht und ruhte abermals. Gleich dem Athem eines Leviathans wehte der starke Luftzug aus der Tiefe herauf und verursachte ein Brausen wie der gleichtönende Sturz eines entfernten Wasserfalles. Da fiel wie ein Bleigewicht der Gedanke auf Steinert's Brust: „Jetzt sollte Jemand unten den Ofen heizen!“ Diese Vorstellung wuchs dermaßen an, daß der Luftzug heißer zu werden, ein erstickender Rauch die Esse zu füllen und ein feuriger Funkenregen aus der Tiefe emporzuknattern schien. Das wurde für Steinert ein Sporn, der ihn rasch die letzte Hälfte seines gefährlichen Weges zurücklegen machte. Endlich war das Ziel erreicht. Der Kopf des Essensteigers tauchte in die freie, kalte Luft auf. Er schob den Rücken und die Beine nach, streckte die Arme aus und erfaßte mit beiden Händen den über dem Essenlopf gekreuzten Eisenbügel. Nun schlang er sich auf den eisernen Rand, der, mehrere Zentner schwer, die Dampfkessel krönte und durch seine Wucht einen Hauptschub gegen die Stürme bildete. Hier sitzend, rief sich Steinert zuerst den Fuß an, dann blickte er um sich. Sein Sitz war höher noch als der Thurm mancher Dorfkirche, daher die Aussicht eine weitumfassende. Zunächst breitete sich die Jakobsstadt mit ihren zahllosen Gebäuden, Gärten und Straßen aus. Zahlreiche Dampfkessel erhoben sich, geschwärzten Ebeliken gleich, in der Nähe und Ferne. Die sich kreuzenden Straßen wurden von festlich gekleideten Kirchengängern belebt, die wie Ameisen forttrabbelten. Die innere Stadt, durch die breite Chaussee von der Jakobsstadt geschieden, streckte sich östlich, südlich und westlich aus, ein Häusermeer bildend, aus welchem die Kirchtürme mit ihren goldenen Kreuzen sich erhoben und, wie zum Gottesdienst mahnend, gen Himmel wiesen. Allseits ertönte Glockenläuten, und zwar so feierlich, so einladend, daß dem Essenstoder, der im Begriff war, den Sabbath durch Arbeit zu entheiligen, ganz sonderbar um's Herz wurde. Jene hätte eben so gut an einem Wochentage verrichtet werden können, wenn nicht der Eigennutz des Arbeitgebers wie des Arbeitnehmers dagegen gewesen wäre.

Gleichsam zur Strafe für die Uebertretung des dritten Gebotes fühlte sich Steinert plötzlich von einem Schwindelanfalle ergriffen, was eben nicht zu verwundern war. Denn er befand sich auf einer schwindelnden Höhe und auf einem wenige Quadratfuß messenden Raume, der auf allen Seiten von einem 112 Fuß tiefen Abgrunde umgeben war. Während er das Innere der Dampfkessel emporgerutscht war, hatte die dichte Finsterniß vor seinen Augen ihm das Gefahrvolle seines Unternehmens wohlthätig verhüllt. Jetzt aber gähnte ihn der schwarze Schlund, in welchen seine Beine hinabgingen, wie der abschreckende Eingang in die geheimnißvolle Unterwelt, in das finstere Grab, in die Hölle an. Alles um ihn her begann sich im Kreise zu drehen. Mit beiden Händen den Kreuzbügel festpackend, schloß er die Augen. Nun hob er an, sich und seine Arbeit gegen den lieben Gott gleichsam zu entschuldigen.

„Es ist ja ein Werk der Noth, das ich thue,“ sprach er zu sich. „Wenn die funktelle, schwere Eisenstange sich völlig löste und hinabstürzte, könnte sie leicht ein Menschenleben schädigen oder gar vernichten. Und wenn die Maschine an einem Wochentage nicht geheizt würde, so hätten viele Arbeiter einen Tagelohn ein

und müßten mit den Ihrigen darben. Einmal ist ja nicht immer und eine Ausnahme von der Regel gestattet. Wenn jede Arbeit während des Gottesdienstes Sünde wäre, so dürfte keine Hausfrau die Mittagsmahlzeit bereiten, kein Dampfswagen fahren, Niemand einen Stiefel oder Schuh putzen, ja sogar kein Brand gelöscht werden. Ich habe die gefahrvolle Arbeit angenommen, um aus meinen Schulden zu kommen und aus Sorge für meine Frau und Kinder. Darum, lieber Gott, verzeihe mir die Sünde, wenn es je eine ist.“

Etwas ermunthigt öffnete Steinert die Augen. Er wendete sie der Gegend zu, in welcher seine Wohnung lag. „Vielleicht sorgen sich und beten alleweile Deine Frau und Deine Kinder für Dich,“ dachte er, „und Du sitzt hier müßig wie ein altes, furchtsames Weib, nachdem Du bereits das schwerste Stück Arbeit glücklich hinter Dir hast. Schäm' Dich, Leberecht, und gaffe nicht länger umher, sondern geh' frisch an die Arbeit.“

Deren Beschaffenheit untersuchend, erkannte er bald, daß der eiserne Bügel, der sich über der Esse kreuzte und in der Mitte die lange Spitze des Abzählers schützend umgab und festhielt, an zwei Seiten vom Roste zerfressen und schadhast geworden war, daher seinen Zweck nicht mehr erfüllte. Steinert's Aufgabe bestand daher darin, die schwankende Eisenstange vollends von dem Kreuzbügel zu lösen, was nur durch das Zerreißen von zwei dicken Eisenbügelstücken bewirkt werden konnte. An diese aufhaltliche und nicht leichte Arbeit ging nun Steinert ohne längeres Zögern. Der Schwindel war vorüber und tapfer stellte Steinert darauf los.

„Eine andere Feile!“ schrie er nach einiger Zeit dem Fabrikarbeiter zu, der am Fuße der Esse zu dem Zwecke aufgestellt war, etwaige Wünsche und Bedürfnisse Steinert's zu vernehmen und zu befriedigen.

Steinert ließ das Ende des um seinen Leib gewickelten Seiles mit der daran gebundenen, stumpf gewordenen Feile in die Esse hinabgleiten und zog dafür eine geschärfte empor, mit welcher er unverbrochen die Arbeit fortsetzte. Dieser Feilenwechsel mußte später mehrmals wiederholt werden.

Zwei Stunden lang saß Steinert schon oben und feilte. Da erscholl von unten die Frage hinauf: „Steinert, wollt Ihr nicht frühstücken?“

Verführerische Anfrage! Wer hätte sie verneinen mögen? Wieder legte das Seil den Weg zurück in die Tiefe hinab und herauf. Ein Weißbrodchen und eine Korbflasche mit Kümmelbranntwein hingen daran. Ach, wie das schmeckte! Wie das wärmte! Welche Erquickung nach dem langen Verweilen in der kalten, zehrenden Luft! Abwechselnd laute und schludte Steinert, durch dessen Glieder neue Kraft sich ergoß, dessen Blut in den Adern rascher und heißer dahinstürzte.

„Auf einem so hohen und eisernen Sitz habe ich noch niemals gekostet,“ sprach er zufrieden zu sich selbst. Er verschlang den letzten Bissen vom Bröckchen und setzte den vierten Schluck des Kümmels darauf. „Leberecht,“ fuhr er fort, „hau' nicht über den Strang! Leere nicht die ganze Kulle, sondern halte Maß und Ziel, damit Du Dich hier oben nicht betorkelst und die Esse schneller wieder hinabfährst, als Du sie erklimmen hast. Ja, denke an Frau und Kinder. Hinab mit Dir, Du Adamsapfel, damit Du mich nicht in Versuchung führst!“ Er ließ die noch ziemlich gefüllte Flasche in die Tiefe hinab und feilte eifrig weiter.

Währenddem hatte Frau Steinert in wachsender Hast den Weg nach der Jakobsstadt zurückgelegt. Als sie die hohe Dampfkessel der Chokoladefabrik zu Gesicht bekam und von den nachbarlichen Dampfkesseln zu unterscheiden vermochte, blieb sie leuchtend stehen. Die Brust drohte ihr zu zerpringen, und beide Hände preßte sie gegen die hoch und schwer aufathmende Brust, die vom Laufen erdicht und von schwerer Sorge erfüllt war. Sie wuschte mit der Schürze sich das Wasser aus den umflorten Augen, um sie nach der Dampfessenspitze zu richten und dort ihren Mann zu suchen.

„Ich sehe ihn nicht!“ flugte sie. Ihre Angst wuchs so, daß sie keinen Schritt vorwärts thun konnte. „Todt!“ ächzte sie. „Ach, meine armen, unglücklichen Kinder!“

Da tauchte ein schwarzer Kopf über der Esse empor, dem gleich darauf der Oberleib eines Mannes nachfolgte. „Er lebt! Er krabbelt noch!“ jauchzte die Frau, von der tiefsten Zerknirschung

zur höchsten Freude überspringend. Mit beflügelten Füßen eilte sie dahin. Sie langte gerade in dem Augenblicke im Fabrikthofe an, da ihr Mann die abgelöste Witzableiter Spitze ausen an der Dampfesse herabgleiten ließ. Da er hierbei seine ganze Aufmerksamkeit dem Seile in seiner Hand und der daranhängenden Eisenstange zuwendete, er auch sein Weib daheim bei den Kindern wähnte, so bemerkte er sie nicht eher, als bis er, einem Mohren ähnlich, aus dem Fuße der Esse hervortrat und den Hof betrat. Mit ausbreiteten Armen und einem lauten Freudenrufe stürzte die Frau ihrem Manne entgegen, der bei diesem unerwarteten Anblicke wie versteinert stand. Beide Arme abwehrend vorstreckend, rief er: „Liesel, zurück, ich mache Dich schwarz! Der Taufend, was machst Du hier? Ich denke immer, Du bist —“

Den Schluß dieser Rede unterdrückte ein schallender Kuß, den die Frau ihrem Manne gab. Gleich darauf aber fuhr sie zurück, spuckte aus und rief unter einer Geberde des Ekels: „Wui Geier! das schmeckt ja wie lauter Ruß!“

„Und einen schwarzen Schnurrbart hast Du Dir auch noch dabei geholt!“ lachte Steinert. „Warum hörst Du nicht auf meine Warnung! Dort ist der Brunnen. Geh' und wasche Dich, während ich ein Gleiches thue und die Kleider wechsle.“

„Und wenn ich zum Mohren würde wie Du,“ versetzte Liesel unter neu ausbrechendem Jubel, „und wenn ich den ganzen Tag über schwarz spuckte und noch mehr Ruß hinabschluden müßte, so danke ich doch unserem Herrgott, daß ich Dich ganzbeinig und gesund wieder habe. Als Du so lange ausbleibst, litt es mich vor Angst nicht mehr daheim. Ich übergab unsere Kinder der Nachbarin Künzel und rannte hierher. Nicht fünfundzwanzig Minuten bin ich gelaufen. Das nenne ich Hefen. Zuletzt stach mich die Milz, daß ich kaum athmen konnte.“

„Arme Liesel!“ bedauerte Steinert, das Tuch vom Kopfe entfernend. „Hier, schlage mir den Ruß ab und warte dann, bis ich wiederkomme. Dann gehen wir selbänder und fröhlich von hier nach Hause.“

Als Steinert nach einer Weile, rein gewaschen und in seinem Sonntagsstaate, zu seinem Weibe zurückkehrte, leuchtete eine verklärte Freude in seinem Gesichte. Diese äußerte sich aber nur durch ein festes Aufschreiden des Armes seiner Frau, da diese, Hand in Hand mit ihm, den Heimweg antrat.

Eine glückliche und zufriedene Familie.

Stumm verließ das Ehepaar den Fabrikhof und stumm wanderte es aus der Jakobstadt. Erst da es die letzten Häuser hinter sich hatte, brach Steinert das Schweigen, indem er, auf das Kleiderbündel unter seinem Arme zeigend, zu seiner Frau anhub: „Liesel, eine Wäsche mußt Du anstellen und tüchtig mit den Fäusten reiben, wenn Du allen Ruß aus dem Anzuge hier entfernen willst. Aber der gütige Herr Döhler hat mir hierzu ein großes Stück Seife geschenkt.“

„Das ist doch wohl nicht Alles, was Du mit Deiner heutigen Arbeit verdient hast?“ fragte die Frau schäktern. „Bist Du zufrieden mit Deinem Lohne?“

„Und ob!“ versetzte Steinert schmunzelnd. Er versenkte die rechte Hand in die Hosentasche, klimperte darin mit Geld und förderte dann zwei funkelndneue Silberthalere zu Tage, die er triumphirend seiner Frau vorzeigte. „Diese habe ich binnen drei Stunden verdient,“ sprach er fröhlich, „thut auf die Stunde zwanzig Kreuzgroschen. Ja, wenn ich jede Arbeitsstunde so hoch bezahlt beläme! Nun sind wir mit einem Male schuldenfrei. Zucke dideldumdei! O rappeltesch und wistewi!“ Steinert machte bei diesen außerordentlichen Freudenäußerungen einen Sprung in die Luft und nöthigte seine Frau, es ihm nachzutun.

Die Thaler wieder einsteckend fragte Steinert seine Frau: „Versiehst Du Chokolade zu lochen?“

„Chokolade?“ versetzte diese löffelschüttelnd. „Ei, wie läme ich dazu? Das ist ja nur Futter für reiche Leute.“

„Die sind wir heute!“ sprach Steinert, stolz in die Brust sich werfend. „Darum trinken wir auf den Abend Chokolade.“

„Willst Du ein Verschwenker werden,“ entgegnete die Frau besorgt, „weil Du in so kurzer Zeit zwei Thaler verdient hast?“

„Nein, Liesel!“ beruhigte Steinert. „Die Chokolade soll uns keinen Pfennig kosten. Denn, schau' her: diese zwei schönen Chokoladetafeln hat mir Herr Döhler mit den Thalern zugleich eingehängt. Sie riechen köstlich.“

„Wäre es nicht geschiedter,“ wendete Liesel ein, „wir verkauften die Chokolade? Wir belämen dafür ein hübsches Brod oder etliche Pfunde Trarab, wovon wir mehr wie eine Mahlzeit halten oder etliche Tage leben könnten. Wenn nun unsere Kinder oder gar wir selbst durch den Genuß der Chokolade so verwöhnt würden, daß uns das trodene Brod und die Kartoffeln, in Salz getunkt, nicht mehr schmeckten?“

„Darum Sorge Dich nicht,“ lachte Steinert. „Wir würden der Chokolade eben so schnell aberdrüssig werden, wie die Chokoladearbeiter, die keine essen mögen, obgleich sie ihnen alle Tage unter die Hände kommt. Ich würde in den Verkauf der beiden Chokoladetafeln willigen, wenn nicht Herr Döhler ausdrücklich gesagt hätte, daß wir sie uns auf seine Gesundheit schmecken lassen sollten. Als Vetschens Bertha, deren Sarg ich aus der Stadt holte, vor acht Tagen begraben wurde, belamen die Leidtragenden Chokolade vorgelegt. Daher wird Frau Vetsch gewiß deren Zubereitung kennen und sie Dir mittheilen, wenn Du sie darum bittest.“

„Aber sie wird sich darüber aufhalten,“ wendete die Frau ein, „wenn wir armen Leute solche theure Dinge genießen.“

„Erzähle ihr den Hergang der Sache,“ antwortete Steinert, „und sie wird nichts dagegen haben. Durch den Genuß von Chokolade werden wir und unsere Kinder sich noch lange des heutigen Tages erinnern, der merkwürdig genug für uns ist.“

Das ungewöhnlich späte Mittagessen wurde mit desto größerer Lust verzehrt. Nachdem es vorüber war, ließ Steinert die blühenden Silberthalere von seinen Kindern bewundern und sie endlich auch zu Emma's großer Freude auf dem Tische tanzen.

„Wer hätte mir noch gestern prophezeien sollen,“ sprach er vergnügt, „daß wir schon heute mit Silberthalern spielen und Chokolade genießen würden? Der liebe Herr Döhler! Gott schenke ihm heute einen eben so glücklichen Tag, als der unfrige ist. Da, Kinder, laßt euch immer im Voraus an dem köstlichen Dufte der Chokolade.“

Er ließ die beiden Tafeln von einer Nase zur andern wandern. Emma aber verstand falsch und begnügte sich nicht mit dem bloßen Riechen, sondern schnappte mit dem Munde nach der Chokolade, von der sie eine kleine Spitze eroberte.

„So war's nicht gemeint,“ lachte Steinert, indem er die Chokolade schnell zurückzog.

Frau Steinert ging nun zur Frau Vetsch, um sich über das Zubereiten der Chokolade belehren zu lassen. Wenig erbaut über das hierüber Vernommene lehrte sie zurück.

„Denke Dir, Leberecht,“ sprach sie zu ihrem Manne, „zum Chokoladelochen gehören Eier, Milch, Zucker und etwas Kartoffelmehl. Ein Ei kostet aber jetzt im Winter sieben Pfennige, und Zucker wie Milch hat man auch nicht umsonst. Man kann sie zwar auch im Wasser kochen, doch dann braucht man mehr Eier. Was sagst Du dazu, Leberecht?“

„Daß wir die Eier, die Milch und den Zucker weglassen,“ entgegnete Steinert gelassen. „Wenn die Reichen Fasanen, Kapaunen, Rebhühner, Krammetsvögel, Gänse, Enten und andere theure Braten genießen, begnügen wir uns mit Trarab und danken unserem Herrgott dafür.“

„Auf ein Halbblannentöpfchen Milch soll es mir nicht ankommen,“ sprach die Frau, „so wenig wie auf einen Löffel voll Kartoffelmehl.“

„So mache denn Deine Sache und lasse die Chokolade nicht anbrennen,“ rief Steinert. „Quirlen, quirlen soll ein Haupterforderniß bei dem Chokoladelochen sein.“

Mit welcher Spannung die Kinder dem Abend und dem Chokolademahl entgegenharrten! Mit welcher Aufmerksamkeit sie den Vorbereitungen hierzu folgten! Mit welchen Wonnegefühlen sie den später sich verbreitenden, süß gewürzten Geruch einogen!

„Die Mutter quirlt schon!“ sprach Karl gedämpft zu seinen Geschwistern.

„Sie quirlt schon!“ wiederholten August und Röschen feierlich, während Emma sich abmühte, das schwere Wort nachzulallen.





Nach dem Beispiele des Vaters legten die Kinder, wie deren Mutter, die Köpfe hin, erhoben sich von ihren Sesseln, falteten ihre Hände auf der Brust und blickten ihrem Vater auf den Mund, der andächtig betete: „Wir danken Gott für seine Gaben, die wir von ihm empfangen haben. Wir bitten unsern lieben Herrn, er woll' uns hinfort mehr bescheer'n. Amen!“

Aber man soll den Tag nicht vor seinem Ende loben!

(Schluß folgt.)

Deutsche Dichter mit Illustrationen.

Der Schmied.

Von

Kugust Ellberkein.

(Bild S. 137.)

Die Funken entsprühen der Schmiede hell,
Der Hammer pocht und klingen,
Es schmiedet der Schmied, der wad're Gesell,
Ein gutes Schwert und singet:
„Du Eisen meiner Schmiede,
Du Eisen glühend roth,
Bald endigt wohl der Friede,
Es gilt den Schlachtentod.
Geignet, wer dich sollt' werden
Für's Vaterland zu sterben!“

Die Funken entsprühen den Schwertern hell,
Und mutig kämpfen die Streiter,
Da sinkt getroffen manch wad'rer Gesell,
Und hinterläßt ein alter Reiter:
„Du Eisen meiner Schmiede,
Du Eisen blutig roth,
Geendigt war der Friede,
Es galt den Schlachtentod.
Ich selber that dich werden,
Geignet ein solches Sterben!“

Schriftsteller der Gegenwart.

II.

Roderich Benedix.

(Bild S. 133.)

Roderich Benedix gehört zu unseren fruchtbarsten und beliebtesten Theaterdichtern, und als er vor drei Jahren in dieser Eigenschaft sein fünfundsamzigstes Jubiläum feierte, brachten ihm die deutschen Bühnen überall den wohlverdienten Tribut ihrer Anerkennung dar. Fast alle seine Stücke haben sich in der Gunst des Publikums dauernd zu erhalten gewußt, was ebenso schmeichelhaft für den Geschmak des Lesers wie für den Dichter selber ist. Sowohl seine Dramen wie seine Lustspiele sind aus echt deutschem Geist entsprungen und athmen diesen Geist, es liegt ihnen ein guter Kern sittlicher Gesinnung zu Grunde, und zeichnen sie sich durch eine solide Charakteristik aus, wenn auch sonst die Aesthetik Vieles an denselben auszusetzen hat. Zu den besseren Erzeugnissen seiner dramatischen Muse gehören: „der Weiberfeind“, „Eigensinn“, „die Hochzeitsreise“, „die Eifersüchtigen“, „die Diensthöten“, „die Phrenologen“, „der Vetter“, „das Concert“ und „das Gefängniß“. Man wird ihn am Besten als den Lustspielsdichter des deutschen Bürgerthums bezeichnen können.

Roderich Benedix wurde als der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns im Jahr 1811 in Leipzig geboren, besuchte die Fürstenschule zu Grimma und dann das Gymnasium zu St. Thomas in seiner Vaterstadt. Frühzeitig machte sich bei ihm die dichterische Begabung geltend und zeigte er solche Lust am Theater, daß er beschloß, Schauspieler zu werden. Nach Beendigung des Gymnasialstudiums nahm er 1831 Anstellung bei der Bethmann'schen Truppe,

welche die kleinen mitteldeutschen Residenzen zu besuchen pflegte. Seit 1833 war er Tenorist an verschiedenen Theatern des Rheinlands und Westphalens. Später fand er Engagements in Mainz und Wiesbaden und wurde sogar Regisseur in Wesel. Nebenher ging eine fruchtbare literarische Thätigkeit, die ihn zuletzt veranlaßte, seinem Schauspielerberufe zu entsagen. Zunächst wurde er jetzt Redakteur eines populären Journals, „der Sprecher“, für das er viele Erzählungen schrieb. Im Jahr 1842 hielt er in Köln Vorlesungen über Literatur vor einem gemischten Zuhörerkreise. 1843 ging er wieder zur Bühne über, indem er auf eigene Rechnung die Direktion in Elberfeld übernahm; 1847—48 war er Oberregisseur in Köln und hier blieb er, nach Niederlegung dieses Amtes, noch mehrere Jahre als Schriftsteller, öffentlicher Vorleser und Lehrer an der rheinischen Musikschule wohnen. Besondere Popularität erwarb er sich in jener Zeit außerdem als Sprecher des kölner Gesangsvereins, den er auf allen seinen Sängersfahrten am Rhein und auf den Reisen nach England, Holland u. s. w. begleitete. 1854 wurde er als Theater-Intendant nach Frankfurt berufen, wo er neben großer Anerkennung auch viele Widerwärtigkeiten zu erfahren hatte. Er legte dieses Amt im Jahre 1859 nieder und lebt seitdem bald in Köln, bald in Kassel, bald in Leipzig. Im Sommer 1860 hat sich Benedix mit der Schauspielerin Karoline Paulmann, Tochter eines Mitglieds des wiener Hofburgtheaters, vermählt.

Seinen schriftstellerischen Auf verbannt Benedix seinen dramatischen Werken, allein auch seine übrigen schriftstellerischen Werke verdienen ehrenwerthe Erwähnung, darunter die sechs Bände starken deutschen Volksagen, ferner eine sehr verbreitete, populär geschriebene Geschichte der Freiheitskriege, dann das Handbuch für die Reise von Rotterdam bis Straßburg, der mit vielen eigenen Beiträgen während der Jahre 1836—42 herausgegebene, niederdeutsche Volkskalender, sowie besonders die Bilder aus dem Schauspielerleben und eine Reihe von Erzählungen.

Siegenitz.

(Bild S. 136.)

Mitten zwischen freundlichen Gärten und anmuthigen Promenaden liegt die alte Residenz der schlesischen Herzoge aus dem Piastensamm, Liegnitz oder Klein-Breslau, wie es scherzweise heißt. Die freundliche Stadt, an dem Zusammenfluß zweier in der Kriegsgeschichte vielgenannter Flüsse — Schwarzwasser und Kaybach — gelegen, vereinigt Alt und Neu so hübsch in einem harmonischen Ganzen. Fünfhundert Jahre (1164—1675) regierten hier die Herzoge des kleinen Fürstenthums Liegnitz: das Gepräge der ehemaligen Residenz ist der Stadt geblieben. Das Schloß — jetzt der Sitz der Regierung — das 1838 größtentheils abbrannte, seitdem aber schöner wieder aufgebaut wurde, der prächtige Marktplatz mit dem alterthümlichen Rathhaus, die Landschaft, die Ritterakademie — das hat Alles noch den Charakter jener blühenden Zeit, aber die Neuzeit hat eine Masse neuer Gebäude aufgeführt — Theater, Post, Bahnhof zählen zu den schönsten — die uns Deutsches und Gewähr geben, daß auch, nachdem Liegnitz eine einfache Provinzstadt geworden, die übrigen Bewohner nicht zurückgeblieben, und so ist sie denn heute eine der blühensten Städte nicht nur Schlesiens, sondern Preussens. Die große Straße von Breslau nach Berlin, die Eisenbahn, führt an Liegnitz vorüber, das sichert allein der Stadt schon eine glückliche Existenz. Der Alterthumskundige erkent sich zweier prächtiger Muster gothischen Stils, der Peters- und der Marienkirche, besucht die Grabmäler der piastischen Herzoge in der Fürstkapelle und interessiert sich für die Einrichtungen und Sammlungen der von Kaiser Joseph I. 1708 gestifteten Ritterakademie, die mit Vorbehalt der adeligen Freistellen 1810 zu einer Gymnasialbildungsanstalt für die höheren Stände überhaupt erweitert worden ist, und an der einst Högel, Schimmel, Schmidt und v. Struensee als Lehrer wirkten: wie Liegnitz denn auch sonst an Bildungsanstalten aller Art ungewöhnlich reich ist. In den Vorstädten — die innere Stadt ist mit Promenaden umgeben, jenseits der die fünf Vorstädte liegen — hat sich das thä-

Die falsche Gräfin.

Novelle von Edmund Hahn.

(Fortsetzung.)

An demselben Tage, an dessen Abend die Vorstellung stattfinden sollte, ging Blanche mit ihrer Rolle in der Hand in einer entlegenen, etwas düstern Partie des Parkes auf und ab.

Als sie zu der Schargruppe kam, begegnete ihr Armand, welcher, ohne sie zu bemerken, laut memorirte. Dreimal sagte er eben denselben Satz, und zwar so verdrücklich, daß die Worte: „Ewig werde ich Dich lieben, angebetetes Mädchen, traue mir, der jeden Augenblick bereit ist, für Dich zu sterben. Folge mir, wo wir vereint sind, soll meine nie vergähende Liebe ein Paradies für Dich hervorzubringen“, eine höchst komische Wirkung hervorbrachten.

Blanche lachte, Armand blickte auf, sie lachte so herzlich und harmlos, daß er, ohne sich verlegt zu fühlen, in das Gelächter einstimmte.

„Ich sehe, es geht Ihnen, wie mir, Graf Crevecoeur,“ sagte Blanche lustig, „ich lerne in der Regel sehr leicht, aber diesmal kann ich meine Rolle nicht im Gedächtniß behalten, und heute müssen wir gut spielen, ich höre, daß heute die Gräfin Castelforte eintrifft, sie soll eine strenge Kritik üben.“

„Das darf Sie nicht stören, Sie werden vortrefflich spielen, gnädiges Fräulein.“

„Sehr artig von Ihnen, Graf, dieß anzunehmen, denn noch sahen Sie mich nicht auf der Bühne.“

„Aber im Salon, in großer Gesellschaft, auf der Bühne des Lebens. Wer auf dieser gut spielt, führt die minder bedeutenden Rollen auf den Brettern auch mit Gewandtheit und Glück durch.“

„Sehr schön gesagt, Graf Crevecoeur, allein ich fürchte bei alledem, daß ich heute eine schlechte Schauspielerin sein werde. Offen gesprochen, ich finde das kleine Stück langweilig und auch —“

„Den Mitspieler, gnädiges Fräulein, es ist nicht meine Schuld, daß nicht ein Anderer diese Rolle bekommen hat, die ich mir angewöhnt nie die Mühseligkeit gehabt haben würde.“

„Sie haben mich nicht ausreden lassen, Graf, es sich also selbst zuzuschreiben, wenn Ihnen das Ende meiner Rede nicht gefällt, denn Ihnen zur Strafe will ich jetzt gestehen, daß es mir langweilig sein wird, mit Ihnen zusammen zu spielen, jetzt besonders.“

Graf Armand bemerkte sehr wohl, daß Blanche sich nur beleidigt stellte; daß er unnützlich gegen sie gewesen war, bereute er jetzt; deshalb sagte er sanft: „Verzeihen Sie mir, ja, ich sehe es, Sie werden mir verzeihen. Ich verspreche Ihnen auch, mir heute Abend alle Mühe zu geben, um Ihre Zufriedenheit zu erlangen.“

Blanche steckte die Rolle in ihre Tasche und entgegnete scherzend: „So sei Ihnen denn verziehen, ich habe aber keine Lust zum Lernen mehr, der Dialog gefällt mir nicht, es ist in den Gesprächen dieses Paares so viel Uebertriebenes, finden Sie das nicht auch, Graf?“

„Das gebe ich zu, wenigstens wird in diesem Verhältniß kein Mann so reden.“

„Seien wir also nicht zu genau, wir kennen den Inhalt unserer Rollen, wir brauchen dieselben ja nicht wörtlich herzusagen.“

„Ich bin es zufrieden, wir besitzen Beide, vor Allem natürlich Sie, mein gnädiges Fräulein, Geist und Belesenheit genug, um aus dem Stegreif sprechen zu können.“

„Es bleibt dabei; lassen Sie uns den schönen Morgen genießen, ich will Ihnen meinen Lieblingsplatz im Park zeigen. Lieben Sie den Park? Ich finde ihn sehr geschmackvoll angelegt, freilich bin ich nicht so viel gereist, wie Sie.“

„Aber Sie haben doch schon einen großen Theil von Frankreich gesehen? Kennen Sie Südfrankreich?“

„Natürlich, das heißt, zum Theil.“

„Wünschten Sie es wiederzusehen?“

„Nein, denn ich finde nicht mehr Diejenige dort, die ich auf Erden am Meisten liebte, meine Mutter!“

Blanche sprach diese Worte mit tiefer Bewegung, Armand empfand in diesem Augenblicke tiefes, inniges Mitleid mit der Waise.

Bewegt entgegnete er: „Ich verleihe Sie, Blanche, denn auch ich liebe meine Mutter sehr, so sehr, daß ich sie aufrichtig beklage.“

„Ich sah es, so oft Sie mit dieser verehrten Frau zusammen sind, aber wer auch sollte Ihre Mutter nicht lieben? Niemals begegnete ich einer lebenswürdigeren Dame.“

„Würden Sie, aus Zuneigung zu meiner Mutter, vollkommen wahr gegen mich sein? Wenigstens eine Frage mir durchaus aufrichtig beantworten?“

Armand blickte, indem er sprach, Blanche mit seinen schönen Augen mit Nahrung an.

„Fragen Sie, lieber Graf!“

„Könnten Sie Freundschaft, ich sage nicht Liebe, könnten Sie Vertrauen zu mir haben?“

„Freundschaft, Vertrauen? Ja!“

„Niemals mehr?“

„Niemals mehr, aber Ihre Freundschaft wird mir theuer sein, denn ich weiß es, diese besitze ich seit — seit einigen Minuten.“

Er faßte ihre Hand und sprach: „Ja, Blanche, diese ist und bleibt Ihr Eigenthum.“

Hand in Hand stand das junge Paar und blickte einander herzlich und unbefangen an.

In diesem Momente traten der Graf von St. Pentadour und die Gräfin Crevecoeur hinter einem Rosengebüsch hervor.

„Kinder, liebe Kinder, Hand in Hand finden wir euch, seid herzlich gesegnet!“ rief der Graf.

„O mein theurer Armand, jetzt hast Du mir Alles, was ich für Dich that, reichlich vergolten, Blanche, süße Blanche, kein Mädchen auf Erden könnte mir eine willkommener Tochter sein, als Sie.“

Armand sah das glückliche Lächeln seiner Mutter, er vermochte es nicht, sie zu enttäuschen, „noch habe ich Blanche's Einwilligung nicht, aber ich —“

„Diese verspreche ich statt ihrer,“ sprach der Graf und faßte Blanche's Hand, ohne zu bemerken, daß diese eiskalt war. Ohne zu zögern, legte er ihre Hand in Armand's Rechte und murmelte gerührt einen Segenspruch, dann bot er der Gräfin den Arm, und das junge Paar sah sich wieder allein.

Blanche hatte sich auf einer Rasenbank niedergelassen, sie stützte den Kopf in die Hand und weinte. Armand näherte sich ihr und sagte sanft: „Sie weinen, theure Blanche, zürnen Sie mir, bin ich nicht mehr Ihr Freund, wollen Sie mir nicht gestatten, um Ihre Hand zu werben? Ich weiße Ihnen für alle Zeit meine Hochachtung und Freundschaft, ich begehre nicht mehr von Ihnen als Vertrauen, Wohlwollen, Rücksicht mit meinen Schwächen.“

„Lassen Sie mir Zeit, Graf Armand, wenn ich Ihnen heute vor dem Diner eine Mune reiche, so bedeutet das ein Ja.“

„Gut, ich füge mich Ihrem Ausspruch.“

Armand ließ Blanche allein, diese weinte heftig und lange; endlich schüttelte sie ihre dunklen Locken aus dem Gesicht, trocknete ihre Augen und suchte die Gräfin Antoinette in ihrem Zimmer auf.

„Tante Antoinette,“ sagte Blanche, „Sie haben mir zuerst Güte und Theilnahme gezeigt, als ich zwischen Furcht und Hoffnung schwebend vor den Großeltern stand. Sie werden auch jetzt mich liebevoll anhören.“

„Gewiß, mein Kind, sprich, als ob Du zu Deiner Mutter redetest.“

„Graf Armand hat um mich geworben, die Großeltern und seine Mutter wünschen, daß ich ihm meine Hand gebe, ich liebe Armand nicht, allein ich hege schweigerliche Neigung für ihn im Herzen, — dennoch — ich möchte warten, bis ich den Rath meines Oheims Louis gehört, was würde er sagen?“

Antoinette seufzte und blickte lange wehmüthig auf ihre Großnichte, endlich sagte sie: „Er würde Deine Wahl gutheißen und Dich segnen, er liebt Armand und kannte Deines Großvaters Pläne in Bezug auf Dich und Armand.“

Blanche wurde blaß und sprach kein Wort. Gräfin Antoinette schien dieß nicht zu bemerken, endlich sagte sie: „Louis hat mir kürzlich geschrieben, er ist wohl und heiter. Vielleicht kehrt er zu Deiner Trauung heim, obgleich es ihm unter dem schönen Himmel Egyptens und bei dessen Wundern offenbar sehr gefällt.“

„Es scheint, er hat Frankreich und uns vergessen, Tante!“ sprach Blanche nicht ohne Bitterkeit.

„Was vergift nicht der Mensch! Kennst Du nicht das Sprüchwort, Blanche: Die Abwesenden haben Unrecht? Doch mein Neffe Louis ist kein leichtsinniger Mann, er betrauert noch immer seine Claudia und denkt sicher an Dich, wie der beste Oheim an seine gehorsame Nichte.“

„Und ich soll Armand's Hand annehmen?“ rief Blanche und schluchzte hysterisch.

„Kind, Kind, beruhige Dein liebes, armes Herz. Armand ist ein edler, lebenswürdiger Mann, er wird Dir niemals Kummer bereiten. Doch fern sei es von mir, Dich zu bereben.“

„Wenn ich nur wüßte, ob Onkel Louis wirklich mit mir zufrieden sein wird, wenn ich Armand das Jawort gebe.“

„Sicherlich; Armand wird Dich auf Reisen führen, Du wirst die Welt sehen, und Louis wird endlich auch den Eltern die Freude machen, sich zu vermählen.“

„So will ich denn thun, was die Familie wünscht!“

Blanche umarmte die Tante ungestüm, küßte sie und verließ dann rasch das Zimmer.

Als sie drei Stunden später zum Diner in den Salon trat, hatte sie ihre Thränen getrocknet, doch war ihre sorgfältige Toilette das Werk ihrer Kammerjungfer, nicht ihr eigenes; die Blume, welche das Zeichen sein sollte, hatte sie vergessen; aber als Armand sie fragend anblickte, lächelte sie und flüsterte: „Ich bin die Ibrige.“

Bei Tafel erklärte der Graf von St. Ventadour, daß seine theure Ründel, das Fräulein von St. Hilaire, mit dem Grafen Armand von Crevecoeur verlobt sei. Glückwünsche ertönten, der Champagner schäumte in den Gläsern, Niemand bemerkte oder schien zu sehen, daß weder Armand noch Blanche heiter aussahen; desto glücklicher war der Schlossherr und seine Gemahlin und die Gräfin von Crevecoeur.

Im linken Flügel des Schlosses befand sich ein Salon, in welchem das Theater aufgebaut war, so hübsch und elegant, daß der Baron Bigier von allen Anwesenden Lobspüche empfing, denn unter seiner Leitung war diese Schöpfung entstanden. Er wußte, daß seine schöne Gemahlin kein besonderes Darstellungstalent besaß, wollte aber doch ihre blendende Erscheinung bewundert sehen, deshalb sollten nach dem Lustspiel noch lebende Bilder die Augen der Gäste erfreuen.

Blanche hatte lachend erklärt, bei diesen Tableaux wolle sie nicht mitwirken, sie halte es nicht aus, eine Viertelstunde regungslos auf einer Stelle zu stehen, um sich anschauen zu lassen, auch hätten nur tadellos schöne oder entschieden häßliche, aber charakteristische Gesichter das Privilegium, bei lebenden Bildern mitsuthun; sie sei weder schön noch häßlich und bleibe deshalb fern. Um die finstere Miene des Barons kummerte sie sich wenig und entschlüpfte vom Theater, als Bigier behauptete, dann müsse er auf eines der schönsten Bilder verzichten, denn es sei absolut noch eine junge Dame nöthig, um die Gruppe, um welche es sich handle, gelungen zur Anschauung zu bringen.

Das Diner war vorüber, jeder Gast that, was ihm eben gefiel, Einige schlenderten im Garten umher, Andere saßen in der Bibliothek und lasen, Blanche hatten sich in ihre Zimmer zurückgezogen. Die Gräfin saß in ihrem Voudoir Hand in Hand mit ihrem Sohne, sie blickte ihn liebevoll an und sagte: „Ich laun Dir nicht ausprechen, wie glücklich mich Deine Wahl macht, mein Armand; sage auch Du mir jetzt, ob Du glücklich bist, denn ich vermisse an Dir jene Heiterkeit, welche die Erfüllung lieber Wünsche zu begleiten pflegt; zweifelst Du an Blanche's Neigung?“

„Nein, theure Mutter, sie wird mir Alles geben, was ich mir wünschen kann, Achtung, Vertrauen, Treue; ich werde mich bestreben, diese werthvollen Geschenke zu verdienen. Auf jenes Glück, welches, wie Du mir oft erzähltest, mein Vater Dir und Du ihm bereitestest, habe ich verzichtet. Es gab für mich auf Erden nur Eine, sie kennt weder meine Liebe zu ihr, noch werde ich sie jemals wiedersehen, denn ich kann sie nicht mein nennen. Könnte ich es! — Aber genug davon, einmal mußte ich von ihr sprechen, die theure Mutter einen Blick in die Seele thun lassen. Sie heißt auch Blanche! Beste Mutter, ich werde, wenn nicht glücklich, doch sicher zufrieden sein, denn ich bin mit mir selbst zufrieden; aber erfülle mir eine Bitte, oder gleich zwei.“

„Sprich, mein guter Armand, ich werde mit Freuden thun, was Du wünschst.“

„Die junge Dame, welche ich verehere, ist nicht an dem Plage, welcher ihr gebührt, sie ist eine Waise; wenn Du ein Haus für sie fändest — aber ich will den Namen desselben nicht wissen — wo sie als geliebte, geschätzte Tochter leben könnte, dann, Mutter, würde ich Dir noch einmal zu danken haben, aus vollster, tiefster Seele.“

„Ich will es thun, gib mir die Adresse dieser jungen Dame.“

„Ich danke, theure Mutter; jetzt die zweite Bitte: ich kann meine — meine Verlobte nicht Blanche nennen, es ist Ihr Name. Frage Fräulein St. Hilaire, ob sie noch einen Namen führt, Du wirst es schon zu machen wissen, taufe sie um, ich — o Mutter, ich kann sie nicht Blanche nennen, es lebt für mich außer Dir nur eine Frau auf Erden, Blanche!“

„Armand, geliebter Sohn!“ rief die Gräfin bestürzt, „so tief liebst Du jenes Mädchen? O, dann sollst Du mir das Opfer nicht bringen, dann will ich sofort mit dem Fräulein von St. Hilaire sprechen.“

„O nein, Mutter, das Fräulein hat mein Wort, sie ist der Gesellschaft als meine Braut vorgestellt und verdient nicht, daß ich sie beleidige. Ich bin nicht der Mann, der einer Frau sein gegebenes Wort bricht. Habe keine Sorge um mich, ich verspreche Dir, nicht unglücklich zu sein. Ueberlasse mich mir selbst, ich finde mich stets zurecht.“ —

Auch Blanche von St. Hilaire saß in ihrem Zimmer, allein, in sich versunken. Sie las den Brief Louis', diesen einzigen Brief, den sie von ihm hatte; da stand es vor ihr mit großen Buchstaben, Alles, was Tante Antoinette zu ihr gesagt hatte, er, Louis selbst, wünschte ihre Vermählung mit Armand. Die Verlobte dachte nicht an Armand, sie vergaß, daß sie sich zum Lustspiel kleiden sollte, sie überhörte das Rollen eines Wagens, der durch das große Schloßthor einfuhr, das Durcheinandersummen von verschiedenen Stimmen auf dem Korridor, welcher auch zu Blanche's Gemächern führte. Als endlich ihre Kammerjungfer eintrat, mit der Versicherung, daß es schon spät sei, antwortete sie gleichgültig: „So, dann eile Dich.“ Auf des Mädchens Aeußerung, daß vor einer Stunde die Frau Gräfin Castelforte nebst Dienerschaft eingetroffen sei, antwortete sie gar nicht.

„Ach, und ein Gesellschaftsfräulein hat die Gräfin Castelforte bei sich, so schön wie das Bild im Zimmer der Gräfin Antoinette“, sagte das Mädchen nicht ohne Malice hinzu.

„Das freut mich“, sprach Blanche mechanisch; sie warf nicht einmal einen Blick in den Spiegel, ehe sie fortging.

Als Fräulein von St. Hilaire auf die Bühne trat, wurde sie von Baron Bigier mit einem „Ah“ der Bewunderung begrüßt. Jeder der auf dem Theater befindlichen Gäste sagte ihr ein Compliment über ihren Anzug. Blanche besaß in hohem Grade Selbstbeherrschung und Geistesgegenwart, sie blieb keine witzige Anrede schuldig, und als endlich das Stück begann, hatte sie sich vermöge ihres großen Talentes so ganz in ihre Rolle hineingebacht, daß sie meisterhaft spielte.

Armand zeigte sich zerstreut, doch bemerkte dieß bloß Bigier, im Ganzen führte der Graf seine Rolle mit Anstand durch, war aber herzlich froh, als der Vorhang fiel. Rasch kleidete er sich um und schlich sich in den Saal unter die Zuschauer, wo er sich in einer dunkeln Ecke niederließ.

Blanche hatte ihr einsames Zimmer aufgesucht, ihr Kopf schmerzte sie heftig, sie fieberte, ließ sich schweigend auskleiden und legte sich nieder, in der Hoffnung, ihre Schmerzen, die körperlichen wie die geistigen, zu verschlafen.

Armand wollte nicht angedet sein, und in Wahrheit achtete auch Niemand auf ihn, denn alle Zuschauer lauschten jetzt dem Künstler, welcher mit Meisterschaft eine poetische Ländlichkeit auf dem Harmonium vortrug. Jetzt erhob sich langsam der Vorhang, ein Ah! durchsäufelte den Saal. Armand nahm an, daß es seiner schönen Cousine, der Baronin von Bigier gälte und hob den Kopf nicht empor, er hörte im Geiste noch die Musik, welche ihn innigst gerührt hatte.

„Ein wahrer Engel, wer mag sie sein?“

„Die Gesellschaftlerin der Gräfin Castelforte!“

Armand wurde durch diese Worte aus seinen Träumen gewedt,

er blickte nach der Bühne, träumte er? Sah er überall nur sie? War es Wirklichkeit? Vor ihm auf der Bühne, umflossen von magischer Beleuchtung, kniete die schöne Louison im Kostüm der allerfeigsten Jungfrau, im weißen Gewande, einen Lilienstengel in der Hand haltend, von Wolken umgeben, schaute der Engel des Herrn auf Maria herab — Blanche, aber nicht Armand's Verlobte, Blanche Leroy, die Waise von St. Gaudens.

Begungslos starrte der Graf noch immer auf die Bühne, als sich schon längst Wolken über diese schöne Gruppe gesenkt hatten. Ehe der Vorhang aufgezo-gen wurde, um ein zweites Gemälde zu enthüllen, verließ Armand den Saal und suchte im Parle Einsamkeit.

Ueber eine Stunde mochte er umhergeschweift sein, endlich erinnerte er sich, daß er es dem Fräulein von St. Hilaire schuldig sei, bei der Gesellschaft zu erscheinen. Es war ihm angenehm, als seine Mutter ihm erzählte, daß Blanche St. Hilaire, von der Darstellung ermüdet, sich zurückgezogen habe.

„Wo warst Du, Armand?“ fuhr die Gräfin fort, „Du hast wahrscheinlich das Schönste versäumt, die Gräfin Castelforte hat einen Engel zur Gesellschafterin. Da kommt sie eben mit der Gräfin Antoinette.“

Armand erwiderte keine Sylbe, er begrüßte die Damen mit einer tiefen Verbeugung, die junge, schlaute Erscheinung an Antoinettes Arme war sie — Blanche Leroy.

Blanche erröthete lieblich als sie Armand sah, aber keine ihrer Mienen verrieth, daß sie ihn schon kenne. Er wußte ihr für dieses Zartgefühl im Stillen Dank. Gräfin Antoinette bat Armand, ihr den Arm zu geben, da er ja doch nicht das Fräulein von St. Hilaire zu führen habe. Armand gehorchte, indem er einige Worte murmelte, als er Blanche in den Speisesaal führte, flüsterte er ihr zu: „Wie kommen Sie hierher, Blanche? Ich glaube noch, daß Ihre Erscheinung ein schöner Traum ist, daß Sie in Luft zerfließen werden.“

Sie lächelte: „Das geschieht nicht, im Gegentheil, ich bin durch die gute Madame Velfour zur Gräfin Castelforte als Gesellschafterin gekommen, und Sie werden mich, so lange die Gräfin hier bleibt, täglich sehen.“

„Und wie lange wird diese Dame hier verbleiben?“

„Das ist unbestimmt; ich hörte von drei Wochen sprechen.“

„Also drei Wochen werde ich noch leben,“ sagte er leise.

Bei Tafel wußte Graf Armand einen Platz zu finden, wo er und seine Nachbarn wenig gesehen werden konnten, und hier, geschützt durch die großen Blumenvasen, mußte Blanche ihrem Freunde alle ihre Erlebnisse erzählen. Daß er mit dem Fräulein von St. Hilaire verlobt sei, vermochte er ihr nicht zu sagen.

Am andern Morgen fühlte Fräulein von St. Hilaire sich zu unwohl, um das Zimmer verlassen zu können. Die Gräfin von St. Dentadour erschien in Begleitung des Arztes, welcher die nöthigen Fragen that, die Kranke lange forschend betrachtete und endlich erklärte, daß außer dem Tranke, den er verschreiben würde, für das gnädige Fräulein nichts als Ruhe nöthig sei. Die Großmutter küßte die Enkelin sanft auf die Stirn und entfernte sich dann mit dem Arzte. Sie versprach Blanche, ihr die Gräfin Antoinette zu senden, weil diese als Krankenpflegerin beliebt war.

Das Fräulein vermochte nicht zu schlafen, unruhig warf sie einen leichten Mantel über und trat an das Fenster, Luft zu schöpfen. So, das glühende Antlitz in der frischen Luft badend, fand sie Antoinette. Blöthlich wurde das vom Fieber geröthete Antlitz Blanche's schneerbleich, ihr lebhaftes Auge starrte nach der Aller und mit zitternder Hand deutend, brachte sie mühsam die Worte hervor: „Wer ist die Dame, die mit Armand geht?“

„Fräulein Blanche Leroy, die Gesellschafterin der Gräfin Castelforte.“

Blanche öffnete den Mund, aber ihre Worte blieben für die Gräfin Antoinette unhörbar.

Mit Hilfe des Kammermädchens brachte die Tante sie zu Bett, der Arzt, welcher sofort herbeigerufen ward, machte ein ernstes Gesicht und sprach die Vermuthung aus, daß aus dieser, Anfangs unbedeutend scheinenden Krankheit, sich das hitzige Nervenfieber entwickeln könne.

(Schluß folgt.)

Bilder aus dem amerikanischen Frauenleben.

Von einer deutschen Frau.

II.

In meinem vorigen Schreiben habe ich versprochen, Näheres über die innere Einrichtung und Führung eines amerikanischen Haushalts erzählen zu wollen. Vielleicht erreiche ich damit, daß einige meiner deutschen Schwestern sich etwas unabhängiger machen von dem lästigen Dienstmädchenspotismus, wenn sie sehen, wie es für eine Frau möglich ist, die ganze Arbeit für eine Familie selbst — allein zu verrichten, ohne sich übermäßig abzumühen, und dabei eine schöne Harmonie in das häusliche Leben zu bringen.

Die Amerikaner sind sehr gesellig und lieben Besuche und plaudern über Alles; in ihrem Familientreis aber sind sie gerne abgeschloffen und vollkommen ungezwungen, fühlen sich deshalb auch nur heimlich in einem Hause für sich allein. Wer je die Annehmlichkeit genossen hat, ein Haus allein zu bewohnen, kann sich auch wohl nur schwer in eine andere Lebensart finden und wird lieber etwas mehr Arbeit und Geldausgabe auf sich nehmen, um nur diese goldene Freiheit zu genießen. Die Einteilung der Häuser ist sehr bequem und erleichtert die Arbeit. Jene für kleine Familien haben meistens im Erdgeschoß eine Vorhalle und zwei Gesellschaftszimmer, welche durch eine große verschiebbare Doppelthüre vereint oder getrennt werden können, je nachdem die Gesellschaft groß ist oder sich nur auf die Familie beschränkt; und darüber noch ein Stodwerth höher zwei große und eine kleine Schlafstube. Das viele Treppensteigen ist wohl ein Uebelstand, welcher aber zum Theil gehoben wird durch Sprachröhren, welche von dem obersten in die unteren Stodwerthe führen, durch Luftheizung, Gasbeleuchtung und durch die Leitung kalten und warmen Wassers von der Küche in die Schlafzimmer. In den meisten Häusern ist die dritte kleine Stube zum Baden eingerichtet. Alle diese Hülfsmittel machen, daß man bei etwas Einteilung und Nachdenken die Treppen doch nicht gar zu oft auf- und absteigen hat. Ein kleiner, mit Rasen belegter Hofraum, der zum Trocknen der Wäsche benützt wird, bildet einen guten Spielplatz für die Kinder. Das Reinhalten der Fußböden ist hier auch mit viel weniger Mühe verbunden, da alle Zimmer mit Teppichen belegt sind, welche täglich bloß ganz oberflächlich und nur einmal die Woche gründlich mit feuchten gebrauchten Theeblättern gekehrt werden. Auch die Treppen sind mit Laufteppichen belegt, worüber in der Mitte ein Streifen Wachstuch oder grobes Leinen befestigt ist, dessen Reinigung ohne Schwierigkeiten geschehen kann. Vorhallen und Küche, oft auch das Speisezimmer haben Wachstuch, welches man hier zu diesem Zwecke in besonders starker Qualität mit sehr geschmackvollen Mustern findet und welches ganz leicht mit einem feuchten Tuch abgewischt werden kann. Jedemfalls geben diese bedeckten Fußböden mit ihren lebhaften Farben dem Hause ein behagliches, freundliches Aussehen und tragen viel zum Comfort bei. Die Möbel hingegen belebigen ein europäisches Auge durch ihre schwerfällige, plumpe Gestalt und den beinahe allgemeinen Ueberzug von schwarzem Moßhaartuch, welcher wohl praktisch, aber ungeheuer düster und häßlich aussieht; auch fehlen meistens jene zierlichen und geschmackvollen Kleinigkeiten weiblicher Handarbeit, welche eine Wohnung gleichsam beleben und derselben Charakter verleihen. Einige gehäkelte Schutztücher mit einem stereotypen Stern in der Mitte, über die Kühleine der lieben, traulichen, bequemen Schaukelstühle gebreitet, sind so ziemlich Alles, was man von dieser Art sieht. Die Ankloffe von dem Manne, der eines Abends aus Versehen in das Haus neben dem seinigen ging, es mit seinem Nachtschlüssel auf- und zuschloß, es sich dort ganz bequem machte, endlich in's Speisezimmer hinabging und erst seinen Irrthum entdeckte, als er seines Nachbarns Familie dort bei Tische fand, klingt ganz wahrscheinlich, so gleich sind sich die Häuser und die Einrichtung derselben. Es herrscht eben auch unter den Menschen hier eine eigenthümliche Einförmigkeit der Charaktere und der Denkungsweise, und diese prägt sich wieder natürlich ihrer Umgebung auf. Wer aber originelle Individualität besitzt, kann ein solches Haus sich nicht nur schön, sondern auch recht heimlich und bequem einrichten.

Für Fremde scheint es beinahe wunderbar, wie eine Frau, welche ihr Hauswesen allein besorgt, was hier sehr häufig vorkommt, Zeit finden kann, Nachmittags, hübsch und sauber angezogen, ruhig ihre Näharbeit zu verrichten und Abends zu lesen und ihre meistens ausgebreitete Korrespondenz zu führen; und doch ist dieß ein gewöhnlicher Fall. Die Arbeit ist so eingetheilt, daß jeder Tag seinen Antheil hat, der Vormittags größtentheils beendigt werden kann, so daß nach Tisch nur noch Speisezimmer und Küche rein zu machen sind, worauf die Kinder gewaschen und sauber angezogen werden, sich die Mutter demselben Prozeß unterzieht, und endlich auch ihre behagliche, ruhige Zeit kommt, wo sie die Näharbeit für die Familie besorgt; wenn dieselbe sehr zahlreich ist, meistens mit Hülfe einer Nähmaschine. Von dem Genuß, den es gewährt, ungestört sitzen und nähen und seinen Gedanken freien Lauf lassen zu können, hat Niemand einen Begriff, der nicht aus Erfahrung weiß, was es heißt, von fünf Uhr Morgens an bis drei oder vier Uhr Nachmittags ununterbrochen thätig und auf den Füßen zu sein. Der Abend ist dann die Zeit traulichen Gesprächs und geistantregender Lektüre, so daß man bei einem solchen häuslich thätigen Leben doch durchaus nicht zu verkümmern braucht. Das befriedigende Bewußtsein, etwas geleistet zu haben, und der Genuß der Ruhe machen solche Stunden unbeschreiblich angenehm und zu allem Guten anregend. Der eigene Herd wird um so anziehender und traulicher, je mehr man dafür gethan hat, die Sehnsucht nach Zerstreuungen und Unterhaltung außer dem Hause wird durch eine solche Lebensweise unmöglich gemacht. Freundschaftlicher Verkehr mit Gleichgesinnten ist dadurch nicht ausgeschlossen, und ein kleiner Kreis von Freunden wiegt doch gewiß eine große Anzahl von Bekannten auf.

Sehr erleichtert es die Hausarbeit auch, daß die amerikanische Kochart so sehr einfach ist und so wenig Zeit beansprucht. In einer Stunde ist eine ganze Mahlzeit mit Leichtigkeit zubereitet. Alles Fleisch wird gebraten, meistens auf dem Roß, nur sehr selten gekocht; die Gemüse werden auf die einfachste Art nur abgekostet; ein Pudding macht nicht mehr als fünf Minuten Arbeit, und recht eßbare Kuchen macht man in beiläufig derselben Zeit. Man mengt eben nur alles dazu Gehörige zusammen, und Backpulver und die guten Kochöfen müssen das Weitere thun. Auch zerbricht sich eine Amerikanerin nicht lange den Kopf mit der Wahl und Zusammenstellung der Speisen, denn sie essen beinahe immer Dasselbe, ohne es müde zu werden. Breakfast mit einigen Arten gekochter Gemüse und irgend eine Art Pudding oder Pie — ein höchst einfaches Backwerk — bilden ein ganz anständiges Mittagsmahl, mit Thee, welcher nie fehlen darf, und etwas Obst als Dessert; dasselbe Arrangement wird beinahe fortwährend wiederholt. Diese Einförmigkeit in der Nahrung ist weder angezeigt noch nothwendig, und man kann mit wenig mehr Mühe und nicht mehr Arbeit angenehme Abwechslung in die Mahlzeiten bringen. Aber ganz nach europäischer Art zu kochen ist hier beinahe unmöglich, weil zu zeitraubend; man muß eben ein Kompromiß eingehen und sich helfen, wie man kann.

Um nun das gewünschte Resultat einer geordneten Haushaltung zu erzielen, hat jeder Tag seine bestimmte Aufgabe. Montag ist Washtag aber die ganzen Vereinigten Staaten. Nur wo die Familie sehr groß ist, wird eine Waschfrau zur Hülfe genommen, oder eine Waschmaschine benützt; sonst besorgt die Hausfrau diese Arbeit allein, mit Hülfe eines Wasch-Wringers — eine der praktischsten Hausarbeitsmaschinen, welche nicht nur die Hände, sondern auch die Wäsche schon und sehr viel Zeit erspart. Dieselben sind, glaube ich, auch in Deutschland jetzt im Gebrauch. Zeitlich des Morgens angefangen ist die ganze Arbeit bis Mittag gethan, wobei natürlich ein ganz einfaches Mahl zubereitet wird. Dienstag wird dann die Wäsche geplättet, wozu man sehr ökonomische kleine Holzstoblen-ofen hat, welche sechs Eisen auf einmal erhitzen; da dieselben hier ganz von Eisen sind und viel schneller erkalten, so ist dieß nothwendig. Auch sehen sie bei Weitem nicht so sauber aus, als bei uns das blankte Messing mit Stahleinlage. Gemangelt wird hier nicht. Mittwoch wird gebaden. Indem in den meisten Häusern das Brod selbst gebaden wird und Kuchen, wenn auch der allereinfachste, zum Abendbrod nicht fehlen darf, so muß dieß zweimal die Woche geschehen, denn da hier beinahe nur Weizenbrod gegessen wird und das Mehl außerordentlich weiß und fein ist, so trodnet alles Gebäck sehr schnell aus. Im Süden ist man ein

entsprechendes warmes Brod von weissem Korn, welches der Verdauung eines ungewohnten Magens große Beschwerden macht. Der Donnerstag ist eine Art Ruhetag, wo Revue gehalten wird über Keller und Vorrathskammer, und alle Schränke u. s. w. geordnet werden, wofür doch an keinem anderen Tage Zeit wäre. Freitag wird das Haus vom Dach bis zum Keller gescheuert, die Wohnzimmer ausgenommen, die Fenster gepußt und das Hausthor mit Seife und Bürste bearbeitet, bis es spiegelblank ist; das Lestere mit der glänzenden Stahl- oder Silberplatte und darauf gravirtem Namen des Bewohners scheint besonders der Stolz einer amerikanischen Hausfrau zu sein. — Der Samstag ist der härteste Tag der Woche. Da werden Besuchs- und Schlafzimmer gelebt und gründlich ausgestaubt, ein neuer Vorrath von Brod und Kuchen gebaden, und Abends, nachdem Alles zur Ruhe gegangen ist, sitzt die müde Hausfrau noch am Ausbessern der Wäsche und Kleider der ganzen Woche, um dieselbe für Montag, den Washtag, in Ordnung zu haben; gewiß keine geringe Aufgabe, wo Kinder, besonders Jungen da sind, deren einziger Beruf es zu sein scheint, die Ausdauer und Widerstandsfähigkeit aller Kleidungsstoffe zu erproben.

Sonntag endlich! — Sonntag in Amerika! Wahrhafter Tag des Herrn! — Alles ruht in andachtsvoller Stille, selbst die Natur scheint diesen Tag zu feiern, so klar und ruhig ist die Luft, so geräuschlos Alles ringsumher. Auch die Stadt bemüht sich, feierlich auszusehen, ist aber bloß langweilig. Alles geht zur Kirche, und so verschieben die vielen Religionsfekten auch in ihren Ansichten sind, so einigen sich doch alle in gewissenhafter Heiligung des Sabbaths. Hier ist dieser Tag nicht wie in Europa ein Tag des Vergnügens, der Unterhaltungen und oft auch des Geschäfts, sondern wirklich der Gott geweihte Ruhetag, der Geist und Körper kräftigt und neubelebt für die Last und Pflichten der kommenden Woche. Auch der Hausfrau bringt der Sonntag Erholung; da wird nur die nothwendigste Arbeit verrichtet, in manchen Familien nur kaltes Mittagsmahl gegessen, damit auch sie, wo keine kleinen Kinder sind, zur Kirche gehen kann; da werden die größeren Kinder über Religionsgegenstände befragt und belehrt, gemeinschaftliche Andacht gehalten — wie dieß übrigens in vielen Häusern täglich geschieht, sowie vor jeder Mahlzeit das Haupt der Familie oder der geehrteste, älteste Gast immer ein kurzes Gebet spricht — oft laut vorgelesen aus passenden Büchern, überhaupt der Tag nach Gott, seinen Lieblingen, den Kindern, gewidmet. Ein solcher Anspunkt zwischen einer Woche und der andern ist nicht nur beinahe eine physische Nothwendigkeit, sondern veredelt und verschönt selbst das einfachste, bescheidenste Lebensloos und wirft seinen verklärenden Schein auch auf die übrigen Tage.

Nur wenn man so und in diesem Sinne lebt, kann man in diesem Lande zufrieden sein. Schein, Hitter und Glanz muß man ablegen — sie sind doch immer mit mehr erkaufte als sie werth sind — und ein volles, wirkliches, menschliches Leben führen. Dieß ernste Leben der Pflichten ist nicht freudlos, sondern befriedigend und natürlich, allein unserer Menschenwürde genügend, und indem es uns mit uns selbst versöhnt, bringt es das beste Glück. Es ist auch nicht, wie es Manche mißverstehen mögen, materiell und ohne höheren Aufschwung. Für den, der es innig anfaßt und das wahre Ideal, die Poesie des Lebens in sich trägt, beruhigt es die innere, unbestimmte Sehnsucht nach dem Unbekannten, Unerreichbaren, welche in jedem Herzen verborgen ruht, durch seine Wahrheit und positiven Zweck und zerstört keine, nicht die kleinste Mäthe, die wir auf unserem Lebensweg finden mögen. Es ist ein wahres Leben des Herzens und bietet deshalb eben der Frau den schönsten, weitesten, veredelndsten Wirkungskreis in scheinbar enger Grenze, und verbreitet ihren Einfluß bis weit über ihr eigenes Dasein hinaus durch ihre Kinder, welche, in solcher reiner Umgebung aufgewachsen, nimmer die ersten Einbrüche ganz vergessen können, den bleibenden, sichtbaren Segen des Vaterhauses aber, einen edlen Sinn, als Schutz und Leitung in die Welt hinaus nehmen müssen und in der Erinnerung an das Wesen und Walten der Mutter ihr eigenes Leben zu einem segensreich thätigen gestalten werden.

Die Illustrierte Welt.

Sechzehnter Jahrgang.

Donnerstag, 1. November 1867.
Preis 1 Mark 10 Pfennig.
10 Bde. oder 10 Mk. 10 Pfennig.

N. 13.

Stuttgart, 1867.

Alle von Stuttgart aus durch den H. Postamt
an den Postboten
5 Bde. oder 5 Mk. 10 Pfennig.

Mit der Stahlstich-Zusatz-Lieferung: Das Wintervergnügen. Dem von Ch. Pléss gest. von Wenzel.

Es bedarf wenig, um glücklich
zu sein.

Von Gustav Rierich.

(Schluß.)

Ein Zwischenfall.

Das „Amen“ war kaum über Steinert's Lippen gegangen, als die Stubenthüre hastig aufgeschliffen und ein elfjähriges Mädchen in derselben sichtbar wurde, das schluchzend hereinschrie: „Um Gottes willen, Herr Steinert, helfen, helfen Sie! Mein Vater schlägt unsere Mutter beinahe todt. Sie blutet schon im ganzen Gesichte. Kommen Sie schnell, ehe es zu spät wird.“

Das Mädchen rannte weinend davon.

„Jedenfalls ist Nachbar Schindler wieder betrunken,“ sprach Steinert; „was regelmäßig jeden Sonntag der Fall ist und nicht eher aufhört, als bis der letzte Groschen des Wochenlohns durch die Gurgel gejagt worden ist. Die unglückliche Frau! die bedauerenswerthen Kinder!“

„Du willst Dich doch nicht hineinwagen?“ fragte Frau Steinert besorgt, als sie ihren Mann nach der Mühe greifen sah. „Schindler ist ein roher, rachsüchtiger Mensch, der in der Drunkenheit vollends nicht weiß, was er thut.“

„Soll ich die arme Familie ohne Beistand lassen,“ versetzte Steinert ernst, „um den sie mich anruft? Das wäre gegen Christenpflicht, welche gebietet, daß wir den Nächsten lieben sollen wie uns selbst.“

„Versprich mir wenigstens,“ bat die Frau, „daß Du vorsichtig sein und Dich in keine Brägerei mit Schindler einlassen willst.“

„Ich werde thun, was recht und nöthig ist,“ entgegnete Steinert im raschen Fortgehen.

Die Mutter legte Emma zu Bett. Dann schritt sie unruhig im Stübchen auf und ab, während die älteren Kinder still und



Richard Wagner. Nach einer Freizeichnung von Angerer, von G. Hartmann. (Z. 100.)

angstvoll auf ihre Mutter hinblickten. Diese sagte seufzend vor sich hin: „Wir waren so vergnügt! Ach, keine Rose ohne Dornen! Wenn mein Leberecht auf ebenem Boden Schaden nähme, der ihn heute früh auf schwindelnder Höhe verschonte! Ich muß nur etwas anfangen, damit mir die trüben Gedanken vergehen. Ja, ja, ich werde Leberecht's rußig gewordene Sachen waschen.“

Diese sogleich unternommene Arbeit unterbrach die Frau wiederholt, um nach ihrem Manne auszuschaun. Ihre Angst wuchs von Minute zu Minute, da bereits eine volle Stunde verstrichen war, ohne daß der Erwartete zurückkehrte. Es litt sie nicht länger am Waischaffe. Sie stand schon auf dem Sprunge, das Haus zu verlassen und nach Schindler's Wohnung zu eilen, die einige hundert Schritte von der ihrigen entfernt lag. Da befreite sie aber ihres Mannes Ankunft von aller Sorge, und das um so mehr, da sie keine äußere Verletzung an ihm bemerkte.

„Nun, wie war's?“ mit dieser Frage trat die Frau ihm entgegen.

„Schlimm genug und wie ich's vermuthet hatte,“ antwortete Steinert. „Ich fand Schindler's tötlich betrunken und Frau wie auch Kinder mißhandelnd. Da er auf mein begütigendes Zureden nicht hörte, vielmehr auch gegen mich angriffsweise auftrat, so mußte ich mich meiner Haut wehren, wobei es freilich ohne Pässe, Stöße und gegenseitiges Wallen nicht abging. Endlich fuhrwerkten wir den Trunkensold mit vereinten Kräften — ich, die Frau und die Kinder — aus der Stube und dem Hause. Dabei traf sich's, daß Schindler, als wir ihn an die Luft setzten und aus der Hausthüre warfen, sich etwas unsanft niederlegte, daher wir Zeit gewannen, die Hausthüre zu verriegeln. Nach seinem ohnmächtigen Anstürmen gegen dieselbe richtete er unter greulichem Klucken und Schimpfen seine Wuth gegen das Stubenfenster, dessen Scheiben er von außen mit den Fäusten zertrümmerte. Diese kamen dabei am Schlimmsten weg, denn sie bluteten sehr von den erhaltenen Verletzungen. Ich aber konnte und durfte eher nicht das Haus verlassen, bis Schindler unter greulichem Trohnen endlich ging, um in der Kucipe das letzte Fünkchen Vernunft vollends fortzutrinken.“

„Wenn nun Schindler seine Drohungen wahr machte? Gewiß gingen diese auch auf Dich,“ sprach die Frau besorgt.

„Wenn!“ lachte Steinert. „Vor bloßen Worten fürchte ich mich nicht, und übrigens soll Schindler seinen Mann an mir finden.“

„Schindler's eigene Frau und Kinder haben Hand an ihn legen und ihn aus dem Hause werfen helfen müssen?“ fragte Frau Steinert schmerzlich. „Ach, Leberecht, wenn es so weit bei uns läme!“

„Das soll und wird es nimmermehr!“ tröstete Steinert. „Nicht dauert Schindler's Familie ungemein, die wenigstens eben so glücklich leben könnte wie wir, wenn die Trunksucht nicht wäre. Denn Schindler's Wochenlohn in der chemischen Fabrik ist um die Hälfte höher als der meinige und hat er nur zwei Kinder zu ernähren. Aber so verächtlich sein Vaster Alles, vernichtet den häuslichen Frieden, die Liebe der Ehegatten zu einander wie der Kinder, seine Gesundheit und bewirkt einen zeitigen Tod. Weil Schindler in der Regel nicht eher in seiner Fabrik erscheint, als bis der letzte Dreier vertrunken ist, was gewöhnlich erst am Dienstag geschieht, so hat ihn sein Herr schon wiederholt mit dem Fortjagen bedroht. Verschickt das über kurz oder lang, so kann Schindler betteln gehen. Ach, Jeder ist seines Glückes Schmied!“

„Mann, Deine linke Schläfe ist blauroth und geschwollen!“ rief die Frau erschrocken.

„Und mein rechter Hodärmel zerrissen!“ lachte Steinert. „Das sind die beiden Ordenszeichen, die ich aus dem Schwärmel mit Schindler's davongetragen habe. Die von Schindler's Faust getroffene Schläfe wird die Zeit, den Hodärmel die Nadel heißen. Ohne Säumen will ich mich darüber machen. Du dagegen schaffst die Kinder zu Bett.“

Das geschah. Auch wurden die rein ausgewaschenen Kleidungsstücke Steinert's gespült, ausgerungen und in dem Garten hinter dem Hause auf einer Leine zum Trocknen aufgehängt.

Bevor Steinert sein Lager bestieg, trat er zu den Betten seiner Kinder und betrachtete die friedlichen Schläfer mit liebenden Blicken.

„Es sollte mich wundern,“ sprach er zu seiner Frau, „wenn sie nicht von der Chokoladen Suppe träumten. Ich dagegen werde im Traume nochmals die Dampfesse hinaufrutschen und nach dem Herunterfahren Dir einen schwarzen Schnurrbart zeichnen. Gute Nacht, Liebel!“

„Schlafe wohl, Leberecht!“

Des Tages unerwarteter Ausgang.

Friedlich still ruhte das Häuschen, in welchem die Familie Steinert die linke Hälfte des Erdgeschosses bewohnte. Und stiller und friedlicher noch schliefen darin Eltern und Kinder. Ihr sanftestes Ruheliebkost waren Gesundheit, Jugend, Arbeitsamkeit, Mäßigkeit und Zufriedenheit, sowie ein gutes Gewissen. Alles Vorzüge und Güter, die nicht immer und nicht von allen Reichen besessen werden, daher diese einen festen Schlaf oftmals durch den Genuß geistiger Getränke erzwingen müssen.

Es war tiefe, finstere Nacht. Die Kälte überstieg nicht drei Grade. Ein frischer Ostwind wehte gegen die niedrigen Fenster, welche keine hölzernen Läden gegen Wetter und Diebe schützten.

Die ungewohnte, stark gewürzte Chokoladenkost äußerte auf die Kinder keine andere Wirkung, als daß sie lebhafter als sonst träumten und dabei zuweilen vereinzelte Worte oder Laute herausstießen, ohne hierdurch munter zu werden.

Emma bat: „Mutte, mehr Suppe!“

Karl stöhnte: „Ich kann nicht mehr!“

August rief schmerzhaft: „Ha! trarab!“

Mösel schwieg, nur schwer athmend. Ihr träumte von zahllosen Gemmelkeilen, die sie in einen Berg von Broden umwandelte. Daneben dampfte ein ungeheurer Niesentopf mit Chokolade und eine eben solche Schüssel war bestimmt, Broden und Chokolade in sich aufzunehmen.

Frau Steinert wachte sich wiederholt die Augen und den ruffigen Schnurrbart vom Munde. Steinert selbst rutschte wieder in der Dampfesse empor, wobei er sich an die schmerzende linke Schläfe stieß. Zugleich kämpfte er mit Schindler, der ihn bei den Füßen wieder hinabzuziehen strebte. Er laute knirschende Rastbrödel, verschluckte reichlichen Ruß und roch, je weiter er aufkroch, immer dichter werdenden Steinkohlenrauch, weshalb er sich beeilte, die Öffnung zu erreichen. Die Kirchenglocken ertönten wieder, aber in eigentümlich schrillenden Klängen. Plötzlich übergoß ein grelles, ungemein blendendes Licht den Schläfer, das selbst durch dessen geschlossene Augenlider drang und ihn erweckte. Einen Augenblick starrte er an, was er für einen bösen Traum erachtete. Im nächsten aber war er mit Einem Sprunge aus dem Bette und an der Thüre der Kammer, in welcher die Mutter nebst den Kindern schlief. Klirrend zersprangen die Fensterscheiben durch eine hochauflodernde Mammenglut, und diese unharmonischen Töne waren es, welche Steinert im Traume für Glockenläuten gehalten hatte.

Wie gewöhnlich auf dem Lande hatte des Hauses Besitzer das harte Kraut seiner Kartoffelernte in der Weise an der Stirnseite des Hauses aufgeschichtet, daß es eine bis zu den Fenstern reichende Schutzmauer gegen die Winterkälte bildete. Dieses leicht brennliche Bollwerk hatte eine rucklose Hand angezündet. Bereits qualmte durch die zerplatzten Fensterscheiben ein erstickender Rauch in das Innere herein und die Holzrahmen der Fenster brannten im Nu, eine arge Hitze verbreitend.

„Feuer!“ schrie Steinert den Schläfern in der Kammer zu. Mit gewaltigem Griff riß er sein Weib vom Lager auf und stülte es auf die Fäße. „Bette die Kinder!“ rief er wieder und hob die Wiege mit der fest schlafenden Emma empor, um sie vor der Hand in die zur Zeit ungesährdete Hausflur zu verlegen. Hierauf eilte er in die Kammer zurück, in deren Thüre ihm Rieschen mit dem schreienden Karl auf dem Arme entgegentrat, den sie mit dessen Deckbett umgab, während sie, nur mit Hemd und Unterrock bekleidet, aus der rasch mit Rauch und Blut sich füllenden Stube flüchtete. Hell aufstreichend und ihre errasteten Kleidungsstücke gegen die Brust pressend, sprang Mösel bei dem Vater vorüber und der Mutter nach.

„August! August!“ rief Steinert mit Seelenangst aus. „Wo bist Du?“

„Hier, Vater!“ antwortete durch die schwarzen Rauchwolken dumpf eine erstickende, klägliche Kinderstimme. „Ich finde meine Hosen nicht!“

Durch Rauch und Finsterniß griff Steinert suchend in den Kammerwinkel, aus welchem seines Söhnchens Stimme ertönt war, und erfaßte auch glücklich dessen reich behaartes Haupt. Bei demselben schleifte er den rasch zu Boden gedrückten Knaben, nachdem

er selbst so tief wie möglich sich niederbeugte hatte, durch Kammer und Stube hinaus in die Haustür. Hier sprang er auf und zog den ganz betäubten Knaben in die Höhe.

„Mir nach in den Garten!“ gebot er den Seinen, erfaßte die Wiege mit der erwachten und kläglich schreienden Emma und trug sie, gefolgt von Frau und Kindern, durch die Hintertür in den Garten, der noch still und dunkel lag.

„Seid ihr Alle da?“ fragte, seine Bürde ablegend, Steinert die Seinen.

Fünf weinerlich ausgesprochene „Ja!“ erfüllten hierauf den oft schon angezogenen Spruch aus Schiller's Dichtung „die Glocke“:

„Er zählt die Häupter seiner Lieben und sich! es fehlt ein theures Haupt.“

„Nährt euch nicht von der Stelle!“ befahl Steinert wieder und sprang in's Haus zurück, um eine heilige Pflicht der Nächstenliebe zu erfüllen. Mit Händen und Füßen donnerte er gegen die verschlossene Thüre der Nachbarwohnung, welche die Haustür von der feindlichen trennte. Diese war zur Zeit insofern weniger gefährdet, weil die mordbrennerische Hand nur das Kartoffelkraut vor Steinert's Wohnung angezündet hatte und ein Umherschleichen der Flammen mehr von Innen als von Außen zu befürchten war. Erst dann, als sämtliche Mitbewohner des Hauses aufgelärmt und auf die Füße gebracht waren, dachte Steinert an die Rettung seiner wenigen Habseligkeiten. Diesem Bemühen aber waren bereits die gefährlichen Flammen zuvorgeeilt, welche Stube wie Kammer in ein Rauch- und Feuermeer umgestaltet hatten.

Unter solchen Umständen konnte Steinert nichts weiter thun, als mit der Zeit fortgehen. Das heißt: die alte schwarzwälder Wanduhr, welche dicht neben der Stubenthüre aufgehängt gewesen, war der einzige, dem Feuer mit Mühe entrittene Gegenstand, mit welchem er zu seiner Familie in den Garten zurückkehrte. Hier hockten die beiden Brüder zusammengebuddelt auf dem mit etwas Schnee überzogenen Erdboden und schützten mit Karl's gerettetem Deckbette einträchtig bald ihre Brust, bald den Rücken. Röscl zog mit froststeifen Händen ihre glücklich im Finstern ergriffene Kleidung an, und die Mutter erwärmte sich nothdürftig, den Oberleib über die Wiege gebeugt, an den darin befindlichen Bettstuden. Als sie ihren Mann kommen hörte, richtete sie sich auf und fragte mit klappernden Zähnen: „Friedrich Dich denn nicht, Leberecht?“

Diese Frage erinnerte jetzt erst den Vater an seinen ziemlich adamitischen Anzug. O Glück! da baumelten ja, vom Ostwinde geschaukelt, die am Abend gewaschenen Alltagskleider auf der Leine. Zwar befanden sie sich in sehr feuchtem, ja gefrorenem Zustande, jedoch immer besser als gar keine. Während sich Steinert in dieselben warf, rieth er den Seinen, unverweilt ihre Zuflucht bei dem braven Nachbar Pietisch zu suchen, dessen Gehöfte, seiner Lage und der Richtung des Windes nach, kein Ausflucht durch's Feuer zu befürchten hatte.

Ein Stund Wegs begleitete Steinert seine Familie, dann kehrte er zu dem Brande zurück, um bei dem Ausräumen der übrigen Wohnungen, sowie beim Löschen zu helfen.

Eben rief der Nachtwächter die zwölfte Stunde ab.

Wie die Thaten, so der Lohn.

Die starke Körperbewegung, welche jenes doppelte Geschäft erforderte, war für Steinert eben so nöthig als nützlich, denn außerdem würde er sich durch seine nasse Kleidung eine starke Erkältung zugezogen und hiermit zugleich eine schwere Krankheit herbeigerufen haben. Nachdem durch das schnelle Herzufließen vieler Helfer Steinert's Anstrengungen weniger dringlich geworden waren, nahm er seinen Standplatz möglichst dicht bei der brennenden, glimmenden und qualmenden Brandstätte. Hier ließ er die aufsteigende Hitze mit einem behaglichen Gefühle auf seinen Körper einströmen. Ja, er konnte sogar lächeln, als die Masse seiner Kleidung sich in Dampf umwandelte, der nebel- oder wolkenartig ihn umhüllte, so daß darunter nur seine Füße sichtbar blieben. Mit ineinander verschrankten Armen blickte er ruhig in die aufflackernden Flammen nieder, deren weiteren Verheerungen Schranken gezogen worden waren.

„Wie?“ rief Nachbar Künzel, der die andere Hälfte des Erdgeschosses bewohnte und welchem Steinert beim Ausräumen geholfen

hatte, verwundert aus, „Du kannst so gelassen Deine Sachen verbrennen sehen?“

„Ei, ich will doch wenigstens den Nutzen davon ziehen, daß ich mich gehörig auswärme,“ antwortete Steinert. „Oder hälfe mir's etwas, wenn ich mir alle Haare vom Kopfe austräufle oder Zetermord schrie? Zu retten gibt's einmal nichts mehr.“

„Ein solcher Haiz ist mir noch nicht vorgekommen, wie Du,“ versetzte der Nachbar kopfschüttelnd. „Meine Frau will schon aus der Haut fahren, weil ihr in der Hast des Ausräumens zwei Töpfe, eine Schüssel und die Beine von einem alten Stuhle abgebrochen sind.“

„Werden sie etwa wieder ganz durch's Wehklagen?“ erwiderte er lächelnd. Steinert's alleinige oder größte Sorge war jetzt die, daß die Seinen durch den schnellen Wechsel von der Bettwärme zur Kälte gefährlich erkranken könnten. Weil er sie aber einweilen untergebracht wußte, so verweilte er länger bei der Brandstätte. Den Anstrengungen der Herbeigeeilten war es gelungen, in so weit dem Feuer Einhalt zu thun, daß es sich auf das Ausbrennen der Wohnung Steinert's, auf die Verkohlung der darüber befindlichen Decke, auf theilweise Beschädigung der Haustür und der andern Erdgeschosshälfte, sowie auf die Schwärzung und Veräucherung des Hauses beschränkte.

Aber bunt genug sah es in einiger Entfernung von der Brandstätte aus, indem dort die geretteten, mannigfachen Gegenstände wild durcheinander aufgehäuft waren. Als bei Ausbruch des neuen Tages einige Hausbewohner wieder an's Einräumen gingen, entdeckten sie etwas, das sie nicht vermuthet hatten: einen mit dem Gesicht auf dem Erdboden liegenden, scheinend leblosen Menschen. Bei genauerer Untersuchung aber erkannte man in ihm den Trunkbold Schindler, der hier seinen Rausch ausschloß. Da ging nicht bloß dem Steinert, sondern noch vielen der Anwesenden ein helles Licht auf, wer das Feuer angelegt habe, und das um so mehr, als noch einige Reibholzchen neben dem erstarrten Schläfer verstreut lagen.

Gedankenvoll ging jetzt Steinert, seine Familie aufzusuchen. Eine wohlthuende Ofenwärme empfing ihn bei dem Eintritt in die Wohnstube des wackern Pietisch. Dieser lächelte ihrem Manne aus dem biden Schafpelze des Hausherrn entgegen, während ihre Füße mit gleichfalls entlicthenen Wollstrümpfen und Filzschuhen verwahrt waren. Röscl, über ihren den Flammen entzogenen Kleidern den weiten Tuchmantel der Hausfrau tragend, saß auf der Ofenbank. Von Karl und August sah man nur die schweigenden Köpfe aus einer Last Betten hervorschauen, die auf dem Kanape ausgebreitet waren. Emma lag wieder in dem festen, glücklichen Schlafe der Kindheit. Auf dem Tische, neben welchem Viesel in einem weichgepolsterten Lehnstuhle ruhte, stand Kaffeegeschirr aufgeschlankt; mehrere frischbadene Semmeln lagen daneben. Frau Pietisch holte vom Ofen eine große Steingutkanne mit rasch bereitetem Kaffee und schenkte die Tassen voll, dabei ihre Wäste zum Genusse nothigend. Pietisch dagegen war beschäftigt, aus seinem Kleidervorrathe einen passenden Winteranzug für Steinert auszuwählen. Da fühlte sich dieser von einer unfäglichen Nahrung bewältigt. Er stand wie versteinert, schlug beide Hände vor sein Anlitz und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

„Leberecht!“ rief seine Frau erschrocken aus, „mache unser Herz nicht noch schwerer, als es schon ist!“

„Sagt Euch, armer Nachbar!“ tröstete Pietisch, indem er mit einem Arme voll Kleider herzutrat. „Gott und gute Menschen werden Euch nicht verlassen.“

„Verzweifelt nicht,“ sprach Frau Pietisch. „Ihr waret ja immer voll guten Muthes und seht Euer Vertrauen auf Gott.“

Stumm schüttelte Steinert sein Haupt. „Das ist's nicht!“ stammelte er nach einer Pause. „Nicht aus Verdrüß muß ich weinen — ach, ich kann nicht sagen, wie mir um's Herz ist. Was ich hier sehe — die große Warmherzigkeit gegen uns — Gott vergelte es Ihnen tausendfältig.“

„Ja, das ist wahr!“ weinte jetzt auch Frau Steinert. „Sie hätten Ihre nächsten Verwandten nicht lieber voller aufnehmen können. Herr und Frau Pietisch wetteiferten miteinander, uns mit allem Nöthigen zu versorgen. Sie brachen sich unserwegen den Schlaf ab, heizten die Stube ein und —“





Bevor noch Steinert in die Fabrik ging, war August mit einem blauen Tuchfrack angethan, dessen Schoße beinahe den Boden berührten, und seine Füße steckten bis über die Kniee in den Stiefeln eines erwachsenen Mannes. Karl dagegen war in ein weites Hosenpaar eingesenkt, das mit seinen vielen Falten einem Schmiedeblasenbalg ähnelte und mit seiner Länge die sammelten Frauenschuhe an seinen Füßen verschwinden machte. Als Steinert's Fabrikherr dessen erlittenes Brandunglück erfuhr, schenkte er ihm fünf Thaler, und auch seine Mitarbeiter gaben nach ihren Kräften. So ließ auch Herr Döhler den Abgebrauchten zu sich rufen und redete ihn also an: „Ihr habt, lieber Steinert, bei der gestrigen Arbeit als ein umsichtiger, fleißiger, nüchtern und bescheidener Mann Euch bewiesen, habt keine unerschämte Lohnforderung wie der Schornsteinfegergeselle gestellt, sondern mit dem Euch begnügt, was ich Euch freiwillig gab. Ihr habt ferner, wie ich vernommen, die wohlverdienten zwei Thaler nicht vergeudet, sondern zu Bezahlung Eurer Schulden verwendet. Das Alles hat mir sehr wohl gefallen und darum schenke ich Euch das.“

Der liebe Herr deutete auf den Tisch hin, wo fünf und zwanzig blanker Thaler ausgefächelt waren.

Mit verschwimmenden Augen starrte sie Steinert an und dann den Fabrikherrn, der sich an der freudigen Bestürzung des Beschenkten maidete. „Nehmt und wendet's gut an,“ sprach Herr Döhler und wendete sich ab.

Ein Menschenfreund veröffentlichte das die Familie Steinert betroffene Brandunglück und bat für dieselben um milde Gaben. Diese gingen so reichlich ein, daß sich Stube und Kammer mit Kleidern und Leibwäsche, mit Betten und Geräthen, die Küche mit Geschirr, ein geschenkt erhaltener Schrank mit Nahrungsmitteln, der Keller mit Kartoffeln füllte und die Gaben an barem Gelde sogar das zweite Hundert Thaler fast erreichten.

„Euern jetzigen Wohlstand,“ sprach der liebe Bietsch zu dem freudeweinenden Ehepaar, „habt ihr, nächst Gott, hauptsächlich der kleinen Schreibfeder zu danken, welche so rührend für euch bat. Sie malte den Zeitungslesern zwei Bilder vor, welche die Menschenherzen mit unwiderstehlicher Gewalt packten und die Hände willig zum Geben öffneten. Das erste Bild stellte euren dunkelumnachteten Garten dar, auf dessen weißer Schneedecke die Wiege mit der kläglich weinenden Emma steht. Daneben hocken deren Brüder, ihre Vögel mit dem Federteppich Karl's schäufend. Abseht fährt in ihre gerettete Kleidung, und ihre frostbehebende Mutter birgt schluchzend das Gesicht auf den die Wiege füllenden Bettstücken. Da lehrt ihr, Steinert, zu Eurer halbmadten Familie zurück, in der Hand das einzig von Eurer ganzen Habe gerettete Stück: die alte Wanduhr! Das zweite Bild malt Euch ab, wie ihr in ergebnungsvoller, ja behaglicher Fassung Euch wärmt an denselben Glutten, die Euer Eigenthum verzehren. Dieser gewiß seltene Fall hat Euch viele Herzen gewonnen. Daher die außergewöhnliche Theilnahme an Eurem Unglück.“

„Das durch Gottes Gnade zu unserem Glück umgeschlagen ist,“ versetzte Steinert dankbar. Er blickte auf die alte Wanduhr hin, die, wieder neben der Stubenthüre hängend, ihr gewohntes Ticken machte, und sagte, auf sie zeigend: „Sie soll hoch in Ehren gehalten werden.“

Später kramte er in dem ansehnlichen Haufen der geschenkt bekommenen Kleider herum, aus welchem er einen Armocoll auslas. Auch bildete er ein schwer in's Gewicht fallendes Geldpäckchen und handigte Beides seiner Frau mit den leise gesprochenen Worten ein: „Das trage zur Frau Schindler. Sie ist jetzt weit ärmer und elender als wir. Ihren Mann sah ich heute geschlossen nach dem Eisenbahnhofe schaffen, um im Dampfswagen nach Dachstein abgeführt zu werden, wo er zwölf Jahre Zuchthausstrafe erleiden soll.“

Nickel nickte freudig zustimmend und ging dann, um die Wahrheit des schönen Spruchs zu erproben:

„Geben ist seliger als Nehmen.“

Richard Wagner.

(Bild S. 145.)

Das Urtheil über den Komponisten Richard Wagner, welcher der modernen Musik eine neue Bahn anzuweisen bestrebt ist, schwankt noch hin und her; er hat zahlreiche Gegner und enthusiastische Bewunderer, hohe Götter und viele Reider. Beides aber beweist jedenfalls, daß die Bedeutung des Mannes eine ungewöhnliche ist, mag auch das künftige Urtheil über seine zukünftige Musik so oder so ausfallen.

Wilhelm Richard Wagner wurde am 22. Mai 1813 zu Leipzig geboren. Frühzeitig verlor er den Vater; mit seiner Mutter siedelte er nun nach Dresden über, besuchte hier die Kreuzschule, lehrte dann bald wieder nach Leipzig zurück, wo er den Gymnasialkursus vollendete. Künstlerische Neigungen aller Art regten sich hier: bald fing er an Musik zu treiben, bald nahm er Pinsel und Palette zur Hand, bald bestieg er den Pegasus. Er vollendete ein bereits in Dresden entworfenes Trauerspiel und schrieb eine begleitende Musik dazu, ohne jedoch die gehörige künstlerische Vorbildung zu solchem Schaffen zu besitzen. Auch komponirte er einige selbstständige Orchesterstücke, während ihm nur zeitweilig, gleichsam nur apophoristisch die Anleitung und Unterweisung eines Musikers vom Fach zu Theil wurde. In seinem achtzehnten Altersjahre hatte er die Gymnasialstudien vollendet und bezog nun die Universität Leipzig als Student der Philosophie.

Seine musikalische Anlage sprach sich inzwischen bei ihm immer entschiedener aus und rang nach Entwicklung. Er nahm nun Musikunterricht bei dem damals in Leipzig an der Thomasschule als Kantor angestellten, im Lehrfach gerade renommirten Weinlig. Und nun folgten verschiedene größere Kompositionen, unter denen besonders eine Symphonie namhaft zu machen ist, welche sogar eine Aufführung in den leipziger Gewandhaus-Konzerten erlebte. Auch eine „Faust-Ouverture“ entstand damals, sowie die freilich noch unbekannt und ohne Aufführung gebliebenen Opern: „Die Hochzeit“, „Die Feen“, „Das Liebesverbot“. Der Komponist hatte sich zu denselben die Texte selber gemacht — eine sehr bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit, der er während seiner ganzen bisherigen Wirksamkeit treu geblieben ist. Zugleich fühlte er sich nun für ausschließlich dramatisch-musikalisches Schaffen, für die Oper berufen; Konzertstücke existiren unter seinen späteren Werken nicht mehr.

Kaum einundzwanzig Jahre alt wurde er Musikdirektor am magdeburger Theater, wo er von 1834—36 verblieb, um dann in gleicher Eigenschaft an das Königsberger, sowie von dort an das rigaer Theater überzusiedeln. Hier begann er seinen „Cosa Rienzi“, den er in Paris vollendete, wo er mit schweren materiellen Sorgen und Entbehrungen zu kämpfen hatte, aber sein Geist und Schaffensdrang erlahmte nicht, vielmehr fing er gleich nach Abschluß des genannten Werkes eine neue Oper zu dichten und zu komponiren an, seinen „fliegenden Holländer“, zu welchem er auf einer Seereise von London nach Calais die ersten Anregungen gefunden hatte.

Auf Meyerbeer's Verwendung hin wurde der „fliegende Holländer“ an der berliner und „Rienzi“ an der dresdener Hofbühne angenommen. Wagner wurde nun königlich sächsischer Hofkapellmeister neben Reisinger in Dresden. Hier entstand dann der „Tannhäuser“, der 1845 seine erste Aufführung erlebte, sowie auch noch der Entwurf zum „Lohengrin“, der indeß später erst in Zürich vollendet wurde. In Folge seiner Theilnahme an dem Maiaufstande von 1849 mußte sich nämlich Wagner nach der Schweiz flüchten, wo er seinen Aufenthalt in Zürich nahm.

Hier brachte er seine eigenthümliche musikalische Richtung erst recht zur öffentlichen Geltung. Er schrieb die drei Broschüren: „Die Kunst und die Revolution“, „Das Kunstwerk der Zukunft“ und „Oper und Drama“, sowie den sogenannten „Nibelungenring“, eine Trilogie von Opern, die sich einzeln „Die Walküre“, „Der junge Siegfried“ und „Siegfried's Tod“ betiteln. Auch gehört zu diesem Cyclus noch ein Vorspiel, so daß die vollständige Aufführung vier auf einanderfolgende Abende beanspruchen würde. Ferner entstand in Zürich noch die Oper: „Tristan und Isolde“.

1858 reiste Richard Wagner für zwei Jahre nach Italien,

Venedig zu seinem Aufenthalt wählend. 1860 begab er sich auf's Neue nach Paris und brachte im Februar des nächsten Jahres seinen „Lanuhäuser“ in der dortigen großen Oper zur Aufführung, jedoch ohne den erwarteten Erfolg. Von Paris aus besuchte er, da die mittlerweile veränderten Zeitumstände seine Rückkehr nach Deutschland zuließen, Wien und mehrere andere Städte, wo er überall ehrenvoll empfangen wurde. 1862 erfolgte Wagner's vollständige Begnadigung durch den König von Sachsen; bald darauf hatte er Dresden und Leipzig von Neuem besucht und dann seine Reisen auch nach Petersburg und Moskau ausgedehnt, wo seine Konzerte ihm eine reiche Ernte einbrachten. In neuerer Zeit steht er in engeren Beziehungen zu dem jungen Kunstliebenden König von Bayern. Eine feste Anstellung hat er aber dort noch nicht erhalten können.

Deutsche Nieder mit Illustrationen.

Das verlassene Mägdelein.

Von Eduard Mörike.

(Voll 2. 148.)

Früh wenn die Föhne kräh'n,
Ob die Sternlein verschwunden,
Wuß ich am Herde sich'n,
Wuß Feuer länden.

Schön ist der Klammen Schein,
Es springen die Funken;
Ich schaue so drein,
In Leid versunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Trennlojer Knabe!
Daß ich die Nacht von Dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzt hernieder;
So kommt der Tag heran —
D ging' er wieder!

Die letzten Burgen am Neckar.

I.

Hirschhorn.

(Voll 2. 149.)

Die zauberhafte Fahrt auf dem Neckar, welche uns vom frühen Morgen bis zur Mittagsstunde keinen Augenblick vom Verdeck des schwächigen und rasch segelnden Dampfbootes gelassen, nahte sich ihrem Ende. Die Gesellschaft drängte sich immer dichter zusammen, so voll war das Schiff geworden: man hatte uns für die letzte Stunde die größten Schönheiten der ganzen Fahrt versprochen. Und so war es auch. Hatte bislang die anmuthige Schönheit des sanftansteigenden Geländes, aus dem sich da und dort, näher oder ferner ein Berg mit einer Burg aufthürmte, unser Auge erfreut, so gewann jetzt, wo sich das Thal verengte, die Berge immer höher wurden, immer näher an das Ufer sich drängten, so nahe, daß die Orte Nähe hatten, sich zwischen Fluß und Berg zu drängen, die Romantik der Gegend dennoch mit jedem Augenblick an Reiz. Der Fluß macht solche Wendungen und Krümmungen, daß man behauptet, dreimal mit einem Schuß über ihn wegschießen zu können. Plötzlich nach einer raschen Wendung des Bootes taucht die Burg Hirschhorn in der Ferne vor uns auf. Aber unser Blick ruht noch einen Augenblick auf der freundlichen einsamen Kirche, die auf dem flachen Ufer liegt, der Erbsheimerkapelle, um die sich früher ein Dorf gelagert, dessen Bewohner wohl durch die häufigen Ueberschwemmungen des Neckars veranlaßt wurden, sich auf das rechte Ufer überzusiedeln und im Schatten von Hirschhorn Schutz zu suchen. Aber nun winkt das malerisch gelegene Hirschhorn mit seinen Mauern, seinen Zinnen aus den amphitheatralisch am Berg sich hinschmiegenden Häusern, über welchen die Kirche und das Schloß hervortragen. Das Innere des heftigen Städtchens steht mit dem interessanten Aeußern in grellem Widerspruch, indem die Straßen eng, die Häuser hoch und schmal sind und dem Sonnenlicht kaum gestatten, den großen Schmutz der holperigen Straßen zu bekriegen. Die Burg mit ihrem geräumigen Burghofe ist von einer Mauer umfungen und enthält neben manchen zerfallenen Resten

aus vergangener Zeit bewohnte Gebäude, in denen das Amt seinen Sitz hat. Der letzte der mächtigen Dynasten von Hirschhorn tödtete 1600 zu Heidelberg auf dem Markte im Zweikampf den letzten der Handschuhsheime, dessen Mutter den Himmel um Mache anrief, und so mußte der Hirschhorner alle seine Söhne überleben und 1632 sterben als der letzte seines Stammes. Noch einmal wird's einsam hinter Hirschhorn, bis sich das freundliche Neckarsteinach den Blicken zeigt, wohin so mancher Ausflug der heidelberg'schen Studenten geht, wo so mancher lustige Commerc abgehalten wurde und so manches Duell traurig endete. Die Steinach mündet hier in den Neckar und beide vereint gaben dem Orte den Namen.

Rösselsprung.

de	ism	ge	mann	nen	nicht	nen	ge
mig	auf	lie	stet	stüch's	ver	aus	ge
beit	lust	te	schid	der	el	bens	el
ei	bens	dann	ling	stüß	gen	es	gen
der	ar	nen	aus	und	blid	nur	der
ter	das	jäng	mit	mut	ge	blid	nur
und	sur	ruht	mit	gen	aus	der	trau
find	des	müh	gen	am	ter	blid	gen

Auflösung des Rösselsprungs Seite 108:

Ich liebe Dich aus Eigennuz,
Sprach ich zu ihr, sprach sie zu mir.
Ich liebe Dich, weil Du mein Puz,
Dich lieb' ich, weil Du meine Zier.

Und lieben wir uns so zum Puz,
Und lieben wir uns so zur Zier,
Und ist das Lieb' aus Eigennuz,
Aus Eigennuz so lieben wir.

Müder.

Räthsel.

Ich mahne Dich aus ferner Höhe,
Ich mahne Dich in Deinem Haus,
Und selbst in Deiner nächsten Nähe
Auch' ich die ernste Lehre aus.
D' her' mich, wenn Du weile bist,
Denn es verführt die Gnadenlist!
Ich mahne' ich Dich nur sanft und leise,
Und mehr durch's Auge als durch's Ohr,
Dit ter' ich auch auf Deutertweise,
Ja musikalisch zu Dir vor;
Ich kann selbst ernst und eifrig schlagen,
Und gehen muß ich, doch nicht jagen.

Auflösung der dreifarbigen Charade Seite 96:

Nacht — heilig, nachtheilig.

Auflösung des Räthfels Seite 120

Knopf — Knopfsch.



Die falsche Gräfin.

Novelle von Edmund Hahn.

(Schluß.)

Zwölftes Kapitel.

Erklärungen.

Im Schlosse St. Ventadour war es heute ungewöhnlich still; bei dem Baron Vigier wurde die Taufe des erstgeborenen Sohnes durch ein glänzendes Fest gefeiert, und der Graf von St. Ventadour, welcher Vathenstelle vertrat, war mit seiner Gemahlin zu Vigier gefahren.

Einige Diener hatten das gräfliche Paar begleitet, andere die Abwesenheit der Herrschaft benutzt, um ihre eigenen Wege zu gehen, nur wenige befanden sich auf ihrem Posten, um die beiden zurückgebliebenen Damen zu bedienen.

Gräfin Antoinette hatte auf die Gesellschaft bei Vigiers verzichtet, weil sie es vorzog, bei Blanche von St. Hilaire zu bleiben, welche heute zum ersten Male mit Erlaubniß des Arztes wieder die frische Luft genießen durfte.

Die arme Blanche! Längere Zeit hatte sie am Rande des Grabes gestanden, nur des Arztes Wissenschaft und der sorgfältigsten Pflege dankte das Fräulein ihr Leben, an dem sie aber, obgleich jung, reich und geliebt, wenig Freude zu empfinden schien.

Als der Arzt, am Tage nach jener Theatervorstellung, die Krankheit des Fräuleins für Typhus erklärte, verließen fast alle Gäste, Anstehung besüchtigend, das Schloß. Zuerst die Gräfin Castelforte mit ihrem Gesellschaftsfräulein. Graf Armand konnte Blanche nur vor Jagen Lebenswohl sagen, und dadurch gelang es ihm, die Empfindungen seines Herzens zu verbergen. Die Gräfin Crevecoeur und ihr Sohn waren zurückgeblieben, bis der Arzt mit Entschiedenheit versicherte, daß seine Patientin außer aller Gefahr sei. Als die Gräfin Crevecoeur diesen Ausdruck vernommen, beschloß sie mit Armand abzureisen, um, wie sie sagte, auf ihrem Schlosse die nöthigen Einrichtungen für das junge Paar zu machen.

Sie hatte Blanche während ihrer Krankheit oft besucht, Armand dagegen war durch die Geistes des Anstandes abgehalten worden, dieß zu thun; sein Herz zog ihn nicht zu der Verlobten, und er begnügte sich damit, sich schriftlich von Blanche zu verabschieden.

Seit er sie wieder gesehen hatte, die andere Blanche, seine geliebte Blanche, schien das Opfer, welches er seiner Mutter brachte, ihm fast zu groß. Dennoch wollte er es bringen, sah er doch stündlich, wie glücklich seine Mutter sich durch den jahrelang entbehrten, großen Besitz fühlte, welcher sie in den Stand setzte, ihrem Hange zum Wohlthum nachzugeben und sich wieder alle die edleren Genüsse verschaffen zu können, welche den Künstlern, und eine Künstlerin war seine Mutter, so nothwendig zur freudigen Existenz sind, wie Lust und Licht.

Gräfin Antoinette hatte mit sich selbst vergessender Treue das kranke Kind ihrer theuren Nichte gepflegt, sie hatte nicht nur jede Vorschrift des Arztes mit größter Pünktlichkeit ausgeführt, sie wirkte durch ihre Nähe, durch ihr mildes, besonnenes Wesen so wohlthätig wie Arznei auf die Kranke.

Unruhig war die arme Blanche, und sowohl der Arzt als die Gräfin Antoinette ahnten, daß der Krankheit des Fräuleins ein Seelenleiden zu Grunde lag. Zuweilen regte sie sich stundenlang nicht, aber sie schlief deshalb doch nicht, denn Ströme von Thränen rannen über ihre bleichen Wangen, zuweilen sprang sie auf, klagte sich der Falschheit an und fragte, warum Louis sie nicht besuche. Manchmal deklamirte sie Szenen aus Theaterstücken oder sang, und zwar reizend, kleine Couplets, aber immer wieder lehrten ihre Gedanken zu Louis zurück und sie verlangte ihn zu sprechen, um ihn ihr Geheimniß zu entdecken.

Als Blanche eines Abends, nachdem sie lange phantastirt hatte, im festen Schlummer dalag, trat der Arzt ein. Er fand die Gräfin Antoinette allein bei der Kranken. Nachdem er leise den Puls derselben gefühlt hatte, sprach er zu der Gräfin: „Wenn das Fräulein eine ruhige Nacht hat, werde ich sie morgen außer Gefahr erklären können.“

„Das wird und Alle, besonders meine Schwester und ihren Gemahl, beglücken, bester Doktor, dennoch fürchte ich, Blanche erwacht zu keinem glücklichen Leben, es scheint mir, daß sie ihre Hand ohne ihr Herz verschlenkt aus Gehorsam gegen ihren Vormund. Sie schützt sich nach meinem Kessen, glauben Sie, daß es für Blanche gut wäre, ihm zu schreiben?“

„Sie geben mir da ein Rathsel auf, gnädige Gräfin. Ich bin überzeugt, daß Fräulein von St. Hilaire die tiefste, leidenschaftlichste Liebe für den Vicomte im Herzen trägt, aber da er diese Neigung nicht in derselben Weise erwidert, so ist es gewiß besser, sie sieht ihn jetzt nicht. Der Vicomte, das glauben Sie mir, ist auch krank, im tiefsten Herzen, aber ich habe die Ursache seines Leidens nicht ausfinden können, und ihm deshalb zur Heile gerathen. Ich hoffe, er wird beiterer zurückkehren und nicht in der ungleichen Stimmung, in welcher er uns verließ.“

Antoinette war eine Dame, welche in den Seelen zu lesen verstand, sie zog aus den Bemerkungen des Louis innig befreundeten Arztes den Schluß, daß sie ihres Kessen Empfindungen richtig erkannt hatte. „Armer Louis, auch Dir werden schwere Prüfungen nicht erspart!“ seufzte sie. „Menschenloos!“ sagte sie mit Resignation hinzu.

Heute nun war die Luft besonders mild, von keinem Hauch bewegt, der Diener hatte einen bequemen Lehnstuhl auf den sonnigsten Platz der Terrasse gesetzt, der Arzt mit der echt menschlichen Freude des Helfers die leichte Härde auf den Armen aus ihrem Zimmer getragen, und neu belebt schaute Blanche von ihrem Sitz aus auf die Blüten des Gartens, sich an ihrem Duft ergötzend. Der Arzt und die Gräfin Antoinette fühlten, daß Blanche allein zu sein wünschte, deshalb zogen sie sich zurück und überließen die Retonvalescentin sich selbst. Blanche faltete ihre Hände und blickte zum Himmel empor, der sich im schönsten Tiefblau über ihr wölbte. Mit der wiederkehrenden Kraft war auch ihre Energie zurückgekehrt, und wer in ihrer Seele zu lesen vermocht hätte, würde das Wachsen eines festen und edlen Entschlusses gesehen haben.

Aber weshalb überzog plötzlich dunkle Nothe ihr bageres blaßes Antlitz, weshalb erglänzte ihr Auge, klopfte ihr Herz ungestüm? Bekannte Tritte, eine liebe unvergessene Stimme schallte an ihr Ohr, „wo ist Sie? O Blanche, theures Mädchen!“ rief er aus, vor ihr stand er, doch nur einen Augenblick, denn jetzt lag er zu ihren Füßen und jubelte: „Liebe, liebe Blanche, Du lebst, Du lebst, o nie, niemals wieder laß ich mich von Dir trennen!“

„O nicht so, theurer, geliebter Mann, nicht so, mir gebührt diese Stellung, nicht Dir. Willst Du mich anreden, so setze Dich zu mir, und wenn ich Dir Alles entdeckt habe, dann frage, ob Dein Herz mir verzeihen kann. Willst Du mich hören, Louis?“

„Sprich,“ sagte er, „ich will Alles hören, aber hast Du auch Kraft zum Sprechen?“

„Ich werde dann um so schneller genesen!“

„So rede, meine Blanche.“

Blanche begann: „Unter den Flüchtlingen, welche in den neunziger Jahren Frankreich verließen, befand sich auch ein Edelmann Herr von Meudon mit seiner Frau und einem Sohnen. Dieser Edelmann hatte sein ganzes Vermögen verloren und ließ sich als Sprachlehrer in Sachsen nieder. Er lebte in seinen einfachen Verhältnissen so glücklich, als ein Verbannter leben kann, seine Gattin schenkte ihm noch mehrere Kinder, sie starben aber alle bis auf das jüngste. Als Frau von Meudon Wittve geworden war, bald nach dem Sturze Napoleon's, zog sie mit dem Spätling ihrer Ehe, einer Tochter, wieder nach Paris, und bemühte sich, aber leider vergebens, die Familiengüter zurück zu erhalten. Sie suchte sich mit Handarbeiten zu ernähren, ihren Sparpfennig verwandte sie darauf, die seltenen Talente ihrer Tochter auszubilden zu lassen, welche ein sehr schönes Mädchen war. Frau von Meudon starb, als Claire siebenzehn Jahre alt war. Die Waise hatte in Paris weder Verwandte noch Freunde, ihr ganzer Reichthum bestand in ihrem Fleiße und ihren Talenten. Sie wurde Schauspielerin, in kurzer Zeit eine der gefeiertsten. Claire von Meudon, welche sich auf der Bühne Chaput nannte, wurde von Bewunderern umringt, sie blieb tugendhaft, denn ihr ganzes Herz gehörte einem jungen Manne, der sie leidenschaftlich liebte, anzubeten schien. Er war der älteste Sohn eines Verjorogs und schlug eine heimliche Ehe vor. Sie willigte ein, der

Marquis reiste mit seiner jungen Gattin nach Italien, und hier verlebte das junge Paar einige glückliche Monate. Der Befehl seines Vaters rief den Marquis nach Paris zurück. Claire erhielt Anfangs fast täglich Briefe, mit einem Male blieben sie aus. Sie schrieb, sie beschloß endlich ihm nachzureisen, da erkrankte sie und gab einer Tochter das Leben. Als die einsame Mutter sich erholt, das Kind die ersten Monate zurückgelegt hatte, reiste Claire nach Paris und stieg in einem Gasthose ab. Von da aus sandte sie einige Zeilen an ihren Gatten, er kam. Ich bin zu schwach, um die Szene, welche jetzt zwischen dem Paare stattfand, schildern zu können. Er versicherte, daß es seine Verhältnisse noch immer nicht gestatteten, seine Gemahlin öffentlich als solche anzuerkennen, er beschwor sie, sich zu fassen, aber Claire ließ sich durch schöne Worte nicht täuschen, sie mußte, ihr Gemahl liebte sie nicht mehr. Der Marquis trat mit seiner Familie eine große Reise an, Claire blieb in Paris. Ihr Gemahl war, wie er ihr bekannt hatte, stark verschuldet, sie wollte nichts mehr von ihm annehmen und ging unter ihrem früheren Namen wieder zum Theater, wo ihr auf's Neue Gold und Huldigungen zu Theil wurden, aber auch wahre Hochachtung, denn der Ruf Claire's blieb makellos. Man wußte, daß die kleine Fleurette, von welcher sich Claire nie trennte, der Sprößling eines geheimen, aber rechtmäßigen Ehebundes war. Ein Jahr war vergangen, da drangen dumpfe Gerüchte zu Claire's Ohren, sie vernahm, daß der Marquis, ihr Gemahl, sich vermählen wollte. In der höchsten Aufregung eilte sie in das Hotel des Herzogs und fragte nach dem Marquis. Eine junge Dame begegnete ihr, nahm sie mit sich in ihr Zimmer, es war die Schwester des Marquis. Scheinbar theilnehmend fragte sie der gequälten Frau ihr Geheimniß ab. Als Claire geendet hatte, lachte sie höhnisch auf: „Und Sie halten sich wirklich für die Gemahlin des Marquis von Banneville? Höörin, meinen Sie nicht, daß mein Bruder sich besser vorgehen hat? Nach unseren Gesetzen darf kein Banneville sich ohne die Genehmigung des Familienoberhauptes, ohne Erlaubniß Seiner Majestät des Königs rechtmäßig vermählen, geben Sie, bringen Sie Ihre Klage vor jedem Gerichtshofe an, vor welchem Sie wollen, man wird Sie nur belachen.“

„Banneville, Marquis von Banneville?“ rief Louis.

„Ja, Banneville. Claire verließ die Dame verzweiflungsvoll. Nach wenig Tagen vermählte sich der Marquis öffentlich mit einer vornehmen, reichen Dame. Claire schwieg und lebte von nun an nur ihrer Tochter und ihrer Kunst. Nach einigen Jahren endete der treulose Mann im Duell. Claire's Tochter wuchs heran, auch sie besaß Talente und wurde von ihrer Mutter für die Bühne gebildet, oder, sollte sie dazu nicht Neigung haben, als Gesellschafterin. Durch den Bankrott eines großen Handlungshauses verlor Claire ihr kleines, durch ihre Kunst erworbenes Vermögen. Sie kränkelte und mußte das Theater verlassen. Es lehrte die Noth bei ihr ein, und das halb erwachsene Mädchen mußte arbeiten, zu mancher kleinen List seine Zuflucht nehmen, um immer das Nöthige für die leidende Mutter herbeizuschaffen. Fleurette war nicht ohne Neigung zur Intrigue, um sie zu warnen, erzählte die Mutter Fleurette ihr Schicksal. Das junge Mädchen las schon mit vierzehn Jahren die jätlichsten Briefe ihres Vaters, welcher ihre Mutter so schändlich verrathen hatte. Sie lernte die Menschen schon früh verachten! Da starb die Mutter und Fleurette stand nun ganz allein, jeder Unbill preisgegeben. Ein alter Freund ihrer Mutter brachte sie zum Theater, selbst der Reid der Kollegen schwieg, man gestand ihr Talent zu, ihre Triumphe, das Leben in dem bewegten Paris, die geistige Thätigkeit, welche der Schauspieler entwickeln muß, sagte ihr zu. Ihr Herz war noch stumm, aber mitten in dem bunten Treiben widerten die Intriguen, die faden Ewerze der Bühnenfänger sie an, sie konnte unter Menschen nicht leben, gegen welche sie keinen Haß, sondern mehr als Haß — Abcheu hegte. Sie beschloß eine Stelle als Gesellschafterin zu suchen, und bald bot man ihr — unbekannt mit ihrem Theaterleben, das ein schuldloses gewesen war, — einen Platz im Hause der Gräfin Castelforte an. Auf einer Reise begegnete ihr ein liebliches, junges Mädchen, voll Unerfahrenheit und Offenheit. Ein Unfall auf der Eisenbahn verwundete jenes Mädchen, es ward in eine Hütte gebracht und darselbst von den Aerzten aufgegeben. Was that nun Fleurette? Sie bodauerte ihre arme Reisegefährtin herzlich, aber sie entschloß

sich sofort, die Sterbende zu beerben. Sie nahm deren Papiere und einen Ring, den jene besaß, zu sich und reiste weiter.“

Manche schwieg erschöpft; Louis heftete seine Augen forschend auf die ihren, sie begann rasch, als ob sie im Fieber spräche: „Sie las diese Papiere, prägte sich jedes Wort ein, sie, gewohnt bald diese, bald jene Rolle zu spielen, nahm mit Freude die wichtigste Rolle ihres Lebens in Augriff. Sie war schon vor ihrer Geburt aus den Kreisen gestoßen, in welchen ihr ein Platz gebührte, sie hatte die Schwester ihres Vaters, die Gräfin von Cressy gegeben, ihre stolze Cousine; sie, berechtigt zu Rang und Reichthum, sollte den Yaunen einer fremden Dame dienen! Sie nahm, weil man zuerst sie bestohlen hatte; sie glaubte die rechtmäßige Besitzerin der wichtigen Papiere tod. Louis, theurer Louis, listig war Fleurette, ja vielleicht eine Verbrecherin, aber die Liebe hat sie veredelt, demüthig bekennet sie ihre Schuld, reuevoll will sie Alles wieder gut machen, denn jene richtige Erbin lebt. Verdamme mich, wende Dich ab von mir, nur noch einmal schaue vorher mit sanften Blicken mich an, denn nicht Deine Nichte Blanche Albans siehst Du vor Dir, sondern Fleurette, die verstoßene Tochter des Marquis von Banneville, die Schauspielerin, die arme, verlassene Waise.“

Blanche vernochte vor Thränen nicht weiter zu sprechen, mit Mühe erhob sie sich, um vor Louis niederknien, um mit geknicktem Haupte seinen Verdamnungspruch gebulbig anzuhören.

Der Vicomte stand einige Sekunden regungslos da, dann faßte er Fleurettens Hände, hob sie sanft auf und rief leidenschaftlich: „Ist es möglich, ist es wahr, lüge nicht, Mädchen, bei dem Andenken an Deine Mutter beschwöre ich Dich, sprich die Wahrheit, wo ist meine Nichte, bist Du es nicht, bist Du mir dem Blute nach fremd?“

„Ich bin es, Ihre Nichte sah ich, bevor ich erkrankte, sie lebt bei der Gräfin Castelforte und ist schön, edel, Alles, was die arme, unwürdige Fleurette nicht ist.“

„Still davon, aber Fleurette, welch' lieblicher Name! — Ich hörte, Sie wären mit dem Grafen Armand von Crevecoeur verlobt?“

„Ihre Eltern wünschten, daß ich, damals noch in ihren Augen ihre Enkelin, mich mit dem Grafen vermählen möchte. Ich glaubte auch, weil Sie es mir schrieben, es sei Ihr Befehl.“

„Und auf meinen Befehl wolltest Du einen Mann heirathen, den Du nicht liebst?“

„Ja! Doch hatte ich halb und halb die Hoffnung, daß der Graf mir mein Wort zurückgeben würde,“ sagte Fleurette und trönete ihre Augen.

„Zurückgeben? Bist Du ein Mädchen, dem ein Mann ihr Wort zurückgibt? O Fleurette! Ich bin Dein Richter nicht, Du hieltest meine Nichte für tod und suchtest Dich in die Dir zukommende Sphäre. Vielleicht hast Du großes Unrecht gethan, aber Du hast durch Dein offenes Geständniß Alles gut gemacht. Und wie kann ich denn richten wollen? Bin ich nicht ein bestochener Richter? Macht die Liebe nicht blind? Ich frage nicht, ob Du mich liebst, ich weiß es, daß ich Dich liebe, Fleurette, o Du mußt es auch wissen, wie lange schon frage ich nicht!“

„Aber Louis, Deine Eltern?“ stammelte Fleurette und reichte mit seligem Vacheln dennoch dem Vicomte die Hand.

„Das ist meine Sache! Du hast fortan nichts mehr zu thun, als gesund zu werden und mich zu lieben.“

Die gute Tante Antoinette machte große Augen, als sie später ihren Neffen und Fleurettens Hand in Hand erblickte.

Louis von St. Ventabour war ein wahrheitsliebender Mann, dennoch mochte er wohl seinen Eltern über Fleurette nicht die volle Wahrheit gesagt haben. Jedenfalls war Fleurettens Benehmen von Louis in anderem Lichte als im wahren dargestellt worden. Aber ihren Taufnamen, welcher sie als eheliches Kind des Marquis von Banneville beglaubigte, legte er seinem Vater vor, auch fanden Louis' Eltern und Tante Antoinette sie dem verstorbenen Marquis von Banneville sprechend ähnlich, als sie jetzt durch ein Porträt, welches Fleurette von ihrem Vater besaß, wieder deutlich an seine Jüge erinnert wurden. Vor der Welt blieb Fleurette Fräulein von St. Vataire, bis sie, begleitet von dem Segen der Familie, als Louis' glückselige Braut vor dem Altare den Namen St. Ventabour erhielt.

Noch vor dem Hochzeitstage, den der Graf so früh als möglich anberaumte, war Louis zur Gräfin von Castelforte gereist, um Blanche zu sehen. Aus ihrem Munde erfuhr er ihre Vergangenheit, schon ihre Erscheinung rief ihm das Bild der verlorenen Schwester aus dem Grabe hervor, Alles, was sie ihm erzählte, bewies ihm, daß sie Anna's Tochter sei. Als der Graf von St. Ventadour und die beiden Gräfinnen Blanche sahen, glaubten sie, ihre Tochter und Nichte sei wieder bei ihnen. Der Graf war vom Anblick seiner Enkelin so mächtig erschüttert, daß er ausrief: „Vor aller Welt will ich sie als Enkelin anerkennen, was kümmert mich das Geschwäh der Nachbarn.“

Blanche war Anfangs ganz betäubt von diesem Wechsel ihres Geschickes, aber in wenig Tagen fühlte sie sich schon heimisch in ihrer Familie.

Am Abend vor Fleurettens Trauungstage ging Blanche nach den Glashäusern, denn es war schon kühl, und holte Myrten und Orangenblüten, um daraus den Hochzeitstranz für die Braut zu binden.

Sie dachte an Armand und sang mit süßer Stimme dasselbe einfache innige Lied, welches sie sich zur eigenen Lust in St. Gaudens bei den Jasminbüschen gesungen hatte.

Eine Hand legte sich sanft um ihre Gestalt, ein feuchtes Augenpaar blickte in das ihre.

„Blanche, diesmal bin ich gekommen, um Sie mit mir zu nehmen, wenn Sie mich nicht fortjagen. Ich habe Ihres Großvaters Erlaubniß, Ihr Jawort für mich zu erbitten.“

Blanche erwiderte keine Sylbe, aber sie ließ Armand ihre Hand.

„Also Du bist mein,“ rief er beglückt aus, „o Blanche, unsere Liebe wird ewig währen, denn ich liebe Dich schon, als ich Dich noch nicht gesehen hatte, der Laut Deiner Stimme traf mein Herz.“

Auch diesmal antwortete Blanche nur mit einem Nicken, aber als am Trauungstage Armand wieder von ihrer ersten Begegnung sprach, sagte die Neuvermählte: „Du sahst mich nicht, aber ich erblidete Dich, wenn ich Dich damals nicht gesehen hätte, wer weiß ob ich nicht das Kloster für immer gewählt haben würde; aber es ist gut, wie es jetzt ist, Armand, übermorgen sind wir in St. Gaudens.“

Aus den Erinnerungen eines irischen Polizeibeamten.

4. Ein angenehmer Ausflug.

„Harry, mein Junge, Du bist noch nie in der Grafschaft Waterford gewesen?“

„Ne.“

„Dann findest Du jetzt eine gute Gelegenheit dazu. Ich habe dort ein kleines Geschäft abzumachen und für morgen meinen sechs-spännigen Reisewagen bestellt. Mit Gepäck brauchst Du Dich nicht viel zu belasten, denn wir werden nur zwei Tage ausbleiben. Das Wetter ist merkwürdig schön, und wir werden einen angenehmen Ausflug haben.“ Und mein Schwiegervater entfernte sich, ein heiteres Liedchen vor sich hinpfeifend.

Obgleich es nun Voles für angemessen hielt, daß ich ihn begleiten würde, hegte ich doch meine Bedenken, ob ich seine Einladung annehmen sollte. Zwar hatte ich oft den Wunsch gedankelt, den Landstrich, nach welchem ihn sein Dienst rief, zu sehen, und deshalb war er ohne Zweifel der Meinung gewesen, ich werde mit beiden Händen danach greifen; allein wenn ich auch einen Besuch von Curraghmore in feste Aussicht genommen, so trug ich doch kein großes Verlangen danach, der Reisegefährte eines Mannes zu werden, welchem tausend Meuchler den Tod geschworen. Dazu kam noch, daß der Weg über Tipperary, einen notorisch übel gesinnten Bezirk, führte und das Reiseziel ein Platz war, kaum fünfzehn oder zwanzig Meilen von dem Schauplatz des grausamsten Gemekels entfernt, das je in den Annalen Irlands verzeichnet wurde — ich meine die Ermordung von neunzehn Polizeibeamten und ihrem Führer, welche kaum eine Woche vorher bei Carrickshod stattgefunden. Dieß waren Gründe, die mir nicht nur für meine Person

die Reise last entleideten, sondern mich auch veranlaßt haben würden, Allem aufzubieten, um meinem Schwiegervater sein Vornehmen auszureden, wenn ich nicht gewußt hätte, daß er, in je glühenderen Farben ich die Gefahren ausmalte, nur um so eifriger auf Befolgung derselben beharrt haben würde. Ich schwieg deshalb lieber und ließ mich am Ende sogar aus Furcht, ausgelacht zu werden, bewegen, das Abenteuer mit ihm zu theilen. Wir brachen am andern Morgen auf und gelangten, nachdem wir das traurige Moorland zwischen Limerick und Tipperary zurückgelegt, wohlbehalten in der letzteren Stadt an, ohne daß uns irgend etwas Bemerkenswerthes zugestoßen wäre.

Voles bestellte einen nahrhaften Imbiß und war augenscheinlich sehr aufgeräumt, doch ließ er nichts über seinen Reisezweck verlauten, und ich enthielt mich, ihn zu fragen. Daß es sich um ein angenehmes Geschäft handeln mußte, schloß ich aus seiner heiteren Weise, und ich begann bereits, mich über meine thörichten Befürchtungen selbst auszulachen.

Als wir nach eingenommener Mahlzeit die Gaststube verließen, bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß statt des Wagens zwei gesattelte Pferde vor dem Wirthshaus standen. Voles hatte den Wagen nach Limerick zurückgeschickt, und wir mußten sonach unsere Reise zu Pferd fortsetzen. Ich wollte ihn darüber um eine Erklärung angehen; doch er schärfte mir durch einen Blick Schweigen ein, und so trabten wir auf dem Weg nach Kenagh weiter, den sich mein Schwiegervater durch den Hausknecht des Hotels, einen sehr achtbar aussehenden jungen Menschen, ausführlich hatte beschreiben lassen. Wir waren indeß kaum drei Meilen weit gekommen, als Voles, ohne daß ich mir einen Grund dafür denken konnte, in eine Seitenstraße einbog und auf derselben in gestrecktem Galopp dahin sprengte.

„Was führen Sie im Schild? Wohin wollen Sie?“ rief ich.

„Wohin anders als nach Waterford!“

„Ich meinte, Sie hätten Ihren Sinn geändert und beabsichtigen, nach Kenagh zu gehen. Wenigstens haben Sie so gesagt.“

Der Major brach in ein Lachen aus. „Harry, ich hätte Dich nicht für so blöb gehalten. Konntest Du nicht schon mit halbem Ahd sehen, daß der Hausknecht ein schlimmer Bursche, ein Spion war? Ich habe ihm deshalb eine falsche Witterung gegeben und schlage jetzt diesen Weg ein. Wer weiß, ob nicht an der Straße nach Kenagh jetzt schon mehr als ein geladener Karabiner auf mich lauert. Mach' nur kein solches Angstgesicht; hier laufen wir keine Gefahr. Dort ist die Hauptstraße, und Sergeant O'Grath wartet auf uns.“

Bald schloß sich uns dieser rührige Polizeimann an, der trefflich beritten und merkwürdig gut als Groom verkleidet war; doch hatte er rechts und links eine Satteltasche behängen, aus denen je ein Pistolenknäuf hervorsah. Allerdings wurde dadurch der wahre Verus unseres Reitknechtes nicht verrathen, da in jener Zeit jeder Gentleman bewaffnet zu reisen pflegte, wenn ihn sein Weg durch die empörrten Bezirke führte.

Als wir einen Punkt unweit des dichten Waldes von Panshea erreichten, hielt Voles an und sagte: „Dort ist Rismadew; an jener Ecke wurde am hellen Tag der arme Vater ermordet.“ Ich gestehe, daß diese Mittheilung und der ausführliche Bericht über die That, welchen der Major daran knüpfte, nicht dazu beitrug, mich beglücklich zu stimmen, und ich begann zu wünschen, daß ich in meiner Kaserne zu Limerick geblieben sein möchte, wo meine Schwadron damals in Garnison lag.

Bald nachher rasselte ein von Polizeidienern umringter Wagen an uns vorbei. Ich erkannte in der Gestalt Untergebene des Majors; sie nahmen jedoch keine Notiz von ihm, sondern galoppten in aller Eile weiter.

„Gott behüte mich! Was soll dieß heißen, Herr Papa?“

„O, es ist nur Guin, der Approver; sie bringen ihn nach Milkeny, wo er Zeugniß ablegen soll gegen Kennedy, den Räubersführer in der carrickshoder Nordgeschichte, dessen Prozeß übermorgen vor den Geschwornen zur Verhandlung kommt.“

„Ist denn dieser Junge so widerhaarig, daß es einer so starken Eskorte bedarf?“ fragte ich.

„O nein; meine Leute begleiten den Wagen zu seinem Schutz und würden auch hiezu nicht ausreichen, wenn sie nicht durch Me-

Leidopferde befähigt würden, ohne Unterlaß zu galoppiren. Sie vermeiden die Städte und reisen so schnell, daß von einem Einholen keine Rede sein kann."

"Aber warum?"

"Harry, mein Junge, Du bist so unreif, wie mir nur je ein Engländer vorgelommen. Begreiffst Du nicht, daß der Wagen, wenn sie eingeholt würden, bald umträgt und der Approver in Stücke zerissen wäre?"

Ich schauderte und ritt meines Weges Clonmel zu, ohne ein weiteres Wort laut werden zu lassen. Hier angelangt, verweilten wir einige Stunden, denn Voles wünschte Biltown, die hübschste und reinlichste Stadt in Irland, die, wie er sich jetzt mit mir theilen herabließ, das Ziel unserer Reise war, erst spät zu erreichen. Seinem Plan gemäß langten wir um neun Uhr daselbst an und stiegen in Anthony's Hotel ab. Nachdem wir zu Nacht gespeist, begaben wir uns zu Bette. Mein Schlafgemach lag jedoch unmittelbar neben dem Stall, und ich wurde mehr als einmal durch die Stimmen von mehreren Personen geweckt, die sich in einer mir unverständlichen Sprache miteinander unterhielten. Dieß war widerwärtig, störte jedoch meinen Schlummer nicht ganz, denn ich war sehr ermüdet und verließ mein Lager erst am andern Morgen um neun Uhr. Voles saß bei meinem Eintritt in das Gastzimmer bereits beim Frühstück. Er mußte schon Briefe erhalten und schriftliche Depeschen ausgefertigt haben; denn wie ich die Thüre öffnete, entließ er eben einen Polizeidiener mit Papieren.

Nachdem wir unser Frühstück eingenommen, schlug mir Voles einen Spaziergang durch das Städtchen vor; er müsse bei einigen von den Bewohnern einsprechen, die er von früher kenne, denn er habe nach seiner Verheirathung einige Zeit in Belline, einem hübschen Landhaus in der Nachbarschaft, sich aufgehalten, wo sein Schwager wohnte, der damals Verwalter des jetzt auf Reisen befindlichen Grafen von Westborough gewesen sei. Wir traten in ein sehr hübsches Bauernhaus, dessen Inneres ich zu meiner Ueberraschung eben so sauber und nett fand, wie nur irgend ein ähnliches Anwesen in England. Augenscheinlich hielt der Grundherr in diesem Städtchen sehr auf Ordnung und hatte vielleicht Nachsicht mit einem Wächter, der seine Rente nicht zahlen konnte, während er unerbittlich die trunkeleibenden Schmutzhämmer austrieb. Ohne Zweifel rührte es von diesem Umstand her, daß Biltown das hübschste und beste Städtchen im Süden von Irland war.

Die alte Frau, welche wir trafen, war fast blind, erkannte aber augenblicklich den Major und erzählte ihm ihren Jammer. Ihr Enkel (ein Polizeidiener) war bei dem Gemepel von Carricksod geblieben und sie hoffte jetzt, der Major werde ihr von der Regierung eine Pension auswirken.

Im nächsten Haus fanden wir zwei hübsche Mädchen; sie hatten in ähnlicher Weise ihren Vater verloren, und Voles entlockte ihren redseligen Jungen manche wichtige Auskunft. Ich begann nun zu merken, daß es meinem Begleiter darum zu thun war, die Einzelheiten jenes schrecklichen Vorfalls zu erforschen, denn in jeder Hütte, in welcher wir einsprachen, wußte er geschickt irgend einen belangreichen Zug herauszuloden.

Zweimal wurden uns an Häusern, denen wir uns näherten, die Thüren vor der Nase zugeschlagen; auch fiel mir auf, daß wir auf unserem ganzen Rundgang keinem Manne begegneten. Als ich mich hierüber gegen den Major einige Bemerkungen erlaubte, theilte er mir mit, daß die Eigentümer der beiden Häuser, in welche man uns den Eingang verweigerte, bei Carricksod geblieben seien; da jedoch dieselben auf Seiten der Mörder gestanden, so verweigerten deren Angehörige, die ihn für ein Ungeheuer hielten, ihm den Zutritt. Ich äußerte gegen ihn meine Verwunderung, daß man von seiner Ankunft so gut unterrichtet sei.

"Ach, mein Junge," antwortete er, "wir lagen gestern Abend noch nicht in den Federn, als man auch schon auf zehn Meilen in der Runde wußte, wir seien hier, und dieß ist eben der Grund, warum sich alle Männer aus dem Wege gemacht haben. Morgen oder übermorgen werden wir sie wahrscheinlich wieder zurückkehren sehen."

Dieß war ein schlechter Trost, und obgleich ich nichts sagte, konnte ich mich doch nur schlecht mit dem Gedanken befreunden, daß ich — wie es augenscheinlich in der Absicht meines Schwieger-

vaters lag — mich einige Tage in Biltown aufhalten sollte. Beim Dinner erzählte mir der Major den Vorgang, welcher ihn nach dieser Gegend geführt hatte. Es war nämlich kaum acht Tage vorher eine Abtheilung von neunzehn Polizisten unter der Führung eines Oberkonstabels bei Nacht ausgezogen, um einige Waffen wegzunehmen, welche in einem gewissen Farmhaus versteckt sein sollten. Die Mannschaft trug Uniform und war militärisch bewaffnet; Jeder hatte seine Musquete mit Bajonnet und dreißig Patronen; ihr Führer war beritten. Bei solcher Stärke dachten sie an keine Gefahr, selbst nicht in einem Bezirk, wo fast Jedermann gegen das Gesetz und der Polizemann als ein Feind angesehen war.

Die Abtheilung hatte ihren Zweck nicht erreicht und im Schuß der Dunkelheit den Heimweg wieder angetreten, als sie in der Nähe eines Gebirgsortes, Carricksod genannt, auf einen Bauern trafen, der sich erbot, ihnen den Weg zu zeigen, wo die von ihnen gesuchten Waffen verborgen seien. Der Oberkonstabel ging in die Hölle und befahl seinen Leuten nach einem Hohlweg einzubiegen, an dessen Ende nach der Angabe des Bauern die Waffen in der Erde verscharrt sein sollten. Der Führer ritt voraus an der Seite eines Civilbeamten, welcher die Bedeckung hatte benützen wollen, um für einen Kriminalprozeß einige Beweismittel zu konstatiren. Der Hohlweg bestand in einem schmalen, tiefen Einschnitt von einigen hundert Fuß Länge, einem Vorschiff, wie man's im Süden nennt, der wunderbar gut für einen Hinterhalt gelegen war. Plötzlich that der Bauer einen Pfiff und verschwand. Unmittelbar darauf stürzte der Civilbeamte todt zusammen, und zu beiden Seiten des Hohlwegs wurden auf der Höhe Haufen von Männern und Weibern sichtbar. Ehe die Polizisten zum Fertigmachen Zeit gewannen, trachte gegen sie eine Gewehrjahe von furchtbarer Wirkung. Sie gaben wohl noch Feuer, aber es war zu spät; die Angreifer stürzten in den Hohlweg herunter und eröffneten ein Handgemenge. Der Oberkonstabel fiel unter den ersten, und noch vor Ablauf von fünf Minuten deckten die Polizeidiener todt oder verwundet den Grund. Letztere wurden nun vollends abgethan, und die Todten, an denen man noch mit Versammlung wüthete, in wildem Grimm durch den Straßenthurm gezogen. Nachdem die Bauern sich der Waffen der Erschlagenen bemächtigt, zogen sie triumphirend unter Jubel und Gesang ab.

Die Polizeidiener waren meist junge Leute aus der Umgegend gewesen. Ich fragte natürlich, ob man die Mörder nicht eingezogen habe, da sie doch bekannt sein mußten.

"Man kennt freilich Jeden, der mitgemacht hat," antwortete der Major; "aber was hilft das Einziehen, wenn Niemand Zeugniß gegen sie ablegen will? Du staunst — aber so sind die Zustände in Irland. Der Zeuge, welcher gegen einen der Mörder auftreten wollte, wäre keine Stunde seines Lebens sicher. Die Regierung hat nur einen davon gefaßt, einen gewissen Kennedy; allein ob schon alle Welt weiß, daß er am Grausamsten mitgewüthet hat, wirst Du doch sehen, daß die Jury nicht das Herz hat, ihn zu verurtheilen. Wenn's mir recht ist, wird gerade heute sein Prozeß verhandelt. Doch genug von diesen Dingen. Wir wollen jetzt einen Ritt in die Umgegend machen. Reiter, lassen Sie unsere Pferde vorführen und sagen Sie dem Wirth, er solle zu mir kommen."

Mr. Anthony erschien.

Ich will diesem jungen Engländer da Belline zeigen, Anthony. Wir reiten durch den Park und werden in zwei Stunden wieder zurück sein. Halten Sie uns ein gutes Nachtessen bereit. Es ist jetzt Acht; um zehn Uhr muß servirt sein. Eine Forelle etwa, Gurken — Sie wissen, daß ich dieß gerne esse — und wenn die Jahreszeit nicht zu spät ist, grüne Erbsen."

Der Wirth, ein sehr achtbarer Mann, versprach sein Bestes zu thun, und wir ritten von hinnen. Nach dem, was ich bisher gehört, wunderten mich die Pistolen in unseren Satteltaschen nicht mehr, und ebensowenig überraschte es mich, als ich jetzt bemerkte, daß der Sergeant McGrath unter seinem Reitermantel einen Säbel trug.

(Schluß folgt.)

und rief ihn an: „Komm' mal her, Junge!“ Der konnte aber nicht, weil er seine beiden Hände an der Leine hielt, damit sie nicht über den Main hinausgingen. Er rief das dem Fremden zu, der ihm übrigens ja gar nichts zu befehlen hatte.

„Verdammt' Bengel!“ lachte der Fußgänger und bequeme sich dann, auf dem Main zu ihm zu gelangen.

„Ist es noch weit bis Seelenrode?“ fragte er.

„Eine kleine Stunde,“ antwortete der Knabe im ländlichen Dialekt, den der Fremde kaum verstand. „Man kann's von hier nicht sehen, der Wald liegt vor.“ Es war ein Laubwald, welcher dem Auge einen wohlthuenden Ruhepunkt in der sonst etwas einsörmigen Gegend gewährte.

„Eine Stunde!“ wiederholte der Wanderer. „Gibt's nicht einen näheren Fußsteig?“

„Durch den Wald ist's näher,“ gab der Kleine Bescheid. „Aber den finden Sie nicht. Sie müßten den Förster bitten, daß er Eins mitgibt.“

„Das werde ich! Hoffentlich ist das Försterhaus nicht zu verfehlen?“ sagte der Fremde.

„Da steht's ja! Können's nicht sehen?“ entgegnete der Knabe lachend. Die Augen des Wanderers waren allerdings nicht mehr scharfsichtig genug dazu, obgleich das Haus mit seinem Giebel ziemlich klar aus dem Waldrande hervorschaukte. Er ließ sich von dem Hirten die Richtung bezeichnen, die er einschlagen müsse, und war zufrieden, als dieser ihm sagte, daß er nur den Main hinaufzugehen brauche, bis an einen Fußsteig quer darüber, der laufe gerade hin nach dem Walddhofe.

„Kennst Du den alten Schleich in Seelenrode?“ sagte der Fremde noch, ehe er der Weisung folgte.

„Den Herren Oberamtmann? Au freilich!“ erwiderte der Knabe.

„Ist er noch munter? Ein lustiger Herr, nicht wahr? Du siehst mich sehr dümm an, Junge. Die Frau lebt doch noch und der Sohn muß auch herangewachsen sein. Kennst Du den jungen Schleich?“

„Der ist gerade jetzt zu Hause: er war gestern bei uns,“ sagte der Kleine.

„Bei uns, was heißt das?“ fragte der Fremde.

„Na, auf dem Walddhofe!“ erwiderte der Knabe. „Ich bin vom Walddhofe.“

„Kommmandire mich Deiner Protektion!“ versetzte der graue Mann. „Dein Name, hoffnungsvoller Dämon?“

„So heiß' ich nicht — Christian!“

„Und Dein Herr, der Förster?“ forschte der Fremde, der sehr neugierig schien. „Wie heißt der?“ — Das wußte Christian nicht, der doch in seinen Diensten stand. „Der Herr Förster!“ mehr konnte er nicht sagen, vielleicht ging ihm aber zum ersten Male die Ahnung auf, daß sein Herr auch seinen eigenen Namen haben müsse. Der Fremde öffnete die hellgelbe, lederne Tasche, die er an der Seite trug und gab dem Knaben für seine lichtvolle Auskunft ein blankes Geldstück, dann schritt er, den Händen vorsichtig ausweichend, auf dem Main weiter, bis er den bezeichneten Fußsteig traf. Ein Rückblick nach dem Hirten und ein Wink desselben nach dem Walde zu bestätigten die Richtung, und der Wanderer erreichte sein nächstes Ziel nach kurzer Zeit. Am Rande des Buchenwaldes lag die Wohnung des Försters, ein massives Haus mit einem aus dem Dache abgesetzten Oberbau, an dessen Spitze das stattliche Geweih eines Sechzehnnders prangte, wie er heutzutage einem Waidmann selten mehr zu Schuß kommt. Stallung und Scheuer im rechten Winkel dem Wohnhause angebaut, bildeten einen von der Rückseite offenen Hof, in dessen Mitte ein Höhrbrunnen stand. An diesem labte sich eben eine hochgeschürzte Magd, indem sie den Mund ohne Weiteres unter den Wasserlauf hielt; eine Kuh schaute ihr wieder-läufig zu und schlug phlegmatisch mit dem Schweife nach einer verfrühten Lenzfliege, einestweil betriebs seine Geschäfte in der Nähe — es war ein Genrebild der niederländischen Schule, wie es der Fremde, welcher eben von der offenen Seite in den Hof trat, nicht ergötzlicher gesehen hatte. Er blieb stehen, um dasselbe zu bewundern, und die dürstige Magd in ihrem reinen Genuße nicht zu stören. Als sie sich gesättigt aufrichtete und ihm ihr Gesicht zuwandte, sagte er unwillkürlich: „Sakra!“ Dieser Ausruf

der Verwunderung war durch des Mädchens schönen Wuchs, den selbst ihre bäurische Tracht nicht zu entstellen vermochte, und ihr hübsches, frisches Gesicht gerechtfertigt. Er ging rasch auf sie zu, die ihn kommen ließ, und fragte sie, ob sie ihm den nächsten Weg nach Seelenrode zeigen, oder noch besser, ihn hinführen könne, in welchem Falle er ihr eine gute Belohnung verheißte. Sie sah das kleine, graue Männchen — denn klein war der Wanderer — misstrauisch an und antwortete ihm in einem noch unverständlicheren Dialekt, als Christian, der Knabe, den er draußen auf dem Feldraine getroffen hatte. So viel glaubte er aber entnehmen zu können, daß sie keine Lust habe, ihm als Wegweiserin zu dienen: ein merkwürdig undienstfertiges Volk, diese Thüringer! dachte er. Und das Mädel so hübsch dabei! Er wollte ihr sein Wohlgefallen zu erkennen geben, indem er sie väterlich in die rothen Backen kniff, sie vergalt es ihm jedoch durch einen resoluten Schlag auf die Hand, und gleich darauf wurde er von einem Jagdhunde mit wüthendem Gebell angefallen. Er hielt dem Thiere kaltsblütig den Stod vor, da wurde dasselbe von einer klaren weiblichen Stimme aus einem Fenster des Hauses abgerufen, und wie der Fremde hinblickte, kam ihm zum zweiten Male sein verwundertes „Sakra!“ über die Lippen. War er denn in eine „Gallerie der Schönheiten“ gerathen? Wenn er schon der Magd als einer angenehmen, in ihrem Stande ungewöhnlich schlanken Erscheinung alle Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen, so wurde er nun durch das Bild einer wahren deutschen Schönheit überrascht, daß, in den engen Rahmen des Fensters eingefast, sich auf dem dunkeln Hintergrunde des Zimmers mit ihrem zarten Aolorit und dem prächtigen blonden Haar wundervoll darstellte. Er zog den Hut von seinem Kopfe und nahm das Mädchen, das seinen Gruß freundlich erwiderte. Oben trat noch eine Frau zu ihr an das Fenster — wahrhaftig, eine dritte Schönheit, reifer schon und in anderer Art, nach der unverkennbaren Ähnlichkeit unstreitig die Mutter der Blondine, aber noch immer schön! Unerkennbarwerther Förster in deiner Waldbesamkeit, wo keine Gefahren für deine Waldblumen drohen!

Der Fremde kam der Frage, welche natürlich an ihn gerichtet werden mußte, zuvor, indem er sein Anliegen, noch ehe er unter das Fenster getreten war, der älteren Frau vortrug. Er hatte sie Frau Försterin angeredet und sich darin nicht geirrt. Sie sagte ihm, daß der Wald durch den Wald schwer zu finden sei, und bat ihn, sich ein wenig bei ihnen auszuruhen, sie werden ihm unterdessen Jemand befehlen, der ihn führe. Dabei deutete sie auf die Bank, welche am Hause neben der Thüre stand: in das Haus sollte er also nicht kommen — Misstrauen gegen Fremde also auch hier! Undessen ist das ja der Urzustand der Menschheit gewesen, in welchem jeder Fremde für einen Feind angesehen wurde. Der Wanderer setzte sich auf die Bank, vor welcher ein Tisch neben einigen ziemlich plumpen, grünangestrichenen Stühlen stand, ein Familienplätzchen zum Feierabend. Sein Spott verstummte aber, als er sich niedergelassen hatte und in den tiefen Wald hinause sah, zu welchem der Wid von hier über die offene Hofseite dringen konnte: das war wirklich eine schöne Desolation und wohl geeignet, sich, wenn allein, in träumerisches Wehagen einzulassen. Des grauen Mannes Jugend war in die Zeit der Romantiker unserer deutschen Literatur gefallen — und wenn er auch jetzt von letzterer nicht viel Notiz nahm, so theilte er doch deren abfälliges Urtheil über jene einst vergötterten Dichter, es gab indeß Momente, in denen er, ohne zu wissen wie, rückfällig wurde und sich der wunderbaren, ahnungsreichen, geheimnißvollen Gemüthsstimmung, welche das Wesen der Romantiker bedingen soll, nicht erwehren konnte. Für einen so alten Knaben wahrhaft lächerlich, wie er sich heut auch selbst sagte!

Die schöne Blondine trat aus dem Hause, als er eben mit diesen Anwandlungen rang. Sie legte schon eine weiße Serviette auf, hinter ihr erschien die schlank, hochgewachsene Magd mit Erfrischungen ländlicher Art: Milch, Brod, Butter, Schinken. Sie warf einen schönen Seitenblick aus ihren braunen Augen auf den Fremden und ein verlegenes Lächeln spielte um ihren hübschen Mund: bereute sie jetzt, ihn auf die Hand geschlagen zu haben? Er hatte aber jetzt nur Augen für die schöne Försterstochter, deren Anmuth er nicht wie ein verliebter alter Ged, sondern als ruhiger Kenner bewunderte. „Sie beschämen mich durch so viel Güte, liebes Frau-

lein," sagte er. „Doch nehme ich die Kollation mit Dank an, denn ich habe heut schon einen weiten Weg gemacht und bin hungrig. Werde ich aber nicht sehr spät nach Seelenrode kommen? Die Sonne neigt sich schon zum Untergange.“

„In einer guten halben Stunde sind Sie dort," versicherte das Mädchen. Auch ihre Mutter kam dazu, sagte ihm, daß sie einen Führer bestellt habe, der gleich bereit sein werde, und setzte sich mit an den Tisch, um ihm Gesellschaft zu leisten, während er es sich auf ihre wiederholte Einladung vortrefflich schmecken ließ. Die Tochter hatte sich ebenfalls gesetzt und die Worte, die er gelegentlich an sie richtete, unbesungen beantwortet. Eine interessante Unterhaltung konnte hier überhaupt nicht geführt werden, Waldfrau und Waldfraulein, was sollte er mit ihnen reden? Ueber ihr Leben, über die Einsamkeit — beides gefiel ihnen so gut, sie wünschten sich gar nichts Anderes. Er ließ ein paar Scherze fallen, welche harmlos belacht wurden: hier war doch ein ungezwungener Umgang möglich, wie er in der Welt mehr und mehr sich verliert. Der Bildungsgrad der beiden weiblichen Wesen mochte vielleicht kein hoher sein, wie hätten sie dazu gelangen sollen? Doch hatte die Blondine recht intelligente blaue Augen, war also jedenfalls bildungsfähig, es kam nur auf den Willen an, und der Fremde wünschte ihr von Herzen einen recht angenehmen. Sie hieß Elise, wurde aber ohne den Anfangsvocal von der Mutter genannt, was freilich nicht hübsch klang, dem ließ sich aber abhelfen: der Liebhaber wird sie schon Lieschen nennen! Ländelnde Gedanken für einen alten Mann von sechshundfünfzig Jahren! Er gefiel sich hier so wohl, daß er unbedenklich für heute die Wanderung nach Seelenrode aufgegeben hätte, wenn ihm ein Nachtquartier angeboten worden wäre. Wie sollte aber die Försterin darauf kommen, obenein in Abwesenheit ihres Mannes? Sie hatte nicht einmal nach seinen Verhältnissen geforscht, was eine Frau aus der Welt nicht unterlassen haben würde, wenn auch auf indirekte Weise; sie mußte nicht einmal, ob sie einen achtbaren Mann, der nur aus Liebhaberei die Fußreise unternommen, vor sich habe oder einen Strolch! Sollte er sich nennen? Wozu das! Wenn er einmal wieder kam, und dazu hatte er begründete Hoffnung, so war immer noch Zeit, sich vorzustellen: er selbst wußte ja auch jetzt noch nicht, wie der glückliche Gatte und Vater, Dienstherr und Förster auf dem Waldbhofe hieß. Es war nun aber die höchste Zeit zum Aufbruch, wenn er nicht im Finstern wie ein Geipenst nach Seelenrode kommen sollte; er mußte ohnehin fürchten, daß er als ein Geipenst der Vergangenheit dort angesehen wurde. Nach erhob er sich von der Bank, nahm Hut und Stod und bedankte sich bei der Försterin für die freundliche Aufnahme. Sie reichte ihm die Hand und wünschte ihm eine gute Ankunft in Seelenrode; ihre Tochter hatte unterdessen den Jägerburschen gerufen, der hinter der Thüre schon mit einiger Ungeduld darauf gewartet hatte, sie gab ihm, als er auch ihr die Hand bot, ohne Ziererei die übrige und erteilte ein wenig bei seiner Frage, die er an die Mutter richtete, ob er vielleicht einmal mit Herrn Schleiff, der gestern hier gewesen, wieder kommen dürfe.

„Woher wissen Sie das?" fragte die Försterin lebhaft. „Von Ihrem Christian, der draußen mit seltener Pflichttreue seine Pflegebefohlenen maidet," erwiderte der Fremde. „Ich fragte ihn nach dem Oberamtmann," setzte er hinzu, da er den verwunderten Blick der Frau sah, „das war die Ursache, daß er mir's erzählte.“

„Da kommt der Vater!" sagte Elise plötzlich. Der Fremde sah sich um und erblickte einen großen, stattlichen Mann in Waidmannestracht, mit Wäsche und Dachs über der Schulter, von einem Hunde begleitet, den er zurufe, als das Thier laut anschlappend auf den Unbekannten losstürzen wollte. Dieser ging dem Förster entgegen, erklärte ihm seine Anwesenheit und sprach sich über die gastfreie Aufnahme, die er für eine kurze Rast gefunden hatte, dankbar aus, der Förster lud ihn ebenso freundlich ein, noch eine Weile zu bleiben, er lehnte es aber ab und trat seinen Weg mit dem Jägerburschen an. Der langhaarige Hund, der ihn bei seinem Eintritt in den Hof so wüthend angefallen hatte, lief mit und sah ihn ganz gemüthlich, wahrhaft ausgehöht an — eine vortreffliche Kolonie, der ganze Waldbhof! dachte der Wanderer. Wenn ein Stillleben mit einer solchen Familie und Umgebung bis auf die Viertäfel herab vergönnt gewesen wäre! Er richtete nun seine

Blicke auf den Jägerburschen, ein junges Blut von höchstens fünfzehn Jahren, das led in den Wald, seine Domäne, hienemschante. Der war vielleicht, wie eine Citrone, ergiebig auszupressen. Zur großen Befriedigung des grauen Mannes nannte er überdem als seinen Heimatsort, nach welchem ihn dieser fragte, Seelenrode. So mußte er ihm wohl über Manches dort Bescheid geben können.

„Ich habe Herrn Schleiff lange nicht gesehen," begann er in gleichmäßigen Tone seine Forschungen. „Ist er noch so lustig, wie in jüngeren Jahren?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte der Bursch. „Ich habe den Herrn Oberamtmann noch nicht lustig gesehen.“

„Wohnen Ihre Eltern in Seelenrode?" fragte der Fremde.

„Freilich. Mein Vater ist dort Schullehrer.“

„Und Sie wollen Forstmann werden! Es mag Nähe gelostet haben, die Einwilligung Ihres Vaters zu erlangen — ich laun es Ihnen aber nicht verdenken, wenn Sie keinen Verus zum Schulmeistern fühlen, daß Sie lieber in den grünen Wald gegangen sind. Ihr Vater hat wohl auch Schleiff's Kinder unterrichtet?"

„Der Herr Oberamtmann hat nur einen einzigen Sohn, der war schon in Schnepfenthal, als mein Vater die Stelle in Seelenrode kriegte. Jetzt ist er Assessor in Erfurt.“

„Also auch dem Lebensberufe seines Vaters abtrünnig geworden!" bemerkte der Fremde lächelnd. „Das scheint bei euch in der Luft zu liegen. Der junge Schleiff ist aber jetzt hier, wie ich gehört habe?"

Ein stummes Kopfnicken war die Bestätigung. „Lebt seine Mutter noch?" fragte der Fremde weiter.

„Warum soll die nicht leben!" entgegnete der Bursch. „Sie ist ja noch eine junge Frau und so rüstig!"

Der Wanderer blidte den jungen Menschen gleichsam überrascht an und schwieg. Warum sollte es aber nicht so sein? Jung war die Frau Oberamtmann Schleiff nur noch vergleichsweise, und wenn ihr zarter Körper durch ein recht robustes Gemüth, das sich Seelenleiden wenig anfechten ließ, über Alles bald glücklich hinweggelommen war, so konnte sie jetzt auch wohl rüstig sein. Das mußte sich ja nun in einer halben Stunde zeigen; wozu also dieses Ausfragen, das doch keine Befriedigung geben konnte? Da der fremde Mann nichts weiter sagte, hatte der Jägerbursch auch keinen Anlaß mehr, ihm von Seelenrode und Oberamtmanns zu erzählen, sondern beschäftigte sich lieber mit seinem Hunde, den er ohnehin von unbefugten Revieren abzuhalten hatte. Der kleine alte Herr fing nach längerer Zeit erst wieder an zu sprechen, fragte ihn nach seinem Namen und seiner Familie und ließ sich endlich auch den Namen des Försters, bei dem er die Jägerri lernte, sagen. Strahl hieß der Förster.

„Gefällt's Ihnen auf dem Waldbhofe?" fragte der Fremde. „Es scheint eine sehr liebe Familie zu sein.“

Der Schulmeistersohn lobte sie auch, besonders die Tochter. „Schade, daß Sie nicht zehn Jahre älter sind!" scherzte der Fremde. „Der Förster hat keinen Sohn, und die Stelle ist vielleicht eine Erbforsterei — das wäre nicht übel, wie?"

Zuerst verstand ihn der Bursche nicht, als er aber seine Meinung begriff, wurde er blutroth. — „Ach!" sagte er in einer Verlegenheit, die sein frisches Gesicht sehr gut kleidete.

„Gefällt Ihnen denn das hübsche Lieschen nicht?" neckte ihn der Graue in bester Laune weiter.

„Ach! Und wenn ich noch zwanzig Jahre älter wäre —" Der junge Mensch brach ab und pfiß wieder auf den Hund, der sich den Moment zu Ruh gemacht hatte, um seine eigenen Wege zu gehen. Dießmal wurde das Thier darüber bestraft.

„Ich kenne nun den ganzen Waldbhof bei Namen, lieber Hellmich," sagte der alte spaßhafte Herr. „Sogar die edlen Hunde, die mich zerreißen wollten, sind mir vorgestellt worden, es fehlt mir bloß noch die schwarzbraune Hirtin, vulgo Magd — sie hat etwas Ausländisches, ist sie aus der Gegend?"

„Die Gussel? O die ist oben vom Walde aus der Rußl, da sehen sie Alle so aus," erklärte der Bursch und fügte hinzu, daß sein Vater einmal gesagt hätte, die Rußlser wären eigentlich nach ihrer Abstammung keine Deutsche, sondern wahrscheinlich noch von den Wenden her, die in alter Zeit so weit in's Land und bis auf's Gebirge vorgebrungen und hier sitzen geblieben waren.



den Namen einer Straße verdient, denn es ist ein mit Steinen und Gerölle besäter Pfad, der zum jüdischen Gebirge hinaufsteigt. Die Straße war aber trotz ihrer schlechten Gangbarkeit mit Menschen und Thieren überfüllt: Eselstreiber, Baschibuzuk, kleine Karawanen von Kameelen boten für unser europäisches Auge ein ziemlich malerisches Bild. Hinter Abu-gosch mit seinen gelbweißen kleinen Häusern und einigen Moscheenkuppeln, die von der Felsenhöhe freundlich herabblickten, traten die Felsen zuweilen bis hart an die Straße heran und schienen uns förmlich einen Niegel vorzuschieben zu wollen. Ein tief eingefurchtes Thal. Wir erklimmen ein Plateau — und vor unserem trunkenen Auge lag Jerusalem. Wer vermöchte seine Empfindungen zu schildern, die ihn beim Anblick der Stadt erfassen, an welche sich die ersten religiösen Eindrücke unserer Jugend knüpfen! Während meine Begleiter — strenggläubige Aussen — sich auf die Erde warfen und den Boden küßten, stahl sich — ich schäme mich dessen nicht — eine Thräne aus meinem Auge. Ich sah sie vor mir liegen, die Stadt, in die mich so manche meiner Jugendträume getragen: man vergißt auf einen Augenblick seine Umgebung und sieht die ganze Szenerie der Bibel vor das innere Auge treten. Es war eine magische Beleuchtung, in der die Stadt sich reliefartig mit ihren gelbgrauen Innenmauern, Thoren und Kuppeln, Minarets und Palmen vom Himmel abhob. Mein Blick aber schweifte rasch über das Bild hin, um auf den Kuppeln der heiligen Grabeskirche anzuweilen. Sie ist ja der Mittelpunkt aller Pilgerschnsucht. Jerusalem ist wie ihre Nivalin Rom auf Hügel erbaut, mehr als zweitausend Fuß über dem Meere. Der Ölberg mit seinen drei Gipfeln, der Berg des Barmherzigen und der Berg des bösen Rathes bilden einen Kranz von Hügel um die Stadt, die, ist einmal der erste Zauber unserer eigenen Phantasie von ihr gewichen, rauh, ungnädig und todt aussieht. Verstreut an den Abhängen liegende Friedhöfe mit weißen, aufrecht stehenden Leichensteinen, einige Ölbaum auf dem rothen Gestein und die strahligen Gewächse des Orients beleben die Gegend nicht sonderlich; die zinnengeackte Mauer mit Thürmen aber, welche die Stadt umgürtet, läßt sie gar als Festung erscheinen. Im Osten durchfließt der Kidron das Thal, im Süd und Südwesten der Gihon.

Die Entstehung der Stadt ist in tiefes Dunkel gehüllt: Kriegerischer Schutz war wohl Anlaß zu ihrer Gründung. David, dem sie ihr Emporkommen dankt, gab ihr den freundlichen Namen Jeruschalaïm, d. i. Ort des Friedens. Salomo schmückte sie mit seinen Prachtbauten, und als Hauptstadt des Reiches Juda blühte sie zweihundert Jahre, bis sie Nebuladnezar zerstörte. Erst nach siebenzig Jahren gestattete Cyrus den Wiederaufbau. Streitigkeiten zwischen Balthasar und Aristobul führten die Römer nach Palästina, und durch den Einfluß der römischen Sieger ward Herodes König. Seine Regierung ward durch Christi Geburt der Wendepunkt zwischen alter und neuer Zeit. Fortwährende Revolutionen der Juden hatten später deren Gefangenschaft und die Zerstörung der Stadt nach siebenmonatlicher Belagerung durch Titus zur Folge. Hadrian verjagte die Juden vollständig aus Jerusalem und nach vielfachem Schicksalswechsel blieb die Stadt endlich in der Nacht der Ungläubigen. Heute ist sie die Residenz des Paschas von Palästina und hat ungefähr noch 20,000 Einwohner, von denen 8000 Juden, 5000 Moslems, 300 nichtunirte Griechen, 1500 Lateiner, 1000 Armenier und 200 Syrier sind. Maroniten und katholische Griechen bilden einige zwanzig Familien. Jede dieser Sekten hat ihren ungestörten Kult. Jerusalem ist in vier Quartiere getheilt: das christliche mit der heil. Grabkirche, das armenische mit der Citabelle, das jüdische mit einer Synagoge und das mohammedanische mit dem alten Tempelplatz, den Moischeen Omars und El Akra. Wir ritten durch das Thor von Damascus in die heilige Stadt ein. Aber der erste Eindruck ist so recht geeignet, alle Illusion zu zerstören: Schmutz überall, wohin das Auge blickt, Armuth und Elend, das aus den Häusern und Mienen schaut. Wir reiten durch die große Christenstraße, eine der belebtesten und industriellsten Jerusalems, denn zu beiden Seiten ziehen sich Buden hin, daß man sich in die Bazar Mairo's oder Alexandriens verirren glaubt. Alles wird feil geboten, was der Mensch zum Leben braucht, und außerdem jene reizenden Reliquien für Pilger und Reisende. Aber selbst auf diesem Bazar herrschte die öde Leere.

Aus den Häusern bringt ein häßlicher Geruch und an den Fenstern hängt Wäsche zum Trocknen. Wo ist mein prächtiges Bild von der jüdischen Königsstadt hin! Wie anders unser Eintritt, als jener Einzug Jesu unter dem Jubel des Volks und dem Wehen der Palmzweige! Ich mußte mich wieder recht lebhaft in unsere Bilderbibel hineinträumen, um die wüste, schmutzige Gegenwart zu vergessen.

Die letzten Burgen am Nekar.

II.

Die vier Landschadenburgen.

(Fort z. 160.)

Der Blick auf das freundliche Nekarsteinach darf uns nicht lange fesseln, denn unser Auge schweift hinaus nach den vier Burgen der berühmtesten Landschaden von Steinach, die auf ihren Felsenrücken wie vier Geier sitzen, die sich gegenseitig betrachten. Der Landschaden ist ein Schimpfname, mit dem Ulrich, der 1369 starb, vom Kaiser gebrandmarkt und geächtet, zu den Türken gegangen und des Sultans Vertrauen gewonnen, dem er aber schlecht dafür gelohnt, indem er ihm den Kopf abschlug, welchen er dem Kaiser brachte, erwürde er begnadigt wurde und den gekrönten Kopf in's Wappen erbielt. Die Familie erlosch 1653 mit Friedrich von Landschaden. Die erste der Burgen, die Vorderburg, ist durch einen bequemen Fußweg mit dem Städtchen verbunden. Sie wird vorzugsweise die Landschadenburg genannt, weil sie der Stammsitz des Geschlechtes ist. Der Unterbau des großen viereckigen Thurms ist vermutlich noch ein Rest der älteren Burg. Der neue Aufbau rührt von einem steinacher Arzt her, der sich diese Wohnung im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts erbaute und längere Zeit bewohnte. Durch eine Zugbrücke gelangt man von hier nach der Mittelburg, der geräumigsten und stattlichsten der vier Burgen: sie wurde 1836 von ihrem jetzigen Besitzer, dem Herrn von Dorth, in ihrem ursprünglichen Baustyl wieder hergestellt und bildet nun ein harmonisches Ganze. Die weiter oben gelegene Hinterburg bietet mit ihrem großen viereckigen Thurm und den doppelten, von Cyheu umrankten Ringmauern in ihrem wild aufgewachsenen Geiräude eine malerische Ruine und gewährt eine reizende Aussicht nicht nur in das Nekar, sondern auch in das dahinter liegende Schönaueithal, das wie eine schmale, grüne Bergschlucht sich durch die Felsen himmwindet. Die letzte der vier Burgen, die im Volksmunde den poetischen Namen das Schwalbennest führt, die Burg Schaded, ist wie an einen Felsen angellebt und liegt am Höchsten unter ihren Schwestern über dem schwindelnden, steilen Absturz eines Steinbruchs. Schaded mag das eigentliche Hauptnest und die Parte gewesen sein. Die Burg war klein von Umfang, und zwei Thürme ragen noch in die Luft, wie von Cyheu zusammengehalten. Von hier aus soll ein unterirdischer Gang unter dem Nekar nach dem gegenüberliegenden Tilsberge führen und auch von hier der Nekarpaß durch eine nach Tilsberg hinüberhängende Kette geschlossen gewesen sein. Das Schwalbennest ist die letzte der Burgen am Nekar. Wir fahren weiter mit einem freundlichen Blick auf die vier Burgen, die uns nur kurz noch das Geleite geben. freundlich empfängt uns Nekarwind, links und rechts Ziegelhausen. Auf einer kleinen Anhöhe liegt St. Neuburg, wo bis vor Kurzem der gelehrte und kunstsinige Rath Schloffer wohnte, jetzt im Besitz der Familie Vermus, nördlich Schlierbach und nach der letzten Wendung des Flusses liegt Heideberg, „der Vaterlandstädte landlich schönste, soviel ich sah“, wie Höderlin singt, vor den überraschten Blicken.

Der Einzug des Königs von Preußen in Sigmaringen.

(Fort z. 161.)

Für Sigmaringen war der 4. Oktober ein hoher Festtag. Die Stadt erfreute sich des Besuchs des Königs, der Königin, sowie des Kronprinzen von Preußen, die am Abend hier eintrafen. Auf

diesen Besuch hin hatten sich die Häuser festlich geschmückt und die Straßen ein belebtes Ansehen gewonnen. Landwehrmänner und Reservisten der sirmaringer Landwehrkompagnie — viele darunter mit dem Erinnerungskreuz von 1866 geziert — versammelten sich unter Vortritt eines Musikkorps und mit einem kolossalen Banner in den hohenzollern'schen Farben, um auf der Terasse vor dem Eingange in das fürstliche Schloß ihre Aufstellung zu nehmen; denn die meisten von ihnen wollten ihren Kriegsherrn, unter dem sie letztes Jahr gekocht, nachdem die Früchte ihrer Thaten eingeheimst waren, in der südlichsten Spitze seines Reiches wiedersehen. Die nach dem Muster der Berliner organisierte und uniformierte Feuerwehr bildete Spalier an der steilen Auffahrt zum Schloße und die Reservisten, welche in der Kavallerie gebient, hatten sich beritten gemacht, um, mit weiß-schwarzen Schärpen geziert, dem Königspaar bis auf die nächsten Dörfer entgegenzureiten und von dort her die Equipagen zur Stadt zu begleiten. Einige dreißig junge Damen der Stadt, festlich in Weiß gekleidet, versammelten sich an der Ehrenpforte, welche zunächst der Donaubrücke am Eingange der Stadt errichtet war und in ihrem mächtigen Bau die ganze Breite der Straße abschloß. Hier erschien auch der Regierungspräsident v. Blumenthal und der Oberamtmann v. Manstein, sowie die Deputationen des Magistrats und des Bürgerausschusses, der Bürgermeister Gastel und der Obermann Aloys Bauer an der Spitze derselben. Um sechs Uhr Abends donnerten die ersten Kanonenschüsse von der Josephshöhe in das schöne Donauthal hinein, und ihr Donner brach sich an den hochragenden Felsen, auf denen das fürstliche Schloß sich erhebt. Das Geläut der Kirchenglocken stimmte ein, und die vorausjagenden berittenen Väger kündigten die Annäherung der königlichen Equipagen an. In der ersten, mit ganz zurückgeschlagenem Verdeck, saß Seine Majestät der König in Helm und Mantel auf der rechten Seite, links neben Allerhöchstdemselben der Flügeladjutant vom Dienst. Als der Wagen unter der Ehrenpforte hielt, trat der Bürgermeister Gastel an den Wagenschlag und begrüßte Seine Majestät im Namen der Stadt. Laut und jubelnd fiel die Menge in das ausgebrachte Hoch ein, und gerührt dankte der König für die patriotische Gesinnung und Treue, welche die hohenzollern'schen Lande in schwieriger Zeit bewahrt hätten. Inzwischen waren die drei ersten der aufgestellten jungen Damen an den zweiten Wagen getreten, in welchem Ihre Majestät die Königin mit dem Kronprinzen saß. Das Fenster des Wagenschlages wurde heruntergelassen und Ihre Majestät geruhte aus den Händen der Tochter des Kaufmanns Müller ein auf weißer Seide gedrucktes Bewillkommungsgebieth, sowie einen prächtigen Blumenstrauß entgegenzunehmen und den drei Ueberreichtenden gnädigst dankend die Hand zu geben. Die versammelten Massen folgten dem langen Wagenzuge bis zur Einfahrt in das Schloß unter fortgesetztem Jubelrufe die Majestäten bewillkommend. Bei eintretender Nacht wurden die Straßen glänzend beleuchtet und bis spät Abends waltete fröhliches Leben in der preussischen Donaufstadt. Die Rückreise der hohen Herrschaften geschah mittels der württembergischen Bahn bis Ulm und von da über Augsburg nach Nürnberg, wo wieder großer Empfang war. Wie letztes Frühjahr die Veröffentlichung der Allianzverträge die beste deutsche Antwort war auf die französische Rede des Herrn Thiers über die deutschen Angelegenheiten, so ist der Besuch des Königs von Preußen in Süddeutschland die passendste Demonstration auf die Salzburger Reise.

Madelon.

Ein Blatt aus meinem Tagebuch.

(Bd. 2. 164.)

Wir stiegen eine steile Anhöhe hinan. Herr Kornberg war mit mir etwas zurückgeblieben, während seine Frau uns vorangeht, um früher den Anblick des Dorfes zu genießen, in dem sie ihre Jugend zugebracht. „Dah Ihre Frau,“ sagte ich im Verlauf des Gesprächs, „ihre Heimat so sehr liebt, zeugt mir dafür, daß sie eine ungemein glückliche Jugend verlebte.“ — „Glücklich,“

antwortete er, „ja, so weit man es bei Fremden haben kann. Madeleine ist nicht hier geboren, sie hatte auch niemals hier einen Verwandten. Ihr Vater, ein Genie-Offizier, wurde in Rußland gerade zur Zeit ihrer Geburt gefangen genommen. Die junge Mutter, welche ihren Gatten anbetete, glaubte, daß es ihr möglich sein würde, ihn aufzufinden, um, wenn auch nicht ihn zurückzubringen, so doch über sein Schicksal in's Gewisse zu kommen, und wollte dann wieder zu ihrem Kinde zurückkehren. Nachdem sie Madeleine der Amme übergeben, bei der sie zwölf Jahre gewesen, verließ sie Frankreich; in Dresden angekommen, wurde sie jedoch krank und starb. Unser Vetter — ich spreche von dem Kriegsgefangenen, der mit uns Weiden verwandt war — ersuhr nur den Tod seiner Frau, nicht aber, daß ihm ein Kind lebte. Er hatte vortheilhafte Verbindungen in Rußland angelüpft: seine Spezialstudien machten ihn zu einem werthvollen Mitgliede bei einem industriellen Unternehmen. Da ihn nach dem Frieden nichts nach Frankreich zurückzurufen schien, nahm er das vortheilhafte Anerbieten, das ihm gemacht wurde, an und ich bin heute sein Nachfolger in den großen Fabriken von Tula. Familienangelegenheiten, die Nothwendigkeit einer Unterschrift, setzten ihn wieder in Verbindung mit seinen Verwandten und ein Brief meiner Mutter brachte ihm die Kunde von dem Dasein Madeleine's. Auch wir hatten erst spät davon Kenntniß erhalten, als nämlich nach dem Tode der Erzieherin unserer Cousine der Geistliche des Ortes sich durch einen Freund in Paris nach den Verwandten des Kindes hatte erkundigen lassen...“ In diesem Augenblick wurden wir durch den Freundschaftsbrief der Frau meines Freundes unterbrochen. „Da ist der Kirchthurm! der Kirchthurm!“ rief sie. Wir beeilten unsere Schritte und hatten bald den Anblick des Dorfes vor uns, das aus lauter Häusern mit Strohdächern bestand. „Kind!“ sagte Herr Kornberg zu seiner Frau, als er Thränen in ihren Augen sah. — „Ja, wohl, Kind,“ antwortete sie, „denn ich weine ohne zu wissen warum. Denken Sie sich, daß kein Band der Liebe mich hierher rief: daß ich nur durch mich selbst angezogen bin. Wir lassen doch immer ein Stück von uns an dem Orte, den wir verlassen. Ich habe mich wieder ganz.“ — „Sie hoffen wohl,“ sagte ich, „einige von den Leuten wieder zu finden, die Sie während der zwölf Jahre gekannt, welche Sie bei Ihrer Amme zugebracht?“ — „Ach, von denen, die ich kannte, werden wenige mehr am Leben sein und diese haben mich gewiß vergessen.“ — „Ausgenommen François,“ warf Herr Kornberg ein, „der junge Nachbar François, den Du bewachtest, indem Du stehend und von jungen Mädchen umgeben, an seiner Wiege saßest, während die Eltern auf dem Felde oder im Weinberg waren und die Brüder auf der Wiese spielten. Denn, Sie müssen wissen,“ — fuhr er an mich gewandt fort — „so fanden wir sie, meine Mutter und ich, als wir sie im Auftrag ihres Vaters zu suchen kamen, die hübsche Madeleine, die man damals Madelon hieß. Ich sehe sie noch neben dem kleinen schlafenden Murmeltier, so ganz nur mit ihrem Stridzeug beschäftigt, daß es lange Zeit dauerte, bis sie bemerkte, daß eine schöne Dame aus Paris und ein hübscher Student — nämlich ich — sie durch die halbgeöffnete Thüre betrachteten. Wie hat der gute François geschrien, als ich plötzlich die Thüre aufriß und mit einem „Guten Tag, Cousine!“ auf Dich zustürzte und Dich tüchtig abklopfte.“ — „Auch ich habe geschrien,“ sagte Frau Kornberg, „und doch war ich ganz wach, während es für François Schlafenszeit war. Sieh, es ist genau dieselbe Stunde,“ sagte sie, als sie die Glocke auf dem Kirchthurm anschlagen hörte. „Das arme Kind war eben eingeschlafen, und ich hatte, wie immer, Thür und Laden halb angelehnt, um kein Geräusch von der Straße hereinbringen zu lassen.“ Wir stiegen hinab und betraten das Dorf: bei jedem Hause wußte Frau Kornberg eine kleine Geschichte, so daß wir jeden Augenblick stehen bleiben mußten. Plötzlich nahm sie den Arm ihres Mannes und sagte: „Kennst Du das Haus da?“ — „Nein, aber ich darf Dir nur in's Auge blicken, um zu sehen, daß wir vor dem Hause François' stehen.“ — „Wie seltsam, Alles ist genau wie damals, Thüre und Laden halb offen.“ — „Er ist vermuthlich wieder eingeschlafen,“ scherzte Herr Kornberg. „Aber wenn er nicht aufgewacht seit jener Zeit, so hat er den verlorenen Augenblick von damals gut eingebracht.“ Sie öffnete leise die Thüre, und als wir, hinter ihr postirt, in die Stube blickten,



Ein prize-fight oder Boxerkampf in Cincinnati.

Skizze von Friedrich Gerstäcker *).

Als ich nach Cincinnati kam, beschäftigte die dortige Presse in dem Augenblick fast einzig und allein ein in den nächsten Tagen abzuhaltendes Preiskamp, das zwischen zwei berühmten Boxern Jones und McGoole stattfinden sollte. Wahlen, indianische Ueberfälle im Westen, Alles war in dem einen, zu erwartenden Genuß vergessen, und dabei wurde diese von den Geseßen doch so streng verbotene Sache mit einer so naiven Oeffentlichkeit betrieben, daß es besonders den Fremden in Erstaunen setzen mußte. Ueberall klebten die Zettel, die mit der Abbildung beider Kämpfer zur Theilnahme aufforderten, und Jones besonders, von dem man wußte oder wissen wollte, daß er die science of the art auf das Gründlichste verstehe, gab schon vorher eine Art von Vorstellung in der „Mozart-Halle“, die dann auch bei dichtgebrängtem Hause stattfand.

Der Tag kam, und anstatt Eintrittskarten wurden weiße und lila Bänder verkauft (der Preis für ein lila Band für den inneren Ring à 7 Dollars), die zugleich für freie Passage auf dem Extrazug galten. Aber Niemand wußte, wo der Kampf stattfinden sollte, als die wenigen Eingeweihten, und die Polizei mußte jetzt doch einschreiten und Jones verhaften, der aber augenblicklich wieder auf Bürgschaft entlassen wurde, als er sich verbindlich machte, den Frieden des Countie, in welchem Cincinnati lag (Hamilton county) nicht zu stören. Ueber die Grenzen desselben hinaus hatte die Polizei keine Macht. Allerdings wußte man, daß der Preiskampf nichtsbekommener an der Grenze stattfinden würde, aber Niemand mußte natürlich, nach welcher Himmelsrichtung, und man ließ der Sache eben ihren Lauf, ja lehrte sich sogar nicht daran, als Zeit und Bahnhof genau angegeben und von jedem Teilnehmer gekannt waren.

Die Abfahrt sollte Morgens halb zwei Uhr stattfinden und fünfzehn jener riesigen amerikanischen Eisenbahnwagen standen bereit, die Zuschauer an den Ort ihrer Bestimmung zu schaffen. Es wurde aber fast drei Uhr, ehe der Zug abging, und die Wagen fanden sich dann auch gestopft voll Menschen. Nicht allein die Sipe waren überfüllt, nein in jedem Wagen standen auch überdies noch 25—30 unglückliche Individuen, von denen Viele wohl die ganze vorherige Nacht durchgeschwärmert hatten und vor Müdigkeit nicht mehr die Augen aufhalten konnten.

Der Zug konnte nicht rasch vorrücken, denn der Verkehr auf der Bahn ist ein sehr starker, und nur zu oft mußten wir halten, um regelmäßige Züge, die sich eben so regelmäßig verspätet hatten, durchzulassen. Endlich nach sechs Uhr erreichten wir den Platz — ein kleines, portartiges Gehölz, das zu der Farm eines Baptistenpredigers gehörte und zu dem Zweck von ihm gemiethet war. Einige der Passagiere wunderten sich darüber, daß der Geistliche kein Grundstüd zu einem, noch dazu durch das Geseß verbotenen Boxerkampf hergeben sollte, Andere aber verteidigten ihn wieder und behaupteten, er würde keineswegs gemüßt haben, wozu man es gebrauchen wolle. In Amerika ist aber, noch dazu bei der Aussicht, Geld zu verdienen, Alles möglich, und so gut wie jetzt die Methodisten in Omaha ihre kleine Kirche auf zehn Jahre an einen deutschen Wirth verpachtet haben, um für diese Zeit eine Bierhalle daraus zu machen, eben so gut konnte der Baptist auch das kleine Gehölz einmal auf ein paar Stunden für einen Schauplatz roher Brutalität vermieten und sicherlich nicht mehr in der kurzen Zeit damit verdienen.

Doch dem sei, wie ihm wolle. Wir waren da, und kaum hielt nun der Zug, als das wilde, blutdürstige Volk schon wie ein

Schwarm von den Wagen hinabsprang und sich über die unter ihm zusammenbrechende Fenz warf, um einen „guten Platz“ zu bekommen und den Kämpfenden so nahe als irgend möglich zu sein. Ja, damit waren Viele noch nicht einmal zufrieden, und wie sie nur das kleine Gehölz erreichten, suchten schon Hunderte an den nächsten Bäumen emporzuklettern, um von denen aus keinen Moment des „interessanten Kampfes“ zu veräumen. Vielen gelang das auch, und einzelne kleine, leicht zu ersteigende Bäume waren im Nu mit Menschen gefüllt, die oft in lebensgefährlicher Weise bis in die äußersten Zweige hinauskletterten und dort hängen blieben. Andere, als sie dort keinen Platz mehr fanden, versuchten sich an dideren Bäumen, und Manche entwickelten dabei eine erstaunliche Fertigkeit. Wehe aber dem armen Teufel, dessen Kräfte unterwegs nachließen — Aller Augen, da es noch weiter nichts zu sehen gab, hingen an ihnen, und wie sie nur hielten, ertönten schon spöttisch ermunternde Zurufe, die sich aber zu einem indianischen Geheul steigerten, sobald der Unglückliche, mit hochhinaufgerückten Hüften, seinen nicht mehr zu verheimlichenden Rückweg begann.

Indessen wurden Anstalten gemacht, um den sogenannten Ring aufzuschlagen, was aber durch die augenblicklich herbeidrängenden Menschen zur Unmöglichkeit wurde. Außerdem war der Boden hart und trocken und die Pfähle ließen sich nur sehr schwer eintreiben. Es dauerte auch in der That eine volle Stunde, bis man die wie wahnsinnigen Menschen nur so weit zurüctreiben konnte, um die Arbeit in Angriff zu nehmen, und weder Vernunftgründe noch Gewalt schienen bei ihnen etwas auszurichten. Sehen wollten sie — Alles sehen, wofür sie ihr Geld bezahlt, und nur erst als sie doch wohl einsahen, daß in solcher Weise der Kampf nie stattfinden könne, gaben sie endlich nach.

Die Pfosten wurden etwa 12 Fuß von einander eingetrieben, so daß sie ein etwa 18 Fuß im Quadrat haltendes Viereck umschlossen, und dann mit festen Tauen so gut als möglich zusammengeknüpft. Die Tauten mußten auch dazu dienen, die Kämpfer, wenn sie dagegen geworfen wurden, aufrecht zu halten.

Nicht — so dicht als möglich um das Viereck lagerten aber die Zuschauer, und da sich etwa 3000 von diesen auf dem Platz befanden, so wäre es später für die hinten Stehenden nicht möglich gewesen, auch nur einen Blick in den Ring zu werfen. Dafür mußte Abhilfe geschafft werden, und es begann jetzt von Neuem die sehr undankbare Arbeit, die Menschenmasse, die sich sicher im Besitz eines guten Platzes fühlte, wieder eine ganze Strecke zurückzutreiben und nicht allein einen größeren Kreis, sondern auch einen freien Platz um den Ring zu bekommen.

Auch dies geschah endlich, nachdem ein Zeitungsredakteur, von Chicago, glaub ich, der besonders zu dem Zweck hierher gekommen, eine Rede an das „Volk“ gehalten und ihm damit gebröht hatte, daß der Kampf (the fight) unter keinen Umständen stattfinden könne, wenn sie nicht den Anordnungen der Kommission Folge leisteten. Widerstrebend gaben sie endlich Raum, aber nur Zoll für Zoll, bis sie endlich etwa zehn Schritt freie Bahn zwischen sich und dem Kampfplatz hatten. Dann wurden die ersten fünf bis sechs Reihen beordert, die Ersten sich zu lagern, die Anderen zu knien, und wenn dann die Hintersten aufrecht standen, konnte jeder an dem Genuß Theil nehmen.

Bis dahin war es etwa zehn Uhr geworden und das Publikum hatte, einzelne kleine Zwischenfälle abgerechnet, gar kein Vergnügen, denn die Kampfrichter konnten sich noch nicht über einige Formalitäten einigen. Für Zwischenfälle sorgten aber die auf den Bäumen sitzenden Zuschauer, denn mehr und mehr kletterten hinauf, und wie und da machte ein Ast, was die dadurch Bedrohten zwang, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Ein paarmal brach auch ein zu sehr beladener Ast und die darauf Sitzenden stürzten dann, zum Jubel der ganzen Versammlung, auf den Boden nieder — glücklicherweise ohne ernstlichen Unfall.

Auch einige Streitigkeiten kamen vor, denn die Herrsch in den Bäumen lauten sehr natürlich, nach amerikanischer Sitte, Tabak und mußten ausspucken, und das konnte eben so selbstverständlich nur nach unten geschehen. Von unten wurde dann hinaufgedroht und von oben heruntergelacht, und die Sache blieb beim Alten.

Endlich — es war fast elf Uhr geworden — gerieth die Menge

*) Friedrich Gerstäcker bereist gegenwärtig nach vielen Jahren wieder Amerika, dem er seinen berühmten Namen durch seine interessanten Schilderungen verdankt. Wir freuen uns, unsern Lesern eine Reihe von Skizzen „von über'm Meer“ aus der Feder des gelehrten Schriftstellers versprechen zu können, da Gerstäcker hinsichtlich für die Januaria Welt, Ueber Land und Meer und eine größere politische Zeitung seine Berichte schreibt. Die Red.

in Bewegung. „Sie kommen!“ so lief der Ruf durch die Versammlung, und nach kurzer Zeit erschien einer der Kämpfer auf dem Schauplatz. Schon ehe er denselben erreichte, warf er, nach alter Vorgesitte, seinen runden Hut voran und hinein, und ein Jubelschrei begrüßte ihn. Es war der Engländer Jones, eine breitschultrige, verblinodige, aber gemein aussehende Gestalt, doch anständig gekleidet und nur mit einem breiten, ausdruckslosen und jetzt augenscheinlich bleichen Gesicht und kleinen Augen. Er schien grüne Handschuhe zu tragen.

Ohne Aufenthalt kroch er unter den Tauen durch in den „ring“ und nahm, da er die Wahl der Ecken hatte, seinen Platz in der einen, oberen, wo schon ein Stuhl für ihn bereit gestellt war. — Auch seine beiden Sekundanten, allem Anschein nach der untersten Schicht der Gesellschaft angehörig, kamen jetzt herzu, und nachdem sie sich die bezeichnenden seidenen Binden um die Hüften gelegt, als Zeichen, welcher Partei sie zugehörten, hielt der Eine von ihnen einen ausgespannten Regenschirm über Jones, um ihn gegen die Strahlen der schon ziemlich heiß brennenden Sonne zu schützen. — Es war ein rührendes Bild.

Jetzt aber brach ein wilder Jubelsturm los, denn ein guter Theil der Anwesenden schien dem irischen Volkstamm anzugehören, und der Hut McCoole's, des Iren, flog wirbelnd in den Ring, während die riesige Gestalt desselben led und wie siegesgewiß demselben folgte und seine Freunde lächelnd begrüßte.

Ich selber zweifelte in dem Augenblick keinen Moment mehr, wer von Beiden Sieger des heutigen Tages bleiben würde — Jones oder McCoole.

Der Ire nahm die andere Ecke ein. Es war eine hohe, mächtige Gestalt, über sechs Fuß, mit breiter Brust, aber einem rohen, wüsten Ausbruch in den Zügen. Er ging in einen dicken Rod fest eingeknüpft und hatte noch außerdem, und trotz der Hitze, einen wollenen Schal um den Hals geschlagen.

Auch seine beiden Sekundanten gesellten sich, unter den nämlichen Vorbereitungen, zu ihm und Beide verharreten dann wohl volle zehn Minuten, vielleicht länger, in ihrer Stellung, nur dann und wann Einer nach dem Andern einen verstohlenen Blick hinüber werfend, um die Chancen des Kampfes vielleicht zu berechnen.

Endlich warf Jones seinen Rod ab und löste sich das Hals-tuch, welchem Beispiel gleich darauf sein Gegner folgte. Die Sekundanten waren dabei beschäftigt, ihnen die Schuhe aus- und ein Paar Halbstiefeln anzuziehen, an denen sich, wie bei Steigseisen, scharfe Spigen befanden, um ihr Ausrutschen auf dem Rasen zu verhindern.

Wieder eine kurze Pause. McCoole hatte ein paar Worte mit seinen Sekundanten gewechselt und die Kampfrichter wurden auf die grünen Hände Jones' aufmerksam gemacht, die man Anfangs für mit Handschuhen bedeckt angesehen hatte. Es scheint, daß McCoole den Verdacht geäußert, sie könnten mit einer giftigen Substanz versehen sein. Jones wurde deshalb von dem vorhandenen Arzte, nachdem dieser sie berochen — was genau so aussah, als ob er dem Preisboxer die Hand läste — aufgefordert, daran zu lecken. Er that das auch lächelnd und mit so augenscheinlich gutem Willen, daß jeder Verdacht schwinden mußte. Es war nur eine bei Preisboxern nicht seltene Verbestoffmasse, mit welcher er die Hände angestrichen hatte, um die Haut fester zu machen und sie bei einem schweren Schlag nicht so leicht zu gefährden.

Jetzt wurden den beiden Kämpfern die Beinkleider ausgezogen, unter denen sie kurze Hosen und lange Strümpfe trugen. Und nun erst erhob sich Jones und dann McCoole, warfen ihre Oberhemden ab und zeigten die breite nackte Brust, wie den muskulösen Bau der Schultern.

Jones' Oberkörper war weiß und glatt, auch mehr fleischig, McCoole dagegen mit dichten schwarzen Haaren bedeckt, und so standen sie sich einen Augenblick gegenüber. Dann plötzlich schritt McCoole auf den Gegner zu und reichte ihm die Hand, die dieser nahm und hielt, während die Sekundanten jetzt auch ihrerseits die Hände über denen der Gegner kreuzten, so daß die Sech's zusammen für wenige Sekunden in einem Ring standen. Der aber löste sich sehr bald wieder, und jetzt rückte der eigentliche Moment heran, dem heute ja Alles entgegenstrebte: der wirkliche Kampf.

Beide Gegner waren noch einen Moment zu ihrem alten Stand zurückgetreten, jetzt schritt McCoole langsam wie ein Bär aus seiner Höhle vor und rascher folgte Jones seinem Beispiel. Er hielt aber ein kleines Padet Banknoten, sogenannte Greenbacks, in der Hand und forderte jetzt McCoole led heraus, hundert Dollars gegen die seinigen zu setzen, daß er ihn zuerst zu Boden schlagen würde.

McCoole erwiderte losschüttelnd, daß er kein Geld mehr habe, einer der Zuschauer aber nahm die Wette auf und das Geld wurde deponirt.

Mir gefiel Jones' ganzes Auftreten nicht. Selbst die anscheinende Zuversicht, mit welcher er die Wette anbot, kam mir so vor, als ob Jemand aus lauter Verlegenheit lacht. Aber es blieb keine Zeit, weitere Beobachtungen zu machen, denn die Sache wurde Ernst. Die Sekundanten hatten Beiden noch einmal Brust und Arme abgerieben, etwa genau so, wie man ein Pferd abreibt, um seinen Muskeln mehr Geschmeidigkeit zu geben, und jetzt wurden sie, wie bißige Röter, gegeneinander losgelassen.

McCoole schien sich dabei mehr auf die Vertheidigung zu halten; er hatte wahrscheinlich zu viel von Jones' Kunstfertigkeit und Gewandtheit gehört und wollte sich nicht leichtsinnig einer Gefahr aussetzen, während Jones dagegen augenscheinlich bemüht war, den ersten Schlag anzubringen. Den führte er auch, aber McCoole parirte ihn. Beide gaben dabei ihren Armen freies Spiel, jetzt zu einem Scheinangriff ausfallend, jetzt zurückweichend, bis Jones eine Blöße McCoole's zu benützen suchte. Aber er hatte sich darin geirrt; der Schlag glitt ab und wurde rasch erwidert, Jones parirte auch diesen und holte wieder aus, als McCoole's rechte Eisenfaust ihn gegen das linke Auge traf und wie einen Sack zu Boden warf.

Ein wahres Jubelgeheul machte die Luft erbeben. Im Nu aber sprangen die Sekundanten hinzu und hoben nicht allein Jones auf, um ihn zu seinem Stuhl zu tragen, nein, thaten auch das Nämliche mit dem völlig ungeschädigten McCoole, der es sich ruhig gefallen ließ. Beider Gesicht wurde dann rasch mit kaltem Wasser abgewaschen, Jones rasch mit Blut unterlaufenes Auge besonders aufmerksam, und während das der Eine that, schob der Andere seinem Kämpfer etwas in den Mund, das wie ein Schwamm aussah und vielleicht etwas Stärkendes oder Erfrischendes enthielt. Es wurde ihnen auch nicht viel Zeit dabei gelassen, denn die Kassen zwischen den einzelnen Gängen oder rounds dürfen den hierbei gültigen Gesetzen nach nur genau 30 Sekunden dauern, wozu ein Mann mit einer Sekundenhuhr in der Hand fortwährend neben dem Kampfrichter steht. Wer von den Kämpfern nach 30 Sekunden nicht wieder in der Arena steht, wird als besiegt erklärt — und wie rasch vergehen 30 Sekunden!

Jones stand zur bestimmten Zeit wieder auf den Füßen und McCoole gegenüber, aber es sah so aus, als ob er schon gewonnen wäre, und er zeigte sich jedenfalls lange nicht so geneigt mehr, als beim ersten Gang, mit dem gefährlichen Gegner anzubinden. Festo weniger Zeit aber verlor McCoole und nach kaum einer halben Minute, in welcher Jones ein paar mal auswich, konnte er sich zuletzt nur dadurch vor einem gefährlichen Schlag des Iren retten, daß er sich wieder rasch zu Boden warf.

Neues Geheul und stürmischer Jubelruf von allen Iren und Denen, die auf McCoole gewettet hatten, erfüllte die Luft, und wieder wurden beide Kämpfer zu ihren verschiedenen Sätzen zurückgetragen und genau so behandelt als vorher — wieder standen sie sich 30 Sekunden später kampffertig gegenüber. Aber es war jetzt kaum noch ein Zweifel, wer von ihnen Sieger bleiben müsse. McCoole ging scharf und led vor, Jones hatte alle Zuversicht verloren und nur noch eine Hoffnung — nämlich die, durch ein paar kühnere Schläge die Augen des Gegners zu treffen, wonach er diesen dann leicht so lange aufhalten konnte, bis das Anschwellen der weichen Theile um die Augen ihn zeitweilig erblinden machte. Aber darin hatte er den Nachtheil, daß er wenigstens fünf Zoll kleiner als sein Gegner war und deshalb zu hoch mit seinen Armen hinaufslangen mußte. Als er so in die Höhe reichte, erhielt er einen furchtbaren Schlag in die Seite, der ihm zwei Rippen knickte, und nun war es vorüber. Noch viele Gänge hatten sie, und einmal ermannete sich Jones, hielt Stand und versetzt

McCoole einen entsehllichen Schlag gegen die rechte Seite des Kopfes, der auch aus seinem Auge Blut brachte, aber McCoole schlug ihn gleich dafür wieder zu Boden und weigerte sich jetzt sogar, von dem Kampf erregt, sich abtragen zu lassen. Er schritt selber leicht zu seinem Stuhl zurück.

Noch erhielt Jones, der Muth und Kraft verloren hatte, einen Schlag gegen den Körper, der genau so lang, als ob man mit einem Hebebaum auf einen Wollfack schmetterte, aber es bedurfte dessen kaum noch, denn bei ein paar Gängen mußte er sich zu Boden werfen, ohne nur berührt zu sein, um einem furchtbaren, nach ihm gerichteten Schlag auszuweichen. Hatte er doch die Kraft verloren, ihn zu pariren. Es war dann ein scheußlicher Anblick, wenn der überdies nicht häßliche Burfche, mit den blutunterlaufenen Augen und bleichen Zügen, aber lächelnd zu seinem Sieger aufblickte, als ob er sagen wollte: Siehst Du wohl, diesmal bin ich Dir doch noch ausgewichen. Aber McCoole blidte nur verächtlich auf ihn nieder und schritt zu seinem Stand zurück, denn kein Schlag darf geführt werden, wenn der Gegner am Boden liegt.

Noch zwei Gänge und der entscheidende Schlag fiel. Jones war augenscheinlich zur Verzweiflung getrieben. Er fühlte, daß er nicht lange mehr aushalten könne, und machte einen verzweifelten Angriff auf den Iren. Das aber belam ihm schlecht. McCoole war auf seiner Hut und ein Schlag gegen den Hals oder untern Theil des Gesichts — es ließ sich das in der Schnelligkeit nicht so genau bestimmen — schmetterte Jones mit solcher Gewalt zu Boden, daß ihm der Kopf auf die Seite sank.

Er wurde augenblicklich wieder auf seinen Stand getragen, aber er war nicht im Stande, sich in der kurzen Frist von 30 Sekunden zu ermannen, hatte auch vielleicht, den Hieben gegenüber, keine besondere Lust dazu. Dreißig — fünfunddreißig Sekunden verfloßen, und jetzt schmetterte das Siegesgebrüll der Irländer durch die Luft, und Alles sprang jauchzend in den Ring, um den Sieger zu begrüßen — oder auch vielleicht um zu sehen, wie er seinen Gegner zugerichtet habe.

Viele stimmten freilich nicht mit in das Siegesgeschrei ein, und zwar aus dem sehr triftigen Grunde, weil sie bedeutende Summen — man sprach sogar von sehr bedeutenden, die gewettet worden — verloren hatten. So soll ein Mann allein über 50,000 Dollars auf ihn verloren haben. Nur die Gleichgültigen eilten, so rasch sie konnten, nach den schon ihrer harrenden Wagen des Extrazugs zurück, um Sitzplätze zu bekommen und die Stehplätze diesmal denen zu überlassen, die hoch oben in den Bäumen saßen und nicht so rasch heruntergleiten konnten, und nach kaum einer halben Stunde legte sich der Zug langsam wieder in Bewegung.

Vorher war aber schon der wieder zum Bewußtsein gekommene Jones in einen Wagen gesetzt worden und abgefahren, und als wir nach etwa zehn Minuten wieder hielten, überholten wir diesen. McCoole selber war mit im Zug, aber er stieg aus und ging zu Jones' Wagen, in welchem dieser mit verbundenem Kopf saß, und reichte ihm dort hinein die Hand.

Ausgleich ging im Zug das Gerücht um, daß Jones selber eine ziemlich große Summe bei dem Kampf gewettet und verloren habe, und daß man unterwegs für ihn sammeln würde. Es dauerte auch nicht lange, so kam McCoole selber, das breite, gemeine Gesicht wohl etwas geschunden, aber sonst allem Anschein nach völlig unverletzt, durch unsern Waggon. Vor ihm ging einer seiner Sekundanten, ein Papier in der Hand, um zu Unterschriften aufzufordern, hinter ihm McCoole mit seinem schwarzen breitrandigen Hut in der Hand, um kleinere Gaben gleich einzulassiren. Aber der Erfolg scheint kein besonders glänzender gewesen zu sein, — wer auf Jones gewettet und verloren hatte, fand seinen Geldbeutel schon genug in Anspruch genommen. Wer gegen ihn gewonnen, gab wohl etwas, und eine kleine Summe kam dadurch zusammen. Es ist auch in der That eine starke Zumuthung, einem besiegten Preißboxer noch Almosen zu geben; da gibt man doch lieber einem braven, hülfbedürftigen Arbeiter.

So endete dieser wirklich berühmte Zweikampf, der auch in der That einiges politische Interesse hatte, da er, in jetziger Zeit gerade, zwischen einem Irländer und Engländer stattfand und dadurch schon die Sympathieen der Amerikaner für den Iren erweckte. Welchen Antheil man aber daran nahm, geht schon daraus

hervor, daß der Kampf etwa 16 Minuten nach elf Uhr zu Ende kam und um zwölf Uhr — ja noch einige Minuten früher — schon die Zeitungen ausgegeben und von Jungen durch die Straßen geschrien wurden, in welchen ein zwar flüchtiger, aber doch wahrer Bericht über den Kampf gedruckt stand. Hatte man doch zu dem Zweck einen Telegraphenapparat mit dem Draht dort in Verbindung gebracht, um auch nicht einen Augenblick Zeit zu verlieren, die werthvolle Nachricht zu verbreiten und einem Jeden zugänglich zu machen.

Wir selber war das ganze Schauspiel, als überhaupt etwas Neues und in den Zweck meiner Reise einschlagend, interessant genug, aber es ist jedenfalls ein Beweis großer Brutalität, etwas Derartiges mit solchem Pomp und Spektakel und solchen Vorbereitungen zur Schau zu tragen. Uebrigens zeigten die Deutschen in Cincinnati deutlich genug, daß sie keine Freude an einer solchen Bestialität finden, denn nur sehr Wenige waren draußen, und ich bin auch ziemlich fest überzeugt, daß keiner von ihnen einen Cent auf solche Menschenshänderei gewettet hat.

Aus den Erinnerungen eines irischen Polizeibeamten.

4. Ein angenehmer Ausflug.

(Schluß.)

Wir ritten durch den Park Belline zu und gelangten auf eine Straße, die nach dem Gebirg hinführte. An dem Bug befand sich eine Walbede, welche den Paß gegen die Berge hin verdeckte. Voles ließ an dieser vorbei sein Pferd im Schritt gehen; aber kaum hatten wir die Hauptstraße aus dem Gesicht verloren, so rief er dem Sergeanten einige irische Worte zu und schlug einen Galopp an. McOrath und ich folgten seinem Beispiele.

„Reitet schneller, schneller!“ rief der Major. „Man wird uns schon vermisst haben.“

„Aber warum diese Eile?“

„Es gilt unser Leben. Wenn sie uns einholen, sind wir gemalßt. Wer weiß, ob nicht ohnedies schon Ketten am Weg liegen und uns aufauern. Reht nur den Sporn nicht gelpart.“

Wir galoppirten ungefähr sechs Meilen auf dem bergigsten Weg dahin, der mir je vorgelommen ist. Endlich zog Voles den Zügel an.

„Harry, mein Junge, ich denke wir haben ihnen einen tüchtigen Vorsprung abgewonnen. Laß jetzt Dein Thier ein wenig verschmausen; wir haben noch einen langen Ritt vor uns.“

„Aber, Herr Schwiegerpapa, sind Sie denn toll geworden? Was hat alles dieß zu bedeuten?“

„Einfach so viel, daß auch ich die Stimmen hörte, die Dich im Schlaf gestört haben.“

„Aber warum leugneten Sie dieß heute morgen ab?“

„Weil ich Dich nicht beunruhigen wollte. Sie hatten schon in der letzten Nacht im Sinn, mir den Garaus zu machen, fürchteten aber, dadurch ihrem Knecht zu schaden, und haben deshalb ihren Anschlag auf heute Nacht verschoben. Es lag in ihrem Plan, uns um elf Uhr, während wir beim Nachtrinken saßen, niederzuschießen, und dem Sergeanten wollten Sie den Schädel einschlagen. Dazu waren alle Anstalten getroffen. Laß sehen — nach meiner Reperitur ist's zehn vorüber; jetzt fangen sie an, sich zu versammeln, und werden uns bald vermissen. Wir haben keine Zeit zu verlieren.“

„Ich gestehe, daß mich die Unvorsichtigkeit wundert, mit der sie ihren Plan verriethen.“

„Sie sprachen irisch, und das verstehe ich glücklicherweise.“

„Sollten wir denn nicht unsere Pferde besser ausreiten lassen?“

„Nein, jetzt nicht. Wir haben einen schrecklich schlechten Weg und wollen deshalb bis Elf gemacht thun; dann aber können sie über unsere Flucht nicht mehr im Zweifel sein, und wir müssen weiter, so schnell unsere Mähren uns zu tragen vermögen.“

In diesem Augenblick trat der Mond aus den Wolken hervor, und wir bemerkten dicht neben uns einen zerkumpten, barfüßigen Knirps, der, wie es in Irland Brauch ist, alsbald ein Gespräch mit uns aufnahm. Voles flüster mir zu, ich solle vorsichtig sein.

Obdon mir für diese Warnung kein Grund vorzuliegen schien, kam ich ihr doch pflichtlich nach.

„Wie heißt jene Stadt dort, Pat?“ fragte Volcs mit stark ausgeprägtem irischen Accent.

„Wo, Euer Ehren?“

„Zum Henker, Du brauchst Dich nicht so schamhaftig zu stellen. Ich bin fremd hier und möchte es wissen.“

„Ich denke, es ist Newmarket. Will Euer Ehren dahin?“

In diesem Augenblick kitzte der Säbel des Sergeanten. Der Major stieß einen Auf des Mergers aus; der Knabe aber schien es nicht beachtet zu haben und fuhr fort zu schwagen.

Wir gelangten an eine Wendung des Weges, der wir folgen mußten, wenn wir nach dem noch eine starke Meile entlegenen Newmarket wollten, doch ließ sich durch einen Ritt über die Felder die Hälfte dieser Entfernung abschneiden.

„Wo ist der Knabe?“ rief plötzlich der Major.

Wir sahen uns nach ihm um — er war nicht mehr da; aber kaum eine Minute später hörten wir von den Feldern her drei Pfiffe.

„Jetzt gilt's! Vorwärts, so schnell ihr könnt.“

Wir sprangten in vollem Galopp dahin. Die wir uns dem Städtchen näherten, unterschieden wir in einer Schmiebe ein lebhaftes Feuer und fast an jedem Fenster Lichter; doch auf einmal wurde die Schmiebe geschlossen und alle Lichter erloschen. Wir waren augenscheinlich verrathen. „Nur jetzt nicht erschlah!“ rief der Major. Und in wüthendem Rennen jagten wir durch das Städtchen, das wir kaum im Rücken hatten, als hinter uns ein Schuß fiel. Die Kugel durchbohrte den Mantel des Sergeanten, that uns aber keinen weiteren Schaden. Nachdem wir etwa eine Meile zurückgelegt hatten, ließ der Major sein Thier im Schritt gehen.

„Es hat jetzt keine Noth mehr,“ sagte er: „sie setzen uns nicht nach. Denke wohl, es ist kein halbes Duzend Männer im Neß gewieken, sonst wären wir nicht so leichtem Raufz davon gekommen. Verlaßt euch darauf, sie sind alle nach Kilkenny gegangen, um der Gerichtsverhandlung über ihren Freund anzuwohnen.“

Volcs war sehr sinnerreich in seinen Combinationen; er berechnete jede Möglichkeit und wußte aus den anscheinend geringfügigsten Umständen richtige Schlüsse zu ziehen. Er behältigte dies namentlich bei Sichtung der Beweismittel und schien sogar mit einem prophetischen Blick begabt zu sein, indem er Verwicklungen durchschaute, die einem Andern unerheblich oder unwahrscheinlich vorgekommen wären.

Nachdem wir eine Meile weiter geritten, bog der Major plötzlich nach einem Hohlweg ein. Natürlich folgten wir ihm; doch zu meiner Ueberraschung sprang er jetzt von seinem Pferd und bedeutete M'Grath, das Gleiche zu thun. Dann bat er mich, für ein paar Minuten die Pferde zu halten, und ich bemerkte nun, daß er und der Sergeant auf dem Boden suchten, als ob sie da etwas verloren hätten; auch schienen sie von Zeit zu Zeit irgend einen Gegenstand aus dem Noth aufzulesen. Endlich rief Volcs dem Sergeanten zu: „Ah, da ist etwas, womit man einen vollständigen Beweis herstellen kann. Wie freue ich mich, daß ich es gefunden habe.“ In diesem Augenblicke trat der Mond wieder hinter den Wollen hervor und ließ mich unterscheiden, was der Major so jubelnd in die Höhe hielt; es war die Hälfte eines menschlichen Fingers, der augenscheinlich durch einen scharfen Säbelhieb von einer Hand abgetrennt worden.

„Was habt Ihr?“ fragte Volcs.

„Ein Bruchstück von einem Schädelknochen mit Haaren daran,“ antwortete der Sergeant; „auch den Schaft einer zerbrochenen Pistole und ein blutiges Messer.“

„Gott sei bei uns! Wo sind wir denn?“ rief ich entsetzt.

„In dem Vorhin von Carridghod. Siehst Du nicht, wie der Boden überall aufgewühlt ist, wo der Kampf stattgefunden hat? Noch vor wenigen Tagen rann in diesem Graben Menschenblut.“

„O, laßt uns weiter gehen,“ erwiderte ich; „mich schaudert an diesem Plaz.“

„Wie Du willst; ich habe jetzt Alles, was ich brauche. Steht diesen Finger bei, Sergeant; wir wollen ihn dem Paddy Malone anprobieren. Den Schädel laßt nur liegen, aber das Messer könnt Ihr mitnehmen. Wir wollen uns jetzt durch einen scharfen Ritt

warm machen. Bis Kilkenny haben wir noch acht Meilen, dort nehmen wir unser Nachtquartier. Alons!“ Und wir ritten weiter.

Wir mochten noch vier Meilen von der Stadt entfernt sein, als ein lautes Geschrei, mit Schüssen untermengt, und an's Ohr schlug; auch bemerkten wir in der Ferne eine ungewöhnliche Helle. Tief bewog uns, die Pferde im Schritt gehen zu lassen. Was mochte dort vorgehen? Sogar der Major war einige Minuten verlegen, errieth aber endlich den wahren Sachverhalt. „Ich sehe meinen Kopf zum Wand, Kilkenny ist freigesprochen, und sie geleiten ihn jetzt triumphirend nach Haus.“ Zehn Minuten später konnten wir den ganzen Haufen überschauen. Volcs hatte recht gehabt — es waren gegen fünfhundert Personen, welche jubelnd und singend unter Abfeuern von Gewehren und unter Schwenken von brennenden Fackeln einherzogen. In ihrer Mitte saß auf einem kleinen Bergpony der freigesprochene Mörder, der, wie Viele glaubten, seinem gerechten Urtheil nur durch die Furcht der Geschwornen entronnen war; neben ihm her gingen, da er sich in Folge vielen Trunkens nicht mehr aufrecht im Sattel zu halten vermochte, zwei Weiber, welche ihm noch immer trotz seines trunkenen Zustandes alle Augenblicke die Prunntweinflasche darreichten. Vor ihm her machten ein Dudelsackspieler und ein zerlumpter Fiedler Musik.

Brüllend und unter tollen Sprüngen kamen sie heran; sie nahmen sich in dem grellen Licht der Fackeln wie leidhaftige Teufel aus, und ich begann zu zagen bei dem Gedanken, wie gering unsere Aussicht war, ihnen zu entweichen. Geriethe wir unter sie, so hatten wir zu gewärtigen, von ihnen zerissen zu werden, und lehrten wir um, so war unser Schicksal ebenfalls besiegelt. Was in dieser Noth anfangen? In der Angst meines Herzens wandte ich mich an Volcs.

„Wir sind verloren,“ ächzte ich.

„Bah — Narrenposen!“ entgegnete der Major. „Wenn wir den Noth nicht verlieren, droht uns keine Gefahr.“

„Was können wir thun!“

„Wir folgen!“ Und im Nu hatte er über eine niedrige Fede auf der Straße weggeleckt. Wir thaten das Gleiche und hatten im nächsten Augenblick uns hinter einer Heusehne versteckt, die glücklicherweise in der Nähe stand und von uns als Schirm benützt wurde.

Der furchtbare Haufen kam heran; er war uns jetzt ganz nahe, kaum zwanzig Schritte von uns entfernt; die geringste Unvorsichtigkeit würde uns in ihre Hände geliefert haben. Es war ein Moment der höchsten Gefahr, und ich glaube, daß ich zitterte. Die betrunkenen Celnken stülpten sich jedoch zu glücklicher in der Rettung ihres Helden, um für etwas Anderes, als für diesen, ein Auge zu haben.

Ohne ein Wort zu verlieren, ließ der Major, nachdem die Bande einige hundert Fuß von uns abgekommen war, sein Pferd wieder auf die Straße hinauskehren, und ich folgte ihm, ohne daß diese Bewegung irgend welche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte; als aber der Sergeant über den Graben setzte, schlug der unglückliche Säbel mit lautem Klirren gegen die Seite seines Thiers. Die Bande erkannte sogleich den ihr nicht fremden Klang, denn alsbald erscholl der Ruf — „Soldaten!“ dem sich das Geschrei „Die Peeler!“ anschloß. Sie hatten sich umgewendet und konnten uns deutlich im Mondlicht sehen. Ein Halbduzend Schüsse trachte uns in eben so viel Sekunden nach; allein sie waren viel zu betrunken, um gut zielen zu können, und keine von den Kugeln traf uns. Eine Abtheilung löste sich alsbald von dem Haupthaufen ab, um uns nachzusehen — eine keineswegs erfreuliche Wahrnehmung, denn auf kurze Strecken kann es der irische Bauer, wenn er nüchtern ist, mit einem Pferd im Galopp aufnehmen. „Vorwärts! vorwärts!“ brüllte der Major. Wir setzten mit Macht unsere Sporen ein und hatten unsere Verfolger bald weit im Rücken.

Eine halbe Stunde später saß ich in Kilkenny mit meinem tollkühnen Schwiegervater beim Nachtessen; er lachte über meine Aufregung und suchte mich zu überreden, daß das nur eine Kleinigkeit gewesen sei. — „Mag sein,“ verfecht ich, indem ich ein Glas Xeres auf seine Gesundheit leerte. „Es scheint, Sie sind an dergleichen Tinge besser gewöhnt als ich; aber heißen Sie mich einen Irlander, wenn Sie mich je wieder zu einem solchen angenehmen Ausflug daran kriegen.“



den Wirth machte. Sie laufen jetzt Luxemburg, im Herbst reklamiren sie Mainz, im nächsten Frühling Erfurt! Denken Sie an mich!" Es entspann sich, so abenteuerlich das klang, dennoch eine lebhaftes Diskussion über die „erfurter Frage“, welche jedoch vertagt wurde, als die Zeitung kam und den Zusammentritt der Konferenz in London meldete. In den Landstädten, welche von den Schienensträngen des Eisenbahnnetzes gestreift werden, hat sich die Kleinstädterei, wenn auch nicht ganz verloren, doch vor dem elektrischen, klärenden Strom mehr aus der Öffentlichkeit in die intimen Kreise zurückgezogen. An Orten, die aber noch auf bloße Postverbindung angewiesen sind, läßt man sich gemüthlich in altgewohnter Weise gehen und schämt sich des Japses nur, wenn ein fremdes Element in die mit einander so vertrauten Kreise tritt. So schien auf dem Rathskeller der Eintritt eines Mannes, der etwas geräuschvoll die Thüre öffnete, einen störenden Zwang zu üben. Er war von hoher, imposanter Gestalt, trug sich leztergerade und hatte etwas Bornchmes in seinem Wesen. Alle Anwesenden kannten ihn zwar und wußten, daß er durchaus nicht zur hohen Aristokratie gehörte, nicht einmal zum Landadel, von welchem mehr als ein höchst umgänglicher Gutsbesitzer in der Gesellschaft sein Gläschen zur politischen Besprechung trank — aber der Oberamtmann Schleiff hatte persönlich ein Auftreten, als wolle er, wie das Sprichwort ist, allen Menschen sagen: „Wacht mir den Staub weg!“ und wenn er auch im Gespräch immer sehr höflich war, so fühlte sich sein Hochmuth doch jederzeit durch. Indessen war er ein feuriger Mann, dem noch drei Kriege, wie der vorjährige, nichts anhaben konnten, und man mußte ihm deshalb schon etwas Selbstgefühl nachsehen. Die meisten Notabeln auf der „Börse“ fühlten auch wohl, daß sein Horizont, weil er weit in der Welt herumgekommen war und viele Verbindungen in Hauptstädten habe, umfassender sei als der übrige. Indessen blieb es doch immer störend, daß man ihm eine Priorität einräumen mußte und mit ihm nicht so ungezwungen reden konnte, wie mit jedem Anderen. Er war unbefangen eingetreten, hatte mit gewohnter Höflichkeit seine Bekannten begrüßt und ein paar Worte mit einem oder dem Andern von ihnen gewechselt, und suchte nun im Cigarrendampf, der die Gruppen an den kleinern Tischen umschwebte, den Mann, den er sprechen wollte. Dieser stand ihm schon näher als die Uebrigen, weil er sein Sachwalter und Rechtsfreund war, er konnte ihn also kommen lassen und brauchte erst aufzustehen, als er sich ihm nahte. Nach gegenseitiger Begrüßung fragte der Oberamtmann, wann er ihn zu Hause finde, er habe mit ihm zu sprechen. Der Rechtsanwalt erklärte, daß er ihm augenblicklich zu Diensten stehe, da er sein Frühstück nebst Zeitung genossen, worauf Beide den Rathskeller verließen.

„Er wird wieder ein paar Tausend unterzubringen haben!“ hieß es unter den Zuhörern. „Der Mann weiß ja mit dem Gelde nicht, wo er hin soll. Pachtbedingungen, die vor einer Reihe von Jahren festgestellt sind und noch, wer weiß wie lange, für Seerunde gelten, und der jetzige Stand der Getraidpreise, überhaupt der Güter! Simoni mag ein schönes Mätlergeld von ihm beziehen!“

Die Leute irrten sich. Der Oberamtmann Schleiff hatte diesmal keine Kapitalien überflüssig, welche ihm der Rechtsanwalt Simoni auf sichere Hypothek anlegen sollte, er wollte nur seine Meinung über einen besondern Fall hören, der ihn bedrohte. Doch gedachte er ihm die Sache nicht als seine eigene vorzutragen, sondern nur in Form einer Prinzipienfrage mit fingirten Personen: *Cajus contra Sempronium*, wie es im englischen Gerichtsverfahren zuweilen vorkommt. Auf dem kurzen Gange vom Rathskeller nach Simoni's Wohnung berührte er einige Angelegenheiten, welche Simoni erledigen konnte und kam dann auf eine Forstfache, die nicht ganz unwichtig war, so daß sie wohl zum Vorwande der nachgesuchten Besprechung dienen konnte. Der Rechtsanwalt nahm sie auch als solche an und erörterte sie, in seinem Geschäftszimmer angekommen, sehr gründlich mit Zuziehung des allgemeinen Landrechts und einschlagenden Entscheidungen des Obertribunals, so daß Schleiff befriedigt sein konnte. „Ich danke Ihnen, lieber Simoni,“ sagte er. „Sie haben mich so vollständig in's Klare gesetzt, daß ich den hartnäckigen Strahl, den sein österreichischer Graf mit Bollmacht versehen hat, des Unrechts über die streitige Parzelle

überfahren kann. Sie haben wohl mehr zu thun, als noch zu plaudern, ich will Sie nicht länger aufhalten.“

„O, bleiben Sie noch, Herr Oberamtmann! Ich habe so selten die Freude, mit Ihnen einmal zu plaudern — etwas Trinkendes liegt mir nicht vor! Darf ich Ihnen eine Cigarre anbieten?“

Schleiff nahm dieselbe an und Beide plauderten wirklich eine Weile über naheliegende Gegenstände. — „Wieder auf die Forstparzelle zu kommen, die mein gräflicher Nachbar nach angeblich aufgefundenen Urkunden in Anspruch nimmt, wann tritt denn eigentlich Verjährung ein?“ Simoni belehrte ihn darüber. — „Das beruhigt mich einigermaßen,“ sagte Schleiff. „Wäre Seelenrode mein Eigenthum, so würde ich es überhaupt wegen des lumpigen Waldwidels nicht auf einen Prozeß antommen lassen, aber ich darf dem Kammergute nichts vergeben. Freilich weiß man nie, wie ein Prozeß abläuft. Gerichte entscheiden oft, daß einem Laien, der statt des Codex nur seinen gesunden Menschenverstand befragt, dieser Verstand still steht. Die drei Instanzen spielen oft mit ihren Erkenntnissen *Rouge ou noir*: in der ersten gewonnen, in der zweiten verloren, in der dritten wieder gewonnen. Schade, daß es nicht noch mehr Variationen gibt. Sie verzeihen mir den Angriff auf Ihr Metier.“

Der Rechtsanwalt nahm die Miene beleidigter Würde an — sollte er sich das von dem Geldbündel gefallen lassen? Indessen besann er sich, daß im Allgemeinen das Volkstheil nicht anders lautet und seit Jahrhunderten schon das Mißtrauen gegen die unbedingte Gerechtigkeit prozessualischer Erkenntnisse tief eingewurzelt ist. Er erwiderte daher nur achselzuckend: „Ein Metier ist die Rechtspflege nur in dem Sinne, wie man ja auch vom Soldatenmetier spricht, während es doch die Vaterlandsverteidigung ist, zu welcher unser ‚Boll in Waffen‘ vom Prinzen bis zum Proletariat das Ehrenrecht hat. Die Verschiedenheit, welche zuweilen in den Erkenntnissen erster und zweiter Instanz vorkommt, erklärt sich daraus, daß bei der Appellation eine oder die andere der streitenden Parteien neue Momente mit Beweiskraft vorbringt, welche dem ersten Richter nicht vorgelegen haben und natürlich das Urtheil des zweiten modifiziren müssen.“

„O, ich will Ihnen einen Fall erzählen, den ich verbürgen kann!“ entgegnete der Oberamtmann lebhaft. „Es war ein Prozeß entschieden worden; der Beurtheilte berief sich bei dem Richter darauf, daß er ihm gewisse Papiere, die sein Urtheil hätten anders bestimmen müssen, eingeschickt habe. Der Richter erkannte seinen Irrthum, er hatte andere Papiere, welche nichts besagten, mit den wichtigeren verwechselt — unglaublich aber wahr! — und letztere gar nicht gelesen. Er machte selbst eine Eingabe an das Appellationsgericht, gestand seinen Fehler ein und trug darauf an, denselben durch ein abänderndes Erkenntniß wieder gut zu machen. Der zweite Richter mußte diese Eingabe nicht zugefertigt erhalten oder nicht beachtet haben, gleichviel, es wurde auf Grund des ersten Erkenntnisses, das scheinbar mit vollwichtigen Gründen belegt war, in gleicher Weise erkannt, dadurch war der Spruch nun rechtskräftig geworden und nichts weiter dagegen zu thun.“

„Herr Oberamtmann, das ist unmöglich!“ rief Simoni.

„Und doch wahr! Vom letzten Kriege sagte eine Zeitung, daß er unmöglich und doch unvermeidlich sei — viele Leser hielten das für Witz; seit ich aber jenen Rechtsfall erlebt habe, glaube ich Alles.“

„Ist der Fall Ihnen begegnet?“ fragte Simoni aufgeregt.

„Mir nicht, aber einem Freunde,“ antwortete Schleiff.

„Und was that der erste Richter auf das unerhörte Verfahren des Decernenten zweiter Instanz?“

„Was sollte er thun?“ erwiderte der Oberamtmann. „Seine Ehre war freilich im Spiele, aber sollte er sich deshalb erschießen oder seinen Kollegen vom Appellationsgericht auf Pistolen fordern? Der würde sich kaum gestellt haben. O nein, der Richter war ein Ehrenmann, er bot dem Geschädigten an, ihm die Summe, um welche er ihn durch seine Nachlässigkeit gebracht hatte, aus eigenen Mitteln zu ersetzen, was natürlich nicht angenommen wurde.“

„Wenn ich den Fall, welchen Sie als eine Thatfache verbürgen, nicht ansehen will,“ entgegnete der Rechtsanwalt, so müssen dabei doch noch Umstände obgewaltet haben, welche nicht zu Ihrer

Kenntniß gekommen sind. Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie mir das Obergericht und den betreffenden Rath nennen wollten."

Der Oberamtmann erwiderte, daß er die Namen nicht wisse, die Sache übrigens auch schon sehr lange her sei. "Auch für üble Nachrede muß eine Verjährungsfrist eintreten," setzte er lächelnd hinzu. "Es gibt ja wohl selbst für schwere Fälle eine solche, nicht wahr?"

"O ja, Herr Oberamtmann. Die Bestimmungen darüber sind aber in den Gesetzbüchern der verschiedenen Länder außerordentlich verschieden. Injurien verjähren in einem Jahre, eigentliche Verbrechen werden natürlich erst nach langer Zeit, wenn keine Anklage erhoben worden ist oder werden konnte, straffrei. Nehmen wir zum Beispiel einen Kriminalfall in unserem Lande an, so würde es sich danach richten, mit welcher Strafe derselbe im allgemeinen Strafgesetzbuch bedroht ist und könnte der Verjährungsstermin sogar erst nach zwanzig Jahren eintreten, vorausichtlich auch dabei, daß Inculpation von dem Verbrechen keinen Nutzen mehr zieht und während der Verjährungszeit kein neues Verbrechen begangen hat."

"Zwanzig Jahre!" wiederholte Schleiff. "Das ist eine sehr lange Zeit!"

"Zum Schutz der Menschheit, zu Genugthuung für die beleidigte Gerechtigkeit darf der bösen That keine frühere Strafflosigkeit zugesichert werden. Wie viele Verbrechen bleiben unentdeckt und kommen erst an das Tageslicht, wenn die betroffene Generation ausgestorben ist! Für solche Fälle ist es immerhin ein Surrogat für die ausbleibende Strafe, wenn der Verbrecher während dieser Zeit täglich das Damoclesschwert einer möglichen Entdeckung über seinem Nacken schweben sieht."

Der Oberamtmann schien dieser Meinungsäußerung nicht recht zugehört zu haben, er blickte zerstreut umher. Jetzt stand er auf, lehnte das Feuer zur Wiederanzündung seiner ausgegangenen Cigarette ab und sagte: "Ich nehme Ihre kostbare Zeit mit ganz müßigem Geplauder in Anspruch, wir haben uns da in juristische Fragen vertieft, denen kein bestimmter Fall zu Grunde liegt."

"Doch, geehrter Herr!" erwiderte Simoni. "Ihr eigener Fall!"

"Mein Fall?" rief der Oberamtmann. "Wie kommen Sie darauf?"

"Nun Ihre Forstfache mit dem Besitzer der angrenzenden Herrschaft? Nehmen Sie nicht selbst das Recht der Verjährung für die Ruhezierung der neuerdings bestrittenen Waldparzelle in Anspruch?"

"Ja so! Das ist aber auch nicht mein Fall, sondern es geht nur die Hofkammer an, deren Vertreter ich freilich hier bin. Hat sich einer meiner Vorgänger des Grundstücks widerrechtlich bemächtigt, so ist das freilich ein Vergehen, und da die Hofkammer aus demselben bis auf diesen Tag Nutzen zieht, so könnte am Ende, Ihrer Theorie nach, für dieselbe niemals eine Verjährung eintreten! Wie ist das nun im Allgemeinen zu verstehen? Ich bereichere gern meine Kenntnisse. Wenn also ein Mensch durch irgend eine That, die vor dem Gesetze strafbar ist, in den Besitz von Geld und Gut gekommen ist, das er natürlich auch nutzt, so kann er, wenn sich ein Kläger findet, dann auch nach zwanzig Jahren noch belangt werden?"

"Unbedenklich!" erwiderte der Rechtsanwalt.

"Das ist auch ganz in der Ordnung!" sagte Schleiff. "Speziell angewendet müssen wir abwarten, was in unserem Falle der Nachbar thun wird, und wenn sein Bevollmächtigter zur Klage schreitet, welche Anschauung das Gericht über die Sachlage gewinnen kann. Finden Sie es aber nicht sonderbar, daß der hochgeborene Graf eine so untergeordnete Person, wie seinen Förster Strahl, mit Vollmacht versehen hat? Es ist, als ob er uns seine Geringschätzung recht deutlich ausdrücken wollte, vielleicht noch eine Rache aus dem letzten Kriege her."

"Glauben Sie das nicht," entgegnete Simoni. "Der Förster Strahl ist ein ganz geschickter Mann, er kann die beste Auskunft geben, sachlich und traditionell, und wenn es zu einer Klage kommt, muß ja doch ein Jurist die Sache führen. Nach Allem, was Sie mir gesagt haben, glaube ich, daß wir die Urkunden, auf welche der Graf seine Forderung stützt, nicht zu fürchten haben."

Der Oberamtmann empfahl sich und ging nach dem Gasthofe zurück, wo er seine Pferde eingestellt hatte. Er war ein Mann

schon bei Jahren, und noch immer sah man ihn selten zu Wagen, sondern meist im Sattel nach der Stadt kommen, begleitet von einem Reitknecht in einfacher, aber vornehm zu nennender Livree, der ihm auf eine Entfernung von wenigstens zwölf Schritt folgen mußte. Der Herzog oder die Fürsten der angrenzenden Lande konnten nicht mit mehr Bewußtsein ihrer Würde auftreten.

Seelenrode war ungefähr anderthalb Meilen von der Stadt entfernt, der Oberamtmann pflegte sie gewöhnlich in einer Stunde zurückzulegen, oft in noch kürzerer Zeit. Es war dem Reitknecht auffällig, daß er heut sehr langsam ritt; wie Herr Schleiff in allen Dingen ziemlich regelmäßig verfuhr, so hatte er auf dem oft zurückgelegten Wege nach der Stadt seine bestimmten Streden für stärkere Gangart — heut blieb er sogar am Walde, dessen Rand er sonst immer im langen Jagdgalopp verfolgte, im ruhigen Schritt. "Mein Herr wird auch alt!" dachte der Reitknecht, indem er die Haltung desselben im Sattel, die heut ziemlich zusammen gesunken war, bedenklich musterte. Da richtete der Oberamtmann, als habe er die Gedanken seines langjährigen Dieners durch einen Seelenrapport ertastet, sich plötzlich kurzengrade auf und fragte, nach einem Fußgänger zeigend, der in einiger Entfernung durch die Felder schritt: "Ist das nicht mein Sohn?"

"Ja wohl, Herr Oberamtmann," bestätigte der Diener.

Schleiff sah scharf hinüber, zwischen ihm und dem Fußgänger lagen grüne Saaten, es war unmöglich, zu ihm zu gelangen, wenn er nicht seinem Reitknecht ein schlimmes Beispiel geben und querselbein reiten wollte — er war nun auch von seinem Sohne bemerkt worden, der den Hut grüßend vom Kopfe erhob. Sollte das ein Trost sein, da er wohl wußte, daß der Gang, den er offenbar im Sinne hatte, dem Vater mißfällig war? Der Oberamtmann erwiderte den Gruß mit einer Handbewegung; hinüber rufen konnte er nicht, da die Entfernung zu groß war, um verstanden zu werden, doch mußte der Wink seiner Hand, rückwärts nach Seelenrode, dem Sohne immerhin deutlich sein. Dieser zog jedoch den Hut nochmals in einer ganz eigenthümlichen Weise, welche Schleiff ebenfalls nicht misverstehen konnte: gehorsamer Diener! mochte damit gesagt sein sollen, ich habe keine Lust umzukehren. Der Oberamtmann ritt, ohne weiter nach dem Widerspenstigen zu schauen, seines Weges, aber sein Reitknecht, wenn er Augen für solche Zeichen gehabt, hätte bemerken können, daß Schleiff's starker Badenbart, dessen Rückseite er sah, vor innerem Aerger zitterte.

Als sie in den großen, mufterhaft gehaltenen Hof von Seelenrode einritten, fragte der Oberamtmann den ersten Knecht, den er traf, ob seine Frau angekommen sei. Der Knecht verneinte es, Schleiff hätte sich das selbst sagen können, der Sohn würde doch nicht die kaum angelommene Mutter verlassen haben, um seine eigenen, halbverbotenen Wege zu gehen. Als er eben abgehen wollte, ließ sich aber vom Dorfe her der Klang eines Posthorns hören, das die Erwartete ankündigte. Er stieg ab und warf einen Blick nach den Fenstern des Schlosses, ob der Klang nicht seinen Gast, der sich gar nicht sehen ließ, herbeirufen werde. Heute kamen wohl: der Diener und das Mädchen der Frau Oberamtmann, welche sie empfangen wollten, der Koch streckte seinen Kopf mit der weißen Mütze hervor, um sich zu überzeugen, daß er bald anrichten lassen könne — aber der Gast ließ sich nirgends blicken. Er mochte in der Umgebung des Schlosses umherschweifen, und es war dem Oberamtmann auch recht lieb, daß er seine Frau erst auf dieß Wiedersehen vorbereiten konnte.

Der Wagen rollte über den Hof; aus dem Schlage neigte sich schon von Weitem ein freundliches Gesicht, und grüßte ein Wink der Hand den Gatten, welcher nur einige Schritt entgegen kam und seine Frau willkommen hieß. "Alles zur Zufriedenheit?" fragte er.

"Alles, lieber Theodor!" antwortete sie und blickte ihn hell an, während er ihr aus dem Wagen half. — "Wo ist Rudolph?" Er ist doch nicht schon wieder abgereist? Du schreibst mir, daß er drei Wochen bei uns bleiben würde?"

"Bei uns!" wiederholte Schleiff. "Nun ja, hier ist sein Lager, aus dem er seine Expeditionen unternimmt. Ich habe ihn eben auf dem Wege nach dem Waldbhofe gesehen."

Die Mutter konnte sich wohl verletzt fühlen, daß er gerade jetzt ausgegangen war, doch hatte sie auch dafür eine Entschuldigung:



„Nun, Theodor,“ sagte die Frau, indem sie ihre ausdrucks-
vollen Augen auf ihn richtete, „bist Du denn nicht in unserer lan-
gen Ehe überzeugt, daß ich auch glücklich bin?“

„So wie ich nicht!“ erwiderte Schleich. „Ich weiß, was ich
an Dir habe, Du weißt das nicht, wenn wir auch schon dreißig
Jahre verheiratet sind.“

„Was hast Du, Theodor?“ fragte die Gattin liebevoll. „Du
bist nicht so ruhig, wie immer, hast Du in der Stadt etwas Un-
angenehmes erlebt, oder macht Dir Rudolph Sorgen? Sollte Dir
Herzging doch Mittheilungen gemacht haben, welche Dich verstim-
men? Sag' es mir, Mann, wir tragen ja Alles zusammen!“

„Alles? O ja, bis jetzt war daran nicht viel zu tragen,“ ent-
gegnete er. „Es ist uns in den dreißig Jahren leblich gut gegan-
gen. Ich will Dir's aber nur gestehen: Rudolph ist mir über den
Kopf gewachsen, er hat mir rund erklärt, daß er von dem Mäd-
chen nicht lassen kann, und als ich ihm ruhig entgegnete, meine
Einwilligung zu dieser Heirath aus einer niedrigen Klasse würde
er niemals erhalten, antwortete er mir kaltblütig, dann werde er
sich ohne meine Einwilligung behelfen müssen.“

„Hast Du wirklich ruhig mit ihm gesprochen?“ fragte die
Mutter sanft.

„Nun, ich will nicht ganz in Abrede stellen, daß meine Ruhe
keine stoische gewesen ist. Es handelte sich um meine Autorität
als Vater. Rudolph will aber von keiner Autorität etwas wissen,
als höchstens von dem Buchstaben des Gesetzes, das ihm in dieser
Angelegenheit zur Seite steht: es war ein großer Mißgriff, da ich
doch seinen Charakter kannte, daß ich ihn Jura studiren ließ, Sol-
dat hätte er werden müssen, um Disziplin zu lernen.“

„Wenn Du nicht ruhiger zu ihm gesprochen hast, wie jetzt zu
mir,“ erwiderte die Mutter freundlich, „so wirst Du ihn wohl
zu der ungehörigen Aeußerung gereizt haben. Du thust seinem
Charakter Unrecht, er hat das liebevollste Herz und ist auch süß-
sam . . . Ich hätte, wie Du, gewünscht, daß seine Neigung sich
nicht gerade der Försterstochter zugewendet hätte, aber einer niedri-
gen Klasse gehört sie doch nicht an? Bürgerlich sind wir auch nur,
und die ganze Familie ist, wenn auch einfach, doch nicht ungebil-
det. — Nimm mir's nicht übel, Theodor,“ fügte sie lächelnd hinzu,
„ihr Herren von der Domänenaristokratie seid stolzer als die Hoch-
adeligen, Deine Mutter ist nun gar eine Baroness geworden, und
weil Du selbst verblendet genug eine Landpastorstochter geheirathet
hast, willst Du, daß Dein Sohn die Stufe, welche Du hinabge-
stiegen bist, wieder einbringe, wo möglich durch eine Comtesse! Ich
werde Dich darin nach Kräften unterstützen.“

Ihr Scherz entlodete ihm doch ein Lächeln, sie hatte den rechten
Weg getroffen, seine gegen den Sohn gereizte Stimmung zu mil-
dern. Er wollte ihr antworten, da wurde die Thüre rasch geöffnet
und Herzing trat ein.

(Fortsetzung folgt.)

Schiller's Don Carlos.

(VIR S. 173.)

Der Geist der Freiheit, der das Pathos der Schiller'schen Muse
bildet, hat sich wohl am Prägnantesten in seinem „Don Carlos“
Ausdruck gegeben. „Don Carlos“ ist eine historische Tragödie,
aber es kam dabei Schiller weniger auf die historische Wahrheit an,
als auf die innere, philosophische und Kunstwahrheit; das
Thatsächliche tritt vor der Idee in den Hintergrund. Dieser Mar-
quis Posa ist nicht derjenige seiner Zeit, sondern der für Freiheit
glühende Schiller des achtzehnten Jahrhunderts. Wenn die Tra-
gödie streng genommen auch nicht eine historische genannt werden
kann, so zeichnet sie sich dagegen durch die sittliche Erhabenheit der
Gedanken aus, durch eine Menge kraftvoller Sentenzen, wohlge-
lungener, ergreifender Situationen und durch eine stellenweise zu
wahrhafter Schönheit ausgebildete Sprache. „Don Carlos“ ist
die Tragödie des Weltbürgerthums, das Evangelium kosmopoliti-
scher Geister, das den Kampf der fortschreitenden Idee der Wahr-
heit mit dem Vorurtheil und Despotismus in Sachen des Glau-
bens und der freien Staatsverfassung repräsentirt. Die Abfassung
des Trauerspiels fällt in die Grenze von Schiller's Läuterung, in

den Uebergang von der rohen Naturpoesie zu der höheren Kunst-
poesie. In dem stillen Asyl, das dem Dichter seine mütterliche
Freundin, Frau von Volkzog, in Bauerbach eingeräumt hatte,
sehen wir Schiller an dem Stüde arbeiten, für einen Moment durch
freundlichen Besuch gestört.

Wilhelm von Kaulbach.

(VIR S. 189.)

Die kleine, zum Fürstenthum Waldeck gehörige Stadt Krossen
besitzt den unbestrittenen Ruhm, daß zwei der größten deutschen
Künstler ihr entstammen, Wilhelm von Kaulbach und Christian
Rauch. Man darf diese beiden Namen auch noch deshalb zusam-
menstellen, weil Rauch, der mit Kaulbach's Vater die Schule be-
suchte, später viel dazu beitrug, daß der Sohn seines Freundes
mit aller Strenge zum Studium und zur Ausübung der Kunst an-
gehalten wurde. Geboren wurde Kaulbach am 15. Oktober 1805
als der Sohn eines Goldschmieds. Vom Vater erhielt er den ersten
Unterricht im Zeichnen, kam im Jahre 1821 auf die Akademie zu
Düsseldorf, wo besonders Cornelius für ihn von förderndem Ein-
fluß wurde. Sein erstes Bild von Bedeutung ist eine Madonna
mit zwei Engeln. Als ihm die Ausmalung der Kapelle in der
düsseldorfer Irrenanstalt übertragen wurde, hatte er hier Gelegen-
heit, die Zellen der einzelnen Kranken zu besuchen. Die ergreifen-
den Szenen, deren Zeuge er hier wurde, boten ihm später Veran-
lassung zu einer seiner berühmtesten Kunstschöpfungen: zu dem in
den Jahren 1828—29 entstandenen Narrenhause, für welches ihm
Guido Ströde den Text schrieb. Als Cornelius nach München be-
rufen wurde, folgte ihm Kaulbach im Jahre 1826 nach. Seine
erste Arbeit hier war das große Deckengemälde im Odeonsaal,
das Apoll unter den Mufen darstellt, und welches seinen Ruf be-
gründete. Um diese Zeit ließ König Ludwig die Atlanten des Hof-
gartens mit Freskobildern aus der bayerischen Geschichte schmücken,
denen gegenüber allegorische Darstellungen Platz fanden. Unter
Letzteren befinden sich die Hauptflüsse Bayerns: Rhein, Main,
Donau und Isar, dann eine Bavaria von Kaulbach's Hand. Alle
zeichnen sich durch große Kraft und Würde aus. Im Palais des
Herzogs Max malte er in anmuthigster Weise die Mithras von Amor
und Psyche; seine nächsten Arbeiten waren Szenen aus Aeschylus's
und Goethe's Gedichten im Königsbau; im Salon der Königin
entwarf er die acht Wandgemälde aus Musarion und den Grazien
von Wieland, welche von Förster ausgeführt wurden. Im Thron-
saal der Königin schuf er in modern-antiken Charakter: Klagen
einer Tochter um den gestorbenen Vater, die schlummernde Ge-
liebte, Ordnung des Dichters, der Segen David's, neun Szenen
aus der Hermannsschlacht und drei aus Hermann's Tod. Im
Jahre 1834 vollendete Kaulbach seine berühmte Hunnenschlacht.
Eine Reihe von Zeichnungen zu Schiller's „Verbrecher aus ver-
lorener Ehre“ und zum „Faust“, sowie die herrliche Beduinengruppe
und die Anfänge zu „Meinade Fuchs“ liegen zwischen jener ersten
und einer zweiten größeren heroischen Komposition, der Zerstörung
Jerusalems durch Titus, deren Skizze Kaulbach 1838 vollendete.
Im Jahr 1846 ward die Ausführung derselben in Oel fertig,
welche König Ludwig für die neue Pinakothek bestellt hatte, und
gleichzeitig legte der Künstler auch die letzte Hand an seine Zeich-
nungen zur Thierfabel, welche vielfach als die Krone aller seiner
Schöpfungen bezeichnet worden sind und jedenfalls zu den genial-
sten Werken gehören, die es geben kann. Zur selben Zeit entstand
auf Wunsch Cotta's eine Reihenfolge geistreicher Zeichnungen zu den
übrigen Werken Goethe's. Das berühmte Maskenfest der münchener
Künstler vom März 1840 gab Kaulbach Anlaß zu ein paar lebens-
großen Bildnissen. Sie zeigen uns den Landschaftler Heineken und
den inzwischen verstorbenen Schlachtenmaler Monton, zwei echt
ritterliche Gestalten in der reichen Tracht des sechzehnten Jahr-
hunderts.

Sein Ruhm war inzwischen so gestiegen, daß König Friedrich
Wilhelm IV. von Preußen Veranlassung nahm, ihn mit der Aus-
schmückung des Treppenhauses im neuen Berliner Museum zu be-
auftragen, und der Künstler wählte hierzu sechs Wandgemälde welt-

historischen Inhalts, die zum Theil von ihm, zum Theil von seinen Schülern Echter und Muhr ausgeführt wurden. Sie stellen den Thurmabau zu Babel, die Plüte Griechenlands, die Zerstörung Jerusalems, die Hunnenschlacht, die Kreuzfahrer vor Jerusalem und die Reformation dar und bilden zusammen ein unendlich reich gegliedertes Ganzes, eine gemalte Philosophie der Geschichte.

Eine andere Reihe von Wandgemälden war es, welche Kaulbach an der Außenseite der neuen Pinakothek des Königs Ludwig in Fresco ausführte. Es galt eine Verherrlichung der wieder erwaachten deutschen Kunst und der Glanzpunkte, welche sie in der bayerischen Hauptstadt gefunden. — Seit Anfang der fünfziger Jahre brachte Kaulbach eine Folge von Zeichnungen zu Schallpere's unsterblichen Dramen, welche durch treffliche Stahlstiche vervielfältigt wurden. — Aus dem letzten Jahrzehnt datirt eine große Aollenzeichnung des Künstlers: „Die Ermordung Cäsar's“.

Fortwährend ist der Künstler noch immer unermüdet thätig und beschäftigt sich gegenwärtig mit Darstellungen zu Schiller für den König von Bayern.

Wir sind so glücklich, durch die Güte der Cotta'schen Verlags-handlung in den Stand gesetzt zu sein, unsern Lesern den Künstler in seinem genialsten Werk: dem *Reinecke Fuchs*, der den gegenwärtigen Jahrgang schmückt, vorführen zu können.

Schloß Klein-Heubach am Main.

(Zill C. 172.)

Wer sich, müde des Treibens großer Städte, in eine reizende, romantische Einsamkeit sehnt, die dabei doch nicht monoton oder ohne alles Leben ist, kann nicht leicht eine schönere Gegend wählen, als das Maintal, das sich, von Wertheim in Baden bis nach Obernburg in Unterfranken hinziehend, ausnimmt wie ein Stück deutsche Gemüthlichkeit vom Himmel herabgeworfen, dem unruhigen oder gequälten Menschenherzen zur Beruhigung und zum Ergözen.

Zwischen dem alten wohlgebauten Städtchen Miltenberg, neben dem sich der Main wie ein blaues Band dahinzieht, und dem ansehnlichen Dorfe Jochenbach liegt der Wohnsitz des Fürsten Karl von Löwenstein-Wertheim-Rochefort, Klein-Heubach. Das Schloß selbst ist, obwohl groß, doch nicht besonders schön gebaut, die innere Einrichtung jedoch eben so geschmackvoll als dem Reichthume des Besitzers angemessen. Was aber an architektonischer Schönheit an dem Schlosse vermißt werden kann, wird reichlich ersetzt durch den großen, im englischen Geschmack angelegten Park, welcher an den das Schloß umgebenden Blumengarten stößt und sich fast bis zu dem miltenberger Thurme, in welchem der Sage nach Götz von Berlichingen als Gefangener gefesselt haben soll, ausbreitet. Der Kunstgärtner in Klein-Heubach ist ein Mann, den klassische Ausbildung verbunden mit Liebe zur Gartenkunst dahin gebracht haben, in seinem Fache Außerordentliches zu leisten, und der Park sowohl als die Gewächshäuser und der Blumengarten sind für den Freund und Kenner der Pflanzenwelt eine innere frischsprudelnde Quelle des Vergnügens. Aber nicht nur der Park macht den Aufenthalt in diesem Schlosse reizend, nicht nur der reinliche, von Wohlstand zeugende Ort Klein-Heubach; die malerische Bergkette jenseits des Mains, die bewaldeten Höhen diesseits, die freundlichen Städtchen und Dörfer, die zwischen felsigen Bergen an den Ufern des Mains grünen Weingärten und Wiesen, unterbrochen durch goldene Aehren- und Mohndfelder, welche zur Blütezeit einen reizenden Anblick gewähren. Wendet man sich vom Schlosse kommend links, so erreicht man nach halbständiger Wanderung das Sachsengrab bei Miltenberg, einen Theil des Städtchens, erblickt die große, seit Jahrhunderten auf die Stadt herabschauende Miltenburg, seit einigen Jahren Eigenthum und Wohnsitz eines gastfreien Herrn; wendet man sich rechts, so kommt man nach dem Städtchen Obernburg, wo Jahr aus Jahr ein vier gute Dinge zu haben sind, will man im Gasthose eintreten, nämlich ausgezeichnetes Brod, herrliches Obst — im Winter gibt es Äpfel, Rüsse, aufbewahrte Birnen und Trauben — guten Honig und einen Wein, der sich neben allen Weinsorten der Welt sehen lassen

kann. Wer Nothwein liebt, der bekommt unverfälschten Rlingenberger, wer goldigem den Vorzug gibt, der lasse sich Eichenbühler bringen. Jeder Deutsche kennt wohl das Verslein:

Zu Badarach am Rhein,
Zu Würzburg am Stein,
Zu Rlingenberg am Main,
Da wächst der allerbeste Wein.

Wer Wasserfahrten liebt, kann von Schloß Heubach stromaufwärts und stromabwärts fahren, überall sind die Ufer malerisch und ebenso mit thätigen frohen Menschen belebt, wie der Strom selbst mit lustigen Schiffen. Zuweilen ist der Himmel so blau wie in Oberitalien und auch an singenden Schiffen fehlt es nicht, denn die Franken sind sehr musikalisch, namentlich die Bewohner von Ober- und Unterfranken. Wie vorzügliche Treffer sie sind, lernt man erst schätzen, wenn man aus Franken herauskommt nach Hessen und Baden — die bairischen Mainufer ausgenommen. Der Nikus der katholischen Kirche hält die Franken in steter Uebung, selbst Anhänger von David Strauß und Renan singen oder spielen doch des Sonntags in der Messe mit, aus Liebe zur Musik; übrigens lebt in dem Dorf ein sehr guter Klavierbauer, Namens Günther.

Der jetzige Herr auf Schloß Klein-Heubach ist ein wohlthätiger Mann, sehr streng katholisch, seine Schwester ist die Gemahlin des Don Miguel von Portugal, der im Schloß Brombach lebt. Sie heißt von Rechtswegen Herzogin von Braganza, allein die Landleute der Gegend nennen sie: die *Dona Miguela*, und den Insauten Don Michel.

Der heubacher Park nebst dem Blumengarten ist zu jeder Zeit dem Publikum zugänglich, aber Niemand wagt ein Blättchen zu berühren, und so hat der Fürst Karl von Löwenstein seinen Grund, seine Humanität zu bereuen.

Reinecke Fuchs.

Mit Illustrationen von W. v. Reußbach.

(Aus der Poltschmitt-Verlagsausgabe von Goethe's *Reinecke Fuchs*, J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.)

(Ziller C. 176.)

III.

Hinze, der Kater, machte sich auf den Weg. Von einem Martinsvogel, der ihm zur Linken flog, was immer ein Unglück bedeutet, freilich gewarnt, sprach er sich selbst Muth ein und kam auch wirklich vor Malepartus an, wo er Reinecke vor dem Hause sitzend fand. Er begrüßte ihn freundlich und richtete seine Botschaft vom Hofe aus. Reinecke nahm ihn freundlich auf, sann aber in seinem Herzen sogleich wieder auf neue Ränke. Hinze drängte zum alsbaldigen Aufbruch, Reinecke aber wollte in der Nacht nicht reisen und hätte seinem Gaste gerne zuvor einen Imbiß gereicht. Da Hinze sich nach einer guten Maus sehnte, führte ihn Reinecke nach der Scheune des Pfaffen, in die der Fuchs am Tage zuvor ein Loch gegraben, um sich ein paar Hühner zu holen. Aber der kleine Martin hatte hinter die Oeffnung eine Schlinge gelegt, um sich am Diebe zu rächen. Reinecke hatte das wohl gemerkt und schickte den Kater in die Falle, in der er sich auch richtig verfang. Reinecke machte inzwischen bei Frau Giremund, der Wölsin, der er hofierte, seinen Besuch und begrüßte, da er die Frau nicht zu Hause fand, wenigstens seine „Stieflinderchen“. Als Frau Giremund bei ihrer Heimkehr dieß Schimpfwort vernahm, eilte sie Reinecke nach und fing mit ihm Handel an: aber der schlaue Fuchs entließ und schlüpfte durch eine Spalte, durch die auch die Wölsin sich mit solcher Mühe zwangte, daß sie bald des Todes gestorben wäre. Inzwischen hatte sich Hinze durch sein Geschrei verrathen: das ganze Haus des Vaters eilte herbei, und nun ging's fürchterlich über ihn her, der Pater schlug ihm ein Aug' aus, aber Hinze rächte sich und fuhr dem Pater zwischen die Beine, daß er für immer schimpfirt war. Man brachte den Vater zu Bette, und ließ Hinze am Stride, den dieser jedoch glücklich durchbiß, worauf er



In der Dornau.

Volkserzählung aus Obersteiermark

von

Corneilus Born.

1. Der Alpenjäger.

Schon wieder kühlt vom Thurme der
Des Glückeins leeres Schallen,
Licht eilen und, nicht wandern mehr,
Zum Schicksal laßt uns wallen!
Dem Liebchen gebt den Abschiedstuß
Und schiedet von dem Hochgenuß,
Es ist des Schicksals Lauf
Glück auf! Glück auf!

Leicht eilen wir mit frohem Sinn
Die Heile Fahrt hernieder,
Ein jeder geht zur Arbeit hin,
Es regt sich Alles wieder.
Man hört des Pulvers Donnerknall,
Des Schlegels und des Hakens Schall,
Der Hunde regen Lauf,
Glück auf! Glück auf!

Und sollte einst in ew'ger Nacht
Mein letztes Stündlein schlagen;
Wir stehen ja in Gottes Macht,
Er lehrt uns Alles tragen!
Ade, mein Liebchen, weine nicht!
Den Tod nicht scheu'n, ist Bergmanns Pflicht!
Wir fahr'n zum Himmel auf!
Glück auf! Glück auf!

Dieses schöne Bergmannslied tönte weit hinaus durch die sonnige Nachmittagsstille, welche über der schimmernden Gebirgslandschaft lag, die man von dem Wirthshause „zum Alpenjäger“ übersehen konnte. Das Wirthshaus selbst hatte eine der reizendsten Lagen, die man sich denken kann. Fast mitten im Hochwalde, an ein ziemlich schroffes Gebirgsgehänge gelehnt, erhoben sich unmittelbar hinter demselben die hohen schlanken Tannen, zwischen deren glatten Stämmen man einen Einblick in das trauliche Waldesdunkel mit seinen epheuumrankten Felsblöcken und äppigwuchernden Farrenkrautpartien gewann. Ueber die, unmittelbar vor dem Hause ausgehauene Pflanzung zog sich ein Fahrweg, von welchem man mittelst breiter steinerner Stufen auf einen künstlich hergestellten, mit Weinbeden beplanten Vorplatz gelangt, deren Ranten sich über den Tischen und Bänken zu einer äppigen Laube vereinigten. Auf dem saftiggrünen Wieshange neben dem Wirthshause erhob eine hundertjährige Eiche ihr knorriges Gefäste zu einem schattigen Laubdache, unter welchem ebenfalls aus Wirtelstämmen angefertigte Tische und Bänke angebracht waren.

Von hier konnte das Auge über den größten Theil des breiten Thales schweifen. Sämmtliche Gebirge in unmittelbarer Nähe des „Alpenjägers“ waren dicht bewaldet, ebenso die Thalsöhle, nur an einzelnen Stellen zu beiden Seiten des Fläschens, welches dieselbe durchzog, gewahrte man die Dächer und die hohen rauchenden Schöte eines ausgebreiteten Eisenwerkes. Weiter hinaus gegen Westen öffnete sich das Thal immer mehr und mehr, stellenweise schimmerte das Fläschchen wie ein ferner Silberbild durch die Erleubäusche, welche dessen Lauf kennzeichneten; auch vereinzelte Gehöfte wurden an den Berghalden wahrnehmbar, bis Alles von einem bläulichen Wälderstreifen begrenzt war, über welchem sich die schöngeformten Konturen des „Dachsteines“ erheben, der den Vereinigungspunkt der Herzogthümer Steiermark, Kärnten und Salzburg bildet.

Das Wirthshaus „zum Alpenjäger“, der Sammelplatz für die ganze Umgegend, bestand noch nicht so lange, denn der Steinmüller, der Wirth nämlich, hatte es erst vor wenigen Jahren erbaut, nachdem er einen nicht unbedeutenden Treffer in der Lotterie gewonnen hatte. Früher besaß er die alte, halb zerfallene Steinmühle dräben in der Dornau, jenseits des Gebirgsrückens, welche kaum so viel abwarf, daß er sich und die Seinigen mühselig fortbringen konnte. Da der Steinmüller ein gottesfürchtiger Mann war, so ließ er zum Danke für dieses freundliche Ereigniß eine sehr kostbare Monstranz anfertigen, welche noch heutigen Tages ein

Prachtstück des kleinen Filialkirchleins St. Egidi bildet. Dann kaufte er den Rothwald nebst manchen anderen Grundstücken, erweiterte die Pflanzung, auf welcher die alte knorrige Eiche stand, und baute, ohne sich um das Gerede der anderen Leute zu kümmern, ganz nach seinem Gelamade das nette Häuschen mit dem Schweizerdache und den äppigen Weinranken. Da er überdies in seiner Jugend ein Jäger war, der so manches Jährlein in den benachbarten Alpen herumgestiegen, auch noch heute die Jagd zu seinen größten Vergnügungen zählte: so kam ihm eines Tages der Gedanke, sich von einem Maler in der Stadt einen Alpenjäger sammt Stäben, Bergstock und Steigeisen malen zu lassen, den er dann auch über seiner Hausthüre aufhing.

Die Nachbarn schüttelten den Kopf darüber, daß der Steinmüller den Rothwald um so ein theures Stück Geldes gekauft, und sein Wirthshaus auf den Berg gesetzt habe, während es unten in der Nähe des Eisenwerkes an den schönsten Bauplätzen nicht mangelte, wo zugleich der Anspruch der Hüttenarbeiter so viel wie gesichert war. Allein der Steinmüller spielte besser als all' die klugen Kopfschüttler. Er wußte, daß die Hauptsache bei einem Wirthsgeschäfte ein gutes Getränk sei, — „alles Andere gibt sich dann von selbst!“ pflegte er zu sagen. Als großer Naturfreund wählte er deshalb das abgelegene Plätzchen mit der prächtigen Aussicht in dinstiger Waldeshülle, wohin weder der Rauch der Feuerlöthlöte, noch das ununterbrochene Getöse des Eisenwerkes zu dringen vermochte. — Und richtig hatte er sich nicht getäuscht: denn nicht allein die Hüttenarbeiter waren seine besten Stammgäste, sondern auch die zahlreichen Bergleute aus den höher im Gebirge gelegenen Bergwerken, welche das Eisen für die Hochofen lieferten; außerdem sprachen die Gebirgsbauern der Umgegend gerne beim „Alpenjäger“ ein, sobald sie ihr Weg in dessen Nähe führte. Und gar an Sonntagen! — wenn die Stugeln auf der Kegelbahn hin- und herrollten, oder die Schäfte hinter dem Hause knallten und wiederhallten, wo der Steinmüller eine Schießstätte hergerichtet hatte! — da kamen die leichten Gebirgswägelchen von allen Seiten dahergefahren, und in der Weinsäule wie unter dem Eichenbaume ward es bald zu enge, so daß die Tische in den nahen Wald getragen werden mußten! Solche Tage waren die vergnügtesten für den Steinmüller; nicht allein deshalb, weil das Geschäft gut ging, sondern der fröhlichen und heiteren Gesichter wegen, die allenthalben zu sehen waren; denn der Steinmüller war ein echter gemüthlicher Obersteierer, dem eine vergnügte Gesellschaft und ein lustig verlebter Tag über Alles galt. — Wenn er dann, die Hände reibend, von einem Tische zum andern ging, bald hier bald dort einige Worte sprach, einen Handschlag erwiderte, oder den dargereichten Gläsern Bescheid that, da leuchteten seine kleinen Augenlein, und das runde geröthete Antlitz strahlte förmlich von Wonne! Bei solchen Gelegenheiten kam auch kein Bettler oder Handwerksbursche an dem „Alpenjäger“ vorbei, ohne vorher einen tüchtigen Labetrunk erhalten zu haben; denn „leben und leben lassen!“ das war des Steinmüllers Wahlspruch!

Heute wurde beim „Alpenjäger“ ein besonderer Festtag begangen. Der alte Obersteiger Spieß, ein Sohn dieser Berge, feierte seine goldene Hochzeit. Er und sein Weib hatten ihre ganze Lebenszeit hindurch in dieser Gegend gelebt und gewirkt; ein kleines Heer von Kindern, Enkeln und Urenkeln waren um das betagte Paar versammelt, und von weit und breit strömte das Volk herbei, um an dem Feste Theil zu nehmen. Der alte Spieß war ein Bergmann von echtem Schrot und Korn; ein echter „Mann vom Leder!“ — Obwohl schon ein Siebenziger, war er doch noch rüstig, deshalb verblieb auch die Leitung des Bergwerkes, ungeachtet der damit verbundenen Beschwerden und Mühseligkeiten, bis jetzt in seiner Hand. — Allein der heutige Tag hatte zugleich die Bestimmung, das Amt, das er so lange treu und redlich verwaltet hatte, niederzulegen, und von seinen Untergebenen, die ihn wie einen Vater liebten, Abschied zu nehmen. Wiewohl streng und pünktlich im Dienste, war er doch stets liebevoll, und wendete Alles an, um das Loos der armen Bergleute zu verbessern; denn er wußte aus eigener Erfahrung, wie hart und sauer sie ihr Brod verdienen mußten, besonders zur Winterszeit in den rauhen unzugänglichen Gebirgen.

Schon am frühen Morgen sah man die Bergleute der ganzen

Umgebung in ihrer malerischen Tracht einzeln oder gruppenweise über die Gebirgssteige herabblommen, an welcher ihre Hütten zerstreut lagen, um sich beim „Alpenjäger“ zu versammeln, von wo sich der Zug in Reih' und Glied unter klingendem Spiel zur Wohnung des Obersteigers begab. Dann wurde das greise Paar nach der unweit gelegenen Egibkirche geleitet, in welcher das Geschenk des Gewerksinhabers, ein schönes Altarbild, die heilige Barbara, die Schutzpatronin der Bergleute darstellend, prangte. Nachdem der fünfzigjährige Bund neuerdings eingeleget, und der Gottesdienst vollendet war, krochte das Volk unter endlosem Strömen der Hölzer abermals zum „Alpenjäger“ zurück, wo das Festmahl bestellt war. In der Weinlaube, oberhalb des Ehrenplatzes, auf welchem das Jubelpaar saß, waren die bergmännischen Abzeichen, Schlegel und Eisen, über einander gestreut, und aus Blumen zusammengeseht der bergmännische Gruß: „Glück auf!“ angebracht. Unmittelbar neben dem Obersteiger saß der Gewerksbesitzer. Er war dieser Feierlichkeit halber aus der Hauptstadt, wo er seinen gewöhnlichen Wohnsitz hatte, eigens hieher gekommen, und trug ebenfalls das Ehrenkleid des Bergmannsstandes. Auf der anderen Seite saß der Pfarrer, dann folgten die Söhne des greisen Paares, auch schon betagte Männer, mit ihren Weibern, Kindern und Kindeskindern; — denn auch die kleinsten Familiensprossen durften heute nicht fehlen; — ferner mehrere Bedienstete der Eisenhütte, die Aufseher der Bergwerke, der Gemeindevorstand und andere Notabilitäten; nicht zu vergessen des Steinmüllers, dessen Gesicht heute viel mehr leuchtete als sonst, und der seinen Sitz am untersten Ende gewählt hatte, um zeitweise seinen Obliegenheiten in Küche und Keller nachkommen zu können. Draußen unter dem Eichbaume und im anstehenden Walde saßen die Berg- und Hüttenarbeiter mit ihren Weibern bei den Tischen; der größte Theil jedoch lagerte im weichen Grase, während die Kinder auf den Felswänden des Waldes umherstiegen, oder um die Wette auf den hohen Tannenbäumen herumklettern. Es gab ein herrliches Bild echten Volkslebens, wenn man diese bewegten Gruppen in der kleidsamen Bergmannstracht betrachtete, dazwischen das Landvolk mit den grauen Kodenroden, den gemischtern Hemdkleidern, grünen Strümpfen und grünen Hühnchen, von welchen die lüth gefärbten Schildhahnsfedern wehten; — Alles durcheinander wogend, singend, jubelnd, und sich des schönen Tages erfreuend.

Am Meisten in Anspruch genommen war heute Leni, die Kellnerin, ein kerngesund, starkes Mädchen von strophender Lebensfrische und blutrothen Wangen, in deren schwarz-sammetnem Mieder, der Landesart gemäß, ein silberner Köffel steckte. Obwohl sie heute sämtliche Dienstleute des Hauses unterstützte, so war es doch beinahe eine Unmöglichkeit, alle Wünsche zu befriedigen. Die Bedienung in der Weinlaube besorgte der Steinmüller, dessen Weib und seine beiden Töchter.

Während das Festmahl in der Laube seinem Ende nahte, entstand draußen eine allgemeine Bewegung, das Lärmen sowie die Vollerfülle verstümmten nach und nach, und Alles drängte sich gegen die Laube heran, worauf aus den Reihen der Bergleute ein untersepter, vollbärtiger Mann vom Aussehen eines Gnomen hervortrat, auf dessen verwitterten Gesichtszügen ein feierlich ernstes Gepräge lag. Nachdem er die Versammlung ehrfurchtévoll begrüßte und mehrmals mit der Hand über den grauen Bart gefahren war, hob er, halb gegen die Bergleute, von denen er umringt war, halb gegen den Obersteiger gewendet, an: „Kameraden! Der heutige Tag ist a Tag der Freud' und zugleich a Tag der Trauer für uns Alle. — Unser Herr Obersteiger, den mit bloß wir Bergleut', sondern a Jeder, der ihn kennt, g'liebt und g'ehrt hat, der hier in unseren Bergen g'boren ist, hier sein Weib g'nommen und g'lebt hat; — der feiert, wie ihr Alle wißt, heut sei goldene Hochzeit! — A groß's, a selten's Glück für den, den's der liebe Herrgott erleben laßt; aber er und sein braves Eheweib haben's g'wis verdient; denn fünfzig Jahre habens' mit anand' g'lebt und g'wirtschaft', als Muster von oam Ehepaar für d'ganze Gegend! Und der Segen is nit außg'blieben, wie wir Alle sehen! Drum ein Hoch, ein dreimaliges Hoch dem greisen Jubelpaar!“ — Nachdem die Jubelrufe verhallt waren, setzte er, über Augen und Bart fahrend, mit gepreßter Stimme fort: „Mit diesem freu-

digen Ereigniß is aber auch a zweit's verbunden, eben so schmerzlich als betäubend für uns Bergleut'; denn wir verlieren mit dem heutigen Tage unsern braven, unsern guten Obersteiger, unsern Führer, unsern Vater!“ — Dann folgte eine Pause, während welcher hic und da ein unterdrücktes Schluchzen vernnehmbar ward. „Moaner is unter uns Bergleuten, dem der Verlust nit stark an's Herz geben möcht', denn Alle, die wir hier sind, haben den Mann in seinem wahren Werth kennen g'lern't. Wir . . .“ hier blieb er stehen, da die hervortretenden Thränen seine Worte ersuchten. Nachdem er seine Fassung wieder gewonnen hatte, nahm er aus den Händen eines nebenstehenden Bergmanns einen schön gearbeiteten silbernen Becher, welchen er vor den Obersteiger auf den Tisch stellte, dem ebenfalls die hellen Thränen über die runzeligen Wangen rieselten. „Herr Obersteiger!“ fuhr er dann fort, „die ganze Anapfenschaft weicht Euch, vom wärmsten Dankesfühle durchdrungen, zur Erinnerung diesen Becher mit einem herzlichem Glück auf!“ Ein donnerndes, dreimaliges „Glück auf!“ folgte diesen Worten. Dann füllte der Bedner den Becher mit Wein, und reichte ihn dem Obersteiger. Diesen, sowie sein Weib, hatte die einfache, vom Herzen kommende Ansprache des Arbeiters, diese Kundgebung wahrer Liebe und Anhänglichkeit ebenso sehr überrascht, als gerührt; auch den meisten Theilnehmern des Festmahles standen die Thränen in den Augen.

Der Veteran hielt sein Taschentuch vor das Gesicht und schluchzte wie ein Kind. Dann stand er auf und hob zitternd den gefüllten Becher mit den Worten in die Höhe: „Bergleute! Kameraden! Der Tag liegt nicht weit vor mir, an dem i mei letzte Schicht verfahren muß! Aber i erwart' ihn ohne Furcht, denn i hoab's W'ußtsein, daß i während der siebzig Jahr', die mich unser Herrgott in eurer Mitte verleben ließ, so manches Gute erzielt hab'. Der heutige Tag ist der beste Beweis dafür, er is auch der schönste in meinem Leben, weil er mir zeigt, daß a Jeder von den Vielen, die da j'samm'kommen sein, in seinem Herzen a Magerl für'n alten Obersteiger aufg'hoben hat, und auch für die Zukunft bewahren wird. — Mein' Stand hab' i stets in Ehren g'halten! Bergmannschr' und Bergmannswort is immer a Heilighum für mi g'wesen. I bin auch stol; auf mein' Stand,“ setzte er, die Hand auf die Brust legend, fort; „denn dem Bergmann is die mühseligste Arbeit zugeheilt, im tiefen Schooße der Erde; — er schwelcht immer in Gefahr; — er muß stets dem Tode mutbig ins Auge sehen, während die Früchte, die sein Fleiß zu Tage schafft, Andere genießen.

Der ist der Heer der Erde,
Der ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Bergwerke
In ihrem Schooße vergißt!

„Das ist ein altes Lied, das Jeder von uns kennt, und das Jedem von uns die Brust hebt, so oft er's singen hört! Drum Brüder, wenn ich auch jetzt aus eurer Mitte scheiden muß, so bleib' ich doch stets Bergmann mit Leib und Seele, und wenn der alte Obersteiger Spieß einmal seine letzte Grubenfahrt gemacht haben wird, so erinnert euch manchmal an ihn!“ Nachdem er, von innerer Bewegung überwältigt, eine kurze Weile unter lautloser Stille seine Rede unterbrochen hatte, begann er, den Becher hoch in die Luft hebend, von Neuem: „Und jetzt dank' ich euch Allen für die viele Lieb', die ihr mir immer, besonders aber heut, erwiesen hab't's, und leere diesen Becher auf Bergmannswohl! — auf euer Aller Wohl! — Glück auf!“

In hundert Stimmen fand dieser Ruf ein dreimaliges Echo, worauf sich Alt und Jung gegen die Laube drängte, um mit dem alten Spieß anzustoßen und ihm die Hand zu reichen. Während die Musik unter dem Eichbaume schmetternde Fanfaren ertönen ließ, wollte der Jubel in der Weinlaube kein Ende nehmen; denn immer kamen neue Gruppen: Bergleute, Bauern, Weiber, Kinder, Alles durcheinander! — Nachdem ein ruhiger Moment eingetreten war, erhob sich der Gewerksbesitzer, ein bejahrter, stattlicher Mann auf seinem Plaze und begann: „Bergleute! Auch ich, als Besitzer dieser Bergwerke, obwohl ich eurem Stande eigentlich nicht angehöre, fühle mich sehr geehrt, euer Leid am heutigen Tage tragen zu können; — denn wem verdankt Obersteiermark seinen Ruf, seinen Reichthum? — Euch! Wer holt die unermesslichen

Schätze, welche die Natur in diese schönen Berge gelegt hat, aus ihrem Schooße hervor? — Ihr! Schon die römischen Dichter besaßen das norische Eisen, und noch heutzutage wird das steirische Eisen in alle Welt ausgeführt; noch heute erringt seine vorzügliche Qualität die ersten Preise bei den Industrieausstellungen fremder Länder! — D'rum ein Hoch dem Bergmannsstande, ein dreifaches Hoch dem Manne, der so lange Jahre hindurch seine edle Berufspflicht zum Wohle des ihm anvertrauten Werkes mit unermüdlichem Fleiße und seltener Treue ausgeübt hat! Hoch dem edlen Veteranen! — Indem ich ihm meinen wärmsten Dank hier öffentlich ausspreche, habe ich nicht vergessen, für sein materielles Wohl Sorge zu tragen. Er wird seinen Gehalt wie bisher fortbezogen; außerdem schenke ich ihm das Häuschen, das er bis jetzt bewohnt hat sammt den dazu gehörigen Grundstücken! — Zugleich stelle ich euch hier den neuen Obersteiger vor, welcher von Morgen an die Leitung meiner Bergwerke übernimmt. Er ist euch nicht unbekannt, da er ebenfalls ein Sohn dieser Berge ist.“ Hiermit deutete er auf einen an der Tafel sitzenden jungen Mann, der sich bei diesen Worten erhob. „Ich hoffe, daß er in die Fußstapfen seines würdigen Vorgängers treten, und auf dem, keineswegs mühseligen Pfade, welchen jener angebahnt hat, in gleicher Weise fortzschreiten werde! Deshalb bringe ich auch ein eben so freudiges Glück auf! unserem neuen Obersteiger aus!“ — „Glück auf!“ hallte es abermals durch den Wald, — abermals schmetterten die Kanfaren, worauf sich der Volkshaufe nach allen Richtungen zerstreute.

Ueber das Gesicht des Jünglings, dem der letzte Toast gegolten, hatte sich eine laute Glut verbreitet, und der Schimmer der Freude leuchtete aus seinen schönen Augen, während der Gewerksbesitzer nebst den übrigen Tischgenossen an sein Glas stieß. In unmittelbarer Nähe desselben saß ein anderer, ebenfalls bergmännisch gekleideter junger Mann von schwächlicher Gestalt und auffallend blassen Gesichtszügen, aus welchen zwei kleine brennende Augen hervorstachen. Die dunkle, zwischen seinen Brauen lagernde Falte, verlieh dessen Mienen einen düsteren, entschlossenen Ausdruck, den das laum merkbare, um die dünnen blassen Lippen spielende Lächeln nicht zu mildern vermochte. Als der Gewerke die Worte an seinen Nachbar richtete, entsärbten sich die blassen Gesichtszüge noch mehr, und krampfhaft sein Glas umfassend, einem Steinbilde gleich, blieb er regungslos auf seinem Plaze sitzen, nur das leise Beben seiner farblosen Ärmel verräth eine heftige innere Bewegung. Auch er stieß mit seinem Nachbar an, daß die Gläser heil erlangen, worauf er ihm die Rechte zum Glückwunsch darbot.

(Fortsetzung folgt.)

Die Freimaurerei.

Von

Dr. Hugo Schramm.

Licht, Fleck, Leben,
Zu'st' dir und Andern zu geben.

I.

Freimaurerei in unserem Sinne ist ursprünglich diejenige Beschaffenheit des Herzens oder der Seele, in welcher der gute, auf eine überirdische Welt gerichtete Urtrieb der Religiosität, der Gottesliebe, über seinen Widerpart, den Urtrieb der Selbstsucht, des Eigennutzes, die Herrschaft erlangt hat, diesen im Zaume hält und ihn zum irdisch verständigen Mittel für einen idealen Zweck verküßt.

Man sieht daher, daß ein jeder Mensch, wie schon Lessing, dieser dichterische Gründer des humanistischen Sonnensystems, bemerkt hat, Freimaurer sein kann, ohne es zu heißen, und daß sich die Freimaurerei zum Freimaurerbunde, von dem nur ausgeschlossen ist, wer anders will oder ist, nicht aber, wer anders glaubt, da die verschiedenen religiösen Anschauungsweisen nur Strahlenbrechungen eines Lichtes sind, an dem Niemand zweifelt, wie die Wurzel zum Baume, wie die Religion zur Kirche verhält. Erstere ist das Ewige, Unwandelbare; Letztere ist den wechselnden Bedingungen der Zeit, des Ortes und der Individuen unterworfen.

Den in seiner Reinheit so edeln und hochherzigen Zweck des heutigen Freimaurerbundes findet man im Wesen und der fortschreitenden Bildung der Menschheit tief begründet. Daher stößt man auf Anklänge an das Mauerthum, auf dunkle Ahnungen seiner Idee überall da, wo ein selbstständiger Geist seiner selbst bewußt wird und die Aufgabe des menschlichen Geschlechts mit überzeugender Klarheit ausspricht, oder wo ein inneres Bedürfniß Gleichgesinnte und Gleichgesinnte zusammenführt, um durch verbundenes Streben eine tiefere Erkenntniß des Alls zu erlangen und eine reinere Sittlichkeit zu pflegen.

Und insofern ist jener Proteus, der den Namen des Freimaurerbundes führt, allerdings berechtigt, sich durch Hindeutung auf uralten Ursprung und auf geheimnißvolle Zusammenhänge eine gewisse ehrwürdige Weihe zu geben. Im Uebrigen aber ist es gegenwärtig nicht mehr zu bezweifeln, daß der „Bund der Bunde“ mit seinen geselligen Einrichtungen, Gebräuchen und Lehren zunächst von den mittelalterlichen Bauhütten abstammt.

Der aus dem uralten Rechte der Selbstständigkeit aller Freien hervorgegangene Gang, sich zur Erreichung aller möglichen Zwecke zu associiren, machte sich bei unsern Vorfahren früh geltend; so zuerst in den verschiedenen geschworenen Schutzgenossenschaften gegen auswärtige und innere Feinde, dann im Mönchswesen, im Ritterthume und endlich in den Vereinigungen der Bürger nach ihren Ständen. Ueberall, wohin wir blicken, finden wir im Mittelalter festgeschlossene Korporationen. Das lühne, dunkle Ringen des mittelalterlichen Volksgeistes fand aber besonders auch einen Ausdruck in der Baukunst.

Karl der Große hatte italienische Künstler herbeigerufen, um unter deren Leitung zahlreiche Bauten von Klöstern, Kirchen und Palästen vornehmen zu lassen, und dieß führte zu einer immer größeren Entwicklung der Baukunst. Anfanglich befand sich dieselbe ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit, indem sie insbesondere einen Theil der Thätigkeit der Mönche ausmachte; als jedoch in der Folgezeit das Bauen in den getheilten Ländern des alten Frankenreichs immer mehr überhand nahm, reichten die Klosterbrüder zu all' den großen Bauten nicht mehr aus, und es mußten Laien mit zu Hülfe gezogen werden. Dadurch mit den Klöstern in nähere Verbindung gebracht, offenbarten sich den Laien nach und nach auch die Geheimnisse der höheren Baukunst. Hierzu gesellte sich noch der Umstand, daß die Bischöfe und Äbte, als sie angingen, dem einfachen Leben zu entsagen und in fürstlichem Glanze sich zu gefallen, die Kunst nicht mehr achteten, daß die Mönche bald dem Beispiele ihrer Obern folgten und schließlich die Ausübung der Kunst den Laien allein überlassen blieb.

So kam es, daß sie aus den engen Klostermauern in die weite Welt übergang und das Bauen eine ehrenvolle Arbeit freier Männer ward.

Damit erwachte aber auch zugleich in Deutschland der germanische Geist in seiner ganzen Kraft und unternahm es lühn, alle bisherigen Schöpfungen an Großartigkeit zu überbieten: es entstand der germanische (gothische) Baustyl (1200—1500), und mit diesem wiederum nahm die Lust zum Bauen zu. Wenn die Kunde im deutschen Reiche von einem neuen Baue ward, so strömten von Nah und Fern deutsche Bauhandwerker dahin und scharten sich um den Werkführer, den sich der Bauherr erwählt hatte. Bei einem jeden großen Baue aber wurde eine Bauhütte aufgeführt, wo die mathematischen Verhältnisse und Regeln der Gothik gelehrt, weiter ausgebildet und als Kunstgeheimniß fortgepflanzt wurden. Bald knüpften dann die in den verschiedenen Bauhütten thätigen Maurer und Steinmetzen untereinander Verbindungen an und vereinigten sich schließlich zu einem Bunde, dessen geistige Einheitlichkeit bei aller äußerlichen Verschiedenheit in den Hervorbringungen der einzelnen Hütten dafür zeugt, daß sein Wesen und seine Organisation nicht auf Polizeivorschriften und Handwerksgriffen allein beruhte, wenn ihm auch alle jene historischen und philosophischen Träumereien stets fern geblieben sind, die man ihm später angebichtet hat.

Bei der Bewunderung, welche die gothischen Bauwerke allgemein erregten, ist es natürlich, wenn wir nach dem dreizehnten Jahrhundert auch anderwärts das Verlangen rege werden sehen, ebenfalls dergleichen Bauten zu besitzen. Man konnte man sich

schon verschaffen, aber wer sollte sie ausführen? Kein Mensch kannte die nöthigen Kunstregeln und Handgriffe als die deutschen freien Maurerbrüder. So mußten solche denn herbeigerufen werden. Namentlich warb England deutsche Bauleute an und diese brachten, wie andere deutsche Einrichtungen und Gebräuche, so auch ihre Bauhütten dahin mit. Gleich den deutschen Steinmeyer verbanden sich daher 1319 auch alle englischen Freien, die unter der Lehre jener mit Zirkel und Winkelmaß arbeiteten, zu einer Bruderschaft mit einem ganz ähnlichen Ritual.

Es unterschied, wie das der deutschen Bauhütten, die drei Grade des Meisters, Gesellen und Lehrlings und gab außerdem noch jedem Meister einen Stellvertreter, welcher der „Sprecher“ oder „Vorleser“ genannt ward, aus welchem letztem Worte, beiläufig gesagt, unsere ganz sinnlose Bezeichnung „Maurer“, „Politer“ entstanden ist. Um sich untereinander zu erkennen und von Fremden zu unterscheiden, hatten die Maurerbrüder besondere Wortzeichen, einen besonderen Gruß und eine eigenthümliche Art, sich die Hand zu geben, den sogenannten Handschüttel. Bevor sie an die Arbeit gingen, und wenn sie dieselbe beendigt hatten, versammelten sie sich in der Bauhütte, oder Loge. Dieses Wort stammt aus der italienischen Sprache - loggia, von dem lateinischen logium — und ist als loggia in die englische, als logis in die französische Sprache übergegangen. Dabei aber wurden gewisse feierliche Gebräuche beobachtet, unter denen insbesondere das einmalige oder wiederholte Aufschlagen mit dem Hammer von Seiten des im Osten stehenden Meisters seine bestimmte Bedeutung hatte. Außergewöhnliche Feierlichkeiten fanden bei der Ankunft eines Wandergesellen, oder bei der Aufnahme eines neuen Gesellen statt. Die Grundsätze der Kunst verwahrten sie in Symbolen, die theils aus geometrischen Elementen bestanden, wie dem rechten Winkel, Dreieck, Viereck u. s. w., theils von den Werkzeugen entlehnt waren, deren man sich zum Zeichnen und zum Bauen bedient, als da sind: Zirkel, Winkelmaß, Meißel. Schließlich drangen auch ihre Gesetze auf strenge sittliche Zucht und Bildung der Mitglieder, auf die gesellschaftliche Gleichstellung derselben im Innern des Bundes und auf Wahrung und Weiterbildung der Einrichtungen, Gebräuche und Kunstgeheimnisse. Die Steinmeyer wurden aber Freimaurer (Free-Masons, Free-stone-masons) genannt, weil sie den Freistein, Ornamentenstein bearbeiteten, zum Unterschied von den Rough-Masons, den gewöhnlichen Maurern.

Daß eine so mächtige Genossenschaft nicht ohne ihre besondern Schutzheiligen sein konnte, war bei dem frommen, mittelalterlichen Leben natürlich, und zwar war der Engländer Johannes der Täufer, während bei den Deutschen die vier „gekronten Märtyrer“: Severus, Severianus, Carpophorus und Victorius als solche gelten, welche einst, nach der Legende, vom Kaiser Diokletian, weil sie sich geweigert, einen heidnischen Tempel zu bauen, in den Liber gestürzt worden sein sollten, worauf sich über ihnen in den Wolken vier Kronen gezeigt hätten.

Lange Zeit nun standen die deutschen und englischen Bauhütten in schönster Blüte. Allmählig aber verfielen sie. Die große Baukunst hörte nach und nach wieder auf; die Buchdruckerkunst machte die Bildung allgemeiner; die Universitäten trugen zur Aufklärung bei, und durch die Reformation, diese fleischgewordene Idee der Freiheit und Selbstverantwortung des Innenmenschen, diese Befreiungsbewegung seiner sittlichen und geistigen Natur, sank auch das Ansehen der Symbolik und der Kunst, die sich damit schmückte, der gothischen Baukunst.

Schon in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts konnte der gänzliche Verfall der Bauhütten in England — die deutsche Verbrüderung wurde, nachdem sie sich gleichfalls nur mit Mühe zusammen gehalten hatte, durch ein reichsoberhauptliches Edikt vom 16. August 1731 aufgelöst — nur dadurch verhindert werden, daß zu den Logen zuletzt auch vornehme Gönner und Kunstliebhaber zugelassen wurden, die eine regere Wechselwirkung zwischen Werkleuten und Bauunternehmungen herbeiführten, und „angenommene Maurer“ (accepted masons) hießen. Auch Wilhelm von Cranien trat 1695 in eine Bauhütte, und seitdem pflegte man die Baukunst die „königliche Kunst“ zu nennen. Aber nur scheinbar kann das rollende Rad der Zeit in seinem Laufe aufgehalten werden. Das zeigte sich auch hier. Der alte Geist des

Masonenbundes war verschwunden und trotz der vielen, in Folge des großen Brandes in London 1666 nothwendig gewordenen Neubauten wurde es, namentlich nach der Erbauung der Paulskirche unter der Leitung Christoph Brenz's, stiller und stiller in den Logen und losten sie sich bis auf nur wenige schließlich ganz auf.

Fliegende Blätter.

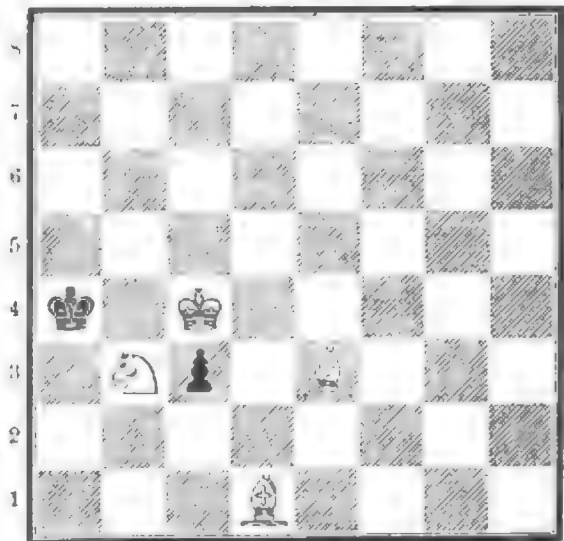
Baumwollene Häuser. In den südlichen Staaten der nordamerikanischen Union soll die Benutzung von Baumwollabgängen, die einer anderen Verwendung nicht fähig sind zu Baumweden patentirt sein. „Der Süden macht eine Charlestoner Zeitung“ braucht keinen Granit mehr, um Häuser zu bauen, die mineralische Architektur muß einer vegetabilischen das Feld räumen.“ Die Technik selbst besteht darin, daß man die Baumwollstängel in einen Teig verwandelt, der nach dem Trocknen weichen Stein wird. Die Hauptfache hierbei ist also das hierin passende, nicht angegebene Bindemittel, und die Sache erscheint plausibel, wenn man sich vergegenwärtigt, daß aus Papiermasse ja auch Tische, Stühle und dergleichen gefertigt werden, die eine große Ähnlichkeit besitzen. Die selbsterhaltenden Häuser erhalten äußerlich einen Ueberzug, der sie völlig regendicht macht. Als mit der neuen Bauart verbundene Vortheile werden aber gerühmt, daß endlich ein solches Haus in der halben Zeit von unten bis oben fertig wird, die man zu einem Ziegelbau brauchen würde, daß es nur ein Drittel der gewöhnlichen Kosten beansprucht, daß es feuerfester ist, und in seiner Konstruktion die erwnüschteste Sicherheit gewährt. Unter solchen Umständen ist es glaublich, daß bei den Amerikanern die Lust, sich in dieser Art in Baumwolle setzen zu lassen, so groß ist, wie sie geschildert wird.

Schach.

(Abgeleitet von Jean Dufresne.)

Von Herrn Grottenmeyer.

Schach.



Weiße zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 132:

Weiße.	Schwarze.
1) E. D 5 - F 2	1) R. D 5 - C 5.
2) F 2 - D 3	2) R. C 5 - B 5.
3) E 5 - D 4	3) R. B 5 - A 6.
4) D 3 - C 5	4) R. A 6 - A 7.
5) E. D 4 - B 5	5) Schach und Matt.

Sinuräthsel.

Von J. Chirre.

Das Eine wie das Andre sagt die Expedition;
Das Ganze sagt zum fremden Gast Neufundlands treuer Sohn.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

THE JOURNAL OF THE

AMERICAN SOCIETY OF
PHYSIOLOGISTS
PUBLISHED BY THE AMERICAN SOCIETY OF
PHYSIOLOGISTS
WASHINGTON, D. C.

THE JOURNAL OF THE
AMERICAN SOCIETY OF
PHYSIOLOGISTS
PUBLISHED BY THE AMERICAN SOCIETY OF
PHYSIOLOGISTS
WASHINGTON, D. C.



FIGURE 1. A large, dark, textured object, possibly a rock or a piece of machinery, with a bright, circular light source visible in the upper right corner.

junger Mann von Geist und vortrefflicher Gesinnung, der euch nur Freude machen kann. Erzähle mir etwas von eurem Leben, seit wir uns nicht gesehen haben."

"Davon ist nicht viel zu erzählen — was bietet das Leben eines Landwirths in seinem jährlich wiederkehrenden Verlauf? Wir wohnen schon seit achtundzwanzig Jahren hier; besondere Ereignisse habe ich gar nicht zu berichten. Dein Leben auf weiten Reisen über Land und Meer mag reicher an Erinnerungen sein. Wie lange hast Du nun Anker geworfen?"

"Zeit Jahr und Tag erst fühlte ich fest," erwiderte Herzing, "ob ich gestrandet oder gelandet bin, weiß ich selbst noch nicht. Ich habe prächtige Weinberge, da will ich denn pflanzen, keltern und trinken, so lange noch das Lämpchen glüht. Du willst mir einwerfen, daß ich ja doch schon wieder von der türkischen Grenze nach Thüringen gekommen bin und aller Kriegsgefahr trogend, als einer der Waisläufer auf der pariser Weltausstellung zu schwirren gedenke — die Thatfache ist richtig, aber ich mußte, Theo." Die letzten Worte sprach er mit einem plötzlichen Uebergange zum tiefsten Ernst, welcher Schleiff betroffen machte.

"Wie so? Was meinst Du?" fragte er.

"Es wird mir schwer, offen mit Dir über eine Angelegenheit zu sprechen, die am Besten auf ewig begraben und vergessen bliebe. Sieh mich nicht so unmutig fragend an, ich kann Dir's nicht ersparen, wenn ich als Freund handeln will. Deine Miene scheint mir diesen Titel nicht mehr zuzugestehen, die Zeit hat uns einander entfremdet, das gebe ich zu, aber vergessen habe ich die Tage unserer Jugendfreundschaft nie, und ich muß deshalb sagen, was Dir kein Anderer sagen kann. Zur Sache denn!"

"Dein feierlicher Eingang deutet auf etwas Erschreckliches," versetzte Schleiff, welcher sehr ungeduldig zugehört hatte. "Ich bin mir aber keiner Angelegenheit bewußt, die nach Deinen Worten am Besten auf ewig vergessen und begraben bliebe — Dein Freundschaftsgefühl ist mir sehr viel werth, aber es darf Dich nicht zu unbegründeten Besorgnissen für mich verleiten. Ich danke Dir für Deine gute Absicht, sei jedoch überzeugt, daß Du mir nichts Gefährliches sagen kannst, laß uns lieber von anderen Dingen sprechen. Ich möchte Dich in einer Familienangelegenheit um Rath fragen."

"Eine Familienangelegenheit betrifft es eben — Du scheinst mich nicht anhören zu wollen, ich muß Dich aber warnen: es wäre schlecht von mir, wenn ich aus falschen Rücksichten schweigen wollte, da ich einmal von der Sache weiß. Mit einem Worte: es betrifft den Prozeß Deines Vaters."

Ueber das Gesicht des Oberamtmanns zuckte ein bleicher Schein, der aber gleich wieder verschwand. — "Du siehst, daß diese traurige Erinnerung mich nicht gleichgültig läßt," sagte Schleiff. "Freilich möchte ich das lieber vergessen — ich ahnte nicht, daß Du darauf hinaus wolltest. Der Prozeß ist aber schon längst abgemacht, wie soll ich verstehen, daß Du mich warnen willst? Wovor?"

"Graf Merotin will auf eine Revision des Prozeßes antragen," erwiderte Herzing.

"Das ist eine Verwechslung, Albrecht," sagte Schleiff. "Graf Merotin — Du kennst ihn also?"

"Er hat Besitzungen in Ungarn, die an die meinigen grenzen," erwiderte Herzing. "Ich habe ihn im Bade Mehadia kennen gelernt. Von einer Verwechslung kann aber nicht die Rede sein —"

"Doch, alter Freund. Der Graf ist auch mein Nachbar, die Herrschaft, die er in hiesiger Gegend besitzt, grenzt an das Kammergut Seelenrode, und Merotin will mir allerdings einen Prozeß an den Hals werfen, aber nicht wegen längst vergangener Dinge, die ihn gar nichts angehen, sondern wegen eines Waldstücks, auf das er mehr Anrecht zu haben meint, als unsere Hoflammer. Damit paßt auch, was Du von der Revision eines Prozeßes gehört hast, denn um dieß Waldstück ist zwischen beiden Parteien schon in früheren Zeiten gestritten und dasselbe schließlich der diesseitigen Hoflammer zuerkannt worden. Will er auf die Revision des alten Prozeßes antragen, so mag er es thun — verliert ihn die Hoflammer, so trifft es mich, den Pächter, nur in so weit, als ich bei Schmälerung des Areals eine Herabsetzung meines Pachts beanspruchen kann, zu Schaden werde ich dabei nicht kommen. Du

siehst, wie natürlich die Verwechslung entstanden ist. Ich danke Dir herzlich für Deine gute Absicht."

"Nein, Theo! Du willst mir nicht Stand halten und verdrustest die Sache. Wie sollte ich, wenn mir nur ein Prozeß im Allgemeinen von Merotin angedeutet worden wäre, sofort auf den Prozeß Deines Vaters kommen, von welchem Du mir nur in der ersten Zeit, als wir noch gelegentlich ein paar Zeilen wechselten, flüchtig geschrieben hast? Wußte ich etwa, daß Merotin ein Interesse dabei habe? Nein, Theodor, nimm meine Warnung als richtig an und überlege Dir, was Du thun kannst."

"Hat Graf Merotin gegen Dich behauptet, daß er ein Interesse bei jenem Prozesse gehabt habe, das ihn berechtigt, eine Revision nach so langer Zeit zu beantragen?" fragte Schleiff.

"Nein," antwortete Herzing. "Ich kenne die nähern Umstände überhaupt nicht, nur das weiß ich mit Sicherheit, daß er damit vorgehen will."

"Mag er thun, was er nicht lassen kann!" erwiderte Schleiff.

"Ich habe davon nichts zu fürchten."

Herzing schüttelte den Kopf und schwieg. Die nähern Umstände wußte er freilich nicht, doch war ihm etwas angedeutet worden, das er gegen den Jugendfreund, den er nun als einen Mann bei Jahren, allgemein geachtet und in den glücklichsten Familienverhältnissen wieder sah, um keinen Preis aussprechen mochte. Es handelte sich um die bürgerliche Ehre, ja um die ganze Existenz — und Herzing war Menschenkenner genug, um zu bemerken, daß die Aeußerung seines Freundes: er habe nichts von einer Revision des Prozeßes über den Bankrott seines Vaters zu fürchten, nicht Schleiff's sichere Ueberzeugung belundete. Hatte er sich in dieser Annahme getäuscht, um so besser! Jedenfalls war der Freund gewarnt, konnte auf seiner Gut sein und die Maßregeln, welche er für die besten hielt, gegen die ihn bedrohende Gefahr treffen. Herzing hatte seine Schuldigkeit gethan.

"Du hast Dich hoffentlich nicht dadurch bewegen lassen, Deine Reise nach Paris auf diesem kolossalen Umwege zu machen?" fragte der Oberamtmann. "Es sähe Dir ähnlich."

"Nein, nein! Ich will mir kein Verdienst anmaßen, das mir nicht zukommt. Die Reise nach Paris war beschlossen, der Umweg auch, noch ehe mir ganz zufällig die Mittheilungen gemacht wurden, die mich in meinem Vorzuge, Dich endlich einmal zu besuchen, nur bestärkten. Du legst ihnen keine Wichtigkeit bei, das freut mich. Laß uns denn, wie Du wünschtest, von andern Dingen reden. Worüber wolltest Du meine Ansicht hören?"

Schleiff mußte sich einen Moment besinnen. Unter dem Scheine äußern Gleichmuths, den er gewonnen hatte, arbeitete sein Hirn doch rastlos an dem Gehörten, das ihm endlich alle Zweifel vernichtend bestätigte, was er seit Kurzem schon geahnet hatte. Mit diesem einen Gedanken beschäftigt, war ihm ganz entfallen, welche Ablenkung er dem Gespräch vorhin hatte geben wollen. Doch fiel es ihm alsbald wieder ein.

"Ja, Albrecht: es betrifft meinen Sohn," sagte er. "Du hast ihn kennen gelernt, und rühmst seine Geistesgaben, so wie die vortreffliche Gesinnung, von welcher Du Dich überzeugt zu haben glaubst. O ja, er hat uns bisher viele Freude gemacht, selbst auf der Universität, wo er ein frischer, flotter Bursch und doch ein fleißiger Student war, er hat schon jetzt seine Staatsprüfungen bestanden und wird gewiß bald eine Rathsstelle erhalten — aber eine unglückliche Neigung, die er gefaßt hat, droht alle schönen Hoffnungen für seine Zukunft zu untergraben."

"Doch keine unwürdige Neigung?" fragte Herzing.

"Das will ich nicht sagen, aber eine unpassende. Ein Mädchen gemeinen Herkommens, ohne Erziehung und Bildung, hat durch ihr angenehmes Aeußere ihn so gefesselt, daß er allen Vorstellungen unzugänglich ist und sich, mit einem Worte, über meinen Widerspruch völlig hinwegsetzt."

"Eine Handwerkersochter? Oder gar aus der dienenden Klasse?" fragte Herzing. "Ohne alle Bildung, sagst Du, das ist freilich schlimm. Erziehung läßt sich mit Schonung und liebender Sorgfalt nachholen, mangelnde Bildung schwer. Indessen fehlt wahre Bildung selbst manchem Edelräulein vom Lande, und wenn man den äußern Gesellschaftsschiff nicht für Alles hält, sogar mancher brillanten Salonbame. Wer ist das Mädchen?"

„Die Tochter eines Jörsters in hiesiger Gegend,“ erwiderte Schleiff.

„Doch nicht aus dem Waldhof?“ fragte Herzing schnell.

„Weißt Du davon? Ja, die Tochter des Jörsters im Waldhofe. Du kannst denken, wie mir das in meiner Stellung unangenehm sein muß; ich hatte gehofft, Rudolph werde einmal eine anständige und was ich nicht gering schätze, auch reiche Partie machen, er hatte Aussicht, bei einem Kollegium in einer größern Stadt angestellt zu werden, da empfiehlt es sehr, wenn die Frau in der Gesellschaft eine Rolle spielt, wenn man ein Haus machen, hochgestellte Beamte, Präsidenten, Stabsoffiziere bei sich sehen kann — statt dessen will er sich mit einer gemeinen Person, die er nirgends zeigen darf, belasten.“

Herzing hatte ihn sprechen lassen — es war ihm fast unmöglich, in diesem Manne der Eigenucht und kalten Berechnung noch einen Charakterzug zu finden, den er mit dem Jüngling gemein hatte, der vor einem Menschenalter mit ihm in Freundschaft verbunden gewesen war. „Kennst Du das Mädchen genau?“ fragte Herzing jetzt; Schleiff bejahte das. „Du kennst sie von Ansehen,“ versetzte Herzing, „hast sie wohl nicht recht beachtet, sonst könntest Du sie nicht eine gemeine Person nennen und ihr Alles absprechen, wodurch sie ihren Mann glücklich machen und in der Welt ganz gut fortkommen wird, wenn sie auch keine Geheimraths- oder Bantierstöchter ist. Sie hat ein ansprechendes, natürliches Benehmen, durchaus keine ungebildete Sprache; von Staats- und gelehrten Sachen aus dem Konversationslexikon weiß sie vielleicht nicht mitzureden, aber Du kannst mir glauben, diese klugsprechenden, kunstschwärmenden Frauenzimmer sind in der Gesellschaft eher abschreckend, als anziehend. Der Mann muß übrigens der Frau die Stellung geben, nicht sie ihm!“

„Ich danke für die Belehrung,“ erwiderte Schleiff. „Was Deine Ansichten über das Mädchen betrifft, so bin ich überrascht, da ich sie nicht mit Deinen früheren, hocharistokratischen Gesinnungen zu vereinigen weiß. Entweder denkst Du, Alles, was nicht von Adel ist, vom bürgerlichen Minister bis zum gemeinsten Arbeitsmann, darf unter sich gar keinen Unterschied machen, oder Deine Ansichten haben sich in der liberalen Zeitströmung seit unsern jungen Jahren gewaltig verändert.“

„Das bringt das Leben mit sich, auch wenn man der Zeitströmung nicht folgen mag,“ sagte Herzing gelassen. „Die Waldblume würde ich als junger Mensch durchaus nicht unpassend für mich selbst gefunden haben, da ich nie so starre Hochtorgesinnungen hatte, als Du sie mir jetzt zuschreibst.“

„Heirate sie noch!“ erwiderte Schleiff gereizt. „Du würdest mir den größten Gefallen thun.“

Herzing schien den Ton, in welchen sein ehemaliger Freund gegen ihn verfiel, gar nicht zu bemerken.

„Erlaube mir eine Frage, Theo!“ sagte er ruhig. „Du sagst stets ich in dieser Sache, warum nicht wir? Ist Deine Frau nicht derselben Ansicht darüber, wie Du?“

„Natürlich! Wie könnte es anders sein!“ entgegnete der Oberamtmann. „Hast Du nicht selbst gesagt: der Mann gibt der Frau die Stellung? Nun Karoline eine Stellung durch mich erhalten hat, wird sie ihr auch nichts vergeben wollen. Sie ist zwar nur eine Pastorstochter vom Lande, aber es würde ihr doch sehr lästig sein, mit der Jörsterin, die wahrscheinlich eine abgelegte, gräßliche Kammerjungfer ist, auf Du und Du zu verkehren!“

Jetzt würde Herzing seine bisherige Zurückhaltung nicht mehr behauptet haben, wenn nicht Frau Schleiff eben eingetreten wäre. Sie konnte bemerken, daß zwischen Beiden kein gemüthliches Gespräch geführt worden war, und richtete einen besorgten fragenden Blick auf ihren Mann. Der stand aber schnell auf und sagte: „Du rufft uns hoffentlich zur Tafel. Auf Rudolph können wir nicht warten.“

Sie entschuldigte ihren Sohn gegen den Gast, dieser jedoch erklärte, schon recht bekannt mit Rudolph zu sein, der ihr, wie er sich jetzt überzeuge, sehr ähnlich geworden. Er sagte noch hinzu, daß Rudolph ihr entgegengegangen sei, da er auf ihre Ankunft gehofft, daß er sie aber verfehlt haben müsse.

„Er hat einen falschen Weg eingeschlagen,“ sagte der Oberamtmann in einem Tone, den seine Frau nur zu gut verstand.

„Wir wollen hoffen, daß er sich davon überzeugt und bald umkehrt!“

Auch Herzing konnte nicht mißverstehen, was damit gemeint war, doch ließ er es sich nicht anmerken, sondern folgte, nach einer unbefangenen Aeußerung auf Schleiff's Rede, der Wirthin zur Tafel. Hier kam denn bald eine gute Unterhaltung in Gang, und das war Karolinen's Verdienst. Herzing beobachtete sie. In ihrem Wesen war nichts Gezwungenes, er mußte sich sagen, daß ihre Versicherung, daß sie glücklich sei, dem Einbrude, den er mehr und mehr von dem Verhältniß zwischen beiden Ehegatten gewann, vollkommen entsprach, Schleiff's Benehmen gegen sie war so freundlich und natürlich, daß es nicht bloß für fremde Augen angenommen sein konnte. Herzing hatte in seinem vielbewegten Leben eine reiche Menschenkenntniß erworben und täuschte sich in seinen Beobachtungen so leicht nicht. Wie egoistisch und schroff sich auch Schleiff gegen ihn ausgesprochen, sich sogar in seiner gereizten Stimmung sehr in Bezug auf Karolinen überhoben hatte, war er doch gegen diese ein ganz Anderer, so herzlich und aufmerksam, wie es eine Frau nur wünschen kann. Das schloß aber nicht aus, daß er ihr doch nicht einen klaren Einblick in seine Verhältnisse gestatten mochte. Unmöglich konnte sie ahnen, was Herzing dachte, sonst würde er nicht den reinsten Himmelstrieden in ihren Zügen und noch mehr in ihren heitern Augen gefunden haben. Selbst die ihrem Gatten so tadelnswerthe Neigung des Sohnes hatte denselben nicht getrübt, wahrscheinlich hoffte sie, das werde sich Alles noch glücklich fügen. Sie hatte ja den frommen Sinn ihres Vaters geerbt, an welchen Herzing noch heut mit wahrer Verehrung dachte: Karolinen's Vater war sein Lehrer gewesen. Er mußte sich mit aller Selbstbeherrschung wehren, daß ihn die alten Erinnerungen jetzt, wo er nach so langer Zeit wieder an Karolinen's Seite saß, nicht übermannen, und es gelang ihm, unbefangen mit ihr zu plaudern, von frühern Zeiten sogar. Wäre es nicht auch ganz lächerlich gewesen, wenn er als alter Mann sich wohl konservirten Gefühlen hätte überlassen wollen, da Karolinen nicht das Herz gebrochen war, daß sie sich von ihm hatte trennen müssen? Er war ja überhaupt niemals überzeugt gewesen, daß ihr Herz ihm gehört hatte, der alte Pfarrer, ihr Vater, hatte ihm wenigstens gesagt, daß sie den Sohn des Amtsraths aus freier Neigung geheirathet — und was Herzing hier in Seelenruhe bis jetzt gesehen, konnte diese Versicherung des ehrwürdigen Mannes, der keiner Unwahrheit fähig war, nur bestätigen. So mußte Herzing ja auch zufrieden sein, daß sie so glücklich geworden war, und er nahm sich vor, so viel in seinen Kräften stand, ihr Glück vor der Gefahr, die ihm drohte, zu behüten.

(Fortsetzung folgt.)

Reinette Fuchs.

Mit Illustrationen von W. v. Kaulbach.

(Aus der Holzschnitt-Druckausgabe von Georke's Reinette Fuchs, J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.)

(Hilber 2. 184 und 185.)

V.

Jetzt galt es für Reinette, keines Verwandten, keines Freundes zu schonen, nur um sich selbst zu retten. Er erzählte denn, sein Vater habe einst König Ermenrich's Schatz gefunden und habe sich, dadurch stolz und übermüthig geworden, mit Hegrim, Braun, Grimbart und Vinze verschworen, den König Nobel zu ermorden und den Varen zum König auszurufen. Durch einen glücklichen Zufall habe er von der Verschwörung gehört und den Entschluß gefaßt, den Ausbruch zu verhindern. Deshalb habe er jenen Schatz auf die Seite gebracht, denn er habe wohl begriffen, daß sein Vater ohne diesen nichts ausrichten könne, wie es denn auch in der That gekommen sei, denn als die gebungene Mannschaft dreihundertlichen Sold zum Voraus verlangte, habe man sie nicht befriedigen können und sein Vater habe sich aus Gram aufgehängt. In der Hoffnung, den Schatz zu gewinnen, und von der Königin, der es noch mehr darnach gelüstete, überredet, verzieh der König dem Fuchse alle seine Missethaten, Reinette aber beschrieb dem König



1991, 1992, 1993



THE UNIVERSITY OF CHICAGO



THE UNIVERSITY OF CHICAGO

THE UNIVERSITY OF CHICAGO



THE UNIVERSITY OF CHICAGO

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

jakobitischen Syrier, die Aopten und die Abessinier. Die Mobilität des Besitzes ist sehr verwickelt und gab häufig zu Streitigkeiten Anlaß, die bisweilen so unverhältnismäßige Wichtigkeit gewannen, daß sie sogar, durch die Parteinahme der Franzosen für die Lateiner, der Russen für die Griechen, einst den furchtbaren Krimkrieg hervorzurufen im Stande waren.

Federzeichnungen aus Baden.

Von G. Rebenius.

4. Die Weinlese am Bodensee.

An den Ufern des Bodensees, besonders aber längs der badischen Seite, wird starker Weinbau getrieben. Das Produkt desselben ist der sogenannte Seewein. Der Name Seewein allein dürfte wohl schon im Stande sein, manchem Leser, und wäre er selbst ein badischer, den Mund zusammen zu ziehen, denn im badischen Unterlande pflegt man ihn mit dem Eßig in annähernde Kategorie zu stellen, aber wohlgeruchter, aus dem einfachen Grunde, weil man ihn nicht kumpt. Es ist nämlich eigenthümlich, daß selbst im eigenen Vaterlande dieser Wein außerhalb des Seckreises gar nirgends getrunken wird, obgleich von demselben fast alljährlich ungeheure Quantitäten exportiert werden. Die Schwaben, wohin ein großer, wohl der größte Theil verkauft wird, kennen ihn besser. In Württemberg größter Städte ist er nur selten zu finden, so z. B. in Mannheim meines Wissens gar nicht, in Karlsruhe in einem einzigen Gasthause. Und doch ist dieser Wein, besonders die besseren Lagen und Jahrgänge, weit besser, als sein Ruf, wie Verfasser dieses, der längere Zeit am See seinen Beruf ausübte, mit gutem Gewissen versichern kann. Er ist zwar etwas herber, regenter als die pfälzer und übrigen badischen Weine und nähert sich mehr dem sogenannten württembergischen Schiller, hat aber die gute Eigenschaft, gesund zu sein und immer mehr zu schmecken, so daß man, wenn man ihn einmal gewohnt ist, ihn den andern Weinen vorzieht. Gilt dies schon von den geringeren Sorten, so darf man die besseren, denen die eifrigste Kultur in neuerer Zeit ihre Sorge zugewendet, mit vollem Zug und Recht ihren, in glänzenden Eitelkeiten strahlenden Kollegen von der Pfalz, von der Mosel zur Seite stellen. Besonders der Meersburger und Hagnauer sind in dieser Beziehung hervorzuheben.

Man mag sich füglich verwundern, daß es erst in der jüngsten Zeit möglich geworden, diesem Seewein eine mehr als provinzielle Bedeutung als Handelsartikel beizulegen. Daß wenigstens in Baden endlich eine entgegengesetzte Anschauung zum Durchbruch gekommen scheint, ist das vorzügliche Verdienst des jetzigen Domänenverwalters Kreuz in Meersburg, der seit langer Zeit seine ganze Kraft und Energie der Weinkultur gewidmet hat. Meersburg ist, so viel wir wissen, der einzige Ort, an welchem der Staat selbst Weinberge in großer Anzahl besitzt. Die dortige Domänenverwaltung hat die Aufsicht über dieselben, sowie den Verkauf auf Rechnung des Staats zu besorgen. Seit der Verwaltung des Herrn Kreuz hat nicht nur die erzielte Qualität sich verbessert, sondern auch der Ertrag sehr bedeutend zugenommen, wie andererseits durch dessen Eifer und Unermüdlichkeit der Seewein, selbst in renommierten rheinischen Weinorten, zu Ehren gekommen ist.

Das auf einem, wahrscheinlich vom See unterminierten Felsen erbaute Meersburg, dessen beide Schloßer, sowie das städtische, gleichfalls auf der Höhe liegende Seminargebäude einen romantischen Anblick vom See aus gewähren, der wohl in manchem, auf dem Dampfer vorüberfahrenden Fremden in etwas dauernder Erinnerung bleiben mag, ist rings und bis zur württembergischen Grenze ganz mit Reben umgeben. Der Weinbau ist es, dem sich die ganze Bevölkerung hingibt. Hier baut Alles Wein; selbst der Staat und die Kirche. Das aus langjährigen Stiftungen unterhaltene sehr reiche Spital, an welchem ich als Spitalarzt fungirte, besitzt einen großen Theil seines ungeheuren Vermögens in Weinbergen. Jeder Private baut wenigstens etwas Wein und wer gar keinen Weingarten besitzt, ist, sofern er nicht etwa Angestellter ist, unbedenklich dem Proletariate zuzuzählen.

Es ist damit leider nicht zugleich gesagt, daß Diejenigen, welche

wirklich Weinbauern sind, auch selbstverständlich deshalb als vermögenslos gelten dürfen. Vielmehr ist gerade am See, vielleicht mit einziger Ausnahme des Odenwalds, der Wohlstand nicht gerade als blühend zu bezeichnen. Es ist einmal leider so, daß das edle Raß, das wir mit Recht den Sorgenbrecher nennen, denen, die sich mit seiner Produktion abgeben, auch viele Sorgen macht. Der Wein geräth nicht jedes Jahr; auf drei gute Weinjahre kommt sicher ein viertes schlechtes, wo nicht am Ende gar ein völliges Mißjahr. Wo aber Alles vom Ertrag eines so heiligen Produkts abhängt, wo Alle und Jeder auf einen solchen rechnen muß, kann das Elend in gewissen Perioden gar nicht ausbleiben. Wir finden dies nicht hier oben, wo uns das ewige Eis der Alpenwelt entgegenkarrt, allein, wir finden dies auch in der Pfalz, am Main, der Mosel und selbst an den lachenden, rebengekrönten Ufern des herrlichen Rheins. Nicht die Weinbauern, wohl aber die Weinhandeler und Weinspekulanten pflegen reich zu werden.

Nehmen wir indessen wieder zum Bodensee zurück, und beschauen wir uns dessen Weinorte während der Weinlese etwas näher.

Die Weinlese am Bodensee findet gewöhnlich erst Ende Oktober, also etwas später als am Rheine statt. Es ist dies um so nöthiger, als in der oberen Gegend oft die Trauben erst spät den gehörigen Grad der Reife erhalten. Die Zeit der Weinlese ist die Erntezeit am See: was Wunder also, daß Alles hinausströmt in die Reben und sich an dem Abschneiden der Trauben betheilt. Die abgeschnittenen Trauben werden gewöhnlich in die sogenannte Tortel gebracht, worunter man große Kellern versteht, in denen fast sämtlicher Wein eines Orts ausgepreßt wird. Privatkeltern, wie man sie an anderen Weinorten als Regel findet, sind selten.

Die Zeit der Weinlese am See ist, natürlich wenn der Wein gerathen ist, wie in allen Weinorten, ein Freudenfest und auf allen Gesichtern kann man die Befriedigung über den glücklich eingebrachten Herbst herauslesen. Dem Volkscharakter der Seebäsen entsprechend, der mehr in sich gelehrt als herausfahrend, mehr bedächtig als lebhaft sich darstellt, sind indessen die Ausbrüche der Freude und des Jubels bei weitem gedämpfter, als in der Pfalz und am Rheine. Während dort Feuerwerk, Tanz und fortwährendes Schießen selbst in Mißjahren unvermeidlich erscheint, da dies einmal zur Gewohnheit, zur zweiten Volksnatur geworden, gehören am See solche laute Kundgebungen der Freude immerhin mehr zu den Ausnahmen. Aber getrunken wird er, der neue Ausbruch, getrunken vom Augenblick an, wo er der Kelter entflohen. Es ist, als ob der Alte durch den Neuen ganz und gar verdrängt und in Mißkredit gekommen. Daher auch wohl der bezeichnende Name Ausbruch, der hier ganz an seinem Platze ist.

Die Weinlese ist die letzte Episode im Naturleben des Jahres. Kaum ist sie vorüber, so zieht der Winter mit seinem ganzen Gefolge in seine Rechte und übernimmt die Herrschaft für eine gar lange Zeit, wo uns der Ofen Ersatz für die Sonne, die Lektüre Entschädigung für den Naturgenuss geben muß.

So angenehm und reich an wahrhaft großartigen Naturgenüssen der Aufenthalt am Bodensee im Sommer ist, so moros, monoton und langweilig ist er im Winter. Ein trüber Nebel deckt gewöhnlich die Fläche des weiten Sees, dessen gegenüberliegende Ufer nicht einmal, geschweige denn die im Sommer uns majestätisch zu lachenden Alpen sichtbar sind. Selbst in Konstanz, wo doch die Ersatzmittel, die der Winter stellen kann, mehr zur Hand sind, wo Museen, Gesellschaften, Bälle und selbst ein, wenigstens ganz bescheidenen Ansprüchen genügendes Theater vorhanden, gehört das Winterleben zu den menschlichen Passionen. Man hat aber im Sommer zu viel des Schönen gesehen und genossen, als daß man es so leicht überwinden und vergessen könnte. Man sehnt sich immer hinaus in die Berge, auf den See und kann es doch nicht. In den kleineren Orten aber, wie namentlich in Meersburg, dessen Inneres seinem sehr respektablen Neubau aus der Ferne nicht absonderlich entspricht, ist der Winter fast unerträglich. Aber der Mensch muß sich ja in so Vieles schiden, und kann es auch, wenn ihm die Gewissheit winkt, daß auch wieder eine andere Zeit kommt, die ihn solcher Freude theilhaftig macht, um die ihn gar viele beneiden. So zehren wir am See im Winter von den Ahnungen der Genüsse, die uns im kommenden Mai erst zukommen werden.

Der große Trappe.

Eine Biographie aus der Naturkunde

von

C. Frhrn. von Thüngen.

Der Trappe, auch Trappgans, Adlertrappe genannt, ist unter den europäischen Vögeln einer der größten. Sein länglicher, eben nicht wohlgeformter Kopf ist aschgrau und zur Seite mit weißlichen Federn versehen; der Hals ist nach hinten zu rothbraun, an der Seite mit schwarzen Wellenlinien, vorn aber grau gefleckt; die Augen groß, der Augenring weiß, der Regenbogen gelb. Der etwa drei Zoll lange Schnabel ist stark und sehr hart; an beiden Seiten des Unterkiefers hängen lange, schmale, weißliche Bartfedern herab. Unter der Zunge neben dem Schlunde liegt, aber nur bei dem Männchen, der höchst merkwürdige Wasserbeutel, eine taschenförmige Oeffnung, die einen Fuß lang und so groß ist, daß sie über sechs Mund Wasser fassen kann. Der Oberleib ist röthlich mit untermengten schwarzen Federn; die Brust, Bauch und Schenkel sind weiß. Der beinahe acht Zoll lange, mit zwanzig Schwungfedern versehene Schwanz ist röthlich mit schwarz und weißgesprenkelten Luerbinden. Die mit schmutziggroben Schuppen bedeckten Ständer sind hoch und stark. Das Weibchen, kleiner wie das Männchen, unterscheidet sich von diesem auch dadurch, daß der Unterleib mehr aschgrau als weiß, das Gefieder von nicht so lebhafter Farbe wie bei jenem ist, und daß ihm die Bartfedern fehlen. Die Mauser fällt im Juli und August, geht aber sehr langsam von Statten, so daß viele noch im September im Federwechsel stehen.

Der Trappe lebt in der Polygamie. Die Hähne kämpfen während der „Halzzeit“ gleich den Auerhähnen, beißen einander ab und ziehen sich dann mit einer Henne zurück. Während des Halzens breitet der Hahn die Schwanzfedern aus und bläst sich gleich dem Trut- und Auerhahn auf, gibt aber keinen starken Laut, sondern bloß ein dumpfes Knurren von sich, welches er auch thut, wenn er zornig wird. Die Weibchen sondern sich nach der Begattung ab und legen zwei, höchstens drei in's Grünliche spielende, mit kleinen, dunkelolivendunklen Flecken gesprenkelte, sehr hart-schalige Eier, die etwas größer als die Gänseier sind. Sie brüten gewöhnlich in den jungen Roggenfeldern und meist und gern in sehr großen Weiten, wo das Weibchen eine Grube mit den Füßen scharrt und die Eier ohne andere Vorbereitung hineinlegt. Die Brutzeit, welche in die zweite Hälfte des Mai's fällt, währt dreißig Tage, und während derselben ist das Weibchen im hohen Maße sorgfältig verborgen. Es wacht mit großer Aufmerksamkeit für die Sicherheit der Jungen, welche, nachdem sie ausgetrocknet und abgetrocknet sind, das Nest verlassen, jedoch anfänglich sehr unbeholfen laufen. Das Weibchen verfügt sich mit seiner Familie nicht eher als im Herbst, wenn die Felder leer sind, zu dem Männchen und lebt bis dahin abgesondert von diesem.

Die „Nesung“ des Trappen besteht aus Weizen, Getreidesamen, Mohrrüben, Aräutern, Insekten und dergleichen, auch verschlucken sie kleine Steine und sogar Stücke Metall.

Der Trappe ist ein Tagvogel, welcher bei Nacht ruht und den Tag über seiner Nahrung nachgeht, welcher er bei großer Gefährlichkeit viele bedarf. Er läuft sehr selten, sondern geht meist ganz gemächlich. Er fliegt, indem er einige rasche Sprünge als Anlauf macht, zwar nicht schnell, doch ohne sonderliche Anstrengung. Im Fluge streckt er Hals und Beine von sich, fliegt immer gerade aus, selten sehr hoch, nur wenn er über Bäume und dergleichen weg muß. Er ist äußerst scheu, in hohem Grade misstrauisch und aufmerksam, hat ein sehr scharfes Gesicht, weniger scharf scheint sein Gehör und Geruch zu sein. Pferde scheut er, wie beinahe jedes Wildpret, ungleich weniger, auch lassen sie sich zuweilen von Bauern, Hirten, und besonders Frauen ziemlich nahe ankommen, wenn diese, ohne auf sie zu achten, still ihres Weges gehen. So wie sie aber ein Mensch, stecke er auch in dem unverdächtigsten Gewande, irgendwo aufmerksam beobachtet, wird er nie sich schußmäßig machen können.

Der Trappe bewohnt die gemäßigste Zone der alten Welt, mehr nach Süden, als nach Norden zu. Weite, völlig ebene Flächen

zieht er dem wellenförmigen Lande vor, Holz und Gebüsch vermeidet er, in Gebirgen und Waldungen findet man ihn nie. In Deutschland, in den Ebenen Sachsens, in Schlesien u. s. w. ist er Strichvogel. Im Herbst sammelt er sich in großen Schaaren zu den Heisen, welche bei Eintritt des Winters und bei Nahrungsmangel unternommen werden.

Während die Jäger in den waldigen Gebirgen das Herz im wüsten Walddesbst zu erquiden und in dämmernder Frühe den prächtigen Auer- oder Schildhahn zu überraschen suchen, erfreuen sich die Waidmänner in den flachen Gegenden Ungarns an der Trappenjagd. Ebenso stürmisch pocht dort dem Waidmann das Herz, wenn sein Blick in kaum absehbarer Ferne den König seiner Fluren gewahrt gleich einer prominenten Scheibe auf den grünen Matten unendlicher Saatkelder als uns, wenn im waldigen Gebirge das Schleifen des Auerhahns oder der Brunnstrecke des Hirsches an unser Ohr dringt. Noch zweifelt vielleicht das leichtglaubige Auge, ob nicht ein fleißiger Landmann, oder gar ein Storch dem Waidmann den unbewaffneten Blick irregeführt. Aber zu bald würde unzeitige Bequemlichkeitsliebe es bereuen, die Vorsichtsmaßregeln erst nach erlangter Ueberzeugung von der Identität des hochjagdliehen Vogels eingeleitet zu haben. Immer ist der Trappe auf der Hut, und sein scharfes Sehvermögen hat unter zehn Fällen sicher neun Mal früher den Jäger entdeckt, als dieser ihn.

Den Vogel anzuschleichen, ist keine leichte Aufgabe. Auf einem an den Seiten mit Stroh bekleideten Oschen bespannten Wauerwagen gelingt es noch am Besten, dieses Wild auf Büchsen-schuß-nähe zu Schuß zu bekommen. Auch vor dem Reiter drückt er sich zuweilen so lange, bis ihn dessen Schuß erreichen kann. Aber zu Pferde einen Schuß auf weite Distanz aus der Büchse und mit Erfolg anzubringen, dazu gehören schon mancherlei Bedingungen. Ist man in Wauertracht verkleidet und hat ein Feldbaumwerkzeug an der Seite, so läßt sich der Trappe auch zuweilen schußmäßig anschleichen, falls man das Gewehr und sonstige glitzernde Gegenstände gut verborgen und den Wind berücksichtigt hat. Dann geht man aber niemals gerade auf den Trappen los, sondern macht sich hier und da etwas auf dem Felde zu thun, singt und thut überhaupt, als ob man sich eher um das Unkraut im Getraide, als um den Vogel bekümmere. Je weniger man sich übereilt, desto eher kann man auf Erfolg hoffen, obgleich bei der größten Vorsicht eine Menge Enttäuschungen die Geduld auf die Probe stellen werden. Das wäre indeß ein trauriger Jäger, der nach zehn erfolglosen Versuchungen die Lust verlieren würde, einen Hirsch oder Rehbock auf der Fährte zu erlegen und wahrlich ist die Freude des Trappenschützen, wenn er den majestätischen Vogel gestreicht hat, keine geringere, denn klug sind sie Alle, aber sehr klug der Trappe.

In Ungarn wird eine Art Treibjagd auf die Trappen angestellt. Man gräbt nämlich, wo große Heupfelde sind, einige Ausflücher tief in ein oder zwei Heupfelde und setzt sich im Winter an einem nebeligen Tag, um acht oder neun Uhr Morgens hinein. Gleichzeitig schickt man die Feldhüter, die wegen der großen Entfernungen zu Pferde sind, auf alle andern Heupfelde, um die Trappen, die sich dort ganz gemächlich äßen, zu verjagen. Die ausgejagten Trappen streichen dann natürlich auf die nicht beunruhigten Felder, wo man dann, im Lode sitzend, sie schon von Weitem hört, sich aber wohl hüten muß, den Kopf herauszustrecken, bis man nicht deutlich das Schlagen der Flügel vernimmt; dann steht man rasch auf und schießt auf die im Zuge befindlichen Riesenvögel, die dann meist nicht mehr weit entfernt sind. Dabei ist zu beobachten, daß man dem Vogel immer nachschießt, weil das dicke Gefieder, manche Kiele sind fingerdick, sonst das tödtende Blei nicht durchdringt.

Im August, wo die jungen Hähner noch nicht recht flügge sind, läßt sich mit dem Hühnerhund Manches ausrichten, was schon deshalb der Mühe lohnt, weil der junge Trappe einer der delikatesten Vögel ist, in seinem Wildpret sogar das vielgerühmte Fasanhuhn übertrifft.

Aus dem Ganzen geht hervor, daß man zumeist nur mit der Büchse die Trappenjagd ausüben kann, und daß der Jäger jedes Mal von Glück sagen kann, wenn er einen Trappen erlegt.

THE NEW YORK
 STATE DEPARTMENT OF AGRICULTURE
 BUREAU OF PLANT INDUSTRY



FIGURE 1



FIGURE 2



FIGURE 3



FIGURE 4

In der Dornau.

Volkserzählung aus Obersteiermark von Cornelius Vorn.

(Fortsetzung.)

Nach Beendigung des Mahles hatten sich die Meisten aus der Laube entfernt, um an den Belustigungen des Volkes Theil zu nehmen. Der Gewerksbesitzer, ein leutseliger Mann, der die arbeitende Klasse achtete, war bald bei der Regelsbahn, bald beim Schützenstande zu sehen, oder er verweilte bei einzelnen Gruppen der Berg- und Hüttenarbeiter, sich nach ihren Verhältnissen erkundigend. Nur der Pfarrer, das greise Ehepaar, und Thomas, der neue Obersteiger, saßen noch bei dem Tische. Des Obersteigers Weib, mit welcher der Pfarrer ein Gespräch unterhielt, blickte halb vergnügt, halb verschämt vor sich hin; denn noch nie ward ihr eine solche Ehre zu Theil, wie heute, wo sie den Mittelpunkt des Festes bildete. Von Zeit zu Zeit nippte sie an dem Glase süßen Weines, das vor ihr stand; dann blickte sie wie zuvor in stiller Seligkeit ruhig vor sich hin, oder sie lauschte den Worten des Pfarrers. Ueber Aufforderung des Obersteigers war Thomas an dessen Seite gerückt.

„Komm her, Thomas!“ rief dieser mit verklärter Miene; „setz’ Dich zu mir, Herzensjunge! Wenn Dein Vater noch leben möcht’, der würd’ heut a Freud’ mit Dir hab’n. Hoabs aber immer vorausg’sagt, daß was Tüchtig’s aus Dir wird, Thomas! Warst immer a braver, fleißiger Bursch.“

„Zu viel Lob, Herr Obersteiger,“ erwiderte Thomas erröthend.

„Jedem, was ihm gebührt,“ fuhr Jener fort. „Du bist der Einzige, dessen Händen ich die Leitung des hiesigen Bergbaus gerne anvertraue. I hoab Dich kennen g’lernt, wie Du vor einigen Jahren noch in unseren Bergwerken drüben im Schwarzgraben g’arbeit’ hast. Du hast mir schon damals g’fallen; und weil Du a heller Kopf warst, so hat Dich der Herr G’werl über mei Zureden auf die Bergschul’ g’schickt, wo Du noch was Tüchtig’s dazu g’lernt hast. Unser Bergbau is nit so leicht z’führen, als ma glaubt! Man muß die Verhältnisse genau kennen, die hier wie im Schwarzgraben beinahe gleich sind; deswegen wird’s Dir loa schwere Aufgab’ sein. Der Herr G’werl hat im Anfang ’n Schörl an mei Stell’ setzen wollen,“ fügte er mit gedämpfter Stimme bei, „a Jeder hat’s so g’moant; aber i hoab ihm’s ausg’rebt, weil der Schörl nit b’liebt ist unter die Bergleut, ’s hätt’ g’wiß loa Gut g’han!“

„Also hab’ ich’s eigentlich Euch zu verdanken, Herr Obersteiger, daß ich die Stell’ bekommen hab’, obwohl ich viel jünger bin als der Schörl?“

„Was d’Hauptfach’ anbelangt, — Dir selbst Thomas; denn der Herr G’werl hat Dich von jeher gern g’habt, und lennt Dich als an g’schidten Menschen. — Aber i hoab das Meinige a dazuthan.“

„Ich dank Euch vom ganzen Herzen,“ sagte Thomas, des Alten Hand ergreifend.

Während dieses Gespräch in der Laube fortgesetzt wurde, saß an der Rückseite des Hauses an einem verlassenem, einzeln stehenden Tische Schörl, der frühere Tischnachbar des Obersteigers. Seine bleichen Gesichtszüge hatten einen noch düsterern Ausdruck angenommen, und die kleinen stehenden Augen starrten ununterbrochen nach einem Punkte, als ob er wachend träumen würde. Erst als Hannchen, des Wirthes älteres Töchterchen, an den Tisch trat, um das geleerte Trinkgeschirr abzuräumen, fuhr er zusammen, so daß das Mädchen erschrak.

„Ihr schaut’s ja so finster brein, Herr Schörl,“ sagte sie, „als ob Euch die ganze Welt verdrießen möcht’! Heut an dem Freudentag? Blicdt’s nur hinüber, wie die Leut juhezen und jodeln, daß ’s a wahre Freud’ is. Sie können schon nit erwarten, bis ’s finster wird, damit der Tag losgehen löunt’. Heut, glaub i, sollt Alles froh und lusti sein! Oder is Euch epper was über’s Leberl g’fahren?“ setzte sie lachend hinzu, wobei zwei Reihen blendend weißer Zähne, und auf jeder der frischen vollen Wangen ein Grabchen sichtbar ward.

Jahrb. d. L. 68. IV.

„Hast nit g’hört, was der Herr G’werl beim Essen g’prochen hat?“

„Na,“ lautete die Antwort.

„Den Thomas hat er zum Obersteiger g’macht!“

„Was? den Thomas?“

„Ja, ’n Thomas, den jungen Leder, der unter mir g’arbeit’ hat und der loa ander’s Verdienst hat, als daß er auf der Bergschul’ war! Wird ihm viel nützen das Bäckerg’schwalbl! Bei uns braucht ma praktische Leut, und keine G’lehrten! Aber i bin nit auf’n Kopf g’fallen, i woasß gut, wer dahinter steht und woher der Wind weht!“

„Also bleibt der Thomas jezt hier?“ fragte Hannchen.

„Ja, vor der Hand bleibt er hier,“ erwiderte Schörl, seine dünnen Lippen zu einem unheimlichen Lächeln verziehend. „Er wird mein Borg’sehter; aber wie lang das Regiment dauern wird, das weiß noch Niemand! Und was sagst denn Du dazu, Hannchen?“ setzte er, das Mädchen bei der Hand fassend, fort.

„I? I moan halt, daß Euch Unrecht g’scheh’n is, Herr Schörl!“

„Weiter nichts?“

„Na, sonst wisset i nix!“

„I will Dir was anvertrau’n, Hanni, was i schon lang am Herzen hoab,“ sagte Schörl vergnügt blinzeln, indem er versuchte, das Mädchen näher an sich zu ziehen. „Vielleicht hast Du’s schon längst errathen; denn ihr Weiber habi’s in solchen Sachen an b’sonderen Scharfblick. Wenn i die Stell’ kriegt hätt’, Hanni, meiner Seel’ i hätt’ Dich vom Fled weg g’heirath!“

„Zum Heirathen g’hören immer Zwaa, Herr Schörl,“ lachte das Mädchen schallhaft; „so weit sei ma noch nit!“ Damit entzog sie ihm ihre Hand, raffte mit Blitesschnelle das Geschirr vom Tische und verschwand hinter dem Hause.

„Weibervoll!“ rief ihr Schörl, höhnisch lachend, nach. „Kenn’ euch gut! Eine is wie die Andere! Anfangs thun’s, als ob’s nit fünf zählen löunten; wenn’s aber Ernst wird, da greifens mit beiden Händen zu!“

Inzwischen war es dunkel geworden. Scharf grenzten sich die Tannenzwipfel an dem verglimmenden Abendhimmel ab, langgezogene blauliche Nebelstreifen begannen allmählich die Thalsohle einzuspinnen, und aus den Waldschluchten wehte ein kühler Luftzug. Der größte Theil des Volkes, besonders die älteren Leute, hatten den Heimweg angetreten; fern verhallende Jodeler verriethen auch hie und da die Spur der Heimkehrenden. Das Jubelpaar, umringt von den jungen Burschen und Mädchen, war nach dem geräumigen Schankzimmer gezogen, wo der Schluß des Festes stattfinden sollte. Als Schörl sein einsames Plätzchen verließ, fand er sowohl die Weinlaube wie auch den freien Raum vor dem Wirthshause leer. Von dem bunten Treiben des heutigen Tages war keine Spur mehr vorhanden, der Lärm war verstummt, nur vom Eichbaume her tönte der Klang einer Zither, begleitet von einer tiefen Bassstimme:

Da hint’ hoat a Kröpf!

Da hint’ a damit!

Rei Rahm hoat an Kröpf,

Abi finga loan’s nit!

’S is nix so viel traurig

’S is nix so betrübt,

Als wann sich a Krautkörp

In a Ros’n verliebt! Ho! la la la!

Unschlüssig, ob er sich ebenfalls nach der Wirthsstube begeben sollte, blieb Schörl noch eine Weile vor dem Hause stehen. Er befand sich nicht in der Stimmung, an den Lustbarkeiten seiner Kameraden Theil zu nehmen, da seine Zukunftspläne heut mit einem Male vereitelt worden waren. Selbst im Traume wäre es ihm nicht eingefallen, daß ein Anderer, als er, den Posten bekommen könnte; auch unter den Arbeitern galt dieß als eine ausgemachte Sache, obwohl Schörl seiner Härte und Herzlosigkeit wegen allgemein gefürchtet und gehaßt wurde. Da mit der Stelle eines Obersteigers nicht allein ein gutes Einkommen verbunden war, sondern Derjenige, der sie bekleidete, auch in der ganzen Umgegend ein gewisses Ansehen genoss, so hielt sich Schörl in obiger Voraussetzung fest überzeugt, daß ihm die Hand der Tochter des reichen

Steinmüllers nicht entgehen könne. Und jetzt war mit einem Schlage Alles anders! Allein Schörl war einer jener elastischen Charaktere, die den Wandlungen des Schicksals nicht so leicht unterliegen; er wußte, daß mit Beharrlichkeit und Ausdauer viel zu erzielen sei! Nachdem er noch eine Weile in die Dämmerung hinausgeblüht, warf er plötzlich den Kopf zurück und ging festen Schrittes gegen das Wirthschaftsgebäude. Drinnen schmetterten die Trompeten und Clarinetten einen echten alten „Steirischen“, während der heut wieder jung gewordene Obersteiger seine „Alte“ unter den mannigfachen Figuren im Kreise herumdrehte, juchzend und in die Hände klatschend, daß einem das Herz im Leibe lachte.

Nachdem der letzte Streifen der Abendglut hinter den fernen Bergen erloschen war, hob sich im Osten die Mondscheibe majestätisch zwischen dem Geste des Waldes empor und warf einen geheimnißvollen Schimmer über die prachtvolle Gebirgslandschaft. Die Schneeflächen auf den höchsten Punkten der Alpen glänzten, als ob sie mit geschmolzenem Silber übergossen wären, und die fernen Gieflbäche fladerten wie dünne Schleier an den steilen nebelgrauen Gebirgswänden. Nachdem der Mond ein Stück über die Tannenwipfel gestiegen war, trat aus dem tiefsten Dunkel des Hochwaldes hinter dem „Alpenjäger“ eine weibliche Gestalt hervor, welche sich langsam dem Wirthshause näherte. Erst als sie die Lichtung erreicht hatte und nun im vollsten Mondlichte da stand, konnte man sie näher betrachten. Es war ein großes, schlankgebautes Mädchen, deren nackte Füße den Boden kaum zu berühren schienen. Das bläuliche Halblicht verlieh der ärmlich bekleideten Erscheinung mit dem blassen Gesichte und den dunkeln, über den Nacken herabwallenden Haaren etwas Geisterhaftes. Sie schritt behutsam über den behaarten Rasen, bei dem geringsten Geräusche innehaltend, bis sie bei der Weinlaube angelangt war. Im Schatten des Gebäudes kam sie dann an das halbgeöffnete Fenster, durch welches die Musik und das Jauchzen der Tänzer herauströnte. Durch ein vorspringendes Gd und die dichten Weinranken, welche sich an der Mauer hinaufzogen, verdeckt, konnte sie hier un gesehen zeitweise einen Blick in die Wirthsstube werfen und das lärmende Treiben im Inneren derselben beobachten. Ihre dunkeln Augen haften jedoch stets nur an einer Person, und zwar an jener des neuen Obersteigers, welcher sich wenig am Tanze betheiligte, sondern meistens neben dem alten Spieß saß, oder mit den Arbeitern plauderte. Bis tief in die Nacht hinein stand das Mädchen so unverbroffen hinter dem Fenster, während die Burschen und Mädchen des Thales lustig an ihr vorüberflogen. Allmählig verloren sich einzelne Personen, die Reihen der Tänzer begannen sich zu lichten, auch das greise Jubelpaar war schon fort; aber das bleiche Mädchen mit den großen dunkeln Augen harrete noch immer in seinem Versteck. Endlich, als sich Thomas von seinem Sige erhob und in Gesellschaft mehrerer junger Männer das Haus verließ, sprang sie wieder zurück nach der Laube, welche sie erst verließ, nachdem die Gruppe hinter den Stämmen des Hochwaldes verschwunden war. Dann folgte sie derselben in geringer Entfernung, stets vorsichtig hinter dem dunkeln Buschwerk einherkriechend, damit man sie nicht erblicke. Nach einer kurzen Zeit löste sich die Gruppe auf und Thomas ging allein auf dem einsamen Waldsteige vorwärts. Wie vorher folgte ihm auch jetzt das Mädchen, ohne daß er ihrer ansichtig werden konnte. Als sie auf der Höhe des Berggründens einen ausgedehnten Holzschlag erreicht hatten, durch welchen sich der schmale Fußsteig schlängelte, machte sie einen Umweg längs des Waldsaumes, bis das Dickicht wieder erreicht war. So ging es beiläufig eine halbe Stunde ununterbrochen aufwärts, dann zog sich der Steig gegen eine Schlucht herab, aus welcher ein donnerähnliches Brausen herauströnte, welches immer heftiger wurde. Ein mächtiger Wildbach ergoß sein Wasser beinahe senkrecht in eine tiefe Felspalte, über welche ein behauener Tannenbaum gelegt war. Thomas überschritt den Baum mit Hilfe seines Stodes und als er hinter den ersten Felsen verschwunden war, schwebte auch des Mädchens leichte Gestalt hinüber. Bald darauf lag ein Wiesabhang vor ihnen, in dessen Mitte ein kleines Häuschen stand, welches Thomas betrat.

Eine geraume Zeit lang verhieß sich das Mädchen im Schatten der Waldbäume, dann huschte sie hervor und näherte sich dem

kleinen Fenster des Häuschens, durch welches der Mond seine vollen Lichtströme hineinwarf, die schönen Züge des auf sein Lager gestreckten jungen Mannes beleuchtend. Nachdem sie sich vollständig überzeugt hatte, daß er fest eingeschlafen sei, öffnete sie mittelst eines Kunstgriffes die von Innen leicht verriegelte Thüre, auch die zweite Thür sprang auf einen leisen Drud auf; doch als das Mädchen die Schwelle des Gemaches überschritt, in welchem der Schlummernde ruhte, pochte ihr Herz so gewaltig, daß sie stehen bleiben mußte und unwillkürlich die Hand nach jener Stelle legte; dann schlich sie auf den Kuschigen bis an das Lager heran, und betrachtete das Antlitz des Schlafers. Ihre Züge gewannen allmählig einen verklärten Ausdruck, und als ob sie des Anschauens nicht genug hätte, näherte sie ihr Antlitz dem Schlummernden, so daß sein Athem ihre Wangen berührte. Der Schlafende regte sich nicht; seine Jugend und das ungewohnte längere Wegbleiben hielten ihn in festen Banden.

Der schräge Lichtstreifen, den das Fensterchen auf des Kuschlings Antlitz geworfen, war schon längst von demselben gewichen, und noch immer stand das blasser Mädchen an seinem Lager! Endlich, als es zu dämmern begann und das erste Gezwitscher der Walbvögel an ihr Ohr drang, näherte sie ihre Lippen seiner Stirne, drückte einen leisen Kuß auf dieselbe und verschwand, nachdem sie die Thüren versperrt hatte, im Dickicht des Hochwaldes.

2. Die Dornau.

Jenseits des mäßig hohen Berggründens, der sich an den Rothwald anlehnt, liegt die Dornau. So lieblich und anmuthig das weite Thal ist, welches man vom Alpenjäger überschaut, so wild und ungemüthlich zeigt sich die Dornau. Rastlos Felswände steigen himmelhoch zu beiden Seiten auf, von denen hie und da ein Gieflbach herabstürzt; mitten durch die massenhaft aufgethürmten Felsstrümmen, die sich im Laufe von Jahrhunderten an der Thalsohle aufhaufen, säumt in wilden Sägen ein tosender Bach, dessen Gewässer nirgends Ruhe finden, um sich zu klären. Zwischen dem Trümmerwerf stehen festgeleiste entwurzelte Baumstämme, umwuchert vom üppigsten Unkraut, während sich an verschiedenen Punkten vereinzelt Tannen oder Eichen erheben, Ueberreste eines ehemaligen Urwaldes. Den Krümmungen des Baches folgend, zieht sich ein schmaler holpriger Weg thalaufwärts durch die höher gelegenen ausgebreiteten Waldungen und weiter hinein bis in's Hochgebirge, wo er in einem Engpasse den Uebergang in das anstoßende Hauptthal bildet.

Nur selten betritt der Fuß eines Fremden die Dornau, zumal seit die Steinmühle verlassen wurde, deren Ueberreste hart am Wege, im Schutze einer vorspringenden Felswand stehen. Bloß Hausirer und andere herumziehende Leute, welche die im Gebirge zerstreuten Bauernhöfe aufsuchen, um ihre Waaren anzubringen, kommen dann und wann durch den Engpaß herüber. Ausnahmsweise verirrt sich auch manchmal ein Tourist in das abgelegene Gebirgsthäl, oder ein Maler, der dann die Dornau trotz ihrer starren einsamen Wildniß schön findet und die abenteuerlich geformten Felsen in sein Skizzenbuch aufnimmt; oder gar die verfallene Steinmühle, sammt dem moosüberzogenen Mäuerwerk und den verwitterten ephemerankten Steinblöcken.

Eines Tages, beiläufig achtzehn Jahre früher, als unsere Erzählung beginnt, schleppte sich ein krankes Weib, das einen Säugling am Arme trug, über den Gebirgspfad abwärts, bis in die Nähe der Steinmühle, wo sie plötzlich die Kräfte verlor, so daß sie ohnmächtig niedersank. Der Steinmüller brachte das hilflose Weib in sein Haus, und bald darauf starb dasselbe. In dem kleinen Häuschen, das sie bei sich getragen, fand man außer einigen Kleidungsstücken bloß einen Reisepaß, welcher ihren Namen und Geburtsort enthielt. Der Steinmüller machte die Anzeige von dem Vorfall bei Gericht, woselbst auch der Reisepaß deponirt ward; allein Monate und Jahre vergingen, ohne daß Jemand nach dem verstorbenen Weibe oder nach deren Kinde gefragt hätte!

Obwohl der Steinmüller, selbst mit Kindern gesegnet, kaum so viel verdiente, um sich und die Seinigen mit Noth fortzubringen, so nahm er sich doch des verlassenen Burmes an. In ge-

ringer Entfernung, seitab von der Steinmühle, wohnte mitten im Walde ein Höhler, dessen Weib kurz vorher ein Knäblein geboren hatte. Diese versprach, das fremde Kind neben dem übrigen Säuglingen zu wollen, worauf es der Steinmüller wieder zurück nehmen sollte. Allein nach wenigen Wochen starb das Kind des Höhlers, und als der Steinmüller einmal nach Jahresfrist um das Knäblein fragte, antwortete das Weib: sie hätte es liebgewonnen, als ob es ihr eigen wäre, und da sie schon an Jahren vorgerückt und selbst keine Kinder habe, so wolle sie es behalten.

So wuchs das Kind, dem man nach der Heiligen, welche auf den Tag fiel, an dem es gefunden worden, den Namen Elisabeth gab, unter der Obhut der Höhlerleute heran. Es war ein ungemein süßes Kind. Stundenlang konnte es in der Wiege liegen, mit den großen dunklen Augen nach der Decke starrend, ohne einen Laut von sich zu geben; oft wenn der Höhler und sein Weib fortgingen, lag es den ganzen Tag ruhig auf dem Kissen vor dem Hauje, mit Steinchen oder Blumen spielend, neben der steinalten Großmutter, die schon halb in's Reich der Todten gehörte. Anfangs glaubten der Höhler und sein Weib, das Kind sei taubstumm, da sich die ungebildeten Leute nicht die Mühe nahmen, das Gehör desselben näher zu prüfen; allein die Großmutter schaltete jedesmal den Kopf dazu. Erst nachdem es das dritte Jahr erreicht hatte, fing es an zu lallen und verschiedene Laute nachzuahmen. So viel Freude die Höhlerleute Anfangs mit dem Kinde hatten, so entfernten sie sich später immer mehr von demselben; denn, obwohl es mit der Zeit sprechen lernte, war es doch nicht so wie andere Kinder: es blieb immer still und schüchtern; auch nahm es an den häuslichen Beschäftigungen keinen Antheil, und wenn es deshalb nicht selten harte Worte absekte, dann lief es in den Wald, setzte sich auf einen Stein und weinte so lange, bis es die Großmutter oft nach mehrstündigem Suchen auffand und nach Hause führte. Als des Höhlers Weib einst das Mädchen schlug, weil es ein Gefäß zerbrochen, verschwand dasselbe plötzlich, ohne daß eine Spur von ihm zu finden war; erst nach mehreren Tagen brachte es ein Bauer zurück, welcher das Kind früh im Gebirge, unter einem Baume schlafend, gefunden hatte. Darauf war es lange Zeit krank. Später schlugen die Leute das Kind nicht mehr, sie bekümmerten sich auch nicht weiter um dasselbe, sondern überließen es sich selbst, und so konnte die kleine Fiese, ihre Ziegen hütend, nach Herzenslust in den weiten Wäldern und Bergen herumtschweifen.

Am Liebsten verweilte sie in der Nähe des alten zerfallenen Schlosses, welches hoch im Gebirge auf der Spitze eines Felsvorsprunges stand, an dessen Fuße vor vielen Jahren eine stark besuchte Heerstraße über das Gebirge führte. Jetzt ist keine Spur mehr von dieser Straße vorhanden, und wo einst die schwerbepackten Saumthiere der Kaufleute, unter ihren Lasten leuchtend, emporstimmten, wächst jetzt Niedgras und Heidekraut. Da lag sie nun auf einem der mächtigen Steinblöcke, welche oben im Schlosshose zerstreut lagen, und schaute über die Dornau hinweg gegen die fernen Berge und Wälder, während die Ziegen das junge Grün der Birken benagten, die zwischen dem Gemäuer Wurzel gefaßt hatten.

Einmal, als es vom frühesten Morgen regnete, so daß man keinen Fuß vor die Thüre setzen konnte, fragte sie die Großmutter, ob früher Jemand in dem verfallenen Schlosse gewohnt hätte, und wen das Steinbild vorstelle, das am Fuße eines der Thürme eingemauert sei. Die Großmutter erzählte darauf. Vor vielen, vielen Jahren habe ein Graf, mit Namen Eberhard, oben gehaust. Er sei ein wilder Gefelle gewesen, der nichts Anderes that, als Tage und Nächte hindurch in den ungeheuren Forsten herumjagen. Als er alt zu werden begann, nahm er ein Weib, das so jung und so schön war, wie die Knospe der weißen Hölle. Da er seine Lebensweise nicht änderte, immer wild und unbändig blieb, so liebte ihn das Weib nicht, sondern sie liebte einen Jüngling, der eben so jung und schön war wie sie. Als der Graf dieß erfuhr, entflammte er in Zorn und Wuth, ließ den Jüngling durch seine Knechte ergreifen und von der höchsten Spitze des Felsens herabstürzen. Darauf verließ er sein Weib sammt dem Knäblein, das sie ihm geboren hatte. Später bereute der Graf seine That; er ließ Nachforschungen nach dem verstorbenen Weibe und Kinde an-

stellen, allein vergeblich. Da unternahm er eine Pilgerfahrt in's gelobte Land, und ließ nach einem gemalten Bilde, das er bejaß, im fernen Welschland das Steinbild anfertigen, welches zur Erinnerung an die schöne Gräfin in der Schloßkapelle beigelegt wurde. Kurz darauf starb der Graf, und das Schloß sammt allen Liegen-schaften überging auf eine Seitenlinie. — Während dieser Erzählung wagte das Mädchen kaum aufzuathmen, und ihr Auge hing an den Lippen der Großmutter, damit ja keine Sylbe verloren gehe. Seit jener Zeit ging sie auch nie an dem alten verfallenen Schlosse vorüber, ohne das Steinbild angesehen zu haben, und wenn es zur Winterszeit draußen oft schneite, daß die Äste der Waldbäume unter ihrer Last krachten, oder der Schnee bis an die niedrigen Fensterchen der Hütte reichte, da schlich Fiese häufig zur Großmutter, welche stets an derselben Stelle der Ofenbank saß, und bat, sie möge ihr wieder etwas erzählen vom Grafen Eberhard und von der armen verstorbenen Gräfin.

Eines Tages wurde der Pfarrer geholt, um das Weib des Höhlers mit den Sterbekraimenten zu versehen. Der Weg bis zum Pfarrhause dauerte fast zwei Stunden, und als der Pfarrer ankam, war das Weib bereits todt. Drinnen im Stübchen saß der Höhler neben der alten Großmutter, und Beide weinten. Als der Pfarrer den Rückweg betrat, fand er das Mädchen in einer Ecke des Hofes zwischen Holz und Brettern, ebenfalls weinend, sitzen. Bei seiner Annäherung wollte es davonlaufen; doch der Pfarrer faßte das scheue Kind bei der Hand und sprach gute Worte zu ihm; dann strich er mit der Hand über ihr schwarzes leidenweiches Haar, worauf er wieder nach der Hütte zurückging und nochmals mit dem Höhler redete. (Fortsetzung folgt.)

Kulturbilder aus dem Schweizerischen Volksleben.

Von August Geierabend.

I.

Der Nächstelstag.

Im nördlichen Theile unseres Schweizerischen Vaterlandes, besonders im Kanton Zürich und in einigen Gegenden des Kantons Aargau und Thurgau wird der 2. Januar, der sogenannte Nächstel- oder Verchtoldstag, als ein heiterer Freudentag festlich gefeiert. Die Art seiner Feier, sowie die Zeit, in die er fällt, erinnert lebhaft an den Sannichlaus der Uri- und Thurgauer und deutet unverkennbar auf den gleichen altdeutschen mythologischen Ursprung. Wie am Sankt Niklaustag der Aargauer, so ist im Kanton Zürich der Giering das Festgebäude des Nächstelstages. Am Vormittag des Festtages wandern die festlich gekleideten Kinder der Stadtbürger von Zürich auf die Junststuben, um die sogenannten „Neujahrsfüße“ der Jünste, geschichtliche Abhandlungen und Lebensbeschreibungen mit Bildern aus der züricher Spezialgeschichte, in Empfang zu nehmen. Alle öffentlichen Sammlungen, wie das Zeughaus, die Stadtbibliothek, die Naturaliensammlung, das antiquarische Museum stehen den zukünftigen Bürgern offen. Auf den Junststuben werden sie mit einem Glase Wein und Lederbissen (Lederli und Züriquetli) bewirthet. Mittags sammeln sich die erwachsenen Junstgenossen auf ihren Stuben zum Festmahle — zur „Junstbedellen“. Nach aufgehobener Tafel machen sich die Genossen der verschiedenen Jünste gegenseitige Besuche auf ihren Stuben, und dem Nebensache wird in reichlichem Maße zugesprochen. Abends finden Maskenbälle statt, an denen unbekannten anständigen Masken zwar der Zutritt und drei Tänze gestattet sind, nach denen sie sich aber entweder entlarven oder wieder entfernen müssen. Früher zogen ganze Schaaeren junger maskirter Leute durch die Straßen der Stadt. Jetzt kommen nur noch hier und da Paare verkleideter Kinder als sogenannte „Wöggen“ in die Stadt, die auf langen Stangen in farbigen Papierlaternen Lichter tragen und ihre „Martienssprächlein“ gegen eine mildthätige Gabe herfragen. Häufiger als in der Stadt findet sich das „Wöggenlaufen“ in den Dörfern auf dem Lande. Im Kanton Thurgau fand am Verchtoldstage die Gemeinderenungsablage statt und gestaltete sich die-

selbe so zu einem kleinen Bürgerfeste. In ganz eigenthümlicher Weise wird zu Tägerfelden im Kanton Thurgau der Bächelitag von der erwachsenen männlichen Jugend gefeiert. Sowie der Neujahrstag herannab, so treten die jungen Bursche zur würdigen Feier des Bächelitages in einen Verein zusammen, der sich die Bächelgesellschaft nennt. Am Festtage erscheinen sie dann als zierlich aufgeputzte Rebleute und Rannen oder Stitzenträger vor den Fenstern der Weinbauern, sagen ihre Glückwünsche her und führen einen Junsftanz auf. Sind dann mittlerweile ihre Stitzen reichlich mit Landwein gefüllt, so ziehen sie ab und leeren dieselben mildherzig in den Gärten der Armen aus, auf daß auch diese des allgemeinen Freudentages froh werden können. Zuletzt singt dann die Bächelgesellschaft als kunstgeübter Männerchor dem eigens versammelten Gemeinderathe das Neujahr an und überbringt ihm einen gewaltigen, frischgebadenen und daher angenehm dampfenden Gierring. Sie empfängt dann als Gegengeschenk dafür einen halben Saum Landwein. Dieser wird den gleichen Abend noch gemeinschaftlich getrunken und jeder Bursche sendet bei diesem Gelage einen Kameraden zu seiner auserwählten Tänzerin, um sie unter Büdlingen und allerlei Artigkeiten in's Wirthshaus abzuholen. In Luzern werden alljährlich auf den verschiedenen Jänsten der Stadt die sogenannten „Bächeli-Öffen“ abgehalten und dabei das Junsftgeld vertheilt. Abends finden sich die Frauen bisweilen verkleidet ein und treiben dann das beliebte Spiel des Intriguirens, das mitunter ein improvisirter Tanz unterbricht. Nach einem Herkommen der Wesellen der Kaufherrentinkstube zu Luzern vom Jahr 1451 „sulltend sie jertlich an Sant Perchten-Tag ihre Stubenherren setzen“.

Es ist unzwiefelhaft, daß der Perchtold der nördlichen Schweiz ganz der St. Nikolaus der innern Schweiz ist, da beide dem segenspendenden Gotte Wuotan entsprechen. Wie Arigga zur Bertha wurde, so Wuotan zu Perchtold. In gleicher Weise, wie, nach Einführung des Christenthums, an die Stelle der Opferstätten Wuotan's an den Ufern der Gebirgsseen wie auf den Alpen der Urschweiz die dem heil. Nikolaus geweihten Kapellen traten, so in den weingeseigneten Gegenden der ebenen Schweiz die Kapellen des heil. Bartholomäus, des christlichen Patrons des Weinbaus, der hinwiederum Wuotan in seinem Rute als Kellermeister vertritt. Daher das schweizerische Volkspruchwort: „Er weiß wohl, wo Barthli den Most holt.“

Die zwölf Tage von Weihnachten bis zu dem Dreikönigtag, den 6. Jänner, der in manchen Gegenden deutscher Lande geradezu der Perchtentag genannt wird, sind bei uns in der Schweiz die Witterungsvorboten der zwölf Monate des nächsten Jahres. Sie fallen in die heilige Zeit der altheidnischen Julfeste, und Gebräuche und Aberglauben, die an diese Zeit sich knüpfen, deuten unverkennbar auf die heidnische Vorzeit zurück. Diese feierte eben in dem Julfeste die Zeit der Wintersonnenwende, den Abschluß eines alten und den Antritt eines neuen Jahres, die Wiedergeburt der dem Sommer sich zuwendenden Sonne, deren Rad als Sinnbild der Sonnenwende seit Weihnachten wieder aufwärts rollt. Darum die Lichter an dem Weihnachtsbaum, darum die Lichter in den farbigen Laternen der „Bögggen“ am Bächelitag. In den zwölf Nächten der Julfeste zog Wuotan oder Perchtold, als Spender des Segens auf Ader und Feld, auf seinem Schimmel reitend und von seiner Gemahlin, Bertha, begleitet, mit dem Geleite seines wilden Heeres unter gewaltigem Lärm durch's Land und empfing die Opfergaben, welche die Menschen, um Segen für ihre Felder bittend, ihm darbrachten. In diese Zeit fiel daher das größte Opfer der Germanen. In ihr herrschte Gottesfriede, und ergab sich Alles der heitern Lust und Freude. Noch leben zahlreiche Erinnerungen an diese Festzeit im Volke. So herrscht an vielen Orten noch der Vollglaube, in der Zeit der zwölf Nächte sei das Spinnen ein Frevel, und dürfe überhaupt keine größere und wichtigere Arbeit unternommen werden, ansonst dieselbe mißglücke. Sind die Tage von Weihnachten bis Dreikönigtag dunkel, so folgen nach unserer schweizerischen Bauernregel im Jahr darauf schwere Krankheiten.

Am Weihnachtabend legen unsere Bauern, welche das Wetter des nächsten Jahres erproben wollen, etwas Salz in zwölf Zwielfschalen, und zwar der Reihe nach, und sehen aus dem Feucht-

werden des Salzes auch die Feuchtigkeit des entsprechenden Monats voraus. In gleicher Weise kündigt die Witterung der zwölf Loostage jene der Monate des nächsten Jahres voraus, daher unser schweizerischer Bauernspruch:

Echau an Ehrlnacht und Christtag gar eben,
Sammt dem Wetter, Wind, Schnee und Regen;
Die zwölf Tag und Nächte auch nicht vergiß,
So wirst Du sein des ganzen Jahrs vergewiß.

Eine weitere Bezüglichkeit der Feier des Bächelitages in der Schweiz liegt auch in den noch jetzt üblichen Festspielen, in den reichlichen Weinspenden und in dem Gierring als Symbol des Sonnenrades, sowie in dem in der innern Schweiz üblichen Badwerke der sogenannten „Hirzenhüdnli“, die theils Hirschgeweihe, theils wieder kleine Ringe darstellen. Die Odha heißt ja Odin Thor (Hirsch), und der Hirsch ist auch das Symbol der Sonne. Wie nun unsere St. Niklausumzüge, die Postlerjagden und der Bächelitag Ueberreste der altheidnischen Julfeste sind, die bis auf unsere Zeit geblieben sind, so auch am Dreikönigtag die sogenannten Gräufleten im Muotathal.

Fliegende Blätter.

Eine Berühmtheit eigener Art. In Zille starb vor einiger Zeit eine Berühmtheit ihrer Art, der Veteran des dortigen Arresthauses im Alter von 92 Jahren, von denen er 45 Jahre im Gefängniß zugebracht hatte. Im Jahre 1815 entwandte er dem Marschall Prune, dessen Bedienter er damals war, seine Ehrenzeichen, reiste nach Valenciennes und ließ dort die Truppen die Revue passieren. Das Strafgesetzbuch kennt kein Verbrechen, dessen er sich seitdem nicht schuldig gemacht hätte. Seine letzte Verurtheilung war vor sechs Jahren; damals machte er trotz seines vorgerückten Alters noch ein Reiterstud. Nachdem er eine bedeutende Summe Geldes erschwemelt hatte, stahl er einem Commis-Pensager Pferd und Cabriolet und setzte dessen Reise fort, wurde aber bald wieder gefaßt. Während seines langen Aufenthalts in den Arresthäusern wurde er nie wegen der Hausordnung bestraft, die er streng befolgte.

Der Herzog Gekmus von Medels war nicht nur ein Beschützer der schönen Künste, er selbst trieb auch Malerei und Bildhauerkunst. So verfertigte er einst einen Neptun und ließ denselben auf einer öffentlichen Ausstellung in Florenz aufstellen. Eines Tages fragte er Michel Angelo um seine Meinung über das Kunstwerk. „Gott verzeihe Ihnen, gnädiger Herr,“ erwiderte dieser, „daß Sie ein so prächtiges Stück Marmor — verderben haben!“

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthfels Seite 120:

Gebiegenheit des Textes und Aushaltung erwerben der Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ fortwährend neue Abonnenten.

Redaktion, Druck und Verlag von St. Hallberger in Stuttgart.

The Black and White

THE BLACK AND WHITE
PUBLISHED WEEKLY
BY THE
AMERICAN PHOTOGRAPHIC ARTISTS
ASSOCIATION
INCORPORATED
1900

THE
BLACK
AND
WHITE
PUBLISHED
WEEKLY
BY THE
AMERICAN
PHOTOGRAPHIC
ARTISTS
ASSOCIATION
INCORPORATED
1900



THE MONUMENT AT WASHINGTON

„gefahren,“ erwiderte der Förster, seine Büchse von der Schulter nehmend.

„Du hast ihn aber doch gesprochen?“ fragte die Frau.

„Freilich. Er will morgen herauskommen. Wo ist Piese?“ Die Tochter besorgte das Mittagessen. — „Der junge Herr ist ja doch wieder hier gewesen?“ sagte Strahl.

„Er wollte seiner Mutter entgegengehen, die heute kommen sollte und unterdessen auch gekommen ist,“ erwiderte die Försterin. „Mir war's lieb, daß die Piese grad' nicht zu Hause war und er sie auch nicht gesehen hat. Ich habe denn vernünftig mit gesprochen, er soll sich unser Kind aus dem Sinne schlagen. Ich denke ganz wie Du — wir wollen unsere Tochter nicht in eine Familie geben, in der sie nicht mit offenen Armen aufgenommen wird. Der Herr Oberamtmann ist noch lange keiner von unseren Kavaliern und nicht von besserem Herkommen als wir, aber er hält sich doch nun einmal für etwas Besseres und ist ein reicher Mann. Wenn er's nicht zugeben will, so werden wir seinen Unfrieden in seine Familie bringen und haben unseren Stolz auch. Der Assessor sagte, er brauche die Einwilligung seines Vaters nicht und wäre sein eigener Herr, aber ich sag' ihm, des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, und wir wollten unser Kind nicht über die Achseln ansehn, oder gar schlecht behandeln lassen, zum Glück sei's ja noch nicht so weit, keins von ihnen Beiden habe sich mit einem Versprechen gebunden. Er wollte sich hoch und theuer verschwören, da kam der Hellmich nach Hause, sag' ihm, daß seine Mutter schon vorbei sei, und er machte sich denn gleich auf den Weg, grade wie Pieschen von drüben gegangen kam. Gesehen hat er sie nicht mehr, denn er schaute sich gar nicht mehr um.“

Der Förster war mit seiner Frau zufrieden und trat mit ihr in die Stube, wo die Tochter, die ihn schon gesehen hatte, eben die Suppe auf den gedeckten Tisch setzte. Sie grüßte ihn mit dem hellen Lächeln, der ihm immer so wohl that, da lag kein Gram drin, und er hatte ihr doch gestern erst erklärt, daß aus ihr und dem Rudolph Schleiff kein Brautpaar werden könnte: es mußte ihr also nicht sehr zum Herzen gegangen sein. Sie sprach nun das Tischgebet mit ihrer sanften Stimme, und die Familie setzte sich zum Essen, an welchem auch der Jägerbursch theilnahm. Der junge Schulmeistersohn aus Seelenrode nahm sich unter diesen schönen Menschen nicht eben vortheilhaft aus. Herzing hatte ihnen gestern, als er den Waldbhof eine „Gallery of beauties“ genannt, nur Gerechtigkeit widerfahren lassen, es waren aber nicht bloß weibliche Schönheiten, sondern auch der Förster Strahl war ein schöner Mann. Doch hatte der Fremde nicht minder die Wahrheit getroffen, wenn er sie für eine „liebe Familie“ gehalten hatte. Das war sie wirklich, vielleicht wäre der Ausdruck ihrer süddeutschen Heimat „berzig“ noch richtiger gewesen. Hellmich mußte immer an die Neben des kleinen grauen Herrn denken, den er gestern Abend durch den Wald geführt hatte, er saß heute zum ersten Male wieder mit Pieschen am Tische und wurde jedesmal roth, wenn sie mit ihm sprach, so daß sie endlich lachend fragte, was ihm denn eigentlich fehle. — Na, wenn er das selbst gewußt hätte, der arme Junge! Vielleicht fehlten ihm die zehn Jahre, welche der kleine, spasshafte Herr ihm gestern mehr gewünscht hatte.

Nach dem Essen, als die häuslichen Geschäfte abgethan waren, setzten sich Mutter und Tochter mit ihrer Arbeit auf die Bank vor der Thüre, der Vater hielt sein Mittagsschlafchen. Wenn Herzing jetzt dem Gespräche der Weiden hatte lauschen können, wie sehr würde er das Urtheil, das er gegen Schleiff ausgesprochen hatte, bekräftigt gefunden haben! Selbst der hochmüthige Oberamtmann hätte zugeben müssen, daß er sich geirrt, als er Elisen ein Mädchen ohne alle Erziehung und Bildung genannt hatte. Das, was die große Welt darunter versteht, mochte ihr freilich fehlen, daran war aber für einen Mann, der den Schein vom Wesen zu unterscheiden weiß, nicht viel verloren. Manche Aeußerung, wenn sie Schleiff von den Lippen dieses einfachen Mädchens vernommen hätte, würde ihn wahrhaft überrascht haben. Jetzt aber, welche Wendung nahm plötzlich das Gespräch! Wie hätte ihn das interessirt zu hören!

„Weißt Du, wer der kleine fremde Herr war, der gestern bei uns einlief?“ fragte die Mutter. „Ein Herr von Herzing aus Ungarn, also auch ein Oesterreicher. Seine Sprache klang mir

schon ähnlich, doch muß er viel im Ausland gewesen sein, denn es war doch nicht mehr das echte Oesterreichisch. Wenn ich Das gewußt hätte!“

„Von wem weißt Du es denn jetzt?“ erwiderte die Tochter unbefangen.

„Von Herrn Rudolph,“ antwortete die Försterin. „Du hast ihn ja fortgehen sehen, Pieschen, er war hier, um seine Mutter einzubolen —“ Elise mußte ihn bei ihrer Heimkehr gesehen haben, sie hatte aber nicht gefragt, und auch die Mutter nicht darüber mit ihrer Tochter gesprochen. Die rothigen Wangen des Mädchens färbten sich etwas höher, ihre Augen richteten sich fester auf die Arbeit, an der sie eifriger nähte.

„Was will der Herr aus Ungarn in Seelenrode?“ fragte sie nach einer Weile.

„Er ist ein alter Freund des Oberamtmanns,“ antwortete die Mutter. „Sie haben zusammen studirt und sind auch nachher viel zusammen gewesen, jetzt aber haben sie sich in dreißig Jahren nicht gesehen, gerade so lange der Oberamtmann verheirathet ist.“

„Hat denn der Oberamtmann studirt?“ fragte Elise verwundert.

„Der Sohn sagte es heute,“ erwiderte die Försterin. Sie war nun doch wieder auf ihn gekommen, und es drückte sie auch, daß sie mit ihrer Tochter noch nicht ganz offen gesprochen hatte; nach dem ruhigen Wesen derselben konnte sie Das thun, der Vater wünschte es, damit die Sache ein für allemal abgethan sei. Die Mutter theilte zwar dessen Ansicht nicht, daß es dem Kinde nicht sehr zu Herzen gegangen sein könne, darüber konnte sie besser urtheilen; aber sie täuschte sich doch auch über den tieferen Grund der ruhigen Heiterkeit Elisens. Es war nicht gefasste Resignation, sondern festes Vertrauen auf kommende Tage.

„Ich sehe, Du bist mein verständiges Kind, Pieschen,“ begann die Mutter. „Was uns der liebe Gott nicht geben will, davon müssen wir geduldig lassen. Der Vater hat mit Herrn Rudolph gesprochen, es konnte ja nicht länger so fortgehen — auch ich habe heute, als ihn sein Weg wieder hier vorbeiführte und er auf dem Waldbhofe einsprach, mit ihm geredet. Es muß ein Ende nehmen, und je länger man das verschiebt, desto schwerer wird es. Ihr habt euch noch nichts gestanden — Du hast mir's gesagt, Pieschen!“

„Das habe ich!“ erwiderte die Tochter, deren liebliches Gesicht nun in lichte Purpur glühte, während sie die blauen Augen niedergeklagen hatte und die Arbeit in ihren zitternden Händen ruhen ließ.

„Seine Eltern wollen ihre Zustimmung nicht geben,“ fuhr die Mutter fort. „Wir müßten Dich ja nicht lieb haben und gar nichts mehr auf uns halten, wenn wir da nicht seinen Besuchen ein Ende machten!“

„Seine Eltern?“ wiederholte Elise. „Sein Vater!“

„Neht! Was die Mutter denkt, weiß ich nicht,“ versetzte die Försterin. „Sie wird aber keine andere Meinung haben, als ihr Mann — wie es bei uns auch ist und wie es in jeder rechtschaffenen Ehe sein muß, denn der Mann ist des Weibes Haupt, heißt es in der Schrift. Und wenn's auch nur der Vater wäre — möchtest Du etwa Deinem Vater zuwiderhandeln, Pieschen? Das glaube ich doch nicht!“

„Das kannst Du auch nicht glauben!“ erwiderte Elise und erhob nun ihre feuchtgänzenden Augen mit einem freien Ausblick zu ihrer Mutter. „Das wird auch Rudolph nicht thun.“

„So hör' ich's gern! Du bist mein liebes, herziges Kind!“ rief die Mutter, schlang ihren Arm um die Tochter und küßte sie. „Wir wollen nun nicht weiter davon reden. Du wirst ihn schon vergessen, und er Dich auch.“

„Nein, Mutter!“ sagte das Mädchen sanft und richtete ihr blondes, schönes Köpfchen von der Brust der Mutter auf, an welcher es einen Moment geruht hatte. „Vergessen werden wir uns nimmer, da müßten wir uns ja nimmer lieb gehabt haben. Daß Rudolph mir treu bleiben wird, wie ich ihm, das weiß ich, wenn wir's uns auch nicht gesagt haben. Und daß uns der liebe Gott einmal doch geben wird, um was wir ihn bitten, das weiß ich auch!“ In ihren Augen strahlte diese Zuversicht, und die Mutter erkannte jetzt, warum ihr Kind, dessen junges Herz mit dem Verlust seiner schönsten Hoffnung bedroht war, dennoch seine stille Hei-





1992 1993 1994

THE 2022-2023 YEARBOOK



THE 2022-2023 YEARBOOK

THE 2022-2023 YEARBOOK

Vater, indem er sich die Stirn trocknete, auf welcher Schweißtropfen standen. „Doch liegt nun Alles in Deiner Hand, Rudolph! Du kannst das Unglück von uns abwenden, Deiner Mutter einen Gram ersparen, den sie nicht überleben würde.“

„Darf ich mit ihr sprechen?“ fragte Rudolph dringend.

„Nein!“ rief der Vater. „Sie weiß von nichts, könnte sie sonst so heiter sein? Du hast es in Deiner Macht, sie vor diesem Schlage zu bewahren — ist die Gefahr auf immer beseitigt, dann braucht sie auch nichts davon zu wissen. Ich nehme Dein Wort darauf, daß Du ihr nichts sagen willst. Ueberlege Dir nun Alles und sage mir dann Deinen Entschluß. Nimm auch mein Wort, daß ich Dir nur Wahrheit gesagt habe. Aber bald, Rudolph, damit es nicht zu spät werde.“ Er ließ den Sohn in Ungewißheit und Aufregung zurück und ging, sich in sein Zimmer einzuschließen. Hier nahm er aus seinem Bureau den verhängnisvollen Brief, der ihn während der Abwesenheit seiner Frau auf ihrer Reise zu einer Freundin, noch vor Herzog's Ankunft, wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen hatte. Er entfaltete das Papier und las den Brief noch einmal, zum vierten Male. Dann versank er in düstere Gedanken. War denn überhaupt, selbst durch die Millionen des reichen Juden, wenn Rudolph sich zu dem Opfer entschloß, noch eine Rettung möglich? Rief sich der Feind, der selbst vielleicht Millionen besaß, etwa mit Geld beschwichtigen, die Dokumente abkaufen, welche zur Enthüllung eines lange verschworenen gebliebenen christlichen Verbrechens genügten? Was konnte das treuen, redlichen Herzog's Warnung noch helfen, wenn er keinen Weg anzugeben wußte, das hereinbrechende Verderben abzuwenden?

Schleiff sank in sich zusammen bei dieser Vorstellung. Es hatte ihn Mienenanstrengung gelöst, seine äußere Haltung vor den Augen der Seinigen zu bewahren; schon seit Jahren war er nicht mehr so aufgeweckt und heiter, wie er in seiner Jugend gewesen und Herzog ihn noch in der Erinnerung getragen hatte. Das ernste Wesen, das man jetzt an ihm gewohnt war, half ihm, als es so nötig geworden, sich zu verstellen, und wenn seine Stirn bewölkt erschien, so erklärte sich das aus dem Unmuth über Rudolph. In der Einsamkeit seines wohlverschlossenen Zimmers brauchte er sich aber keinen Zwang anzuthun, und der Mann, der sonst sein Haupt so hoch und stolz trug, saß gebeugt, die Hand vor die Augen gedrückt, mit rastlosen Entwürfen beschäftigt, deren keiner zu einer rettenden That führen konnte. Caroline wird einen solchen Gram nicht überleben können! So hatte er dem Sohne gesagt. Ganz recht: es gibt Dinge, die man nicht überleben kann!

Er stand auf und legte den Brief wieder in das Bureau. In dem offenen Mittelfache desselben lag ein sechsläufiger Revolver, der für den Fall räuberischen Einbruchs im Schlosse oder sonstiger Gewaltthat immer geladen war. Schleiff's Auge ruhte lange auf der Waffe und sein düsterer Blick nahm einen unheimlichen Ausdruck an, den er noch niemals gehabt. Welch' ein neuer Gedanke regte sich in ihm?

(Fortsetzung folgt.)

Der Dom von Antwerpen.

(Zur E. 193.)

Zu Land oder zur See mögen wir uns der deutschesten Stadt Flanderns nähern, überall erblicken wir schon aus weiter Ferne die hochragende Säule des Thurms der Kathedrale, welche leicht und lustig in den blauen Aether emporsteigt. Und ob uns auch das bunte Treiben der belebten Straßen, das geschäftige Leben am Hafen, der Mastenwald der beiden Flüssen, der Wilderschmud der zahlreichen kleinen Kirchen auf viele Stunden fesselt, immer wenden sich unsere Schritte der größten und schönsten gothischen Kirche der Niederlande zu, deren Umfang mit dem kölner Dome, deren Thurm an Höhe mit der strasburger Kathedrale wetteifert, wenn auch das Äußere weder die Annuth und den Reichtum jener beiden Münster, noch die einfache Würde der Kathedralen von Chartres oder Warburg hat. Dafür ist das Innere von bezaubernder Wirkung, die Durchsicht namentlich von verschiedenen Standpunkten so mannigfaltig und reizend, wie in keinem andern Gebäude. Die Geschichte des Domes hält sich in geheimnißvolles Dunkel; nur so

viel steht fest: nichts von dem jetzigen Gebäude reicht über die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Der Chor ist der älteste Theil und ward im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts vollendet. Mit dem Langhause scheint man im Jahre 1422 wenigstens in der Hauptsache fertig gewesen zu sein, und der nördliche Thurm erreichte 1518 in einer Höhe von 380 Fuß seinen Abschluß. Ein wesentlicher Zug der niederländischen Gothik, sagt Lahow, ist die Neigung zur Weiträumigkeit und der hiedurch gebotene Verzicht auf besonders lähne und bedeutende Höhenwirkung. Die größte Kathedrale des Landes prägt diese Geistesrichtung mit vollster Entschiedenheit aus, indem das Hauptschiff sich nur auf 80 Fuß erhebt, während sich der sonst säufschiffige Van in einen siebenhöflichen von etwa 160 Fuß innerer Breite bei 360 Fuß Gesamtlänge ausdehnt. Das gibt der Kathedrale ein eigenthümliches Gepräge, denn keine Kirche in Europa hat sieben Schiffe. Unser herrliches Baudenkmal hat ernste Schicksale erlebt. 1566 wütheten die Wilderstürmer in bestialischer Weise in ihrem Innern, und nach dem Einzug der französischen Republikaner 1794 sollte sie sogar auf den Abbruch verurtheilt werden. Ward diese auch noch verhütet, so wurde sie doch ihrer kostbarsten Gemälde beraubt, die Verlen derselben, drei große Altarwerke von Rubens, erhielt sie indeß nebst einigen anderen Malereien belgischer Meister wieder zurück. Während man in Maria's Himmelfahrt die Hand der Schüler Rubens' zu erkennen glaubt und sie in die letzte Zeit des Meisters setzt, offenbart sich in den beiden andern der Genius des Meisters in seiner vollen Reinheit und Größe. In der Aufrichtung des Kreuzes durch die Henker und der Abnahme vom Kreuze ist die Gruppe so einfach gehalten, die Gestalten sind so kräftig und lähne, die Farben so voll und harmonisch, der Moment körperlicher Anstrengung sagt den Formen, die Rubens liebt, so sehr zu, daß man sie geradehin für die Meisterwerke des Meisters selbst erklären kann. Auch die Flügelbilder der beiden Gemälde sind vortrefflich.

Der imposanteste Theil des Äußern ist die Westfront. Der schlanke nördliche Thurm, die spitzen Fenstereöffnungen an den Thürmen wie über dem Hauptportal, Alles erinnert entschieden an die Meisterwerke der gothischen Baukunst, nur fehlt es an konsequenter und harmonischer Durchföhrung: wir erinnern unsere Leser nur an den spitzen Giebel des Langhauses, der ganz vertradt zwischen den beiden Thürmen steht. Der Thurm ist indeß von zierlicher durchbrochener Arbeit, so daß Kaiser Karl V. zu sagen pflegte, er verdiene in ein Sämundläschen gestellt zu werden, und Napoleon ihn mit mechanischer Epäen verglich, während freilich der berühmte Cicerone Burdhardt gar schlimm mit ihm umgeht. 514 Stufen föhren zum ersten, 108 zum höchsten Umgang. Bei heiterem Wetter hat man eine herrliche Aussicht und kann den Lauf der Schelde bis Miesingen verfolgen, und die Thürme von Bergen-op-Zoom, Bröba, Brüssel, Mecheln und Gent deutlich sehen. Das Glodenpiel wird für eines der schönsten gehalten, denn es ist aus 99 Gloden zusammengeköpft, deren kleinste 15 Zoll im Umfang hat, während die größte 16,000 Pfund wiegt. Kaiser Karl der Fünfte war Pathe der Glodenaufe.

Der Thurmthür gegenüber fällt unser Blick auf einen alten Brunnen mit einem Dach von geschmiedeten Eisenstäben, den die Sage dem Schmiede Lucentius zuschreibt, der den Ambos später mit dem Pinsel vertauschte, und mit dieser Wandlung um der Liebe willen den Novellisten aller Nationen reichen Stoff bot.

Die Uferschwalbe.

(Zur E. 196.)

„Wenn die Schwalben heimwärts ziehen“, das bekannte, viel-gesungene Lied ist eine sentimentale, lyrische Nöge, die Schwalbe zieht gar nicht heimwärts, wenn sie über's Meer wandert, sondern ihre wahre Heimat ist der Norden. Sie ist in ihrer Heimat, wenn sie sich an unserem Dache ansetzt, an unserem Gesimse sich ihr kunstvolles Nest baut, und wir wollen sie gerne als unsere Landsmännin betrachten, denn sie ist uns ja ein theures Symbol der Freiheit — die Freiheit ist ihr Leben. Kein Vogel erträgt so wenig die Gefangenschaft, wie die Schwalbe, und sie ist ihrer Art von

allem Vögel verhängt, als ihr ureigenstes Bedürfnis. Die meisten Menschen wissen kaum mehr als von unserer Haus-, Rauch-, Land- und Bauerfchwalbe, vier Namen, die einen und denselben Vogel bezeichnen. Aber es gibt eine ganze Menge von Arten dieser freilebenden Sippe, und keine der uninteressantesten ist unsere Uferschwalbe, denn Minius meint unsere Uferschwalbe, wenn er erzählt: „An der Mündung des Nils bei Heraklia in Egypten bauen die Schwalben Nest an Nest und setzen dadurch den Uberschwemmungen des Stromes einen undurchbringlichen Wall entgegen von fast einem Stadium Länge, welchen Menschenhand kaum zu Stande bringen würde. In eben diesem Egypten liegt neben der Stadt Koptor eine dem Nils geheiligte Insel, welche von den Schwalben mit vieler Mühe besetzt wird, damit der Nil sie nicht benage. Mit Beginn des Frühlings besetzen sie die Stirnseite der Insel durch Syren und Stroh und üben ihre Arbeit drei Tage und Nächte hinter einander mit solcher Emsigkeit, daß viele an Erschöpfung sterben. Jedes Jahr steht die Arbeit ihnen auf's Neue bevor.“ Die Uferschwalbe ist von dem kleinsten ihres Geschlechts und sehr schmutzlos, oben aschgraubraun, unten weiß mit einem aschgrauen Ring um den Hals. Sie hat am meisten Ähnlichkeit mit der Hausfchwalbe, ist ebenso munter und hat einen fausten schwebenden Flug, mit dem sie sich meist in den niederen Luftschichten und auf dem Spiegel des Wassers bewegt. Ihre Stimme ist ein schwaches Scherr oder Zerr. Geselliges Leben pflegt die Uferschwalbe wie keine andere und siedelt sich darum auch immer mit vielen andern an. Zwanzig bis vierzig Pärchen sind nicht selten. So leben sie in altem Mauerwerk und zerfallenen Zellen, oder graben sich ihre Höhlen auch gerne selbst aus. Es grenzt, sagt Naumann, fast an's Unglaubliche und muß unsere Bewunderung in hohem Grade erregen, ein so zartes Vögelein mit so schwachen Werkzeugen ein solches Nischenwerk vollbringen zu sehen und noch dazu in so kurzer Zeit; denn in zwei bis drei Tagen vollendet ein Pärchen die Ausböhrlung einer im Durchmesser vorn zwei bis drei Zoll weiten, am hintern Ende zur Aufnahme des Nestes noch mehr erweiterten, in wagrechter oder wenig aufsteigender Richtung mindestens drei, oft aber auch bis sechs Fuß tiefen, gerade in das Ufer eindringenden Röhre. Sehr häufig geben sie den Bau mitten in der Arbeit auf. Die Weibchen sind, wenn sie brüten, nur durch Störung in der Röhre selbst zu bewegen, sie zu verlassen. Das Nest besteht aus einer schlichten Lage feiner Hälmchen von Stroh und Heu und seine Höhlung ist mit Federn, Haaren und Wolle gepolstert. Die Familie hängt außerordentlich zärtlich aneinander. Anfangs September verlassen uns die Uferschwalben und kehren Anfangs Mai in die Heimat zurück. Sogleich geht es dann an's Nestbauen, und Anfangs Juni liegen die sechs länglichen weißen Eier darin; zwei Wochen später sind die Jungen ausgeschlüpft und nochmals zwei Wochen später diese soweit herangebildet, daß sie Ausflüge machen können. Nur wenn die Brut zu Grunde ging, schreiten sie zu einer zweiten. Dann kehren sie noch eine Zeitlang zur Höhle zurück, später aber schlafen sie im Schilfe und ziehen im August endlich über Land und Meer.

Deutsche Lieder mit Illustrationen.

Der Krieger und seine Flasche.

(Mte S. 107.)

„Heißt Leute mir vom Wagen doch;
Seht her mein Arm ist schwach,
Ich trag' ihn in der Binde noch.
Ge! Leuten, sein gemacht!
Zerbrecht mir nur die Flasche nicht,
Sonst werd' ich wild und kraud,
Denn, wenn die Flasche mir zerbricht,
Sind alle Freuden aus.“ —

„Bestimmt auch die Flasche so,
Was wird denn viel dran sein —
Das schlechte Glas, das Brechen Stroh,
Und kein Tröpfchen Wein!“ —

„Ge! Leuten, die ihr's nicht versteht,
Nehmt zu: Die Flasch' hinanz; —
Wie ihr sie nun und nun beicht —
Mein König trank daraus.“

„Bei Leipzig, wie ihr's Alle wißt,
War's ja kein Kunderspiel:
Die Kugel hat mich hart begrüßt,
Da lag ich im Bewußt;
Man trug mich fort, dem Tode nah,
Zog mir die Kleider aus;
Doch hielt ich fest die Flasche da; —
Mein König trank daraus.“

„Der König hielt an unserm Reich'n,
Wir sah'n sein Angesicht;
Kartätschen flogen aus und ein —
Er hielt, er wankte nicht.
Er dars'tete, ich sah's ihm an,
Nahm mir den Muth heraus
Und bot ihm meine Flasche an,
Und er — er trank daraus.“

„Und klopf mich auf die Schulter hier
Und sprach: 'Schön Dank mein Freund,
Der Labetrunk behagte mir,
Er war recht gut gemeint.' —
Dies Wort erfreute mich so sehr,
Kam'raden! rief ich aus,
Wer zeigt noch so ein Fläschchen her?
Mein König trank daraus.“

„Die Flasche zwingt mir Niemand ab,
Sie bleibt mein größter Schatz;
Und sterb' ich, stellt sie mir auf's Grab,
Und unten diesen Satz:
„Er focht bei Leipzig, der hier ruht
In diesem stillen Haus;
Die Flasche war sein letztes Gut,
Sein König trank daraus.““

Rösselsprung.

sch	i	e	ü	u	a	o	c
f	m	n	w	b	g	a	n
n	ch	e	r	h	i	i	s
b	u	o	n	f	e	i	i
r	e	n	t	u	m	g	i
i	f	n	e	i	i	n	e
b	u	e	u	r	i	n	e
i	h	n	d	a	g	g	i

Auflösung des Rösselsprungs Seite 151:

Das Kind ruht an der Mutterbrust
Nur einen flücht'gen Augenblick,
Und es genießt der Liebe Lust
Der Jüngling einen Augenblick.
Mit Müß' und Arbeit kämpfet dann
Und mit des Lebens Nitzgeischick
Vergebend der geprüfte Mann
Auf einen kurzen Augenblick.

Ged. des Charisporia.

RESEARCH RESULTS OF THE RESEARCH

1975 1976 1977



RESEARCH RESULTS



RESEARCH RESULTS



RESEARCH RESULTS



RESEARCH RESULTS



RESEARCH RESULTS



RESEARCH RESULTS

In der Dornau.

Voll erzählung aus Obersteiermark von Cornelius Bora.

(Fortsetzung.)

Im nächsten Frühjahr mußte Liese den weiten Weg nach der Schule antreten. Schon am frühen Morgen brach sie auf, nachdem ihr die Großmutter ein Stück schwarzes Brod in ihr Körbchen gelegt hatte; dann sammelte sie Erdbeeren im Walde, welche Mittags unter den großen Lindenbäumen neben dem Schulhause verzehrt wurden; und erst am Abend lehrte sie wieder heim. In der Schule machte Liese auffallend schnelle Fortschritte, so daß sie der Lehrer und der Herr Pfarrer mehrmals belobten und den übrigen Kindern als Muster hinstellten. Da ihr Weg bei der Steinmühle vorüberführte, so begegnete sie häufig den Kindern des Steinmüllers, welche ebenfalls in die Schule gingen; auch bei anderen Hütten kamen oft Kinder, mit ihren Täschen an der Seite, heraus, sich zu kleinen Gruppen sammelnd, ehe das entfernte Schulhaus erreicht wurde. Doch Liese schloß sich nie an dieselben an; immer ging sie allein, sowohl nach der Schule als heimwärts. Deshalb verhöhnten sie die Anderen; auch beneideten sie die meisten Kinder, weil sie ihnen stets vorgezogen ward, und nannten sie spottweise „Waldbliese“.

Als die Schulkinder einst nach einem heftigen Gewitter heimgingen, war das Bächlein, welches sie sonst stets mit Leichtigkeit überschritten, hoch angeschwollen. Nun stand das kleine Häuflein rathlos an der Stelle, an welcher der Fußsteig ausmündete, bis des Steinmüllers Franzl, ein kleiner, aber entschlossener Bursche, ein Brett aus der nahen Planke losmachte und dasselbe über den Bach legte. Nachdem Alle drüber waren, kam auch Liese des Weges daher, welche, wie gewöhnlich, etwas zurück geblieben war. Als sie ihren Fuß auf das Brett setzen wollte, sprang Franzl, der auf diesen Augenblick gewartet zu haben schien, eilrigt herbei, und schob dasselbe an seine Seite hinüber, wobei er sein häßliches Gesicht zu einem kreisenden Gelächter verzog. Durch den Lärm aufmerksam gemacht, kamen auch die anderen Kinder zurück und lachten das Mädchen aus, welches am jenseitigen Ufer hin- und herlachte, ob keine Stelle für den Uebergang geeignet sei, und als ihr dieß nicht gelang, heftig zu weinen anfang. Da trat ein hochaufgeschossener, sanft aussehender Knabe aus dem Häuflein, warf seine Schulbücher auf den Rasen, ergriff das Brett, und versuchte, es an seine frühere Stelle zu legen, woran ihn jedoch Franzl zu hindern versuchte. Es entspann sich ein Kampf zwischen den Beiden, welcher kein Ende nehmen wollte, denn Franzl, obwohl kleiner und schwächer als der Andere, hielt sich wie eine Klette an ihm fest, so daß sich der Größere kaum zu rühren vermochte. Endlich gelang es ihm, Franzl's Mütze zu ergreifen, und dieselbe in den Bach zu schleudern. Diese List war das beste Mittel, des wilden Raufbolches los zu werden, da dieser kaum Zeit fand, den mit Bließschnelle dahintossenden Fluten nachzueilen, und seine Mütze aufzufischen. Währenddem legte der Andere das Brett über den Bach, reichte dem weinenden Mädchen die Hand und führte es an's andere Ufer. Seit dieser Zeit ließ Franzl keine Gelegenheit vorübergehen, das stille Mädchen zu nicken, oder zu verhöhnen. Wenn sich Liese in der Mitte der anderen Mädchen befand, sah sie trotzdem, daß sie barfuß ging und immer am Kermischsten gekleidet war, doch ganz anders aus, als die Uebrigen. Obwohl sie keine der Ältesten war, ragte ihre schlanke, biegsame Gestalt über alle Anderen hervor, und Jedermann, der ihr zartes feines Gesichtchen mit dem großen dunklen, von langen Wimpern beschatteten Augenpaar erblickte, würde sie für ein Kind vornehmer Leute gehalten haben, wenn ihn nicht ihre bloßen Füßchen und das einfache Linnenröckchen eines Anderen belehrt hätten.

Im Herbst, als die Schulzeit vorüber war, trieb Liese wieder die Ziegen aus und wie früher verweilte sie auch jetzt jedesmal in dem verfallenen Schlosse. Einst verlief sich eine ihrer Ziegen im Gebirge, so daß das Mädchen gezwungen war, die Gegend nach allen Seiten hin zu durchforschen. Als sie nach langem vergeblichem Suchen in einen dicht bewaldeten Thalgrund gelangte,

drang plötzlich der bekannte Ton der Flöde an ihr Ohr, welche die Ziege am Halbe trug. Nachdem sie, dem Tone folgend, das Kadelbüschel durchbrochen hatte, lag eine Lichtung mit einem üppiggrünen Rasenplatze und einem kleinen Weiher vor ihr, in dessen trugstallheller durchsichtiger Fläche sich die nebenstehende Felswand abspiegelte. Auf einem der riesigen Fichtenstämme, welche am Fuße der Felswand lagen, saß Thomas, der blonde Knabe, welcher ihr einst über den Bach geholfen. Er schnitt eine Weise aus dem Rohricht des Weihers, während seine Ziegen auf der Felswand herumkletterten, unter denen sich auch die verlaufene Ziege des Mädchens befand. Liese setzte sich neben den Knaben auf den Baumstamm, stille zusehend, wie er mit geschickter Hand an dem grünen Schilfrohre schnitzte. Später sprach der Knabe zu ihr, und Liese antwortete ihm. Er erzählte, daß er kurz vorher einen fremden Blodenton vernommen, worauf ihre Ziege über den Fels herabgekommen sei. Anfangs wollten sie die Seinigen nicht in ihrer Mitte dulden, worauf sich ein kurzer Kampf entsponnen habe; doch jetzt graste sie ruhig in ihrer Mitte. Dann setzte er fort: die Felswand sei voll jungen Anflugs, der ein gutes Futter für die Ziegen gäbe, deßhalb führe er die Seinigen stets hieher: ferner sei das Häuschen seiner Eltern nicht weit entfernt von hier. Liese erzählte auch Verschiedenes, und als es Abend ward, trieb jedes der Kinder seine Ziegen nach Hause.

Am nächsten Tage führte Liese abermals ihre Ziegen zu der steilen Felswand, in deren Spalten das gute Futter wuchs, ebenso am dritten. In der Nähe des Felsens mußte das dunkelgrüne Wasser sehr tief sein, doch an den Ufern, wo zwischen dem Rohricht die großen flachen Blätter mit den lichten Wasserrosen so ruhig standen, konnte man bis auf den Grund sehen. Häufig fischte Thomas die geöffneten Blütentelche aus dem Wasser und die Kinder erfreuten sich dann daran, dieselben gleich Schiffelein auf der glatten Fläche umherzuschwimmen zu lassen. — Einst sagte Liese zu dem Knaben, er möge ihr in das verfallene Schloß folgen, wo die steinerne Gräfin eingemauert sei. Thomas trieb seine Ziegen von der Felswand herab, und sie schlugen den Weg nach dem Schlosse ein, dessen Thürme er schon oft von Weitem gesehen hatte. Als sie dort angelangt waren, schlüpfte der Knabe in alle Winkel und Kammern längs des morschen Mauerwerkes bis auf die höchsten Gipfel. — Seither kamen sie öfters in das verfallene Schloß, und als der Spätherbst mit seinen kahlen Tagen heranrückte, verließen sie das feuchte Waldesthal, in dessen Grunde der Weiher lag, gänzlich.

Endlich war der Winter da. — Die ganze Zeit über kam Liese nicht aus dem Häuschen. Sie nahm das Spinnrädchen, welches seit dem Tode ihrer Bliegemutter in der Ecke lehnte, zur Hand und versuchte die dünnen Fäden zwischen ihren zarten Fingern zu drehen, während der Köhler Körbe flocht und die alte Großmutter immer auf derselben Stelle der Ofenbank saß, ohne an den Dingen, die um sie vor sich gingen, Theil zu nehmen. Ein Tag verging wie der andere. Liese konnte es kaum erwarten, bis die ersten Strahlen der Frühlingssonne durch die niedrigen Fensterchen in die Hütte drangen und die Dornau abermals im jugendlichen Frühlingschmucke prangte. Dann führte sie ihre Ziegen abermals nach der sonnigen Felswand, wo der Knabe Thomas auf dem Fichtenstamme neben dem Weiher saß. Tags darauf hielten sie ihren Einzug im Schlosse. Die Schlehdornhecken zwischen dem Mauerwerk standen in vollster Blüte, die hohe dunkle Epheuwand an der Nordseite des Thurmes strotzte von frischgrünen Trieben und die leichten Wollenballen zogen still über ihren Köpfen dahin. Um die Sonnenwende herum saßen die Kinder einst auf dem schattigen Blätschen, welches Thomas in der Nähe der steinernen Gräfin aus Moos und Steinen errichtet hatte, ihre Ausbeute an Erdbeeren theilend, welche sie in den aus Birkenrinde gefertigten Körbchen im Walde gesammelt hatten.

Da sagte Liese zu dem Knaben: „Thomas, ich möchte reich sein und so schön wie die steinerne Gräfin!“ — „Warum?“ fragte der Knabe. — „Dann mücht' ich das Schloß wieder aufbauen, sammt dem Thurm und der Kapelle — und Du müstest der Graf sein!“ — Thomas antwortete nichts auf diese Worte, sondern blickte nach den fernen Wälderstreifen, die sich gleich immer lichter werdenden Wandern am Horizonte hingen.

So verging noch dreimal der Sommer. Dreimal kam der ewig lange Winter mit seinen öden, einsamen Tagen, — und wieder stand die ganze Dornau im Blüten Schmucke, — und wieder öffneten die Wassertrofen auf dem grünen Weiher ihre Kelche. Thomas war ein großer Bursche geworden; — auch Liefse begann sich zur zarten Knospe zu entfalten. Als sie einmal auf dem schmalen Felspfade gegen das Schloß emporstieg, stand Thomas neben dem Wege, an einen Baumstamm gelehnt, und machte ein trauriges Gesicht. Unweit saß sein kleiner fünfjähriger Bruder auf einem Stein, während die Ziegen zwischen den Felsblöcken herumkletterten. — Thomas sollte noch heute die Dornau verlassen und nach dem Schwarzgraben wandern, um bei dem dortigen Bergwerk in Arbeit zu treten. — Bis her waren den Kindern die Tage wie sonnige Wölkchen dahingeschwunden; — heute zum ersten Male warf ein betrübendes Ereigniß seinen Schatten auf dieselben. Als ihr Thomas die Hand zum Abschiede reichte, quollen zwei Thränen leise zwischen den langen dunkeln Wimpern hervor, dann legte sie schweigend ihre Hand in die seinige. Wie er fortging, stand sie an der verfallenen Schloßmauer und sah ihm lange nach. Er ging zwischen dem jungen Birkenauflang, dessen zarte Blättchen die Ziegen benagten, dann durch den Eichenhag und über die Thalwiese. — Nachdem er hinter den dunkeln Tannen des Waldes verschwunden war, schaffte sich die gepresste Brust des Mädchens mit einem Male Luft, mit beiden Händen bedeckte sie ihr Gesicht und die heißen Thränen rannen ununterbrochen auf die verwitterten Mauersteine.

Tage darauf starb der Köhler. — Jetzt blieb das heranwachsende Mädchen allein mit der Großmutter. — Sie hatten das Häuschen, die Ziegen und das kleine Stüd Fels, auf welchem die blauen Flachsblüten hin- und herwogten. Oft, wenn die Sonne ihre Strahlen über die Tannenwipfel auf den Rasenplatz vor der Hütte warf, mußte Liefse die Bank herausholen, damit sich die Greisin darauf setzen und ihre altersstarrten Glieder erwärmen konnte. Das Mädchen kam selten mit Menschen in Verührung; wenn sie dann und wann in die Kirche ging, kniete sie ganz allein rückwärts, immer auf demselben Platz; — und wenn sie nach dem Gottesdienste an den Gruppen der Kirchenbesucher vorbeischrift, das Köpfchen gesenkt, weder rechts noch links blickend, da stecden die Leute die Köpfe zusammen und sagten: „Seht die Waldbiese!“ Des Steinmüllers Kinder, so auch die anderen Mädchen, mit denen sie früher in die Schule gegangen, waren an Sonntagen mit schönen Kleidern und bunten Kopftüchern geschmückt; — allein Liefse trug immer das Linnenröckchen, und ihr schönster Schmuck, die schwarzen, geringelten Haare, hingen lose auf den Nacken herab. Einige Zeit darauf, als Thomas fort war, bemerkte Liefse, daß des Steinmüllers Franzl häufiger als sonst an jenen Orten herumstreifte, wo sie ihre Ziegen hütete. Bald sah sie ihn auf einen Baum steigen, wo er Vogelnester aufsuchte, oder er stellte Kofshaarschlingen auf, oder er warf Steine in das stille Wasser des Weihers. Obwohl in gleichem Alter mit Thomas, war der Bursche dennoch kleiner geblieben; auch seine häßlichen Gesichtszüge mit den unzählbaren Sommerfleden und den rötlichgelben Haaren hatten sich nur wenig verändert. Jedesmal, wenn er dem Mädchen begegnete, blieb er stehen und versuchte ein Gespräch einzuleiten; — allein er redete sie nicht mehr wie ehedem, sondern er lachte stets und that freundlich. Liefse fühlte von jeher eine besondere Abneigung gegen denselben, deshalb schenkte sie seinen Worten kein Gehör und ging stets ihres Weges, ohne seiner zu achten. Als sie einst auf dem Nichtenstamme neben dem Weiher saß, stand plötzlich Franzl vor ihr. Er hatte ein Nest mit jungen Kofhlehnen in der Hand und sagte: „Liefse, wenn Du mir einen Kuß gibst, so will ich Dir die Vögel schenken.“ Liefse erhob sich darauf, ohne ein Wort zu erwidern, und wollte fortgehen. Doch als Franzl ihren Arm erfaßte und sie an sich zu ziehen versuchte, da hieb sie ihn mit der Nadelruthe, die sie in der Hand hielt, derart über's Gesicht, daß die Spuren des Streiches deutlich zu sehen waren. — Seit diesem Tage blieb sie von den Juchzlichkeiten des Burschen eine Zeitlang verschont, bis sie an einem schwallen Julitage einmal ihre Schritte längs des Bächleins abwärts lenkte, welches aus dem Weiher gegen den tiefer gelegenen Waldgrund floss. An einer vom dichtesten Buschwerk eingeschlossenen schattigen Stelle sammelte sich das Wasserchen in einem kleinen mäßig tiefen Felsbecken, aus dessen Grunde

der feinste goldfarbige Sand hervorschwimmerte. Hier ertriefte sich Liefse zur heißen Sommerzeit häufig in der trübsallhellen Stut. Eben im Begriffe, ihr Köckchen zu lösen, bemerkte sie, wie aus dem Dunkel des Gezweiges zwei wasserblaue, leuchtende Augen hervorschauten, welche gleich darauf verschwanden. Es war Franzl, der sie beobachtete. — Seit dieser Stunde betrat sie jene Stelle nie mehr; — sie trieb die Ziegen auch nicht mehr an den Weiher, sondern verhielt sich stets in der Nähe der Hütte.

Bald darauf mußte Franzl, der zu Hause kein Gut that, bei dem Eisenwerke in Arbeit treten. Allein auch hier war mit dem wilden Burschen nichts zu richten, denn er war ein Feind der Arbeit, strich mit anderen lüderlichen Gesellen herum, betrank sich und verübte die größten Rohheiten. Letzters kam er in die Steinmühle und erpreßte seinem Vater mit Gewalt Geld, um es gleich darauf im Trunk oder Kartenspiel zu vergeuden. Der Steinmüller wußte sich vor dem Burschen kaum mehr zu schützen; — um ihn unter eine strengere Zucht zu bringen, wollte er denselben zum Militär geben, doch er wurde nicht angenommen. — Später kam es noch ärger! — Als er wieder im Elternhause noch anderwärts Geld zu erpressen vermochte, beging er Anfangs kleinere, dann größere Diebstähle, so daß von Seite der Ortsgemeinde darauf gedrungen wurde, ihn als ein der öffentlichen Sicherheit gefährliches Individuum in eine Strafanstalt zu bringen. Alles Bitten des trostlosen Vaters, der diese Schande an seinem Kinde nicht erleben wollte, half nichts; man versuchte des Burschen habhaft zu werden, doch vergeblich, denn er hatte von diesem Vorhaben Kunde erhalten und floh in's Gebirge.

Nachdem der Steinmüller den Treffer in der Lotterie gewonnen und das Wirthshaus im Rothwald erbaut hatte, wollte er noch einen Versuch anstellen, um den mißrathenen Sohn auf eine bessere Bahn zu bringen. Er übergab ihm die Steinmühle nebst dem nöthigen Fond, damit er das Geschäft fortbetreiben könne. — Anfangs schien es, als hätte Franzl den früheren Lebenswandel abgegeben; allein es dauerte nicht lange, so kamen die alten Gewohnheiten zum Vorschein. — Er begann wieder seine ehemaligen Gesellschafter aufzusuchen und dem Spiel sowie dem Trunk nachzuhängen, so daß das Geschäft täglich mehr in's Stoden gerieth.

Als Liefse einst neben ihren Ziegen auf der felsigen Berghalde unweit ihrer Hütte saß, sah sie den jungen Steinmüller auf sich zukommen. Wenige Schritte vor ihr blieb er stehen, weil er eben so feig als schlecht war und wohl wußte, daß das Mädchen jetzt immer eine scharfe Sichel bei sich trage. Sein Gesicht hatte sich in letzter Zeit stark verändert; — es trug den Stempel der maßlosen Ausschweifungen an sich; — auch war der struppige rothe Bart keineswegs geeignet, die von Natur aus abstoßenden Züge zu verschönen. — Er schien betrunken zu sein, da er sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte; — als er in ihre Nähe gekommen war, lehnte er sich mit dem Rücken an einen Baumstamm und begann gegen das Mädchen gewendet zu sprechen, wobei er zeitweise ein heiseres Lachen anschlug; „Brauchst Du nit j'fürchten, Viehl! — i komm Dir nit j'nah und will heut loan Kuß von Dir!“

„Also geh' Deines Wegs!“ lautete die kurze Antwort.

„Schau, Viehl, Du haast mi immer verlannt,“ septe er lachend hinzu, „i hoab's nie schlecht mit Dir g'moant; — aber verliebt war ich in Dich, zum Sterben; — denn Du haast mir's mit Deinen schwarzen Augen g'rad so ang'than, wie 'u Thomas. — I kann loan Nacht schlafen, ohne daß mer von Dir träumen that; auch bei Tag hab' i Dich immer vor Augen; deswegen glaub i, d' Leut hätten recht, wenn's sagen, daß Du a Dergentind bist. — Der Thomas wär Dir freilich lieber g'west als i! — Nit wahr, Viehl? — I woak's gut! — Aber jetzt is er fort, der Thomas, und wer woak, wann er wieder zurückkimm! — Höd' zu, Viehl!“ septe er fort, indem er versuchte sich in die Brust zu werfen. „Ich, der Steinmüller Franzl, der Besizer der Steinmühl', der Sohn vom reichen Steinmüller, — ich will Dich heirathen! — Schlag' ein, Dirndl!“

„Und wenn Du ganz im Gold steden wärd'st, Franzl, — so möcht' i Di nit! — Geh' lieber j'haus, arbeit' fleißig und mach' Dein' Vater loan Schand!“

„Ha, ha, ha!“ lachte der Bursche mit heiserer Stimme.

„A Stropspredigt von Dir, Liebl? — Ha, ha, ha! — des g'fallt mir! Willst epper unter die Klosterfrau'n geh'n, Du schwarzäugig's Dirndl? — Dich könnten's brauchen! — Sei g'scheidt,“ begann er, einen ernternen Ton anstimmend, „und sag' ja!“

„Erisar' Dir jede weitere Red'; denn ich seh', daß Du wieder g'trunken hast,“ sagte das Mädchen gelassen.

„Das geht Dich gar nichts an; — ich kann thun für mein Geld, was ich will, Du hochmüthig's Dirndl! — Oder glaubst vielleicht, 's wird a Straf vier-spännig g'fahren kommen und um Dich freien? — Aber i woah's, Dir steht noch immer der langweilige Thomas im Kopf, der an ganzen Tag mit Dir oben g'essen is im alten G'schloß und dabei die Augen verdreht hat wie a Heiliger!“

„Der Thomas war immer a braver Bursch, — aber den loß i nichts kommen; — und das sag ich offen, daß mir der Thomas hundertmal lieber wär' als Du.“

„Was? — Und das sagst Du mir?“ rief Franzl ergrimmt aus, indem er einen Stein aufhob und nach dem davoneilenden Mädchen schleuderte. Dabei verlor er jedoch sein Gleichgewicht, fiel zu Boden und rollte über den steilen Abhang hinunter.

Später kam die Steinmühle immer mehr in Verfall. Franzl war tagelang abwesend, ohne sich im Geringsten um sein Geschäft zu kümmern; auch sein Vater hatte die Hand gänzlich von ihm zurückgezogen, weil er einsehen lernte, daß Alles vergeblich sei.

So standen die Dinge, als der alte Obersteiger Spieß seine goldene Hochzeit feierte und der Gewerksbesitzer die Leitung der Bergwerke gegen alles Erwarten dem jungen Thomas übertrug. Letzterer war wenige Tage vorher über Aufforderung des Gewerken in seine Heimat gekommen; doch Diese erblckte ihn zum ersten Male während des feierlichen Gottesdienstes in der Egidikirche, welchem die ganze Umgebung, wie auch sie, beiwohnte. Halb an eine Säule gelehnt stand er umweit des Altars. Obwohl sich dessen Aeußeres während seiner mehrjährigen Abwesenheit stark verändert hatte, erkannte sie ihn doch auf den ersten Wld. — Welch' ein Unterschied von jetzt und damals! — Niemand hätte den ehemaligen Hirtenknaben in ihm gesucht. Er war groß geworden; sein glänzend-blondes Haar lag nach rückwärts über den Scheitel, ein schwacher Hartanflug kräufelte sich um Kinn und Lippen und auf den sanften Zügen ruhte der Ausdruck männlichen Selbstbewußtseins, während das Kleid, aus seinem schwarzem Stoffe angefertigte Bergmannsgewand die schlanken Formen hervortreten ließ. Seit dessen Abreise hatte Diese sein Wld stets im Herzen getragen. Wenn sie oft im Wald bei ihren Ziegen saß, oder am Weiher, oder auf dem Plätzchen im verfallenen Schlosse, welches der Knabe für Weide erbaut hatte, da dächte es ihr oft, als ob er noch neben ihr sise. Allein das Wld war immer gleich geblieben, ungeachtet ein Jahr nach dem andern verging. Deshalb ersehnte sie jetzt über diese unerwartete Veränderung, während ihr Herz vor innerer Freude und heißer Erwartung mächtig bebt. — Heute zum ersten Male schaute sie sich ihrer Armuth! — Sobald Thomas zufällig nach jener Seite blickte, wo sie stand, verbarg sie sich schnell hinter den dichten Gruppen der Vorstehenden, damit er sie nicht sehen könne, — und noch ehe der Gottesdienst beendigt war, verließ sie die Kirche. Erst nachdem sich das greise Jubelpaar, umgeben von der Volksmasse, auf dem Wege gegen den „Alpenjäger“ fortbewegte, trat das Mädchen leise aus ihrem Versteck und folgte dem Zuge bis in die Nähe des Wirthshauses, wo sie, vom Didiht des Hochwaldes geborgen, das bunte, lärmende Treiben beobachtete konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Erinnerungen eines irischen Polizeibeamten.

5. Die zwei Kathe.

Nacht man dem Gerichtshaus, in welchem die Affisen gehalten werden, so erblickt man, lange ehe man die Schwelle dieses Tempels der Gerechtigkeit überschreitet, mit Staunen, auf wie ganz andere Weise, als in England, in Irland die Geseße gehandhabt werden. Der Engländer, welcher gewöhnt ist, in der Justizhalle

nur vielleicht ein Duzend wohlgekleideter Personen und vielleicht am Eingang einen oder zwei Konstabler zu sehen, kann sich eines gewissen Entsetzens nicht entschlagen, wenn er, wie es in Irland gemeinlich der Fall ist, um das Gerichtshaus her Schaaren von ängstlichen oder lärmenden Landleuten wahrnimmt, die um Einlaß schreien und drängen, ein Möbelhausen, der in der That gefährlich sein würde, wenn nicht jeder Zugang von bis an die Zähne bewaffneten Polizisten bewacht wäre. Zu Hunderten umgeben letztere das Gebäude, während das Innere aufstören müßte, eine Halle der Gerechtigkeit zu sein, wenn nicht wenigstens die Hälfte des Raumes von Bajonneten starre. Der französische Nationalkonvent hat kaum je ein so befremdliches Schauspiel geboten, als ein hibernischer Affisenhof. Daß die irische Richter- und Advokatenbank sich einiger der schwunghaftesten Redner und der gewiegtesten Rechtskundigen rühmen kann, muß alle Welt anerkennen; doch ermangelt sie der Zuhörerschaft gegenüber jener ruhigen Würde, jener fast erlappenden Pomphastigkeit, durch die sich ein englischer Affisenhof auszeichnet. Es gibt Häfeleien in jeder Ode, und jeden Augenblick muß ein Kralehler aus dem Saal entfernt werden. Da hat eben ein luchsäugiger Polizeimann mit dem Gewehrkolben einen Aert zurückgestoßen, der in das Gefangenenloch Whistly einschmuggeln wollte. Den Geschwornen sieht man an, daß ihnen gar nicht wohl zu Muth ist; augenscheinlich möchten sie sich so gut als thunlich aus der Sache herauswinden. Der Staatsanwalt plädiert hastig und in sichtlichster Gereiztheit; kein Wunder, wenn er Geduld und Würde verliert, denn sein Hauptzeuge stellt sich bumm und unwissend. Der Sheriff schaut herein; er ist vielleicht zufällig ein beliebter Mann, und mitten in einer Verhandlung über Leben und Tod wird auf diesen Würdenträger ein Hurrah ausgebracht, welches das Gebäude erschüttert, noch ehe die Polizei Zeit gewinnt, eine so ungehörige Kundgebung zu unterdrücken. Kurz, es fehlt ganz und gar an jener ehrfurchteinflößenden Stille, welche in den englischen Gerichtssälen herrscht; auch kann man letzteren zur unvergänglichen Ehre nachrühmen, daß in ihnen seit einem Jahrhundert keine politische oder religiöse Beeinflussung sich geltend machen konnte, während dieß in dem Schwesterland leider auch jetzt noch ein keineswegs seltenes Vorkommniß ist. Wer sitzt dort auf der Richterbank — jener kleine Mann, dessen Auges, scharfes Auge einem zweifelhaften Zeugen bis in die Seele zu schauen scheint? Seht, wie er seinen Gegenstand festhält, welche bündigen Folgerungen er selbst aus dem scheinbar unbedeutendsten Umstand zu ziehen weiß, mit welchem schlagenden Humor er die gesuchten Ausreden eines Verteidigers ablappt oder allgemeines Gelächter durch einen Wip über den Gefangenen hervorruft, der nicht unhin kann, an der Heiterkeit seiner Umgebung theilzunehmen, obgleich er weiß, daß vielleicht eine Stunde später von denselben Lippen an die Jury das Anführen gestellt wird, einen die Todesstrafe nach sich ziehenden Wahrspruch zu erlassen. Ja, ein solcher Richter kann mit seinen Geschwornen machen, was er will; ob er diese Gewalt stets von einem unbefangenen Standpunkt aus übt, ist freilich eine andere Frage. Im gegenwärtigen Augenblick dreht sich die Verhandlung um einen Schafdiebstahl; vor Eröffnung derselben hat der kleine Mann den Gerichtsschreiber von seinem Sitz herbeigewinkt und ihn flüsternd gefragt, wessen Grundhasse der Angeklagte sei. „Er gehört zu dem Gut des A...“, mein Lord,“ lautet die Antwort des Befragten, der wieder nach seinem Platz zurückkehrt. Nun ist aber A... sammt seiner Pächterschaft der verbissenste politische Gegner des Herrn Richters, und dem Letzteren wird sonach eine Gelegenheit geboten, dem Widerlacher in der Person eines seiner Grundholden einen Treß zu geben. Die Verhandlung nimmt ihren Fortgang, und die Sache steht schlimm für den armen Jungen in dem Tod. Er hat augenscheinlich das Schaf gestohlen, und ein derartiges Verbrechen wurde in jenen Tagen erbarmungslos mit dem Tode bestraft. Alle sehen voraus, daß der arme Schelm nur noch wenige Stunden zu leben hat. Der Richter hält seine Ansprache an die Jury. Er faßt das Zwingende der Beweisführung gegen den Gefangenen zusammen und hebt hervor, welch' ein schweres Verbrechen in einem Agrikulturbegirt der Schafdiebstahl sei. Da schiebt ihm der Gerichtsschreiber einen Streifen Papier zu. Der Richter liest, was darauf steht, und flüstert dem genannten Würdenträger, der hinter ihm sitzt, zu: „Wissen Sie's auch gewiß,

Mr. B.?" — „Sie dürfen sich darauf verlassen, mein Lord,“ lautet die Antwort. Darauf fährt der Richter in seinem Vortrage fort, noch einige Minuten denselben Ton einhaltend; dann aber schaut er umher und spricht: „Ja, meine Herren Geschworne, so tief schädigend wirkt das Verbrechen des Schafdiebstahls auf allen landwirthschaftlichen Betrieb, und wer sich desselben schuldig macht, erleidet sein Schicksal nicht unverdient. Wenn der junge Mensch, der dort steht, ein Schafdieb ist, so verdient er zu sterben. Der Zeugenbeweis spricht stark und zwingend gegen ihn. Allein, meine Herren von der Jury, besinnen Sie sich wohl, ehe Sie auf solche Beweise hin ein so junges Leben dem Tode überantworten. Werfen wir einen Blick auf den Charakter der Zeugen; untersuchen wir ihre Motive. Wenn wir ihre verschiedenen Angaben mit einander vergleichen, so werden wir finden, daß sie keineswegs ganz befriedigend sind und oft miteinander im Widerspruch stehen. Augenscheinlich liegt dieser Geschichte eine feindselige Gesinnung zu Grund, und ich möchte die ganze Beschuldigung als eine Verleumdung betrachten, angezettelt von einer Bande böswilliger Menschen, um diesen blutigen Menschen aus der Welt zu schaffen. Gentlemen, ich muß Ihnen sagen, daß ich den Zeugen der Anklage kein Wort glaube, und ich bin der Meinung, daß Sie gut thun werden, den Gefangenen vor der Schranke freizusprechen.“ Und die Geschwornen thaten, wie ihnen geheißen wurde, sicherlich zum großen Staunen des Gefangenen selbst, der sich nicht wenig wundern mochte, so plötzlich ein unschuldiger Mensch geworden zu sein. Ich las nachher den Zettel, den der Richter entzwei gerissen hatte; es standen die Worte darauf: „Ich war im Irrthum; der Gefangene ist ein Grundfasse Ihres Neffen; seine Verwandten sind insgesamt stimmberechtigt.“ Das Bild wird noch von manchem Irlander erkannt werden.

Nach einer Weile, noch ehe die Zubeckrufe der Angehörigen des Freigesprochenen aufgehört hatten, die Lust zu zerreißen, kamen Sir M. Barrington und Major Voles in den Gerichtssaal; sie nahmen ihre Plätze unter den Advokaten.

Augenscheinlich kam jetzt ein sehr ernsther Fall zur Verhandlung, und es gab ein mächtiges Gedränge in dem Saal. Sämmtliche Plätze waren besetzt, und in der Loge des Sheriffs befanden sich auch einige Damen. Endlich wurde Stillschweigen geboten und der Gefangene in sein Loch eingewiesen. Nie habe ich ein abstoßenderes Gesicht gesehen als das dieses Angeklagten. Die Verweisungsalte wurde vorgelesen und der Gefangene erklärte sich für „nichts schuldig“. Procurator G. entwidelte nun die Anklage. Der Mann war beschuldigt, eine alte Frau, deren Brod er lange gegessen, nebst ihren zwei unmündigen Enkeln ermordet zu haben.

Die Beweisführung war von zwingender Stärke; der Gefangene aber behauptete jene dumme, stödische Haltung, die auch der verschmiegteste irische Bauer annehmen kann, wenn er entschlossen ist, die Nachforschungen seiner Vorgesetzten zu vereiteln. Die Verhandlung nahm ihren Verlauf und entlodte Denen, welche an solche Schandereignisse nicht gewöhnt waren, oft einen Seufzer des Entsetzens. Nach dem Vortrag des Anklägers trat eine Pause ein. Die Advokaten besprachen sich, und einige Personen verließen den Gerichtssaal. Während dieses Stillstands wurde einiger Mundvorrath für den Gefangenen heringebracht. Man nahm die vorgeschriebene Inspektion vor und wollte denselben eben über die Eisenstäbe, die das Loch umgaben, hinüberreichen, als plötzlich der Major Voles ausrief: „Sergeant Reedy, haltet diese Laibe an. Hurtig, sag' ich. Was soll er mit zwei Laiben? Ist nicht einer mehr, als er genießen kann?“ Die Brode, welche das Weib des Gefangenen diesem hinreichen wollte, wurden sogleich von der Polizei in Beschlag genommen. Es waren zwei in der gewöhnlichen Weise zusammengebackene Laibe, und die ganze Sache hatte anscheinend nichts Verhängliches, den einzigen Umstand ausgenommen, daß sie nicht nur für einen Mann, sondern für sechs ausgereicht haben würden. Der Gefangene fuhr jedoch zusammen und erblaßte. Das Weib verschwand.

„Bringt mir diese Laibe her, Sergeant Reedy!“ sagte Voles. Der Weisung wurde Folge gegeben. „Sergeant, laßt Euch in Eurem Leben keine solche Thorheit mehr beilommen; ein einziger solcher Laib wäre ja für Drei genug.“ So sprechend, brach er die Laibe auseinander. „Ha, was ist dieß? — es hält sie etwas

zusammen.“ Er macht eine weitere Anstrengung, und es fällt ein Pistol heraus. Jedermann fährt entsetzt auf, den Major ausgenommen, der gelassen die Waffe untersucht. Dann wendet sich dieser an den erstaunten Richter und reicht ihm das Pistol hin mit der kaltblütigen Bemerkung: „Nis an die Mündung geladen, mein Lord.“ Sobald sich der Richter von seiner Ueberraschung erholt hat, richtet er an den Gefangenen die strenge Frage, was dieß zu bedeuten habe? Im Nu liegt der Glende auf den Knien. „O Jerum, o Jerum, Gott steh' uns bei, er hat ein verzaubertes Leben und es hilft nichts, gegen ihn anzukämpfen. Es muß der Teufel selbst gewesen sein, Major, der Ihnen dieß Pistol verrathen, denn beim heiligen Kreuz von Athlone, außer Biddy hat keine lebende Seele etwas darum gewußt. Entweder der Himmel oder der Teufel nimmt diesen Tom Voles in Schutz. Heilige Mutter Gottes, steh' uns bei; er weiß Alles.“ Das Gesicht des Menschen war ein treues Bild der überwältigenden Todesangst; denn ich kann seine verzerrten Züge kaum auf Rechnung der Gewissensbisse schreiben.

Der Richter drang auf eine weitere Erklärung.

„Wohlan denn, Euer Gnaden, ich sehe schon, daß hier alles Lügen unnaß ist, denn beim Himmel, es ist zu viel für uns arme Jungen. Ich bin schuldig und leugne es nicht; aber dem Major Voles habe ich es zu danken, daß es herausgelommen. Sobald die Leiche des alten Weibes aufgefunden war, wußte ich von Anfang an, daß ich verurtheilt werden würde. So sag' ich zu Biddy — „Liebe Biddy, borge Tim Hazlan's großes Pistol und bade es in zwei Laibe hinein; dieß reichst Du mir, wenn ich zu essen verlange, und beim heiligen Michael, in dem Augenblick, in welchem sie mich verurtheilen, jage ich Tom Voles eine Kugel durch den Hirnlasten, denn er ist der Schrecken des ganzen County.“ Aber, o mein Gott, es hilft Alles nichts; er hat ein verzaubertes Leben und weder Stahl noch Pulver und Blei können ihm etwas anhaben.“ Nach diesen Worten versank der Gefangene wieder in sein stödisches Schweigen.

Die Verhandlung nahm ihren Verlauf; der Mann wurde überwiesen, verurtheilt und einige Stunden nachher hingerichtet.

Als ich mit Major Voles nach Hause ging, fragte ich ihn, ob ihm eine Mittheilung gemacht worden, die ihm Anlaß gegeben habe, zu argwöhnen, daß etwas in dem Brode versteckt sei.

„Nicht im Geringsten.“

„Aber wie kamen Sie dazu, dieses Corpus delicti anzuhalten?“

„Meiner Seel, da bin ich überfragt. Es kam mir eben seltsam vor, daß ein einzelner Mann zu einem Zwischenmahl zwei so gewaltige Laibe brauchen sollte; auch bemerkte ich, daß die Hände des Gefangenen zitterten, als er sie danach ausstreckte.“

„Sie hatten also vorher keinen Verdacht?“

„Nein; ich muß einen besondern Schutzengel haben. Es ist nicht das erste Mal, daß mir die Beachtung einer Alleinigkeit das Leben rettete. Doch lomm', Henry; sei nicht so neugierig. Es ist Offenszeit und ich bin so hungrig wie ein Jagdhund.“

So ging ich denn mit meinem Verwandten weiter, der unbekümmert vor sich hinpfeift, als sei nicht eben erst durch ein Wunder (denn in diesem Lichte erschien es mir) sein Leben bewahrt geblieben.

Fliegende Blätter.

Napoleon III. als Suppentoch. Die vorstehende Ueberschrift der folgenden Notiz hat keine uneigentliche Bedeutung, man glaube nicht etwa, es wolle damit gesagt sein, daß Napoleon III. Staaten, Renardien, Parteien, die nicht nach seinem Geschmack, die Suppe eingebrockt hat; der französische Kaiser hat wirklich, Alexander Dumas' in's Handwerk plüschend, mit derselben Hand, welche die „Idées Napoléoniennes“ und das „Vie de Julius César“ geschrieben, Suppe bereitet. Es war im Lager von Chalons. Der Kaiser hatte die Oberbefehlshaber der zweiten Division zum Diner geladen. Er war an jenem Tage sehr guter Laune, was, wie seine Umgebung behauptet, nicht immer der Fall ist, ließ sich von seinen Gästen in die Küche begleiten und schüttelte aus einem Gefäße, welches er in der Hand hielt, etwas in einen Topf siedenden Wassers. Der gekörnte Suppentoch deutete sogleich auf den Topf, der ungefähr das Maas von 10 Centimetres haben mochte und sagte: „Da ist Suppe für 60 Personen.“ Man wollte es nicht glauben, testete und fand die Suppe vortrefflich. Sie war aus lieblichstem Fleischextrakt bereitet worden.

Redaktion, Druck und Verlag von Dr. Hallberger in Stuttgart.

100

Author	Year	Sample Size	Effect Size	Significance Level
Wang et al.	2004	100	0.15	0.05
Wang et al.	2005	100	0.15	0.05
Wang et al.	2006	100	0.15	0.05
Wang et al.	2007	100	0.15	0.05
Wang et al.	2008	100	0.15	0.05
Wang et al.	2009	100	0.15	0.05
Wang et al.	2010	100	0.15	0.05
Wang et al.	2011	100	0.15	0.05
Wang et al.	2012	100	0.15	0.05
Wang et al.	2013	100	0.15	0.05
Wang et al.	2014	100	0.15	0.05
Wang et al.	2015	100	0.15	0.05
Wang et al.	2016	100	0.15	0.05
Wang et al.	2017	100	0.15	0.05
Wang et al.	2018	100	0.15	0.05
Wang et al.	2019	100	0.15	0.05
Wang et al.	2020	100	0.15	0.05
Wang et al.	2021	100	0.15	0.05
Wang et al.	2022	100	0.15	0.05
Wang et al.	2023	100	0.15	0.05
Wang et al.	2024	100	0.15	0.05
Wang et al.	2025	100	0.15	0.05

1997, 1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 26



meiner gegen Sie gedacht hat?" Die Antwort des Grafen demüthigte ihn jedoch. „Mein Förster Strahl," hieß es. „Jedenfalls kennen Sie den braven Mann."

„Ja wohl," sagte Simoni lähl. „Ich kann mir nun schon denken, welche Rechtsfrage der Herr Graf meinen, wundere mich aber, daß der Förster Strahl gerade mich dazu in Vorschlag gebracht hat. Er muß nicht wissen, daß ich in allen vorkommenden Fragen der Rechtsfreund des Oberamtmanns Schleiff bin."

„Sind Sie das?" fragte der Graf lebhaft, und als Simoni sich bejahend, aber weniger verbindlich als zuvor verbeugte, besann sich Merotin einen Moment, dann sagte er: „Das ändert allerdings die Sache. Es wäre neu, einen und denselben Mandatar beide Parteien vertreten zu sehen, obgleich das Experiment vielleicht recht unparteiisch und objektiv ausgeführt werden könnte. Woher wissen Sie aber, daß ich mit dem Oberamtmann Schleiff eingeführt bin?"

„Von ihm selbst," erwiderte Simoni.

Der Graf schien sehr überrascht. „Wäre es möglich!" rief er. „Und was hat er Ihnen gesagt?"

„Daß er glaubt, für die Waldparzelle das Recht der Verjährung in Anspruch nehmen zu können," antwortete der Rechtsanwalt.

„Ach — diese Bagatelle meinen Sie!" versetzte der Graf. „Erlauben Sie mir eine Frage: sind Sie mit allen Verhältnissen des Herrn Schleiff bekannt?"

„Ich glaube es zu sein — wenigstens seit er die Domäne Seelenrode in Pacht hat."

„Und sind Sie unwiderruflich in allen Fällen, die etwa vorkommen könnten, sein Anwalt?"

„Im Prinzip wenigstens," erwiderte Simoni, dessen Neugier sich mächtig zu regen anfang.

„Nur keine Prinzipienreiterei, lieber Herr!" entgegnete der Graf. „Auf Prinzipien, wenn man sie unter allen Umständen festhalten will, reitet man sich durch! Sie müssen einem alten Sportsman schon diesen trivialen Ausdruck passiren lassen. Wäre es Ihnen denn ganz unmöglich, der Abwechslung wegen auch einmal gegen den Herrn Schleiff einen Prozeß zu führen?"

„Bedenken Sie selbst," sagte Simoni, „in welchem Lichte ich nicht bloß beim Oberamtmann Schleiff, sondern in der ganzen Gegend durch eine solche Handlung erscheinen müßte — es wäre ja wie ein Abfall, ein Felonie. Besonders, da ich mit allen Verhältnissen bekannt bin. Man würde sagen, ich sei erkaufte worden — meine ganze Praxis stände auf dem Spiele."

„Nicht doch, Bester! Im Gegentheil! Man würde sagen: Herr Simoni ist ein coulant, ein kluger Mann, er weiß, wenn es an der Zeit ist, neue Allianzen zu schließen. Alles läme doch nur darauf an, ob Sie den Prozeß gewannen. Wäre das der Fall, so würde man Sie hoch preisen, und Sie hätten nicht die geringste üble Folge mehr zu fürchten. Dann auch müßte es vor allen Dingen auf die Bedingungen ankommen, unter welchen Sie den neuen Vertrag schloßen."

Auf diese ziemlich unverblämte Andeutung eines vorteilhaften Angebots konnte der Rechtsanwalt, ohne sich etwas zu vergeben, nicht antworten. „Nach meiner Ansicht kommt es einzig und allein auf die Natur des Prozeßes an, den ich übernehmen soll," versetzte er. „Ich gehöre nicht zu Denen, welche jede Sache führen, selbst die faulste; auch Sie, Herr Graf, müssen mir einen trivialen Ausdruck verzeihen!"

„Bitte sehr! Geniren wir uns nicht!" erwiderte der Graf. „Dieser Ausdruck ebnet die Schwierigkeiten, die unserem Vertrage noch im Wege standen. Eine faule Sache sollen Sie durch mich nicht führen. Sie sind also unter gewissen Voraussetzungen nicht ganz abgeneigt, auf meinen Vorschlag einzugehen?"

„Man muß den Verhältnissen Rechnung tragen, so viel habe ich durch die politischen Ereignisse der letzten Zeit gelernt," sagte Simoni. „Ich bin fern davon, ein unverbesserlicher Prinzipienreiter zu sein — mander politische Parteimann hat sich dabei, wie Sie scherzhaft bemerkten, kläglich durchgeritten, was eine sehr unangenehme Empfindung sein soll. Ehe ich aber die Angelegenheit, in welcher ich Ihre Rechte vertreten soll, genau kenne, kann ich mich durch kein Versprechen binden. Am Liebsten wäre es mir, wenn

Sie mich schriftlich mit der Sachlage bekannt machten und mir zugleich die etwaigen Belege oder Urkunden, welche dazu gehören, zur Einsicht anvertrauten. *Littera scripta manet, verba volant.*"

„Leider verschwanden Sie Ihr klassisches Latein an einen Barbaren, der es nicht versteht," erwiderte der Graf, indem er aufstand. „Ich werde aber Ihrem Wunsche nachkommen, morgen oder übermorgen, sobald ich Zeit finde. Sie sollen dabei zugleich unsere Vertragsbedingungen als Vorschlag erhalten, schriftlich macht sich dergleichen besser, als mündlich. Einstweilen empfehle ich mich Ihnen, Herr Rechtsanwalt."

Er ging mit eben so wenig Umständen, als er, den Privatsekretär Simoni's beiseite schiebend, unangemeldet eingetreten war, und ließ den Anwalt in großer Aufregung zurück, so daß er lange in dem kleinen Zimmer umherkreuzte, ehe er sich diese höchst merkwürdige Sache nach seinem Ausdruck „gehörig formuliren" konnte. Eine sehr wichtige Angelegenheit mußte es sein, die ihm übertragen werden sollte, der Graf hatte den andern Prozeß, den er gegen Schleiff anzustrengen gedachte, eine Bagatelle genannt und sogar einen Moment ganz vergessen. Aber man mußte doch abwarten, was es eigentlich war, das gegen den Herrn Oberamtmann Schleiff durchgefochten werden sollte! Der Graf hatte verhängliche Neben geführt: wenn der Prozeß gewonnen würde, so könne nur eine Stimme über die kluge Voraussicht des Anwalts herrschen, der zu rechter Zeit die Verbindung mit Schleiff gelöst habe. War es nur ein Civil- oder gar ein Kriminalprozeß? Welches Aufsehen mußte in der ganzen Gegend entstehen, wenn der hochmüthige Mann, den man hier noch immer nach seinem marktbrandenburgischen Wesen für einen Einbringling ansah, wegen eines schweren Falles angeklagt würde! Simoni konnte die Zeit kaum erwarten, sich darüber aufzuklären.

Der Graf fuhr aus der Stadt nicht nach dem Schlosse seiner Standesherrschaft zurück, sondern in entgegengesetzter Richtung, wo ihm, von landesherrlichen Besitzungen rings umschlossen, eine bedeutende Waldung gehörte. Er hatte seinen Besuch dort angelagt und der Förster Strahl erwartete seinen Herrn, der in mehreren Jahren nicht hier gewesen war, an der Grenze seines Reviers. Merotin ließ ihn neben sich sitzen und besprach auf der kurzen Fahrt die Angelegenheit der streitigen Waldparzelle, die er auch jetzt als Bagatelle anzusehen schien. Dann sagte er: „Simoni ist ja Schleiff's Rechtsanwalt — ich werde ihn dem Manne abspenstig machen. Das Meistgebot entscheidet hier. Mir ist der Herr als ein kluger und höchst geschickter Advokat von mehreren Seiten gerühmt worden, darum muß er meine Sache führen. Ich habe mit dem biederem Schleiff noch eine ganz andere Lange zu brechen, davon reden wir vielleicht auch einmal, mein alter Freund. Tausend! Sind das Ihre Töchter, Strahl?" — Sie fuhr eben in den Waldbhof ein, wo der erste Blick des Kavaliers auf zwei schöne Mädchen fiel, welche vor dem Hause standen. Die Blondine kam dem Wagen ein paar Schritte entgegen, die Brünnette verschwand im Hause. Strahl berichtete seinem Herrn, daß diese nur die Magd sei, was den Grafen in Verwunderung setzte. Er nahm den ehrerbietigen Gruß Eifens freundlich auf und bemerkte jetzt erst die Frau, welche ihn, als er vom Wagen gestiegen war, unbefangen bewillkommte. „Was ist Ihr Töchterchen, seit ich nicht hier gewesen bin, groß und schön geworden, Fräuchen," sagte er herablassend. „Auch Sie blühen noch wie eine Rose, und Ihr Mann beschränkt mit seinem Aussehen die jüngsten Leute. Ihre Waldduft muß unglaublich konserviren — ich möchte ein paar Jahre hier zubringen!"

„Das würde Ihnen in mehr als einer Beziehung höchst zu träglich sein," ließ sich eine Stimme vernehmen, die dem Grafen bekannt war, und hinter der Försterin trat ein kleiner graugellider Herr hervor.

„Herzing!" rief der Graf höchst erstaunt. „Sie Ueberall und Nirgends! Wie kommen Sie hierher?"

„Ich will mich auch konserviren!" erwiderte Herzing. „Nähren Sie nur Ihren Vorfatz aus, gehen Sie, statt nach dem Waldbad Gastein, einmal nach diesem Wald-Gastein, da wird man wieder jünger, gesünder und besser."

„Ich will es in Erwägung ziehen," sagte Merotin lächelnd. „Gebrauchen Sie dieß Waldbad zum ersten Male?"

Die Försterfamilie hatte sich, als die beiden Herren sich begrüß-

ten, zurückgezogen, Mutter und Tochter besorgten die Erfrischungen, welche der Graf sich schon, als er seinen Besuch angesagt, im Waldhofs ausgebeten hatte, und Strahl stand in einiger Entfernung, die weiteren Befehle seines Herrn zu erwarten, dem er noch die ganze Waldbung mit ihren prächtigen Holzbeständen zu zeigen hoffte, um ihn von dem Werthe der wieder zu erlangenden Parzelle, die er so geringschätzig ansah, zu überzeugen. Herzing antwortete auf die Frage seines Nachbarn im fernen Osten, daß ihn eine Fußreise, die er noch immer, so weit die Kräfte reichten, leidenschaftlich liebte, über den Thüringerwald hierhergeführt, wo er auch noch einen andern Zweck zu erreichen hoffe. Er setzte sich dann mit Merotin an den Tisch vor dem Hause, welchen Frau Strahl eben deckte; er hatte erst hier erfahren, daß er mit dem Grafen zusammentreffen werde, und diese unerwartete Gelegenheit, sein Vorhaben gleich zu verfolgen, mit Freunden begrüßt. Lange säumen durfte er damit nicht, sonst ging sie ihm wieder verloren. — „Wohin fahren Sie von hier?“ fragte er, als die Försterin wieder in das Haus getreten war. Der Graf erwiderte, daß er noch mit dem Grafen dort eine Rundschau im Walde zu halten habe, zu der er eigentlich halb gezwungen worden sei, weil er auch sonst noch Einiges mit dem Förster, der hier in der Gegend gut orientiert sei, besprechen wolle, daß er aber dann nach Bodenhausen, so hieß seine Herrschaft, zurückfahren werde, und lud Herzing ein, ihn zu begleiten wenn es ihm nicht zu schwer falle, sich aus diesem Wald-Gastein mit seinen schönen Hamadryaden loszureißen. Herzing's Wunsch war damit, ohne daß er ihn ausgesprochen hatte, erfüllt; er nahm die Einladung an und bat, daß er auch gleich die Waldfahrt mitmachen dürfe, wenn der Graf nicht etwa wichtige Geheimnisse, die keinen Dritten als Zeugen duldeten, mit seinem Förster zu besprechen habe. — „Ihnen ist die Sache kein Geheimniß mehr, lieber Herzing,“ erwiderte Merotin. „Ich habe Ihnen schon davon gesagt. Es ist die bewußte Revision eines alten Prozesses.“

„Haben Sie schon darauf angetragen?“ fragte Herzing, während die Försterin, gefolgt von ihrer Tochter, das ländliche Mahl aufsetzte. Der Graf verneinte es, rief den Förster herbei und lud die ganze Familie ein, an dem Essen Theil zu nehmen, was denn auch nach einem auffordernden Wink Strahl's an Frau und Tochter geschah. Er kannte ja seinen Herrn als einen menschenfreundlichen Mann, der nicht so stolz war wie Mancher, der dazu weniger Recht besaß. Der Förster mochte dabei an den Oberamtmann drüben denken, denn sein Auge ruhte mit einem besondern Ausdrücke auf seiner Tochter.

Auch Graf Merotin schenkte dem schönen Mädchen zuweilen einen längeren Blick, es war aber nicht der Blick eines frivolen Alten, sondern der eines wohlwollenden Vaters, der einen Vergleich mit seinen eigenen Töchtern anstellte. Herzing kannte diese, welche im vorigen Winter der Kaiserin vorgestellt worden waren und in den Hofreisen sehr gefielen; aber er meinte, das einfache Waldröschen hier könne den Vergleich mit den vornehmen Mobelblumen wohl aushalten. Es war ihm lieb, daß der Graf auch gelegentlich ein paar Worte an sie richtete und sie dieselben so unbefangen erwiderte. Noch lieber wäre es ihm gewesen, wenn sein Jugendfreund Theodor an Merotin's Stelle gesessen hätte. Er hatte keine Ahnung davon, was in Seelenrode zwischen Vater und Sohn vorgefallen war. Dort hatte er überhaupt vor der Hand Abschied genommen, da seine Mission erfüllt war und er wohl fühlte, daß er doch als Fremder angesehen wurde, der kein Recht habe, in das Vertrauen der Familie gezogen zu werden. Darum wollte er aber doch ihr Glück behüten, wenn es ihm möglich war — und sie sollten es nimmer erfahren, wenn sie es zu danken hatten. Nur Einer mußte nach dem Gelingen wissen, daß er nichts mehr zu fürchten habe, sonst würde er, einmal aus seiner Ruhe aufgeschreckt, in ewiger Befürchtung geblieben sein und die Seinigen endlich auch hineingezogen haben. Dieß Ziel war aber noch lange nicht erreicht.

„Ich habe eine Frage, Merotin,“ sagte Herzing, den freien Moment benützend, als der Graf endlich den Förster abgedickt, den Wagen vorfahren zu lassen, und Frau Strahl mit Elisen sich bescheiden entfernt hatte. „Warum wollen Sie eine so schlimme Angelegenheit, wie die Schleich'sche, Ihrem Förster mittheilen?“

„Er ist ein ganz zuverlässiger Mann, der keine Sylbe davon

auch nur seiner Frau sagen wird,“ erwiderte Merotin. „Er wird mir über Manches Aufschlüsse geben, denn er kennt Schleich schon lange.“

„Nicht so lange als ich,“ versetzte Herzing. „Sie haben aber wahrscheinlich auch mit Andern davon gesprochen.“

„Mit keinem Menschen als mit Ihnen!“ versicherte der Graf. „Mein Wort darauf. Sie wissen, wie ich dazu kam. Ich hatte den Kopf voll davon, als Sie mich gerade besuchten, die besagten Papiere hatte ich kurz vor Ihrer Ankunft gefunden, da ließ ich etwas von einer möglichen Revision des alten Prozesses gegen Sie fallen, und Sie fragten mich ein wenig aus — gestehen Sie nur. Der Fall ist auch ganz interessant.“

„Sind Sie also unwiderstehlich entschlossen, damit vorzugehen?“ fragte Herzing.

„Was heißt unwiderstehlich?“ erwiderte Merotin. „Wenn wir nach Bodenhausen kommen, will ich das ganze Sachverhältniß für Simoni, so heißt der Advokat, den ich hier engagieren werde, schriftlich aufsetzen, Sie können mir dabei helfen.“ — Der Wagen fuhr eben vor, und Herzing bat nur noch, daß der Graf vor der Hand auch den Förster Strahl nicht mit der Angelegenheit bekannt mache, bis es nöthig sei, von ihm irgend eine Auskunft zu erlangen. Merotin versprach das.

Auf der Fahrt durch den Wald war der kleine alte Herr sehr in sich gekehrt; der Graf, welcher seinem Förster bei dessen Berichten aufmerksam zuhörte, neckte Herzing, daß er einer so musterhaften Forstkultur gar kein Interesse schenke, konnte ihn aber nicht dafür gewinnen. Als sie endlich auf den Waldbhof zurückkehrten, wo Strahl seinem Herrn noch einige Papiere, die zu reklamirende Waldparzelle betreffend, übergab, nahm Herzing Abschied von der Familie. „Sie werden mich aber nicht für immer los, ich komme bald wieder!“ sagte er zu der Försterin, indem er ihr die Hand gab. Sie ermahnte ihn freundlich, dieß Versprechen auch zu halten, und Elise hatte für ihn einen so strahlenden Blick, daß der Graf, der ihn bemerkt hatte, nach der Abfahrt zu ihm sagte: „Sind Sie hier wirklich um so viel verjüngt worden, daß Sie noch daran denken können, eine thüringer Waldblume in einen ungarischen Beimgarten zu verpflanzen?“

„Lieber Graf, Sie thun mir zu viel Ehre oder Unehre an, je nachdem!“ erwiderte Herzing. „Die Waldblume wird hier nicht einsam verblühen, wenn sie auch in ihrer thüringischen Heimat bleibt.“

„Das Mädchen ist wirklich reizend,“ sagte Merotin. „Wir wollen ihr denn einen braven Mann wünschen.“

(Schluß folgt.)

Sine gefallene Größe.

Sidon.

(Bild S. 208.)

Sidon, das seinen entstellten Namen einer kleinen Stadt an der syrischen Küste hinterlassen, war eine der ältesten und reichsten Städte der bekannten Welt, einer der Centralpunkte der semitischen Civilisation, welche der Entstehung unserer Stämme voranging. Eine Zeitgenossin des Glanzes von Ninive, Babylon und Tyrus wurde Sidon vergeblich von den Juden belagert, welche sie „die Große“ nannten und ihre Gründung dem ältesten Sohne Canaans — Sidon — zuschrieben. Homer rühmt die Geschicklichkeit ihrer Handwerker. Die griechischen und römischen Dichter verwechseln sie mit Tyrus: die Geschichtschreiber erklären sie für die Erfinderin des Glases und rühmen ihre Spiegel. Mit Tyrus aber theilt Sidon den Ruhm, den Purpur zuerst auf Stoffe angewandt zu haben. Seine Macht sank mit dem achten Jahrhundert vor Christus. Weniger glücklich als Tyrus konnte es dem Angriff des Königs Salmanasser von Ninive nicht Stand halten, der es 720 eroberte. Doch rivalisirte Sidon, als Tyrus zwei Jahrhunderte später es unterwarf, noch immer mit Tyrus an Glanz und Reichthum. Es war die Residenz der Satrapen und Generale des Königs von Persien, der selbst einen Park dort besaß, wo er sich bisweilen aufhielt. Die Stadt hatte sogar ihren eigenen König



CLIPPER SHIP SAILING



Figure 1. A person lying on a grassy slope.

und eine Art von Autonomie behalten. Im Jahre 350 empörte sich die Stadt gegen die Perser und machte gemeinschaftliche Sache mit dem König von Egypten. Aber der Anfangs günstige Erfolg schlug um und endigte mit dem Brande der Stadt, die in Flammen aufging. Von allen Reichthümern Sidons blieb nichts als ein Klumpen geschmolzenen Goldes und Silbers. Die Stadt, die langsam wieder aufgebaut wurde, ging in die Hände Alexander's, des Seleuciden, des Ptolemäus der Römer über, ihrer Unabhängigkeit und militärischen Macht beraubt, war aber noch immer reich durch ihre Industrie und ihren Handel. Der Apostel Paulus predigte die neue Religion in ihren Mauern. Im Mittelalter wurde die Stadt von den Sarazenen 1111, und von den Kreuzfahrern 1291 eingenommen. Der heilige Ludwig ließ sie mit Mauern und Thürmen befestigen, aber sie sank unter muslimännischer Herrschaft zu vollständiger Unbedeutendheit herab: Aleppo und Hama verdunkelten sie vollständig. Heutzutage ist Saida, wie es jetzt heißt, nur noch ein großer Flecken von 5000 Einwohnern. Sein Hafen ist verschüttet, seine Khan's sind verlassen, und seine halb christliche, halb muslimännische Bevölkerung drängt sich in ihren trümmern Gassen. Die Mauern und die Thürme tragen die Spuren des englischen Bombardements von 1840, welches alle Seestädte des Libanon ihrer Ringmauern entblößte. Die Natur allein ist dieser Zerstörung fremd geblieben. Sie umsäumt diese Trümmer noch immer mit ihrem frischesten Grün. Die Gärten Sidons blühen noch immer wie zu den Zeiten des Astartekultus. Es sind die schönsten an der ganzen syrischen Küste und dehnen sich zwischen dem alten Sidon und dem jetzigen Saida aus. Wir fuhrten in einem Kail an den Bräunbogen hin, welche das auf einer Insel erbaute Fort mit der Stadt verbinden, kreuzten zwischen den kleinen Tartanen, die allein bis in den Hafen gelangen können, und stiegen an einem alten Hafendamm aus, dessen ungeheure Steine zum Theil unter dem Wasser liegen. Man wird von beinahe nackten Hamals durch die schäumenden Wogen an's Land getragen; eine Schaar junger Bursche drängt sich um unser Gepäc und bietet sich als Cicerone an. Das Auge ruht mit Vergnügen auf den von Orangen, Feigen und ungeheuren Trauben aus dem gelobten Lande beladenen Booten. Von ferne kommt ein penetranter Geruch, der uns die eingefalzenen und gepöckelten Waaren der Buden ankündigt. Man durchschreitet die Straße, welche von den Marine- und Douanegebäuden besetzt ist, und kommt dann in die, in welcher sich die Auslagen der orientalischen Waaren befinden, bis wir endlich den Khan erreicht haben, der uns gastlich aufnimmt — ein weiter Hof, von Akazien beschattet, mit einem Bassin in der Mitte und umgeben von zwei Reihen Gallerieen, in welchen sich unten die Laden, oben die Wohnungen der Kaufleute befinden. Der Khan ist eine ganze Stadt und auch das Interessanteste an ganz Sidon, das nichts bietet, was ein Vabeler oder Murray des Aufzeichnens werth halten würde. Sidon ist als Stadt eine gefallene Größe, wenn es auch als Handelsplatz noch von Wichtigkeit ist.

Sagar und Ismael.

(Aus Dore's Prachtbibel. Stuttgart, Edward Hallberger.)

(Bild S. 209.)

Die Prachtbibel, der wir schon ein Bild entnommen, bietet uns heute ein ernstes, ergreifendes Blatt. Sarah, die Frau Abraham's, grölle der ägyptischen Magd, die er ihr gleichgestellt und deren Sohn ein Spötter war. Sie forderte darum mit Ungeßüm, daß er sie sammt ihrem Sohne vertreibe und den Sohn der Magd nicht mit ihrem Sohne erben lasse. Finster vernahm Abraham die gehässigen Worte, aber im Rathe Gottes war es anders beschlossen, und Abraham folgte dem göttlichen Winke, als er des Morgens früh aufstand, Brod und eine Flasche mit Wasser nahm und der Hagar auf die Schulter legte, mit dem Befehle, sein Haus zu verlassen. So zogen denn die beiden Ausgestoßenen in die Wüste: bald war Brod und Wasser zu Ende und ermattet legte Hagar ihren Knaben unter einen Baum und setzte sich kummervoll

von ferne und sagte: „Ich kann den Knaben nicht sterben sehen,“ und als sie den Knaben immer schwächer werden sah, erhob sie ihre Stimme und jammerte zu Gott. Da erhörte Gott die Stimme des Knaben, und der Engel des Herrn rief: „Fürchte Dich nicht, denn Gott hat erhört die Stimme des Knaben, der da liegt.“ Und der Engel zeigte ihnen einen Brunnen und sie wohnten fortan in der Wüste (Arabien), wo Ismael Stammvater der Ismaeliten (Araber) wurde.

Schriftsteller der Gegenwart.

III.

Heinrich Laube.

(Bild S. 206.)

Selten hat ein Schriftsteller sich so frisch und lebendig allen Zeitströmungen hingegeben und dabei sich so männlich aus denselben heraus zu arbeiten verstanden, als Laube. Darum spiegelt sich aber auch die Zeit seit 1830 in keines andern Autors Werken so klar und scharf, und werden wir einst seine Memoiren erhalten, so haben wir eine große Periode unseres politischen und literarischen Ringens in treuem Bilde vor uns. Laube ist am 18. September 1806 in Sprottau in Schlessien geboren, wo er die Kinderjahre im bürgerlichen Elternhause — der Vater war ein Maurermeister — zubrachte. Nach den zu Schweidnitz und Glogau verlebten Gymnasialjahren besuchte er die Universitäten Halle und Breslau, wo er mitten in den Strudel des burschenschaftlichen Treibens sich hineinreißend ließ und, begeistert von der politischen Erhebung und der Julirevolution, dem theologischen Probstudium absagte, um auf gut Glück unter die Schriftsteller zu geben. Literatur und Politik fielen bei ihm sogleich zusammen. Sein „Neues Jahrhundert“ spiegelte die ganze Zeitstimmung. Sein „junges Europa“ gab in den drei Abhandlungen: Poet, Bürger, Krieger, ein Weltbild des neuen Umschwungs der Dinge. Es schien, als sollte durch das junge Deutschland, Heine, Gutzkow, Wienberg, Laube, die Revolution auf literarischem Boden ausgelämpft werden: der Romantismus ward zum wenigsten der Todesstoß gegeben, das war die erste literarische That. Auch die „Reisenovellen“, in welchen er Heine glücklich in die Fußstapfen trat, warfen die alte Zeit lebenslustig über Bord und suchten der ungebrochenen Sinnlichkeit zum Rechte zu verhelfen. Laube war inzwischen 1837 zur Redaction der „Zeitung für die elegante Welt“ nach Leipzig übergesiedelt, als plötzlich das Verbot aller Schriften des jungen Deutschlands seine Gefangenschaft in Berlin zur Folge hatte, wo er fast ein Jahr in der Hausvoigtei saß und sechs Monate davon ohne eine Feder! Seine burschenschaftlichen Erinnerungen trugen ihm noch nachträglich anderthalbjährige Gefangenschaft ein, die er jedoch im Polizeibau zu Muskau zubringen durfte, wo ihm Fürst Rüdler's Freundschaft die Haft erleichterte. Dort entstand seine Literaturgeschichte und in Wald und Feld ein Jagdbrevier. Kleinere hübsche Novellenbänder: die Liebesbriefe, die Schauspielerin und das Glüd, verdanken wir gleichfalls der Muße dieser poetischen Gefangenschaft. Laube ging nun auf Reisen und hielt sich ein Jahr in Frankreich auf, wo seine „Französischen Lustschlösser“ entstanden und sich ein inniges Freundschaftsbündniß mit Heine anknüpfte. Auch novellistisch hat sich seine französische Zeit in der „Gräfin Chateaubriand“ verwertet. Noch einmal setzt sich Laube an den Redactionstisch der Zeitung für die elegante Welt, aber weit mächtiger zieht es ihn zur Bühne, zur dramatischen Produktion hin, die mit Ronalbeschi beginnt und in seinem Struensee, Gottschalk und Gellert, den Karlschülern und Prinz Friedrich durch die glückliche Wahl des Stoffes und die frische Behandlung, die er den Franzosen abgelernt, der neu aufblühenden Bühne einige glänzende Werke schenkt. Durch Ronalbeschi und Struensee dem Norden zugewandt, schrieb er auch noch die lursche Erzählung: „Die Vandomire“ und die Reiselstizzen: „Drei Königstädte im Norden“. Witten in diesem Schaffen traf ihn das Jahr 1848, das ihn in's Parlament rief, wohin den langjährigen Karlsbader Kurast die Stadt Einbogen sandte. Laube war aber mit dem

schleppenden und verschleppenden Gang der Verhandlungen nicht einverstanden und trat vor der Kaiserwahl aus; seine Erinnerungen an die denkwürdige Zeit hat er jedoch in dem dreibändigen Werke: „Das erste deutsche Parlament“, niedergelegt. Im Herbst 1849 nach Wien berufen, trat er im Januar 1850 an die Spitze des Burgtheaters, dem er bis zum Herbst dieses Jahres mit unermüdlicher Hingebung und Aufopferung aller Kraft vorstand. Heinrich Laube, das muß jeder bezeugen, der wie wir Zeuge seines Wirkens war, war zum Direktor eines großen Theaters geboren. Sein richtiger Takt in der Wahl der Stücke, seine Inszenierung, sein für den Dichter wie für den Schauspieler gleich förderliches Eingreifen im Ganzen und Einzelnen haben dem Burgtheater eine neue Glanzperiode geschaffen, obgleich er mit den Erinnerungen an die Vergangenheit dieser Bühne und der Vahnbrechung für den jüngeren Nachwuchs nicht wenig zu kämpfen hatte. Mitten in dieser Arbeit entstanden mehrere neue Stücke: Graf Effer, Montrose, der schwarze Markgraf, Cato von Eisen, der Statthalter von Vengalen. Mehr noch überraschen dürfte es aber, daß Laube auch noch Zeit fand, eine der größten Perioden unserer Geschichte, den dreißigjährigen Krieg, in einem siebenbändigen Roman darzustellen, der als das Muster eines historischen Romans sich bewährt hat und das Zeugniß liefert, daß Laube, dem man die Hinneigung zum leichten, espritartigen Genre der Franzosen häufig zum Vorwurfe machte, die volle Kraft für den großen Styl des historischen Epos besaß und mit großen Tüchten in der Geschichte der Vergangenheit der Gegenwart ein ergreifendes Spiegelbild vorzuhalten weiß. Sein Rücktritt vom Burgtheater, der so großes Aufsehen machte, rief ihn wieder in die Reihe der Journalisten und an die Spitze des Feuilletons der „Neuen freien Presse“, und bietet ihm die Muße, an seinen lang erwarteten Memoiren zu schreiben.

Reineke Fuchs.

Mit Illustrationen von W. v. Kaulbach.

(Aus der Holzschnitt-Prachtausgabe von Goethe's Reineke Fuchs,
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.)

(Bilder S. 212.)

VII.

Große Festlichkeiten, zu denen die Thiere von allerwärts kamen, reichten sich nun am Hofe Nobel's Tag für Tag an einander. Das war ein Schmaufen und Turnieren ohne Ende, und der König hatte seine herrliche Freude an dem bunten Getümmel. Acht Tage waren so unter Lust und Freude ungekört vergangen, als der König einst bei der Tafel saß und sich auf's Neue seines Lebens freuen wollte. Da trat plötzlich das blutende Kaninchen vor die hohe Versammlung und jammerte und klagte, daß der Fuchs, an dessen Behauptung es vorüber gekommen, als Pilger verkleidet es überfallen und wenn es nicht so gut auf den Weinen, es wohl nimmer aus seinen Klauen sich gerettet: vier Vöcher, greulich anzuschauen, habe es indessen davongetragen. Wo sei noch ferner Sicherheit zu suchen, wenn so der Räuber die Straße verlege? Kaum hatte das Kaninchen geendet, als Merlenau, die Krähe, in die Versammlung stürzt und schreit: „Gnädiger König, o hört mich, mir ist Schmach und Schande sondergleichen begegnet. Mit Scharfeneben, meinem Weibe, ging ich spazieren, als wir auf der Haide Reineke fanden, der für todt lag und die Zunge zum Halse herausstreckte, die Augen im Kopfe verdrückt hatte. Wir stießen ein Jammergeschrei um den armen Todten aus. Meine Frau beugt sich mitleidig herab, da, höret die Schändlichkeit, beißt ihr der Schuft den Kopf ab und wäre ich nicht so behende gewesen, er hätte mich gleichfalls ermordet. Selber aber mit eigenen Augen mußte ich mit ansehen, wie er die Frau mit Haut und Federn verzehrt. Ich fordere Rache vom Hofe für solchen Greuel, der den Frieden des Landes zerstört!“ Der König ergrimmete darob so fürchterlich, daß er sich schrecklich zu rächen beschloß und selbst auf die besänftigenden Worte der Königin und den Rath des Lupardus, Reineken selber zu hören, nicht ach-

tete, denn alsbald ward beschlossen, den Fuchs in seiner Besten Molepartus zu belagern. Grimbart aber, der im Rathe gewesen, entfernte sich heimlich und eilte Reineken die Kunde von dem bevorstehenden Kriegszug zu bringen. Aber der Fuchs, der behaglich vor dem Schlosse sein Hühnchen pflückte, war von der Nachricht nicht sonderlich aufgeregt. Er beschloß im Gegentheil, selber zu Hofe zu gehen und seine Sache zu führen. Er hoffte, den König sicher zu seinen Gunsten zu stimmen, worin er bestärkt ward, als er vernahm, daß auch die Königin und Lupardus zu seinen Gunsten gesprochen. Grimbart ward nun in's Haus und zum fetten Mahle köstlicher Lauben geführt, bei dem ihm Reineke seine Kinder vorstellte: Hessel und Reinhardt den Kleinen, die sich schon tüchtig in der Kunst des Vaters, zu stehlen, geübt und zu den besten Hoffnungen berechtigten. Spät ging man zu Bette. Reineke aber konnte nicht schlafen: er bedachte den Plan. Morgens brachen sie auf unter Weinen und Klagen der Frau und der Kinder, die nichts Gutes von der Fahrt zu Hofe erwarteten. Aber Reineke wußte sie Alle durch seine Zuversicht zu beruhigen und schied, begleitet von Grimbart, dem Dacke.

VIII.

So zogen sie denn zusammen über die Haide, und Reineke schien es zu drängen, bevor er zu Hofe käme, sich aller Sünden zu entledigen, denn er forderte Grimbart auf, seine Beichte zu hören. Alle die Sünden, die wir bereits vernommen, bekennet er und noch weitere, wie er z. B. einst den Wolf zu Schaden gebracht. Dieser hatte nämlich ein frevel Gelüste nach einem Fohlen, das er mit seiner Mutter gehen sah und schickte den Fuchs, sich zu erkunden, was es koste. Die Stute meinte, es sei wohl feil, doch, was es koste, stehe auf seiner Sohle geschrieben. Der Fuchs merkte, wo das hinaus wollte, und schickte nun selber den Wolf, der die Summe zu lesen kam, aber von den Hüfen des Pferdes jämmerlich zugerichtet ward. Nach diesem letzten Bekenntniß glaubte er Alles gestanden zu haben, und Grimbart gab ihm die Absolution. Doch, meinte er, stehe es schlimm um ihn, da er Lampen getödtet und die Frechheit gehabt, sein Haupt dem König zu senden. Reineke aber entschuldigte seine Frevelthaten mit dem Weisheit der Fürsten. Selbst der König raube und was er nicht nehme, lasse er durch Wölfe und Bären holen. Wer Klagen wolle, werde nicht angehört und jeder sehe bald ein, der König sei ihm zu mächtig. Zudem habe er schlechte Rathgeber, denen er allen Glauben schenkt. Wolf und Bär können thun, was ihnen beliebt. Wenn aber der arme Reineke nur ein Huhn stiehlt, entsteht gleich großes Geschrei: kleine Diebe läßt man hängen, große finden den mächtigsten Schutz. So schimpft er den ganzen Weg in einem fort über die verderbte Welt. Unterwegs begegnet sie Martin, dem Affen, der eben gen Rom pilgert. Freundlich spricht ihm dieser Rath ein: er solle nur an den Hof gehen und an die Messen sich wenden, die bei dem König und der Königin beliebt und ein sehr kluges Weib sei. Reineke dankte ihm sehr und versprach ihm beste Vergeltung, komm' er diesmal nur los. Und so schieden sie. Reineke aber und Grimbart zogen gen Hofe, wo man ihm so „übel gesinnt war“.

IX.

Ned trat Reineke vor den versammelten Hof, doch sank ihm alsbald der Muth, als er so viele der Feinde erblickte, die alle sich zu rächen und ihn am Leben zu strafen begehrten. Grimbart, der sich hart an seiner Seite hielt, sprach ihm jedoch Muth ein, und nun erblickte er doch auch gar manche Verwandte, manchen Freund. Reineke warf sich demüthig vor dem Throne des Königs nieder, mit heiligen Eiden die Unschuld seiner Seele bezeugend. Aber der König will nichts hören und ruft: „Deine losen Worte helfen Dir nicht, sie helfen nicht länger Lügen und Trug verkleiden, nun bist Du an's Ende gekommen. Schon die Treue, die Du am Kaninchen und der Krähe bewiesen, brechen Dir den Hals, aber Du übest Verrath an allen Orten und Enden, und voll ist das Maß: ich schelte nicht länger.“ Reineke aber behauptete led: Kaninchen und Krähe hätten ihn schmähsch verkleumdet und er sei bereit, was er gesagt, durch einen Zweikampf zu erhärten. Da erschraden die Klä-



THE NEW YORK



THE NEW YORK

In der Dornau.

Vollverählung aus Obersteiermark von Cornelius Bora.

(Fortsetzung.)

3. Das Wiedersehen.

Eine mehrjährige Abwesenheit des jungen Bergmannes hatte nicht bloß dessen Äußeres, sondern überhaupt sein ganzes Wesen bedeutend verändert. Der Aufenthalt in einer größeren Stadt, wo er die Bergschule besuchte, bot ihm mehrfach Gelegenheit, mit gebildeten Leuten in Berührung zu kommen und den ihm angeborenen Drang nach Wissen zu befriedigen. Auch späterhin, während er, bei verschiedenen Bergbauunternehmungen in Verwendung tretend, seine praktische Ausbildung zu vollenden suchte, holte er durch eifriges Lesen Dasjenige nach, was er während seiner Jugendjahre versäumt hatte; und so kam es nun, daß sich aus dem Hirtenjungen Thomas ein tüchtiger junger Mann von gesundem Menschenverstand und für seine Sphäre mehr als hinreichenden Kenntnissen herangebildet hatte.

Einstweilen blieb er in dem Elternhause, das seine noch lebende Mutter bewohnte, bis seine künftige Wohnung vollkommen hergerichtet sein sollte. Als er am Morgen nach dem Festtage erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Bald darauf verließ er die Hütte, um den Gebirgspfad zu betreten, welcher zu den Bergbauen aufwärts führte, wo er den Gewerksbesitzer erwarten sollte. In den Wipfeln der Waldbäume war schon das regste Leben entfaltet: das gab ein Schmettern, ein Hämmern, ein Unerschlattern! Mit Wonne die würzige Waldesluft einathmend, schritt Thomas den schmalen Fußpfad entlang über knorrige, moosüberwachsene Wurzeln und zwischen hohen Farnenkräutern, auf welche der Wald seine langgezogenen Licht- und Schattenstreifen warf. Wie er so in tiefes Nachsinnen versunken fortging, während die Bilder der jüngsten Vergangenheit und der fernsten Jugendzeit an seinem Geiste vorüberzogen, — trat mit einem Male aus dem Waldesdickicht eine Gestalt hervor, die unmittelbar vor ihm stehen blieb. Es war Liese, welche vom Morgengrauen an mit klopfendem Herzen auf den Augenblick gewartet hatte, bis er das Haus verlassen würde.

Betroffen hielt Thomas seine Schritte inne, als er plötzlich die Gespielin seiner Kindheit vor sich stehen sah. Die zarte Knospe hatte sich zur vollkommenen Blüte entwikkelt: ihre Gestalt war größer und voller geworden; doch das große dunkle Augenpaar, von Weitem schwarz, in der Nähe blau, — und die Fülle des glänzenden Haars war geblieben wie ehemals; — auch der kindliche Ausdruck lag noch immer auf den feinen, sonnegebräunten Zügen. — „Liese!“ — „Thomas!“ waren zwei Worte, die fast gleichzeitig ertönten. — Einige Sekunden lang hielt Thomas die Hand des Mädchens in der seinigen, wobei er sie lautlos betrachtete; — allein länger konnte sich ihr naturrohes Herz nicht zurückhalten! — Als ob Alles, was während der Jahre seiner Abwesenheit in ihrem Busen aufgeleimt und verschlossen geblieben, mit einem Male hervorbrennen wollte, stürzte sie an seine Brust und ließ den Bach ihrer Thränen rinnen! — In dieser Stellung blieb sie eine geraume Weile, während Thomas ihre ärmliche Kleidung mit mitleidigen Blicken betrachtete. Dann legte er seine Hand auf die heiße Stirn des Mädchens und hob ihren Kopf sanft in die Höhe, indem er sagte: „Beruhige Dich, Liese, wir sind ja keine Kinder mehr!“

Dann gingen sie Hand in Hand den Waldsteig entlang aufwärts. Er erkundigte sich theilnehmend nach ihren Verhältnissen. Liese erzählte ihm haarklein alle Eragnisse, die während seiner langen Abwesenheit vorgefallen waren. Sie erzählte von dem Tode des Möhlers, von ihrer Großmutter und von den Ziegen. — Sie war geblieben wie er sie verlassen hatte: ein erwachsenes Kind, da sich ihre Anschauungen in keiner Weise geändert hatten.

„Um welche Zeit starb Dein Vater?“ fragte Thomas.

„Ein paar Monat d'rauf, nachdem Du fortgegangen bist.“

„Und seither bist Du immer allein geblieben mit der Großmutter?“

„Immer!“

Jahrb. Welt. 68. V.

„Und hast immer nur die Ziegen gehütet?“

„Ja!“

„Und wenn die Großmutter stirbt?“

„Dann hab' ich Niemanden!“

„Du bist wohl ein armes Mädchen,“ sehte Thomas mitleidig fort.

Liese antwortete nichts auf diese Worte. Sie warf einen halbten Blick zuerst auf ihn, dann auf sich selbst, — worauf eine dunkle Röthe ihr Gesicht überzog. — Dann blieb sie stehen und bedeckte ihre Augen mit der Hand.

„Du bist jetzt ein erwachsenes Mädchen, Liese,“ begann Thomas, indem er ebenfalls stehen blieb, „und mußt sehen, daß Du etwas lernst, um Dich in der Welt fortbringen zu können. Wenn die Großmutter stirbt, stehst Du verlassen da. — Du wirst doch nicht Dein ganzes Leben in der einsamen Waldhütte zubringen wollen?“

„Thomas, ich will bleiben, wo Du bist, — und sonst nirgends!“ entgegnete das Mädchen, indem sie ihre langen Wimpern aufschlug und ihn mit den großen Augen ansah.

„Ich sehe, Liese, daß Du ein Kind geblieben bist. Die Zeit ist vorüber, wo wir miteinander am Weiser saßen und ich Dir Hahnpfeifen schnitt. Damals wußten wir Beide so viel wie gar nichts von der Welt! Wir lebten zwischen unseren Bergen, Wäldern und Ziegen, ohne zu ahnen, daß es auch etwas Anderes geben könne, und ein Tag verging in süßer Dämmerung wie der andere!“

„O, wie schön war es damals, Thomas!“

„Seitdem hat sich Vieles verändert, Kind!“ antwortete Thomas.

„Ich habe einsehen gelernt, daß der Mensch nicht dazu geboren sei, die Hände in den Schooß zu legen und ruhig dazinzuschauen, was über ihn kommt! — Liese, was willst Du thun, wenn eure Hütte zufällig abbrennt? — Dann siehst Du obdachlos hier, ohne zu wissen, wohin Du Dich wenden sollst.“

„Dann geh' ich zu Dir, Thomas! — Ich will Deine Ziegen hüten, als ob es die meinen wären, und Du wirst mich nicht verstoßen.“

Entweder wußte Thomas nichts darauf zu erwidern, oder wollte er nicht, — weshalb sie schweigend weiter gingen, bis das lichte Mauerwerk des Berghauses durch die Baumstämme schimmerte. Dann sagte er: „Liese, ich muß Dich jetzt verlassen; — der Herr Gewerk, der mich an die Stelle des früheren Obersteigers gestellt hat, erwartet mich oben. — Leb' einstweilen wohl, ich will nächstens Dich und die Großmutter besuchen; — dann wollen wir weiter sprechen.“ — Damit reichte er ihr die Hand und ging fort.

Liese blieb auf der Stelle stehen, wo er sie verlassen, und blickte ihm nach, wie er zwischen den dunkeln Wachholderbüschen über den Holzschlag gegen die Halde schritt, auf welcher das Berghaus stand. Durch den sengenden Sonnenstrahl erwärmt, zitterte die Luft über den Gräsen und Niedgräsern des Holzschlages, während grünschillernde Fledern heimlich zwischen dem Steingerölle hervorhuschten, bei dem geringsten Geräusche innehaltend und vorsichtig spähend. — Als der Knabe Thomas vor Jahren fortgezogen war, um die Dornau zu verlassen, hatte sie ihm ebenso von der Höhe des zerfallenen Schlosses nachgeblickt wie jetzt. — Damals beschlich der erste Kummer das kindlich unbewusste Herz und die Thränen rannen heftig über die jungen Wangen; aber die Hoffnung, daß er einst wiederkehren werde in's Heimaththal, linderte den herben Schmerz. — Allein heute war es ganz anders! — Er war zurückgelehrt, doch ihr Herz hatte ihn verloren! — für immer! — Der Augenblick, auf den jahrelang ihr Sinnen, ihr Hoffen gerichtet war, — er war gekommen! — aber wie ganz anders als sie ihn erwartet hatte! — Jedes Wort, das Thomas gesprochen, fiel gleich einem Eistropfen in ihre Brust, und wie er so über den Holzschlag fortging, kam es ihr vor, als ob ihn jeder Schritt, den er machte, um eine Unendlichkeit von ihr entfernen würde. — Auch heute glühte ihre Stirn wie damals! — allein sie konnte keine Thränen finden. Ihr Kopf und ihre Augen brannten, doch sie blieben trocken, während die junge Brust eine namenlose Leere empfand, als ob ihr Jemand das warme Herz herausgerissen hätte. Als die Kloppe neben dem Schachthause das Zeichen gab, daß es Mittag sei, stand das Mädchen noch immer auf derselben Stelle. — Im Walde war

es inzwischen stiller geworden, denn die Säger hielten ihre Mittagruhe; — noch immer zitterte die Luft über den Gräsern des Holzschlages, und die grünen Eidechsen schlüpften eiligst an ihren Füßen vorüber.

Der Gewerksbesitzer verweilte mehrere Tage in der Gegend und besichtigte in Begleitung des neuen Obersteigers seine sammtlichen Bergwerke. Unmittelbar nach seiner Abreise ging Alles wieder seinen gewohnten Gang fort. Thomas, der mit der Einrichtung seines eigenen Hauswesens wartete, bis das für ihn bestimmte Wohngebäude vollständig hergestellt sein würde, nahm seine Mittagsloft vorläufig beim „Alpenjäger“ und brachte auch die Abende dasselbst zu. Da man an einem Tische aß, so gewöhnte sich der Steinmüller und seine Familie nach und nach, den jungen Mann wie ein Familienglied zu betrachten. Auch Thomas fühlte sich bald heimisch, so daß er die Stunden laun erwarten konnte, welche ihm erlaubten, in der schattigen Weinlaube vor dem „Alpenjäger“ sitzen zu können und bald mit dem heiteren, gesprächigen Wirth oder mit dessen hübschen Töchtern zu plaudern.

Wenige Tage nach seinem ersten Zusammentreffen mit Lise schlug er den Weg nach der abgelegenen Höherhütte ein. Die steinalte Großmutter kannte ihn nicht mehr und sprach Worte, deren Sinn er nicht verstand. — Lise war betrübt und schweigsam. — Thomas hatte über seine erste Begegnung mit Lise seit seiner Rückkehr schon öfters nachgedacht. Aus ihrem Benehmen, aus jedem ihrer Worte und Blicke hatte er unzweideutig entnommen, daß sich die lindliche Zuneigung seiner Jugendgepielin in ein anderes Gefühl umgewandelt habe. Obwohl er sich einerseits mächtig zu dem Wesen hingezogen fühlte, an dessen Seite er seine Jugendzeit wie einen schönen Traum verlebt hatte, dessen Inneres offen wie ein Spiegel vor ihm lag, von welchem er wußte, daß all' sein Denken nur auf einen Punkt gerichtet war, daß alle seine Pulse nur für ihn schlugen: — so schien es doch seinem klaren, praktisch entwickelten Sinn andererseits unzulässig, in seiner gegenwärtigen Stellung eine nähere Verbindung mit der halbverwilderten, menschen scheuen Tochter des Waldes eingehen zu können. Er belämpfte deshalb schon beim ersten Wiedersehen die Stimme seines Herzens und suchte, so bitter es ihm auch ankam, als Mann von Ehre die Neigung des Mädchens in ihrem Keime zu unterdrücken, damit sie nicht aufblühend zur unheilbaren Flamme!

Die gedrückte Stimmung des armen, vereinsamten Kindes rührte ihn sehr, deshalb sprach er heute unwillkürlich wärmer als das erste Mal; auch blieb er ziemlich lange. — Wie Balsam drangen seine Worte in das verwundete junge Herz; — doch vermied er es sowohl heute als bei anderen Gelegenheiten auf's Sorgfältigste, dem Gespräche eine Wendung zu geben, welche ihre Kinderzeit oder frühere Verhältnisse berührt hätte. Dem feinen Gefühl des rohen Naturkinds entging dieß nicht, weshalb auch sie die größte Zurückhaltung beobachtete, so daß Thomas beim Abschied von dem Wahne befangen war, das Mädchen habe die ersten Regungen, welche bei seiner Rückkehr ihre Brust mit einem Male so heftig durchwogten, belämpft, — sie sei besonnener geworden und wisse sich in das Unvermeidliche zu fügen. — Späterhin kam der neue Obersteiger noch einige Male in die einsame Waldhütte, doch wurden die Zwischenräume dieser Besuche immer länger und sein Aufenthalt dasselbst verkürzte sich immer mehr. — Lise blieb während seiner Anwesenheit stets gleich. Sobald er kam, reichte sie ihm ruhig ihre Hand, dann horchte sie zu, wenn er von seinen Geschäften erzählte, vom alten Steinmüller und dessen schönen Töchtern, oder von seinen Plänen für die Zukunft. — Dann und wann sprach sie auch einige Worte, und wenn er ging, gab sie ihm abermals die Hand. Doch sobald er fort war, brach ihre Kraft zusammen, sie warf sich nieder auf den harten Boden in der Ecke ihres Kämmerchens und weinte so lange, bis die brennenden Thränen versiegeten und der Schlaf seine milde Hand über ihr Haupt breitete. — Und wenn sie dann am Morgen nach solchen Nächten erwachte, da war Alles wie ausgestorben um sie herum! — Draußen im Walde schmetterte es, als wenn die ganze Welt vor lauter Wonne aufjauchzen wolle, Berge und Thäler strahlten im schönsten Morgenschnuide und die Ziegen hüpfen ihr mit freudigen Sprüngen entgegen; — doch in ihrem Herzen war es leer und öde, wie in einer endlosen, traurigen Sandwüste!

Während der ersten Zeit seines Dienstaustrittes war Thomas stark beschäftigt. Er mußte täglich hinauf in's Gebirge zu den entlegenen Bergbauen, die an verschiedenen Punkten zerstreut lagen. Es dauerte ziemlich lange, ehe er eine genaue Uebersicht des vielfach verzweigten Geschäftsbetriebes erlangte. Seine Aufgabe war nicht so leicht, als er Anfangs dachte. Es gehörte viel Umsicht und praktische Erfahrung dazu, um gleichzeitig den Betrieb der Werke, bei welchen mehr als hundert Arbeiter beschäftigt waren, zu leiten, dabei die Rechnungsführung zu überwachen und den Geschäftsverkehr nach Außen hin zu besorgen. Er war gezwungen, einen großen Theil der Geschäfte Schörl zu überlassen, welcher bei den Eisensteingruben aufgewachsen war und unter der Leitung des früheren Obersteigers Tüchtiges gelernt hatte; auch unterließ er es nicht, sich bei dem alten Spieß von Zeit zu Zeit Rath zu erholen, welchen ihm dieser auch stets auf's Bereitwilligste ertheilte.

Ungeachtet dessen traten bald hier bald dort Störungen im Betriebe ein und es zeigte sich, daß die Erzeugung an Erzen seit dem Abgang des früheren Obersteigers zurückgegangen sei, so daß der Gewerksbesitzer nach den Ursachen dieser Ereignisse zu forschen begann. Thomas, im Bewußtsein seiner vollkommensten Pflichterfüllung, suchte dieselben in besonderen Zufälligkeiten und berichtete auch in diesem Sinne an den Werkinhaber. Er gönnte sich von nun an keinen Augenblick der Ruhe. Nachts verweilte er bald bei dieser, bald bei jener Grube, um sich persönlich von dem Vollzuge seiner Anordnungen Ueberzeugung zu verschaffen, und bei Tage verrichtete er seine sonstigen Arbeiten. Bloß die Mittagsstunden verbrachte er im Hause des Steinmüllers, an welches ihm das trauliche Familienleben immer mehr fesselte. Da saß er, seine Cigarre schmauchend, neben dem Steinmüller und plauderte von Geschäftssachen, oder er folgte den Mädchen in den Garten und half ihnen das getrocknete Garn einsammeln, oder er sah zu, wie sie die langen, auf dem frischgrünen Rasen ausgebreiteten Linnenstreifen mit Wasser bepresengten, auf den Augenblick haltend, bis Hannuchens erfindertlicher Geist einen Vorwand erfand, ihre jüngere Schwester fortzuschicken. Dann ließen sich die Weiden auf der Rasenbank unter der duftigen Rosenhecke nieder und erzählten einander täglich dieselben Dinge mit einer Wichtigkeit, als ob sie sich wochenlang nicht gesehen hätten. Und wenn dann Thomas zufällig nach der Uhr sehend fand, daß oft mehr als eine Stunde wie ein Augenblick veronnen sei, dann raffte er sich schnell auf und eilte seinen Berufsgeschäften nach.

Hannuch war ein hübsches, frischgefarbtes Mädchen mittelgroßer Statur, deren stets heiteren Gesichtszügen die biden lichtblonden Zöpfe, welche krausartig um ihre Stirn gewunden waren, einen eigenthümlich anziehenden Reiz verliehen. Obwohl gutmüthiger Natur, hatte sie doch im Bewußtsein, daß sie die Tochter des reichen Steinmüllers sei, bereits mehrere annehmbare Partien ausgeschlagen; — selbst Schörl, der sich schon längere Zeit um ihre Gunst bewarb, schien ihr nicht ganz zu Gesichte zu stehen. Sie war noch nicht zwanzig Jahre alt, auch wußte sie, daß mehrere Stunden im Umlaufe kein Mädchen mit ihr in die Schranken treten könne, — das hatten ihr sowohl die Eltern als auch andere Leute oft genug vorgeredet. — Deshalb ließ sie sich noch Zeit zum Heirathen. Ihr zukünftiger Gatte, wie sich ihn das verwöhnte Mädchen oft im Geiste ausmalte, mußte nicht allein dem Aeußern nach ihrem Geschmade vollkommen entsprechen, sondern er mußte auch eine bevorzugte Stellung bekleiden oder ein angemessenes Vermögen besitzen. — Thomas war ganz der Mann nach ihrem Sinne. Die große, schöne Gestalt mit den sanften Gesichtszügen hatte bald ihr Herz eingenommen, während sein gebildeter Geist dem einfachen Landmädchen imponirte. Nach er fand Gefallen an dem munteren Gesichte und fühlte sich täglich mehr zu ihr hingezogen. Bloß dann und wann trat das Bild seiner Jugendgepielin wie ein düsterer Wollenschatten vor seine Seele. — Solche Augenblicke erregten die unangenehmsten Empfindungen in ihm. Warum? — Das wußte er sich selbst nicht zu sagen! Er hatte keine Verpflichtungen gegen die Bewohnerin der abgelegenen Waldhütte! Nie hatte er ein Wort von Liebe mit ihr gewechselt! — Und doch schnitt es ihm jedesmal tief in's Herz, wenn ihre Gestalt im Traume vor ihm stand, oder wenn er sie bei seinen Gängen in's

Gebirge oft von Weitem erblickte, wie sie einsam an einem Bergabhange neben den waidenden Siegen saß.

Schörl, der früher ebenfalls beim Alpenjäger seine Mittagsoft genommen, war seit des neuen Obersteigers Ankunft ausgeblieben, seine vermehrten Geschäfte vordrängend, welche ihm nicht gestatteten, einen so weiten Weg zu machen. Auch sonst ließ er sich selten öffentlich blicken und lebte überhaupt in letzter Zeit sehr zurückgezogen. Schörl war immer ein stiller, anscheinend solider Bursche gewesen, da er stets auf's Sorgfältigste vermied, vor Leuten seine Leidenschaften zu zeigen. Doch wenn er sich unbeachtet fühlte, traul und spielte er oft ganze Nächte hindurch in verstedten, abgelegenen Wirthshäusern mit seinen Spiessgesellen, zu denen auch der junge Steinmüller gehörte. Nicht selten stiftete er Handel unter den Arbeitern an, denn es war sein größtes Vergnügen, wenn es zu Rant und Klausereien kam; — allein niemals konnte man ihn als den eigentlichen Häufelsführer bezeichnen, weil seine Pläne stets klug berechnet waren. Da überdies sein Benehmen gegen die Bewohner der Umgegend freundlich war, da er ferner regelmäßig den Gottesdienst besuchte und öffentlich noch frommer that, als alle Anderen, — so war er bei den Leuten auch beliebt. Troßdem durchschaute der alte Spiess den scheinheiligen Burschen genau, obwohl er dieß niemals gegen ihn merken ließ; auch hatte er schon öfters die Absicht, ihn vom Werke zu entfernen, allein er konnte nie einen hinreichend triftigen Grund dafür finden, denn Schörl war ein geschickter Aufseher und Verstand es, sich im Dienste in keiner Weise eine Blöße zu geben.

Den größten Haß fühlte er gegen Thomas. Erstens weil dieser den Posten, auf welchen er sicher gehofft, gegen alle Erwartung erhalten hatte; mehr jedoch deshalb, weil sein scharfes Auge bemerkte, daß der neue Obersteiger auf die reiche Tochter des Steinmüllers einen günstigen Eindruck gemacht habe. Bevor Thomas gekommen war, glänzte ihm noch die Hoffnung, des Mädchens Geduld und nach Erhalt der Stelle auch ihre Eitelkeit durch seine hartnäckig fortgesetzten Werberungen zur Nachgiebigkeit zu bringen. — Jetzt fühlte er sich aber gänzlich aus dem Sattel gehoben. — Thomas blieb ihm deshalb ein Dorn im Auge. — War Thomas fort, so stand seinen Wünschen kein Hinderniß entgegen, weshalb sein ganzes Sinnen und Trachten jetzt nur auf einen Punkt gerichtet war: — seinen zweifachen Nebenbuhler zu entfernen! — Allein diese Aufgabe war nicht so leicht. Es gehörte eben so viel Umsicht als Ausdauer dazu. — Zum Glück für ihn besaß Schörl beide Eigenschaften in hinreichendem Maße.

So standen die Dinge, als Thomas einst in später Stunde seine Wohnung verließ, um sich zu den Bergbauern in's Gebirge zu begeben. Die Nacht war finster und stürmisch. Dann und wann ließ sich die blasser Mondscheibe auf wenige Augenblicke zwischen den schwarzen dahinjagenden Wollenmassen blicken, während in den Wipfeln der Waldbäume der Sturmwind mächtig brauste. Als er beiläufig den halben Weg zurückgelegt hatte, gewahrte er auf der vor ihm aufragenden Bergwiese zwei Gestalten, welche, eine Leiter schleppend, aus dem Dunkel des Waldes heraustraten und schleunigst über den freien Raum dem Berggraben zuflüchten. Eben warf der Mond seinen fahlen Schein auf die Männer. Thomas trat hinter einen Haselstrauch, um dieselben näher betrachten zu können. Daß es keine Vergleute seien, erkannte er an ihren Kleidern, auch schlugen sie einen von den Bergbauern entgegengesetzten Weg ein. Es schien ihm, daß dieselben nichts Gutes im Sinne hätten, deshalb folgte er ihnen unbemerkt nach. Weiterhin wählten sie ihren Weg theils durch den Wald oder zwischen dichtem Aufschwerm, unverzüglich in den hergenden Schatten tretend, sobald zufällig ein Mondestrahel die Landschaft erhellte. Endlich war der breite Fußweg erreicht, der sich gegen das Egibirklein emporschlängelt, und bald darauf erhoben sich die dunkeln Umrisse des spitzen Kirchthurmes über den Tannenwipfeln. Die Weiden stellten die Leiter an einen Baumstamm, worauf sie, leise spähend, den Vorplatz des Kirchleins betraten. Thomas war ihnen beinahe auf den Fersen gefolgt; jetzt lauschte er, wenige Schritte entfernt, durch einen mächtigen Eichenstamm verdeckt, auf das Weitere. Nachdem sie die Kirche von allen Seiten umgangen hatten, holten sie die Leiter herbei, lehnten dieselbe an eines der hohen Spitzbogenfenster und stiegen bis an die breite Brüstung desselben hinauf, wo Beide

bequem Platz hatten. Ungeachtet der herrschenden Dunkelheit konnte Thomas alle diese Bewegungen genau beobachten, weil sein Standort kaum zehn Schritte von dem Fenster entfernt war und sich die schwarzen Umrisse der Gestalten an den lichten Mauern des Kirchleins gleich Schattenbildern abhoben. Nun blieb kein Zweifel mehr übrig. Es war offenbar auf einen Kirchenraub abgesehen. Die werthvolle goldene Monstranz, welche der alte Steinmüller dem Kirchlein gespendet hatte, sollte das Ziel desselben sein.

Thomas befand sich in einer schwierigen Lage. Wollte er die Diebe verschrecken, so setzte er sein Leben auf's Spiel. Denn ehe er über den freien Raum bis zum Fuße der Kirchenmauer gelangt wäre, hätten ihn die Männer leicht bemerken können, zumal da das Mondlicht jetzt häufiger hervortrat; und wäre es ihm auch gelungen, die angelehnte Leiter unter ihren Füßen wegzunehmen, so war die Höhe vom Kirchenfenster zum Boden nicht so bedeutend, daß sie nicht einen Sprung erlaubt hätte. — Dann war er verloren, ohne daß der Diebstahl verhindert worden wäre! — Während er beobachtete, wie die zwei Männer das starke Eisengitter des Fensters theils zu durchseilen, theils herauszuheben suchten, schien es ihm wahrscheinlich, daß sie zu dieser schwierigen Arbeit mehr als eine Stunde brauchen dürften. In diesem Zeitraum konnte er leicht bis zur nächsten Grube gelangen und mit mehreren Leuten wieder zurückgekehrt sein. Ohne länger zu überlegen, schlich er leise auf dem weichen Moosboden des Waldes hinweg, seine Schritte beflügelnd, als er sich sicher fühlte.

Nach einer halben Stunde war der nächstgelegene Bergbau erreicht. In der Arbeiterstube war Alles leer und finster, denn das sämmtliche Personal befand sich bei der Arbeit; bloß aus einem Winkel ließ sich ein lautes Schnarchen vernehmen. Nachdem Thomas Licht angezündet, fand er zwei schlafende Vergleute, welche es nach vollbrachter Tagsschicht wahrscheinlich vorgezogen hatten, die Nacht hier zuzubringen, statt in dem stürmischen Wetter den Heimweg anzutreten. In die ziemlich ausgedehnte Grube zu gehen, um Leute herbeizuholen, hätte zu viel Zeit in Anspruch genommen; deshalb weckte er die Weiden auf und bedeutete ihnen, nachdem er selbst den an der Wand hängenden Stufen herabgenommen, sich mit thätigen Eiden zu versehen und ihm zu folgen. Als sie bei dem Kirchlein anlangten, war die Leiter verschwunden und das Fenster durchbrochen. Die Diebe waren entweder mit der Beute schon fort, oder sie hatten zur Sicherung des Rückzuges die Leiter hineingenommen und befanden sich noch in der Kirche. Thomas befahl den Arbeitern, sich in ihrem Versteck ruhig zu verhalten, das offene Fenster nicht aus den Augen zu lassen und bei allfälliger Annäherung der Diebe ein Zeichen zu geben. Dann ging er bis an den Fuß des Kirchleins, ringsumher forschend, ob in keiner Weise ein Einblick in das Innere desselben zu erlangen wäre. An der Kirchenthüre glaubte er ein Geräusch zu vernehmen. Er hielt inne. Durch das Schlüsselloch und die Spalten spähend, gewahrte er einen schwachen, sich hin- und herbewegenden Lichtschimmer. — Sie waren also noch in der Kirche!

Leise auftretend lehrte er zu den Vergleuten zurück und wartete. Nach einiger Zeit erschien eine Gestalt an der Fensterbrüstung, — dann die zweite. Hierauf wurde die Leiter von Innen heraufgezogen und nach Außen herabgelassen. Jeder der Diebe hielt einen umfangreichen, schwer zu unterscheidenden Gegenstand von anscheinend nicht unbeträchtlichem Gewichte in den Händen. Während Thomas den Ersteren, als er den Boden betrat, in Empfang nahm, ließ der höher Stehende seine Beute fallen, sprang über die Köpfe der Vergleute hinweg und verschwand im Walde. Diese eilten, Thomas seinem Schicksale überlassend, dem Flüchtlinge nach. Letzterer hatte seinen Gegner bald erkannt. Es war Franzl, der Sohn des Steinmüllers! — Ein hartnäckiger Kampf entspann sich. — Franzl schraubte vor Zorn und Lirische während mit den Zähnen. In dem Augenblicke, wo er und sein Genosse nach der schwierig vollbrachten Arbeit, mit losbarer Beute beladen, frohlockend den Rückweg antreten wollten, wurde ihnen plötzlich ein Strich durch die Rechnung gemacht! — Und noch dazu von wem? — Von Demjenigen, dessen Anblick ihm ein Oruel war, den er seit der Kindheit auf's Bitterste haßte!

Kaum hatte Thomas seinen Gegner erfasst, so warf Franzl das schwere Kästchen auf den Boden und stellte sich muthig zur

Gegenwehr. Dann folgte ein minutenlanges, summes Ringen, ein Hin- und Herdrängen, welches dann und wann von einem Fluch oder einem unartikulirten Nachzen unterbrochen ward. Thomas hielt den kleinen, stämmigen Burschen mit seinen kräftigen Armen wie in einem Schraubstocke eingeklemmt. Dieser stemmte, krümmte und wand sich nach allen Richtungen, wiederholt Versuche anstellend, einen Angriffspunkt für sein scharfes Gebiß zu finden, um seinen Gegner hiedurch zu zwingen, ihn loszulassen. Allein Thomas gab nicht nach. Je toller sich Franzl geberdete, desto kräftiger zogen seine sehnigen Arme an. Wie mit stählernen Banden aneinander geschmiebet hielten sich die Beiden fest umschlungen, in der Dunkelheit hin- und herwandelnd, bald gegen die Kirche, bald gegen den Wald. Endlich gelang es Franzl, seinen Mund bis an den Arm des Andern zu bringen und seinem auf's Höchste gestei- gerten Ingrimm durch einen wüthenden Biß Luft zu machen. Vor Schmerz fuhr Thomas heftig zurück, indem er gleichzeitig versuchte, Franzl an der Kehle zu packen. Letzterer hatte auf diesen Augen- blick gewartet; denn kaum fühlte er seine Arme frei, so hüdete er sich nach abwärts, faßte seinen Gegner an den Füßen und warf ihn über den Kopf, so daß Thomas mit der ganzen Wucht seines Körpers auf den steinigen Boden fiel. Dann stemmte er sein Knie auf dessen Brust, faßte sein Halstuch und fing an ihn zu würgen, indem er schadenfroh grinsend murmelte: „Warte, ich will Dir die Luft nehmen, a zweit's Mal mit mir anz'binden!“ — Da ließen sich Stimmen in der Nähe vernehmen, — er verfehlte dem an Voben Niedergestreckten noch einige kräftige Faustschläge auf den Kopf und rief dann davoneilend: „Wir hab'n uns heut nit 's letzte Mal g'sehn, Thomas! — So was laßt der Franzl nicht unvergolten! — Denk an mi! — Wir treffen uns noch a Mal!“

Unmittelbar darauf lehrten die Bergleute mit dem an Händen und Füßen gebundenen Flüchtlinge zurück. Nachdem sich Thomas, der von dem Falle stark betäubt war, ein wenig erholt hatte, deutete er ihnen die Richtung an, nach welcher sie den entflohenen Verbrecher verfolgen sollten. Allein ihr Suchen blieb erfolglos. Er hatte einen allzu großen Vorsprung gewonnen. (Fortf. folgt.)

Kulturbilder aus dem schweizerischen Volksleben.

Von August Heierabend.

II.

Die Gräufleten am Dreikönigstage.

Der letzte der zwölf Tage der Jussfeste war Verchta, der Gattin Quotan's, besonders geweiht. Er hieß darum auch der Verchta- tag. An demselben hielt die Göttin ihre Umzüge und schaute mit aller Strenge darauf, daß ihre Feier mit den ihr geheiligten Spei- sen gehalten wurde. Diese waren Fische und Habergrühe, Häring und Knödel. Wer andere Speise genoß, erregte den Zorn der Göttin. Ihm wurde der Bauch aufgeschlitzt, mit Spreuer und Haderling gefüllt und statt der Nabel mit einer Pflugschaar wieder zusammengeknüpft. Darum werden in Oberbayern am Dreikönigs- tage fette Kuchen gebaden und sprechen die Meisterleute ihren Knech- ten zu, sie sollten sich damit den Bauch schmieren, damit die Verchta mit dem Messer dran abglitsche. Zur Erinnerung an die Umzüge Verchta's fanden an dem Dreikönigstage bei uns in der Schweiz, wie in den Gebirgsgegenden Deutschlands, mannigfache verummte Umzüge, das Verchtenlaufen, statt. Wir finden solche noch bis auf die neueste Zeit im berner Oberland und im Manton Waadt, wo Knaben und Mädchen verummmt daran Theil nehmen, und in der Gegend von Bivis einen mit weißen Tüchern umhängten Fels mit sich führen. Wie im Pinzgau noch zu Anfang unseres Jahr- hunderts oft bei dreihundert seltsam verummte Bursche mit knal- lenden Peitschen und Schellen sich als Verchtelen herumtrieben, so geschieht dieses in dem abgelegenen romantischen Muottathal im Manton Schwyz noch heutzutage, und dieses an die Völslerijagd des Entlebuches erinnernde seltsame Treiben führt den eben so seltsamen Namen der Gräufleten. Die jungen Bursche des fünf Stun- den langen, aber nur schmalen, von schroff zum Himmel ansteigen-

den Felsen umschlossenen Bergthales versehen sich zur Aufführung der Gräufleten mit allen nur möglichen Geräthschaften, welche ge- eignet sind, einen recht greulichen Lärm zu verursachen. Ruhglocken, Ketten, Hörner, Kessel, Trompeten, Peitschen, Trommeln müssen dazu dienen. Besonders sind Pferdegeschelle, wie sie zu den Schlüs- tensfahrten benützt werden, sehr gesucht und werden daher in Schwyz eifrig abgeborgt. Wer den greulichsten Lärm zu machen vermag, der ist der Held des Tages. Mit solchen Lärmwerkzeugen wohl versehen, durchzieht die wilde Schaar jauchzend und springend, schellend und mit Peitschenthallen, tobend das Thal, so daß bei günstigem Winde der Lärm auf mehrere Stunden weit dem Kenner- ohre vernehmbar ist. Bei dem tollen Treiben ist indessen der beißende Wiß nicht vergessen. Was irgend im Laufe des letzten Jahres im Thale Aergerniß erregt hat, das wird durch verummte Bursche im Stegreiffchauspiele „gespielt“, wobei Begebenheiten und Personen mit unverkennbarer Treue dargestellt werden. Die saty- rische Geißel wetteifert mit dem ohrzerreißenden Lärm um die Palme des Tages, und die Ansbauer der jungen Bacchanten ist unermüdl. Erst mit dem friedlichen Klange der Abendglocke, wenn längst die winterliche Sonne hinter den hohen Felsenwänden hinabgesunken ist, endigt die Gräuflete, und ihre Theilnehmer ver- sammeln sich bald in diesem, bald in jenem Hause, dem Thal ent- lang, zum beliebten Schmause einer geschwungenen Nibel (geblä- ten oder geschlagenen Rahms), und mit heiterem Muthwillen, wie er begonnen, schließt sich der festliche Tag in friedlicher Weise, wenn nicht etwa Gräufler aus benachbarten Gemeinden sich nedisch in's Thal hineinwagen, in welchem Falle ihnen in früheren Zeiten mit- unter sehr ungut heimgeleuchtet worden ist. Seit eine schöne, höchst romantische Bergstraße in neuester Zeit das Thal den Wanderschaar- ren fremder Touristen erschlossen hat, haben die Sitten des patriar- chalischen Bergvölkchens sich mannigfach verändert, und so wird auch die Gräufleten bald nur mehr in der Erinnerung der Thal- bewohner fortleben.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthfels Seite 139:

Was der reiche Aberglaube dem Teufel zur Last legt, das bürdet der halbe Philosophie dem Schicksal auf, aber der echte Mann geht mit sich selber zu Gericht.

Auflösung des Sinnräthfels Seite 180:

Beweis.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

The Atlantic 2012

THE 2012 ATLANTIC
CONFERENCES, 18-19 SEPTEMBER, 2012, AT THE
HILTON ATLANTIC HOTEL, NEW YORK

CONFERENCE 18 SEPTEMBER 2012 10:00 AM - 12:00 PM

Keynote Address

10:00 AM

10:00 AM

Keynote Address

10:00 AM

10:00 AM



ATLANTIC 2012

10:00 AM

10:00 AM

Vater vermeiden, um Ruhe zu gewinnen und mit sich selbst zu Rache zu gehen, jezt suchte er ihn auf. Doch fand er ihn nicht, der Knecht sagte ihm, daß der Oberamtmann allein ausgeritten sei und wunderte sich, daß er ihn nicht habe begleiten sollen, was doch sonst immer geschah, selbst auf bloßen Ritten durch die Feldmark. Rudolph mußte sich also gedulden. Es war ihm jezt gelungen, die innere Unruhe, von der er beherrscht war, vor der Mutter zu verbergen, und wenn sie etwas davon bemerkte, so hatte sie die Ursache in seiner Herzensfrage gesucht und schonend geachtet. Heute aber hatte sie ihm wieder ein liebevolles Wort darüber gesagt und er war beinahe aus der Fassung gekommen, weil es zum ersten Male in seinem Leben war, daß er die Mutter täuschte. Er ging hinaus in das Feld, um sich zu zerstreuen. Da sah er den Vater von Weitem kommen, auf dem Fußpfade — vom Walde her! Eine peinliche Ahnung ergriff den Sohn: sollte der Vater auf dem Waldhofe gewesen sein und wie er schon Elisen's Eltern in ihrem gerechten Selbstgeföhle beleidigt hatte, nun gar mit Elisen selbst rücksichtslos gesprochen haben? Rudolph fühlte in diesem Moment, daß er sich endlich mit dem Vater klar auseinander setzen müsse, und er lehnte rasch um, damit er ihn mit dieser Bitte gleich empfangen könne. Der Oberamtmann ritt sehr langsam und ließ noch lange auf sich warten, ehe er in den Hof kam. Rudolph ging ihm entgegen, der Vater grüßte ihn freundlicher, als er es seit langer Zeit gethan hatte, und nahm ihn auf seinen Wunsch, ohne sich nur eine Sekunde zu besinnen, mit auf sein Zimmer.

„Bist Du auf dem Waldhofe gewesen?“ fragte Rudolph, während sie zusammen in den Hof traten.

„Ja, mein armer Rudolph!“ erwiderte der Vater mit einem herzlichen Tone. Er schien noch mehr sagen zu wollen, doch unterdrückte er es, und Rudolph konnte sich das Wort, das ihm wunderbar zum Herzen gegangen war, nicht anders erklären, als daß es dem Vater nun selbst leid thue, dem Glücke des Sohnes in den Weg getreten zu sein, veranlaßt durch die Selbstsucht oder vielleicht durch die drohende Gefahr, deren Abwendung er in die Hand des Sohnes gelegt hatte.

„Was hast Du beschlossen, Rudolph?“ lautete auch die erste Frage, als Beide in das Zimmer getreten waren.

„Ich kann nichts beschließen, ehe ich nicht die volle Wahrheit ohne allen Rückhalt erfahren habe,“ antwortete Rudolph, und der Vater erblagte. „Nicht, daß ich Zweifel hegte an dem, was Du mir gesagt,“ fuhr der Sohn rasch fort. „Aber wenn ich Alles weiß, so finde ich vielleicht doch eine andere Rettung! Ich will mich nicht rähmen, aber ich besitze, wie es mein Beruf mit sich bringt, einige Einsicht und Erfahrung in verwickelten Vermögensangelegenheiten. Schüttle den Kopf nicht, theurer Vater. Vertraue Deinem Sohne. Was Dich trifft, das trifft ja auch mich — Deine Ehre ist die meinige. Sage mir, wie schwer es Dir auch werden möge, um was es sich handelt.“

„Nun, so magst Du es hören!“ erwiderte der Vater, der sich auf einen Stuhl warf. „Es handelt sich um einen falschen Manifestationseid.“

Rudolph starrte ihn entsezt an; was er stammelte, konnte der Vater nicht recht verstehen. „Um einen Meineid,“ fuhr er fort, „den Dein Großvater geschworen hat, als er bei dem Zusammensturz seiner letzten Stützen nachweisen sollte, daß er nichts besitze oder beiseit geschafft, was zur Konkursmasse gehöre.“

„Das ist furchtbar und trifft freilich unsere Ehre auch,“ sagte Rudolph, indem er sich zu fassen strebte. „Doch ist der Großvater längst gestorben, und wenn seine unselige That nicht zur Anklage gekommen und erwiesen ist —“ Der Vater ließ ihn nicht ausreden.

„Sie wird jezt erst dazu kommen,“ sagte er dumpf, „der Prozeß soll einer Revision unterworfen werden, man wird mir, Deinem Vater, beweisen, daß er um den falschen Manifestationseid gewußt und bis jezt die unterschlagenen Kapitalien genossen hat!“

Es trat zwischen Vater und Sohn ein unheimliches Schweigen ein, das lange keiner zu unterbrechen wagte. Endlich fragte Rudolph schwer bedrückt: „Geschicht diese Revision nach so langer Zeit von Amtswegen? Auf welche Indizien? Hast Du schon eine Vorladung erhalten?“

„Noch nicht — ich glaube, der erste Schritt ist noch nicht ge-

schehen, er kann vielleicht noch abgewendet werden,“ erwiderte der Vater gesenkten Auges. „Es haben sich Schriften in einem Nachlaß gefunden, welche uns, wenn ihre Echtheit anerkannt wird, schwer kompromittiren — eine Korrespondenz meines Vaters, ein paar Dokumente, von deren Dasein ich keine Ahnung hatte — der Kläger, der gegen mich auftreten will, hat mich selbst davon benachrichtigt, eine Art Absagebrief, ganz im Geschmack des Mittelalters — offene Fehde, kein Ueberfall — mein Gegner ist ja ein Kavalier!“ Er sagte das mit großer Bitterkeit, und als Rudolph nach dem Namen desselben fragte, nannte er den Grafen Merotin.

„Merotin?“ rief der Sohn erstaunt. „Welches Recht kann der dazu haben — ist er betheiligt?“

„Seine Mutter war es, sie hat bei dem Unglück meines Vaters bedeutend verloren. Ihr Bevollmächtigter aber hat kurz vor ihrem Tode den Mittelsmann entdeckt, der die Kapitalien, welche mein Vater seiner Familie erhalten wollte, heimlich beiseit geschafft und angelegt hat, eine Korrespondenz hat sich gefunden — mein Vater soll sich darin auf die leichtsinnigste Weise bloßgestellt haben. . . Er hat auch mich als Mitwisser darin genannt. . .“

Rudolph blickte in großer Aufregung vor sich nieder. „Ich habe die unglückselige Geschichte aber erst erfahren, als der Manifestationseid geleistet war,“ fuhr Schleich fort. „Sollte ich gegen meinen eigenen Vater auftreten? Der Graf würde aber vielleicht trotz der Papiere, die er jezt erst im Nachlaß seiner Mutter aufgefunden hat, nicht gegen mich aufgetreten sein, wenn ich ihn nicht vor einigen Jahren schwer beleidigt hätte —“

„Und Du hoffst dennoch, das Unglück, das uns droht, abzuwenden? Glaubst Du, daß sich Graf Merotin mit Geld, mit der Erstattung der Summen, die seine Mutter verloren hat, beschwichtigen läßt? Ich kenne den Grafen nicht, aber ich zweifle daran.“

„Wenn ihm Alles mit Zinsen, im Nothfall noch mehr geboten würde?“ erwiderte der Vater. „Ich weiß keinen andern Ausweg, raube mir den einzigen Strohhalbm nicht, an dem ich mich noch halte! Du kannst uns helfen, Rudolph, Du weißt nun Alles!“

„Mit dem Gelde der Jüdin soll ich unsere Schande abtaufen?“ entgegnete Rudolph heftig; doch mäsigte er sich schnell wieder und sprach: „Laß mich im Geschäftstone reden! Wie soll ich diese bedeutenden Kapitalien schon jezt in die Hände bekommen, wo die Gefahr im Verzuge mit jedem Tage wächst? Und wenn Graf Merotin das Anerbieten mit Verachtung von sich weist, was dann? Ich habe mich dann verkauft, ohne Dich gerettet und der Mutter den vernichtenden Schlag erspart zu haben! Soll mich der elende Mammon nachher über das Unglück der Meinigen, über den Verlust meines eigenen, fruchtlos hingeebenen Glückes trösten?“

Der Vater presste die Hand auf die Brust, die ihm ein Krampf zusammen zu schnüren drohte. „Ach, Rudolph, wie wollte ich mich Deines Glückes freuen, wenn ich wieder in Ruhe und Frieden leben könnte, sorglos wie bisher! Ich weiß ja, daß Du glücklich werden müßtest! Ich war noch heute dort, ich wollte ihnen hart begegnen — sie haben mich beschämt, haben sich nicht das Geringsste gegen mich vergeben, und ich konnte kein Wort sagen, das sie gekränkt hätte; ja, Rudolph, ich will es Dir gestehen, daß Deine Elise, deren Vorzüge ich immer schätzte, heute mein ganzes Herz gewonnen hat, so taktvoll benahm sie sich gegen mich: da war nichts Gemachtes, kein gekränktes Wesen, keine affektirte Zu-vorkommenheit, als wolle sie mich umstimmen, sondern Alles natürlich und unschuldsvoll, und wenn sie sprach, so ungelünstelt freundlich. Du kannst mir glauben, mein Sohn, daß mir selbst das Herz schwer ist, dich Opfer von Dir zu verlangen.“

Er schwieg, aber seine Worte verfehlten ihren Eindruck, denn Rudolph hielt sie für berechnet — traurig, daß es so weit zwischen Beiden gekommen war! Ohne darauf einzugehen, sprach er: „Laß uns den Konflikt mit Merotin scharfer in's Auge fassen. Er ist sehr reich, nicht wahr?“

„Unermesslich reich, in Mähren, Ungarn, Schlessien begütert, außerdem ist ihm die Herrschaft Bodenhausen hier in Thüringen zugefallen, und was ihm seine alte Mutter an Kapitalien hinterlassen hat, das weiß wohl kein Mensch zu berechnen.“

„Um so weniger wird er geneigt sein, sich durch ein noch so hohes Anerbieten als Schadenersatz bewegen zu lassen, von seiner Klage abzustehen — er müßte denn eine gemeine, geldgierige Ra-

tur sein, was ich nach Allen, was ich über ihn gehört habe, nicht glauben kann. Sollte ihn nicht ein anderer Grund gegen Dich zur Verfolgung gereizt haben? Du sagst, daß Du ihn vor einigen Jahren schwer beleidigt habest — darf ich die Natur dieser Beleidigung wissen?"

„Wir trafen uns einmal zufällig — und zwar auf meinem Grund und Boden in dem Waldstück, das er, als widerrechtlich zu Seelenrohe gekommen, schon früher einmal reklamiren wollte. Er schien sich darin orientirt zu haben, ritt auf mich zu, als er mich, ebenfalls zu Pferde, kommen sah; es war, als wolle er mich, wie ein alter Stegreifritter, gleich niederreiten und dem Handel gewaltsam ein Ende machen. Doch redete er mich ganz höflich an, natürlich über unsern Streitpunkt, ein Wort gab das andere, ich mochte etwas gereizt sein — was ich ihm gesagt habe, weiß ich nicht mehr genau, er nahm es aber für eine persönliche Beleidigung und schickte mir am andern Tage eine Herausforderung — da es mir indessen fern gewesen war, ihn beleidigen zu wollen, so wurde die Sache beigelegt. Er hat mir indessen das Wort wohl nicht vergessen, das ich so dreist war, einem Hochgebornen in den Bart zu werfen.“

„Der Graf ist jetzt in Bodenhausen,“ sprach Rudolph, nachdem er eine kurze Weile schwer athmend vor sich niedergeblidht hatte. „Willst Du mich ermächtigen, mit ihm zu verhandeln?“

„Mündlich?“ rief der Oberamtmann erschreckt. „Doch — es wäre vielleicht der kürzeste Weg, auf einmal zur Entscheidung zu kommen. Du bist also entschlossen, mein theurer Sohn, für den Fall, daß Merotin vernünftig mit sich reden und handeln läßt, ohne sich auf verrottete Ideen zu stützen . . .?“

„Den Entschluß muß der Augenblick geben, Vater!“ entgegnete Rudolph mit finsternem Blick. „Alle Fälle, welche eintreten können, lassen sich im Voraus nicht berechnen. Willst Du mir einen Wagen nach Bodenhausen geben?“ — Der Vater stand auf und sagte: „Du gehst mit Gefühlen gegen mich, die Du nicht verantworten kannst! Nach Deinem juristischen Gewissen wirst Du mir freilich einen Vorwurf daraus machen, daß ich, nachdem mir die Handlung meines Vaters bekannt worden war, nicht sogleich Schritte gethan habe, mich des ungerechten Gutes, das auf den Namen meiner Mutter angelegt gewesen, zu entäußern. Ich wiederhole nur: sollte ich meinen eigenen Vater und uns Alle damit brandmarken? Das überlege Dir als Sohn und sage mir, würdest Du fähig sein, wenn Deine Mutter irgend ein straffälliger Vorwurf — sieh! mich nicht so empört an! Wie Du an die Unmöglichkeit eines solchen, habe auch ich an den mangelhaften Charakter meines Vaters geglaubt und ihn so geliebt, wie Du Deine Mutter nur lieben kannst!“ Die Stimme des Mannes, der sonst weichen Gefühlen sehr unzugänglich schien, wurde bei diesen Worten völlig klanglos und Rudolph umarmte ihn tiefbewegt. Eine halbe Stunde später saß er im Wagen, nachdem er der Mutter ein Geschäft in der Stadt als Grund seiner Ausfahrt angegeben hatte.

Diese war jedoch vergebens. Als er in Bodenhausen ankam, fand er den Grafen Merotin nicht mehr dort, derselbe war vor kaum einer Stunde in Begleitung eines Herrn, den er gestern mitgebracht hatte, abgereist. Wohin, das wußte der Beamte nicht, an den sich Rudolph mit seinen Fragen wandte; doch glaubte er nach den Reden des Grafen mit seinem Gaste, den er Herzing genannt, daß Beide nach Paris zur Weltausstellung reisen würden. „In der Stadt werden sie Extrapost bis zur Bahn genommen haben,“ setzte der Beamte hinzu. „Vielleicht erfahren Sie dort etwas Näheres.“

Was konnte Rudolph thun? Den Grafen einzuholen, durfte er nicht hoffen; wenn er jedoch erfuhr, wohin derselbe gereist war, so konnte er wenigstens an ihn schreiben und um eine Verständigung bitten; hoffentlich hatte Merotin den verhängnisvollen Schritt bis zu seiner Rückkehr verschoben. Rudolph befolgte die Weisung des Beamten und fuhr nach der nahen Kreisstadt. Vor dem Gasthose, der ihm als das Absteigequartier des Grafen bezeichnet war, trat ihm, aus dem Hause kommend, der Rechtsanwalt Simoni entgegen. Dieser rief ihn gleich an und fragte, ob er vielleicht dem Wagen des Grafen Merotin begegnet sei? Der Graf war also nicht hier, Rudolph verneinte die Frage mit sichtlichem Unmuth, und Simoni schüttelte vertrieben den Kopf. „Ueber alle Berge also!“ sagte

er. „Und er hatte mir so fest versprochen . . . Diese Grafen sind doch unzuverlässig in allen Dingen, selbst in ihren eigenen Interessen! — Hat Ihr Herr Vater vielleicht in den letzten Tagen, gestern oder vorgestern, von ihm etwas zugesichert erhalten?“

Rudolph mußte auch das verneinen — was bedeutete diese Frage? Er forschte darnach, aber Simoni erwiderte: „Ich kann Ihnen darüber nichts sagen, Herr Assessor. Es schwebt zwischen dem Grafen und Ihrem Herrn Vater eine Forstangelegenheit — von einer andern Sache weiß ich noch nichts. Empfehlen Sie mich zu Hause.“

Damit ging er fort, und Rudolph hörte nun im Gasthose, daß der Graf hier gewesen, aber nicht mit Extrapost, sondern mit eigenen Pferden weiter gereist sei — ob nach der nächsten Eisenbahnstation, ob von dort westwärts nach Frankreich oder ostwärts nach Oesterreich zurück, wer konnte Rudolph darüber Auskunft geben? Nur eine Möglichkeit schwebte ihm noch vor: im Waldhose von Strahl war vielleicht etwas zu erfahren. Diese Möglichkeit wurde in seinen Gedanken, als sie die Richtung dorthin nahmen, alsbald zur Wahrscheinlichkeit und dann zur Gewißheit, noch ehe er seinem künftigen Befehl gegeben, nach dem Waldhose zu fahren. Es war eine Entschuldigend dieses Befehls, daß er jene Möglichkeit schon als gewiß annahm.

Zuerst schlug ihm das Herz so freudig, aber es wurde immer schwerer, je näher er dem Walde kam. Der Knabe, der wieder auf dem Feldrain seine Kühe hütete, grüßte ihn von Weitem, die braune Kuhlackerin, welche mit dem Korbe auf dem Rücken ihm begegnete, nickte ihm freundlich zu, Alle kannten ihn hier und wollten ihm wohl — und er kam heute so arm an Hoffnung her! Das Vertrauen, welches ihn besetzt hatte, war erschüttert: durfte er von einem Briefe an den Grafen noch den Erfolg einer Besprechung Aug' im Auge mit Merotin, den man ihm als einen Mann vom menschenfreundlichsten Herzen geschildert hatte, erwarten? Rudolph dachte aber bei allen Folgen, welche ein Fehlschlag haben mußte, nicht mehr an sich selbst und das Opfer, das ihm angefallen worden war, sondern nur an seine Mutter! Ihr Bild im Herzen fuhr er in den Waldhof ein. Da stand Elise wenige Schritte von ihm am Brunnen, mit dem geschliffenen Glase in der Hand, das sie ihrem Vater immer selbst mit dem frischen Trunk füllte — als sie Rudolph erblickte, strahlten ihre tiefblauen Augen, und eine liebliche Glut überwallte ihr ganzes Antlitz, bis in das blonde, geschweifte Haar hinauf. Der Kutscher hielt von selbst mitten im Hofe, Rudolph sprang vom Wagen; Alles, was in letzter Zeit zwischen ihn und Elisen getreten, war in diesem Moment vergessen, und er ahnte doch nicht, was seiner harrete! Aber ehe noch mehr als ein inniger Gruß über seine Lippen gekommen war, wandte sich Elise von ihm ab, daß er die liebliche Verwirrung, welche sie sprachlos machte, nicht bemerken sollte — da hörte er seinen Namen rufen und traute seinen Augen kaum, als er seinen Vater mit Elises Eltern vom Hause herkommen sah, mit ihnen auch Herzing, den er mit Merotin auf dem Wege nach dem Rheine glaubte!

„Eine Taube mit dem Felsweige!“ rief ihm Herzing entgegen, auf sich selbst deutend. „Eine alte, graue, häßliche Taube, aber was sie gebracht hat, ist schön!“

„Lieber Vater!“ sagte Rudolph, von freudiger Ahnung ergriffen. „Du hast Merotin nicht mehr getroffen, ich weiß Alles,“ erwiderte der Vater, mit einem Blicke auf Herzing, indem er des Sohnes Hand nahm und heitern Angeichts drückte. Dann zu der Försterin sich wendend, die mit ihrem Manne Rudolph herzlicher als gestern begrüßt hatte, sagte er lächelnd: „Wir müssen nun schon noch ein Weilchen bleiben, nicht wahr?“ — Was konnte hier vorgefallen sein, das alle Verhältnisse umgekehrt hatte? Rudolph sah sich, während die kleine Gesellschaft wieder unter den Bäumen am Hause Platz nahm, nach Elisen um, sie war aber verschwunden und kam erst nach einer langen Weile zurück, um sich still neben ihre Mutter zu setzen.

Daß es hier nicht zu Erklärungen kommen konnte, sah Rudolph wohl ein, und doch bezwang er sich nur mit Mühe, daß er den Fragen, die sein Herz stürmisch aufwarf, nicht Worte gab. Es war aber Niemand in ruhiger Stimmung, das hätte er, wenn er jetzt zu Beobachtungen fähig gewesen wäre, wohl bemerken können,

und wenn Herzog nicht das Gespräch etwas belebt hätte, würde es wohl zuweilen ganz gestockt haben. Doch waren es nicht peinliche Gefühle, sondern freudige, welche hier walteten.

„Die Beiden wollen fort!“ sagte Herzog plötzlich. „Man muß die Leute nicht aufhalten. Macht nun aber kein langes Federlesen mehr — laßt mich noch den Brautkuß schauen, daran zehre ich dann meine paar Lebensjahre noch!“ — Rudolph glaubte ihm im Wahnsinn sprechen zu hören, aber der Vater stand rasch auf, nahm seinen Sohn bei der Hand und führte ihn Elisen zu, welche, in jungfräulicher Scham zitternd, nicht aufzublicken wagte.

„Ich habe für Dich gefreit!“ sagte der Vater fröhlich. „Die Eltern haben Ja gesagt, die Tochter noch nicht — frage sie also selbst!“ O, daß die Mutter nicht zugegen war, als die Hände des Brautpaares ineinander gelegt wurden, daß sie ihren Segen dazu hätte geben können! Noch ahnte sie nicht, daß ihr Herzenswunsch erfüllt war, aber in kurzer Frist sollte sie es erfahren und morgen schon das liebe Kind des Waldhofes als ihre künftige Tochter an das Herz drücken.

„Gebt ihr mir ein Nachlager?“ fragte Herzog den Förster und seine Frau. Sie baten ihn, so lange bei ihnen zu bleiben, wie es ihm gefalle. „Dann würdet ihr zuletzt Tiras und Karo aufbieten müssen, um mich los zu werden,“ erwiderte er. „Ich sagte es schon dem Grafen: hier wird man jünger, gesünder und auch — besser, nicht wahr, Theo? Und nun fort mit euch! Morgen ist auch ein Tag, Brautleute!“

„Begleiten Sie uns denn nicht?“ fragte Rudolph dringend.

„Sie wissen, ich habe in Seelenruhe schon Abschied genommen,“ erwiderte Herzog. „Heute habe ich mir meinen Alten da nur noch einmal herbestellt, weil ich ihm das Allerwichtigste zu melden und zu bringen hatte: einen Zweig des Friedens. Sie verstehen mich schon und werden unterwegs Alles hören. Und nun lebt wohl, morgen bin ich schon fort. Grüße Deine Frau noch einmal, Theodor — Dein Glück und Deine Ruhe sind ihr Glück, und das habe ich ja mein Leben hindurch nur gewünscht. Fahrt ab, sag' ich!“

Auf dem Wagen erhielt Rudolph endlich die volle Aufklärung dieser nie geträumten Wendung verworrener Verhältnisse. Der Oberamtmann war nach dem Waldhofe zu Pferde gekommen, jetzt ließ er den Kutscher reiten und fuhr mit Rudolph allein, so daß sie ungestört sprechen konnten. Herzog hatte wirklich den Zweig des Friedens gebracht. Wie es ihm gelungen war, den Grafen von Merotin zur Versöhnlichkeit zu bewegen, hatte er nicht erzählt, es ließ sich nur aus Merotin's Charakter erklären, der leicht beweglich, aber keiner nachhaltigen Nachsicht fähig war. Alle Papiere, welche als rechtsgültige Beweise gegen den verstorbenen Amtsrath Schleiff dienen und bei der angedrohten Revision des Prozesses auch Rudolph's Vater gefährlich werden konnten, hatte Merotin Herzog überantwortet und dieser seinem Freunde heute ausgehändigt, der sie gleich nach der Heimkehr den Flammen übergeben wollte; Rudolph begehrte gar nicht, sie zu sehen. Ihm war es nur noch von Interesse, wie diese Papiere in die Hände der alten Gräfin Merotin gekommen und in deren Nachlaß erst von ihrem Sohne gefunden worden: ein wunderbares Zusammentreffen von Umständen, wie es sich zuweilen durch Zufall und höhere Fügung ereignet. Der Mittelsmann Schleiff's, ein vielbeschäftigter Wollenwäcker, war mit dem Bevollmächtigten der Gräfin durch eine Heirath in späteren Jahren verschwägert worden und bald darauf plötzlich am Schlage gestorben; seine Papiere waren Nencm zum Ordnen übergeben worden, unter ihnen hatten sich Quittungen, Briefe und Anweisungen des Amtsraths Schleiff gefunden — der Bevollmächtigte war dadurch in den Stand gesetzt, der Gräfin die Beweise eines ihr angethanen Unrechts vorzulegen, diese hatte sie einstweilen ruhen lassen, bis ihr Sohn von Reisen zurückgekehrt sein würde, und dessen Rückkehr nicht mehr erlebt. Im Besitz dieser Papiere, von dem Oberamtmann Schleiff kurz vorher beleidigt, ohne die übliche Genugthuung erlangen zu können, hatte er in seiner ersten Aufwallung demselben angekündigt, daß er sich ein ganz andere Genugthuung verschaffen werde. Und jetzt hatte er auch dieser entsagt, alle Beweismittel aus den Händen gegeben und Herzog feierlich versprochen, dem Einzigen, der darum wußte, unverbrüchliches Schweigen aufzulegen. Herr Si-

moni mochte fortan vergebens auf die ihm verheißene Information warten und wenn er deshalb anfragte, nur den Bescheid gewärtigen, daß Alles erledigt sei.

Auf Herzog's freudige Kunde, welche Schleiff im Waldhofe erhalten, hatte er sich, wie er dem Sohne versicherte, aus freiem Antriebe entschlossen, Rudolph's Wünsche zu einer Verbindung mit der reizenden Tochter des Försters nicht länger seine Einwilligung zu verweigern, und gleich selbst Alles in Richtigkeit gebracht, um den Sohn bei seiner Rückkehr damit zu überraschen. Ob dieser Entschluß so ganz aus freiem Antriebe oder vielleicht durch Bedingungen, welche Herzog gestellt, augenblicklich gefaßt und ausgeführt worden, und wenn auch das der Fall war, ob er den stolzen Mann, wenn er sein Haupt wieder hoch aufgerichtet hatte, nicht alsbald gereuen werde, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls war es dann zu spät, Rudolph's Glück war gesichert, und als bei dieser Nachricht die Mutter mit Freudenthränen den Sohn umarmte und ihrem Gatten dankte, daß er Alles so väterlich hinausgeführt habe, wallte diesem das Herz hoch auf. „Mir gebührt kein Dank, Karoline!“ sagte er bewegt. „Danken wir Gott, daß es so gekommen ist!“ Unwillkürlich sah er nach den Papieren, die er in der Brusttasche trug, und zog sich dann bald zurück, um sie zu vernichten. Dem Sohne blieb es überlassen, die alte Schuld, wenn ihn sein Gewissen dazu trieb, einst in geeigneter Weise abzutragen — und Schleiff konnte von Rudolph überzeugt sein, daß es geschehen werde.

Die Stadt des Sid Campeador.

Burgos in Castilien.

(Zweites 2. 217.)

Zur Zeit, als ich Spanien besuchte, war die französisch-spanische Eisenbahn, welche uns die iberische Halbinsel jetzt gleichsam vor die Thüre rückt, noch nicht vollendet. Das Land erfreute sich einer verhältnißmäßigen Ruhe, und wenn es auch nicht gerathen war, sich über die jammervollen politischen Zustände, die nun ihre bösen Früchte zeitigen, offen auszusprechen, so konnte man doch damals mit mehr Muße in das „schöne Land des Weins und der Gefänge“ eindringen. Heute ist Spanien dem an Ruhe und Freiheit gewohnten Mitteleuropäer mehr verleidet als je zuvor.

Ich zog von Yagoune gen Süden, immer hin am Meere, das mir zur Rechten lag. Vor mir der Pyrenäen himmelanstrebende Berggipfel und hinter diesen das Land meiner Sehnsucht. Zwischen St. Jean de Luz und Irun liegt die Grenze beider Reiche, haben Frankreich, drüben Spanien. An lahlen Felsmassen vorbei, wälzte das flüßchen Bidassoa seine Wasser dem biskaischen Meere zu. Man weiß, daß der Fluß in der Gegend Ludwig XIV. durch die Insel berühmt wurde, die hier zur Rechten des von Frankreich kommenden Reisenden liegt. Obemals Fasaneninsel genannt, heißt sie seit der wichtigen Zusammenkunft des Kardinals Mazarin mit Don Luis de Haro auf derselben Konferenzinsel. Ich war natürlich begierig, sie zu sehen. Ihr Umfang ist gering und beträgt kaum eine Viertelstunde. Ganz unbewohnt und unfruchtbar verdankt sie, gleich so vielen mittelmäßigen Ädypsen, die in der Welt Aufsehen machen, ihre Berühmtheit nur einem glücklichen Umstande.

In Irun betrat ich spanischen Boden. Ein Enthusiast würde vielleicht sagen: es sei schon am jenseitigen Ufer Himmel und Erde anders beschaffen; er athme andere Luft, fühle den Einfluß eines fremden Klimas! Ich gehörte nicht zu diesen Leuten und fand das spanische Ufer genau so, wie das französische; nur die französischen Straßen und Wirthshäuser waren besser als die spanischen und das Hotel in Irun bot außer Schaffleisch, Salat, der mit ranzigem Oel angemacht war und untrinkbarem Wein nichts für meinen ausgehungerten Magen. Es bedurfte der munteren Gesellschaft und der besten Laune, um mich nicht gleich bei meinem ersten Eintritt in Spanien meine Reise gereuen zu lassen.

Es war Frühjahr, und ich hatte mir in Spanien wenigstens ein Wetter versprochen, wie es bei uns im Sommer herrscht. Aber das Klima war noch außerordentlich rauh und erst, nachdem ich die



lechten Gebirge überfliegen, sah ich die Neben ausschlagen. Je- nahe jede Landschaftsansicht war durch Säuerberge begrenzt. Ver- gebens suchte ich nach der Vegetation des Südens. Die Spanier selbst verlangten es nicht anders und gingen in biden Manteln ein- gehüllt. Und dieses war nicht bloß in den Gebirgen Bistagos, die zunächst vor mir lagen, sondern selbst auf den weiten Ebenen Ka- stiliens der Fall, welche eigentlich nur große, von Bergen einge- schlossene Thäler sind. Nur durch die angestrengteste Thätigkeit gelingt es den Bistagern, dem Boden genügend Getreide abzu- gewinnen. Von Weibern getrieben, zogen kreisend die mit Ochsen bespannten, auf zwei Holzschiben ruhenden, ungeschmierten Karren dahin; die Trachten, die Art der Feldbebauung, die Bauart der Häuser, Alles erschien fremdartig, aber südllich war es nicht und der Wahn gründlich in mir zerstört, als müsse Spanien an allen Ecken und Enden ein halbes Afrika sein. Es birgt eben auch seine Gegensätze.

Die Landschaft gewinnt in der Nähe von Vittoria noch wenig an Mannigfaltigkeit. Die Stadt ist nicht groß, aber nett und rein- lich gebaut. Sie liegt auf einer Anhöhe, welche die ganze Um- gegend beherrscht, und nimmt sich in der Entfernung prächtig aus. Gerade als ich *Wag*, wurde Wochenmarkt auf dem großen, von öffentlichen Gebäuden umgebenen Hauptplatze abgehalten. Zu Hun- derten wurden abgeschlachtete junge Lämmer verkauft, und ich konnte in Betracht der Wollmenge, welche diese einst geliefert haben wür- den, wenn man sie aufgezogen hätte, nur über die ökonomische Bar- barei der Spanier klagen, die sich auch noch in vielen andern Din- gen kund gibt.

Am nächsten Tage machte ich mich wieder auf den Weg. Die- ser nähert sich nun der Grenze von Kastilien und führt auf eine Höhe längs des Ebro hin, der hier schon ziemlich breit ist. Von meinem hohen Standpunkte aus konnte ich weit in das Land schauen. Es war auffallend, wie sehr sich Alles veränderte, als ich bei Miranda den Ebro überschritt, und nun erst konnte ich sagen, daß ich in Spanien war. Auf das fröhliche, bunte Kostüm des Bistagern folgten braune und schwarze Kleider von altem Schnitt. Die Weiber trugen häufig kleine Mäntelchen. Lange Maulthier- züge kamen mir entgegen. Die Reiter hatten Steigbügel, wie sie zu Karl's V. Zeiten in Gebrauch waren, die den ganzen Fuß umfaßten. Der Kopf war mit einem Tuche bedeckt, das bereits an den Turban erinnerte, und nun zweifelte ich nicht mehr daran, daß ich im Süden war. Gegenüber Bistaga war das altkastilische Ufer des Ebro, wozu die Provinz Burgos gerechnet wird, nur schlecht bebaut und spärlich bevölkert. Die Häuser der Dörfer bestanden aus elenden Lehmhütten, die nur ein Erdgeschos und kleine vier- edige Löcher als Fenster haben. Dafür heißen sie aber „*Glorias*“ und trösten die spanische Nation durch den hochtönenden Namen für Vieles, was ihr abgeht.

Durch den schauerlichen Felsenpaß von Pancorbo, der durch den Finkel mehr als eines Malers verewigt wurde, zogen wir nun Burgos zu. Zu der romantischen Bergszenerie, mit ihren schroffen, ausgezackten und düstern Klippen paßte das Wetter vortrefflich. Ein kalter Regen goß in Strömen nieder; finstre Wollen lagerten sich auf den Bergen und verdüsterten die Landschaft; es donnerte und blühte, und hätte ich nicht sicher gewußt, daß seit einigen Tagen Frankreichs Grenze bereits hinter mir lag, ich hätte mich an Nor- wegens felsgezagter, regenreicher Küste gewöhnt. Aber milder, erwärmender Sonnenschein verdrängte das Unwetter, es war, als sollte ich die alte feste Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Ka- stilien nur im Glanze des südlichen Himmels erblicken.

Es war in der That ein prächtiger Anblick, wie Burgos aus der fruchtbaren Ebene vor mir auftauchte. Amphiteatralisch lag es da mit Mauern und Zinnen, Citadellen, Thürmen und Alöstern, umflossen vom Arlanzon; alt, ehrwürdig und majestätisch. An wen anders hätte ich zuerst bei diesem Anblide denken sollen, als an den größten Mann, der hier das Licht der Welt erblickte, an den Eid Campeador, und halb unbewußt sprach ich leise die be- kannten Verse vor mich hin:

Trauernd tief sah Den Diego,
Wehl war Reiner je so traurig u. s. w.

„In welchem Hause ward der Eid geboren, wo liegt er begraben?“ Das waren meine ersten Fragen, mit denen ich auf mei-

nen Hotelwirth einkürnte. — „Der Eid?“ lautete die Gegenfrage, „den Mann kenne ich nicht.“ Schon war ich im Begriffe, ein har- tes Urtheil über die Spanier zu fällen, als ein Volk, das einen seiner größten Männer so leicht vergessen konnte. Welcher Wirth in Frankfurt kennt nicht das Vaterhaus Goethe's, dachte ich und hier... Ich machte meinem Erstaunen in einigen Worten Luft. — „Mein Herr,“ wandte sich jetzt ein anwesender Gast an mich, der den besseren Ständen angehörte, „wenn Sie nach Aus Diaz fragen, erhalten Sie Bescheid.“ So war es auch. Man kannte den Eid nicht bei diesem seinem arabischen Namen, welcher Sid, Herr, bedeutet, sondern bei seinem christlichen Namen, Noderich Diaz. Die Auskunft, die mir nun wurde, will ich getreulich wie- der berichten. Der Eid wurde wahrscheinlich in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts zu Burgos geboren; Andere geben das nahe Dorf Bivar als Geburtsort an. Von einem Geburtshause aber ist keine Spur vorhanden. Auch begraben liegt er nicht in der Stadt selbst, sondern in dem zwei Stunden entfernten, ehemali- gen Kloster San Pedro de Cardeña. Hierhin brachte „hoch zu Rufe“ im Jahre 1104 seine treue Gemahlin Jimena die Leiche des Gemahls, an dessen Seite sie auch bestattet liegt. Aber an dem alten Burgos haftet so gut wie an Valencia der Ruhm des Mannes, der ein Schrecken der Könige und der Mauren war. Wenn der Süden Spaniens mit Granada und seiner Alhambra unserer Vorstellung nach der Schauplatz des komischen Nachkommens alter Heldenzeit war, wo der edle Ritter von der Mancha seine tollen Streiche ausführte, und verliebte Intriguen mit maurischen Schönen spielte, so ist Altkastilien dagegen das Land der Helden- thaten eines Fernando Gonzalez und des Eid.

Nun sah ich mich in der Stadt um. Durch alterthümliche, winklige und enge Straßen schlenderte ich dahin. Aber auf dem Gipfel des Stadthügels liegt der Alkazar, das Schloß der alt- kastilischen Könige, das nun in eine Citadelle umgewandelt ist. Etwas todt und öde erschien mir der Ort. Einst soll er gegen 100,000 Einwohner gezählt haben und jetzt nur 26,000! Aber Burgos hebt sich, seit die Bahn, die von hier unmittelbar nach Frankreich führt, vollendet ist, und neues Leben wird in den alten Adern pulsiren, größere Schwärme Reisender werden hier- her strömen, um das Wunder Kastiliens, den prächtigen Dom zu sehen. Die im reichsten gotischen Style aufgeführte Kathedrale liegt am äußersten Ende der Stadt, an einer der drei Straßen, welche über den Arlanzon führen. Deutsche Baumeister waren es, die im dreizehnten Jahrhundert diesen Wunderbau, einen der schönsten spanischen Dome, schufen. Mäen erheben sich mit zierlich durch- brochenen Helmen die beiden Hauptthürme in die klare Luft. Ihnen gegenüber schließt ein niedrigerer, aber weit kolossalerer, abgestumpf- ter Thurm den in allen seinen Theilen vollendeten Tempel ab. Was des Steinmeyer kühne Phantasie erfinden konnte an Schnörkelwerk, Krabben, Konsolen, Bildsäulen, spitzenartig durchbrochenen Orna- menten, Säulen, Rosen, Fialen, Kreuzblumen, Maßwerken — es ist hier in reichster Fülle, fast verschwenderisch über den ganzen Bau ausgebreut. Und nun treten wir in das Innere. Da reißt sich Kapelle an Kapelle, da wölben sich die Säulen zum herrlichen Epithogen, da fällt gedämpft das Licht durch bunte Glasfenster, rauscht die Orgel, duftet der Weihrauch, funkelt es von Gold, Marmor und Bronze, von Gemälden, Laubwerk, Statuen und Basreliefs. Tage, Wochenlang kann man in dem Labyrinth von Kunstwerken studiren und noch immer wird Vieles unbeachtet ge- blieben sein.

So sah ich die Kathedrale zum ersten Male. Einen ganz an- dern Eindruck machte sie mir in der Osterwoche, der Semana Santa, als ich sie zum zweiten Male betrat, als der Erzbischof mit allem Pomp und aller Pracht selbst ein Hochamt celebrierte. Schon am Palmsonntag hatte man die Häuser mit grünem Laubwerk und ächten Palmzweigen geschmückt, die aus dem Süden Spaniens ge- kommen waren. Diese bleiben das ganze Jahr hindurch angeheftet, bis sie am nächsten Palmsonntag erneuert werden. Die Straßen boten ein ungemein lebhaftes Bild. Alle Damen erschienen in Trauer gehüllt und wanderten von Kirche zu Kirche. Das ganze Innere des Doms war mit schwarzem Tuch verhüllt und laum erleuchtet. Nur der Hochaltar und die Seitencapellen strahlten im Kerzenlicht. Alles lag auf den Anieen. Mit der großen Pro-

zeßion am Charfreitag schloß das Fest. Alle Straßen standen dicht gedrängt voll Menschen. Von den Balkonen herab blickten die feinen, schlanken Gestalten der Spanierinnen mit ihren blauschwarzen, vollen Haaren, den dunkelglühenden Augen, leicht vom Schleier beschattet. Nun „wehen die Kirchenfahnen, es singt im Kirchenthor“. Da kommt der Zug. Voran Waisenknaaben, Bruderschaften, in Kutten gehüllt, und dann, auf einer großen Bahre in Holz geschnitten, die ganze Leidensgeschichte Christi. Der Oelberg mit kleinen Oliven besetzt; der Einzug in Jerusalem, die Geißelung, die Dornenkrönung, die Kreuzigung — das Alles wird dem Volke bildlich vorgeführt. Hin zum Dome schreitet die Prozession und mit ihr nimmt er Tausende von Andächtigen auf. Draußen aber auf dem Plage entwidelt sich ein weltliches Leben. Da stehen Buden aufgeschlagen, in welchen Fuderwerk in ungeheurer Menge verkauft wird. Am Boden liegen ganze Berge von Orangen, Granatäpfeln, Feigen, Kastanien, Trauben. Taschenspieler, Orgelmänner, Fiederviehverkäufer treiben sich umher und machen ihre Geschäfte. So vermischt sich Weltliches und Geistliches in Spanien. Dem wilsten Treiben auf dem Plage wandte ich schnell den Rücken zu und schritt die 60 Stufen der großen Treppe hinan, in das Heiligtum von Burgos, die ehrwürdige Kathedrale.

Montenegro.

(Zit. E. 221.)

Die europäische Völkerrfamilie erfreut sich leider trotz Elisu Burrit und Friedensliga noch immer nicht der wünschenswerthen Eintracht. Von den großen Unruhestiftern gar nicht zu reden, wohnen unten auf der Balkanhalbinsel einige interessante Völkerschaften, denen es nicht wohl zu sein scheint, wenn sie nicht eine kleine internationale Kauferei auszusuchen haben. Je nachdem die Rubel oder die Napoleons rouliren, bald unter russischem, bald unter französischem Einfluß, sind sie nur darin konsequent, daß sie ihrem Lebensherrn, dem Sultan, möglichst viel unruhige Tage machen. So sorgen sie mit dem Eifer, der einer besseren Sache würdig wäre, daß der Funke stets glühend erhalten wird, an welchem sich der große Brand zur Zerstörung der türkischen Herrschaft in Europa entzünden soll.

Zu den interessantesten dieser interessanten Nationen gehören die Montenegriner.

Fünfunddreißigtausend streitbare, wohlbewaffnete Krieger stellt aus seinen acht Nahien (Bezirken) dieses Volk jeden Augenblick zu einer „Ascheta“, d. h. zu einem Streif- oder Raubzug gegen die Türken.

Etolz und bis an die Zähne bewaffnet tritt der Montenegriner auf; er hat wenig Lust zu friedlicher Beschäftigung, und zeigt Geringschätzung und Mißachtung gegen das Handwerk. Wer zur Kriegszeit sich weigert, in den Kampf zu ziehen, wird für ehrlos erklärt; er darf keine Waffen mehr tragen, und man bindet ihm eine Weiberschürze um.

Die Montenegriner sind Endslaven serbischen Stammes; sie bewohnen auf etwa 70 Quadratmeilen das Land zwischen Dalmatien und Albanien vom dinarischen Gebirgsstock bis zum adriatischen Meere, ohne jedoch Lepentes zu berühren. Der den Weg zum Meer absperrende Küstenstrich ist türkisches Gebiet. Fast auf allen Seiten bilden mächtige Gebirgsstöcke der Karstformation die Grenze, nicht so im Südosten, wo die Grenze noch gar nicht festgestellt ist und montenegrinische und albanesische Thäler ineinander laufen.

Diese verzwickte geographisch-politische Lage, die niedere Kulturstufe und der kriegerische Charakter des Volks sind die Hauptgründe zu den unaufhörlichen Kämpfen gegen die Türken. Die Regierung des Landes ist in den Händen eines Fürsten, der den Titel führt: „Fürst und Herr des freien Montenegro und der Brda“ (die Brda ist ein Landstrich am Monaslafuß), und daß eine weitere Handhabe, mit der Pforte anzubinden, ja nicht fehle, gilt er noch als Beschützer der christlichen Grenzdistrikte in der Herzogowina. Das Wappen ist ein Doppeladler.

Der Fürst, gegenwärtig Nikita oder Nikolaus I. Petroni-Njegus, regiert in der Hauptstadt Cetinje ohne Minister, dagegen

hat er zwei Sekretäre und fünf Adjutanten. Ein Senat, mit Präsident, Vizepräsident und sechzehn Senatoren steht ihm als höchste administrative und richterliche Behörde zur Seite. Die im Jahre 1855 revidierte und kodifizierte Landesverfassung ist eine wunderliche Mischung moderner, staatsrechtlicher Grundsätze mit patriarchalischem und barbarischem Herkommen, von dem wir oben anlässlich der Verpflichtung zum Kriegsdienst eine gelinde Probe gegeben haben. Ganz damit stimmt die äußere Erscheinung der Montenegriner. Die Bezirksvorsteher (Hauptlinge, Kapitane), die Senatoren zc. strotzen von Gold und Waffen, die Tracht hat mit der griechischen viel Ähnlichkeit. Zahlreiche ausländische Orden bedecken ihre Brust, die der Fürst bei seinen Anhängern mit den beiden montenegrinischen Orden, der „Melos-Obilin-Medaille“ und dem „Danilo-Orden“ vermehrt. Wenn Rußland unter verschiedenen Titeln an Montenegro jährlich 35,000 Rubel, Frankreich jährlich 50,000 Franken zahlt und Oesterreich Weihen an Gewehren, Pistolen und sonstigem Kriegsbedarf macht, wenn Montenegro als Staat überhaupt nur besteht durch die thatkräftige Unterstützung europäischer Mächte, so haben wir als Gegenleistung von den Montenegrinern den martialischen Kalpal unserer Soldaten behalten, eine Gegenleistung also, welche mancher schmutze Lieutenant, der mit dieser imposanten Kopfbedeckung toiletirt, als vollkommen ausreichend erklären wird.

Die Geschichte Montenegros ist mit Blut geschrieben. Seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bei allen Kämpfen gegen die Pforte der Alliierte Benedigs, Rußlands, Oesterreichs, hat es, obwohl bei den Friedensschlüssen fast regelmäßig im Stiche gelassen, nie aufgehört, seinen Todfeind zu bekämpfen; so errang es seine Unabhängigkeit und 1552 wurde dieselbe von den Mächten anerkannt. Mit dem Metropoliten Vasil beginnt die Reihe der unter dem Titel „Vladika“ regierenden geistlichen Herrscher des Landes, welche erst 1852 mit dem Vladika Danilo endigt. Ein Reformator im wahren Sinne des Wortes war der Vladika Peter Petrowich I. (1787 bis 1830). Er brachte eine Art von Ordnung in die Verhältnisse des Landes und war ernstlich bemüht, mildere Sitten einzuführen. Mit den Russen (1805—1807) kämpfte er gegen die Franzosen, 1810—12 gegen die Türken und Franzosen und erwarb so den höchstgeachteten dalmatinischen Küstenstrich mit Cattaro. Aber diese Erwerbung mußte in Folge des pariser Friedens an Oesterreich wieder abgetreten werden. 1830—51 regierte sein Nachfolger Peter Petrowich II. Er führte gleichfalls siegreiche Feldzüge gegen die Türken, was jedoch mehr ist: er errichtete Schulen und schaffte die Mustrache und Raubzüge nach den Nachbarländern ab; allein seine Bemühungen scheiterten meist an dem rohen Uebermuth des schwer zu bändigenden Volkswilds. Von ihm kam die Vladikawürde an seinen Neffen Danilo I. Petrowich, der jetzt, 1851, die weltliche und geistliche Würde wieder trennte und den Titel „Fürst“ annahm. Er wurde nach glücklichen Feldzügen und löblichen Reformversuchen am 12. August 1860 von einem Montenegriner aus Rache meuchlerisch erschossen. Es ist kein Ruhespoß, den der Fürst von Montenegro inne hat, denn auch gegen Nikita I. wurde erst vor Kurzem eine Empörung angezettelt. Sie wurde bekanntlich entdeckt und die Folge war, daß einige ehrgeizige Senatoren den Galgen zierten. Land und Leute von Montenegro haben mitunter ebenso begeisterte Beschreiber gefunden, als sie andererseits auch zu übertrieben wegwerfend behandelt wurden. Das Richtige liegt in der Mitte: die Montenegriner sind sicher ein wichtiger Vorposten für die nicht ausbleibenden Kämpfe auf der Balkanhalbinsel, dazu wenigstens zum Theil für abendländische Kultur empfänglich und verdienen, von diesen Gesichtspunkten aus betrachtet, unleugbar die Aufmerksamkeit Europas.

Gharade.

Meine Geste erschaute die Legion,
Da vergah sie die Pflicht und den Herrn;
Ihrem Gatten war sie das Ganze,
Darum sinnegt' er auch und that's gern.

Auflösung des Räthfels Seite 151:

Die Uhr.

PROCEEDINGS OF THE 1998 INTERNATIONAL SYMPOSIUM ON

1998



1998-1999



1998-1999



1998-1999



1998-1999



1998-1999



1998-1999

In der Dornau.

Vollserzählung aus Oberstiermark von Cornelius Dorn.

(Fortsetzung.)

4. Die Marienlehe.

Die Nachricht von dem verfluchten Kirchenraub verbreitete sich mit Schnelligkeit in der ganzen Umgebung. Die fromme Gebirgsbevölkerung war entrüstet über diese freche That, und es fehlte nicht viel, daß an dem Gefangenen, einem übel berüchtigten Individuum, Lynchjustiz geübt worden wäre. Er wurde unter starker Eskorte dem nächsten Gericht überliefert, während dem entsprungenen Spießgesellen auf's Sorgfältigste nachgeforscht wurde. Am Härtesten traf die Kunde den alten Steinmüller. Nach so vielen Uebelthaten seines ungerathenen Kindes mußte er noch das erleben! — Die werthvolle Monstranz, welche der gläubige Sinn des gottesfürchtigen Mannes dem armen Kirchein geopfert hatte, wäre bald durch seinen eigenen Sohn geraubt worden! — Welche Schmach für den seiner Niederkeit und Ehrbarkeit wegen allgemein geachteten Mann! — welche Schande für die ganze Familie! Sein gebrandmarkter Name stand im Munde des ganzen Landes! —

Mehrere Stunden hoch im Gebirge, an einer der unwirthlichsten und unzugänglichsten Stellen, lag eine kleine, halbverfallene Hütte, deren rauchender Schlot verkündete, daß sie nicht unbewohnt sei. Jeder Fremde würde sich vergeblich den Kopf zerbrochen haben, um zu ergründen, zu welchem Zwecke sich an diesem Orte eine menschliche Wohnung befände, wo weder ein Strauch noch ein Gras halm zu erspähen war. — Als die Hütte vor beilaufig zwanzig Jahren erbaut worden war, sah es in deren nächster Umgebung nicht so öde und einsam aus wie gegenwärtig. Damals bestand eine Viertelstunde weiter aufwärts, im Bereiche der höchsten Finne des Gebirgskopfes, ebenfalls ein Eisensteinbergbau, welcher eine reiche Ausbeute lieferte, doch im Verlaufe mehrerer Jahre gänzlich erschöpft war. Deshalb verließ man denselben und zog sich, den Spuren der Erzgänge folgend, gegen die Thalsohle herab. Zur Zeit, als das Unternehmen in voller Blüte stand, wimmelte es daselbst von Bergleuten; — denn obwohl die Arbeit mit großen Gefahren und Mäßseligkeiten verbunden war, stand der Verdienst verhältnismäßig hoch. Wochenlang waren die Gruben zur Winterzeit oft verschneit, so daß man sich mit Haden und Spaten den Weg zu denselben bahnen mußte, und da an die Anlage eines Weges in diesen schroffen Felsenabgründen nicht zu denken war, mußten die gewonnenen Erze in Säcke verpackt und auf kleinen Handschlitten herabgeschleift werden. Weilschnell flogen dann die Schlitten, an deren Vorderseite ein Arbeiter saß, um denselben mit den Füßen die nöthige Richtung zu geben, über die beinahe senkrechten eieglaten Bahnen thalabwärts, und nicht selten ereignete es sich, daß das Fahrzeug sammt dem Menschen in die schwindelnde Tiefe herabgeschleudert und in Atome zersplittert wurde!

Damals erbaute ein unternehmungslustiger Gebirgsbauer die hölzerne Hütte und errichtete einen Weinausschank für die Bergleute, der ihm einen nicht unbedeutenden Gewinn abwarf. — Allein anstatt für die Zukunft zu denken, ließ sich der früher an Arbeit gewöhnte Mann durch die Umgebung und Langeweile selbst zum Trunke verleiten und verpraschte nicht bloß seinen reichlichen Gewinn, sondern auch Haus und Hof, welche tief unten im Thale von fremden Leuten bewirtschaftet wurden. Als man den Bergbau verließ, war die Hütte und ein halbgeleertes Weinfäß im Keller sein ganzes Eigenthum. Bald darauf starb der Bauer, dessen Weib nun mühselig ihr Leben fortkriechen mußte. Nur selten verirrte sich ein Gebirgsjäger oder ein zufällig in die Nähe kommender Senn in das abgelegene Häuschen, um sich mit einem Trunk zu erquicken; häufiger diente es Wildbuben, arbeitslosen, herumvagirenden Berg- und Hüttenarbeitern und anderem Gesichter als Unterstand; denn seine günstige Lage gestattete nach drei Seiten einen vollständigen Ueberblick, während der Rücken durch eine schroff aufsteigende Felswand gedeckt war, so daß sich Niemand nähern konnte, ohne lange vorher bemerkt worden zu sein.

Hier hielt sich Franzl den größten Theil des Tages aber auf.

Die Nächte brachte er in verschiedenen Schlupfwinkeln des Gebirges zu. Noch vor Kurzem hatte eine Streifpatrouille den berüchtigten Ort durchsucht, während Franzl aus einem sicheren Versteck, höhnisch lachend, mit vollster Gemüthsruhe zusah. Nachdem die Patrouille in angemessener Entfernung war, kam er hervor, den bekannten Weg gegen die Hütte einschlagend. Das Innere derselben sah aber nicht einladend aus. Durch die kleinen, vor Schmutz kaum durchsichtigen Fenster drang ein spärlicher Lichtschein herein, welcher die kahlen, ruffigen Wände nebst einem halbzerbrochenen Tische und mehreren Bänken kaum erkennen ließ. Nachdem er eingetreten war und seine Büchse in die Ecke gelehnt hatte, schlug er einigemal mit seiner Faust auf den Tisch, daß die morschen Bretter krachten, wobei er seine stets heisere, kreischende Stimme ertönen ließ: „Heda! — Wirthshaus! — Wo steckt die alte Heze?“

Kurz darauf erschien ein häßliches, einäugiges Weib mit einem Weintrug in der Hand an der Schwelle. „Hab' Dich schon von Weitem g'sehn, Franzl, — und bin deshalb glei in Keller g'anga, damit nit z'lang warten mußt!“ lachte sie, zwei wadelige Zähne zeigend, die ihren Mund zierten.

„Hast Bist g'habt, blinde Krähe? — he?“ fragte der Bursche. „Ja, die Grünröd' waren wieder da! — Hab'n Alles durchg'sucht und in alle Winkel ihre Nasen g'stedt. — Aber der Franzl is lan Heuriger nit und hat a feinere Nasen! — Ha ha ha!“ antwortete sie, das Glas vollschenkend.

„Komm' her, Alte, seß' Dich zu mir, wir wollen zusammen trinken, damit die Zeit besser vergeht,“ erwiderte der Bursche, seine kurze Gebirgspfeife stopfend, nachdem er einen tüchtigen Zug gethan und hierauf das gefüllte Glas vor das Weib hinstob. „Bin drei volle Tag' im G'birg herumg'strichen, weil ich die Grünröd' g'wittert hoab! — Hätt' vor langer Weil' vergehen können! — und loa Tropfen Wein is während der ganzen Zeit über mei Zungen komma! — Aber i trau noch immer nit. — Die kommen heut Nacht noch a Mal z'ruck, — d'rauf wett i mein Kopf!“

„Sie hab'n nix unb'rührt g'lassen. Im Keller und Boden haben's 's Oberste zum Untersten lehr und wie's trotz allem Suchen außer mir und der Ghas loa lebendig's Wesen im Haus g'funden hab'n, da is ihnen der Horn aufg'stiegen. — Nachher hoaben's g'fragt, ob der Stoaumüllerfranzl nit öfters hier zulehrt und ob er sich epper im G'birg aufhalten thät?“

„Da sein's an die Rechte kommen mit ihrer Frag'! Ha ha ha!“ versetzte der Bursche mit rohem Lachen.

„I hoab mich unschuldig g'stellt,“ fuhr die Alte tödlich blinzelnd fort, „wie a neug'bornes Kind. — Der Stoaumüllerfranzl? hoab i g'fragt.“

„Ja, der Galgenstrid, hat oaner g'antwort. — Wann i den erwischen könnt, das wär' mir mehr werth als hundert Gulden!“ „Was sagst Du, alte Heze?“ schrie der Bursche, mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß die Geschirre umstürzten und die Alte vor Schreck zurücksuhr.

„Sei g'heidi, Franzl!“ hob sie nach einer Pause beschwichtigend an, indem sie unter lagenähnlichen Bewegungen abermals herbeischlich. „Das hat ja der Grünröd' g'sagt, nit i! — i wiederhol' bloß sei Neb'!“

„Will nichts mehr hören! — Echer' Dich zum Teufel oder es geht Dir schlecht!“ rief er zornig, ein volles Glas hinabstürzend.

In diesem Augenblick ließ sich ein Gesicht am Fenster sehen. Der Bursche, dessen Augen fortwährend herumspähten, hatte kaum einen Blick nach jener Richtung geworfen, als er aufsprang und blitzschnell seinen Stutzen erfaßte. Gleich darauf stellte er denselben jedoch wieder an seinen früheren Platz und rief lachend: „A, der Schörl! Was mag denn den herausstreiben?“

„Grüß Gott, Herr Schörl! — Grüß Gott! — A seltene Ehr' für uns da droben!“ tönte die einschnelnde Stimme der Wirthin.

„Hab' z'thun g'habt im Gebirg. — Hab' Grubenholz einkauft beim Zimmerbauer auf der Krummalm! Von dem vielen Herumtraxeln bin i durst' g'word'n und hab' no g'dacht: machst an loan Umweg und lehrst a Bißl ein, bei der blinden Krähe! — Ah! — da find' i ja G'sellschast! — Schaut's, — der Franzl! — Grüß Gott, Franzl! — Wie geht's alleweil? — He?“

„Nit zum Besten!“ lautete die Antwort. „Noch a Glas her, Alte! — und an frischen Wein!“

„Warum nit zum Besten? — Hast ja 's schönste Leben: an ganzen Tag nit zu thun und an frischer Luft fehlt's a nit hier oben,“ sagte Schörl, seine dünnen Lippen zu einem höhnischen Lächeln verziehend.

„Mi freut nig mehr hier! — I hoab das ewige Herumzugen nern schon völli satt. Wenn die G'schicht' in der Egiditirchen nit so dumm aus'fallen wär', — meiner Seel', i wär' fortg'zogen aus der Gegend und hätt' anderwärts mein Glüd versucht! — Wenn's noch lang so fortgeht, so friß i mi auf vor Langweil! — Schon a Wochen hab' i loan anders G'sicht g'jeht, als die eindäugige Her' da, und wenn i mi weiter 'runter gege's Thal wag', so siten mir die verdammten Gränröck' schon am G'nd! — I bin wirklich froh, daß Dich Dei Weg daher g'führt hat, Schörl,“ fuhr er fort, „jezt kann i wieder a Mal a g'scheidt's Wort mit an Menschen reden! — Wein her!“ rief er, abermals ein volles Glas hinabstürzend. „Heut woll'n ma wieder a Mal kreuzfidel sein!“ — Damit jog er ein Spiel vor Schmutz kaum unterscheidbarer Karten aus seiner Rocktasche und warf sie mit den Worten auf den Tisch: „Komm', Schörl, machen wir a Spiel, i will heut mein' kyeten Heller verlieren! — Und Du, alte Here, stellst Dich auf die Lauer und gibst Acht, daß uns Niemand stört!“

„Die G'schicht' hätt' aber a schlecht's End' für Dich nehmen können, wenn der Thomas —“, begann Schörl, listig mit seinen stechenden Neuglein blinzeln, während einer Zwischenpause des Spieles.

„Schweig' mir mit 'n Thomas!“ fiel Franzl zornig in's Wort, indem er die Karten wegschleuderte. Dabei schwoll seine Ader fingerdick auf der Stirne und die gerötheten Augen traten aus ihren Höhlen. „Wenn i von dem Kerl was hör', steigt mir alleweil die Gall' auf!“

„Wie er unlängst erzählt hat, war die Sach' von ihm nit übel eing'fabelt, um Dich sammt'n Loisl z'fangen, wie zwaa Mäus in der Mausfall!“

„Herrgott! — wenn i d'ran denk', lönn' ich mir alle Haar' ausraufen! — Nur zehn Minuten früher aufbrechen, so hätten die Kerls 's leere Nachseh'n g'habt und wir wären mit dem guten Gang im Trodken g'wesen. — An mir liegt nit die Schuld, i hoab 'n Loisl immer zum Geh'n antrieben; — aber der hat nit Ruh' g'lassen, bis alles Silberzeug z'ampackt war! — Jezt hat er 'n Lohn für sein harten Schäd'l!“

„Und kann a paar Jähre im Loch siten!“ sagte Schörl bei. „Aber der Thomas hat auch sein' Theil darob'tragen, von Dein' Biß ist ihm der ganze Arm ang'schwoll'n und auf der Stirn hat er a Beul'n so groß wie a Ei! — Ha ha ha!“

„G'schicht' ihm recht, dem Dudmäuser!“

„Zeit er Obersteiger g'worden is, trägt er sei Nas'n noch a mal so hoch wie früher!“ versetzte Schörl.

„Hab' den Kerl schon als Bub nit leiden mögen. — Hat immer so g'lehrt und heilig g'than, als ob er schon die Kuttan am Leib hätt'. — Immer is er mir im Weg g'standen! — Erst wie er fortkommen is, waren etliche Jahr Ruh'! — Jezt sollt' am End' die alte G'schicht' wieder anfangen? — Na! so weit laßt's der Steinmüllerfranzl nit mehr kommen! — I wer der Sach' an End' machen! — Er wird noch an mi denken, der Hund!“

„Ha ha ha! — Franzl, wer wird denn so unehrerbietig von sein' Schwager reden?“ lachte Schörl, vergnügt die Hände reibend, daß das Gespräch die erwünschte Wendung genommen habe.

„Von mein' Schwager? — Was red'st da für dummes Zeug, Schörl?“

„Was nit is, kann bald werden! — Der Thomas hat sich in Dein' Batern sei Haus eing'nist' und Dei Schwester, die Hanni, is ganz verbrennt in den neuen Herrn Obersteiger,“ warf Schörl hin, lauernd, welche Wirkung diese Worte auf den Burschen hervorbringen würden.

„So?“ rief Franzl verwundert aus. — „Die Hanni, mei Schwester, will der Thomas hab'n? — Um!“ — Dann legte er die Karten ruhig auf den Tisch und blickte eine Weile nachdenkend vor sich hin.

Schörl hatte erwartet, der vom Wein erhitze Bursche werde bei dieser unerwarteten Nachricht wüthend aufspringen und in Verwünschungen über seinen Feind ausbrechen. Allein dieser blieb still, während sein ganzes Verhalten, welches Schörl mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete, den Anschein hatte, als ob diese

Nachricht keinen unangenehmen Eindruck auf ihn hervorgerufen hätte. „Also die Hanni? — So?“ — murmelte er nach einer Pause nochmals vor sich hin.

„Wär' keine schlechte Partie für'n Thomas! — Wenn Dei Vater a Mal die Augen zudrückt, kriegt jedes von die zwaa Mädeln ihre hübschen paar tausend Gulden! — Du hast Dein Erbtheil ohnedieß schon heraus!“

Franzl schien die letzten Worte überhört zu haben, denn er antwortete nicht. Auch hatte das Spiel ein Ende genommen. Dann saßen die Beiden noch eine Weile stumm neben einander, bis die Wirthin mit der Meldung erschien, die Gränröcke zeigten sich abermals in der Ferne. Da erhob sich Franzl schnell, hing seinen Stügen um und verschwand zwischen den aufsteigenden Felswänden hinter der Hütte.

Thomas war gezwungen, in Folge seiner erlittenen Verletzungen eine kurze Zeit hindurch das Bett zu hüten. Bisher hatte Liefse täglich im Walddesdicht verborgen gelauscht, wenn er des Mittags den Weg zum „Alpenjäger“ einschlug. Sie war glücklich, ihn nur wenige Minuten sehen zu können. Als sie von dem Unfalle hörte, eilte sie mit klopfendem Herzen an sein Lager. Seit sie ihn das letzte Mal gesprochen, waren mehrere Wochen vergangen. Er schlief, als sie eintrat; seine alte Mutter war bei ihm. Als er erwachte, zeigte er sichtliche Freude über ihre Anwesenheit und reichte ihr die Hand. Dann hieß er das Mädchen sich an sein Bett setzen, welcher Aufforderung sie ohne Zögern entsprach. Liefse überzeugte sich, daß die Verletzungen nicht von Bedeutung seien, worauf ihr Thomas alle Einzelheiten des verfluchten Einbruchs erzählen mußte. Dann theilte sie ihm mit, daß inzwischen die Großmutter gestorben, daß sie nun ganz allein die Hütte bewohne, und Verschiedenes. So sprachen sie lange miteinander. Als eine Pause im Gespräch eingetreten war, richtete sich Thomas im Bette auf und sagte: „Liefse, erst jezt sehe ich deutlich, wie schön Du geworden bist, seit wir uns als Kinder trennten!“

Das Mädchen antwortete nichts, sondern blickte stumm vor sich hin, während ihr Blut heftig in die Wangen schoß. Dann strich er mit der Hand durch ihre langen schwarzen Haare, indem er fortfuhr: „Es wäre schade um Dich, Kind, wenn Du Dein ganzes Leben in der einsamen Waldhütte zubringen solltest. Du mußt von nun an mehr Sorgfalt auf Dich verwenden. — Ich will Dir bessere Kleidungsstücke schiden, auch will ich Sorge tragen, daß Du an einem passenden Orte Unterkunft findest. Es ist nicht gut, wenn ein Mädchen in Deinem Alter immer allein ist. — In meinen Verhältnissen wird ohnedieß nächstens eine Veränderung eintreten. Das für mich bestimmte Gebäude gilt seiner Vollendung entgegen, in wenigen Wochen werde ich dieß Häuschen verlassen, und noch vor Anfang des Winters hoffe ich mich zu verehelichen und meinen eigenen Herd zu begründen.“

Thomas, der sich in einem Anfall von Schwäche wieder niedergelegt hatte, konnte nicht bemerken, wie des Mädchens Antlitz bei den letzten Worten von fahler Blässe überzogen ward, wie sie langsam die Hände sinken ließ, wie sie die Augen schloß und das Haupt an die Wand lehnte.

„Vielleicht kannst Du zu meiner Mutter ziehen und ihr die Last des Alters mildern,“ fuhr Thomas fort. „Was sagst Du zu diesem Vorschlag, Liefse?“ — Allein Liefse hatte die letzten Worte nicht vernommen. Erst als Thomas die Frage wiederholte, antwortete sie mit kaum vernehmbarer Stimme: „Ich dank' Dir, Thomas. Ich will immer in der einsamen Waldhütte bleiben, — immer, — bis zu mein' Tod!“ Dann schweig sie, die mit Gewalt hereinbrechenden Thränen unterdrückend, damit sie Thomas nicht bemerke. Auch er schien erschöpft und sprach wenig. Inzwischen war die Dämmerung eingetreten, weshalb sich Liefse mit den Worten erhob: „Es wird schon finster, Thomas. Ich muß gehen!“ — Dann reichte er ihr schweigend die Hand und sie ging.

Die Nachricht von der bevorstehenden Heirath des neuen Obersteigers und der Tochter des reichen Steinmüllers ging schon als sicher im Munde der ganzen Umgegend herum, ohne daß Thomas bisher weder gegen das Mädchen noch gegen deren Vater ein Wort hätte fallen lassen. Obwohl seiner Sache gewiß, zögerte er doch, mit einem förmlichen Antrage hervorzutreten. Immer hielt ihn etwas zurück. Daß das Mädchen nichts sehnlicher wünsche, als

möglichst bald sein Weib zu werden, dessen war er vollkommen überzeugt. Auch ihrer Liebe glaubte er sich versichert; allein wie ganz anders war diese! — Bei ihrem letzten Besuche hatte er bemerkt, daß der Junke, den er mit Gewalt in seiner Brust zu erlösen versucht hatte, noch fortglimme und daß es eitle Selbsttäuschung sei, wenn er sich oft für überzeugt hielt, der kalte Verstand habe die Stimme des Herzens besiegt. — Manchmal kamen Momente, wo es in ihm sprach: Diese ist ein talentvolles Mädchen, ein halbes Kind, dessen Geist bloß geweckt zu werden braucht. Du könntest sie heranbilden wie eine junge Pflanze. An Deiner Seite würde ihr tiefes Gemüth einen festen Anhaltspunkt finden und unter dem erquickenden Sonnenstrahl des häuslichen Glades könnte sich die schöne Blume im reichsten Farbenschmuck entwickeln. — Allein dann überlegte er wieder, was seine Mutter, was die gesammte Nachbarschaft dazu sagen würde, wenn er in seiner neu-erworbenen, vielfach beneideten Stellung das blutarme, halbverachtete Mädchen zum Weibe nähme. Das wäre etwas Unerhörtes nach den althergebrachten Anschauungen dieser ungebildeten Leute. Dann traten abermals alle Vortheile einer Verbindung mit der reichen Steinmüllers Tochter in den Vordergrund, welche die schwachen Regungen des Herzens unterdrückten, und wenn ihn vollends Hannchen mit ihren schelmischen blauen Augen anlächelte, oder wenn er auf der Rasenbank des Gartens neben ihr saß, da verschwanden mit einem Male alle die alten Erinnerungen, und nur in weiter Ferne, kaum erkennbar, tauchte die Gestalt seiner Jugend-gepielin empor wie ein ernstes, düsteres Nebelbild.

Zu diesem innern Zwiespalt gesellten sich in letzter Zeit noch mehrere andere Mißbilligkeiten, welche den jungen Obersteiger oft in schlechte Laune versetzten. Ungeachtet aller Anstrengungen von seiner Seite wollte der Betrieb in den Bergwerken nicht wieder in's frühere Geleise kommen. Seitdem der alte Spieß die Leitung desselben in seine Hände gelegt, schien ein Fluch darauf zu lasten. Jeden Augenblick fielen Ereignisse vor, welche empfindliche Störungen nach sich zogen, ohne daß es ihm gelingen konnte, die Ursachen derselben zu erforschen. Oft schien es ihm, als ob eine feindlich gesinnte unsichtbare Geisterhand ihr loses Spiel mit ihm treibe! — Schon einige Male hatte der Gewerksbesitzer sein Mißfallen hierüber brieflich kundgegeben; endlich kam er selbst. — Er überzeugte sich durch eigene Anschauung von den Betriebsverhältnissen und unterzog dieselben in Thomas' Gegenwart den eingehendsten Erörterungen. Dann ließ er Schörl nach seinem Zimmer kommen und sprach lange allein mit ihm. Auch einzelne Arbeiter, welche schon längere Zeit bei der Grube beschäftigt waren, berief er auf Schörl's Rathen zu sich. Am Unangenehmsten war es ihm jedoch, daß der frühere Obersteiger Spieß gerade jetzt schwer erkrankt darniederlag, wo er seines Rathes am Meisten bedurft hätte. — Bei seiner Abreise empfahl er Thomas mehr Sorgfalt in seiner Geschäftsführung und ließ Worte fallen, deren Sinn seine Unzufriedenheit auf's Deutlichste verrathen. Als sich Thomas gegen ungerechte Vorwürfe zu vertheiligen suchte, wäre es zwischen ihm und dem Gewerksbesitzer beinahe zu einem heftigen Wortwechsel gekommen, so daß Letzterer in Thomas' Abwesenheit äußerte, er werde, im Fall der Bergbaubetrieb nicht binnen Kurzem seinen früheren Aufschwung erreichen werde, die Werkleitung dem neuen Obersteiger abnehmen und dieselbe an Schörl übertragen, dessen Kenntnisse und Erfahrungen dem Geschäft vollkommen gewachsen seien.

Durch diese Äußerung, welche bald zu Thomas' Obren gebungen war, fühlte sich der junge, strebsame Mann auf's Bitterste gekränkt. — Daß man an seinen Kenntnissen zweifelte, verletzte seinen Stolz tief. Er ging mit dem Gedanken um, seine Stelle freiwillig niederzulegen und einen andern Dienst zu suchen, welche Absicht er auch gegen den Steinmüller aussprach. Doch dieser schüttelte den Kopf dazu, denn er sah schärfer als Thomas. Das plötzliche Ausbleiben Schörl's vom Mittagstische seit der Anwesenheit des Obersteigers, dann verschiedene Worte, welche die Bergleute häufig im trunkenen Zustande fallen ließen, und andere Wahrnehmungen hatten schon längst den Verdacht in ihm rege gemacht, Schörl, dessen Hoffnungen sowohl auf die Obersteigerstelle, wie auch auf Hannchens Hand durch die unerwartete Dazwischenkunft Thomas' vereitelt worden seien, arbeite im Stillen, um den gefährlichen Nebenbuhler zu beseitigen. Er theilte Thomas seinen Verdacht

mit und fügte bei, gerade jetzt müsse er bleiben, um seinem Feinde das Hest nicht in den Händen zu lassen. Obwohl Thomas das Benehmen Schörl's schon öfters aufgefallen war, so konnte sich sein gerader, offener Sinn doch nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß ihn sein ehemaliger Kamerad auf so schmachliche Weise hintergehen könne.

In tiefes Nachdenken versunken saß er nun stundenlang in seiner neuen Behausung, die er vor Kurzem bezogen hatte. Das Gebäude, in geringer Entfernung des Hauptbergwerkes auf einem reizenden Gebirgsplateau angelegt, war bloß ebenerdig, doch äußerst geräumig. Thomas hatte selbst den Bauplan dazu entworfen und Alles nach seinem Geschmack und Wunsch eingerichtet, denn der Gewerksbesitzer ließ ihm in dieser Richtung freien Spielraum. Der Sadel des Gebäudes bestand aus solidem Mauerwerk, die übrigen Theile aus Kiegelwänden, aber welche sich ein flaches, im Schweizerstyl gehaltenes Schindeldach erhob, welches später mit Schiefer gedeckt werden sollte. Rechts vom Eingange befanden sich seine Wohnzimmern, links die Werkstanzlei. An die Rückseite des Hauses schloß sich eine hübsche Gartenanlage an, durch welche man über einen steilen Wieshang auf den höchsten Punkt des Gebirges gelangte, wo sich nach allen Seiten hin dem Auge ein herrliches Gebirgs Panorama darbot. — Alles war in schönster Ordnung; doch konnte sich Thomas in seiner neuen Behausung nicht heimlich fühlen, denn etwas fehlte diesen traulichen Räumen: der erwärmende Pulschlag der Häuslichkeit!

(Fortsetzung folgt.)

Die Freimaurerei.

Von

Dr. Hugo Schramm.

II.

Auch beim Verfall des Bundes der eigentlichen Werkmaurer sollte sich das Dichterwort bestätigen:

„Das Alte stirzt und neues Leben blüht aus den Ruinen!“

Die wenigen in London übriggebliebenen Logen beschlossen im Februar 1717 ihre Vereinigung unter einem einzigen Großmeister. Diesem Beschlusse gemäß ward am Johannisstage desselben Jahres in dem auf dem St. Paulskirchhofe gelegenen Vierhause „Zur Wans und zum Krost“ das Fest der freien und angenommenen Maurer gefeiert und bei dieser Gelegenheit der Gentleman Anton Saver zum Großmeister der Maurer gewählt, auch sogleich mit den äußeren Zeichen des Amtes und der Gewalt bekleidet, installiert und von der Versammlung beglückwünscht.

Schönte schon der Meister der im Jahre 1717 gegründeten Großloge nicht mehr dem Stande der Werkmaurer an, so wurde auch überhaupt der Beitritt gebildeter Männer anderer Stände immer zahlreicher, und diese neuen Elemente trennten bald die Freimaurerei von der eigentlichen Baukunst und der handwerksmäßigen Maurerei. Forderungen neuer Art erwachten und verwiesen die Freimaurerei auf das figürliche Bauen im Gebiete der moralischen Freiheit. Es trat nun das in's Leben, was wir heutzutage unter diesem Namen verstehen. Diese Umwandlung des Bundes in eine alle höhern rein menschlichen Zwecke anstrebende Verbindung entsprach völlig dem Bedürfnis der durch die Nachwirkungen blutiger Religionskriege mit einem tiefen Sehnen nach Dulbung und Nächstenliebe und einer sogenannten natürlichen Religion erfüllten Zeit.

Die alten Grundsätze der Bruderverliebe, Treue und Verschwiegenheit wurden wieder bekräftigt, die alten Gesetze theils beibehalten, theils verbessert und vermehrt und mit bewundernswürdiger Sinnigkeit und sorgfamer Schonung die traditionellen Worte, Zeichen und Formen, die, gemüthswarm und phantasiereich, schon Jahrhunderte hindurch ihren Zauber erprobt hatten, in einem höhern Sinne umgedeutet und geistig geklärt. „Nicht ein äußerer, sichtbarer Tempel sollte fortan gebaut werden, sondern ein innerer, unsichtbarer. Nicht Holz, nicht Stein, nicht Erz und Mörtel und andere vergängliche Mittel und Stoffe, sondern das Leben und die menschliche Seele sollten fortan der Baustoff der königlichen Kunst sein.“ Das aufzuführende Gebäude sollte gleich dem der Werk-

maurer auf den allgemeinen Nutzen der menschlichen Gesellschaft berechnet werden; die Verebelung der Bundesglieder sollte sich in Selbsterkenntniß, Selbstthätigkeit und Selbstbeherrschung, wie überhaupt in allen möglichen Tugenden offenbaren. „Ein Maurer,“ heißt es in den „Alten Pflichten“, „ist durch seinen Beruf verbunden, dem Sittengesetze zu gehorchen; und wenn er die Kunst recht versteht, so wird er weder ein stumpfsinniger Gottesleugner, noch ein irreligiöser Wüstling sein. Obwohl nun die Maurer in alten Zeiten in jedem Lande verpflichtet wurden, von der Religion dieses Landes oder dieses Volkes zu sein, welche es immer sein mochte, so wird es doch jetzt für dienlicher erachtet, sie allein zu der Religion zu verpflichten, worin alle Menschen übereinstimmen, ihre besonderen Meinungen aber ihnen selbst zu überlassen, d. h. gute und treue Männer zu sein, oder Männer von Ehre und Rechtschaffenheit, durch was immer für Benennungen und Ueberzeugungen sie unterschieden sein mögen. Hierdurch wird die Maurerei der Mittelpunkt der Vereinigung und das Mittel, treue Freundschaft unter Menschen zu stiften, welche außerdem in beständiger Entfernung hätten bleiben müssen.“

Wahrlich, die Idee des geläuterten Bundes war hoch und herrlich! Kein Wunder, daß er lange Zeit eine Macht, bei Vielen eine Religion ward! Die Keime, welche in dieser neuen, unter den deistischen und philanthropischen Einwirkungen des achtzehnten Jahrhunderts entstandenen Genossenschaft lagen, waren so fruchtbar und lebenskräftig, daß es nur der kräftigen und sorgsamten Pflege einiger edeln und geistvollen Männer bedurfte, um sie zu einer ungeahnten Höhe der Entwicklung zu bringen.

Bald trat das reformirte Mafonenthum aus den engen Grenzen Englands heraus, um sich über die ganze Erde zu verbreiten. Auch in Deutschland faßte es wieder Fuß. Der deutsche Geist ergriff mit wahren Enthusiasmus den neuen Zweck der Freimaurerei: Bethätigung der Menschenliebe allen Menschen gegenüber, Achtung alles Schätzenswerthen und Veihtigung Alles dessen, was die Menschen trennt, zum Hass, zum Kampfe gegen einander treibt. Aber neben diese schöne, reine Seite des Maurerthums trat dann in Deutschland leider auch eine andere. Das geheimnißvolle Dunkel, mit dem sich die Freimaurerei umgab, lockte viele Nachköpfe mystischer Richtung an. Das vorige Jahrhundert hatte die Sucht nach geheimen Schätzen, nach Goldmacherei, nach dem Steine der Weisen von dem siebzehnten Jahrhundert geerbt. Der Mystizismus und die Abenteuererei suchten ein Feld für sich in den Logen und fanden hier auch oft genug ein sehr ergiebiges.

In Deutschland war es besonders der Mystizismus, die Sucht nach Wundern und Weltgeheimnissen, die eine Zeitlang viele freimaurerische Kreise beherrschte; in Frankreich war es der praktische Abenteuerer, der die Geheimnisse, das magische Halbbuntel der Maurerei auszubeuten wußte. So entstanden in Deutschland Auswüchse wie die Rosenkreuzer und die Illuminaten, während in Frankreich eine zahllose Masse von maurerischen Graden aufkam, bei denen immer ein Grad den andern in Formen und Symbolen zu überbieten suchte. Im Laufe unseres Jahrhunderts hat die deutsche Maurerei jene Auswüchse überall abgeschüttelt. Der Grundgedanke der Maurerei: Humanität, milde Menschenliebe, Menschenachtung, Menschenbildung nach allen Richtungen hin wurde in den verschiedenen Kreisen der deutschen Maurerei die vorschlagende Hauptsache; die aus früheren Zeiten überkommenen Formen, Riten, die sogenannten Geheimnisse mehr oder minder die Nebensache.

Tessungungeachtet haben sich gegen diese letztere, als gegen die schwache Seite des Freimaurerthums, manche Angriffe in der Neuzeit gerichtet. Und dieß nicht mit Unrecht. Die Formen der Freimaurerei haben sich überlebt, und in unserer Zeit, wo Alles bei offenen Thüren vorgehen und verhandelt werden soll, passen geheime Gesellschaften mit einem mysteriösen Rituale nicht mehr recht in den Rahmen der Verhältnisse. Heutzutage können wir nicht allein, nein, wir sollen und wollen alle Freimaurer hinsichtlich unser Strebens sein, und fehlen uns auch nicht mehr die Mittel, dasselbe allseitig zu fördern.

Daher dürfte gegenwärtig selbst in Oesterreich, wo die Freimaurerlogen im Jahre 1794 geschlossen werden mußten, dieselben jetzt aber wieder hergestellt werden sollen, die Mafonerie keine große Bedeutung erlangen. Diese konnte sie dort nur in jenen Tagen

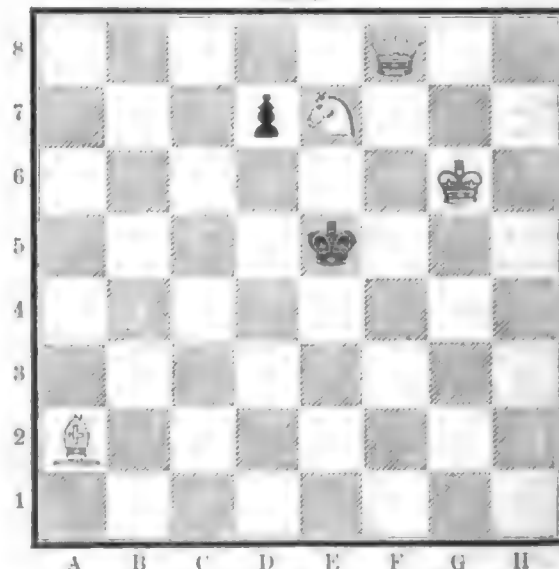
haben, wo es noch keine beratenden Versammlungen und keine Presse gab. Daher nahmen auch die markantesten Persönlichkeiten jener Periode, wie Mozart, Blumauer, Alvinger u. A. den thätigsten Antheil daran. Als aber die Zeiten unter Leopold II. und Kaiser Franz über Oesterreich hereinbrachen, wo man jede frische Regung des menschlichen Geistes fürchtete, da machte die Polizei auch dem Treiben der Freimaurer ein Ende und schob diesem politisch höchst unschuldigen Bunde die sogenannte wiener Jakobinerverschwörung in die Schuhe, welche freilich auch nur eine reine Fiktion war. Erst im Jahre 1809, während der französischen Okkupation, begannen sich einige noch lebende Adepten der früher in Oesterreich so blühenden Freimaurerei wieder zu rühren und Logenversammlungen abzuhalten; aber mit dem Abzuge der letzten Franzosen wurden selbstverständlich auch diese wieder hermetisch geschlossen. Doch war mit solchen Polizeimaßregeln das vom Maurerthume unter Maria Theresia und Joseph II. im Donauthale angefachte Feuer noch immer nicht ganz erloschen und glimmte in Wien, Wiener-Neustadt und Umgebung im Stillen fort, bis endlich auf einmal aus dieser Asche ein Verein der „Ritter von der blauen Erde“ entstand, der unter hoher Protektion auf dem Schlosse zu Sebestein seine Zusammenkünfte hielt und den man wegen der unglaublichen Albernheiten und Narreteien, die dabei vorgenommen wurden, mit Zug und Recht eine niederösterreichische Karrikatur des gesammten Freimaurerthums nennen konnte. Jener monströse Verein aus den zwanziger Jahren, dessen Mitglieder sich alle durch ein gewisses „zur Schau tragen“ der unverbrüchlichsten Loyalität unter der Metternich'schen Staatsleitung auszeichneten, ist bis jetzt hin und wieder nur in romanhafter Form geschildert worden, obgleich es ein solcher Auswuchs des Vereinswesens in einem absolut regierten Lande mit seinem Mischmasch von abgeschmacktem Patriotismus und hohlem fortschrittlichen Phrasenthume zum allgemein abschreckenden Beispiel wohl verdient hätte, auch einmal von einer ernstern Feder unter die Loupe genommen zu werden.

Schach.

(Redigirt von Jean Tufredne.)

Von Konrad Bayer.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 180:

Weiß.

Schwarz.

- 1) e. E 3 — C 5 1) C 3 — C 2.
- 2) e. C 5 — B 4 2) C 2 nimmt D 1 oder C 1 d. f.
- 3) e. B 3 — C 5 oder e. B 3 nimmt C 1 Schach und Matt.

Redaktion, Druck und Verlag von Dr. Salberger in Stuttgart.

Söhne und sogar auch die Enkel mit Strümpfen — an den Theeabenden ruhen die fleißigen Hände feiernd im Schooße. Sie leidet auch nicht, daß ein anderes Strickzeug, oder gar eine feine Weißstückeri — „ein sündliches Augenpulver“ — an ihrem Theetische auftaucht. „Kinder,“ pflegt sie in ihrer herzfröhlichen Weise zu sagen, „wer die ganze Woche über redlich das Seine gethan hat, kann den Sonnabend Abend mit gutem Gewissen feiern; wenn die Großmutter alle ihre lieben Kinder und Kindeslinder so recht hübsch um sich beisammen hat, da will sie auch mal rechttschaffen schwätzen und vergnügt sein, — und dazu hat sie doch wohl auch ihr gutes Recht, nicht wahr, lieber Alter?“

Der „liebe Alte“ ist der Großvater und er nicht der „lieben Alten“ dann jedesmal so liebevoll zu, als hätten sie miteinander gestern erst Hochzeit gemacht — und doch ist schon fast ein halbes Jahrhundert seit jenem Hochzeitstage vorübergerauscht!

Beim Thee wird also rechttschaffen und vergnügt geschwätzt, — das eigentliche „Vergnügtsein“ fängt aber erst an, wenn das Theezug abgeräumt ist. Unaufgefordert legt Gretel eine Kartenpresse mit vier Spielen Karten, aus denen aber drei unglückliche Pique-Bauern für immer in eine unbenuzte Butterbüchse des Porzellan-Schranks in Verbannung geschickt sind, vor der Großmutter auf den Tisch, — wie froh geschäftig die alte stattliche Frau die biden Kartentische durcheinandermischt! Alt und Jung muß mit heran und „Schwarzen Peter“ spielen. Der große Theetisch kann die vielen emsigen Hände gar nicht fassen, da müssen die kleinen Seitentischen, an denen vorhin einzelne Gruppen ihren Thee tranken, noch herangeschoben werden. Ja, emsig ist ein Jeder, den lezten Unglücklichen aus dem Geschlechte der exilirten Pique-Bauern seinem Nachbarn in die Hände zu schieben — o, und wie wird der aus-gelacht, der zuletzt den armen „Schwarzen Peter“ in der Hand behält und dafür durch ein stattliches Härtchen selber zum „Schwarzen Peter“ gezeichnet wird — bis er in der nächsten Partie seinen lachlustigen Nachbarn mit einem angebrannten Weinforken als „Schwarzen Peter“ anmalen und auslachen kann. Am Herzlichsten aber lacht doch immer die Großmutter und die silbernen Löffchen, die so zierlich unter der großen weißen Spitzenhaube mit der stattlichen Schleife unter dem Größchen im Kinn an beiden Schläfen hervorhängen, gerathen vor Lustigkeit ordentlich in eine zitternde Aufregung! Auch ein flottes Schurrbärtchen läßt die frohsinnige alte Frau sich mit dem besten Humor gefallen, aber kein Anderer, als der liebe Alte darf es ihr malen, „der besorgt das mit Zartheit und verschimpft seine liebe Alte nicht!“ Und dann erweist die Großmutter dem lieben Alten mit nicht weniger Zartheit denselben Liebesdienst.

Punkt halb neun Uhr tritt Gretel mit glühendem Gesichtchen und der niedlichsten weißen Sichelstürze zu „Großchen“ und klopft ihr zwei Wörtchen in's Ohr. Großchen sagt dann jedesmal sehr verwundert: „Schon so spät? Wie doch die Zeit so schnell vergeht! Kind, diese Partie mußt Du uns nun schon noch ausspielen lassen, sonst kommen die Herren Jungen mir inzwischen über die Karten und fuscheln — und ich möchte auch für mein Leben gern den Adolph noch als „Schwarzen Peter“ bei Tische sehen, der Junge hat noch kein Fingerring von Bart und lacht uns sonst Alle aus!“

Gretel ist eine arme Waise. Die Großmutter hat das verlassene Kind in ihr Haus aufgenommen und liebevoll, wie eine Mutter, erzogen. Dafür hängt Gretel aber auch mit der kindlichsten Liebe an der alten Frau und seit ihrer Konfirmation ist sie in allen häuslichen Angelegenheiten Großchens rechte Hand — und es gibt wohl so leicht keine zweite so emsige, rosige, blickäugige, goldlodige, reizende, kleine rechte Hand!

Ist die letzte Partie Schwarzer Peter aus und hat Better Adolph sein Stupbärtchen am Kinn fixen (Großchens ausgesprochen Wunsch zu Liebe hat sich die ganze Spielgesellschaft gegen Better Adolph verschworen!), und ist nach Gebühr als Schwarzer Peter ausgelacht, dann steht die Großmutter in der besten Laune vom Sopha auf, nimmt des Großvaters Arm und sagt: „Komm, lieber Alter, das junge Volk wird rechttschaffen Hunger haben, das viele Lachen macht gesunden Appetit!“ Und Alle, Enkel und Tanten, Vettern und Cousinen folgen in langer Prozession dem ehrwürdigen Paare in das hell erleuchtete Nebenzimmer, wo zum Abendbrot gebedt ist.

Die Großmutter ist noch aus der guten alten soliden Zeit und verlangt nicht, daß das junge Volk von zwei Tassen Thee und einigen Stückchen Kuchen und dünnen Buttersehnitten satt werden soll. Solche neumobische Theeabende, wo es zum guten Ton gehört, möglichst wenig materielle Nahrung auf den zierlich mit Silber und Kristall und Blumen ausgeputzten Theetisch zu setzen — die lieben Gäste könnten sich ja unangenehm berührt fühlen, durch einen Kalbsbraten an ihre rohe Körperlichkeit erinnert zu werden, — und zum noch besseren Ton, fast gar nichts von dem Wenigen zu genießen, denn der Geist, der geistreiche Geist der Anwesenden ist ja nur zum Thee geladen — — solch' einen Theetisch und Theeabend verachtet die Großmutter redlich. „Alles Augenverblendung, Heuchelschein, Lüge,“ schilt die alte, grade Frau oft mit Entrüstung, „thun, als müßten sie an einem Scheibchen Butterbrod, wie ein Laubblatt so dünn, ersticken und könnten doch mit Gemüthsruhe die ganze Schüssel voll zu sich nehmen, — schämen sich vor der Welt sehen zu lassen, daß sie überhaupt leiblicher Nahrung bedürfen und hungern lieber, daß ihnen die Seele pfeift — bis sie sich zu Hause, oder in einer Restauration an Bratartoffeln und Beefsteaks schadlos halten — — ja, die Lüge, die erbärmliche Lüge ist der wundeste Fleck eurer neumobischen Geselligkeit, — wir waren zu unserer Zeit ehrlicher, — nicht wahr, lieber Alter?“

Nach dem einfachen aber gebiegenen Abendbrot wird bei Pfefferkuchen und Nüssen und Bratapfeln wieder rechttschaffen geschwätzt, Punkt zehn Uhr nach Hause gegangen, — das sind die winterlichen Theeabende der Großmutter!

Im Sommer wird der Familienabend in dem großen, baumgrünen Garten hinter dem Hause gefeiert. An die Stelle des Schwarzen Peters treten dann heitere Spiele im Freien; mit frohen Augen schauen die Großeltern und die älteren Enkel und Tanten von ihren Ruheplätzen unter den Bäumen dem Spiele der Jugend zu.

Und heute ist es Sonnabend und im Monat Januar und bitterkalt draußen. Der Schnee liegt Fuß hoch auf den Straßen und glitzert im blanken Mondschein. Bald schlägt die Theestunde der Großmutter. Wie der Schnee unter den vielen Näsen und Naschen knarrt und knistert, die zum Theeabende hinaus in die Vorstadt eilen! Die Tanten und Cousinen haben ihre wärmsten Mäntel umgenommen und die Kapuzen tief über das Gesicht gezogen, und doch glühen ihre Nasenspitzen so rosig wie ein ganz — ganz kleiner Fleischkerl beim Sonnenuntergange. Die Enkel tragen gar stattliche Fuchs- und Hiberpelze und noch stattlichere Giszapsen an den Bärten. Bis zu Pelzen und Giszapsen haben die Vettern es noch nicht gebracht. Sie müssen sich damit begnügen, die erstarrten Hände möglichst tief in die Taschen der Ueberzieher zu stecken und den Rockknöpfen möglichst hoch hinaufzuziehen, — und ohne Bärte keine Giszapsen!

Better Georg ist so glücklich, einen löstlichen weißen Shawl zwei Mal um den Hals geschlungen zu haben — o, der sieht gar prächtig aus, wenn die langen Enden mit den Franzen ihm über den Rücken herabbaumeln — und warm hält er — o! bis hinab in's frohliche junge Herz!

Diesen wunderbaren Shawl hat aber auch Großchens reizende, kleine, blickäugige, goldlodige rechte Hand gestrickt und dem Better Georg zu Weihnachten geschenkt.

Natürlich haben doch auch Better Adolph und Max und Arthur, und wie die elf anderen Better alle heißen mögen, eben solche wunderbare weiße Shawls erhalten? — Das wäre ja sonst eine unverzeihliche Bevorzugung oder Zurücksetzung von der rechten Hand gewesen!

O, welche Zumuthung: fünfzehn weiße Shawls, drei und eine halbe Elle lang (ohne die Franzen), und drei Hände breit und doppelt patent gestrickt und so sauber, wie frisch gefallener Schnee — — nennt mir einer Großmutter rechte Hand, die in der Wirklichkeit den ganzen Tag über vollauf zu thun, und am Feierabend noch zwei Dugend blaumollene Weihnachtstrümpfe für arme Kinder gestrickt hat und nebenbei noch fünfzehn solche weiße Shawls, wie ich nach bestem Wissen und Gewissen vorhin beschrieben habe, fertig

geschafft hätte — und ich will meine kleine rechte Hand eine linke nennen!

Und von Bevorzugung und Zurücksetzung kann nun erst recht keine Rede sein, — denn warum haben Vetter Adolph und Max und das andere Duzend nicht auch mit Cousine Gretchen, von der Großmutter Gretel genannt, am ersten Theeabende im November Nüsse geknackt und Vielliebchen gegessen, und dieß Vielliebchen am nächsten Theeabende glänzend gewonnen? Ich für mein Theil hätte das wenigstens mit dem allergrößten Vergnügen gethan, wenn ich Vetter Adolph und Max oder ein Zwölftel des Duzends gewesen wäre. Und wenn mir jetzt Jemand mit einem gewissen mitleidigen Lächeln voll tugendhafter Nächstenverachtung oder gar milder Miene fittlichster Entrüstung sagen will, Gretel hätte ihr Vielliebchen zehn Mal gewinnen können, wenn sie nur gewollt hätte — aber sie wollte nicht, um dem Vetter Georg zu Weihnachten einen weißen, doppelt patent gestrichten Shawl schenken zu können, der warm bis in's Herz hinab hält, auch wenn die Zipfel auf dem Rücken baumeln: weil Gretel und Vetter Georg sich schon von Kindheit an so recht herzlich gut sind — mögen sie sich dieß auch erst am letzten heiligen Pfingstabend draußen im Garten in der Ligusterumlaube gestanden und mit Küßen und Freudenthränen besiegt haben — dem Jemand möchte ich hiermit öffentlich in's Gesicht sagen, daß mich dieß herzlich von Cousine Gretel und Vetter Georg freut, denn ich weiß in diesem Augenblicke auf der ganzen Welt kein Pärchen, das mir mehr an's Herz gewachsen wäre!

Gretel kennen wir schon als Großchens liebe, emsige, rosige, kleine rechte Hand, und daß sie in vieler Leute Augen den Fehler hat, eine arme Waise ohne einen Pfennig Vermögen zu sein. Wir müssen jetzt aus reiner Gewissenhaftigkeit sogar noch hinzufügen, daß Gretel weder in Amerika noch in Ostindien einen reichen Erbonkel hat, der plötzlich zurückkommen kann und Gretel mit seinen Schätzen ausstattet. Mit einem Worte: Gretel ist arm wie eine Kirchenmaus!

Unser Georg ist ein kräftiger lieber Junge mit einem hübschen, offenen Gesichte und einem offenen, bieberen Herzen — aber auch Georg hat (wenn ich an das Geständniß und die süßen und salzigen Siegel in der Ligusterumlaube denke) seine großen Fehler: erstens ist er noch so sehr jung, kaum zweiundzwanzig Jahr, — und das ist sein kleinster Fehler; zweitens ist er noch ganz unselbstständig, — d. h. aus der lautmännischen Sprache überseht: er hat kein eigenes Geschäft; drittens und lehtens (und das ist der schlimmste Fehler) ist er der einzige Sohn des reichsten Kaufmanns in der ganzen Stadt, dessen Namensunterschrift alle Geldmänner an den bedeutendsten Börsen der alten Welt nur mit Ehrfurcht lesen, — ein so gewaltiger Kaufmann ist Georg's Vater! Georg denkt zuweilen mit bangem Herzen, er würde dem lieben Gott recht von Herzen danken können, wenn sein Herr Vater ein etwas weniger gewaltiger — Kaufmann wäre!

All' diese erschrecklichen Fehler zusammen addirt, finden wir es ganz natürlich, daß bis jetzt noch Niemand außer dem bunten Stieglitzpaar in der Ligusterumlaube, der grauen Riez in der Küche und dem Kanarienvogel im Speisezimmer, wo Georg immer alles Unmögliche sucht, wenn Gretel den Tisch deckt, eine Sylbe von dem süßen beseligenden Liebesgeheimniß zu hören bekommen hat.

Warum aber schaut die Großmutter ihre emsige kleine rechte Hand und den jungen Georg, der keines seiner leuchtenden braunen Augen von dieser Hand läßt, an den Theeabenden oft so ganz eigen lächelnd an? und gerade jetzt, wo Gretel die Theetassen ordnet und Georg ihr gerne ein wenig helfen möchte, da er doch einmal zufällig neben der kleinen Bienenwirthin sitzt (wunderbar, daß der Zufall alle Sonnabend Abend dasselbe Spiel spielt!), lächelt die Großmutter darüber, daß Georg alle Theelöffel auf eine Untertasse packt und noch dazu verlehrt, den Stiel nach unten? Oder lächelt die Großmutter über Georg's Mißgeschick, der wieder einmal alle Stühle an dem großen Theetisch und an den kleinen Nebentischen besetzt fand und aus dem Wohnzimmer einen Stuhl herbeiholen mußte, der durchaus an keinem andern Tische mehr einen Platz fand, als an dem herangerückten Tische dicht neben der Großmutter, wo die große alte silberplattirte Theemaschine mit den

schwarzen Ebenholzschenkeln blüht und über ihrem Spiritusflämmchen summt und summt und Gretel den Thee bereitet? — Ja, wirklich ein sehr unbequemer Platz für einen jungen Mann, der — nicht in die holde Theeschentlin rasend verliebt ist!

O, die Großmutter ist eine gar kluge Frau, die ihre sonnenhaften, lichtblauen Augen und das große warme Herz auf dem rechten Fleck hat!

Da sitzen wir nun mit einem Mal an der Großmutter Theetisch, — aber schade, daß wir die Begrüßung und die drei Duzend frostiger Klagen über die „grimmige Kälte“ und das Abnehmen der Mäntel und Pelze und Gipsapfen, und besonders des einen weißen Shawls veräußert haben — ja dieser weiße Shawl war so furchtbar ängstlich, im Gedränge der sechs Duzend Mägen und Hüte und Klappen und Mäntel und Pelze und Ueberzieher in's Hand- oder gar in's Fußgemenge zu kommen und dadurch an seiner Reinheit etwas einzubüßen, daß er von Niemandem anders aufbewahrt sein wollte, als von der kleinen emsigen, rosigen Hand, die ihn doppelt patent gestrichelt hatte. Diese kleine Hand war in der Küche, — da mußte Georg dem anspruchsvollen Shawl zuliebe sogar in die Küche gehen; in der Küche war aber natürlich auch kein geeigneter Aufenthaltsort für einen so ängstlichen Gesellen, — wie leicht konnte die Christine ihm mit ihren ruhigen Fingern zu nahe kommen — er mußte also in der Speisekammer untergebracht werden. Georg leuchtete, und Gretel trug den Shawl sorglich in beiden Händen in die Speisekammer, — wie viel Zeit und Hin- und Herflüstern und gar eigenthümliche Lippentöne dazu erforderlich waren, bis der strapulöse Patentgestrichelte auf einem Mehlbeutel ein Plätzchen fand, davon habt ihr gar keinen Begriff! Und wollte ich mir die größte Mühe geben, euch diesen Begriff beizubringen, so würde das eine verlorene Mühe sein — ihr würdet mir nicht glauben, — und nichts kann für den Autor einer höchst wahrhaftigen Theegegeschichte schmerzlicher sein! Nur noch soviel, daß die Mädchen-Christine sich nicht wenig über das rosige Glähen der Leuten wunderte, als sie endlich aus der kalten Speisekammer hervorkamen. Als aber die Christine nachher fand, daß der Shawl auf einem Mehlbeutel lag, da wunderte sie sich nicht mehr über die viele Mühe, die er den jungen unerfahrenen Leuten gemacht haben mußte, — sie selber als „alte Person“ hätte für den ängstlichen Weißen kein vortheilhafteres Plätzchen auffinden können — auf dem Beutel mit Weizenmehl konnte er im schlimmsten Falle doch nur noch weißer werden!

(Fortsetzung folgt.)

Eine Hochzeit in der Bretagne.

(Bibl. 2. 232.)

Heirathen ist kein Kinderspiel — so köstlich es auch der basset-dorfer Waser Salentin als ein solches zu parodiren gewußt! Ein Schritt für's ganze Leben, der wohl überdacht werden soll, den man aber dann auch mit vollem Recht im Schmutz und Glanz eines Festtages begehen darf. Während in den Städten die Hochzeit zu einem nächtlichen Alte herabgesunken, hat sich auf dem Lande und vorzüglich bei Nationen, die sich ihre friische Ursprünglichkeit bewahrt, noch manch' sinniger Brauch, manch' hübsche heitere Sitte für diesen Festtag erhalten. Ein ganzes Buch ließe sich füllen mit den Hochzeitsbräuchen von da und dort: wir greifen heute nur einen heraus und führen unsere freundlichen Leser nach der Bretagne, die sich in Tracht und Sitte unberührt von ihren Nachbarn ringsumher erhalten. Der Tag der Hochzeit ist festgesetzt. Nun gilt es für den Bräutigam einen Brautführer, für die Braut einen Bräutigamsführer zu wählen. Die Wahl ist nicht schwer, denn man hat sich ja in stillen Stunden des Brautstandes längst darüber geeinigt. Der Gewählte geht mit der Braut, die Gewählte mit dem Bräutigam von Haus zu Hause, um die Gäste zu Dinsdag — denn das ist wie an vielen Orten der bevorzugte Hochzeitstag — zu laden. Die Geladenen schicken inzwischen durch feistlich gepuderte Dienstkleute ihre Geschenke, die zumeist in Hausgeräthen und Wirthschaftsgegenständen bestehen. Selbst sie den Brautleuten in's Haus zu bringen galt für unschädlich. Alle geladenen jungen Männer



WORKING ON THE BOWL, THE ARTIST USES A TOOL.



fahren über die Domstraße nach der Schrannehalle und dem großen Markte, Hunderte von kleinen Handwagen voll von edlem Obst, Weintrauben, Gemüse und Blumen passieren die alte Straße. Hier schreitet der alte Bauer in seinem Tuchrode einher, der nach demselben Schnitt gemacht ist, den sein Großvater liebte, neben ihm seine hübsche Tochter, durch das rote, sechsmal um den Hals geschlungene Tuch eher entstellte als verschönt; da sehen wir den jungen Landmann in neuester Modetracht mit seiner Schwester, welche sich städtische Kleidung angelegt hat.

Von fernher ertönt ernster Gesang, eine Prozession tritt auf, die mit Gold gestickten Fahnen wehen, weißgekleidete Mädchen, mit Rosenkränzen geschmückt, tragen das silberne Muttergottesbild. Die Prozession wendet sich nach dem Dome. Eine Gruppe Studenten macht Platz, sie nehmen ihre orangefarbenen, weißen, grünen und blauen Mägen ab, obwohl sie Protestanten sind, größtentheils Norddeutsche, Mediziner, welche an Wunder nicht glauben, aber nicht Anstoß geben wollen. Kaum ist der Choralgesang verklungen, so ertönt kriegerisches Trompetengeschmetter: die reitende Artillerie zieht aus der Kaserne über die Domstraße nach dem Augellang.

Ein biederer Franziskaner in brauner Kutte und Sandalen springt rasch zur Seite, um nicht unter die Hufe der Kasse zu kommen; eine uralte Landfrau grüßt ihn ehrerbietig mit dem fast verklungenen Grusse „Gelobt sei Jesus Christus“; in demselben Augenblicke sagt der Photograph, welcher es auf den Dom abgesehen hatte, zu sich selbst: „Fertig“, auf dem Bilde stehen neben dem lustigsten Studenten die Gestalten aus dem Mittelalter, der Mönch und die fromme Katholikin.

Dort geht, weder links noch rechts schauend, im schwarzen Gewande die ältliche Nonne, um ihrem Berufe nach Krankenbesuche zu machen. Hier weht der weiße Schleier, flattert das lornblumenblaue Tuch der protestantischen Diakonissin. Sie spricht über ihre Kranke mit einem der berühmtesten Heilkünstler, dessen Ruf auch außerhalb Deutschlands einen guten Klang hat.

Die Schulen sind aus. Da gehen die Politechniker, leuchtend durch grünen Tuchtragen auf dem Hod, die Domstraße hinab der Brücke zu. Die Gymnasiasten, durch blauen Sammettragen bezeichnet, stolzieren auf und ab, denn sie tragen heute zum ersten Male das Zeichen ihrer Standeserhöhung, gestern waren sie noch Lateinschüler und mußten den Hod mit carmoisinrothem Sammettragen anlegen.

Langsamem Schrittes tritt paarweise ein Zug Schüler aus dem geistlichen Seminar auf. Sie beneiden vielleicht die Gymnasiasten, denn auf ihrem Spaziergange werden sie von einem geistlichen Herrn beaufsichtigt.

In den eleganten Läden der Domstraße wird viel gelaufen, aber wie verschieden sind die Gegenstände, welche Käufer finden!

Dort bestellt eine reiche russische Dame oder eine elegante Würzburgerin beim Konditor selbst das Gefrorene zum Gesellschaftsabend, während hier das sehr altsrürkische Gebäud: Nonnenkräpse, gelaufen wird. Die alte Bürgerfrau wählt den Rosenkranz mit silbernem Kreuz für ihr Enkelchen und sucht noch einige Heiligenbilder dazu aus; im benachbarten Laden handeln zwei schöne Mädchen um Ballkränze und Fächer, denn wo wird mehr getanzt, als in Würzburg?

Der junge Subdiakon betrachtet die geschmackvoll gestickte Stola am Schaufenster, er bedarf sie noch nicht, hofft aber auf baldige Beförderung; das lustige Mitglied des Sängervereins wählt das Kostüm zur Fastnachtspoffe oder zum Fastnachtzuge. Der Greis aus dem ohsenfurther Gau, kenntlich als reicher Bauer am schweren Tuchrode mit silbernen Knöpfen, bezahlt willig zwei Kronenthaler für die bide Wachslerze, welche er seinem Schuttpatron St. Kilian widmen will; dort gehen zwei Brüder Arm in Arm, der eine Juchst, der andere bereits Doctorandus, um in der Buchhandlung die Lichter zu kaufen, welche Scanzoni, Möllner und andere Bierden der Universität für sie angezündet haben. Zur Zeit der drei Messen, zur Zeit des Waigebetes, wenn ein Hochzeitszug nach der Domkirche zieht oder ein Requiem trauernde Freunde in diesen Tempel führt, immer ist die Domstraße belebt bis in die Nacht hinein, wo der heimkehrende Student sein: „Frei ist der Bursch“, mit voller Kehle singt.

Endlich schwebt der Geist über Allen. Jeder der vielen bedeutenden Männer, unter denen auch Künstler von Ruf und hoher

Bedeutung zu nennen wären, jeder, der als Universitäts-, Gymnasiallehrer oder in anderer Weise gewirkt hat, sei es längere Zeit oder nur für einige Jahre gewesen, hat Spuren seines Daseins hinterlassen, dem Samentorn ähnlich, das endlich zum fruchttragenden Baume wird, von dem noch kommende Geschlechter ernten.

Die Domsifstkirche wurde zuerst von P. Arno im Jahr 862 erbaut, brannte 920 zum Theil ab und wurde im byzantinischen Styl wieder aufgeführt 923 von P. Dietho.

Das Rathhaus ist im Jahre 1316 entstanden unter der Oberleitung der Bürgermeister Arnold vom Sand und Edart von Berr.

Der hohe Thurm, vulgo Grawenederthurm, ist schon dadurch merkwürdig, daß er der erste Thurm ist, der eine Uhr erhielt.

Gustav Doré.

(Bild S. 234.)

Der Künstler, dessen Name in diesen Blättern schon öfter genannt worden und dessen Illustrationen schon seit Jahren manche Seite derselben geschmückt, Gust. Doré, ist ein Straßburger und 1833 geboren. Wer die ganze Reihe seiner Arbeiten überfliehet, wird diesem Datum ungerne Glauben schenken, und doch hat es damit seine Wichtigkeit. Aber man bedenke, Doré ist ein „Wunderkind“ und hat früher begonnen und ist früher in die große Welt getreten, als dies sonst, auch bei hervorragenden Talenten, der Fall zu sein pflegt. Früh war er mit seinem Vater nach Paris gekommen und hatte dort seine künstlerische Erziehung vollendet. Schon in seinem sechzehnten Jahre machte er durch seine komischen Bilder im Journal pour rire Aufsehen. Rasch bewegte er sich in allen Genres: er war Landschaftler, Historien- und Genre-maler. Die Zeitereignisse, wie die poetischen Schöpfungen seines Vaterlandes fanden in seinem Griffel den bereitetsten Vertreter und bald war er der gesuchteste Illustrator. In allen illustrierten Journalen seiner Zeit finden wir immer und immer wieder seinen Namen und während er bei Tag sich dieser aufreibenden Arbeit widmete, hatte er die Nacht der Illustration der großen Dichter vorbehalten. Rabelais, Balzac, der ewige Jude, Münchhausen folgten sich rasch: wahllos griff er damals noch zu Allem; das Greuliche, Unheimliche, Ungeheuerliche hatte am meisten Reiz für seine Phantasie, deren Fülle und Reichthum indeß überall zu Tage tritt. Neben dem Schöpferischen seines Talentos hat er das Technische nicht versäumt und er versteht den Holzschnitt zu behandeln, wie kein Zweiter; ja er weiß, wo der Kypograph unklüfftig steht, selbst mit dem Stichel einzugreifen. Die Fruchtbarkeit des Künstlers war so groß, daß man im Jahre 1862 bereits vierundvierzigtausend Zeichnungen von ihm zählte. Unter diesen ragt am Herrlichsten seine aus siebenundsiebzig Bildern bestehende Illustration der göttlichen Komödie des Dante hervor, die namentlich auch das Ausland und vor Allem Deutschland, wo der Danteultus so hoch gestiegen, auf dieß immense Talent aufmerksam machte. Wie hier im Erhabenen, gleich mächtig schuf sein Geist in der Sphäre des Komischen — er ließ dem Dante den Don Quijote des Cervantes in 488 Illustrationen folgen, welche nicht nur die ewige Schöpfung des größten Romandichters aller Zeiten verherrlichen, sondern uns auch ein treues Bild von Spanien geben, das er eigens zu diesem Zwecke bereiste, welche Reise dann noch eine besondere Frucht in seinen Reisebildern trug. Ein anmuthiges Zwischenspiel möchten wir die Illustration der Märchen von Perrault nennen, aus denen unsere Blätter schon einige Proben gegeben und die eben jetzt in prachtvoller Ausstattung gesammelt in einem großen Bande mit Text von Moriz Hartmann erschienen sind*). Die Lafontaine'schen Fabeln schließen sich an die Märchen sinnig an. Die ganze Fülle seines weltumfassenden Geistes enthielt sich aber erst in der Bibel. Hatten die großen Künstler aller Zeiten diese und jene Szene der heiligen Geschichte mit ihrem Pinsel und Griffel verherrlicht, keiner hat es gewagt, das ganze Buch der Bücher alten und neuen Testaments zu illustriren. Nur ein Künstler von solcher Erfindungsgabe, solcher Verfatilität des Gei-

*) Märchen von Perrault, nachzählt von Moriz Hartmann. Stuttgart, G. Hallberger.

stess, solcher Meisterschaft in allen Sphären des Kunstgebietes konnte dieß Niesenwerk unternehmen und schon nach wenigen Jahren liegt das ganze Bibelbuch mit 240 Bildern illustriert vor uns: und wir begrüßen mit Freuden das Erscheinen dieses schönen Werkes auch auf deutschem Boden^{*)}, wo es selbst dem weniger Bemittelten möglich gemacht wurde, dieß Prachtbuch für Haus und Familie zu erwerben. England, das den Künstler besonders hoch schätzt, hat ihn jetzt für die Meisterwerke seiner Poesie gewonnen, die gegenwärtig seine ganze Schöpferkraft in Anspruch nehmen.

*) Die Bibel, alten und neuen Testaments in zwei Ausgaben, einer protestantischen mit Text von Luther, und einer katholischen mit Text von Alciati. Stuttgart, C. Hallberger.

Reineke Fuchs.

Mit Illustrationen von W. v. Kaulbach.

(Aus der Holzschnitt-Prachtausgabe von Weeber's Reineke Fuchs, J. G. Gollasche Buchhandlung in Stuttgart.)

(Bild 2. 236.)

X.

„Glück und Ehre sind hin! Ihr werdet Alles erfahren!“ sagte Reineke traurig. „Das erste löstliche Kleinod war ein Ring. Er war aus feinstem Golde gebildet, auf der inneren Seite standen ebräische Lettern gegraben von ganz besonderer Deutung, die nur ein Jude, Meister Abryon zu Trier, zu lesen verstand. Er sagte, daß die drei Worte jeden, der den Ring trage, vor jeglicher Gefahr schützten. Außen stand ein Gestein, ein heller Karfunkel, der Nachts leuchtet wie die Sonne. Wer vermöchte die Kräfte des Steines alle zu zählen! Solches Schatzes war ich nicht werth, drum dachte ich ihn dem König zu senden, dem Edelsten, der allein ihn zu tragen würdig war, auf dem unser Wohl beruht und unser Vermögen und dessen Leben ich dadurch vor allem Uebel zu schützen gedachte. Der Königin aber wollte ich Kamm und Spiegel verehren, da sie mir stets so große Wohlthat erwies und mich vor Uebel beschirmte. Nun zu dem Kamm. Zu diesem hatte der Künstler Pantherknochen genommen, klar wie Silber und weiß von unaussprechlicher Reinheit, und des Kammes Geruch ging über Nellen und Zimmt. Ferner sah man am Rücken des Kammes die löstlichsten Bilder, hoherhaben, durchflochten mit zierlichen, goldenen Ranken und mit roth und blauer Lasur. Im mittleren Felde war künstlich die Geschichte von Paris halberhaben geschnitten, kaum etwas Herrlicheres hatte je die Kunst aller Zeiten zu weihen. Aber das Kostlichste war der Spiegel, bei dem die Stelle des Glases ein Dersyll von größter Klarheit und Schönheit vertrat. Alles zeigte sich darin, und wenn es Reiten weit vor sich ging, sei es bei Tag, sei es bei Nacht. Alle Mängel und Gebrechen des Antlitzes verschwanden alsbald, sah man sich nur im Spiegel. Und das Holz zur Fassung der Tafel hieß Serhym, das dem Gold an Werth gleich steht, und der Rahmen war mit löstlichem Schnitzwerk gezieret, welches die Fabeln vom Mann und Pferd, vom Fuchs und Haken, vom Wolf und Kranich, vom Esel und Hund in prächtiger Arbeit geschildert. Ich erzähle nur eine: die Geschichte vom Esel und Hund. Beide standen bei einem Reichen in Diensten, der Hund war freilich der Liebling, denn er saß am Tische des Herrn und aß mit demselben, ruhte wohl auch im Schooße des Gönners, der ihm das beste Brod zu geben pflegte, wofür ihn der Hund leckte und liebte. Baldewyn sah das Glück des Hundes und ärgerte sich, daß der Herr dem faulen Thiere so freundlich begegne, während er die schwersten Lasten schleppen müsse. „Ich kann es länger nicht bulden,“ ruft er, „will auch mir des Herren Günst erwerden!“ So sprach und trat er zum Herren, der eben auf dem Kissen lag und sich fristiren ließ und wollte dem Gebieter hofiren. Aber er schlug ihm nur Weulen, und man trieb ihn mit Prügeln nach dem Stalle — da blieb er ein Esel. Diese Geschichten und mehr verzierten künstlich geschliffen rings die Fassung des Spiegels. Ich hielt des löstlichen Kleinods mich nicht werth und sandt' es deshalb der Königin zu. Darum wehe dem Mörder! Ich will es erfahren, wer die Schätze verborgen.“ So sprach Reineke und sah die Günst des Königs bereits sich zu ihm neigen.

Federzeichnungen aus Baden.

Von C. Rebenius.

5. Nastatt vor und nach dem Kriege.

Nastatt und Baden, so nahe sie beieinander liegen, sind wahrhafte Gegensätze, und man kann in der That nicht begreifen, wie es je einem Menschen, und wäre er selbst ein Fürst gewesen, die manchmal eigenthümliche Gedanken haben, einfallen konnte, auch nur auf wenige Tage seinen Sitz von Baden nach Nastatt zu verlegen. Und doch war dieß in ausgebreitem Maße der Fall; das rastatter Schloß, mit dem sich das badner so wenig messen kann, sowohl was Größe, Schönheit und Styl betrifft, als umgekehrt Nastatt mit Baden selbst, ist der in Stein ausgesprochene Beweis, daß dem wirklich also war.

Die späteren badischen Fürsten nach der Vereinigung beider Linien haben Nastatt, trotz seines auf dem Schlosse winkenden goldenen Jupiters, weniger anziehend gefunden und nach und nach ganz gemieden. Noch lange aber zehrte Nastatt an seinem Schloßruhm und ihm, dem Schlosse, hatte es die historische Ehre eines Kongresses und daran sich knüpfenden Gesandtenmords, sowie in ruhigen Zeiten den schätzenswerthen Besitz eines Hofgerichtes zu danken.

Seit ungefähr funfundsiebenzig Jahren jedoch wurde dadurch, daß auf Beschluß des nun selig heimgegangenen Bundes Nastatt und Ulm zu Bundesfestungen und zwar ersten Ranges angelegt wurden, diesem früheren Vergnügungsorte der Fürsten eine ganz andere Umgestaltung zu Theil. Das kleine Nastatt wurde dadurch ein städtisches Soldatenlager: mehr Soldaten als Civilisten bildeten von nun an seine Bevölkerung. Dadurch ist Nastatt auch in der That eine ganz andere Stadt geworden, sie erhielt ein ganz anderes Gepräge.

Auch Nastatt liegt in der Rheinebene mitten drin, und wenn etwas die Einförmigkeit, die hier durch die langweilige Bauart der Stadt förmlich fixirt worden zu sein scheint, der weniger der Sand als das Leben fehlt, welches Letztere sich in den breiten Straßen gewissermaßen zu verlieren scheint, noch zu mildern im Stande ist, so ist es der Anblick der rasch dahersprudelnden Murg und ein Blick in deren herrliches Thal, welches sie eben verlassen.

Nastatt als Bundesfestung ersten Ranges konnte von dem Großherzogthum Baden natürlich nicht allein besetzt werden, es erhielt gemischte Bundesgarnison, gleich Mainz. Ursprünglich partizipirte bloß Oesterreich mit Baden an der Besetzung, bald machte indeß auch Preußen mit Erfolg seine Ansprüche geltend, und zwar ganz natürlich, denn Preußen als das Schwert Deutschlands darf doch da nirgends fehlen, wo es die Vertheidigung desselben gilt. So kam es, daß bis zum letzten Sommer, als die bekannten Ereignisse eintraten, welche die Käumung der Festung von Preußen und Oesterreich zugleich zur Folge hatten, Oesterreich, Preußen und Baden ihr Kontingent stellten.

Die Preußen verließen Nastatt zu Anfang Juni vorigen Jahres zuerst und wurden von den Oesterreichern mit Musik zur Bahn geleitet. Dieser Umstand wurde damals als Friedenshoffnung aufgefaßt, und selbst Solche, welche derartigen Neußerlichkeiten weniger Bedeutung beilegen, hätten doch wenigstens das nicht geahnt, daß beide Theile, die sich hier die Hände drückten, sich in einigen Wochen in Böhmen in mörderischem Vernichtungskampfe gegenüberstehen würden.

Die Festung wurde jetzt von den sogenannten bundestreuen Staaten besetzt: an die Stelle der Großmächte traten die kleinen. Neuchâtel-Schleiz und Lobenstein rückte für Preußen, Sachsen-Weimar für Oesterreich als Ersatz ein. Die Stadt Nastatt erhielt allerdings dadurch einen etwas mehr deutschen Anstrich, denn früher konnte man oft mehr Polnisch, Italienisch, Czechisch als Deutsch hören; aber daß es an Lebhaftigkeit dadurch gewonnen, konnte man nicht behaupten. Mit dem Siege der preussischen Waffen zogen auch diese Truppen wieder ab, und die Garnisonirung Nastatts blieb nach dem Abschluß des prager Friedens der Krone Baden allein anheimgegeben.

Die Stadt Nastatt, in ihren Erwerbsverhältnissen auf das Militär rein und ausschließlich angewiesen, von dem sie den Ersatz



THEY ARE THE SAME



In der Dornau.

Volkserzählung aus Obersteiermark von Cornelius Born.

(Fortsetzung.)

Als er und der Steinmüller eines Sonntags nach Tische, bei der Tasse schwarzen Kaffees Siesta haltend, allein geblieben waren und Ersterer die kurze Gebirgspfeife zu stopfen begann, zog Thomas seine feingestickte Cigarrentasche, ein Geschenk Hannchens, hervor und präsentirte ihm eine Cigarre, indem er sagte: „Laßt die Pfeife, Vater Steinmüller! — Heute wollen wir eine gute Cigarre miteinander rauchen, denn der heutige Tag ist der wichtigste für mein ganzes Leben.“ — Der Steinmüller fuhr erschrocken zurück vor dem Ernst, mit welchem Thomas diese Worte gesprochen hatte, so daß das Zündhölzchen, welches die dargebotene Cigarre in Glut setzen sollte, seiner Hand entfiel. „Was ist denn g'schehn, Herr Obersteiger? — Sprecht, um Gottes willen!“ fragte er in gespanntester Erwartung. — Thomas räusperte sich einige Male, dann trat eine unheimliche Pause ein, während welcher dem Steinmüller dicke Schweißtropfen über die Stirne träufelten. Endlich begann Thomas, nachdem er sich nochmals geräuspert und mit der Hand durch sein lauges Haar gefahren war, in feierlichem Tone: „Herr Steinmüller! Ihr seid ein biederer, allgemein geehrter Mann. — Im Umkreise von mehreren Stunden kennt Euch jedes Kind, und Jung und Alt spricht Euren Namen mit der ihm gebührenden Achtung aus. — Herr Steinmüller! Ihr seid auch Familienvater!“ — Dem Alten ward ängstlich zu Muth in dem geschlossenen Stübchen, so daß er, mit dem Sadtuch über Stirn und Wangen fahrend, sehnsüchtig nach dem Fenster blickte. „Vor beilaufig fünf- und zwanzig Jahren,“ fuhr Thomas in gleicher Weise fort, „seid Ihr in den Stand der heiligen Ehe getreten, auch hat der Himmel Euren Bund mit Kindern gesegnet. Ihr habt ein geliebtes Weib, das treu auf allen Wegen des Schicksals an Eurer Seite ausharrte, das Freud' und Leid redlich mit Euch theilte.“ — In Erwartung der Dinge, die noch kommen sollten, athmete der Steinmüller immer schwerer, als ob ein Alp auf seiner Brust läge. — „Ihr habt auch zwei Töchter,“ fuhr der Andere fort. „Die jüngere heißt Kosi, die ältere Hanni! — Ihr habt mich in Eurem Hause auf's Freundlichste aufgenommen, und die kurze Zeit meines hiesigen Aufenthaltes bot mir vielfach Gelegenheit, sowohl Euch, Vater Steinmüller, als Eure Familie näher kennen zu lernen.“ — Des Steinmüllers Brust hob sich sichtlich leichter. — „Das Gebäude, welches für meine künftige Wohnung bestimmt ist, steht nun vollendet da. Nichts fehlt mehr darin, als eine sorgsam waltende Hausfrau, welche den kalten, kühlen Mauern das nöthige Leben verleiht. Eure ältere Tochter Hanni ist ein Mädchen, das alle Eigenschaften besitzt, um —“

„Ja ha ha!“ lachte der Steinmüller aus Leibeskräften und vor freudiger Ueberraschung aufspringend, daß beinahe der Tisch sammt den Kaffeetassen umgestürzt wäre. „Ja ha ha! — soll's da hinaus! — Dazu war also das ellenlange Präambulum? — Ihr wollt mei Hannerl zum Weib haben, nit wahr, Herr Obersteiger?“

„Ja, es wäre mein sehnlichster Wunsch.“

„Aber warum seid's denn nit gleich mit der Jarb' herauskommen? — Ihr hätt's mir all' die unendlichen Schweißtropfen erspart!“ — Dann eilte er zum Fenster, riß dasselbe auf und schrie mit aller Kraftanstrengung in den Garten hinaus: „Alte! nur schnell herein! — und bring' die Madeln auch mit!“

Kurz darauf stürzten die Gerufenen mit erschreckten Mienen in's Gemach, denn Alle waren der Meinung, es sei plötzlich ein Unglück geschehen. Allein eben so schnell verwandelte sich der Schrecken in Freude und Heiterkeit, als der Steinmüller unter vergnügtem Schmunneln mit wenigen Worten den Sinn der langen Rede des Brautwerbers vorbrachte, worauf er die Hand des hocherötheten Mädchens mit den Worten erfaßte: „Hannerl, i glaub, Du wirst nig dagegen einzuwenden haben, daß Du 'n Thomas sei Weiberl werden sollst?“ — Nachdem das verlegene Mädchen ein kaum vernehmbares „Ja“ gelispelt hatte, legte er ihre Hand in jene des noch immer in feierlichster Position harrenden jungen Man-

nes und sagte lachend: „Also, da habt's euch, Kinder, und seid's glücklich miteinander.“ — Des Steinmüllers Weib stand in der Ecke und weinte Freudenthränen über das Glück, das ihrer Tochter widerfahren sollte. Es entstand ein Moment feierlicher Stille. — „Aber jetzt laßt uns lustig sein, Kinder,“ unterbrach der Steinmüller die erstgewordene Stimmung. „Der heutige Tag is a Freudatag für uns Alle! — Alte, geh' in' Keller und hol a paar Flaschen vom Besten herauf! — Hier im Zimmer is heut j' eng für mi! — da halt ich's mit aus!“ setzte er fort, den Schweiß von dem vollen blauröthen Gesichte wischend und zur Thüre hinaus-tretend.

Draußen in der schattigen Weinlaube saßen schon mehrere Nachmittagsgäste. Der gesprächige Steinmüller konnte im Uebermaße seiner vergnügten Laune die wichtige Neuigkeit von dem Brautstande seiner Tochter ebensowenig zurückhalten als sein Weib. Binnen Kurzem stand sie im Munde des Hausgefinde und der aus- und eingehenden Gäste, welche dieselbe wieder weiter verbreiteten. Man trank auf das Wohl des Brautpaares, und wer in der Laube saß, mußte mittrinken. Allmählig begannen die Augen auf der Regelsbahn zu rollen und die Schäfte auf der Schießstätte zu krachen. Tische und Bänke vor dem Hause füllten sich nach und nach, so daß Hannchen und deren junge Schwester bald zur Aus-hälfe eilen mußten. Der alte Steinmüller war heute so recht in seinem Elemente. Wer kam, der vernahm das frohe Ereigniß zuerst aus seinem Munde, und am Abende sprach man in der ganzen Umgebung von nichts Anderem, als von der bevorstehenden Heirath der Tochter des reichen Steinmüllers mit dem jungen schönen Obersteiger.

Und an der Schwelle der einsamen Waldbütte, mitten in der starren, schweigenden Gebirgswildniß, saß ein blaßes Mädchen, ihr Haupt an die morschen, wurmzerfressenen Thürpfosten lehrend. Niemand hatte ihr die Nachricht gebracht, über die sich Alles freute, denn Niemandes Weg führte hier vorüber. — Allein sie hatte dieselbe schon früher erfahren! — Sie hatte sie aus der sichersten Quelle entnommen, die keinen Zweifel übrig ließ!

Am folgenden Tage nach dem Mittagessen machte Thomas seiner Braut den Vorschlag, ihre künftige Wohnung in Augenschein zu nehmen, damit die allenfalls nöthigen Abänderungen noch rechtzeitig getroffen werden könnten. Es war ein herrlicher Sommertag. Hannchens Eltern und ihre Schwester begleiteten das Brautpaar. Auf der Höhe angelangt, wurde Alles prächtig gefunden und bewundert. Hannchen besichtigte die Küche, Speiskammer und den Keller. — Alles war auf's Zweckmäßigste angelegt. Dann wurde die künftige Einrichtung der Zimmer und die Anordnung der Möbel besprochen. Der Steinmüller ließ es sich durchaus nicht nehmen, die Möbel selbst beizuschaffen. Zu diesem Behufe mußte nächsten eine Reise nach der Hauptstadt unternommen werden, wohin ihn die beiden Mädchen begleiten sollten, um gleichzeitig andere nothwendige Einkäufe für die Ausstattungen zu besorgen. Da war des Jubels kein Ende! Nach Hannchens maßgebendem Ausspruch war es auch nothwendig, daß die bloß weißgetünchten Zimmer hübsch ausgemalt, kurz Alles auf's Schönste hergerichtet würde. Nachdem die reizende Aussicht vom Bergplateau genossen und einige Erfrischungen im Garten eingenommen worden waren, begab man sich auf den Heimweg. Schon warf die Abendsonne ihre langen schiefen Strahlen durch das Waldesdickicht und in dem Gefäße der Wipfel glühte es wie tausend Goldfunken. Kosi, der Steinmüller und sein Weib gingen voraus, das glückliche Brautpaar folgte in geringer Entfernung nach. Kein Lächeln regte sich. Dann und wann unterbrach der Ruf eines hochziehenden Raubvogels die Abendstille, oder die mohnblaue Holztaube flatterte über den Häuptern der Heimlehrenden dahin. Thomas und Hannchen hielten sich bei den Händen, von der rosigen Zukunft plaudernd und von den Freuden des häuslichen Glückes — oder sie gingen lange Strecken neben einander einher, ohne ein Wörtchen fallen zu lassen.

An einer Stelle des Waldes, wo sich zwei Fußwege kreuzten und ein schmales Brücklein über das kristallene Wässerschen spannte, stand ein mächtiger hundertjähriger Eichenbaum. Ein Theil seiner Krone wurde einst vom Blitzstrahl getroffen und streckt die korrigen, gebleichten Aeste gegen den Himmel. Gelangt man in die

Nähe des Baumes, so bemerkt man am Fuße desselben ein Bänkchen und höher darüber ein einfaches, uraltes Bildchen, welches durch ein Schirmdach vor Regen und Unwetter geschützt ist. Das Bild stellt die schmerzhafteste Muttergottes dar, mit dem todtten, gekreuzigten Sohne auf dem Schooße, und den sieben Schwertern im Herzen. Dieser Baum heißt seit undenklichen Zeiten die Marieneiche. Des Volkes frommer Sinn schmückt das Bildniß Jahr aus Jahr ein mit Blumen oder buntem Handwerk; denn es gilt für wunderthätig, und mehrere Sagen aus neuerer und älterer Zeit knüpfen sich daran. Auch findet man in den Spalten und Rippen des alten Baumes ganze Reihen eingefügter Zähne, welche von abergläubischen Leuten herühren.

Niemand, der an dem stillen Orte vorübergeht, unterläßt es, sich zu bekreuzen, oder auf dem Bänkchen niederzuknien, und ein kurzes Gebet zu sprechen. Dasselbe thaten auch die Steinmüllerleute; — ebenso später Thomas und Hannchen. Von dem langen Wege ermüdet, ließen sich die Letzteren auf dem Kniebänkchen nieder, und setzten ihr Gespräch fort.

„Thomas, wir woll'n unsere Wohnung einrichten wie vornehme Leut',“ begann das Mädchen. „Ich hab's noch gut im Gedächtniß, wie ich als Kind mit der Mutter beim Herrn Onkel, dem Steuerkontrollor, in der Stadt zu Besuch war. Da gab's ein Speiszimmer, ein Schlafzimmer und ein Sitzzimmer. So will ich's auch haben! Dann schöne Vorhäng' an die Fenster, und an Glaschrank, wo das Porzellan und das Silberzeug zur Schau ausgestellt is, damit d'Leut auch seh'n, was unser Eins hat!“

„Das überlasse ich ganz Deinem Geschmade, mein Kind!“ lautete die Antwort.

„Und bei der Hochzeit mußt Dein' neuen Uniformrock anlegen mit den sammtenen Aufschlägen und goldenen Knöpfen! Mit wahr Du verspricht mir das, Thomas?“

„Ich verspreche Alles, was Dein Herz wünscht, Hannchen!“

„Und i muß a seiden's Kleid bekommen, und die Rost als Brautjungfer ebenso. Da sollen den Bauern die Augen aufgeh'n! So a Hochzeit is hier seit Menschengedenken noch nit g'feh'n worden! O wie freu i mi schon auf den Tag!“

„Hannert!, wie sehn auch ich mich nach der Stunde, Dich mein lieb's Weib nennen z'können!“

Kaum hatte Thomas ausgesprochen, so glaubte er ein Geräusch hinter sich zu vernehmen. Er wollte nachsehen, was es sei; doch Hannchen hielt ihn mit den Worten zurück: „Laß sein, Thomas! 's is a aufgeschredter Haas, oder sonst a Städ Wild!“

Darauf faßte er abermals ihre Hand und sagte, indem er sie sanft an sich heranzog, mit dem weichsten Tone seiner Stimme: „Ich will Dich stets auf Händen tragen, wie ein unschätzbares Kleinod, mein Herz soll künftighin nur für Dich schlagen, und Dein Glück soll mein höchster Wunsch bleiben!“

Während die Beiden, im Vollgenuss ihres Glückes schwelgend, also redeten, stand Waldbiese wenige Schritte hinter ihnen. Kein Wörtchen des Gespräches war ihrem lauschenden Ohre entgangen. Ihr Herz blutete gleich jenem der Muttergottes, das von sieben Schwertern durchbohrt war, und sie presste die glühende Stirn an den harten Baumstamm! Als sich die Beiden erhoben, trat auch sie aus dem Versteck hervor. Thomas hatte seinen Arm um Hannchens Schulter gelegt, und so schritten die Liebenden langsam den Fußweg entlang gegen die grühdämmende Waldblichtung. Des Mädchens blonde Flechten schimmerten wie Gold im scheidenden Sonnenstrahl, ein lauer Abendwind glitt leise durch das zitternde Laubwerk der Birken, und das Girren der Waldtauben tönte hie und da aus dem tiefen Dunkel des Gestrüppes. Nachdem das Brautpaar ihren Vleden entwunden war, fiel das Mädchen vor dem Betschemel nieder und weinte bitterlich. Also war Alles verloren! Keine Hoffnung mehr vorhanden für das einsam verblutende Herz!

Schon mehrere Wochen hindurch war Lise nicht in die Kirche gekommen; denn sie schämte sich ihrer Armuth. Auch an anderen Orten ließ sie sich nicht vor Leuten sehen. Die Marieneiche war jetzt ihre Kirche, und das kleine Bildniß der schmerzhaftesten Muttergottes ihr Hochaltar! Schon am frühesten Morgen, wenn in dem hohen grünen Laubgewölbe die Lobeschöre erschallten, und aus den Thälern die Weibrauchsäulen gegen den Himmel emporstiegen, da

kniete das Mädchen vor dem Marienbilde und verrichtete ihr kurzes einfaches Gebet. Stets hatte ihr verlassenes Herz hier Trost und Stärkung gefunden! Allein heute wollte es verzweifeln! Als sich das Mädchen vom Boden erhob, war es ringsumher finster, wie in ihrer Brust. Die goldigen Farbentöne waren verschwunden, und statt des reinen Himmelblaus standen träge, bleigraue Wollenmassen über den Baumwipfeln. Die Luft war drückend und zum Ersticken schwül. Sie ging über das Brücklein, den bekannten Fußsteig entlang, thalabwärts, dann durch die Holzschläge und über die Wiesen, auf denen sich schon der Thau zu lagern begann. Als sie in die Nähe ihrer Hütte gelangte, bog sie plötzlich ab, und schlug den schmalen Bergsteig ein, der gegen den Weiher führte. Der alte Baumstamm, auf dem sie als Kind so oft neben dem blonden Knaben gesessen, — er lag noch immer am Ufer des stillen Wassers wie ehemals, auch die hohe Felswand blidte mit demselben Ernste auf sie herab wie vor Jahren! Das ermüdete Mädchen ließ sich nieder, und starrte halb bewußtlos auf den schwarzen Spiegel des tiefen Gewässers. Es gab nichts mehr, was sie an die Welt fesselte, in der sie bisher so wenig des Guten erlebt! — Ihre Eltern hatte sie nie gekannt, die Pflegeeltern waren ihr niemals hold gewesen; auch die alte Großmutter, an der sie seit den Kinderjahren am Meisten hing, ruhte im ewigen Frieden! Vor den andern Menschen floh sie, weil sie deren Spott fürchtete. Thomas war der einzige Lichtpunkt in ihrem umdüsterten Dasein! Er war der helle Stern, dem sich Alles das zuwendete, was die unendlichen Stunden tieffter Einsamkeit in ihrem jungen, liebenden Herzen verschlossen hatten! — Und nun war auch dieser verloren! —

Regungslos standen die lichten Ketze der Wasserrosen auf dem Weiher, kein Schilfbalm bewegte sich, eine unheimliche Stille herrschte, und das Firmament schien alle Augenblicke mit seiner schwarzen Wollenlast herabzusinken! Da kam ihr vor, als höre sie eine sanft einschmeichelnde Musik, die aus der Tiefe herauszutönen schien, gerade so wie in dem Märlein von dem wunderbar schönen Wasserfräulein, das ihr die Großmutter so oft erzählt hatte. Dann tauchten die Wasserjungfrauen aus den Wellen empor, mit den langen, grünen Haaren, um welche Kränze von Wasserrosen geschlungen waren. Sie wiegten sich auf dem sanft bewegten Spiegel, und zwischen dem dünnen Schilfrohr, als ob sie einen anmuthigen Tanz aufführen würden. Immer mehrere tauchten auf, und wieder andere, ohne Zahl! Und sie lächelten mit den großen lichtblauen Augen, und winkten mit den schneeweißen Armen! Wie im Traume stand Lise auf, sich langsam jener Uferstelle nähernd, wo die Felswand schroff bis an den tiefsten Grund abstürzt. Die Musik klang immer verlodender. Sie warf das Tuch, welches sie umhüllte, von sich, sie trat auf den äußersten Felsvorsprung, und bekreuzte sich, ihr Haupt gegen den Himmel erhebend: da, mit Einemmale schien sich das Firmament zu öffnen, und ein Feuermeer herabzuschleudern! Das ganze Gebirge stand in vollster Beleuchtung vor des Mädchens Augen! Hoch oben zwischen den Baumwipfeln ragte die Marieneiche ihre schwarzen, knorrigen Aeste in die Höhe! Ein heller Glorienschein umstrahlte das kleine Bildniß; allein der sanfte, schmerzhafteste Ausdruck der Muttergottes war verschwunden! Tiefster Ernst blidte aus den sonst milden Zügen, während sich die drohende Hand langsam erhob!

In demselben Augenblicke erfolgte ein furchtbarer Schlag, so daß der Boden unter des Mädchens Füßen erbehte, und Alles war plötzlich verschwunden! Tiefste Nacht herrschte ringsumher! Nur oben auf der Höhe fladerte ein kaum bemerkbarer Lichtschimmer! Das Mädchen erwachte wie aus einem Traume. Sie blidte nochmals empor gegen die Höhe, wo ihr das drohende Marienbild erschienen war. Als sie den lichten Schein gewahrte, fiel sie weinend auf die Kniee und betete. Wie ein schwerer, drückender Stein war es plötzlich von ihrer Brust gefallen, und gleichsam neu zum Leben erstanden athmete sie auf. Als sie den Weg nach der Waldhütte einschlug, umwehte ein kühler Luftzug ihre brennende Stirne, und in den Blättern des Waldes rauschte ein milder, wohlthätiger Regen!

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem amerikanischen Frauenleben.

Von einer deutschen Frau.

III.

So auffallend und charakteristisch der Unterschied im häuslichen Leben der Amerikanerinnen von dem der Frauen Europas ist, so viel bedeutender noch ist die Verschiedenheit in der Stellung des weiblichen Geschlechts in der Öffentlichkeit. In Europa, wo sich die Menschen überhaupt mehr passiv verhalten und aus alter Gewohnheit für sich handeln und regieren lassen, hat natürlich die Frau um so mehr ihren Wirkungskreis nur im Hause, wo sie ihren ganz wohlthätigen Eifer mit sanfter, aber überzeugender Gewalt schwingen darf; in Amerika aber, wo jeder Mann die Pflichten und Rechte eines Mitregierenden hat, erstreckt sich beßhalb auch die Sphäre der Frau über weitere Grenzen, welche sich im Laufe der Zeit noch immer mehr und mehr ausdehnen werden.

Daß die Frauen hier auf einer solchen Stufe stehen, daß sie die an sie gestellten Anforderungen einer freieren Stellung zu erfüllen im Stande sind, wird wohl dadurch bewiesen, daß in jenen Regierungsämtern, wo man die Neuerung eingeführt hat, Ladies anzustellen, wie z. B. im Postdepartement und im Finanzministerium, sie ihre Arbeit anerkannter Weise ebenso richtig, gewissenhaft und nicht selten schneller verrichten als die männlichen Beamten.

Den Frauen wird der Unterricht der Kinder in den Schulen beinahe ganz allein anvertraut, somit durch die heranwachsenden Generationen die Zukunft des Landes in ihre Hände gelegt.

Eine amerikanische Eigenthümlichkeit sind die Vorlesungen, welche, meistens während der Konzert-Saison, über politische oder soziale Fragen gehalten werden. An die Seite der bedeutendsten Männer, wie Wendell Phillips, Fred. Douglass, Horace Greeley, Henry Ward Beecher, reißt sich ebenbürtig Anna Dickinson, welche jahrelang unermüdet mit Wort und Schrift für die Aufhebung der Sklaverei wirkte. Ihre Erscheinung ist äußerst interessant, edel, echt weiblich; ihr Vortrag ruhig, einfach und natürlich; was sie sagt, ist wohl durchdacht und wahr.

Auch in der Kunst, welche in diesem jungen Lande, wo noch so viel dringende Arbeit zu thun ist, natürlicherweise in der Kindheit stehen muß, streben die Frauen gleichen Schritt mit den Männern zu halten, und der Name der Bildhauerin Harriet Hosmer reißt sich an die besten Künstlernamen Amerikas.

Die ersten muthigen Frauen, welche allem Reid und Vorurtheil zum Troß Heilkunde studirten, und als Aerzte zum Besten der Menschheit den Kampf mit der spöttelnden Welt aufnahmen, haben diese Schranke, welche die Frau von einem ihr natürlichen Wirkungskreis trennte, durch ihren entschiedenen Erfolg aufgehoben und ihnen diese Bahn so sicher eröffnet, daß es jetzt sogar schon eine eigene Lehranstalt für weibliche Aerzte gibt, aus welcher jährlich eine große Anzahl zur praktischen Ausübung ihrer Wissenschaft entlassen werden. Auf der hohen Stufe, auf welcher zur Zeit die Heilkunde steht, wo Sicherheit des Wissens als natürliche Folge Einfachheit der Behandlung mit sich bringt; wo sorgsame Pflege und aufmerksame Beobachtung die Hauptfache sind, und Arzneien nur nachhelfen müssen, wo die eigene Natur unthätig ist, da ist die Frau ebensowohl am Plage als der Mann, der, mit seinem mehr umfassenden Urtheil, leicht das Kleinere, oft Wichtigste, übersieht. Besonders bei Kindern hilft dem weiblichen Arzte das angeborene Muttergefühl den Zustand der kleinen Leidenden zu errathen, welche, sich selbst nicht verstehend, auch ihre Leiden nicht beschreiben können, oft durch Fragen eines gefürchteten Doktors so irreführt werden, daß sie Symptome zugeben, welche gar nicht bestehen. Das schauerliche Feld der Chirurgie mit seinen Schreden werden die Frauen den kaltblütigeren, mit stärkeren Nerven begabten Männern wohl nie streitig machen wollen; obwohl Viele während des Krieges, als Wärterinnen in den Feldspitälern, in der entschlichsten Umgebung bei den furchtbarsten Operationen mit wachrem Heldennuth Hülfe leisteten. Wenn England mit Liebe und Verehrung auf Eine Florence Nightingale blickt, so hat Amerika Hunderte, welche dieselben Opfer brachten, dieselben Werke der Liebe verrichteten, deren Namen aber unbekannt bleiben, weil diese großen Herzen Alles,

was sie gethan, einfach nur für ihre erfüllte Menschenpflicht ansehen. Gott allein weiß, wie manches kostbare Leben sie durch ihre aufopfernde Pflege einer hangenden Familie erhielten; wie manche verirrte Seele sie durch ihr Beispiel und ihre Ermahnungen auf den rechten Weg zurückbrachten; wie vielen blutenden Herzen sie Trost und Beruhigung gaben. Sie sandten den Angehörigen der verwundeten Soldaten Nachricht, und manche trostlose Gattin oder Mutter verdankt irgend einer unbekannten Schwesterhand das kostbare Andenken einer Haarlocke, mit den letzten Worten des ewig Vertrauten. Ueberhaupt hat der Krieg die Frauen der Vereinigten Staaten zu beispielloser Thätigkeit und Wohlthätigkeit angeregt. Die kleinsten Orte hatten ihre Vereine, auf geistliche Statuten begründet, um Uneinigkeit und Mißthät zu vermeiden, welche Gaben aller Art einsammelten und für das eingegangene Geld Material für warme Kleider, dauerhafte Wäsche einkauften und an bestimmten Versammlungstagen dasselbe verarbeiteten. Von Zeit zu Zeit wurden dann diese Gegenstände, sowie viele andere, als eingemachtes Obst, die verschiedenartigsten Delikatessen für die Spitäler, Wäcker und Zeitungen (denn ohne zu lesen, kann ein Amerikaner nicht lange leben) verpackt, und entweder an die Christian- oder Sanitary-Commission zur Verwendung übersendet; zwei Wohlthätigkeitsvereine, welche das Großartigste waren, was je eine Nation in dieser Art geleistet. Die Leitung dieser Vereine, die ganze Arbeit überhaupt, nahmen Männer und Frauen von Ansehen und Reichthum auf sich, welche ein bequemes, genussreiches Leben aufgaben, und sich selbst und was sie besaßen diesem großen Werke widmeten. Sie folgten der Armee überall hin, setzten sich allen Entbehrungen und Gefahren aus, brachten auf das Schlachtfeld den Verwundeten ihren Beistand, versahen die Spitäler mit ihren Gaben und waren in allen Lagen die Rathgeber und Freunde der Soldaten. An allen größeren Orten hinterließen sie dann Agenten, meistens Frauen, deren abwesende Männer Offiziere in der Armee waren, welche die Geschäfte der Commission besorgten, und an welche sich die Soldaten und Flüchtlinge aus den Rebellenstaaten, ob schwarz oder weiß, um Rath und Hülfe wenden konnten. Die Summen, welche vom Volke für diese Vereine gespendet wurden, sind beinahe unglaublich bei der großen Last des Krieges, welche jeden Einzelnen drückte. Nach den Ausweisen der Sanitary-Commission gingen für diesen Verein allein bei fünf Millionen Dollars an Geld ein, und der Werth der übrigen Gaben wird auf fünfzehn Millionen geschätzt. Aus Kalifornien allein, bei seiner heterogenen Bevölkerung, und so weit entfernt vom Kriegsschauplatz, lief über eine Million Dollars ein. In den großen Städten veranstalteten die Damen Fairs, eine Art Bazar, wozu die mannigfaltigsten, oft äußerst prachtvollen Artikel, freiwillig gespendet wurden, besonders viel von Kaufleuten. Diese wurden dann geschmackvoll arrangirt, gegen Eintrittsgeld ausgestellt und zu den höchsten Preisen, welche Patriotismus oder oft Eitelkeit zahlen wollten, verkauft, wobei junge Ladies aus den vornehmsten Familien in eleganter Toilette die Verkäuferinnen machten und durch ihr Koletiren (natürlich nur aus Patriotismus) den Herren manche Dollars für irgend ein kleines Nichts entlockten, welches sie oft auch wieder scherzend zurückforderten, um es nochmals zu verkaufen. Die interessanteste Eigenthümlichkeit der Sanitary-Fair in Brooklyn, der Schwesterstadt New-Yorks, welche das große Opernhaus sammt vielen Nebengebäuden füllte, war das Kinderboder Departement. Dieß waren eine große Küche und Wohnstube, eingerichtet wie zur Zeit der reichen ersten holländischen Ansiedler der Manhattan-Insel (New-Yorks), wo Ladies, Abkömmlinge jener alten Familien, im Kostüm der damaligen Zeit, alt holländische Speisen und Badwerk nach alten Rezepten und traditioneller Ueberlieferung bereiteten und für ungeheure Preise auch eigenhändig servirten, an einer Tafel, welche vollständig mit Geschirr, Silberzeug u. s. w. aus derselben Zeit gedeckt war, lauter kostbare Erbstücke, welche von den Besitzern für diesen Zweck geliehen wurden. Gewiß kein kleines Opfer. Auf solche Art wirkten die reichen, fashionablen Ladies, während die Andern ihre kostbare Zeit, ihre fleißigen Hände und ihre Sympathien für die gute Sache hergaben.

Daß alles dieß Licht auch seine Schattenseiten hat, ist wohl selbstverständlich; nicht jeder Charakter ist edel genug, um Freieit ertragen zu können. Diese geringe Scheu vor der Öffentlichkeit

bringt manches Abstoßende, Unweibliche hervor. Für mich das Empörendste sind aber jene häufigen Fälle, wo junge Mädchen ihre ungetreuen Geliebten wegen Wortbruchs vor Gericht fordern und irgend eine, den Vermögensumständen des Treulosen angemessene, möglichst große Geldsumme zur Heilung ihrer gebrochenen Herzen verlangen und meistens erhalten. Weiter kann, nach meiner Ansicht, Schamlosigkeit und Unweiblichkeit nicht getrieben werden. Jedes zartfühlende Mädchen wird lieber wie ein verwundetes Reh sich verbergen und verbluten.

Eine andere traurige Folge der großen Unabhängigkeit der jungen Mädchen sind die vielen, zu frühen, unbedachten Heirathen, welche meistens unglückliche Ehen und endlich die vielen, standlosen Scheidungsprozesse mit sich bringen, welche öffentlich vor Gericht verhandelt und mit allen Details in den Zeitungen gegeben werden. Mädchen, welche noch kaum aus dem Kindesalter getreten sind, vom Leben und der Welt nichts kennen, weder sich selbst verstehen, noch einen anderen Charakter beurtheilen können, verloben sich oft mit einem verhältnißmäßig ebenso kindischen und unerfahrenen Jungen, ohne die Eltern zu Rathe zu ziehen; und wenn diese sich dann weigern, den tollen Streich zu billigen, so läßt sich das liebende Mädchen einfach ohne deren Einwilligung trauen. Freilich kann eine solche Ehe von Minderjährigen ungültig erklärt werden; doch gibt natürlich des Standals wegen die Familie meistens nach. Die Neue kommt später von selbst.

Durch diese vollkommen verschiedene soziale Stellung der Frauen Amerikas von jener der Europäerinnen, hat sich auch ihr Charakter so ganz in anderer Richtung entwickelt. Man würde sie sehr falsch beurtheilen, wollte man sagen, sie hätten weniger Herz; gehen wir ja Alle in unendlicher Verschiedenheit doch so ähnlich aus der Hand desselben Schöpfers hervor! — Aber ihr Herz liegt tiefer verborgen, ist mehr vom Kopfe beherrscht als bei uns; und selbst von irgend einer Empfindung hingerissen, denkt eine Amerikanerin noch darüber nach und philosophirt über sich selbst. Daß sie starker, dauernder Gefühle fähig sind, zeigen sie durch ihre festen, lebenslangen Freundschaften — echte, wirkliche Frauenfreundschaft! — wenn sie Sympathie und gleicher Denkungsart begegnen; denn wahre, opferwillige Freundschaft erfordert immer mehr Herzenswärme, als selbst die Liebe, welche, wenn noch so rein, doch immer selbstfüchtiger ist. Wie die amerikanischen Frauen bei großen Gelegenheiten Aufopferungsfähigkeit und Großherzigkeit an den Tag legen, haben sie, wie schon gesagt, bewiesen, durch den Antheil, den sie am Kriege und dessen traurigsten Folgen nahmen. Man findet das Menschenherz eben überall dasselbe in seinem Reichtum, wenn man es zu suchen weiß, und den Schlüssel dazu, warme Menschenliebe in eigener Brust trägt; und wenn man das, was man nicht sogleich versteht, nicht vorschnell beurtheilt, sich nicht an Fremdartigem stößt, sondern unermüdlich forscht und sucht, bis man das Gute findet, welches allein allgegenwärtig und ewig, das Weltgesetz ist, auf dem Alles beruht, und wozu Alles zurückführt.

Fliegende Blätter.

Kriegskosten. Das fast genau in der Mitte Württembergs an der Straße von Wien nach Paris gelegene Kannstatt könnte sich rühmen, wenn nicht der Ruhm zu theuer erkauft wäre, viele der bedeutendsten Heerführer, welche die Weltgeschichte kennt, in seinen Mauern beherbergt zu haben. Da kannstatt eine hervorragende römische Niederlassung war, so ist es wahrscheinlich, daß die großen römischen Feldherren, wenn sie nach Germanien zogen, auch nach Kannstatt (Castrum Antonini Stativa) kamen. Geschichtlich beglaubigt inbezug auf das, daß Karl der Große im Jahr 777 hier verweilte, im Jahr 1287 eroberte es Rudolf von Habsburg, der schmallenburgische Krieg brachte den fürchterlichen Alba (Dezember 1546), der dreißigjährige den Wallenstein (1634), den Herzog Bernhard von Weimar (1634), die Eroberungs- und Verwüstungszüge Ludwig des Biertrinkens den Nordbrenner Relae, der spanische Erbfolgekrieg Prinz Eugen, den edlen Ritter (1704), den Marschall Villars (1707), die Revolutionenkriege zu Ende vorigen Jahrhunderts die Generale Moreau und St. Cyr, den Erzherzog Karl, die Kriege des ersten Napoleon den großen Soldatenkaiser selbst (4. Oktober 1805 und 1809), Marschall Lubinot, Herzog von Reggio (1809), General Büttgenstein (1813), Barclay de Tolly (1813) u. Wir haben oben gesagt, der Ruhm, alle diese großen Kapitäne beherbergt zu haben, ist theuer erkauft. Wir wollen in dieser Beziehung von den Greueln und dem Glend der Weltkriege gar nicht sprechen, sondern nur noch mittheilen, was die schätzbare Ehrentafel von den Kriegen der mit dem Jahre 1815 abgeschlossenen

Periode sagt: „Die Zahl der in den letzten zwanzig Jahren hier einquartierten Soldaten beläuft sich auf Millionen. Mehr als einmal im Jahr hat die Stadt an hunderttausend Mann bewirthet, ein einziger Bürger oft in einem Jahr 1200 bis 1600 Mann, also im durchschnittlichen Sinn des Wortes ein ganzes Regiment. So tief sich z. B. die Zahl der Einquartierten vom Februar 1809 bis 1811 — und doch nicht einmal die härtesten Jahrgänge — auf 336,817 Mann mit 71 Generalen, 12,975 Offizieren und 193,826 Pferden. Da sah sich der arme Bürger, der seine ungeliebten Gäste fast jeden Tag wie ein Gastwirth tractiren mußte, nicht selten genöthigt, die silbernen Schüsseln, die Patenköpfe seiner Kinder, das silberne Schloßchen am Gesangbuche, kurz, Alles, was einigen Werth hatte, zu Geld zu machen, um die ihm auferlegten Kosten bestreiten zu können. Und doch waren die sonstigen Unannehmlichkeiten, der Verdruß, die Angst, die brutalen Forderungen und namenlosen Pladerieen vieler rechen Soldaten noch ungleich drückender, als alle sonstigen Opfer. Dieweil erzählt man sich folgendes merkwürdige Faktum: Im Jahr 1796 fielen, als sich in und außerhalb der Stadt Franzosen und Oesterreicher herumkugeln, zwei Franzosen den damaligen Schenkwirth Wagner an, um ihm die Entdeckung seiner versteckten Habeligkeiten abzupressen. Sie warfen ihn zu Boden und machten Miene, ihn zu erwürgen. In demselben Augenblick schlägt eine Kanonenkugel durch die Wand, zerstücktete dem einen Morddeur den Kopf und reißt den andern Schnapphahn mitten entzwei. Der bedrängte Wirth blieb wie durch ein Wunder unverletzt. — Der Kriegsschaden bis zum Jahr 1798 berechnet sich auf etwa eine Million Gulden, in den Jahren 1798, 1799, 1800, 1801, 1806, 1809, 1810 und 1811, also in 8 Jahren wütheten noch weitere 900,000 fl. und zwar neben den übrigen Steuern umgelegt werden.“ Der Chronist schließt diese Angaben mit den Worten: „Neue Kriegskosten hätten sich auch mit der grenzenlosen Armuth des Volkes nicht vertragen“; in der That erlitt sich Württemberg auch einer segensreichen, alle Wunden von damals heilenden fünfzigjährigen Friedensperiode und auch der Krieg von 1866 ging verüber, ohne daß fremdes Kriegsvolk in's schöne Neckarthal schädlich eingebracht wäre.

Juderkonsumtion in Schweden. In keinem Lande wird so viel Jucker konsumirt, als in Schweden, wie denn überhaupt nirgend mehr Süßigkeiten geliebt werden, als bei den abgekärteten Kindern des Nordens. Ohne Salz kann ein Schwede Nechtsalems Alter erreichen, aber ohne Jucker geht er gewiß schon in den ersten Lebensjahren zu Grunde. Dabei verbrauchen die 3½ Millionen Schweden mehr Jucker als 10 Millionen Dänen, und ihre Juckerfabrikanten sind sämtlich Millionäre geworden. Alle Nahrungsmittel sind süß, bei denen Jucker sich nur irgendwie anwenden läßt. Setzt man sich irgendwo zu Tische, so fällt der erste Blick gewiß auf eine ungeheure Schale, gefüllt mit weißem Pulver, das sich bei näherer Unterjuchung als fein geriebener Jucker zeigt. Die Suppe ist so süß, daß man nach einigen Löffeln genug hat. Man greift nach dem Speisejettel. Da steht: *Spensat med ägg*, und gleich daneben *dänsör med kallkött frigidell* — nun, Spinat ist ein treffliches Essen, Bohnen nicht minder, und Kalkfleisch-Fricadeau ist auch nicht zu verachten. Schreckliche Täuschung! Der Spinat ist süß, die Bohnen noch süßer, das Kalkfleisch ist sogar mit Jucker bestrichen; und nun folgen hinterher noch süße Reis- und Griesbreisen und süße Gempets, und zuletzt die beliebten Stachelbeeren, welche mit Milch übergossen und dann mit einer Unmenge von Jucker überstreut sind.

Wilderräthsel.

Aus dem Handwerkerleben.



Auflösung des Wilderräthfels Seite 192:

Ein verlorener Sohn.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.



Exquisite Edition
A beautiful edition of the classic story.



Exquisite Edition

Antoine de Saint-Exupéry

1

sind ihre Goldbränder schon recht verblichen. Die Theelucken und Zwiebacken in den gemalten Porzellanforben sehen so recht zum Einbeißen aus und der Zucker in den silbernen Mäßen gar, als müßte ein Stückchen den Thee so überfüßig machen, wie an einem anderen Theetische kaum zwei!

Gretel steht neben der Großmutter und hebt den Dedel von der Theemaschine und schaut altklug in den weißen Wasserdampf hinab — richtig, das Wasser kocht über und über und hat die größte Lust, schon aus dem Kessel zu sprudeln.

„Großchen, ich finde die Theebüchse nicht auf ihrem Plage?“

„Kind, ich habe wohl ganz vergessen, Dir zu sagen, daß ich die Theebüchse heut zum Silberarbeiter schickte, als die Christine auf den Wochenmarkt ging. Das Scharnier hat sich gelöst, — Du findest den Thee in einem blauen Papier im Eckstränkchen, — so nimm doch Licht mit, Gretel!“

„Lieb Großchen, es fällt durch die offene Thür genug Licht — ich habe das Theepapier schon!“ und Gretel raschelt im Nebenzimmer mit einem Papier.

Großchen sitzt neben dem lieben Alten in der Sophaede und schaut mit ihren sonnigen Augen von Einem zum Andern und nicht einem Jeden herzlich vergnügt zu. Das Schwägen summt lustig um den Theetisch herum, daß die Theemaschine fast übersummt wird — und das will doch schon was sagen. Von der Rege Bratäpfel, die vor einer Viertelstunde in der Ofenröhre das große Wort führten, hört man kaum noch ein leises Surren und das ersetzt in der Bratäpfelsprache das Plästern. Nur wenn einem Bratäpfel das Dasein in der Röhre gar zu heiß vorkommt, dann schreit er weltchmerzlich laut auf: „Piff!“ oder „Paff!“ — je nach seinem Stimmvermögen — und die andern surren ängstlich durcheinander: „Es ist schon wieder ein echter Vorstörer geplagt!“ Ja, das ist für einen Bratäpfel nichts Geringeres, als wenn ein Muselmann sich den Bauch aufschlupft!

Gretel tritt wieder in's Wohnzimmer; in einem großen Tassentopfe ist der Thee. Gretel brüht ihn mit etwas kochendem Wasser ab und schüttet ihn dann in die Maschine.

So, der Thee hat genug gegogen, die Kante rechte Hand schenkt ihn in drei Dugend und ich weiß nicht genau, wie viel Tassen.

„Kind, Du hast es heut außerordentlich gut mit uns gemeint, der Thee sieht ja ganz dunkelgrün aus? Zu starker Thee ist für das junge Volk aber gar nicht gut, macht das Blut heiß und bid und stört den gesunden Schlaf!“

„Lieb Großchen, ich nahm nur, wie immer, einen Theelöffel voll auf zwei Personen!“

„Nun, im Dunkeln ist gut munkeln — wie jener Mann sagte, ehe er im Dunkeln einen derben Zug aus der Zinten, anstatt der Bierflasche that — Du wirfst den Theelöffel wohl mit einem kleinen Haufen genommen haben!“ sagte der Großvater lachend.

„Der Thee ist gut,“ schiebt die Großmutter ein, Zucker und Milch in ihre Tasse rührend, „echt russischer Karawanenthe, der Anton hat mir zu Weihnachten wieder einige Pfunde direkt aus Petersburg geschickt. Der gute Junge vergißt doch immer noch nicht, daß der liebe Alte ihn ohne Lehrgeld in's Geschäft aufnahm und zum tüchtigen Kaufmann ausbildete —“

„Und daß die liebe Alte wie eine Mutter für seine Wasche und Kleidung sorgte und ihn Tag und Nacht im Kervensieber pflegte,“ fährt der Großvater herzlich fort und drückt der Großmutter die Hände, „dem Anton soll es in Rußland sehr gut gehen!“

Endlich sind alle Tassen gefüllt und herumgereicht. Gretel hat ihrem Nachbar verstoßen seine Tasse mit Zucker und Sahne zu rechtgemacht, und Georg ihr dafür ebenso verstoßen unter dem Tische die Hand gedrückt. Lächelnd kostet Georg ein Schlückchen — schnell setzt er jedoch die Tasse wieder nieder, — das Lächeln ist verschwunden. Georg denkt bei sich, daß er der Süßigkeit des Zuckers vorhin doch wohl zu viel Ehre angethan hat, sein Thee schmeckt gar nicht schön süß. Da fällt ihm plötzlich ein, daß er sich beim Schelten der Großmutter auf die moderne Pöge der Gesellschaft fest vornahm, ehrlich zu sein — und dann gesteht er sich sogar ein, daß sein Thee recht häßlich gallenbitter schmeckt! Gleich darauf aber sieht der gute Georg seine kleine Nachbarin mit einem Blick an,

der sich alle mögliche Mühe gibt zu sagen: „Vergib mir, daß ich so ehrlich über die Bitterkeit Deines Thees denke. Süßes Mädchen!“

Aber Georg ist nicht der einzig Ehrliche in der Gesellschaft: auch die Onkel und Tanten, die Cousinen und Vettern verziehen den Mund beim ersten Theeschluckchen und setzen geschwinde die Tassen wieder nieder, und machen ein Gesicht, als wollten sie sagen: „Brerr!“ oder „Buh!“ wie schmeckt der Thee!“ Aber sie sagen nichts, denn Großchen hat noch nicht gelöstet und Großchens Urtheil wird den Nagel auf den Kopf treffen! Mehr wie eine Hand greift jedoch zum zweiten Mal zur Zuckerdose und Rumflaiche, um dem Theegeschmack etwas zu Hülfe zu kommen — aber es hilft nichts: der Thee schmeckt nur noch widerlicher.

Nach Georg hat seine Hand schon nach der Zuckerdose ausgestreckt, — wie aber sein Blick dabei über Gretchens häßliches Gesicht gleitet, zieht er schnell und schuldbewußt die Hand zurück — sein Auge flieht wieder um Verzeihung für seine Ehrlichkeit — und in seinem Herzen reißt schnell ein großer Gedanke zum kühnen Entschluß heran!

Ja, das arme Gretel glüht wie eine Purpurrose: sie hat all' diese unausgesprochenen Brerrs und Buh's und die wirklich ausgeführten Attentate auf die Zuckerdose mit angesehen und selber einen Theelöffel voll Thee gelöstet — und sie erkennt in ihrem ehrlichen Herzen das allgemeine Urtheil für ein sehr milbes! Vergebens strengt sie ihr Köpfchen an, um herauszugrübeln, was sie bei der Theebereitung verlesen hat — sie findet nichts. Sie hat den Thee vorher abgebräht und keine Sekunde länger ziehen lassen, als die Großmutter es liebt, — sie hat die Theemaschine vor der Benutzung eigenhändig dreimal mit kochendem Wasser ausgespült — und doch ist sie die schuldige Verfasserin dieser widerlichen, gallenbittern Brühe und hat sie den Gästen der Großeltern als russischen Karawanenthe vorgelegt — o, was Großchen wohl zu dem entsetzlichen Getränk sagen wird — — und Gretel's Auge hängt bang an der noch immer unberührten Tasse der Großmutter und in dem Augenwinkel quillt es feucht und immer feuchter und größer, bis zuletzt eine blickende runde Thräne an der Wimper hängt.

Die Großmutter hat angelegentlich mit dem lieben Alten und der Schwiegertochter Antonie über die neugegründete Wägheberge gesprochen und wunderbarerweise von der allgemeinen „Verbittertheit“ und Schwelligkeit an ihrer Tafelrunde nichts bemerkt. Jetzt nimmt sie ihre Tasse in die Hand und schaut sich verwundert um: „Kinder, was ist das — ihr schwäht ja gar nicht und seht aus, wie die Köchin, die in Liebesgedanken statt des Syrups Stiefelwische an's Schwarzhauer goß?“ Dabei nähert die Großmutter ihre Tasse mechanisch langsam den Lippen.

In dem großen Gemach herrscht eine Stille, von der der Volksmund zu sagen pflegt: Ein Engel schwebt durch's Zimmer! — Aber es ist diesmal kein freundlicher Engel.

Aller Blicke sind erwartungsvoll auf die Großmutter gerichtet, die jetzt sanft die Tasse an den Mund setzt.

Gretchen zittert so heftig, daß die beiden großen blickenden Tropfen an ihren Wimpern das Gleichgewicht verlieren und auf ihr weißes Schürzchen niederfallen.

Das Fallen dieser beiden Tropfen läßt Georg's kühnen Entschluß, der ihm schon lange aus seinem großen Gedanken herankam, plötzlich zur verwegenen That werden — er zählt innerlich eins! — zwei! — drei! — drückt beide Augen fest zu — ergreift und leert seine Tasse mit Todesverachtung in einem Zuge — schüttelt sich und prustet so wenig, wie es ihm beim Aufbieten der größten Selbstbeherrschung nur irgend möglich ist — und sagt dann mit der allertüchtigsten Armenfündermiene in die allgemeine Schwelligkeit hinein: „Wirklich, eine delikate Tasse Thee!“

O Georg, wo sind deine Grundsätze von der Ehrlichkeit geblieben?!

Aber diese Selbstverleugung — dieser seltene Opfermuth verhelfen nur dem guten Georg zu einem strahlenden Dankblick über und einem warmen Händedruck unter dem Tisch, — dem armen Gretel nützen sie nichts, denn schon hat die Großmutter ein Schlückchen aus ihrer Tasse getrunken und sich geschüttelt, daß die silbernen Pödchen in eine nie geahnte Aufregung gerathen und Brerr! und Buh! und sogar Ji! gesagt und die Tasse so schnell niedergelegt,

daß sie zwei Tropfen daraus auf die saubere Damastserviette schüttet, was der Großmutter noch nie passiert ist — und jetzt wendet sie sich an die zitternde Schuldige: „Kind, was hast Du uns da für ein abscheuliches Getränk zusammengebracht! — Solchen Thee habe ich in meinem Leben nicht getrunken!“

Georg's Eifer und „delikate Tasse Thee“ hat also das Urtheil der Großmutter nicht im Geringsten bestochen — armes Gretchen! — ja, sie weint bitterlich und kann vor Schluchzen kein Wort sagen.

Aber von all' den andern drei Duzend und einigen paar Lippen ist der Mann gewichen, und hant schwirrt es durcheinander: „Witter wie Dinte!“ — „Nein, wie Aloetinktur!“ — „Die reine Ochsen-galle!“ — „Hast Du schon 'mal Ochsen-galle getrunken?“ — „Nein, aber ich habe die seidnen Bänder von meinem Sommerhute darin gewaschen!“ — „Ja, freilich, da mußt Du es wissen, wie Ochsen-galle schmeckt!“ — und — so — weiter — bis Tante Johanna das entsetzliche Wort haucht: „Grünspan — ich bin vergiftet!“ und zitternd wie Esenlaub in ihrem Stuhl hintenüberstürzt.

„Grünspan!“ schauerts von zwei Duzend Lippenpaaren.

„Oder Morphinum!“ fröstelt Onkel Peter, „es ist kürzlich eine ganze Hochzeitsgesellschaft durch Morphinum im Kaffee vergiftet!“

„Hu! Morphinum!“ fröstelt das andere Duzend Lippenpaare Onkel Peter nach.

„Ja, was einer Kaffeegesellschaft mit Morphinum passiren konnte, paßt auch auf eine Theegesellschaft!“

„Nein, ich bleibe bei Grünspan stehen!“ hauchte Tante Johanna wieder.

„Und warum denn, wenn ich fragen darf, Frau Schwägerin?“ fragt Onkel Peter ziemlich scharf; „warum halten Sie mein Morphinum für unmöglich?“

„Unmöglich nicht, Herr Schwager,“ und Tante Johanna's Hauch klingt schon etwas herblich kühl, „aber nicht so wahrscheinlich als Grünspan. Morphinum ist nur auf ein polizeiliches Todtenkopfs-Attest in der Apotheke zu bekommen, und Grünspan kann sich jedes Kind selbst machen!“

„Wie so denn?“ fragt Onkel Peter mit einem matten Versuch zu einem ungläubigen Lächeln. Onkel Peter ist in der ganzen Familie als der Unpraktikus im gewöhnlichen Leben, dafür aber als feiner Bankier bekannt.

„Man kocht Himbeermarmelade in einer kupfernen Kasserolle und läßt sie über Nacht in diesem Gefäß stehen, — am anderen Morgen hat sich der schönste Grünspan gebildet — das weiß jede Köchin!“

Dieser eisige Hauch aus Tante Johanna's Munde und besonders „jede Köchin“, hat Onkel Peter auf's Äußerste gereizt — er, der soeben noch ganz blaß vor Morphinumangst war, erglüht jetzt zum tollenden Truthahn: „Jedes Kind, Madame, kann Grünspan machen? — Lassen Sie Ihre Himbeermarmelade von jedem Kinde kochen?“

„O, mein Herr,“ und es ist gerade, als wenn Tante Johanna am Nordpol residirt und von dorthier ihre Worte wehen läßt, „hier ist noch ein anderes Grünspanrezept, das nicht allein jedes Kind, sondern das sogar Sie — Sie selber machen können. Nehmen Sie einen Dreier und legen Sie ihn vierundzwanzig Stunden in Essig und dann — dann —“, aber die arme Tante Johanna bekommt vor Aufregung einen Weinkrampf und kann vor lautem Schluchzen Onkel Peter nicht vollständig zerschmettern.

„Ja, man hat Beispiele gehabt,“ sagt Tante Lenore, die zu der Großeltern silberner Hochzeit ein Gedicht gemacht hat und die als die einzige poetische Tante in der Familie natürlich die entwickeltste Phantasie besitzt, „man hat Beispiele gehabt, daß ein ganzes Regiment Soldaten vergiftet wurde, weil ein einziger Dreier in den Kessel mit Sauerlohl gefallen war!“ Und Tante Lenore windet sich auf ihrem Stuhl, als habe sie den großen Regimentskessel voll Grünspan verzehrt.

„Unfinn!“ sagt die Großmutter nicht ohne Strenge; sie hat leise und in ihrer alten ruhigen, klaren Weise mit dem lieben Alten gesprochen und war dann auf einen Augenblick in die Küche gegangen. „Unfinn, Lore, Du wirfst uns mit Deiner tollen Vergiftungsfurcht noch anstehen. Es mag nun mit dem Thee eine Verwandtniß haben, welche es will, Vorsicht ist in keinem Falle schädlich. Ich

habe den Johann zum Doktor geschickt und der Christine gesagt, sie soll uns schnell einige Quart Milch besorgen, das ist das erste Mittel bei solchen Gelegenheiten!“

Im Nu haben Onkel Peter die eine und Tante Johanna die andere Sahnenlanne ergriffen und an den Mund gesetzt — so sehr auch Tante Lenore um ein einziges kleines Schlüßchen fleht, sie lassen die Mannen nicht eher fahren, als bis ihr kostbares Präservativmittel bis auf den letzten Tropfen über die eigene theure Zunge geschlitten ist.

„Spärt denn schon Jemand ein Uebelbefinden — Unbehagen?“ fragt der Großvater.

„O! ich! — ich! — ich auch! — mir ist sehr übel! — ich bin zum Sterben krank!“ ächzt und weint und wimmert und stöhnt es von allen Stühlen, — ja es fehlt schon nicht mehr an konvulsivischen Zuckungen und Vorbereitungen zu Krämpfen.

„So jung sterben zu müssen!“ seufzt Cousine Aennchen, „und ich sollte in der andern Woche zum ersten Mal auf einen öffentlichen Ball gehen, das Ballkleid ist schon gemacht!“ und sie läßt ihren Thränenstrom an Cousine Minchens theilnehmendem Busen den freisten Lauf!

„Alles Blut in meinen Adern ist schon in Gährung — Milch! Milch!“ ruft Onkel Ferdinand, den der Doktor als angehenden Hypochonder im vergangenen Sommer in eine Kaltwasserheilanstalt schickte.

„Milch! Milch! Milch!“ wiederholt der Chor.

„Mama, mir ist schon ganz dunkel vor den Augen!“ wimmert Cousine Lischen und birgt das thränenmasse Gesicht im Schooße der Mutter.

Auch dem guten Georg ist nicht allzugut zu Muth — ja, ihm ist sogar sehr — sehr übel. Wir sehen hieraus wenigstens mit Genugthuung, daß Georg auf dem besten Wege ist, zur Ehrlichkeit zurückzukehren. Aber er klagt nicht mit einem lauten Wort — nicht mit einem: „O weh!“ oder „Ach!“ — das hieße ja das arme liebe Gretchen anklagen, die tobtentblä und zitternd neben ihm steht, den Blick starr auf die unheilvolle Maschine gerichtet.

Selbst die Großmutter nimmt einige Tropfen Rum auf Zucker, das ist ihr allbewährtes Hausmittelchen — und richtig, der fatale bitterliche Geschmack muß ihm weichen. O, welche Sehnsucht Georg's Zunge und Magen nach einer gleichen Herzkärkung haben — aber sie verzichten nach einem neuen Blick auf das arme blasse Gretel, — der gute Georg!

Die Großmutter nimmt die Theemaschine und gießt alles Wasser in den Spülnapf. Dann schüttet sie die dampfenden, dunkelgrünen Blätter, die fast zum Brei aufgeweicht sind, auf einen Teller und rührt sie löffelnd mit dem Theelöffel um. Sie riecht an der Blättermasse und schüttelt nur noch verwunderter mit dem Kopf: „Keine Spur Theegeruch!“

Jetzt tritt die Christine mit einem großen Achtquarttopf voll Milch in's Zimmer — o, wie Onkel Peter und Tante Johanna und Onkel Ferdinand und Tante Lenore und all' die Andern über Christine und ihre Milch herfallen — ein gutes halbes Quart ist schon auf den Fußboden und über ein Duzend Kleider und Haubenbänder und Röcke und Westen ausgeschüttet — o weh! es kann noch schlimmer kommen, denn Tante Johanna bearbeitet mit ihrem spitzen Ellbogen und bewundernswürdiger Kraft und Ausdauer Onkel Peter's Rücken, während er so glücklich ist, den Rand des gelben Milchtopfes an den Lippen zu haben, das rettende Raß in vollen Zügen zu trinken und seine etwas breite und sehr runde schwarze Atlasweste durch zwei an den Mundwinkeln niederfließende weiße Ströme bewässert — nein, Respekt vor der Wahrheit und der Milchfrau! — bemilcht zu fühlen! Und jetzt säugt Tante Lenore in ihrer Angst gar noch an, auf die breite runde Atlasweste mit zwei krampfhaft geballten Fäustchen energisch loszutrommeln, — können wir es unter dieser doppelten Bearbeitung dem armen Onkel Peter verdenken, wenn er plötzlich mit seinem Munde gerade so thut, als wäre er ein ehrsamer Schneidermeister und habe einen neuen Rock vor sich liegen und ein glänzendes Bügel-eisen in der rechten Hand — und einen überaus feinen Staubregen von sich sprüht, nur daß dieser Sprühregen weiß wie Milch ist? — Nein, im Gegentheil, wir bewundern Onkel Peter sogar, daß er so glimpflich und bescheiden sprüht!

[illegible]

1. The first step is to identify the problem. This involves understanding the symptoms and the context in which they are occurring.



THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY, ASTOR LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS, 421 FIFTH AVENUE, NEW YORK CITY.

tungsgeschichte überwunden haben!" Die Großmutter wickelt dabei eines der dampfenden, dunkelgrünen Blättchen behutsam auseinander, blickt es lange durch ihr Augenglas und schüttelt wieder nachdenklich den Kopf.

Gretchen ist schon bei den ersten Worten von Georg's Vater schluchzend aus dem Zimmer geeilt; ihr Gesicht glühte durch die vorgehaltenen Hände wie mit Purpur übergossen. Georg will ihr folgen, — ein Blick des Vaters und sein bestimmtes: „Georg, Du bleibst!“ hält ihn zurück. Er stellt sich in die Fensternische und drückt die brennende Stirn gegen die Gießblumen an den Scheiben.

(Fortsetzung folgt.)

Bayreuth.

(Blätter S. 241 und 245.)

So ziemlich im Mittelpunkt Deutschlands, in einer weiten, zwischen den Ausläufern der fränkischen Schweiz und des Fichtelgebirgs sich sentenden Mulde liegt das Städtchen, von welchem unsere heutige Nummer einige Abbildungen bringt und auf welches wir die Aufmerksamkeit unserer reisefreudigen Leser lenken möchten, da es dieselbe in der That mehr verdienen dürfte, als sie demselben gewöhnlich zu Theil wird.

Die Stadt selbst bietet zwar wenig Merkwürdigkeiten. Ihre Straßen sind breit und schön, namentlich die Hauptstraße, welche sich über eine Viertelstunde lang durch die ganze Stadt hindurchzieht. Die in etwas schwerem und nicht reichem gothischen Styl erbaute protestantische Stadtkirche, mit den zwei durch eine Brücke verbundenen Thürmen (siehe unsere Abbildung III.), zeigt im Innern, daß die neueren Einrichtungen nicht mit dem alten Plan harmoniren. So ist es auch bei der ursprünglich protestantischen, jetzt dem katholischen Ritus dienenden, aber bedeutend kleineren Schlosskirche. Der Schloßthurm, imponirend durch edle Einfachheit (Abbildung IV.), ist seit dem Jahr 1753 durch Brandunglück bedeutend verläßt worden; die Rüden, welche jener Brand in das markgräfliche Schloß gerissen, zeigen sich noch heut in dem unausgebauten Zustand des Schlosses, gegenwärtig die Wohnung des Regierungspräsidenten und verschiedener Behörden. Die Treppe in diesem Thurm ist aber insofern merkwürdig, als sie keine Stufen hat, so daß man bis zur Spitze hinauffahren kann. Vor dem Schloß steht die Statue des leider zu früh verstorbenen Königs Max II., errichtet beim fünfzigjährigen Jubiläum der Besitzergreifung Bayreuths durch die Krone Bayern. — Das neue Schloß, ein stattliches Gebäude, hinter welchem ein hübscher kleiner Park und vor welchem die Reiterstatue des Markgrafen Friedrich Ernst sich befindet, steht unbenützt da, wie so viele in deutschen Landen, während Millionen ausgegeben werden, um neue Schlösser zu bauen. Ein anderes Gebäude, das Theater, auf unserer Totalansicht etwas nach Osten, nach links liegend, fällt schon durch seine Größe in die Augen. In der That wird selbst unter den Städten zweiten Rangs kaum irgend eine ein bedeutenderes Theaterhaus aufzuweisen haben, sowohl was die Größenverhältnisse der Bühne und des Zuschauerraumes, als auch die fast überreiche Ausschmückung des ersten im Renaissancestyl betrifft. Das östlichste, vier Stock hohe Gebäude unseres Bildes zeigt die Baumwollenspinnerei mit 50,000 Spindeln; nächst dem Bahnhof stehend, imponirt sie namentlich zur Abendzeit dem ankommenden Fremden durch die vielen Hunderte erleuchteter Fenster, hinter welchen es von oben bis unten schnurrt und rasselt. Rings um dieselbe erhebt sich durch die für das Wohl ihrer Arbeiter vorsorgende Direktion des Herrn Karl Kolb bereits eine ganze Kolonie hübscher Arbeiterhäuschen, von Gärten umgeben, in gesundester Lage.

Mitten auf unserem Bilde steht das Denkmal von Jean Paul, errichtet von König Ludwig, modellirt von Schwanthaler; es befindet sich, von Rosenbüschen umgeben, auf dem Platz vor dem Gymnasium. Unter diesem Bilde gewahrt der Leser ein unscheinbares Häuschen, das Haus der Frau Kollwenzel, einer schlichten Wirthin, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Dorthin wallte der Dichter zwanzig Jahre hindurch während der schönen Jahreszeit fast jeden Tag, während der schlechten, so oft es sein konnte, im schlichsten Anzug, die Reisetasche bepackt mit Büchern,

Manuscripten und Weinsflaschen, um dort im Hinterstübchen, mit der Aussicht auf die Höhen des Fichtelgebirgs, sich ganz ungestört dem dichterischen Schaffen hinzugeben. Daß Freund Bachus dabei manchmal den Mäusen Gesellschaft leistete, haben wir schon angedeutet; man merkt es auch an der stellenweise gar zu dithyrambischen Schwung- und Sprungkraft seiner Gedanken, und die bayreuther Philister wissen mit Kaiserbüpfen manche Anekdote darüber zu erzählen, wenn der edle Herr etwas zu tief in's Weinglas gegudt hatte. Die Frau „Kollwenzel“ vertrat jedoch dabei durchaus nicht die Stelle der Venus. Schon im kanonischen Alter stehend, aber mit jugendlich frischem Gemüth, erquidte sie den Dichter nicht nur mit delikatem Kaffee, Kuchen und Braten, sondern sie würzte ihm auch die Momente der Ruhe durch ihre Unterhaltung voll gesunder, kerniger Anschauungen und durch ihr verständnißvolles Eingehen auf den Gedankengang des Dichters, der es daher auch nicht verschmähte, ihr manchmal Erzeugnisse seines Geistes vorzulesen, und an ihrem unbefangenen Urtheil sich erfreute. Unverändert ist auf der „Kollwenzel“ noch das Stübchen erhalten, welches der Dichter inne hatte, mit dem verschönten grünen Sopha und dem altfränkischen Schrank und Tisch, auf welchem sich selbst noch das Dintensäß aus jener Zeit und ein kleines Manuscript befindet.

Was aber Bayreuth besonders anziehend macht, ist nicht das, was die Stadt bietet, sondern die Umgegend. Zwar zeigt sich hier keine großartige landschaftliche Szenerie, wohl aber in Folge der durcheinander wogenden Ausläufer der beiden Gebirge eine außerordentliche Mannigfaltigkeit von Thälern, grünen Hügeln, waldigen Kluppen und Felsen; wohin man geht, jede halbe Stunde wieder ein ganz anderes landschaftliches Bild, nach allen Seiten die lohnendsten Ausflüge! Führen wir den freundlichen Besucher z. B. nur auf die sogenannte Bürgerreuth, einer eine halbe Stunde von der Stadt liegenden Restauration, von der aus auch unsere Totalansicht aufgenommen ist, so dominirt im Hintergrund über der Stadt der Sophienberg; unterhalb desselben nach Westen zu ragt aus waldigen Höhen die weithin sichtbare Kirche von Gesees hervor, weiterhin die grotesken Felsgruppen des Buchstein, sodann das Schloß Fantaisie, dem hier residirenden Herzog Alexander von Württemberg gehörig, dessen wundervoll gepflegter Park, auf beiden Seiten einer waldigen Schlucht sich ausdehnend, so reich an Felsparteen, schönen Spaziergängen und reizenden Punkten ist, daß man sich tagelang darin herumtreiben kann, ohne Alles gesehen zu haben, ohne des Schauens müde zu werden. Weiterhin nach Westen verlaufen sich die Hügel in wellenförmig von einander sich abhebende Terrassen. Etwas mehr im Vordergrund erhebt sich die neue Kreisirrenanstalt, ein stattliches Gebäude, der Hauptflügel von circa 300 Fuß Länge, in so herrlicher Lage, daß man sich fast wünschen möchte, ein Narr zu sein, um nur dort wohnen zu können. Ueberhaupt ist für diese unglückliche Menschengattung in Bayreuth ausreichend gesorgt, denn außer der erwähnten Irrenanstalt befindet sich noch ein sehr schönes Asyl für Geistes- und Gemüthsfranke in unmittelbarer Nähe der Stadt, sowie ein drittes in der Nähe der Fantaisie, welsches erst jüngst auch unserem Guplow die gestörte Ruhe und Kraft des Geistes wiedergab.

Östlich vom Sophienberg blitzen die Fenster der Burg von Schweiz herüber und ragt aus den Forsten das Thiergärtnereschloß hervor, ein Jagdschloß der Markgrafen. Fern im Osten erhebt sich vereinzelt der vulkanische Keel des Aulm, von vielen kleineren Kegeln umgeben. Einer derselben, in der Nähe von Partsteinhütten (mit der Eisenbahn in einer Stunde erreichbar) zeigt eine solche Masse der regelmässigen Basaltfäulen, daß man lebhaft an die berühmte Fingalshöhle erinnert wird. Ganz nahe an der Stadt aber erhebt sich der Ochsenberg, der eine solche Menge von versteinerten Monophlien enthält, daß man alle Naturalientabinette der Welt damit versorgen könnte; jeder Steinklumpen, den man vom Boden aufhebt, enthält deren zu Dugenden. Ueberhaupt finden sich Versteinerungen in ganz Oberfranken in Fülle. Das Schloß Bang, an welchem der von Nordost kommende Reisende vorbeifährt, enthält eine Sammlung von Versteinerungen, die zu den merkwürdigsten der Welt zählen dürften. Unvergesslich wird jedem Besucher der riesige Dithyrosaurus sein, fast 9 Fuß lang und so wohl erhalten, daß man nicht nur alle Theile und die Zähne

des geöffneten Rachens, sondern selbst den wohl 18 Zoll im Umfang messenden Augenstern deutlich unterscheiden kann.

In der Nähe dieses Berges liegt noch eine der schönsten Verlen der Gegend, das Schloß und der Park der Eremitage. Hier wollten die Markgrafen offenbar ein kleines Versailles sich bauen; die Natur war freilich diesem Plan günstiger als das Schicksal. Auf einem waldigen Hügel nach zwei Seiten von den tiefgewühlten Thälern des Main begrenzt, nach allen Seiten liebliche Ausichten bietend, theils mit Wald, theils mit Wiesen bedeckt, ist dieser Platz schon von Natur sehr vorthailhaft ausgestattet. Die Kunst hat aber noch viel des Ihrigen dazu gethan. Die geistreiche Markgräfin Sophie Wilhelmine, Schwester Friedrich's des Großen, welche die Eremitage von ihrem Gemahl, dem Markgrafen Friedrich, zu einem Geburtstagsgeschenk erhalten hatte, hat sich selbst angelegen sein lassen, dieselbe mit seinem Geschmack und ausdauernder Vorliebe zu verschönern. Nach allen Seiten hin ziehen sich hier tiefthattige Laubgänge, dort Alleen, dann wieder ungenutzungen durch Wald und blumige Wiesen sich dahin wendende Pfade; bald da, bald dort stößt man auf eine Grotte, auf Eremitenhäuschen, auf künstliche Ruinen, ja sogar auf ein ziemlich großes Waldtheater, in antilem Styl, zwischen dessen steinernen Wölbungen und Coulißen der blaue Himmel und der grüne Wald hereinseht. Auch an Fontänen und Bassins fehlt es nicht. Zwar ist von dem sogenannten Parnass, einem künstlichen Felsenthor, der früher darauf befindliche Apoll sammt seinen neun Mufen, welche, wie die Markgräfin selbst sich ausdrückte, sämmtlich Wasser von sich gaben, verschwunden; dagegen führt uns der Weg sofort unter bizarren Felsen zu einer Grotte, welche, von einem Kuppelbau überwölbt, eigens zu mannigfachen Wasserlünsten und Redereien im Geschmack jener Zeit bestimmt ist. Während der verwunderte Zuschauer an den Spielen der mittleren Fontäne sich amüsiert, welche bald eine Kugel, bald eine kleine Krone, bald eine Art Baldachin u. dergl. emporreibt, und ihre Strahlen bald so, bald anders theilt und gestaltet, speit ihm unvermuthet ein boshafter Delphin mit Ologaugen einen Wasserstrahl über den Kopf; kaum ist er diesem ausgewichen, so beginnt ein anderer. Endlich springt sogar noch aus dem Boden unter seinen Füßen Wasser empor, und will er, um nicht das Schicksal des Fanderlehrlings zu theilen, sich zuletzt zur Thüre hinausretten, so muß er erst recht durch ein Kreuzfeuer von Wasserstrahlen hindurch. Außerdem sind noch zwei andere, größere Wasserbeden vorhanden, in welchen zahlreiche Delphine, Tritonen, Najaden u. dergl. theils gerade empor, theils in weitem Bogen die Wasserstrahlen durcheinander schießen lassen. Den Hauptglangpunkt bildet aber jedenfalls das Bassin und der Pavillon, die auf unserer sechsten Abbildung sich zeigen. Der größere Mittelbau enthält den Hauptsaal, die Flügel, die sich im Halbkreis nach beiden Seiten hin erstrecken, bieten verschiedene kleinere Zimmer. Alle diese Gemächer, unter sich größtentheils abgeiondert, münden vermittelst ihrer hohen Flügelthüren auf den Säulengang, von welchem wieder eine Blumenterrasse hinunter zu dem Bassin führt. Welcher Geschmack und welche berechnende Rücksicht offenbaren sich nicht in dieser eigenthümlichen Eintheilung! Durch den Säulengang, durch den gemeinsamen Mittelpunkt des großen Bassins stand bei Festen die Gesellschaft im großen Ganzen in steter Verbindung und doch konnten sich wieder in allen diesen niedrigen Nebensälen einzelne Gruppen nach Wunsch und Belieben absondern. Von draußen herein rauschten und plätscherten die Wasser, drangen die Fanfaren der Musik, von draußen herein brachte die kühlere Abendluft die Däfte der Blumen; drinnen aber in den hell erleuchteten Sälen tanzte und scherzte in den reicheren, bunteren Trachten jener Zeit die fröhliche Jugend. In jenem Gemach vielleicht saßen ernstere Herren um den Spieltisch, oder politisirten die Markgrafen mit ihren Herren von Reizenstein, von Sedendorf, von Voigt, von Dobeneck und Andern über die Bebrängnisse und Siege des großen Friedrich, während im Nebengemach die Hofdamen ihre Intriguen spannen, oder ein jugendliches Paar in glücklich erhaschten, unbelauchten Momenten, unbekümmert um Politik und Intrigue, Worte und Küsse der Liebe tauschte. Wie konnte man sich's da so schön einsam machen mitten im rauschenden Fest!

Widen wir hinter die Coulißen der Geschichte, so fallen schon

damals schwere tragische Schatten auf diesen Glanz, auf diese Freuden. Die Markgräfin selbst erzählt Szenen aus ihrem häuslichen und ihrem Hsleben, daß kaum eine Bürgerin sie heutzutage um ihre Stellung beneiden möchte. Das Land seufzte unter der schweren Schuldenlast, in die es durch die Prachtliebe und Verschwendung seines Fürsten gestürzt worden war, und manche Thräne wurde im Verborgenen geweint, mancher Kluch im Verborgenen gestöhnt von den Landeskindern, die für schunden Sündenlohn an fremde Herrscher verlaust und zur Schlachtaban getrieben wurden. Der Markgraf starb, ohne Söhne zu hinterlassen, sein jüngerer Bruder folgte ihm bald in's Grab und mit ihm erlosch die bayreuther Linie, und der gewaltsam erzeugte Glanz der Stadt. In wechselvollem Schicksal fiel sie nun erst an Ausbach, dann an Preußen, dann an Napoleon, endlich an Bayern. Doch wer denkt an all' die vergangenen Freuden und Leiden, wenn an Sonntagen die ganze schöne Welt von Bayreuth sich hier unter dem hohen Laubdach versammelt, bei den fröhlichen Weisen der Musikbänden nur dem Genuß der freundlichen Gegenwart hingegeben und mit immer neuem Vergnügen von einer der Wasserlünste zur anderen, von einem lieblichen Punkt zum anderen eilend! „Das Alte fällt, es wandelt sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Die Krageneidechse.

(Bild 2. 244.)

Was gibt es hübscheres, eleganteres, zierlicheres als ein Eidechsen, das mit seinen kleinen und lebhaften Auglein uns so klug halbversteckt aus dem Moos anschaut und dann plötzlich mit dem glitzernd grünen Leib pfeilschnell vorüberhieft, ehe wir's haichen können! Wer würde glauben, daß dieß zierliche, winzige Thierchen unserer Heimat einen Vetter in Neuholland habe, der drei Fuß mißt und mit seiner unheimlichen Frage und dem langen Schwanz einen einsamen Spaziergänger schon in gelinden Schreden versetzen kann. Und doch ist dem so: der erwähnte „Vetter aus Holland“ heißt Krageneidechse und unterscheidet sich schon durch seine große Halskrause, die vom Ohr ausgeht, sich in vier Falten legt und nach oben gerichtet ist, von der ganzen Sippe. Der ganze übrige Körper des Thieres verschwindet hinter diesem Flügelpaar, wenn man ihm von vorne begegnet. Nautenartige Schalen bedecken die Krause, welche zum größten Theile in scharfe Spizen ausläuft. Trotz dieses, wie es scheint, schwerfälligen Hals schmuckes entbehrt die Krageneidechse doch einer gewissen Eleganz nicht: ihre sehr entwickelten Glieder lassen die raschesten und leichtesten Bewegungen zu und der lange, runde Schwanz hat, wie der Rücken, keinen Grat. Seine feuerrothe Farbe ist durch braune Linien unterbrochen, welche auf den Seiten eine Reihe regelmäßiger Figuren bilden; der Schwanz ist braun geringelt, Kopf und Halskrause sind rüthlich nancirt und jede Seite der letzteren bezeichnet ein großer, schwarzer Fleck. Die langen Füße, die beweglichen Zehen, die gekrümmten Klauen machen die Krageneidechse zu einem Kletterer sondergleichen; kein Baum ist ihm zu hoch, zu steil; von Zweig zu Zweig verfolgt er sein Opfer, kleine Thiere, die seinem sichern Griffe verfallen und in dem weiten Nachen verschwinden.

Charade.

Die Erh' ein Wiederholungszeichen,
Auch Jeglichem die Grenze schafft,
Die Zweite Silber, Grenzland, Name
Ist eine Quelle tiefer Kraft.
Das Ganze, viel gehaßt, bewundert,
Folgt rüchichtslos dem feur'gen Lauf
Und brüht dem schwimmenden Jahrhundert
Sein kühn gewalt'ges Siegel auf.

Auflösung der Charade Seite 223:

Augapfel.

THE
 UNIVERSITY OF CHICAGO
 LIBRARY



MRS. J. H. HARRIS



MRS. J. H. HARRIS



MRS. J. H. HARRIS



MRS. J. H. HARRIS



MRS. J. H. HARRIS



MRS. J. H. HARRIS

In der Dornau.

Vollzählung aus Obersteiermark vom Cornelius Vorn.

(Fortsetzung.)

5. Die letzte Grubenfahrt.

Nach langer Zeit war wieder einmal ein Wunder geschehen! Bei dem letzten heftigen Gewitter wurde die, Jedermann bekannte Marieneiche zum zweiten Male vom Blitzstrahl getroffen, so daß der uralte Stamm diesmal bis an die Wurzeln niederbrannte. Doch das wunderthätige Bild war von den Flammen verschont geblieben! Unversehrt und madellos fand man es Tags darauf neben den verkohlten Aesten am Boden liegen!

Raum hatte sich die Nachricht hiervon verbreitet, so strömte das Volk von allen Seiten zu dem Gnadenbilde, das man vorläufig an dem nächsten Baume befestigt hatte. Allein das zweite, das größere Wunder: daß durch dasselbe ein verzweifelndes, junges Menschenleben gerettet worden sei: — das blieb unbekannt!

In jener verhängnisvollen Nacht war aber auch ein anderer Baum gefallen, ein Baum, der, wenn auch nicht Jahrhunderte, doch bis an die äußersten Grenzen des Menschenalters gegrünt und Früchte getragen hatte! — es war der alte Obersteiger Spieß. Im Kreise seiner Kinder und Enkel war er sanft eingeschlafen, und das treue Weib, das mehr als fünfzig Jahre liebend an seiner Seite gestanden, schloß ihm als letzten Liebesdienst die müden Augen.

Die Bergleute bilden seit undenklichen Zeiten einen Stand, welcher, besonders in Deutschland, von jeher bei allen Volksschichten in einem gewissen Ansehen stand. Wenn auch der Fortschritt der Naturwissenschaften das mystische Dunkel nach und nach aufhellte, in welches ihr unterirdisches Treiben zur Zeit des Mittelalters gehüllt war, so hat die Gemeinsamkeit der Gefahren, der harten Arbeit und des genügsamen Lebenswandels, ein festes Band um sie geschlossen, das sie innig zusammenhält und auf ihren Stand stolz macht. Alljährlich fallen Hunderte der Erfüllung ihres schweren Berufes zum Opfer, und Keiner weiß es am Morgen zu sagen, ob er des Abends zu den Seinigen zurückkehren werde! Deshalb sind die Bergleute auch ein frommes, gottesfürchtiges Volk, und bei keiner Orakel darf es versäumt werden, am Morgen vor der Ansahrt das gemeinschaftliche Gebet zu verrichten. Die Herrscher früherer Zeiten verliehen ihnen große Vorrechte und Privilegien, von denen sich nur wenige bis auf die Gegenwart vererbt haben; allein ihre Sitten und Gewohnheiten, ihre Sprache und Lieder gingen von Mund zu Mund, vom Vater auf den Sohn über, sie blühten im Herzen des Volkes fort und erklingen noch heute wie ehemals durch Berge und Thäler!

Den Tag aber, an dessen Abende die Bestattung des verbliebenen Veteranen bestimmt war, blieb die Arbeit in allen Bergwerken eingestellt, und von den Werkgebäuden wehten schwarze Fahnen. Als die feierliche Stunde heranrückte, wimmelte es in der Nähe des kleinen Häuschens von Menschen. Nachdem die uniformirten Bergleute ihre Grubenlichter angezündet, und sich in Reih' und Glied gestellt hatten, setzte sich der Zug in Bewegung. Hinter dem Sarge ging die trauernde Greisin, umgeben von der Schaar weinender Kinder und Enkel. Es bot einen erhebenden Anblick dar, als sich der lange Zug langsam durch die schweigende Walbednacht fortbewegte, während unzählbare Flämmchen gleich Leuchtlaternen aus den Zweigen und Wäscen hervorglimmten. Am Friedhofe sangen die Bergleute dem scheidenden Kameraden das letzte Lied: „Des Bergmanns Grabgesang“:

„So fahr' denn wohl, Du edles Bruders Herz!...“

und als die letzten Verse verklungen waren:

„Nun schlummre sanft, so wie der Herr gebot,
Die Du erwacht im schön'n Morgenroth;
Denn taubes Erz nur bleibt im nächt'gen Haus,
Doch gräbt das Gold der große Bergmann aus.“

Da blieb kein Auge trocken!

Nach erfolgter Beerdigung versammelten sich, wie es in vielen

31. Jh. 18. 88. 17

Gegenden gebräuchlich ist, die Familienglieder nebst einer Menge anderer Personen, die dem Verbliebenen nahe gestanden, zu einem Leichenschmaus beim Alpenjäger. Sämmtlichen Bergleuten wurde daselbst ein Labetrunk verabreicht, und statt des traurigen Grabliedes erklangen wenige Stunden später heitere Bergmannsweisen! Thomas, Schörl und das übrige Aufsichtspersonal waren selbstverständlich auch gegenwärtig. So unlieb Schörl die Schwelle jenes Hauses wieder betrat, das er so lange Zeit gemieden, so konnte er diesmal doch nicht ausweichen, ohne auffallend zu erscheinen. Obwohl er mit seinem Feinde an einem Tische saß, war es ihm gelungen, ein Mädchen ausfindig zu machen, wo er weder gezwungen war, mit ihm zu sprechen, noch seinen Blicken zu begegnen, die ihm lästig fielen. Jedesmal, sobald er zufällig nach dem neuen Obersteiger hinsah, der in Gedanken versunken, still darsaß, glitt ein Zug von Schadenfreude und ein unheimliches Lächeln über seine Lippen.

Thomas zog sich bald in das Nebenzimmer zurück, um mit Hannchen und ihren Angehörigen zu plaudern. Er war nicht in bester Stimmung. Gestern langten wieder Briefe von Seite des Gewerksbesizers aus der Hauptstadt an, deren Inhalt ihn empörte und seinen Entschlüssen für die Zukunft plötzlich eine andere Richtung gab. Er wollte für jeden Fall seine Heimat verlassen! Unter solchen Verhältnissen noch länger zu bleiben, erlaubte ihm seine Ehre nicht! Der Gewerksbesizer schien plötzlich wie umgewandelt! Das Vertrauen, das er dem jungen Manne Anfangs im vollsten Maße geschenkt hatte, war mit einem Male dem Gegentheil gewichen. Thomas hatte Hannchen und ihren Eltern seine Absicht kundgegeben. Er wollte die Gegend für kurze Zeit verlassen, um einen anderen Posten anzunehmen, der ihm schon früher mehrmals angetragen worden war. Der Hochzeitstag, welcher bereits festgesetzt war, sollte auf später verlegt werden. Hannchen machte ein betrübtes Gesicht über die störende Ereigniß. Sie hatte sich in ihre Zukunftspläne schon förmlich hineingelegt, so daß ihr eine Aenderung derselben äußerst unwillkommen erscheinen mußte. Sie sah sich schon als junge Frau Obersteigerin in den schön ausgestatteten, elegant möblirten Zimmern des neuen Werkgebäudes herumgehen, oder malte sich ihre kippige Phantasie in mäßigen Stunden einen Sonntagsmorgen aus: wie sie im schweren Seidenkleide an der Seite ihres jungen angesehenen Mannes nach der Kirche fahren, wie die Aufgänger zu beiden Seiten des Weges ehrerbietig die Hüte ziehen und das Bauernvolk bei ihrem Eintritte in die Kirche staunend zurückweichen werde! Und jetzt sollte das alles anders werden! Sie sollte vielleicht gar die Eltern verlassen und unter fremde Leute gehen! Das war allerdings bitter! Thomas und der alte Steinmüller verwendeten alle Ueberredungskunst, um Hannchen so wie ihre Mutter zu trösten, welcher der bevorstehende Abgang ihrer Tochter Thränen entlodte. Wie schön, wie bequem wäre es gewesen, wenn Hannchen in unmittelbarer Nähe ihrer Eltern geblieben wäre! Thomas ging verstimmt, früher als gewöhnlich nach Hause. Als er durch die Gruppen der im Freien lagernden Bergleute schritt, ward ihm manches Glas entgegengehalten, dem er Bescheid thun mußte; denn die Mehrzahl der Arbeiter liebte ihren Vorgesetzten seiner Leutseligkeit und seines strengen unparteiischen Wesens halber.

Nachdem Thomas fort war, erschien Schörl, der bisher unmerklich in einer Ecke gesessen, wie neu belebt. Er mischte sich in das Tischgespräch, so daß man außer ihm bald Niemand Anderen mehr hörte; auch sprach er tüchtig dem Wein zu und war auffallend guter Laune. Er wagte es sogar, mit Hannchen ein Gespräch anzuknüpfen, wobei es an ironischen Anspielungen auf ihren Brautstand nicht mangelte. Das Mädchen schenkte ihm, der Artigkeit halber, eine kurze Zeit Gehör, dann ging sie, Geschäfte vorschühnend, ihres Weges weiter. Später trat Schörl hinaus unter die lärmenden Gruppen der Arbeiter. Die Nacht war lau und windstill; aber finster. Bald sammelten sich mehrere seiner Schützlinge und gewöhnlichen Zechgenossen um ihn herum, worauf ein maßloses Schreien und Loben begann, das gar kein Ende nehmen wollte. Eine geraume Zeit, nachdem Thomas fortgegangen war, ertönte plötzlich der Ruf „Feuer!“ Alles drängte sich gegen das Wirthschaftsgebäude; allein hier war nichts Verdächtiges zu bemerken: auch unten im Thale in der Nähe der Fabrikgebäude zeigte sich

außer der Feuerfäule, die, wie alle Nacht, so auch heute über dem riesigen Hohenstand stand, nichts Ungewöhnliches. Erst als man den höheren Theil der Waldlichtung bestieg, konnte man den stark gerötheten Horizont des Gebirges und ein stellenweises Auffladern der Flamme zwischen den Wipfeln der hohen Waldbäume wahrnehmen.

Die verschiedensten Vermuthungen über den Ort des Brandes wurden lautbar; denn niemals unterliegt das Auge größeren Täuschungen über Lage und Entfernung der Gegenstände als zur Nachtzeit. Es konnte ein Waldbrand sein, oder die Hütte eines Gebirgsbauers, oder eines der Werksgelände bei den Bergbauern! Darüber war man einig, daß das Feuer in der Richtung des größten Bergwerkes, in dessen Nähe das neue Wohngebäude des Obersteigers lag, seinen Sitz haben müsse. Während der bequemere Theil der Leute, insbesondere jene, deren Wohnort oder Eigenthum durch das Feuer ungeschädet erschien, sich, in weitstreichende Betrachtungen eingehend, noch stundenlang müßig nach dem allmählig verglimmenden Schimmer starrte, eilten die Bergleute über Stock und Stein den bewaldeten Gebirgsrücken aufwärts. Je näher man kam, desto mehr gewann man die Ueberzeugung, daß eines der Werksgelände in Brand stehe. Wie im Sturm wurde der letzte Theil des steilen Weges zurückgelegt! Man hatte sich nicht getäuscht! Die Werkstanzlei und Wohnung des Obersteigers, das neue, kaum vollendete Gebäude, beiläufig eine Viertelstunde seitab von den Arbeiterwohnungen und Magazinen war ein Haub der Flammen geworden! Das provisorische Holzdach nebst dem größten Theile der Mauerwände waren eingestürzt, nur der aus Mauerwerk bestehende Sockel und einzelne verglimmende Balken des Dachstuhles verrathen die Spuren des stattlichen Hauses. Es gab Nichts mehr zu retten! Nichts zu retten! — Ueber die Ursache des Brandes herrschte ein Geheimniß! Er war offenbar von ruchloser Hand angelegt; denn zur Zeit seiner Entstehung befand sich Niemand im Hause. Schörl, an der Spitze der herbeistürzenden Bergleute, erfuhr den Hergang der Sache aus dem Munde des Obersteigers, welcher nebst dem Nachtwächter und mehreren Bewohnern der nächsten Gebirgshütten zuerst bei der Brandstätte erschienen war.

Nachdem Thomas den „Alpenjäger“ verlassen hatte, verfolgte er ohne Unterbrechung den Weg gegen seine neue Wohnung. Als er bei den Bergbauern vorüberkam, beschloß er, sich vorerst zu überzeugen, ob der Wächter auf seinem Posten sei und ob während seiner Abwesenheit etwas Besonderes vorgefallen. Er lenkte deshalb seine Schritte zuerst gegen die, an einem sicheren Orte abseits gelegene Pulverkammer, dann gegen die anderen Magazine. Nirgends war der Wächter zu finden! — Als er gegen das Haus einbog, wo sich die Bergleute vor oder nach der Arbeit zu versammeln pflegten, sah er mit einem Male in der Gegend seines Wohngebäudes einen blendend hellen Schein ausblitzen, welcher die nächste Umgebung grell beleuchtete. Im schnellsten Laufe eilte Thomas nach dem Feuer. Auf der Bank vor dem Arbeiterhause fand er den Wächter im tiefsten Schlummer versunken. Er rüttelte ihn auf. Als sie bei dem brennenden Gebäude anlangten, war das Holzdach beinahe schon ganz abgebrannt, und aus den vergitterten Fenstern quollen schwarze dichte Rauchwolken, zwischen denen kleine Flämmchen hervorzüngelten. Ungeachtet des von allen Seiten herabstürzenden, glimmenden Gebälles öffnete Thomas die verschlossene Hausthür und versuchte in den Gang vorzudringen; allein vergeblich! Der größte Theil der Hausthür war von erstidendem Qualm angefüllt! Er mußte gleich darauf zurückweichen, um frische Luft schöpfen zu können. Im Freien war er beinahe ohnmächtig hingefallen, da der heftigste Schrecken seine Glieder lähmte. In der Werkstanzlei befand sich die Handkasse! — Morgen sollten die Monatslöhne an das Arbeiterpersonal verabfolgt und andere größere Zahlungen für Grubenholz u. s. w. geleistet werden. Gerade heute lagen zufällig über zweitausend Gulden Banknoten in derselben! Ihm war die Ebbut des Geldes anvertraut! Die verschiedensten Gedanken durchwirbelten seinen Kopf, als ob ein Muthrad darin herumginge! An eine Rettung des Geldes war nicht zu denken; denn alle Fenster waren mit eisernen Gittern versehen, und die kleine Feuerpille des Werkes, welche inzwischen von einigen Leuten herbeigeschleppt worden war, stand wegen

Mangel an Wasser nutzlos da. Ohne Hülfe schaffen zu können, mußte er ruhig zusehen, wie eine Mauer nach der andern zusammenstürzte!

Als der Morgen zu dämmern begann, sah man die Verwüstungen des Feuers noch deutlicher. Thomas saß, das Haupt in die Hand gestützt, muthlos in einer Ecke der Arbeiterstube, während Schörl beim nächsten Tische einen Brief an den Gewerksbesitzer, nebst einer Anzeige an das nächste Gericht in Eile niederschrieb und gleich darauf Beides mittelst expresser Voten fortschickte. Thomas machte sich die bittersten Vorwürfe. An anderen Tagen mußte der Arbeiter, welcher ihn zugleich seit seiner Uebersiedlung in die neue Wohnung bediente, jedesmal in der Werkstanzlei schlafen. Gestern zum ersten Male unterblieb dieß, weil er demselben die Erlaubniß ertheilt hatte, gleich den übrigen Vergleuten der Leichenfeier beizuwohnen. Wie die anderen Kameraden hatte auch dieser sich in Folge des Leichenschmausers beim „Alpenjäger“ verspätet und war erst zurückgekehrt, nachdem man unten den Brand bemerkt hatte.

Am Nachmittage langte die Gerichtskommission an. Thomas, der Nachtwächter, Schörl, kurz Alle, die beim Brand gegenwärtig waren, wurden vernommen und ihre Aussagen protokolliert. Niemand wußte auch nur die geringste Vermuthung über die Ursache des Brandes anzugeben. Gegen Abend wurde die Brandstätte näher in Augenschein genommen. Unter dem aufgewühlten, halbglimmenden und rauchenden Gebälke fanden sich einzelne Gegenstände vor, die dem Feuer Widerstand geleistet hatten. Auch die Ueberreste der hölzernen, mit eisernen Bändern versehenen Handkassette wurden aus dem Schutte hervorgezogen. Die Holztheile waren theils gänzlich verbrannt, theils stark verkohlt, während die eisernen Bänder sammt dem Schlosse gleich einem Negwerk lose zusammenhingen. Im Schutte, unmittelbar unter der Kassette, lag das zu einem Klumpen zusammengeschmolzene Kupfergeld. Die Kassette, deren Aufbewahrungsort nur Thomas, Schörl und des Ersteren Diener kannten, befand sich am Boden eines hölzernen Schreines, welcher in einer Mauernische angebracht war. Nachdem der Schrein sammt den Holztheilen der Kassette und deren verbrennbarem Inhalt von den Gluthen verzehrt worden war, sanken die schweren Bestandtheile herab an jene Stelle, wo man sie jetzt fand. Die Kassette war sonach an ihrem Orte verblieben. Während die Ueberreste derselben näher besichtigt wurden, machte Schörl den Gerichtsbeamten aufmerksam, daß das Schloß, dessen Rückseite bloßgelegt war, unversperrt sei. Thomas, der allein den Schlüssel der Kassette besaß, wurde sichtlich betroffen, als man das ruhige Schloß untersuchte und diesen Umstand konstatierte; denn er hatte am Abend des gestrigen Tages, bevor er sich zum Begräbniß begab, das Schloß der Kasse eigenhändig versperrt, was er auch über Anfrage des Gerichtsbeamten öffentlich erklärte. Das gab den Dingen eine ganz andere Wendung! Außer der Brandlegung schien ohne Zweifel noch ein zweites Verbrechen begangen worden zu sein! Man setzte die Untersuchung mit größter Genauigkeit fort. Weber das Schloß, noch die eisernen Bänder der Kassette ließen Spuren einer gewaltsamen Behandlung erkennen, die neben dem zertrümmerten Mauerwerk liegenden Fenstergitter waren unverletzt; ferner wurde festgestellt, daß die beiden Eingangsthüren, zu welchen nur Thomas und dessen Diener die Schlüssel hatten, bei Anbeginn des Brandes versperrt gewesen seien.

Nach Aussage des Nachtwächters war er nur kurze Zeit vor dem heftigen Aufrütteln eingeschlummert, nachdem er vorher die Kunde um alle Gebäude gemacht hatte, ohne etwas Verdächtiges bemerkt zu haben. Der Diener des Obersteigers war beim Begräbniß und später ohne Unterbrechung bis zum Ausbruch des Feuers beim „Alpenjäger“ gesehen worden. Alles dieß wurde bis auf die geringsten Umstände niedergeschrieben, und erst am Abend des nächsten Tages begab sich die Gerichtskommission auf den Rückweg. Ein nebelhaftes Dunkel umhüllte alle diese Dinge, von denen nun Jedermann sprach, ohne daß man sich deren näheren Zusammenhang zu erklären wußte. Wie bei anderen ähnlichen Gelegenheiten, welche das öffentliche Interesse in hohem Grade in Anspruch nahmen, wurde viel darüber nachgegrübelt, viel kombinirt; allein nirgends ließ sich die Spur eines Ausweges aus dem verworrenen Labyrinth der Vermuthungen finden!

Mehrere Tage nach dem Brande erschien der Gewerksbesitzer persönlich. Seine bereits länger andauernde Unzufriedenheit wurde durch die letzten namhaften Verluste auf's Höchste gesteigert. Er entließ Thomas auf die härteste Weise aus dem Dienste, wobei er ihm vorwarf, daß durch sein Verschulden das Unglück herbeigeführt worden sei. Er hätte Sorge tragen sollen, daß das ihm anvertraute Gut besser bewacht worden wäre! Er könne jetzt keinen Ersatz bieten, da er nichts besitze, als was er am Leibe trage! Ueberhaupt sei seit seiner Ankunft der Unstern über dem Werke aufgegangen und seitdem nicht mehr gewichen! Thomas antwortete nichts auf Alles dies. Einerseits fühlte er sich getroffen; denn hatte sein Diener in jener verhängnisvollen Nacht wie gewöhnlich in der Werkskanzlei geschlafen, so wäre der Diebstahl verhindert worden; andererseits war er zu stolz, um sich in eine voraussichtlich vergebliche Selbstverteidigung einzulassen. Nachdem der Gewerke ausgesprochen, nahm er ruhig seinen Hut und ging.

Von nun an brach eine schwere Zeit über ihn herein. Der größte Theil seiner Effekten und Ersparnisse war ebenfalls ein Raub der Flammen geworden! Abermals mußte er in das Häuschen seiner Mutter wandern! Die Gegend verlassen, um einen anderen Dienstposten zu übernehmen, konnte er nicht, bevor die Untersuchung bei Gerichte vollkommen beendet war; denn sowohl er als Schörl erhielten alle Augenblicke Vorladungen, denen sie Folge leisten mußten. Die Familie des Steinmüllers nahm innigen Antheil an seinem Unglück. Hannchen war sehr verstimmt und weinte sich die Augen roth. Ihre Mutter hatte böse Ahnungen und schlimme Träume, und die frühere Heiterkeit sowie das unbesangene Wesen wollte in den kleinen Kreis nicht wieder zurückkehren, obwohl Thomas, der nun beschäftigungslos war, oft halbe Tage im Hause des Steinmüllers zubrachte.

Schörl, der neue Obersteiger, der so lange Zeit hindurch den „Alpenjäger“ gemieden, ließ sich jetzt häufiger sehen. Seit er den neuen Posten bekleidete, trug er den Kopf bedeutend höher als ehemals; auch hatte sein Gang und seine Haltung einen würdevollen Anstrich genommen. Sobald er mit Hannchen sprach, umspielte jedesmal ein kaum merkbare höhnisches Lächeln seine blassen Lippen, und aus den kleinen stehenden Augenlein blühte ein unheimlich freudiges Feuer. Er sprach die Absicht aus, abermals die Mittagsloft beim „Alpenjäger“ zu nehmen, wogegen der Steinmüller nichts einzuwenden vermochte, obwohl es ihm unlieb war, weil er den Burschen von je her nicht leiden konnte. Thomas aß bei seiner Mutter. Als die Verhandlungen wegen Mangel hinreichender Anzeigen, welche auf die Spur des Verbrechers geführt hätten, vorläufig eingestellt wurden, machte sich Thomas auf den Weg, um einen anderen Dienstposten anzunehmen. Jener, welcher ihm vor längerer Zeit angetragen wurde, war inzwischen besetzt worden. Er reiste deshalb an verschiedene Orte, um Erkundigungen einzusuchen; allein nirgends fand sich etwas Passendes, so daß er vorläufig unverrichteter Dinge in seine Heimat zurückkehren mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Erinnerungen eines irischen Polizeibeamten.

6. Ein kurloser Jockey.

„Es ist mir lieb, daß Du zum Diner zurückgekommen bist,“ sagte Voles, als ich in dessen Besuchszimmer trat, nachdem ich den Tag zuvor bei einem Freunde in dem County Clare zugebracht hatte, „denn ich möchte Dir Mr. Colson, den Hauptkonstabel unserer Polizei, vorstellen, den einsichtsvollsten und muthigsten Mann in unserem ganzen Korps. Geh' hinauf, wasche hurtig Deine Hände, und komm' uns nach, denn das Essen ist bereits angelandigt.“ Ich entsprach seiner Aufforderung und saß auf meinem gewohnten Platz, noch ehe die Suppe und der Fisch abgetragen waren.

„Erlaube mir, lieber Harry, Dich mit einem meiner besten Freunde und entschieden dem besten Offizier in meinem Polizeidienst bekannt zu machen. Mr. Colson, der Jockey,“ sagte Voles mit Lachen bei.

Ich stand auf, verbeugte mich und drückte meine Freude aus, den Herrn kennen zu lernen, obschon ich mir nicht denken konnte,

was mein Schwiegervater mit dem Beinamen, den er ihm gab, sagen wollte.

Mr. Colson erhob sich ober rutschte vielmehr (denn er war kaum fünf Fuß hoch) von seinem Sessel herunter. Die runden Schultern verliehen ihm fast ein zwerghaftes Aussehen; doch ließen seine breiten sehnigen Hände auf große körperliche Kraft schließen. Er hatte schöne, geistvolle blaue Augen, eine hohe Stirn, und auf seinem Gesicht lag ein gutmüthiges Lächeln, das alsbald für ihn einnahm, trotz der Blide, die er gelegentlich umherwarf und die auf einen festen, entschiedenen Willen deuteten. Sobald er saß, stellte er einen Mann vor, der Jedermann Vertrauen einflößte, wenn sich's darum gehandelt haben würde, einen Verteidiger zu suchen. Ungeachtet seiner kleinen Figur, mochte er gleich der Tigertalke zu fürchten und im Stande sein, auch mit viel größeren Gegnern fertig zu werden. Und daß dem wirklich so war, steht in der Countess Limerick, Cork und Tipperary noch in frischer Erinnerung.

Das Diner war vorüber; wir hatten die gewöhnliche Quantität Wein versorgt, und nachdem die Damen uns verlassen, kam, wie es noch jetzt der Fall ist, der Pothiv, der echte und gerechte Whistkumpusch der Cratloewalder, an die Reihe. Der Kessel mit kochendheißem Wasser qualmte auf dem Tisch; Citronen, Zucker und so weiter standen ad libitum zu Gebot, und unsere Herzen erwarteten sich bald bei dem dampfenden Getränk.

„Geben Sie mir den Napf herüber, mein lieber Jockey!“ sagte Voles ohne Lächeln.

Mr. Colson entsprach der Aufforderung.

Meine Neugierde wurde übermächtig über die gute Lebensart, und ich konnte dem Drang nicht widerstehen, unseren Wirth zu fragen, warum er seinem Gast diesen Titel gebe.

„Du weißt es nicht? O, das ist eine famose Geschichte. Doch da wir nur zu Drei sind, so wird es am Besten sein, wenn Mr. Colson sie selbst erzählt. Sie erweisen uns schon diesen Gefallen.“

„Ah, Major, muthen Sie mir dieß nicht zu.“

„Gerade deshalb, weil Sie die Hauptperson darin sind. Wollen Sie nicht, so thu' ich's, und ich weiß wohl, daß ich Sie durch meine Lobeserhebungen mehr in Verlegenheit bringe, als wenn Sie selbst erzählen, was Ihnen so sehr zur Ehre gereicht. Ihre Bescheidenheit braucht Ihnen die Zunge nicht zu binden; legen Sie los und theilen Sie unserem Freund den ganzen Vorfall mit, wie er sich zugegetragen hat.“

„Je nun, wenn man mich so drängt, so muß ich wohl; denn ich will lieber die einfache Wahrheit selbst sagen, als mich durch einen parteiischen Freund, wie Euer Ehren, zu einem Helben machen lassen, für den ich mich nie ausgegeben habe und für den mich auch kein Mensch halten wird. — Es ist vielleicht nöthig, gegen Sie, da Sie im Süden von Irland fremd sind, voranzuschicken, daß noch vor sehr wenigen Jahren unser County, wie überhaupt ganz Munster, in sehr schlechtem Auf stand, nicht nur wegen seines Widerstands gegen die politischen und agrarischen Verhältnisse, sondern auch wegen der Grausamkeit, die es häufig genug in persönlichen Angriffen auf harmlose Individuen an den Tag legte. Vergleichene Dinge gehörten zu den alltäglichen Vorkommnissen; es verging fast keine Nacht ohne eine neue Unthat. Mit Soldaten war da nichts auszurichten, und die Lokalbehörden fürchteten sich, zu handeln. Wer es versuchte, einen Mörder zu verhaften, oder gegen einen Verbrecher Zeugniß ablegte, durfte sich gefast halten, ein Opfer seiner Pflichterfüllung zu werden. Kein Feld, keine Straße war sicher; ja sogar die größten und am Besten vertheidigten Häuser wurden angegriffen. Kein Wunder also, wenn die Lokalexekutive erlahmte; denn jeder Beamte, der einen Anlauf nahm zu einem energischen Verfahren, erzielte dabei weiter nichts, als daß seine Frau zur Wittwe, seine Kinder zu Waisen wurden. Nur unser Freund Voles hier trogte jeder Gefahr und schäuferte bis auf einen gewissen Grad die bösen Vuben' seines County ein; doch stand er, wie bemerkt, hierin fast allein. Die nicht an Gefahr gewohnten Ortsbesitzer und die unbezahlten Friedensrichter entschlugen sich gern der Dienste, die ihnen voraussichtlich nichts Anderes als einen Kugelgruß einbrachten. Man kann nicht anders sagen, als daß auf der irischen Gerichtsbau so einsichtsvolle und ent-

schlossene Männer sitzen wie nur irgendwo; allein keinen Augenblick sicher zu sein vor Ermordung, vor Eigenthumsbeschädigung oder einem Angriff auf seine Familie — dieß überbot die Standhaftigkeit eines irischen Richters oder Geschwornen.

„In jene Zeit fällt die Ermordung der O'Sheas, eine Schauerthat, wie sie nie schrecklicher in Munster vorgekommen ist. Bei dieser Gelegenheit wurde das Haus eines wohlhabenden Pächters von einer zahlreichen Strolchenbande angegriffen, welche die Thüren einschlugen, das Haus in Brand steckten und die Bewohner, welche sich flüchten wollten, bis auf ein fünfjähriges Kind herunter grausam hinschlachteten oder in die Flammen zurücktrieben, wo sie unter dem Geschrei und Jubel der entmenschten Mordbuben zu Asche verbrannten. Ich führe diesen Vorfall an als ein Beispiel von der Kühnheit dieser gefesselten Votten, die überall im County umherzogen; er zeigt, wie furchtlos sie bei ihren Angriffen zu Werk gingen, und war außerdem der unmittelbare Vorkäuser des Attentats, von dem ich jetzt sprechen will und in dessen Folge ich von unserem Freund, dem Major, den Zunamen 'Jockey' erhalten habe.“

Wir sprachen unseren Gläsern wieder zu, und nach einigen Bemerkungen fuhr der Mann in seiner Erzählung fort. — „Eines Tages ließ mich der Friedensrichter M... in aller Eile zu sich laden, und ich folgte ohne Säumen dem Aufgebot. Ich fand bei ihm mehrere der County-Notabilitäten versammelt, die bei verschlossenen Thüren eine Berathung hielten; denn es unterlag kaum einem Zweifel, daß viele der Dienstleute in den Familien der Gentlemen im Einverständnis mit den Verbrechern waren. Es handelte sich dabei um die Frage, wie man in einem Fall, welcher eben zu Mr. M...s Kenntniß gekommen, am Zweckmäßigsten verfahren könne. M... hatte nämlich am demselben Morgen durch die Post eine anonyme schriftliche Mittheilung erhalten, des Inhalts, daß in nächster Nacht dem Haus eines seiner achtbarsten Pächter ein Angriff drohe. In ruhigeren Zeiten hätte man eine solche Drohung verlachen und leicht über die Sache hinweg geben können; allein damals erregte sie eine begründete Unruhe, und die Behörden waren zusammengetreten, um die Mittel zur Vertheibigung zu verabreden.“

„Nach einer längeren Verhandlung wurde der Beschluß gefaßt, daß die aus zwanzig Köpfen bestehende Polizeimannschaft, gut bewaffnet und je mit dreißig Patronen versehen, sich einzeln nach dem gedachten Farmhause einschleichen, ich aber mit einem anderen Oberkonstabler in Civilkleidung ihr folgen solle; im Fall die Anzeige richtig sei, mögen wir dann die uns als zweckmäßig erscheinenden Abwehrmaßregeln vornehmen.“

„Ich traf, der mir erteilten Weisung gemäß, um sieben Uhr bei dem Farmhaus ein und fand daselbst meine Leute sowohl als meinen Kollegen vor. Es war noch nichts geschehen, da man die einschlagenden Schritte mir als dem Ältesten im Rang überlassen wollte. — Zunächst legten wir die Läden vor und schlossen die Thüren; doch öffneten wir später einige der Ersteren wieder ein wenig, um im Nothfall auf herankommende Personen Feuer geben zu können. Dann wurden die Weiber in verhältnismäßige Sicherheit gebracht und die Dienstboten, von denen anzunehmen war, daß sie zum Theil mit den Verbrechern in Verbindung standen, in einer Art Keller eingeschlossen.“

„Es schlug Acht, Neun, sogar Zehn, ohne daß etwas Beunruhigendes vorgefallen wäre, und unter der Mannschaft begann man bereits über die augenscheinlich unnöthigen Vorkehrungen sich lustig zu machen, als mein Sergeant, den ich an einem Dachfenster aufgestellt, mit der Meldung herunter kam, daß eben eine Person über den Hof vor dem Haus geschlichen sei und sich in dem etwa hundert Schritte entlegenen Gesträuch des Gartens versteckt habe. Mein Kollege lachte über diese Mittheilung; allein ich kannte die Besonnenheit meines Sergeanten zu gut, um die Richtigkeit seiner Angabe zu bezweifeln, und ging mit ihm nach der Bühne hinauf, um selbst auch Augenschein zu nehmen. Das Fenster befand sich unter dem vorspringenden Dach, so daß wir von unten nicht gesehen werden konnten.“

„Es war eine ruhige, mondheile Nacht, und kein Lüftchen bewegte sich. Es herrschte tiefe Stille, und ich meinte schon, der Sergeant habe sich durch die dunklen Schatten der Bäume täuschen lassen, als ich in dem Gebüsch ein leichtes Rascheln hörte

und unmittelbar darauf eine menschliche Gestalt zum Vorschein kommen sah. Hurtig aber geräuschlos eilte ich jetzt nach der Halle hinunter, erteilte Befehl, alle Lichter zu löschen, und harrete der Dinge, die da kommen sollten. (Schluß folgt.)

Fliegende Blätter.

Die Elektricität als Untersuchungsrichter. Der Afrika-Reisende Apel besuchte vor einigen Jahren dieses Land unter der Vertretung eines Arztes. In Abyssinien wohnte er einst einer Gerichtsfigung bei. Eine Witwe verklagte ihren Schwager, ihr Geld entwendet zu haben; dieser schwor die Schuld auf der Witwe einzigen Sohn; alle Drei schrien so entgegig durcheinander, daß man kein Wort verstand. Das Schurkengesicht des Oheims überzeugte Apel, daß dieser der Dick sei. Er bat den Richter um die Erlaubniß, einige Fragen zu stellen. Mit lauten Worten bestand der alte Sünder auf seiner Unschuld und bezeichnete den Knaben als den wirklichen Dieb. Apel hieß ihn schweigen und erhob sich ernst und feierlich. Er führte mit sich eine Elektrirmaschine, welche, obgleich klein, eine sehr starke Wirkung übte und ihn in den Geruch der Fauberei setzte. Ernst und bedächtig richtete Apel seine Maschine her und sprach mit feierlicher Stimme: „Schau! Ein mächtiger Geist! Mächtig in der Luft und der Erde, im Feuer und Wasser, bei Tag und Nacht gleich mächtig und gerei. Bist Du unschuldig, Mann, so soll es bewiesen sein; bist Du aber schuldig, so soll Dich Dein eigener Mund verdammen. Doch erst tritt Du, o Sohn der Witwe, heran und befreie Dich von dem Verdacht, der auf Dir ruht.“ Alle schauten verwundert zu. Der Junge trat getretenen Muthes hinzu und faßte die Griffe der Maschine. Alsdann setzte Apel die Maschine in Bewegung, unterbrach jedoch den elektrischen Strom, so daß der Junge natürlich nichts verburnte und ganz unbeweglich stand; er ward darauf von aller Schuld freigesprochen. Der Onkel, welcher zuerst einige Zeichen der Unruhe geäußert hatte, erlangte seine Gleichgültigkeit wieder, sobald er gesehen, daß nichts erfolgte, faßte die Handgriffe fest und prahlte sich und rief Mah laut zum Zeugen seiner Unschuld an. Nun setzte Apel nochmals die Elektrirmaschine in kräftige Bewegung, ohne sie zu unterbrechen, und ließ plötzlich die ganze Wirkung des elektrischen Stroms auf den armen Nicht übergehen. Die Verdrückungen seiner muthlos kühnen Gestalt, die Krümmungen seiner Glieder, die Angst auf dem blassen Gesicht und das Gebrüll, welches er ausstieß, waren wahrhaft fürchterlich. „Gnade! Gnade!“ rief er, „ich habe das Geld gestohlen! Ich gehe! Um des Friedens der Seele Deines Vaters willen, befreie mich, o Fremdling!“ Richtig nahm der zauberkundige Europäer wieder seinen Platz ein. Alles schweig und wunderte sich, selbst der Richter erblaßte, als die gefährliche Maschine ihm etwas zu nahe rückte.

Rösselsprung

ich	des	gen	kann	ge	zen	für	nicht
ja	te	selbst	gan	da	mer	nann	ma
land	bin	leg	ist	ist	ner	nen	sei
and	nig	den	sehe	den	nicht	wenn	das
te	stet	der	ten	rühm	sei	je	ich
ge	um	de	von	wahr	bei	will	schon
wer	das	und	der	tra	er	wur	in
sch	nann	gen	sein	sezt	sch	mag	im

Auflösung des Rösselsprungs Seite 199:

Kein Wunder der Natur gelingt durch Schweiß und Müß;
Auf Gottes Wink gelangen sie.

Gerden.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Jandberger in Stuttgart.



an -- dann sagt er kopfschüttelnd: „Ich glaube nicht, liebe Alte, daß ich dieß jemals gesehen habe!“

„Und doch trug Deine Elisabeth einst diese Stielchen und Blättchen in ihrem Haar -- als einen frischen grünen Kranz!“

„Großmutter's Brautkranz!“

„Ja, Kinder, ihr habt heute von der Großmutter bräutlichem Myrtenkranze Thee getrunken!“

Jetzt blüht wirklich eine Thräne aus dem lächelnden Auge der Großmutter auf die wellen Mälder nieder, dann fährt die alte Frau fort: „Im Aufstehen eines halben Jahrhunderts waren die Mälder nach und nach abgefallen und die Stiele hatten sich gelöst; ich konnte mich aber noch immer nicht von diesem lieben Erinnerungszeichen an den glücklichsten Tag meines Lebens trennen, -- da hat Gretel vorhin im Dunkeln die Papiere verwechselt und --“

„Laß gut sein, liebe Alte,“ sagt der Großvater herzlich und umarmt und küßt die Großmutter mit schimmernden Augen, „laß gut sein, daß der alte Brautkranz mit den braunen Vöden vorüber ist, dafür grünt in unseren alten Herzen ein ewig junger Brautkranz fort -- und über's Jahr, so Gott will, legen wir zu diesen dürren Stielchen und dem silbernen Hochzeitskranze einen goldenen!“

Leise sprechend gehen die Großeltern einige Mal im Zimmer auf und ab, dabei nickt die Großmutter dem armen Georg gar liebevoll zu, wenn sie an seine Fensterstühle kommt.

In dem großen Zimmer ist es still, -- Niemand findet das rechte Wort, bis die Großmutter wieder in die Sophaede sitzt und lächelnd und nickend um den Tisch herum schaut und in ihrer alten frohen Weise sagt: „Das war eine tolle Vergiftungs-Geschichte, -- wir haben dem lieben Gott aber aus vollem Herzen zu danken, daß er Alles so wohl und heiter hinausgeführt hat. Dorch, geh' hinaus und beruhige mein armes liebes Gretel und dann brant uns draußen einen neuen guten Thee, nehmt aber ein Licht mit, wenn ihr das blaue Theepapier aus dem Eschkränken holt. Nachher besorge mit der Christine das Abendbrot. Die Theemaschine laß nur stehen, Kind, draußen sind noch alte große Theetöpfe. Deine Tante Lenore würde bei der Maschine doch wieder an den Dreier denken, der das ganze Regiment Soldaten im Sauerthohl vergiftete -- ha, ha, ha! -- ja, Lore, die Geschichte belommt Du noch oft von mir zu hören. Und wenn der Johann schon zurück ist, soll er schnell wieder zum Doktor laufen und ein Atompiment sagen, wir Alle wären plötzlich wieder gesund geworden, -- Deiner Wette, armer Peter, die stark an das Land erinnert, wo Milch und Honig fließt, fürchte ich, wird kein Doktor helfen können!“

So weiß die frohsinnige alte Frau die letzten Wollenschatten von den Stirnen ihrer Lieben fortzuschützen. Dann faltet sie die Hände im Schooße und sagt ernstlich: „Kinder, mit dem Schwarzen Peter wird es heute doch nichts mehr, der tolle Dreier hat uns die Partie verdorben. Denkt aber nicht, daß sie euch geschenkt ist, der liebe Alte und ich laden euch zu morgen Abend ein und da holen wir den Schwarzen Peter und die heut eingeblühte Fröhlichkeit doppelt wieder nach -- ja, ich hoffe, wir Alle werden morgen recht froh und vergnügt sein!“ Dabei läßt die gute Großmutter einen gar hellen Blick nach der Fensterstühle gleiten und fährt dann fort: „Mit dem Schwärzen will's auch nicht recht gehen, da will ich euch eine Geschichte erzählen, wie die Großmutter zu dem Brautkranze kam, von dem ihr heute Thee getrunken habt -- soll ich?“

„Ja, bitte -- bitte Großchen -- das wird hübsch!“

„Nun, wenn auch am Ende als Geschichte nicht sehr hübsch, so kann sich doch jeder von euch sein Theil draus nehmen!“

Die Großmutter schaut die wenigen dürren Myrtenblätter, die dem heißen Wassertode entronnen sind, sinnend an -- wie in Gedanken schüttelt sie das Papier und hält es dicht vor's Gesicht, als buktete die Myrte ihr zu -- dann schüttelt sie wehmüthig lächelnd die Vöden, fährt sich mit der Hand ein paar Mal über die Augen und beginnt: „Mein Vater war zu seiner Zeit einer der bekanntesten Aerzte Berlins -- eben so sehr durch seine Menschenfreundlichkeit, als seine medizinische Wissenschaft. Er war unermüdlich thätig in seinem Berufe, ohne dabei auf materiellen Gewinn zu sehen. Was ihm seine reiche Praxis einbrachte, gab er fast ganz den armen Patienten. So kam es, daß die Armen Ver-

lins sich auch in sonstigen Verlegenheiten an seinen Rath und Beistand wendeten, und nie umsonst. Dabei fehlte im eigenen Hause oft das Nöthigste, denn die Mutter gab eben so gern und reich. Ein kleiner Zug von dem liebevollen und lebenswürdigen Herzen meines Vaters ist mir noch lebhaft gegenwärtig. Wir wohnten unter den später so berühmten Linden. Nach dem Mittagessen liebte der Vater es, mit seinem Töchterchen an der Hand, bei schönem Wetter unter den Bäumen auf- und abzugehen. Dieß war die einzige Erholung, die er sich gönnte. Eines Tages -- ich war etwa fünf Jahre alt -- trafen wir bei diesem Spaziergange auf eine arme Frau, die ängstlich etwas auf dem Boden zu suchen schien. Dabei weinte sie bitterlich. -- Habt Ihr etwas verloren, liebe Frau? fragte mein Vater.

„Ja, ich sollte meines Mannes Stiefel vom Schuhmacher holen -- mein Mann ist Arbeitsmann und kann ohne sie nicht auf Arbeit gehen -- da hab' ich einen Thaler verloren -- und es war unser letzter!“

Elisabeth, sagte der Vater zu mir, da wollen wir der armen Frau suchen helfen, spere die Aenglein nur ja recht weit auf und schau' Dich fleißig nach allen Seiten um! -- War es ein Stück Geld?

Ja, ein blanker preussischer Thaler!

Wir gingen mit der Frau und ich war sehr eifrig beim Suchen -- da hörte ich es hell zu meinen Füßen klingen, und vor mir lag ein blankes Geldstück. Verwundert sah ich zum Vater auf, denn ich hatte es deutlich niederfallen sehen. Er aber nickte mir lächelnd zu -- da bückte ich mich geschwind und brachte der Frau den Thaler. Die hob mich auf ihre Arme und küßte mich und sagte, ich sei ein Sonntagskind, da ich so gesegnete Augen habe -- ihre bummigen Augen hätten schon dreimal über die Stelle hinweggesehen. Ich würde gewiß noch einmal eine reich gesegnete, glückliche Frau, -- und die Prophezeiung der armen Frau, Kinder, ist im vollsten Maße eingetroffen!

Aber, Herr Vater, sagte ich, das blankte Stück fiel ja doch von oben herunter?

Ja, Elisabeth, der liebe Gott schickte es der armen Frau, weil sie so sehr in Noth war! und der Vater lächelte mich gar eigen an.

Ich glaubte wirklich, der Thaler sei vom Himmel gefallen, -- ich dachte in meinem Bettchen Abends noch oft darüber nach und so habe ich die kleine Geschichte nicht wieder vergessen.

Nach einem Jahre starb der Vater. In Berlin wütheten damals die schwarzen Fäden furchtbar. Der Vater war Tag und Nacht in seinem Berufe thätig. Eines Abends kam er sehr erschöpft und unwohl nach Hause, -- nach wenigen Tagen erlag er der furchtbaren Seuche. Meine gute Mutter, die ihn unermüdlich gepflegt hatte, starb drei Tage darauf an derselben Krankheit.

Ich faßte damals noch nicht die ganze Größe meines Verlustes, -- bald weinte ich, daß Vater und Mutter nie wieder zurückkehren würden -- bald freute ich mich über die vielen schwarzen Kutschen vor unserer Thür und den Augen und die Spielsachen, die mir die Leute schenkten -- ich war ja noch ein armes glückliches, gedankenloses Kind!

Und dann saß ich in der Post unter wildfremden Leuten und fuhr nach Bremen. Eine freundliche Frau sorgte für mich und erzählte mir Geschichten und zeigte mir viele Städte und Dörfer und Schafe und Kühe, an denen wir vorbeifuhren, -- so vergaß ich mein Bangen unter den fremden Menschen bald, und wenn ich müde war, legte ich meinen Kopf in den Schooß der freundlichen Frau und schlief sorglos ein.

In Bremen wohnte der einzige Bruder meiner Mutter, der wollte die Waise zu sich nehmen. Er war ein großer Kaufmann in der alten Hansestadt. In seiner kurzen Geschäftsreise hatte er auf die Nachricht von dem Tode meiner Mutter an einen berliner Geschäftsfreund geschrieben, seine Nichte bei nächster sicherer Gelegenheit an ihn zu expediren!

Nach fünfzehn langen Tagen langten wir in Bremen an, -- heute macht man diese Strecke in einem Tage. Meine Beschützerin, die aus Bremen gebürtig, nach dem Tode ihres Mannes jetzt dorthin zurückkehrte, führte mich in des Onkels Haus.

Es war eines von jenen alten weitläufigen Kaufmannshäu-

fern, wie man sie heute selbst in den großen Seehandelsstädten nur noch sehr sparsam findet. Von der Straße aus trat man auf einen großen Hausflur, auf dem man bequem mit Pferden und Wagen umwenden konnte, — und so hoch wie eine Kirche! Die schweren eichenen Thorwege waren dicht mit eisernen Nägeln beschlagen. Rechts ging es in den Kaufladen mit Kolonialwaaren, in die Comptoirs und sonstigen Geschäftsräume. Dort waren auch die Wohnungen der Commis und Lehrlinge, die nach damaliger guter Sitte noch alle im Hause wohnten und aßen und mit zur Familie des Kaufherrn gerechnet wurden. Ja, damals lernten die jungen Leute nicht so früh das verderbliche Wirthschaftsleben und viele kostspielige Lebensbedürfnisse kennen — damals gingen auch nicht so Viele von ihnen erbärmlich zu Grunde, wie heutzutage. Darum sind der liebe Alte und die Großmutter der altbürgerlichen Sitte nicht untreu geworden, wenn's auch nicht ganz bequem war, oft zwanzig Eiser am Tisch zu haben. Doch davon wollte ich ja eigentlich nicht erzählen — und nicht für ungut, Kinder, wenn der Eine oder Andere von euch sich von wegen der Bequemlichkeit der Hausfrauen getroffen fühlt, — die Großmutter meint's gut!

Auf die Hausknechte wohnten in dem Flügel auf dem Hofe mit ihren Familien; die Väter wurden alt und grau im Geschäft, und die Söhne wuchsen in ihre Stellen hinein, die Töchter halfen im Haushalte — es war Alles wie eine große Familie, und das Geschäft blühte dabei herrlich. Jeder hatte seine Freude daran, als wär' es sein eigen.

Auf der linken Seite des Hausflurs waren die Wohnzimmer des Kaufherrn und seiner Familie — alte einfach solide Räume mit hundertjährigen Erbmöbeln.

Die übrigen vier Stockwerke des hohen Diebelshauses wurden als Kornböden und Lagerräume benutzt. Fenster gab es nur im Erdgeschoß, drüber zogen sich unzählige hölzerne Läden bis in die Spitze des Diebels hinauf. Die ganze Front war kunstvoll mit Nischen und Spitzbögen und sonstigen Zieraten von gebrannten Steinen geschmückt.

Und dann stand ich zum ersten Mal meinem Onkel gegenüber. Er war ein kleiner dürrer Mann, der stets einen hechtgrauen Rock mit blanken Stahlknöpfen, Kniehosen von einem schwarzen glänzenden Stoffe, schwarzseidene Strümpfe und stählerne Anie- und Schuhschnallen trug. Dabei war er einer der beweglichsten Leute, die mir in meinem Leben vorgekommen sind: sein mageres Köpflein im Nacken kam keinen Augenblick zur Ruhe. Wenn er nicht gerade schrieb oder aß, hielt er in der linken Hand eine große silberne Tabakdose und zwischen Daumen und Zeigefinger der Rechten eine Pfeife. Guter Soldat — stets geladen haben — gleich loschießen können! sagte er hierüber in seiner hastigen, abgebrochenen Weise wohl zuweilen scherzend. Das Fehlende in seiner abgerissenen Art zu sprechen ersetzte die Beweglichkeit seiner Mienen und seines ganzen Leibes zur Genüge. Sein Geist war in fortwährender Thätigkeit für sein ausgedehntes Geschäft; das war sein Alles — leider!

Meine Reisebeschägerin hatte mich in des Onkels Comptoir geführt; der Onkel dankte ihr und sah dabei kaum von seinem Pulte auf. Ich stand verlassen und bang an der Thür, der Onkel schrie ruhig weiter, nur ein flüchtiger Blick hatte mich gestreift. Ich weinte, er schüttelte nur mit dem Kopf. Als sein Brief beendet war, trat er hastig auf mich zu, sah mich mit seinen lebhaften hellgrauen Augen prüfend an und sagte: Vater viel zu gut — Alles fortgegeben — keinen Pfennig Kind — nicht weinen — Thränen nicht leiden — artig Kind sein — gut haben — Musje Rid! — Kind Rosinen geben — Mandeln — hübsch spielen mit Kob — bis Tante nach Hause kommen! — und dabei waren der kleine magere Kopf und die silberne Tabakdose und der rechte Daumen und Zeigefinger in beständiger Bewegung!

Sogleich kam Musje Rid, nahm mich an der Hand und führte mich in den Laden. Freundlich streichelte er mir das Haar und gab mir zwei große Tüten mit Rosinen und Mandeln. Dann brachte er mich auf den Hof an ein stilles, sonniges Plätzchen zwischen den Kisten und Kässen, die dort vor den hohen Speichern aufgethürmt waren. Dort hob er mich in seine Arme und schaute mir so recht lieb und traurig in die Augen und sagte: Armes Kind, Du weißt noch nicht, was Du verloren hast — ich habe

auch nicht Vater und Mutter mehr, darum habe ich Dich jetzt schon so recht herzlich lieb, willst Du mir auch ein Bischen gut sein, als wäre ich Dein Bruder?

Ich nidte ihm unter Thränen lächelnd zu — er küßte mich herzlich und ich schlang meine kleinen Arme zutraulich um seinen Hals, als kennten wir uns schon lange.

Wie heißt Du?

Lisbeth! sagte ich schon ganz dreist, und Du?

Richard — Alle sagen aber Rid zu mir, und so kannst Du mich auch rufen, wenn der Kob, Dein Vetter Jakob, Dir etwas zu Leide thut. Das ist ein böser Junge und thut nichts lieber, als andere Kinder schlagen oder Hunde und Katzen quälen. Ich will Dir aber immer beistehen, meine Häusle kennt der Kob schon. Ich bin der jüngste Lehrling im Geschäft und Ostern eingeseget. Nun will ich Dir ein kleines Mädchen zum Spielen holen!

Rid kam mit des Hausknechts kleiner Gretel wieder und machte uns aus Papier kleine Tüten und zeigte uns, wie wir mit den Rosinen und Mandeln hübsch Kaufmann spielen könnten — die schmeckten dann noch viel schöner als sonst.

Als Rid fort war und Gretel und ich prächtig spielten, kam Kob und aß uns alle Rosinen und Mandeln auf und drohte, uns in den Brunnen zu werfen, wenn wir es Jemand sagten.

Jakob war des Onkels einziges Kind und ein lang aufgeschossener elfjähriger Junge mit flachgelbem Haar und sehr vielen Sommerprossen in dem schmalen Gesichte. Er war der Tante Herzblatt — ihr Abgott — ihr Verzug! Wie die echte Mutterliebe der größte Segen für das Kind ist, so kann die blinde Mutterliebe ihm zum Unglück — ja zum Fluch werden. Eine Mutter darf die Augen nicht zumachen, wenn ihr das Herz aufgeht!

Die Tante war eine liebe, gute Frau, ich verdanke ihr viel und segne noch oft ihre Asche. Sie hatte mich lieb und sorgte wie eine Mutter für mich. In der Hauswirthschaft war sie tüchtig und sorgsam und führte mich, als ich heranwuchs, fleißig zur Arbeit an. Und in der Jugend arbeiten und die Arbeit lieben lernen, ist die beste Ausstattung für's Leben. Kinder, ich hoffe, daß ich mein Theil redlich dazu beitrug, euch so auszustatten, und daß ihr mir dieß jetzt dankt, wenn ihr's in den jungen, flatterhaften Jahren auch nicht immer einsahet. Auch mein Gretel nimmt diese Ausstattung von der Großmutter mit!

Dabei nickte die alte Frau Georg und seinen Eltern herzlich und harmlos zu und fährt fort: „Also, wie gesagt, ihr Kobchen war der Tante ihr Alles auf der Welt; seit ihr mehrere Kinder jung gestorben waren, lebte sie in beständiger Furcht, auch dieß letzte Kind könne ihr entrißen werden. Sie verzärtelte und verzog den Jungen gründlich und sah ihm alle Unarten so lange nach, bis es für die schwache Hand der Mutter zu spät war, sie zu strafen — auszurotten. Und dennoch vergötterte die Mutter auch dann noch den Liebling — aber sie zitterte vor ihm.“

Der Onkel hatte sich nie um die Erziehung seines Sohnes gekümmert. Er redete sich ein, Kinder erziehen sei Weiber Sache — die Zeit des Mannes gehöre ganz dem Geschäfte! Grundsätzlich: dem Vater sind die Kinder eben so gut vom lieben Gott in die Hand gegeben, sie für seinen Himmel auszubilden, so lange sie noch zartes weiches Wachs sind, als der Mutter; was er ihnen in der Jugend an Liebe und Zucht abgebrochen hat, ersetzt er ihnen durch die Schläge, die er im Schweiß seines Angesichts für sie erarbeitet hat, nun und nimmermehr!

Von den kleinen Unarten seines Sohnes sah der Onkel wenig, — die schwache Mutter war beständig darauf bedacht, sie vor dem Vater zu verbergen. Und als sie mit dem Knaben zu großen Unarten — zu Lastern heranwuchsen und sich nicht mehr verbergen ließen, — da parierte Jakob selbst dem Vater nicht mehr!

Kinder, ich denke noch heute mit Entsetzen an eine Scene, wie der neunzehnjährige Junge mit Hohnlachen und erhobenem Arme dem eigenen Vater gegenüber stand, weil dieser ihm für sein lasterhaftes Leben das Geld verweigerte. Die Mutter war dem Sohne in den Arm gefallen, — er stieß sie roh zurück!

Das Ende dieses furchtbaren Auftritts war, daß Jakob noch an demselben Tage nach England gehen mußte. Der Vater brachte ihn in einem befreundeten Handelshause in's Comptoir, das als Zuchtstube für zügellose Jünglinge im Ruf stand, und beschränkte

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
 LIBRARY

1900-1901

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
 LIBRARY



THE UNIVERSITY OF CHICAGO
 LIBRARY

THE 1990s

THE 1990s



reichen Bankiers geboren. Den talentvollen, musikalisch begabten Anaben unterrichtete im Klavierspiel der renommierte Franz Lauska, im Kontrapunkt Zelter und später B. A. Weber. Die glänzenden Fortschritte ließen ihn bald öffentlich und zwar nicht nur in Berlin, sondern auch in dem damals tonangebenden Wien als Pianisten auftreten. Mehr als die Virtuosität zog ihn jedoch die eigene schöpferische Thätigkeit an, und um sich zum Komponisten auszubilden, ging er nach Darmstadt zu dem in hohem Ansehen stehenden Abbe Vogler, wo er gemeinschaftlich mit A. M. v. Weber und Hansbäcker studierte. Der erste Versuch eigener Komposition war die Kantate „Gott in der Natur“, ihr folgte die Oper Jephtha. Die Erstere machte in Berlin Glück, die Letztere trotz manchem Anerkennungswerten in München Fiasco. Die Kantate schaffte ihm den Titel eines Großherzoglichen Hofkomponisten. Eine komische Oper, die beiden Maliken, fiel 1814 in Stuttgart und Wien durch, in welcher letzterer Stadt er dagegen durch sein Klavierspiel, das selbst Hummel verdunkelte, das größte Aufsehen machte. Der schwache Erfolg seiner dramatischen Erstlinge ließ Meyerbeer, dem der rasche Sieg, den er als Virtuoso errang, zum Bedürfnis geworden, die ernstliche Richtung, die seine Kunst bislang genommen, aufgeben, und sich der einschmeichelnden italienischen Weise zuwenden. Meyerbeer ging auf Salieris Rath nach Italien, wo eben Rossini's glänzender Stern im Aufgehen war, und der Tancredi dieses Meisters bezeichnete ihm die Bahn. Dem reichen Deutschen öffneten sich rasch die Bühnen, und in kurzer Zeit (1817—25) entstand eine Reihe von Opern: für Padua Romilda und Konstanze, für Turin Semiramis, für Venedig Emma di Resburgo, für Mailand Margarethe von Anjou und die Verbannte von Granada, die hier und später an vielen Theatern Italiens mit großem Beifall gegeben wurden, in Deutschland aber, wo sie der Komponist so gerne eingebürgert, trotz aller Bemühungen, entschieden mißfielen. So schmerzlich rächte sich die Untreue gegen Deutschland. Aber auch in Italien war der Erfolg nicht nachhaltig. Erst sein „Kreuzfahrer“, der 1824 in Venedig gegeben wurde, hatte einen dauernden Erfolg und fand in Deutschland, wie in Paris, Eingang. „Es ist Jammer und Schade für Beer,“ schreibt Weber, „daß er sich so ganz auf die verkehrte Seite gewandt hat. Er hat ein großes, tiefes und deutsches Talent, vor dem ich mich, als wir zusammen studierten, oft gefürchtet habe. In seiner Oper Jephtha sind außerordentlich schöne Sachen und ganz deutsch und gründlich gearbeitet. Und nun schreibt er all' das verfluchte Zeug, um der elenden Mode zu huldigen und den Beifall einer Masse zu erwerben, die er verachten sollte.“ Die Kritik sprach sich einmüthig in gleicher Weise aus, wie Weber, und Meyerbeer fühlte, daß er nicht auf dem rechten Wege sei. Er ging nach Paris, wo die zweite Wandlung in ihm vorgehen sollte: er lebte dort eingezogen und ließ mehrere Jahre nichts von sich hören, um als ein ganz Neuer vor das Publikum zu treten. Er hatte von der deutschen Heimat die orchestrale Basis sich gewahrt, von Italien das Melodische sich angeeignet, und nahm nun von der französischen Bühne die mit äußerlichen Mitteln zu erreichende, blendende, theatrale Wirkung, die er noch überbot, und wozu ihm der gewandte Librettist Eugene Scribe mit seinem fruchtbaren und erfindungsreichen Talente die Hand reichte. Am 21. November 1831 ging Robert der Teufel in der großen Oper zum ersten Male über die Bühne. Der Erfolg war ein unerhörter, über ganz Europa sich verbreitender. Das lyrische Drama war zum wirklichen Drama umgeschaffen, ein neuer Styl gewonnen, der sich in den sechs Jahre später folgenden Hugenotten zur Höhe des historischen Dramas erhob. War in Robert ein Schritt über das Gewöhnliche, Uebliche hinausgethan, so war es immer noch ein unsicherer. In den Hugenotten aber stand Meyerbeer auf festem Boden. Die höchste Aufgabe der Oper, die großen geschichtlichen Gegensätze, welche Massen bewegt und fortgerissen haben, durch die Energie des musikalischen Ausdrucks zu versinnlichen — hat Meyerbeer in den Hugenotten erfüllt. Auf diesem Boden mußte der Meister fortzuschaffen. Aber er suchte die Steigerung — da er bei all' seinem Schaffen die Masse und den Effekt im Auge hatte — mehr in der Häufung der äußerlichen Mittel und machte deshalb, trotz des historischen Stoffes, der im Propheten gegeben war, einen Rückschritt in die Romantik und das Genre. Nicht die lange Zeit, die zwischen Hugenotten und Propheten liegt

(13 Jahre), erklärt diesen Rückschritt, sondern das beständige Gräbeln auf neue Mittel der Ueberraschung, auf Erweiterung der stimmlichen und orchestralen Wirkungen. Meyerbeer war inzwischen A. preussischer Generalmusikdirektor geworden und lebte seitdem abwechselnd in Berlin und Paris. In dieser Stellung komponierte er als Festoper „Das Nibelungenlied in Schlesien“ 1844, das später mit Scribe'schem Texte als „Nordstern“ große Verbreitung fand. Eine Arbeit der Pietät und eine seiner schönsten war die melodramatische Musik zu seines Bruders: Struensee (1845), die wir indeß nur als ein Zwischenspiel betrachten können. Nach dem Propheten, der 1843 erschien, tritt bei Meyerbeer immer mehr das Wirken durch die großen geschichtlichen, von einer Leidenschaft ergriffenen Massen zurück gegen das Individuum, es steigern sich die musikalischen, die szenischen Ueberraschungen, wie in seiner Dinorah, die 1859 erschien und noch mehr in der Afrikanerin, welche jahrelang in des Meisters Pulte ruhte, weil er die Sängerin für die Hauptrolle nicht gefunden, bis er darüber starb. Sie hat ihre Wanderung noch nicht beendet, während der Meister schon seit mehreren Jahren im Grabe ruht. Er starb unerwartet schnell am 2. Mai 1864 in Paris, wo seiner Leiche fürstliche Ehren erwiesen wurden. Er ruht jedoch in heimischer Erde. Sein Name aber wird in den Werken, die epochenmachend in die Musik eingriffen, seinem Robert und den Hugenotten fortleben, mag auch die Woge der Zeit über seine anderen Schöpfungen verweisend dahingehen.

Das Mausoleum der Könige von Frankreich.

St. Denis.

(Bild S. 253.)

Wer erwartete nicht das Mausoleum der Könige von Frankreich mitten in der Hauptstadt, im Herzen von Paris, in der mächtigsten Kathedrale, in Notre-dame? Aber sie ruhen nicht dort, die Gebeine der Könige von Frankreich, nicht in Rheims, wo diese gesalbt wurden, sondern in dem kleinen Städtchen an der Seine, wenige Stunden von Paris, wo zu Ehren des heil. Dionysius König Dagobert 613 eine Kapelle erbaute, von der der Ort seinen Namen erhielt. Pipin und Karl der Große erweiterten die Kapelle, von der freilich nur noch die Fundamente der Krypta übrig sind. Aber Euger, der berühmte Abt von St. Denis, der Freund Ludwig's VI. und VII., führte eine neue Kirche auf, die 1144 eingeweiht wurde, zum Theil ein Jahrhundert später eingeweiht, 1234—1284 ihre Vollendung erreichte, und wenn auch spätere Zeiten Manches hinzuthaten, von Louis Philipp wieder die alte Gestalt erhielt. Das Aeußere stellt sich als eines der schönsten gothischen Baudentmäler jener Epoche dar: von den beiden Thürmen ist nur der eine, in schlanke Verhältnissen in die Höhe strebend, vollendet. Drei an Skulpturen reiche Bogenportale zwischen denselben bilden die Haupteingänge; ebenso sind die eisernen Thüren mit kunstreichen bildlichen Darstellungen in Relief bedeckt. Das Innere macht in seiner einfachen, großartigen Architektur einen majestätischen Eindruck. Wer zählt aber all' den Reichthum des architektonischen Schmucks jener Kapellen, den bildnerischen seiner Denkmäler, den malerischen seiner Altäre in so engem Raume auf? Und doch, was ist hier verworfen worden und zu Grunde gegangen, nicht durch den Zahn der Zeit, nein, durch die Rohheit der Revolution, welche in diesen erhabenen Räumen ihre Orgien gefeiert! Die Kathedrale von St. Denis diente nacheinander als Tempel der Vernunft, Artilleriedepot, Gaulterbude und Salzmagazin, ja selbst der Name von St. Denis wurde, da die Heiligen abgeschafft waren, in Franciade verwandelt. Schon drohte es, daß die Gewölbe eingerissen und das Gebäude in einen Markt, die Kapellen in Buden verwandelt worden wären; aber Napoleon befahl mittelst Dekret vom 19. Febr. 1806 die Herstellung der Abtei und des Kapitels und schützte dadurch das Gebäude vor gänzlichem Verfall.

Seit Dagobert hatte die Krypta der französischen Königsfamilie als Gruft gedient. Der Raum war angefüllt und mußte für die Bourbonen erweitert werden. Wenige Glieder dieser Familie waren beigesetzt, als die Revolution ausbrach und Barrère am 31. Juli

1793 die Worte an den Konvent richtete: „Die mächtige Hand der Republik muß unerbittlich diese stolzen Grabmäler vernichten und diese Mausoleen zerstören, welche nur die schmachvolle Erinnerung an die Fürsten erneuern würden.“ Der Konvent beschloß die Zerstörung der Königsgräber, deren Metall zu Geschütz und Munition verwendet werden sollte. Am 12. Oktober wurde mit der Gruft der Bourbonen begonnen, wunderbarerweise am selben Tage, an welchem hundert Jahre früher der Erbauer dieser Gruft, Ludwig XIV., die Königsgräber zu Speier hatte zerstören lassen, und noch wunderbarer beidemale durch gleichnamige Männer, 1693 durch den französischen Intendanten Henz, 1793 durch den Volkstrepräsentanten Henz. Zwei große, mit Kalk gefüllte Gruben nahmen die Asche und Gebeine der seit länger als einem Jahrtausend hier beigesetzten Königsgeschlechter auf. Am 25. Oktober war die Arbeit fertig. Napoleon bestimmte die Königsgruft für sich und seine Nachfolger. Eine neue Staatsumwälzung verschloß sie ihm. Ludwig XVIII. aber ließ 1817 die Asche seiner Vorfahren aus den fosses communes wieder in die Krypta bringen. Er selbst und einige Kinder sind jedoch die einzigen Bourbonen, welche nach der Restauration nach St. Denis kamen. Karl X. und Louis Philipp sind nicht in französischer Erde begraben. Die Krypta mit ihren zahllosen Denkmälern eines ganzen Jahrtausends bleibt noch immer eine der interessantesten Todtenstätten der Welt. Das weite und prächtige Klostergebäude ist jetzt eine Maison impériale d'éducation de la légion d'honneur, ein Erziehungsinstitut für 500 junge Mädchen, für Töchter, Schwestern und Nichten von Mittern der Ehrenlegion, und Napoleon's Name ist so zum zweiten Male mit diesem Mausoleum Frankreichs verknüpft.

Federzeichnungen aus Baden.

Von C. Rebenius.

6. Ein Armen- und Waisenhaus auf dem Lande.

Wenn man auf der Eisenbahn von Heidelberg nach Wiesloch fährt, so erblickt man, nachdem der Zug einen Nadelwald, welcher zwischen der Station St. Ilgen und der Station Wiesloch gelegen ist, durchlaufen, zur rechten Seite einen stattlichen, großen Ort mit hochauftretendem, schönem Kirchturme und in dessen nächster Nähe ein großes, in rothem Sandstein erbautes, palastähnliches Gebäude mit einem spitzen Thürmchen. Dieser Ort ist Walldorf und das bezeichnete Gebäude ein Armen- und Waisenhaus, welches „zur Versorgung alter, gebrechlicher oder aus irgend einer Ursache nicht arbeitsfähiger Armen und zur Erziehung und Hebung junger Armen der Gemeinde Walldorf“ bestimmt ist. Es führt den Namen Astorhaus, da es von einem, in Amerika gestorbenen Walldorfer, Namens Astor gestiftet wurde.

Walldorf, welches vor neun Jahren von einer furchtbaren Feuerbrunst heimgesucht worden, die binnen wenigen Stunden 186 Gebäude in Asche legte, hat sich seit jener Zeit wieder ganz erholt und ist namentlich in seinem neuen Theile, dort nämlich, wo das Feuer gewüthet und aufgeräumt hatte, recht sauber und schön geworden. Der Ort ist freundlich und kann, seiner Größe nach, da er nahe an 3000 Seelen zählt, sich neben mancher kleinen badischen Stadt recht gut sehen lassen. Eine in Dörfern ganz ungewöhnliche Eigenthümlichkeit ist es, daß die Straßen benannt und deren Namen an den Ecken angeschrieben sind. Einige städtische, öffentliche Gebäude, so namentlich die beiden Schulhäuser, das Rathhaus und das katholische Pfarrhaus, sowie mehrere städtisch gebaute Privathäuser deuten an, daß wir uns in keinem gewöhnlichen Dorfe befinden. Walldorf ist ein im Allgemeinen sehr wohlhabender Ort, welcher sogar einzelne, wirklich Reiche aufzuweisen hat. Diesen Wohlstand verdankt der Flecken hauptsächlich seiner eifrigen Tabak- und Hopfenkultur, welche auch eine ziemlich starke israelitische Kolonie hieher geführt haben mag. Zur Zeit der Hopfenernte ist hier viel Leben und Verkehr. Die Hopfenproduzenten haben es in dieser Gegend gar nicht nothwendig, ihre Waare auf den Markt zu bringen: die Käufer kommen in Masse von selbst. Diesem kaufmännischen Fremdenzufluß hat es wahrscheinlich auch

Walldorf zuschreiben, daß seine Wirthshäuser sich auf eine höhere Stufe erhoben haben, als man dieß sonst in unterländischen Dörfern findet. Die neuerbaute evangelische Kirche zeichnet sich durch edlen Styl und Einfachheit aus; es ist offenbar die schönste Kirche der ganzen Gegend.

In diesem Dorfe wurde im vorigen Jahrhundert der Stifter des im Eingang genannten Armen- und Waisenhauses geboren. Obgleich keine Tafel das Geburtshaus desselben bezeichnet, so ist es doch nicht schwer, dasselbe alsbald zu finden, da jedes Kind im Orte es kennt. Es liegt in der „Hauptstraße“ und ist ein rothangestrichenes, kleines, dreieckiges Häuschen, mit Nummer 61 bezeichnet.

Astor, von armen Eltern, die er bald verlor, geboren, wanderte in früher Jugend fast ohne Mittel nach Amerika aus, wo es ihm durch Pelzhandel gelang, nach und nach so ungeheure Reichtümer zu erwerben, daß er als einer der reichsten Männer Amerikas starb. Seinen Geburtsort hat er zwar nicht mehr betreten, allein sich desselben dennoch in seinem Testamente erinnert, da er für dessen Arme eine Stiftung von 20,000 Dollars darin ausgesetzt hat.

Diese Stiftung wurde im Jahre 1850 in's Leben gerufen. Ungefähr 50—60 Personen finden dort ihre Wohnung, Pflege, Verdienstigung und — was die jüngeren derselben betrifft, zugleich ihre Lehre und Ausbildung.

Das Stiftungsgebäude liegt ungefähr fünf Minuten von dem Orte selbst entfernt. Es enthält außer der Wohnung für den Verwalter und dem Saale, worin alljährlich am Todestag des Stifters eine einfache Erinnerungsfeier abgehalten wird, die nöthigen Räume für die Schul-, Aufenthalts-, Schlafzimmer etc. Das anliegende Feld, mehrere Morgen im Umkreise, ist ebenfalls für die Anstalt erworben worden, und wird benutzt, um sowohl die noch Arbeitsfähigen zu beschäftigen, als auch die in der Stiftung befindlichen Waisen, welche nach der ausdrücklichen Bestimmung des Stifters „zu körperlichen Arbeiten angeleitet und angehalten werden sollen“. Der Verwalter, welcher zugleich im Mehrfach bewandert sein soll, gibt den Waisen auch den Unterricht, so daß mit Ausnahme Derer, welche einer andern Konfession als der seinigen angehören, eine Kommunikation mit den übrigen Schulkindern des Orts ganz und gar ausgeschlossen ist. Die Stiftung besitz demzufolge ihre eigene Schule, welche übrigens, wie die öffentliche, der Oberaufsicht und Inspektion des Kreisrathes unterliegt.

Die Verwaltung selbst steht statutengemäß unter zwei Kommissionen: dem Verwaltungsrathe, aus dem Orte wohnhaften Personen gebildet, nämlich den beiden Ortsegeistlichen, dem Bürgermeister, einem ihm vom Gemeinderath beigegebenen Gemeinderathsmittglied und dem jeweiligen praktischen Arzte, sowie dem Verwalter; sodann aus dem Stiftungs- oder Aufsichtsrath, der seinen Sitz in Heidelberg hat.

Es ist von vornherein anzunehmen, daß eine derartige Anstalt auf dem Lande, so selten sie auch hier, bloß durch den Zufall begründet, anzutreffen ist, viel mehr ihrem eigentlichen Zwecke entsprechen wird, als in einer Stadt. Schon die verhältnißmäßig weit gesündere Lage, welche das Land immer vor einer Stadt voraus hat, trägt wesentlich zum größeren Gedeihen der Kinder bei. Das sittliche Gedeihen und die durchgehends wahrnehmbare Bescheidenheit und Artigkeit des Benehmens der in dem walldorfer Astorhause befindlichen Kinder lassen, im Zusammenhang mit der Zufriedenheit, welche sich bisher stets bei den Prüfungen der Kinder auch bezüglich ihrer Kenntnisse und Fortschritte zu äußern Gelegenheit fand, erkennen, daß in der Anstellung des jetzigen Verwalters kein Fehlgriß begangen wurde.

Reinecke Fuchs.

Mit Illustrationen von H. v. Rautbach.

(Aus der Holzschnitt-Prachtausgabe von Goethe's Reinecke Fuchs, J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Leipzig.)

(Bilder S. 201.)

XI.

Solcher und ähnlicher Dinge, die den kunstvollen Rahmen des Spiegels geziert, erzählte Reinecke noch viel und mancherlei,



In der Dornau.

Vollserzählung aus Obersteiermark von Cornelius Born.

(Fortsetzung.)

Moralisch niedergebrückt und von den Beschwerden der Fußreise in den Gebirgen auch körperlich erschöpft, sah er sich gezwungen, einige Tage hindurch das Bett zu hüten. Als er wieder unter die Leute ging, bemerkte er, daß ihn Jedermann bestreudend anblide, Bauern und Arbeiter, die ihn sonst ehrerbietig gegrüßt, schienen ihm auszuweichen und griffen zögernd nach dem Hute; auch im Benehmen Hannchens und der übrigen Glieder der Familie des Steinmüllers war eine Veränderung eingetreten, die ihn wie ein eisiger Hauch anwehte; nur der Steinmüller war der Alte geblieben, bis auf eine gewisse Zurückhaltung, die gegen sein früheres, offenes Wesen auffiel. Thomas war wie aus den Wolken gefallen! Sollte das Unglück, das ihn getroffen, die Herzen der Menschen plötzlich umgewandelt haben? Gab es denn kein Mitleid, keine Theilnahme mehr in der Welt? In dumpfes Brüten versunken saß er in dem kleinen, niedrigen Stübchen seines Elternhauses. Er ging auch einige Male hinaus zum „Alpenjäger“; endlich stellte er die Besuche ganz ein; denn er fühlte, daß seine Gegenwart lästig fiel. War ein Gespräch im lebhaftesten Schwunge, so stockte es bei seinem Eintritte; minutenlang hörte man dann nichts als das Ticken der Wanduhr; bald darauf machte sich gewöhnlich Hannchen etwas zu schaffen, um auf eine gute Art hinauszukommen, und später folgten ihr die Anderen auch, so daß Thomas an Tagen, wo der Steinmüller nicht zu Hause war, oft allein sitzen blieb.

Auch in dem Benehmen seiner Mutter glaubte er zu finden, daß ihr etwas auf dem Herzen liegen müsse, womit sie sich nicht hervorzukommen getraue. Sie weinte öfters heimlich und suchte die Spuren ihrer Thränen vor ihm zu verbergen. Als er sie wieder einmal weinend überraschte und nun auf's Entschiedenste nach der Ursache ihres Leides forschte, schüttete die Mutter ihr gepreßtes Herz vor dem geliebten Kinde aus. Während seiner Abwesenheit hatte sich das Gerücht verbreitet, es lägen starke Anzeichen vor, daß er selbst den Diebstahl begangen und hierauf das Gebäude in Brand gesteckt habe, um die Spuren des Verbrechens zu verwischen. Er habe bekanntlich schon seit längerer Zeit mit dem Gewerksbesitzer in Zwist gelebt und sei mit dem Dienste unzufrieden gewesen; auch habe er kurz vor dem Brande mehrseitig die Aeußerung fallen lassen, daß er seinen Posten niederlegen und einen anderen, nicht minder vortheilhaften anzunehmen gedenke. Seinem Diener, der bisher jede Nacht in dem Kanzleizimmer schlafen mußte, habe er gerade an diesem Tage die Erlaubniß ertheilt, auszubleiben; ferner sei er am Abende der Leichenfeier ohne alle Ursache früher fortgegangen als alle Anderen und habe erst nach erfolgtem Ausbruch des Feuers den Nachwächter aus dem Schloße geweckt. Ueberdies sei nur ihm, Schörl und dem Diener der Aufbewahrungsort der Kasse bekannt gewesen, zu welcher er allein den Schlüssel besaß; auch wußte nur er und Schörl davon, daß gerade an diesem Tage eine größere Baarschaft darin lag. Diese, und noch andere Umstände hätten auch bei Gericht den Verdacht gegen ihn rege gemacht; doch fehle es bisher an sicheren Anhaltspunkten, um ihn zur Verantwortung ziehen zu können.

Wie vom Donner gerührt blieb Thomas bei dieser Mittheilung. Als Dieb gebrandmarkt, stand er nun auf dem Branger der Oeffentlichkeit, ohne die geringste Thatsache zum Beweise seiner Schuldlosigkeit anführen zu können! Alle Umstände sprachen gegen ihn! Die Zukunft seines Lebens war zerstört! Beide Hände über sein Gesicht breiten, fiel er auf den Lehnstuhl zurück und brach in Thränen aus. Auch die betraübte Mutter mußte weinen; der Schmerz ihres Kindes schnitt ihr tief in's Herz! Es war eine ergreifende Scene! Als Thomas wieder sein Haupt erhob, sah er gänzlich verändert aus. Das Gesicht war mit fieberhafter Röthe bedeckt, die Augen rollten unsäthig in ihren Höhlen umher, und die bleichen Lippen waren krampfhaft zusammengekniffen. Eine Zeit lang blickte er stier an den Wänden des Stübchens herum, dann erhob er sich plötzlich und machte Miene, zur Thür hinauszutreten.

Die auf's Höchste gedängstigte Mutter hatte kaum seine Absicht errathen, als sie vorsprang und ihm den Ausweg verwehrte. Es entspann sich ein Kampf. Die Liebe für ihr Kind verließ der alten Mutter abermenschliche Kräfte; denn sie wußte, daß sich Thomas in dem fieberhaft gereizten Zustande ein Leid anthun würde, sobald es ihm gelingen sollte, zu entkommen. Endlich sank er ohnmächtig zu Boden, worauf ihn die Mutter in's Bett brachte.

Nun folgten böse Tage, während welchen das Jüngelchen der Wagschale zwischen Leben und Tod mächtig hin- und herschwankte. Die schrecklichsten Fieberphantasieen durchtobten das Hirn des jungen Mannes, an dessen Lager außer der Mutter die schöne Gestalt eines jungen Mädchens wie ein sanfter Friedensengel stand. Es war Lise, die weder bei Tag noch bei Nacht vom Krankenbette wich. Hatte sie oft die ganze Nacht hindurch gewacht, während die alte Mutter vor Erschöpfung schlummerte, so hielt sie nichts ab, am folgenden Morgen den Weg nach der entfernten Apotheke oder zum Arzte anzutreten. War sie dann wieder an der Seite ihres geliebten Jugendgenossen, so kloppte sie ihm die Arterien ein, welche der Arzt verschrieben hatte, oder sie lauschte der unzusammenhängenden Worte, die von seinen brennenden Lippen kamen. Viertelstundenlang redete er oft so ohne Unterbrechung, Wiber der Vergangenheit und Gegenwart hant durcheinander werfend! Auch ihr Name tauchte dann und wann aus dem Meere seiner Erinnerungen auf. Jedesmal, so oft er denselben aussprach, glitt der Ausbruch höchsten Entzückens über die kummervollen Züge des Mädchens, und unter den langen Augenwimpern erglänzte ein milder, freudiger Schimmer. Wenn sie nun seine glühenden Hände in die ihrigen legte, ließ das heftige Wallen seiner Brust nach, der Kranke begann leichter zu athmen, während sich die sengende Feuerglut, die seine Adern durchströmte, abzufühlen schien.

Eines Tages, als er nach mehrstündigem, ruhigem Schlummer im Begriffe war, zu erwachen, sprach er abermals ihren Namen aus, indem gleichzeitig seine Hand die ihrige suchte. Nachdem er dieselbe gefunden, hielt er sie eine Zeitlang trampfhaft fest, worauf er die Augen aufschlug. Sein Blick war klar und ruhig.

„Lise!“ wiederholte er, sein Gesicht gegen das Mädchen wendend. „Die Leute beschuldigen mich, daß ich das Geld genommen und das Haus in Brand gesteckt hätte! Sie verachten mich deshalb und schmähen den ehrlichen Namen meines Vaters! Glaubst Du das auch, was die Leute sagen?“

„Nein, Thomas, ich glaub's nicht, daß Du so a Schleichtigkeit begehen konnt'st!“

„Also ist doch Jemand auf der Welt, der an meiner Ehrlichkeit nicht zweifelt! Es ist schändlich! Niederträchtig!“

„Sei ruhig, Thomas,“ versetzte das Mädchen, indem sie ihre Hand auf seine Stirne legte, „Du bist krank! — es könnte Dir schaden!“

„O, wärd' ich lieber sterben! Es wäre besser für mich, als unter solchen Verhältnissen fortleben!“

„Verzweifel' nit, Thomas, es kann sich noch Alles zum Guten wenden! Du mußt rauskommen, wer das Geld g'nommen hat! Gestern bin i bei der Muttergottes im Wald oben g'west und hab' a G'lobniß g'macht. Wenn Dei Unschuld zu Tag kommt, Thomas, so will i unter d'Leut geh'n und so lang arbeiten, bis i's Geld z'sammig'spart hab', daß auf der Stell', wo die abrennte Eichen g'standen is, a schöne steinere Kapel'n aufg'baut werden kann. Wie i dann g'bet hab', is mir auf amol so leicht ums Herz g'worden, als wenn a schwerer Stoan davong'fallen wär! Glaub' mir's, Thomas, die Muttergottes verlost uns nit!“

Der Kranke schien erschöpft; er antwortete nicht, sondern warf dem Mädchen einen dankbaren Blick zu und brückte stumm ihre Hand, die noch immer in der seinigen ruhte. Tags darauf erklärte der Arzt der erfreuten Mutter, die Krisis sei überstanden und Thomas sei gerettet; es bedürfe noch einige Zeit, bis er vollständig zu Kräften gekommen sein werde, worauf er das Bett verlassen könne. Nun galt es, dem Genesenden kräftige Nahrungsmittel zu verabreichen, damit sich dessen gänzlich geschwächter Körper rasch erhole. Allein die geringe Baarschaft der armen Wittwe war bereits durch die vorausgegangenen Auslagen erschöpft. In ihrer Noth hatte sie schon an mehreren Thüren der Nachbarschaft angelokt;

überall wies man sie mit barschen Worten oder verlegenden Anspielungen auf ihren Sohn ab. Obwohl sie ihre steigende Verlegenheit vor dem Mädchen zu verbergen suchte, merkte Liese doch bald, woran es schief. Eines Tages verordnete der Arzt, man möge dem Kranken, dessen Besserung von Tag zu Tage die erfreulichsten Fortschritte machte, einen guten abgelagerten Wein zu trinken geben. Als er fort war, stand die alte Mutter in einem Winkel des Stübchens und weinte; denn sie war außer Stande, dem geliebten Kinde den stärkenden Labetrunk zu verschaffen.

Ohne ein Wort zu verlieren, verließ Liese das Häuschen und eilte den schmalen Fußweg thalabwärts gegen den „Alpenjäger“. Als sie aus dem Hochwalde gegen die Lichtung hervortrat, auf welcher das Wirthshaus lag, hielt sie einen Augenblick zaghaft ihren flüchtigen Schritt inne. Es war Sonntag! In- und außerhalb der Wirthsstube gab es heute, wie jedesmal nach beendeten Gottesdienste, gewiß viele Leute. Sie warf einen Blick auf ihr ärmliches Linnengewand; auch aus angeborener Menschenscheu zögerte sie, vorwärts zu gehen. Doch nur wenige Minuten dauerte dieß Jaudern. Als ob es so und nicht anders sein müsse, setzte sie ihre Schritte fort über den Wiesabhäng, bis sie in die unmittelbare Nähe des Gebäudes gelangt war. Als sie, weder rechts noch links blickend, zwischen den besetzten Tischen schnurstracks gegen das Hausthor fortschritt, entstand ein allgemeines Gemurmel. Alles blickte nach der seltsamen Erscheinung, und hier und dort ertönte der Ruf: „Die Waldfiese!“ Unmittelbar neben der Hausthür stand im Schatten der üppigen, von prachtvollen Weintrauben stropfenden Ranken ein Tisch, bei welchem mehrere Honoratioren, dann Schörl und ein Fremder saßen. Liese brachte der eben heraustretenden Wirthin, zu welcher sich im Verlaufe des Gespräches auch die beiden Töchter gesellt hatten, gesenkten Hauptes die Bitte vor, dem kranken Thomas den nothwendigen, stärkenden Trank zu senden. Während sie sprach, erhob sich der Fremde, ein Maler, der sich seit längerer Zeit hier im Gebirge aufhielt, indem er ausrief: „Wer ist dieß Mädchen? Welch' prächtiger, interessanter Kopf! Den muß ich in meinem Stützenbuch haben, und wenn es mich meine halbe Baarschaft kosten sollte!“

„Ha, ha, ha!“ lachte ein Nebensitzender, „das wird Euch schwerlich g'lingen, Herr Maler! Das Dirndl hat fein' Kopf! Ich wetz', wenn Ihr auch das Zehnfache bietet, so laßt sich die nit malen!“

Währenddem ließ sich die laute Stimme der Wirthin vernehmen: „Seht das Bettelvolk! Mit a mal am Sonntag hat ma an Ruh'. Arbeiten und in d' Kirchen geh'n, das schmeckt nit! Aber Ritzhun, 'n ganzen Tag herumvagiren und anderen Leuten zur Last fallen, die ihr Geld sauer verdienen müssen, das wär' nach ihrem Sinn! Schaut's her!“ setzte das Weib fort, indem sie die Gelegenheit benützte, ihrem Aerger über die getäuschten Erwartungen Luft zu machen, welche sie und ihre Töchter nicht selten zur Zielscheibe des Spottes hinstellten: „An Wein möcht' der Thomas haben, und auch dazu an alten! Roan schlect's Gusto! Wer loan Geld hat, braucht a loan Wein z'trinken!“

Liese war vor Scham blutroth geworden; sie wäre fast umgefallen und mußte sich an den nebenstehenden Stuhl anlehnen.

„Also ist der Herr Grobersteiger schon g'sund?“ fragte höhnisch lachend Schörl, dessen feines Ohr das ganze Gespräch gehört hatte, obwohl es Anfangs nur halbblaut geführt worden war. „Der wird sein' Wein schon zahlen können; damit hat's keine Noth! Er soll nur nachsuchen, vielleicht wird sich irgendwo a versteckte Banknote finden lassen!“

Auf diese Worte folgte ein schallendes Gelächter der Nachsitzenden, in welches auch die Wirthin und deren Töchter einstimmten. Liese stand noch immer wie festgebannt auf derselben Stelle, ohne aufzuschauen oder ein Wortlein hervorbringen zu können. Erst als ihr der fremde Maler ein Silberstück in die Hand zu drücken versuchte, kam sie zur Besinnung; sie erhob ihr Haupt, warf ihm einen Blick voll Stolz, Bitterkeit und Verachtung zu, worauf sie wie ein geheftetes Reh durch das Bauernvolk fortreifte, welches dem verspotteten Mädchen mit rohem Gelächter nachblickte.

Als sie in den schützenden Wald gelangt war, brach sie zusammen, während ein Strom brennender Thränen ihren Augen entquoll. Bis jezt hatte sie die Menschen gehaßt, die ihr niemals

Gutes gethan; jezt verachtete sie dieselben! Nachdem sie sich wieder ausgerafft, schlug sie den Weg gegen ihre Hütte ein. Als sie den Stall öffnete, häupften ihr die beiden Ziegen freudig modern entgegen. Eine derselben mußte wieder jurad in den Stall, während sie der anderen eine Schnur um den Hals band, um sie fortzuführen. Raun merkten die an einander gewohnten Thiere diese Absicht, so fingen beide an jämmerlich zu blöden. Allein dieß half nichts. Eine mußte fort nach dem Bauernhause, das in geringer Entfernung oberhalb der verfallenen Steinmühle stand. Liese verkaufte ohne Zögern das Thier, welches sie aufgezogen, an dem sie mit vollem Herzen hing, um von einem Theile des Erlöses alles Dasjenige herbeizuschaffen, was nach ihrer Meinung dem Kranken zuträglich sein könnte. Doch binnen kurzer Zeit war der geringe Rest der Baarschaft erschöpft, und nun mußte die zweite Ziege ebenfalls zum Staarbauer wandern. Später gingen auch die schönen Flachsbästel und das Garn, welches sie den langen Winter über gesponnen hatte, denselben Weg, und als sie nichts mehr hatte, bat sie den Bauer, er möge ihr täglich ein kleines Gefäß mit Milch füllen lassen, wofür sie im herannahenden Winter seinen ganzen Flachsvorrath zu spinnen versprach.

Thomas war nun gänzlich hergestellt, so daß er an schönen Herbsttagen während der Mittagsstunden an der Hand Liesens oder seiner Mutter vor dem Häuschen herumwandeln, oder am Ausgange des nahen Waldes im Schatten ruhen, und den würzigen Gebirgsduft nach Herzenslust genießen konnte! Er hatte an mehrere befreundete Berufsgeossen geschrieben und ihnen seine bedrängte Lage geschildert. Dieselben ließen dem bedrängten Kameraden ihre Unterstützung zukommen, und später wurde ihm ein vortanter Posten angetragen, mit welchem nicht bloß ein hinreichend gesichertes Einkommen, sondern auch die Aussicht auf eine stufenweise Erhöhung desselben verbunden war. Thomas entschloß sich, seine Heimat, an die ihn nichts mehr band, zu verlassen. Er wollte das Häuschen seiner Eltern verkaufen und die alte Mutter mit sich nehmen.

Einmal kam wieder einer jener herrlichen Spätherbsttage, wie sie nur den Gebirgsbewohnern bekannt sind. Während die braunen Stoppelfelder, die ausgebrannten Wiesen und aufgeaderten Landstriche ihr fahles Kleid über die weiten Ebenen breiten, prangen die von Reif und Nebel besetzten Gebirgsgehänge im üppigsten Grün und erhalten in Gemeinschaft mit den dunkeln Nadelwäldern das Bild des Sommers bis zum ersten Schnee vor unseren Augen. An solchen Tagen wird die Luft so klar und durchsichtig, daß sich die fernsten Gebirge, die zur Sommerzeit meist vom Höhenrauch umdämmt sind, haarscharf abgrenzen, und daß man auf näheren Bergen oft Gegenstände erkennt, die man an anderen Tagen mit unbewaffnetem Auge vergeblich suchte. Der Himmel glänzt dann im reinsten Azur und wirft sein intensives Blau in alle Schatten.

Von dem herrlichen Wetter angelockt, unternahm Thomas heute einen weiteren Spaziergang. Liese begleitete ihn. In den feurigsten Farbennuancen schimmerten die Gipfel der Buchen zwischen dem dunkeln Nadelgehölz hervor, Schaaeren von Zugvögeln stiegen hoch oben in den Lüften dem Süden zu, und in den Holzschlägen waren ganze Stellen von scharlachrothen Waldbeeren überdeckt. Dann und wann kam plötzlich ein Volk Reisen, zirpend und piepend dahergeflogen, um den Baum, den sie vor Kurzem besetzt, binnen wenigen Augenblicken wieder zu verlassen. Auf den Wiesen standen außer den dichten Gruppen der violetten Zeitlosen nur spärlich andere Blumen; auch im Walde war es seit Thomas Krankheit lichter geworden, so daß die erquidenden Sonnenstrahlen stellenweise ungehindert eindringen konnten.

Wie sie so langsam fortgingen, näherten sie sich unwillkürlich dem Orte, wo einst die vom Blitz getroffene Marieneiche gestanden. Das wunderbar erhaltene Marienbild hing an einem nahen Fichtenstamme, und unterhalb desselben stand ein Betischmel, welchen fromme Leute hieher gebracht hatten. Thomas war müde geworden. Sie ließen sich auf der Aniebank nieder. In Schweigen versunken blickte er unverwandt nach jener Stelle, wo man die vertrockneten Wurzeln des mächtigen Baumes wahrnahm. Liese war seit seiner Krankheit an dieß öftere Schweigen gewöhnt, weshalb sie ihn nicht unterbrach. Endlich begann er selbst: „Liese, wie sich

in so kurzer Zeit so Vieles ändern, wie sich der Mensch täuschen kann! Vor einigen Wochen saß ich wenige Schritte von hier, ebenfalls unter dem Marienbilde; mir zur Seite meine Braut, die Tochter des Steinmüllers! Damals wählte ich mich glücklicher als jeder Sterbliche; denn ich glaubte mich wahrhaft geliebt! Diese sah stumm vor sich hin, in Erinnerung an die Qualen, welche ihr Herz zu jener Zeit empfunden. „Wäre jenes verhängnißvolle Ereigniß nicht eingetreten,“ septe er fort, „so würde ich der unglücklichste Mensch geworden sein; denn ich hätte ein Mädchen zum Weibe genommen, das noch nie geliebt hat! O erst jetzt gehen mir die Augen auf! Nichts als Eitelkeit war es, was sie und ihre Mutter bewog, mich an sich zu ziehen! Ich Thor glaubte ihren heuchlerischen Worten und ließ mich durch den äußeren Schein blenden, ohne nach dem Inneren zu forschen! Ich bin vollkommen überzeugt, wenn ein Anderer gekommen wäre, der dem Mädchen mehr Ausichten geboten hätte, ihren angeborenen Hang zum Brunt und zur Gefallsucht zur Geltung zu bringen: sie hätte mich fahren lassen und ohne Bedenken die Hand des Anderen angenommen! Auf das leere Gerede einfältiger Leute hin seht man meine Ehrlichkeit in Zweifel und hält mich für einen gemeinen Verbrecher! Es war ein großes Unglück jener geheimnißvolle Brand; und doch andererseits wieder ein Glück für mich! Sein heller Schein hat meine, mit Blindheit geschlagenen Augen geöffnet, und mich in dem Schutte den reinsten Edelstein erkennen lassen, der so lange darin verborgen lag! Ich habe sie nie geliebt, sondern ihr Geld! Ich habe den Ruf meines Herzens bekämpft, ich habe es zum Schweigen gebracht! Allein die Strafe dafür blieb nicht aus! Gott sei Dank, daß sie nicht zu spät kam! Nur Eine habe ich wahrhaft geliebt! Schon in der Kindheit zog sich ein inniges Band um unsere jungen Seelen, und immerfort seit jener Zeit stand ihr schönes Bild vor meinem Herzen! Diese! kannst Du mir vergeben, was ich an Dir verbrochen habe?“ Des Mädchens Hand, die er während der letzten Worte erfaßt hatte, zitterte bestig vor innerer Bewegung, sie hatte ihr Gesicht an seine Schulter gelehnt und schluchzte. Eine neue Welt war ihr aufgegangen! Ein Meer von Seligkeit durchströmte ihr Herz! Endlich war das Wort ausgesprochen, auf das sie Jahrelang gewartet! Sie hätte auf einen hohen Berg klettern und aufjauchzen mögen vor Wonne, daß es die ganze Welt vernommen hätte! Und doch lehnte sie schwächern wie ein Kind an der Brust des geliebten Mannes, der das langersehnte Wort zu ihr gesagt, — und zitterte.

„Thomas! — mein Thomas!“ waren die einzigen Worte, welche sie hervorbringen konnte.

„Ja, Diese, jetzt will ich Dir's aufrichtig gestehen, es hat mich einen schweren Kampf gekostet, Dir zu entsagen. Oft, wenn meine Worte wie starres Eis von den Lippen glitten, verzehrte mich die innere Glut, bis es mir gelang, die Flamme zu erlösen! Doch im Inneren glimmte der Funken fort! Aber jetzt ist Alles vorüber, und Alles soll vergessen sein! Diese, nur Du sollst mein geliebtes Weib werden! Nur Du allein, — und keine Andere!“ — Dann zog er sie leise an sich, und drückte einen langen Kuß auf ihre Lippen.

Und als sie wieder nach Hause gingen, da sah Diese Alles mit anderen Augen. Die ganze Welt erschien ihr viel schöner und von einem überirdischen Glanze umgeben. Es kam ihr vor, als wehten die lindenden Äste des Frühlings; als sei ihr Herz eine Knochpe, die bis jetzt unter der harten winterlichen Eiskruste begraben, nun durch den milden Sonnenstrahl durchwärmt, plötzlich aufzubrechen beginne!

(Schluß folgt.)

Aus den Erinnerungen eines irischen Polizeibeamten.

6. Ein kurtloser Jockey.

(Schluß.)

„Nalb darauf klopfte es an die Thüre. Auf meine Frage, was man wolle, antwortete eine gedämpfte Stimme: „Seid Ihr es, Mr. J. . . ? (Name des Farmers). Mein Weib ist plötzlich erkrankt und wird sicherlich sterben, wenn ich ihr nicht mit etwas

Branntwein beispringen kann. Nur ein kleines Näpfchen — der Himmel wird es Euch vergelten.“ Die Bitte wurde in einem so kläglichen Tone vorgebracht, daß sie wohl hätte täuschen können, wenn durch die Sachlage nicht die größte Vorsicht geboten gewesen wäre. — „Ich öffne Nachts keine Thüre,“ antwortete ich mit verstellter Stimme. „Der Herr ist schon zu Bett gegangen, und ich darf nicht wider seinen Befehl handeln.“ — „Ah, nur für einen Augenblick; Ihr werdet doch nicht ein armes Geschöpf sterben lassen, das ein einziges Tröpflein retten könnte. Ihr werdet doch von mir nichts fürchten? Ich bin ja Euer alter Freund Paddy Hogan.“ — Da ich zufällig diesen Paddy Hogan gut kannte, so änderte ich meine Taktik, hängte an der Thüre den Kettenhaken ein und öffnete sie ein wenig, um hinauszusehen. Der Gauner wollte sogleich hereindringen. — „Nicht so schnell!“ rief ich, „Ihr seid nicht Paddy Hogan und wahrscheinlich auch kein ehrlicher Mensch.“ Mit diesen Worten schlug ich die Thüre wieder zu. — „Zum Teufel, Kerl, das sollst Du mir büßen!“ rief der Strolch und schoß eine Büchse gegen die Thüre ab. Dann hörte ich, wie er mit lauter Stimme seine Kameraden aufforderte, heranzukommen. Die Kugel war harmlos durch die Thürrückung gedrungen. Ich eilte jetzt nach dem ersten Stock hinauf, um für die „Jungen“ einen gesalzenen Empfang vorzubereiten.

„Durch den Ladenausschnitt konnte ich nun einen großen Haufen Männer unterscheiden, die in verschiedener Weise bewaffnet und zum größten Theil verkleidet, oder mit schwarzen Kreppmasken versehen waren. Der Kerl, der durch unsere Thüre geschossen, stand vor ihnen und lud eben sein Gewehr wieder. Er war ein baumstarker Bursche, siebthalb Fuß groß und augenscheinlich der Anführer der Bande. — Im Vertrauen auf ihren Erfolg und voll Begier, das Blut ihres Opfers fließen zu sehen, huben die Glenden jetzt ein Triumphgeheul an und stürmten auf das Signal ihres Führers gegen das Haus los.

„Ich gab meinen Leuten das verabredete Zeichen, und sie feuerten ihre Karabiner auf die heran kommende Rottte ab. Dieß that gute Wirkung. Unter dem Gezeiter feiger Furcht und Nachschlachen zogen sich die Räuber wieder nach dem Gebüsch zurück und schleppeten fünf oder sechs der Ihrigen mit fort, die unsere Salve niedergestreckt hatte. — Mein Kollege sah darin einen Sieg, und einige von unseren Leuten riethen zu einem raschen Ausfall. Ein solcher Schritt schien mir jedoch sehr unklug; ich lehnte ihn deshalb ab und ertheilte einfach denen, welche Feuer gegeben, Befehl, auf's Neue zu laden. Kaum waren sie damit fertig, als die Anführerbande in verstärkter Zahl und durch das Verlangen nach Rache gespoit wieder anrückte. Sie waren uns an Zahl bei Weitem überlegen.

„Sie begannen ihre Operationen mit einer gutgezielten, auf unsere Fenster gerichteten Salve, wie wir aus den klirrenden Scheiben und den Kugellöchern in den Wänden entnehmen konnten. Ein Konstabel wurde leicht verwundet. Von meinen Leuten erwiderten die, welche ihre Ladungen gespart hatten, den Gruß, um den Muthwillern zu zeigen, daß das Haus gut vertheidigt sei.

„Die Bande begriff jetzt, daß ihr nur zwei Wege übrig blieben: entweder mußten sie sich zurückziehen, oder vermittelst einer vereinigten Gewaltanstrengung in's Haus brechen, wo sie mit ihren Spießen, Säbeln und Knütteln eher gegen unsere Feuerwaffen aufkommen konnten, die sie hier nicht vermuthet hatten. — Sie entschieden sich für das Letztere; zwar kostete sie dieß drei weitere Menschenleben, aber es gelang ihnen unter dem Schuß eines Portikus, der unglücklicherweise vor dem Haus angebracht war, die Vorderthüre zu sprengen. Nun stürmten sie heran, und es folgte ein furchtbarer Kampf, in welchem wir von unseren Karabinern verhältnißmäßig wenig Nutzen ziehen konnten. Im Dunkeln war es gewagt, Feuer auf sie zu geben, weil man befürchten mußte, auf die eigenen Leute zu schießen, die man von dem Feind nicht zu unterscheiden vermochte. In diesem Augenblick erschien zu unserem Glück der Hauseigenthümer mit einer Laterne, und der Sergeant riß die Wände auf, so daß das Mondlicht hereinfallen konnte. — Jetzt befanden wir uns in der Lage, deutlich zu sehen und rasch einen kompacten Körper zu bilden, der auf's Neue eine wirksame Salve abgab. Dieß schreckte, und als die Bauern sahen, daß sie es mit der regulären Polizei zu thun hatten, traten sie in aller

Gile einen ordnungslosen Rückzug an. Unter Geheul und Gewinsel flüchteten sie, denn meine Leute schenkten ihnen nichts, sondern pfeiften ihnen wacker nach. Wir verfolgten sie jedoch nur bis an den Portikus, und nun machte mein Kollege der Sache damit ein Ende, daß er herbeilief, die Hausthüre schloß und sie fest verriegelte. — Das mag in der Ordnung gewesen sein, aber denken Sie sich meine Gefühle, als ich fand, daß ich hinausgesperrt war. Wurde ich von denen drinnen bemerkt, so schossen sie mich wahrscheinlich als einen Räuber nieder, und sahen mich die draußen, so war mein Tod sicher. Was anfangen? In diesem Augenblick kam der Führer der Rotte an mir vorbei; er mußte fast über mich stolpern, und ich dachte nicht anders, als mein letztes Stündlein habe geschlagen. Dieß war mein erster Gedanke; dann aber vergewaltigte ich mir, wenn er entkomme, so dürfte es mir später Vorwürfe zuziehen. Nach kurzem Zögern wandte mir der Kerl den Rücken zu; er war wahrscheinlich Willens, sich seinen flüchtigen Kameraden anzuschließen. Kaum hatte er jedoch ein paar Schritte zurückgelegt, als ich ihm auf die Schultern sprang, und mich fest um seinen Hals anklammerte.

„Ueberrascht und erschreckt durch diese neue Angriffsmethode schrie der Riese in irischer Sprache, der Teufel sihe ihm auf dem Rücken, und rannte, was er konnte, gegen die Bäume, augenscheinlich in der Absicht, mich gegen dieselben anzudrücken und so auf die beste Weise meiner los zu werden. Gelang ihm dieß, so war ich verloren. Aber was thun? Ich war zu klein, um einen Kampf mit ihm zu beginnen, und ihn zu erdrosseln, reichten meine Kräfte nicht aus. Die Zeit, einen Entschluß zu fassen, drängte sich in eine kurze Frist, kaum zehn Sekunden zusammen; doch ich war mit mir im Reinen. Sachte zog ich meine rechte Hand zurück, griff in meine Tasche und langte ein Einschlagmesser heraus, das ich mit den Zähnen öffnete. So bewaffnet, begann ich mich sicher zu fühlen. Inzwischen hatte der lange Unhold beständig versucht, mich abzuschütteln; aber vergebens. Mein Leben hing von meiner Zähigkeit ab, und ich behauptete meinen Sitz trotz aller Bemühungen des Kerls, sich meiner zu entledigen.

„Wir näherten uns einer Baumgruppe. Jetzt glaubte der Riese, mich zu haben, und war ohne Zweifel bereits mit sich im Reinen, was er mit mir anfangen wollte; allein er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Ich schlang meine Rechte um seinen Hals und hielt das Messer fest in der Linken, in der ich eine ungewöhnliche Kraft besitze. Ein Stoß in's Herz, zu dem ich auszuholen konnte, weil ich an dem Baume, an den er mich presste, eine Stütze hatte — und wir brachen Beide zusammen. Einen Augenblick hielt er mich noch umklammert, dann sanken seine Hände. Ich wagte nur einen flüchtigen Blick auf ihn zu werfen; er war todt. Ich wäre nun gerne zu meinen Kameraden zurückgekehrt, wagte es aber nicht, mich von der Stelle zu rühren, oder auch nur das mindeste Geräusch zu machen. Die Bande hatte sich zwar verlaufen, aber wahrscheinlich einige ihrer Mitglieder in der Nachbarschaft zurückgelassen. Versuchte ich über den Hof zu gehen, so wurde ich ohne Zweifel bemerkt und ermordet; es blieb mir daher keine andere Wahl, als ruhig an Ort und Stelle zu bleiben, bis der Tag anbrach. Diese vier Stunden zu beschreiben, wagt mein Mund nicht. Ich habe viel Schauerliches erlebt — das Furchtbarste war diese Todtenwacht!

„Wie sehnnte ich mich nach dem Tageslicht — die Nacht schien kein Ende nehmen zu wollen. Als endlich die ersten Strahlen der Sonne den Morgenhimmel erhellten, that sich die Thüre des Farmhauses auf, und einige meiner Leute kamen mit ängstlichen Gesichtern zum Vorschein; sie waren im Begriff, ihren Oberkonstabel aufzusuchen, nicht anders glaubend, als er sei ein Opfer der Mordbuben geworden. Ich rief ihnen zu; sie wandten sich um, erkannten mich und stießen ein jubelndes Hurrah aus, in das ich aus vollem Herzen einstimme; ihre Freude konnte natürlich die meinige nicht übertreffen. Einige Augenblicke später kamen auch die Andern heraus, und Alles stürzte auf die Baumgruppe zu, wo der Strolch, den ich unschädlich gemacht, in seinem Blute gebadet lag. Er wurde sogleich als der Hauptaufwiegler in der Provinz erkannt, und ich hatte zufällig den Schrecken der ganzen Gegend getödtet. Die Regierung ließ mir für meine bei dieser Gelegenheit entwickelte Thätigkeit ein Anerkennungsschreiben zugehen und machte mir ein

schönes Geldgeschenk, so daß ich mit der glücklichen Zügung jener Nacht wohl zufrieden sein kann.“

„Sie brauchen es keine glückliche Zügung zu nennen, mein waderer Jockey,“ sagte Bodes. „Es war Ihr Muth, was Ihnen durchgeholfen.“

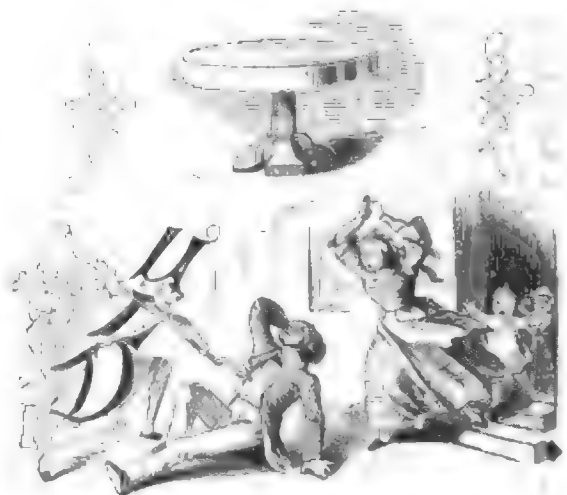
„Und mir, wie Sie sehen, den Spitznamen Jockey eingetragen hat,“ fügte Mr. Colson gegen mich bei.

Wir tranken auf seine Gesundheit und brachen bald nachher auf, um uns zur Ruhe zu begeben.

Fliegende Blätter.

Der Vater Emile Augier's. R. Ubbach erzählt in der „Independence“ folgende Hochzeitsgeschichte: In Valence lebte vor einigen Jahren ein junger Advokat, Namens Viktor Augier, der sich eine Zeitlang mit seinem Freunde Magallon in Paris aufhielt. In die Gesellschaft eingeführt, lernte er daselbst ein junges, liebenswürdiges Mädchen kennen, die Tochter des Romanbilders Pignault-Lebrun. Zweis oder dreimal war er mit ihr zusammengekommen, und das Ende vom Liede war, daß er sich in sie verliebte. Augier eruchte die Frau des Hauses, ihn vorzustellen und bei Pignault-Lebrun ein gutes Wort für ihn einzulegen, um schließlich selbst um die Hand von dessen Tochter zu bitten. „Mein Herr,“ erwiderte heiter der Romanbildner, „ich bin ganz entzückt von Ihrem Antrage, aber — meine Tochter bekommt keine Mitgift. Das einzige Gut, das sie besitzt, ist der Wirthentrang.“ — Viktor Augier aber zog die Grazie, die Schönheit und die Unschuld dem Wirthentrang vor und verbatte bei seiner Bitte. Pignault-Lebrun umarmte ihn und lud ihn zu Tisch. Zur Tafel waren noch sämtliche Familienglieder geladen. Bei dem Dessert erhob sich Pignault-Lebrun, ergriff Augier bei der Hand und stellte ihn der Familie mit folgenden Worten vor: „Dieser junge Mann, der Herz und Ehre besitzt, wünscht mein Schwiegerlohn zu werden. Ich that ihm zu wissen, daß meine Tochter kein Heirathsgut besitze. Er zieht das Glück dem Gelde vor und nimmt sie ohne Mitgift.“ — „Wie? Ohne Mitgift?“ rief Nichts auf, der einer der Gesessenen war, „das wäre ein wenig bitter. Ich für meine Person sichere ihr 10,000 Franken, von welcher Summe sie nach der Trauung sofort die Hälfte daar erhält.“ — „Das mich anbelangt,“ meinte eine der Tanten, „so besitze ich in einem alten Schmuckkästchen Diamanten, die noch heute ihren guten Werth haben, und alles Silber von gleichem Gewicht. Jene trage ich nicht mehr und dieses benötige ich nicht mehr, so soll denn meine Nichte das Schmuckkästchen sammt dem Silber noch vor meinem Tode erben.“ — „In diesem Falle,“ rief Pignault-Lebrun lachend aus, „darf ich als Vater auch nicht zurückstehen. Ich werde also als Vater der Braut die 20,000 Franken vollmachen, theils in Baarem, theils in der Ausstattung. Seid glücklich, meine Kinder, und habt mich stets lieb. Dieser Spitzname hier (auf Augier deutend) wird sein Glück machen in der Welt. Glaubt der Waise ein armes Mädchen zu heiraten und findet nicht nur eine hübsche Braut, sondern auch eine hübsche Mitgift.“ Viktor Augier hatte aber auch ein Glück und zwar das, einen Sohn zu haben, der Emile Augier heißt, und einer der gefeiertsten Schauspielbühnen Frankreichs ist.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 216:

Ein gebrauchter Schlüssel ist immer blank.

Redaktion, Druck und Verlag von Cb. Hallberger in Stuttgart.

THE

<p>Author's address: Department of Psychology University of California, San Diego 3541 La Jolla Village Drive San Diego, CA 92093 U.S.A. E-mail: erickson@uclink4.berkeley.edu</p>	<p>Author's address: Department of Psychology University of California, San Diego 3541 La Jolla Village Drive San Diego, CA 92093 U.S.A. E-mail: erickson@uclink4.berkeley.edu</p>
--	--

100

100

[illegible]

100

Abstract



schon erfüllt, ehe ich ihn aussprechen konnte. Ja, das waren schöne, glückliche Jugendjahre für mich, als der Jakob in England weilte.

Als ich achtzehn Jahr alt war, lehrte der Jakob zurück; er war in England nur noch wüster geworden. Als er mir zum ersten Mal wieder gegenüber stand, stugte er. Er mochte wohl nicht gedacht haben, daß das kleine schene Bäschen, das stets furchtsam vor ihm davonzief, inzwischen so groß geworden war!"

"Und so sehr hübsch, liebe Alte!" schiebt der Großvater mit behaglich neckischem Lächeln ein.

"Nun ja, Kinder, häßlich war ich just nicht, und das darf eine alte Großmutter sich schon in's Gesicht sagen lassen — von ihrem lieben Alten, der es ja am Besten wissen muß. Ich war frisch und roth, wie ein gesunder Sommerapfel — und das ist die beste Schönheit, mit der der liebe Gott uns schmückt!"

Aber bei dem Stutzen des Betters blieb es leider nicht. Er war wie umgewandelt gegen mich. Wie er mich früher durch seine Tüde und Bosheit gequält hatte, so quälte er mich jetzt durch seine glatte Freundlichkeit, — ja, durch die Verheuerungen seiner Liebe. Er liebte mich — in seiner wildesten Art! Die Tante war überglücklich, sie sagte mir, eine Verbindung zwischen dem Beter und mir sei schon längst der Lieblingswunsch ihres Herzens, — Kobchen würde an meiner Seite noch gewiß der beste Ehemann werden. Ich konnte es nicht über's Herz bringen, der armen Frau zu sagen, wie ich vor einer Kröte keinen größeren Abscheu habe als vor ihrem unglücklichen einzigen Sohne. Sie betrachtete uns schon als Brautleute. Der Onkel that, als merkte er nichts. Vater und Sohn standen sich noch kälter gegenüber als früher. Gar manche Thräne habe ich auf meinem stillen Kämmerchen geweint. Nur der Richard wußte, wie mir um's Herz war, obgleich ich es ihm nicht geklagt hatte — aus jungfräulicher Scham. Er drückte mir oft herzlich die Hand. Nicht so traurig, Ramsell Elisabeth, nur recht standhaft, der alte Gott lebt noch! — und dabei sahen mich seine hellen Augen gar treu und lieb an. Wir traten dann jedesmal die Thränen in's Auge, und das Herz ward mir so recht übervoll zum Herpringen. Für mein Leben gern hätte ich dem Musje Aid um den Hals fallen und ihm sagen mögen, wie so sehr — sehr gut ich ihm sei — und dann fortlaufen bis an's Ende der Welt!"

"Wunderbar, Kinder, daß dem Musje Aid gerade ebenso um's Herz war. Aber der große, große Respekt vor der Nichte des reichen Kaufmanns verschloß ihm den Mund!" sagt der Großvater und drückt seiner lieben Alten zärtlich die Hände.

"Eines Abends in der Dämmerung," fährt die Großmutter mit erregter Stimme fort, "war ich allein in meinem Kämmerchen und so recht von Herzen traurig. Da trat der Jakob in die Thür und plagte mich wieder mit seinen widerlichen Liebesverheuerungen. Ich sagte ihm, was er schon oft gehört hatte: davon könne zwischen uns Weiden nicht die Rede sein.

Und warum denn nicht, Cousinen?"

Weil ich den Mann, den ich lieben soll, — erst achten muß!

Da lachte er spöttisch auf: O, auf die Achtung verzichte ich herzlich gern! — dabei umschlang er mich und wollte mich küssen.

Ich schrie angstvoll auf und suchte ihn zurückzustößen — da sprang die Thür auf, und Richard stand bleich und mit glühenden Augen vor uns — seine Hände ballten sich und seine Lippen zuckten — so hatte ich ihn noch nie gesehen.

Weinend lief ich auf ihn zu und schlang meinen Arm um seinen Hals und rief: Nette mich, Aid — vor dem da!

Da nahm er mich fest in seine Arme und sagte: Sei ruhig, Kind, Dir soll nichts geschehen, ich schütze Dich!

Jakob's Gesicht verzerrte sich zum häßlichen Hohnlachen: Cousinen, warum hast Du mir nicht gleich gesagt, daß der Plaz schon befehrt war von einem — und er fügte ein schändliches Wort hinzu.

Wie der Blitz hatte Aid den Schwächling bei der Brust und schüttelte ihn und warf ihn verächtlich von sich.

Und wieder stand Aid neben mir und nahm meine Hand in die feinnige und drückte sie so rechtshaffen treuest und sah mir tiefinnig in's Auge und sagte sanft: Elisabeth, darf ich dem Vaten sagen, daß Du meine Braut bist — daß jedes beleidigende Wort gegen Dich Deinen Verlobten trifft und nicht ungeahndet bleibt?

Da sah ich froh und beglückt, dankend und vertrauensvoll zu ihm auf: Ja, ich bin von dieser Stunde an Deine verlobte Braut und will Dein treues Weib werden für's ganze Leben — Niemand soll uns wieder scheiden, denn Gott!

Hand in Hand gingen wir hinaus, es dem Oheim zu sagen. Der Jakob lachte höhnisch hinter uns her: Mein Brautgeschenk soll euch nicht fehlen!

Der Oheim wollte seinen Ohren nicht trauen, daß ein Musje die Vermessenheit hatte, die Pflgetochter seines reichen Prinzipals zum Weibe zu begehren — erst nach einigen tiefen Griffen in die silberne Dose sprudelte er hervor: He, Musje? — Liebshaft hinter meinem Rücken — denken, Onkel soll reich ausstatten? — Unsinn — Weide arm wie Kirchthaus — vernünftig sein — sonst guter Kaufmann — in's Comptoir gehen — arbeiten — Grillen fliegen lassen — nichts wieder davon hören — dumme Geschichte aus sein — Puntum!

Rein, Herr Oheim, sagte ich fest, die Geschichte ist nicht aus, sie fängt heute erst an und endet nur mit unserem Leben!

Was? — räsonniren? — in die Küche gehen — undankbar sein — wieder gut Mädchen werden — andere Partie haben — reiche Frau werden — Puntum — noch was? — he?

Ja, Herr Oheim, — ich bin nicht undankbar. Ich erkenne mit dankbarem Herzen die vielen Wohlthaten an, die Ihr der Tochter Eurer Schwester erwiesen habt — und wenn Ihr heute mich hüßlos auf die Straße stoßt, so werde ich Euch doch stets für alles Gute danken. Aber von diesem Manne, den ich achte und liebe, laß ich nun und nimmermehr!

Unsinn — Puntum! — und Er, Musje?

Auch ich bin Euch dankbar, Herr Prinzipal, für die Heimat, die Euer Haus mir so lange Jahre hindurch war, — aber dieß Mädchen hat sich mir mit Herz und Mund verlobt — Gott hat diese Herzen sich finden lassen und Ihr habt — mit Verlaub — nicht das Recht, sie zu scheiden!

Was? — kein Recht? — nächster Verwandter — Vormund —

So warten wir, bis meine Braut mündig ist!

He? — wovon leben wollen — Hunger leiden — he?

Wir Beide sind jung und gesund und können arbeiten — und der liebe Gott, Herr Oheim, hat noch keinen Sperling verlassen!

Redensarten — Romanheiden — bis morgen früh Bedenkzeit — aber Nacht zur Vernunft kommen — Alles wieder gut werden — nun kein Wort weiter — Zeit losbar — Puntum!

Kinder, das war unser Verlobungstag!

Am andern Morgen war das ganze Geschäft in der größten Aufregung: das große Geldspinde im Comptoir war in der Nacht erbrochen und bestohlen — mehrere tausend Thaler fehlten.

Der Onkel war außer sich — nicht des Geldes wegen, sondern daß ihm — ihm dieß in seinem soliden, alten Hause vorkommen konnte, wo auch noch keine Stednadel entwendet war. Wild lief er im ganzen Hause umher, — ja, es mußte ein Hausdieb gewesen sein: kein anderes Schloß fand sich beschädigt, als das an dem Geldspinde, zu dem er allein den Schlüssel führte. Er rief das ganze Geschäftspersonal zusammen und kündigte ihm an: Jeder habe sich sofort eine Durchsuchung seiner Effekten gefallen zu lassen oder sofort das Haus zu verlassen.

Die Visitation begann bei den Hausknechten — dann kamen die Lehrlinge an die Reihe und endlich die Commis.

In Richard's unverschlossenem Waschlaken fand sich ein kleiner Theil der Summe in eines seiner Schnupftücher getrüpfelt; es war noch in den Papierhüllen des Geschäfts verpackt.

Wie vom Blitz getroffen — geisterhaft bleich stand Richard da und starrte das unglückselige Geld an — er konnte das entsetzliche Dubsenstück kaum fassen.

He? Musje — nun?

Herr Vater — der Musje hat nur ein wenig für seinen neuen Hausstand gesorgt! lachte Jakob spöttisch.

Da fiel es dem Aid wie Schuppen von den Augen — er sprang auf Jakob los, schüttelte ihn wild und schrie: Das also war Dein Hochzeitsgeschenk, Nube?

Ist Hülfe — er würgt mich!

Richard schleppte den Zeigling vor den Oheim und sagte: Hier ist der Dieb!

Der Oheim bebte — Jakob sah verstört und blaß aus, aber er versuchte doch zu lachen: Eine bequeme Ausrede, nur etwas verbraucht — kann der Herr sein Wort auch beweisen — beweisen, daß das Geld in seinem Kasten liegt?

Hier ist nur ein kleiner Theil des gestohlenen Geldes — das andere findet Ihr in dem Zimmer Eures Sohnes! — Richard's Stimme war eiskalt, als er diese Worte zu seinem Prinzipal sagte. Ich verlange, daß auch dort die strengste Nachsuchung gehalten wird!

Ja — ja — natürlich — Einem recht — Andern billig! nicht der Oheim heftig, aber er erblaßte — vor Furcht, bei seinem Sohne das übrige gestohlene Gut zu finden.

Ich stehe zu Diensten! sagte Jakob mit affektirter Gleichgültigkeit; ich kann wohl gleich zur Polizei schiden, den Hausdieb in Empfang zu nehmen?

„Und da, Kinder,“ nimmt der Großvater mit glänzenden Augen das Wort, „trat Lisbeth fest auf den armen glücklichen Nid zu, sagte ihn bei der Hand und sagte, daß Alle es hören konnten: Er ist unschuldig, Herr Oheim, mögen die Beweise auch gegen ihn sprechen. Wenn Ihr ihn schimpflich in's Gefängniß führen laßt, so geht die Tochter Eurer seligen Schwester an der Hand ihres Verlobten mit durch die Straßen, — ja, wenn der liebe Gott es dahin kommen läßt, mit an den Pranger!“ — Das that eure Großmutter für den Mann, dem ihre Liebe gehörte, — o, liebe Alte, wie muthig — wie stolz — wie freudig mich das Wort machte: zu lämpfen, zu siegen — oder auch zu leiden!“

„Dem Jakob diene es aber nur zu neuem schneidendem Spotte“ — fährt die Großmutter fort — „er flüsterte mir halblaut zu: Waschen, um den Preis möchte ich selber am Schandpfahle stehen! — Und weiter tuschelte er mir in's Ohr, während der Oheim und die beiden ältesten Commis das Zimmer durchsuchten: Du siehst, Liebchen, sie finden nichts — Dein Schatz ist verloren — ich will aber den Vater zu bestimmen suchen, den Dieb laufen zu lassen, wenn Du mein — mein Weib werden willst!“

Lieber an den Pranger!

Nun, dazu kann Rath werden!

Ja, die Disputation war beendet, — der Oheim hatte nichts gefunden. Er athmete sichtbar erleichtert auf.

Kinder, das waren die bängsten, schaurigsten Augenblicke meines Lebens, — sie kommen mir noch jetzt zuweilen im Traume vor, daß ich laut aufstöhnen muß, bis der liebe Alte mich ermuntert. O, solch' Erwachen ist köstlich!

Der liebe Gott schenkte mir auch damals solch' ein köstliches Erwachen aus der dumpfen Trübseligkeit. Während Jakob triumphirte und alle Andern uns mitleidig ansahen, schlich Hausknecht Gretel — die der freundliche Nid mir schon am Tage meiner Ankunft im Hause des Oheims zum Spielen geholt und mit der ich auch späterhin gute Freundschaft gehalten hatte — zu mir heran und flüsterte mir in's Ohr: Ich wachte über Nacht von einem Gepolter auf dem Hofe auf und trat an's Fenster, da sah ich Herrn Jakob auf den hoch aufgeschürmten Kisten stehen und sich scheu umsehen — eine Kiste war herabgefallen. — Er kletterte auf den alten Taubenschlag, der schon lange nicht mehr benutzt wird. Ich wunderte mich wohl, dachte mir aber nicht viel dabei — doch jetzt —

Hab' Dank, Gretel, und plaudere nicht weiter! — Das war ein Sonnenstrahl in der Finsterniß. Mein Entschluß war schnell gefaßt. Herr Oheim, sagte ich, ich kann Euch jetzt zeigen, daß ich nicht undankbar bin. Schickt die Leute fort — ich habe dem Jakob ein Wort zu sagen, das ihn wohl verhindern wird, die Polizei rufen zu lassen!

Nein — nein — Alle hier bleiben — Alles hören — wir geschiedene Leute!

Nun gut, Herr Oheim — ich wollte Euch einen tiefen Schmerz vor den Augen Eurer Leute ersparen, — Ihr wollt es anders: Euer Sohn hat das gestohlene Geld in dieser Nacht auf dem alten Taubenschlag verborgen!

Da taumelte der Jakob kreideweiß zurück — von seinen Lippen bebte es: Nur — ein — kleiner — Scherz —

Mein eigen Kind — Dieb — Dieb — vom Nervenschlage getroffen sank der Oheim zu Boden.

Richard und ich verließen noch in derselben Stunde das un-

glückliche Haus. Ich ging ärmer, wie ich gekommen war. Nur ein Myrtenstöckchen trug ich in der Hand. Richard hatte es mir schon vor Jahren an meinem Geburtstage draußen vor meinem Fenster auf's Geseinse gesetzt.

Richard führte mich zu der guten Frau, die vor Jahren das Kind auf der langen Fahrt von Berlin nach Bremen so liebevoll beschützt hatte; — sie nahm jetzt die auf's Neue heimatlose Waise freundlich in ihr Haus auf, bis mein Verlobter und eine Heimat gegründet. In Bremen wollten wir nicht bleiben, das stand fest.

Mein Nid hatte sich einige hundert Thaler gespart; dafür mietete er hier am Orte den kleinen Kramladen an der Ecke der Louise- und Breitenstraße. Dann kehrte er nach Bremen zurück, um sein Frauchen zu holen. Es war eine stille, stille Hochzeit. Nur meine Beschützerin und meine Gespielin Gretel begleiteten uns in die Kirche. Gretel hatte mir von meinem Myrtenbäumchen den Brautkranz gewunden. Gleich nach der Trauung verließen wir Bremen — auf immer.

O, wie beglückt wir unsere kleine, enge Häuslichkeit hier betraten, — wie herzlich wir dem lieben Gott für dieß Glück dankten, — wie fröhlich und zuversichtlich wir an die Arbeit gingen!

Ja, Kinder, es gab viel Arbeit, — aber wir hatten leichte, fröhliche Herzen und Muth und Gottvertrauen, — und dann arbeitet es sich leicht. Wir hielten weder Dienstmagd noch Laufburschen, weder Commis noch Lehrling — Alles waren wir selber. Wenn ich früh Morgens meine kleine Hauswirthschaft besorgt hatte, ging ich mit in den Laden und half dort —

„Und, Kinder,“ schiebt der Großvater heiter dazwischen, „ich habe später nie wieder einen so flinken Lehrling, einen so gewandten Commis im Geschäft gehabt, wie die liebe Alte, — und den Laden und die Küche und das Hinterstübchen hättet ihr sehen sollen, das blipte und blänkerte Alles wie eine Puppenwirthschaft am heiligen Abend!“

„Wenn Abends der Laden geschlossen war,“ — fährt die Großmutter fort, — „begannen für uns die schönsten Stunden. Beim Abwiegen von Zucker und Gewürz und Tütenleben und dergleichen kleinen Geschäftsarbeiten, wozu bei Tage keine Zeit übrig war, ließ es sich gar hübsch und lieb bis oft recht spät in die Nacht hinein plaudern und scherzen. Ja, herzlichst waren wir stets, wie ein paar Walddögelein mitten im Mai. Die Leute nannten unsern kleinen Laden auch bald weit und breit nicht anders als ‚den vergnügten Eckladen‘ und kauften gern in ihm. Wir hielten aber auch stets auf die beste Waare und gutes Gewicht. Der liebe Gott segnete unsere Arbeit reichlich: ‚der vergnügte Eckladen‘ wurde uns bald zu klein und wir mieteten einen größeren. Aber, Kinder, ihr glaubt nicht, wie schwer dem lieben Alten und mir das Scheiden vom ersten eigenen Herde wurde! Der ‚vergnügte Eckladen‘ heimelt mich auch noch jetzt immer so recht herzlich an, wenn ich an ihm vorübergehe, und ich mache oft einen Umweg, um ihm fröhlich und dankbar zuzunicken. Ja, dankbar! — denn ihm verdanke ich es, daß der liebe Gott mich vor Hochmuth bewahrte, als aus dem neuen großen Laden mit Lehrlingen und Commis mit der Zeit ein eigenes Haus mit Speichern zum Engros-Geschäfte wurde und auf dem Meere sieben Handelschiffe die Namen unserer Kinder führten — o, da steigt in mir ein gar wunderlicher Wunsch auf: ihr Alle, so viel ihr hier beisammen seid, möchtet morgen bei dem ‚vergnügten Eckladen‘ vorübergehen und ihm herzlich dankbar zunicken und euch dabei so recht im innersten Herzenswinkel erinnern, daß euer Großvater und eure Großmutter dort einst ganz bescheiden hinter dem Ladentische standen und mit heiterem Gesichte für Pfennige Salz und Lorbeerblätter verkauften, — und daß auch eure großen, glänzenden Kaufhäuser sammt und sonders in dem kleinen ‚vergnügten Eckladen‘ ihren Anfang nahmen — aber bei Leibe, Kinder, geht nicht Alle auf einmal vorbei, denn sonst kommt die nidende lange Projektion noch gar in die Zeitung!“

Ah! da flüstert Dorchon mir schon zum zweiten Mal mit ihrem klaglichsten Gesichte in's Ohr, daß der Braten und ihre kleine Köchinnenehre Schaden nehmen; — noch drei Minuten Geduld, Kind, und dann wollen wir Deiner Kochkunst alle gebührende Ehre anthun!

(Fortsetzung folgt.)

Fr. Ad. Wiff. Diesterweg.

(Bild S. 205.)

Seit Pestalozzi ist unter dem so ehrenwerthen deutschen Lehrerstande kein Name mehr so populär und geschätzt gewesen wie derjenige Diesterweg's. Er hat sich nicht nur schon seit Jahren durch hervorragende pädagogische Leistungen im schulgerechten Sinne verdient gemacht: er verband mit seinen Bildungsbestrebungen in konsequenter und logischer Weise zugleich auch den Begriff der Freiheit, und das Wort Scholle's: „Vollsbildung ist Vollbefreiung.“ ist für ihn zum Dogma seiner ganzen erzieherischen Lebensfähigkeit geworden. Und in der That: was ist Erziehung, Bildung Anderes als Anleitung zum Selbstgebrauch unserer geistigen Kräfte und Fähigkeiten, zur Selbstbestimmung des Individuums nach Aufgabe seiner Selbsterkenntnis! Die Persönlichkeit Diesterweg's selber ist ein Musterbild dieser Bildung und Freiheit; Diesterweg erkennt die Wahrheit nicht bloß, er spricht sie auch aus, er betätigt sie, er ist ihr in einem langen Lebenslaufe unverrückt treu geblieben.

Am 29. Oktober 1790 zu Siegen, damals einer naissaufischen, dann einer preussischen Stadt, als der Sohn eines Advokaten geboren, zeigte er frühzeitig große Lernbegierde und besuchte mit Fleiß und Erfolg die lateinische Schule seiner Geburtsstadt. Auf der Hochschule zu Herborn widmete er sich dann dem Studium der Theologie und nach glücklicher Beendigung desselben wurde er Hauslehrer. In dieser Eigenschaft finden wir ihn zuerst in der Familie des Herrn von Benningen in Mannheim, wo er mit dessen Kindern gemeinschaftlich die des flüchtigen Generals von Dörnberg unterrichtete. Dann kam er als zweiter Lehrer an die Sekundarschule zu Worms und 1813 als Lehrer an die Musterschule zu Frankfurt a. M., wo er zur Gründung einer Sonntagschule für Lehrlinge und Gesellen wesentlich mitwirkte und in derselben unentgeltlich Unterricht erteilte. In Frankfurt wirkte Diesterweg bis zum Jahre 1818; seine hiesige Lehrstelle vertauschte er nun mit dem Subdirektorat zu Elberfeld; sein Aufenthalt hier war für seine ganze Lebensrichtung entscheidend, was er zunächst dem Schulmann Wilberg verdankte, der durch seine Lehrerversammlungen, die er am Rheine veranstaltete, von großem Einfluß auf Diesterweg wurde, in welchem die Liebe für das Volksschulwesen in ihrer ganzen Macht erwachte, so daß er sich demselben mit allen seinen Kräften zu widmen entschloß. Im Jahre 1820 wurde er Direktor des Seminars in Mörs, einer kleinen Stadt im Regierungsbezirk Düsseldorf. Das neue Amt entsprach durchaus seinen Neigungen und seinem innern Beruf. Unabhängig gestellt, konnte er hier nach seinen neuen Ideen wirken. Mit Begeisterung und rüstiger Frische lag er seinem Lehrerberuf ob, und in dem stillen Städtchen verfloßen zwölf Jahre rasch in gesegneter Thätigkeit. Er suchte, wie er selbst sagte, „die jungen Leute zu lebendigem Streben zu erregen, in ihnen die Bildung zu begründen, sie mit Liebe zum Amt und zu den Kindern zu erfüllen, als Kern der Bildung sittlich-religiöse Gefinnungen und Grundsätze hervorzurufen, sie zu Weichern der Volkskraft zu stempeln und — vernünftig zu machen“. Harmonische Geistesentwicklung war's, die er bei seinen Schülern anstrebte, selbstständige Denkkraft, gesundes Gefühl, freies Wollen, das er bei ihnen wach zu rufen suchte, — eine Bildung von Innen heraus zur Höhe der Humanität, zur Festigkeit eines männlichen Charakters. Auf seine Anregung erwachte jetzt am Rhein unter den Schulmännern ein ganz neues, frisches Leben, das durch die von ihm begründete pädagogische Zeitschrift „Die rheinischen Blätter“ nach allen Seiten hin lebendig gefördert wurde.

Es konnte freilich nicht fehlen, daß in der damaligen Zeit, als der Reiz der Reaktion in voller Blüte stand, Diesterweg mit seinem Grundsatz: „den ganzen Menschen durch Selbstthätigkeit zur Selbstständigkeit und Vernünftigkeit zu erziehen“, da und dort Anstoß erregte. In den maßgebenden Kreisen von Berlin selber aber lebte man noch unter den Nachwirkungen der Neben Fichte's an die deutsche Nation, und wenn man in Preußen dem Volke auch die versprochenen Freiheiten vorantreibt: an guten Schulen wollte man es doch nicht mangeln lassen. Das Ministerium Altenstein berief daher im Jahre 1832 Diesterweg nach Berlin, um ihm das Direktorat des Seminars für die Stadtschulen zu übertragen. Mit

demselben Eifer und demselben segensvollen Erfolge wie in Mörs war er hier wieder thätig, und zahlreich ist die Schaar der Volksschullehrer, denen er hier das Bewußtsein ihres heiligen Berufes geklärt und die Kraft zur Erfüllung ihrer hohen Aufgabe gestärkt hat. Seinen Lehrerberuf erfaßte er im weitesten Sinne des Wortes; sein Amt verwaltete er pünktlich und gewissenhaft; daneben kämpfte er muthvoll und schlagfertig, gewandt und überzeugend gegen alle Gebrechen des Schulwesens und der Erziehung und schonte die Feinde der naturgemäßen Entwicklung des menschlichen Geistes in keiner Weise. Zugleich stiftete er schon im ersten Jahre seines berliner Aufenthalts die „pädagogische Gesellschaft“ und acht Jahre später den „jüngeren Verein Berliner Lehrer“. Unermüdlich war er als pädagogischer Schriftsteller thätig. Schon im Jahr 1846 hatte er 12 selbstständige Werke und 260 Aufsätze in den „rheinischen Blättern“ veröffentlicht, in welchen er, insofern sie sich auf das Schul- und Erziehungswesen beziehen, wie er selbst sagt, „für strenge Erziehung und entwickelnden Unterricht, für relative, der Sache entsprechende Selbstständigkeit der Schule, für Befreiung der Schule von der Beaufsichtigung der Nichtfachkenner, für eine tiefer zu begründende und praktische Ausbildung der Lehrer, für ein auskömmliches Gehalt derselben, für freie Fortbildungsanstalten und freie Vereine der Lehrer und andere dringende Bedürfnisse der Schule und der Lehrer“ allmählig mit größerer Reife und mit mehr Strenge kämpfte. Doch nicht bloß speziell pädagogische, sondern auch allgemeine Fragen praktisch-politischer Art zog er in den Kreis seiner Thätigkeit. Das Elend der untern Volksklassen ging ihm nahe und veranlaßte ihn, in Berlin einen Lokalverein zur Unterstützung Armer in's Leben zu rufen und die erste Abhandlung seiner „Beiträge zur Lösung der Lebensfragen der Civilisation“, welche die Nothwendigkeit der Erziehung der untern Klassen darstellt, zu schreiben. Dieselbe erschien zugleich mit dem Aufsatz: „Werden wir vom 3. August (1835, dem Tage der sogenannten Schneiderrevolution) nichts lernen?“ Ein Jahr später veröffentlichte er seine Abhandlung „über das Verberben auf den deutschen Universitäten“, an denen er mit Recht — und das gilt auch noch heute — die Erziehung zum Ernst und zur Selbstständigkeit vermißte.

Durch alle diese Schriften weht ein freier, frischer Hauch, eine reinigende Gewitterluft, welche die alten bürren Räume anfaßt schüttelt. Offen und geheim begannen nun die Verfolgungen gegen den verdienten Seminarlehrer. Im Juli 1847 wurde er unter dem Ministerium Eichhorn seines Amtes mit Befreiung seines ganzen Gehaltes entbunden, obgleich der Minister in einer persönlichen Zusammenkunft erklärte, er bedaure, daß er ihn nicht früher gekannt habe, sonst wäre es wohl nicht so weit gekommen. Diesterweg konnte mit dem Bewußtsein in's Privatleben treten, eine sichtlich gedeihliche Ernte aus dem Felde der Pädagogik vorbereitet zu haben. Namentlich verdankt ihm Deutschland auch in Folge seines begeisterten Aufrufs zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Pestalozzi's im Jahr 1846 die Anregung zur Gründung der Pestalozzistiftungen.

Aber mit dem Verlust seines Amtes erlahmte Diesterweg's Thätigkeit bei der Sache der Volksbildung keineswegs. Er gründete jetzt seine „Jahrbücher für Lehrer und Schulfreunde“, in denen er sich als der alte rüstige Kämpfer für freie Menschenentwicklung bewährte. Besonders suchte er in denselben die Unverträglichkeit der Grundsätze der modernen Pädagogik und Schule mit den hergebrachten Kirchenlehren und der sogenannten „Innern Mission“ nachzuweisen.

Als im Jahre 1848 die überall verpönten Theorien der Freiheit Gestalt und Leben zu gewinnen schienen, sollte auch Diesterweg wieder Verwendung im Dienste des Staates finden. Der damalige Minister Graf Schwerin, der Schwiegerohn Schleiermachers, übertrug ihm mehrere Arbeiten für das neue Unterrichtsgesetz, und die Lehrer Berlins petitionirten für seine Wiederanstellung. Aber bald änderte sich die Situation wieder; Schwerin mußte von seinem Posten abtreten; der reaktionäre Minister Manteuffel bezeichnete Diesterweg öffentlich als einen Demagogen, und im Juli 1850 wurde er in den Ruhestand versetzt. Der Geist aber, der all seinem Wirken zu Grunde liegt, wird nicht eher ruhen, als bis er überall zum Heile Deutschlands, zum Wohle der Menschheit siegreich geworden ist. Man hat den großen Lehrer seines öffentlichen Amtes entsezt,



aber das deutsche Volk und insbesondere der deutsche Lehrerstand wissen zu würdigen, was der große Pädagoge, dessen Hinscheiden in ganz Deutschland mit der allgemeinsten Theilnahme vernommen wurde, für die Volksbildung geleistet hat.

Von unten herauf.

II.

Eutich Kopp in Luzern.

Von

Kugust Feilerabend.

Wohl kein Land der Erde hat eine solche Menge von Chroniken und allgemein eidgenössischen wie kantonalen Geschichtswerken aufzuweisen, wie unsere kleine, aber freie Schweiz. Seit unser unsterblicher schweizerischer Heldenbildner, Johannes von Müller, sein ausgezeichnetes Werk: „Geschichten der schweizerischen Eidgenossenschaft“, geschrieben hat, ist namentlich der Sinn für kritische Geschichtsforschung und Urkunden Sammlung mit einem unermüdblichen Eifer erwacht und hat der Anschauung der vaterländischen Geschichte in mancher Beziehung eine wesentlich veränderte Grundlage gegeben. Als Vorkämpfer dieser kritischen Richtung verdient der luzerner Professor Eutich Kopp bezeichnet zu werden, von dem hier ein gedrängtes Lebensbild folgt. Joseph Eutich Kopp wurde den 25. April 1795 zu Münster im Kanton Luzern geboren. Seine Eltern, Martin Kopp und Anna Maria Ziechen, waren ein nur wenig bemitteltes, aber braves und rechtschaffenes Ehepaar, und Eutich war von sechs Geschwistern das jüngste. Als er nach zurückgelegtem siebenten Lebensjahr zum ersten Mal die Elementarschule seiner Heimatgemeinde besuchte, entdeckte der Lehrer gar bald seine außerordentlichen Talente. Er berebete daher die Eltern, den Knaben studiren zu lassen. So kam Eutich an die Lateinschule des Chorherrenstiftes. Nachdem er die Klassen desselben durchgemacht, sollte er zu Fortsetzung seiner Studien nach Luzern übersiedeln. Dazu fehlte ihm aber das nöthige Geld. Dadurch ließ sich indessen der strebsame Jüngling nicht abschrecken. Er erwarb sich durch Unterrichtgeben die benötigten Geldmittel. Während seines sechsjährigen Aufenthaltes in Luzern widmete Kopp sich mit Vorliebe der Sprachkunde. Einer seiner Mitschüler hatte ohne sein Wissen eine griechische Abhandlung aus Kopp's Feder dem damals sehr geachteten Sprachkundigen Hug zu Freiburg im Breisgau mitgetheilt. Derselbe war erstaunt über die Gelehrsamkeit des jungen Schweizlers und rief daher freudig: „Solch' einen Griechen habe ich noch keinen als Schüler gehabt, der muß nach Freiburg kommen.“ Wirklich folgte Kopp im Herbst 1812 der ermunternden Einladung des berühmten Philologen und fand an demselben einen äußerst anregenden und wohlwollenden Lehrer in den alten Sprachen. Zwei Jahre blieb der eifrige Schüler in Freiburg und fristete seinen Unterhalt wieder durch Unterrichtstheilen. Aus Anlaß des Durchzuges der Verbündeten nach Frankreich wurde die Hochschule geschlossen. Damals lebte Kopp's alterer Bruder Jakob in Paris und hatte Eutich eingeladen, nach der französischen Kaiserstadt zu kommen. Den Tornister auf dem Rücken ergriff der junge Gelehrte wirklich den Wanderstab und pilgerte zu Fuß dahin. Dort wurde ihm bald die Stelle eines Repetitors der griechischen Sprache in einem Präparandenkurs übertragen, und das bewog ihn, sich länger in dem Mittelpunkt des französischen Lebens aufzuhalten. Endlich aber siegte doch die Liebe zur Heimat über alle Herrlichkeiten der stolzen Metropole, und den 15. Mai 1815 reiste daher das Brüderpaar den himmlischen Bergen zu. Der Lehrerberuf war Eutich bereits an's Herz gewachsen. Er erhielt den Antrag, für einen Lehrer der Stadtschule in Aarau, der als Feldprediger den Feldzug der Schweizer nach Frankreich mitgemacht, bis zu dessen Heimkehr seine Stelle zu versehen. Nachher bekam er die Hauslehrerstelle bei Herrn Buchhändler Sauerländer und bald nachher bei Herrn Fellenberg in Hofwyl. Weil man ihm sichere Hoffnung auf eine Anstellung am Lyzeum in Luzern gemacht

hatte, hatte er die Stelle in Hofwyl aufgegeben. Aber die gemachte Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Er sah sich daher wieder genöthigt, während des Hungerjahrs 1817 sein Brod kümmerlich durch Privatunterricht zu verdienen. Im gleichen Jahre wurde er indessen als Lehrer an die neueröffnete Bezirksschule in Jurach berufen, und zwei Jahre später durch den Einfluß des vortrefflichen Schulfreundes Eduard Pfister gleichzeitig mit seinem Freunde Klingli-Staller als Lehrer der alten Sprachen an das bedeutend erweiterte Lyzeum von Luzern. Hier fand er sich bald in seinem Elemente. Gleichzeitig mit ihm war sein gelehrter Landsmann, Dr. B. Troxler von Münster, ein bevorzugter Schüler des Philosophen Schelling, auf den Lehrstuhl der Philosophie und Geschichte berufen worden. Der Name, welchen der junge Gelehrte durch seine zahlreichen Werke bereits in Deutschland sich errungen hatte, lodte damals sogar von deutschen Hochschulen eine Menge junger Männer nach Luzern, und es entfaltete sich daselbst ein ganz neues, reges, wissenschaftliches, ja sogar einigermaßen akademisches Leben. In diesen Kreisen fand Kopp mit seiner gründlichen Kenntniß der klassischen Literatur und seinem ausgezeichneten Lehrtalente volle Anerkennung. Wie er selbst tief in den Geist und in die Schönheiten der griechischen und römischen Klassiker eingebrungen war, so verstand er es auch mit Meisterschaft, seine fähigeren Schüler für deren Studien zu begeistern und sein anscheinend trodenes Lehrfach zum Mittelpunkt eines höhern geistigen Lebens zu gestalten. Aber neben dieser Begeisterung für die altklassische Literatur erfüllte noch eine zweite sein gefühlvolles Gemüth: diejenige für sein theures, freies Schweizervaterland. Die Vaterlandsliebe führte ihn zum eifrigen Studium der Schweizergeschichte, und zwar zunächst der Werke von Glig Tschudi und Johannes von Müller. Als Frucht seiner Studien erschien von ihm im Jahr 1828: „Die Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft durch Johannes Müller, ein würdiger Auszug.“ Die bevorstehende Jubelfeier des Eintritts Luzerns in den Bund der Eidgenossen im Jahr 1832 brachte ihn auf den Gedanken, als Festschrift eine Geschichte dieses Bundes zu verfassen. Mit Eifer und der ihm eigenen Ausdauer ging er an das Quellenstudium seiner Arbeit. Die Vergleichung der gedruckten Urkunden mit den Originalen führte ihn zur Entdeckung der damaligen Reichs- und Rechtsverhältnisse aus den ersten und echten Quellen, aber auch zu einem rastlosen Sammeln und Sichten eines gewaltigen Materials.

In solcher Weise wurde die Aufgabe, die er sich anfänglich gesetzt, so umfassend und groß, daß an eine Vollenendung derselben auf das Jubeljahr nicht zu denken war. Vor derselben sollten die Quellen möglichst vollständig vorliegen, auf die sein Werk aufgebaut werden sollte. So erschien denn im Jahr 1835 in Luzern der erste Band: „Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde.“ Diese Urkunden Sammlung fand, als ein Meisterwerk ihrer Art, in der gelehrten Welt allgemeine Anerkennung und begründete Kopp's Ruf als Geschichtsforscher. Die Arbeit gewann ihm zugleich die unwandelbar treue Freundschaft des trefflichen Bibliothekars Abmer zu Frankfurt am Main, den seine Freunde scherzweise den Kanzler des heiligen römischen Reiches im neunzehnten Jahrhundert zu nennen pflegten, und der bis zu seinem am 22. Oktober 1863 erfolgten Tod wie ein Bruder Hand in Hand mit Kopp im innigsten Verkehr fortarbeitete.

Der auf dem Gebiete der Geschichtsforschung errungene erweiterte Gesichtskreis bestimmte Kopp, statt der „Geschichte Luzerns unter Oesterreich“ diejenige vom Fall und der Wiederherstellung des heiligen römischen Reiches und der eidgenössischen Bünde von 1275 bis 1336 in großartigem Maßstabe zu schreiben. Das ganze, fünf Bände umfassende Werk wurde in seiner ersten Darstellung vom Jahr 1837 bis 1841 niedergeschrieben, erlitt aber vor dem Tode eine vollständige Umarbeitung. Nur das fünfte und zwölfte Buch der riesenmäßigen Arbeit blieben unvollendet. Mit Fleiß sammelte er sich die Materialien dazu in den Bibliotheken und Archiven des In- und Auslandes, in den Klöstern der Schweiz, in München, Wien, Rom und Berlin, und bemühte sich unablässig, dieselben immer wieder zu ergänzen. Je mühsamer die Arbeit war, um so mehr verdiente die Raschheit Bewunderung, mit der sie vorwärts schritt.

Eine Folge der Anerkennung, welche Kopp's Forschungen ge-

funden, war der ehrenvolle Ruf, den er im Jahre 1852 als Professor der Geschichte an die Universität Wien erhalten, aber aus Anhänglichkeit an sein Vaterland abgelehnt hatte, sowie der Auftrag der Bundesbehörden zur Bearbeitung der „amtlichen Sammlung der ältern eidgenössischen Abschiede“. Er rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen auf glänzende Weise durch den im Jahr 1839 erschienenen Band der Abschiede von 1291 bis 1420, der sehr wichtige Beilagen enthält. Ein Jahr vorher hatte er die Herausgabe des zweiten Bandes der Chronik von Auz besorgt. Vom Jahr 1853 bis 1857 erschienen zwei Bände: „Geschichtsblätter aus der Schweiz“ aus seiner Feder. Endlich: „Geschichte der eidgenössischen Bünde“, zwei Bände, im Jahre 1845 und 1849.

Früher als zur vaterländischen Geschichtsforschung fühlte sich Kopp zu dramatischen Dichtungen hingezogen. Schon im Jahr 1824 erschien von ihm das Trauerspiel „König Albrecht der Erste“. Damals hatte er ebenfalls das Drama „Gerald und Sigrit“ vollendet, in welchem er mit warmer Empfindung das Gefühl des Vaterglücks und des Vater Schmerzes schilderte, das er bald nachher beim Verluste seines ersten Kindes so tief empfunden hat. Das Bühnenstück ist im Jahr 1858 vom münchener Preisgericht mit einer Ehrenmedaille belohnt worden. Im Jahr 1835 erschien von ihm ein Band dramatischer Dichtungen. Im Jahr 1828 wurde ein von ihm gedichtetes Drama: „König Manfred“, zur Schlussfeier der Lehranstalt von den Studirenden auf die Bühne gebracht. Im Jahr 1866 erschien das schon im Jahr 1824 vollendete Drama: „Die Fischer“, im Druck.

Auf politischem Gebiete huldigte Kopp einer entschieden konservativen Lebensanschauung. Er wurde im Jahr 1828 in den Großen Rath seines Heimatkantons gewählt, die Wahl aber als ungültig erklärt, weil Münster nach der sogenannten Vierzehnerverfassung nur einen Vertreter in der obersten Landesbehörde haben durfte. Kopp erwarb sich dann das Bürgerrecht in der Gemeinde Nachod am Rente Entlebuch und wurde hierauf wieder gewählt. Gegen die Bestrebungen einer Verfassungsveränderung mit Trennung der Gewalten, wie solche von freisinnigen Mitgliedern des Großen Rathes in dessen Schoos angeregt wurde, sprach sich Kopp mit aller Entschiedenheit aus, weil sie eine Auflösung der Konstitution mit sich bringe, an der er festhalten wollte. Als dieselbe dennoch durchdrang, zog sich Kopp vom politischen Gebiete ganz zurück. Bei der Abänderung der Verfassung im Jahr 1841 in konservativem Sinne wurde Kopp sowohl in die Regierung, wie zum Präsidenten des Erziehungs Rathes gewählt. In dieser Stellung sprach er sich gegen die Vernunft der Jesuiten an die Lehranstalt in Luzern aus, fühlte sich aber bei der damaligen Erbitterung der Parteien gar nicht heimisch in staatsmännischen Kreisen. Gerne lehrte er daher nach Verfluß von zwei Jahren zu seinen geschichtlichen Arbeiten zurück, denen er mit unermüdlichem Fleiße volle zwanzig Jahre oblag. Bei der Jubelfeier der Gründung der Hochschule Basel erhielt Kopp von der philosophischen Fakultät daselbst das Doktordiplom als Zeichen der Anerkennung für seine Verdienste um die vaterländische Geschichte. Der Tod seines theuren Freundes Böhmer war für ihn ein harter Schlag. Von da an nahmen seine Kräfte sichtlich ab. Als im Herbst 1864 die Erziehungsbehörde ohne Schmälerung des Gehaltes ihn in Ruhestand versetzen wollte, lehnte der pflichteifrige Lehrer anfanglich das Anerbieten ab. Aber bald mußte er sich überzeugen, daß seine rasch schwindende Kraft nicht mehr ausreiche. Er empfing daher mit voller Anerkennung seiner ausgezeichneten Leistungen den Dienststgehalt im Ruhestand. Seinen Schülern war er immer mit aufrichtiger Liebe zugeban gewesen. Durch die Feinheit seines Umganges und die Gemüthlichkeit seines Wesens wußte er die jugendlichen Gemüther an sich zu fesseln. Iphigénie, Sophokles, Tacitus, Horaz, Cicero waren seine Lieblingschriftsteller, an denen er immer wieder neue Schönheiten entdeckte. Indem er auf ihre Grundsätze der Staats- und Lebensweisheit aufmerksam machte, suchte er wohlthätig auf die Charakterbildung seiner Schüler einzuwirken. Prunk, Selbstruhm und Hiererei waren ihm zuwider. So rein er die schriftdeutsche Sprache sprach, so trat er doch wieder für die Vorzüge der alemannischen Mundart in die Schranken. Sein Lebenswandel war ebenso lauter und rein, wie seine Bescheidenheit groß war. Ein Rückenmarkleiden, das er sich durch sein

unermüdliches Stehen am Schreibpult zugezogen, machte am 25. Oktober 1866 seinem rastlos thätigen Leben und Streben in seinem 73. Altersjahre ein Ende. Er wird seinen Schülern unvergesslich bleiben.

Vor dem Cirkus.

(BILD 2. 269.)

Es ist Jahrmarkt. Zelt an Zelt, Bude an Bude steht aufgeschlagen vor den Thoren des Städtchens. Die flatternden bunten Wimpel, der wirre Lärm der Verlaufenen und Kaufenden, der wohlbekannte Klang der Drehorgeln, das Trompetengeschmetter und die Pausen der Jongleurs, Seiltänzer und Kunstreiter üben ihren unwiderstehlichen Zauber. Schon seit mehreren Tagen hat die laum der Juchtruthe entlaufene Schulfugend mit der größten Schonungslosigkeit gegen ihre Lungen seltsam aufgepockte Wagen und familienbeherbergende Kisten auf Rädern, die von elenden Koffen gezogen wurden, durch die neugierigen Straßen des Städtchens begleitet und mit theilnahmenvoller Zeitverschwendung den Vorbereitungen zu den seltenen Kunstgenüssen zugehört, wobei jede Spalte, jedes Astloch ausgekundschaftet wurde, das in den nächsten Tagen ein freies Entrée — für die Augen versprach. Endlich ist der Tag angebrochen, der Tag des Jahrmarkts und der Schulvalanz, und während die Eltern sich bedenken und berathen, was für des Hauses Bedarf unumgänglich nothwendig und nicht mehr länger verschoben werden darf, zieht die Jugend von Schaubude zu Schaubude, freilich mit bedenklicher Leere des Sacks, denn der Jahrmarktsgroschen ist in unverantwortlicher, unvorzorglicher Weise schon an dem ersten Morbe mit Nürbem zum großen Theil vergendet worden. Das größte Gedränge auf dem ganzen Markte ist nicht bei der Seeschlange, nicht bei dem Rhinoceros, nicht bei der tausend Pfund wiegenden Frau, nicht bei den Kunstflößen, nicht bei der Schlacht von Königgrätz — nein, bei den Kunstreitern, denn da ist schon vor der Bude am Meisten zu sehen. Dort herrscht Bewegung und Leben. Die Musik hat eben zum hundertsten Male mit der ernstesten Miene von der Welt, aus der kein Blick auf die Menge fällt, den Zigeunermarsch aus Preziosa angestimmt, den der Originalmohr von der Westküste Afrikas mit Pauke und Negel begleitet. Hoch zu Ross hält die erste Schönheit des Cirkus die neugierigen Mäde der Menge mit rührendem Gleichmuth aus, während der junge Anfänger, ihr holdes Brüderlein, mit den nicht eben plastisch schönen Formen, beinahe nur Trilots, selbstbewußt vorn auf dem Sattel steht. Der Clown mit der hohen Stirne von Steinleimwand unterbricht seine Standrede von den hohen Vorzügen der Gesellschaft und den besondern Reizen seiner Herrin, um einen vordringlichen Buben an den Haaren zu zupfen, welche Gunstbezeugung den Kungen nicht wenig stolz macht, denn er drängt bereits den neben ihm stehenden Buben zurück. Der Stallmeister der Gesellschaft, mit preussischem Hut, Frack, hohen Stiefeln und Stulphandschuhen, macht einige dem Volk und vielleicht ihm selbst unverständliche Manoeuvrungen, um „die hohe Schule“, die er vertritt, in's glänzendste Licht zu setzen, während der elstjährige Sohn des Direktors, die Hoffnung des Cirkus, rüchlings den störrischen Pony bändigt und die eben zu Ende gegangene Produktion in der erschöpft unter dem Hurrah der Menge aus dem Cirkus reitenden Springerin ihren harmonischen Abschluß findet. Die Tochter des Direktors hält mit sicherer Hand, wie sie hoch zu Ross den Biererzug durch den hochaufgewühlten Staub lenkt, die Kasse, für die ihre üppige Gestalt, ihr kolletter Anzug und ihre tiefblickenden Augen ein gar mächtiger Magnet sind.

Paul Weyerheim, unser trefflicher und liebenswürdiger Genre-maler, der uns früher schon einmal auf den Jahrmarkt geführt, wo er uns das Innere einer Menagerie zeigte, hat mit so unbeschreiblicher Wahrheit nun auch die Szene vor dem Cirkus gemalt, daß es unseres umrahmenden Wortes kaum bedurft hätte, denn jeder Betrachter des Bildes, jeder Leser dieser Zeilen wird ausrufen: „Ja, ja, so ist's, ganz so hab' ich's gar oft gesehen!“ und damit dem Künstler das schönste Zeugniß ausstellen.



In der Dornau.

Vollberzählung aus Obersteiermark von Cornelia Bohn.

(Schluß.)

6. Die Entdeckung.

Draußen stürmte und tobte der schneidende Nordwind, daß die alten Tannen trachten und ihre stolzen Wipfel vor seiner Niesenwucht sich niederbeugten. Der Oktober nahte seinem Ende; die ewiglangen Abende waren im Zuge. Lise saß allein in dem niedrigen Stübchen ihrer Hütte, das von einem winzigen Oellämpchen erhellt war und arbeitete. Nie hatte ihr Herz so ein Glüd empfunden als jetzt. Das stille, einsame Mädchen hatte bisher wenig Freudevolles erlebt; um so kräftiger trat deshalb jetzt das ungelante Gefühl in ihrer Brust auf. Ihre Wangen rötheten sich allmählig, wie die Blüten der Rose, und aus dem dunkeln Augenpaar erglänzte der Schimmer des Glücks.

Thomas war abgereist, um den Posten anzutreten, der ihm vor Kurzem angeboten worden war. Er schrieb zeitweise an seine alte Mutter, welcher Lise die Briefe vorlesen mußte. Wie klopfte jedesmal ihr Herz vor Freude, sobald sie zitternd einen Brief von ihm öffnete! Er war vollkommen zufrieden mit seinem neuen Dienste, der ihm einen noch schöneren Wirkungskreis in Aussicht stellte, als jener war, den er hier bekleidet hatte. Der Besitzer des Bergwerkes, dessen Leitung er übernommen hatte, war sein Jugendfreund. Sie hatten mit einander die bergmännischen Studien zurückgelegt und sich schon damals lieb gewonnen. Vor Kurzem war dessen Vater gestorben, und der einzige Sohn, welcher bisher theils in der Residenz gelebt, theils seine Zeit auf Reisen zugebracht hatte, übernahm nun das umfangreiche, in der Nähe eines hübschen Städtchens gelegene Werk. Thomas bewohnte ein eigenes Haus, an welches sich ein großer Garten nebst mehreren Wirtschaftsgebäuden und Grundstücken angeschlossen, deren Verwaltung ihm ebenfalls zu Gebote stand. Nachdem er noch einige dringende Angelegenheiten in Ordnung gebracht, wollte er in die Heimat zurückkehren, um seine Mutter und seine Braut abzuholen.

Während die Fenster klirrten und das morsche Gebäude der Hütte jeden Augenblick einzustürzen drohte, saß Lise ruhig bei ihrer Arbeit und ließ die traulichen Bilder der Zukunft an ihrer Seele vorüberziehen. Es war schon ziemlich spät, als sie draußen ein Geräusch vernahm, worauf plötzlich die Thüre aufging und die Gestalt eines Mannes eintrat, dessenzüge sie im Halbdunkel nicht zu unterscheiden vermochte. Erst als er seine kreischende Stimme erlösen ließ, erkannte sie, daß es Franzl, der Sohn des Steinmüllers sei. Im ersten Augenblicke erschrad das Mädchen heftig und warf einen Blick nach jener Stelle, wo ihre Vertheidigungswaffe, die Sichel hing. Indessen gewann sie bald wieder ihre Fassung, weil sie einsah, daß nur mittelst Klugheit und Entschlossenheit mit dem ebenso rohen als feigen Burschen etwas auszurichten sei. Gleich nach seinem Eintritte verbreitete sich ein starker Branntweingeruch in dem Stübchen; auch seine lallende Sprache und die unsicheren Bewegungen verrathen unzweideutig, daß er betrunken sei. Er hatte einen tüchtigen Knotenstock in der Hand, und eine lederne Waibtasche hing auf seinem Rücken, als ob er zur Reise gerüstet wäre.

„Ja, ha, ha!“ lachte er, vorwärts taumelnd, „is das Lüberl ganz allein? Furcht! Di nit, Dieß!“ sagte er bei, als er bemerkte, daß das Mädchen eine Bewegung des Abscheus machte, „i thu' Dir nichts. I bin nur kommen, um von Dir Abschied z'nehmen; denn i geh' fort. Mich g'freut nix mehr hier! Viele Wochen bin i mit soan anderen Menschen z'sammen kommen als mit der blinden Her' oben, die Gränrod' haben jetzt schärfere Nasen als je, und lassen oan kein' Augenblick in Ruh'!“

„Also willst wirklich fort, Franzl?“ fragte Lise mit scheinbar ruhiger Stimme, indem sie auf der Bank so weit rückte, daß ihre rechte Hand in den Bereich der Sichel kam.

„Ja! i halt's mit länger aus!“ antwortete der Bursche, neben dem Mädchen Platz nehmend. Nachdem er seine Flasche hervorgeholt und einen tüchtigen Zug gethan hatte, setzte er fort: „I

will weg gehen von hier, weit weg, in a Gegend, wo mich Niemand kennt; denn hier is mir All's z'wider, und d'Leut sein ma z'schlecht. Du bist die oanzige,“ murmelte er, mit dem Kopfe nidend im Halbschlaf, „die mir nix z'leid' than hat, und deswegen hoab ich Dich a immer gern g'habt! Der Dudmäuser, der Thomas hat Dich a sitzen lassen! Er möcht gern mei' Schwager werden! Die Tochter vom reichen Steinmüller hat ihm in's Aug' g'stochen! Aber jetzt is aus mit der G'schicht'. Hoab nie was auf den Augen — Augen — ver — dreher — g'halten!“ Hiermit war er gänzlich eingenickt. Lise verhielt sich ruhig auf ihrem Platze; doch war sie stets aufmerksam auf den Burschen; denn sie traute ihm nicht. Sein Schlaf konnte auch bloß Verstellung sein. Nach einer Weile erhob er wieder den schweren Kopf und sagte: „Schau, Dirndl, Du bist nit g'scheid! Du könnt'st glädlich werden, wenn Du wolltest; aber Du hast Dein' harten Kopf und bist selbst schuld, wenn Du Dein' Lebtage lang in dem finstern Wald sitzen bleibst! Wer nix aus sich macht, der bringt's a zu nix! Dirndl, komm mit mir, i heirath' Dich, und Du wirst noch glädliche Zeiten erleben!“ Lise antwortete nichts, sondern sah dem Burschen starr in's Gesicht. „I woas, warum Du mi so kurios aufschau! I woas gut, was Du Dir im G'hoam denkst! Aber sei un'forgt. Der Franzl hat sein Schaslein im Trodenen, der Franzl hat Geld g'nug, um die paar Jahr'n ohne Sorgen fortzuleben, bis der Alte die Augen zudrückt. Und dann übernimm i'n Alpenjäger, oder sie müssen mir mei' gut's Theil rauszahlen; denn die Steinmühl' war so nix werth, wie ich's übernommen hab.“

Wie ein Blitz schoß dem Mädchen ein Gedanke durch den Kopf. „Hast recht, Franzl,“ antwortete sie, auf den Jdeengang des Betrunknen eingehend, „die Steinmühl' hat niemals viel g'tragen, selbst Dein' Vater hat's nur kümmerlich ernährt.“

„Deswegen haben's mir's auch anhängen woll'n! Aber der Franzl is nit auf'n Kopf g'fallen! Stirbt der Alte, so verlang' i, was mir g'hört! Und jetzt brauch' i nix. I hoab so viel Geld, daß i die Fenster im Alpenjäger mit Banknoten einschlagen könnt!“

„Hast g'wiß wieder im Kartenspiel g'wonnen, Franzl?“ fragte Lise, indem sie versuchte, eine lachende Miene anzunehmen.

„Ja, i hoab's g'wonnen! Ha, ha, ha! Du verteuft's Dirndl, wie Du Alles errathen kannst! Ha, ha, ha! Die g'wonnen, so zerronnen! Also red', Dieß,“ fuhr er fort, des Mädchens Hand erfassend, „willst mit mir geh'n, oder nit; 's wird Dich nit g'reu'n, i soag Dir's.“

Lise entzog ihm ihre Hand nicht, sondern antwortete: „Franzl, i ging' schon mit Dir, aber —“

„Was, aber?“ fragte der Bursche, näher rückend, und seine Hand um ihre Hand legend.

Lise zitterte vor Abscheu und Erregung; aber sie überwand ihren Ekel vor dem Betrunknen aus Liebe für Thomas, da ihr eine dunkle Ahnung sagte, daß hier die Spur des Verbrechens gefunden werden könne, welches man ihm zur Last legte.

„Wenn i sicher wüßt, daß —“ sagte das Mädchen zögernd.

„Daß —“ vervollständigte der Bursche, „daß i's Geld hoab, nit wahr, Dirndl, i hoab's errathen? O, i kenn' Euch, ihr Weibsbilder! Aber na! Du bist an Ausnahm', Dirndl! Du bist nit so, wie die Andern!“ Mit diesen Worten rückte er Inapp an sie heran und küßte sie auf die Wange. Lise drohte zusammen zu brechen; sie fühlte den, nach Branntwein riechenden Odem und den struppigen Bart an ihrem Gesichte. Doch litt sie Alles! Es geschah ja Thomas zu Liebe! Sie raffte alle Kräfte zusammen, um keiner Ohnmacht zu erliegen, die sie alle Augenblicke anwandte. Sie war ganz allein mit dem rohen, verwilderten Burschen! Griff sie auch zur Sichel, so vermochte sie dennoch nicht, seiner überlegenen Kraft Widerstand zu leisten! Nur mit Nachgiebigkeit und Klugheit konnte sie ihm ein Gefändniß entlocken!

„Dirndl, i hoab Dich immer gern g'habt; aber Du hast mi immer abtrumpft, weil Du den Dudmäuser im Kopf g'habt hast.“ begann er abermals nach einer Pause, wobei er sich bemühte, seiner häßlich kreischenden Stimme einen möglichst zärtlichen Anstrich zu geben. Dann nahm er ihre kleine Hand in die seinige, und bedeckte sie mit Küssen. „Ich will Dir Alles geben, was ich

hab', wenn Du mit mir fortgehst; alle die großen Banknoten, — Alles! — Alles!"

"I glaub's nit," sagte Liese.

"Was glaubst nit?" erwiderte der Bursche, vor Zorn aufspringend.

"I glaub's nit, daß Du so viel Geld hast, Franzl!"

"Der Teufel soll mi lebendig holen, wenn das nit wahr is, was i g'lagt hoab," schrie der Bursche. "Beinah' zweitausend Gulden sind's; aber i hoab's gut aufg'hoben, die find't nit so leicht Jemand!"

"So lang ich's nit g'seh'n hab', so lang glaub ich's nit!"

"Also sehen willst's? Gut! I will Dir das Geld zeigen, i will Dir z'lieb Alles thun! Aber Du mußt mitgeh'n, dorthin, wo's versteckt is!"

"Ih will mitgeh'n," versetzte das Mädchen ohne Besinnen. Dann zog er nochmals die Branntweinflasche aus seiner Ledertasche, that mehrere tüchtige Züge und versuchte aufzustehen. Nur mit Mühe vermochte er sich aufrecht zu erhalten. Liese hatte inzwischen ihre Schutzwanne unter den Alledern verborgen, worauf sie aus der Hütte traten. Der Sturmwind tobte noch immer! Ein dichter, mit Schneeflocken untermischter Regen raschelte durch das spärliche Laub. Trotz seiner Trunkenheit taumelte Franzl instinktmäßig den schmalen Waldsteig vorwärts. So gingen sie lange Zeit durch den finsternen Wald, ohne ein Wort zu sprechen, nur zeitweise entschlüpfte den Lippen des Burschen ein derber Fluch, sobald er ausglitt oder über eine hervorragende Wurzel stolperte. Endlich gelangten sie auf eine Lichtung, und bald darauf lag die Fahrstraße vor ihnen, welche längs des wilden Baches die Dornau durchschneidet. Dem Laufe desselben folgend, näherten sie sich der schroffen Felswand, an deren Fuße die verfallene Steinmühle lag. Das ehemalige Gekläpper der Mühlräder war verstummt, dicke Finsterniß lag umher, bloß das Losen des Wildbaches unterbrach die nächtliche Stille. Franzl, der sich schwer fortbringen konnte, näherte sich den Ruinen des Mauerwerks, das von einem Walde der äppigsten Wasserpflanzen überzogen war. Alle Augenblicke verlor er sein Gleichgewicht und stieß einen kräftigen Fluch aus. Endlich hatte er die Oeffnung gefunden, durch welche man in das Innere des Trümmerwerks schlüpfen konnte. Liese folgte ihm auf dem Fuße. "Komm, Liese, komm," flüsterte er leise, und fasste ihre Hand. "Gleich sollst Du das Geld sehen; aber gib Acht, damit uns Niemand hört!"

Hierauf stiegen sie mit großer Mühe in den niedrigen, kellerartigen Raum, wo der trunkene Bursche plötzlich niedersank, und liegen blieb, ohne sich zu rühren. Liese rüttelte ihn mehrere Male; allein vergeblich; er gab kein Lebenszeichen von sich! Es ward ihr ängstlich zu Muthe. Erwachte der Bursche erst am Morgen, nachdem er seinen Rausch ausgeschlafen, so war ihr ganzes Spiel und alle Bemühungen, ihm das Geheimniß zu entlocken, vereitelt! Nach einer Weile begann sie ihn abermals zu rütteln. Ein dumpfes Gurgeln war die Antwort.

"Franzl, wir müssen uns beilen, damit wir fortkommen, ehe der Morgen anbricht," flüsterte sie ihm in's Ohr. "Such' das Geld, sonst wird es zu spät!"

Darauf erhob er sich halb und begann mit beiden Händen an dem schadhafte Mauerwerk herumzutasten. "Verdammte Finsterniß," rief er jörnig, nachdem er auf allen Seiten vergeblich herumgesehen hatte. "Aerger, als in der tiefsten Hölle! Alle Teufel, i kann den Stein nit finden!" Dann fiel er wieder auf den Boden zurück. Liese schien auf diesen Augenblick gewartet zu haben. "Geduld! Dich ein wenig, Franzl!" sagte sie schnell, "ich will hinausspringen zum Staarbauer und Licht holen. Ich bin gleich wieder da!" Mit diesen Worten eilte sie fort, und überließ den Burschen seinem Schicksale. Dieser schien jedoch nicht gehört zu haben!

Nach einer Viertelstunde war das Mädchen wieder zurückgelehrt. Zwei Gestalten folgten ihr in geringer Entfernung. Es war der Staarbauer und dessen Knecht. Sie schlüpfte durch die niedere Oeffnung abermals in den unterirdischen Raum, während die beiden Anderen vorsichtig bis an den Rand desselben herbeikrochen. Das Mädchen zog ein Feuerzeug hervor und zündete die bereitgehaltene Kerze an. Franzl lag noch immer, laut schnar-

chend, auf dem Steingerölle, von welchem der Boden massenhaft überdeckt war. Liese fasste ihn bei der Hand und versuchte ihn emporzuheben. "Franzl!" rief sie, "steh' auf und such' das Geld; es ist schon die höchste Zeit!" Er richtete sich instinktmäßig auf und blickte wie im Traum nach allen Seiten. Dann begann er wie vorher an den Wänden umherzutappen, wobei Liese mit dem Lichte an dem Mauerwerk herumfuhr, um die einzelnen Stellen besser zu beleuchten. Endlich gerieth er an einen ziemlich großen, etwas hervorragenden Quaderstein. "Ha, jetzt hab' ich ihn!" rief er vor Freude aufschreiend aus. "Liesl leucht' besser her!" Dann hob er den losen Stein aus der Mauer, griff mit der Hand in die Oeffnung, welche derselbe ausgefüllt hatte, und brachte ein Padet heraus. Hierauf öffnete er dasselbe mit den Worten: "Schan, Dirndl! Hundterter! lauter Hundterter! Also zweifelst jetzt noch, daß der Franzl Geld g'nug hat?"

"Nein, jetzt bin i vollkommen überzeugt, antwortete Liese."

"Hier, nimm's!" fuhr er, das Padet zusammenlegend und dem Mädchen hinreichend, fort. "Sted's zu Dir, i könnt's verlieren." Liese nahm das Padet und verbarg es mit den Worten: "Aber jetzt komm, Franzl, mach'n wir uns schnell auf den Weg!" Dann blies sie das Licht aus und kroch durch die Maueröffnung heraus. Kaum war der Bursche, der ihr auf allen Vieren nachzufolgen versuchte, mit dem halben Oberkörper durchgelommen, so ergrieff ihn die beiden Männer, welche das ganze Gespräch belauscht hatten, banden ihn mit den bereitgehaltenen Striden an den Händen, zogen ihn dann gänzlich hervor, worauf sie auch dessen mächtig hin- und herstampfende Füße fesselten. "Ha, Schlange!" schrie der vor Wuth schäumende Verbrecher. "Wochenlang waren die Grünröde auf meinen Fersen, ohne mich kriegen z'können! Und Dir is g'lungen!" Dann brach er in Verwünschungen seiner Unvorsichtigkeit aus, denen eine Reihe der furchtbarsten Flüche nachfolgte. Allein Liese hörte nichts von Allem dem. Ungeachtet des stürmischen Wetters eilte sie auf dem holprigen Fahrwege thalabwärts durch die Dornau, bis sie an die breite Straße gelangte, die zur Stadt führte, in welcher das Gerücht seinen Sitz hatte. Häufig mußte sie ausrasten, da ihr die Füße den Dienst versagten. Dann ging es wieder eine Zeitlang vorwärts. Als es zu dämmern begann, war sie gänzlich außer Stande, sich fortzubewegen. Vom Regen durchnäßt, vor Kälte zitternd, lauerte sie sich unter dem schäpden Dache einer kleinen, hart an der Straße stehenden Kapelle nieder, bis ein nach dem Markte fahrender Bauer vorüberkam, der sich des erschöpften Mädchens erbarmte und sie mitnahm.

Noch an demselben Tage traf die Gerichtskommission in der Dornau ein. Liese hatte in der Stadt den ganzen Sachverhalt erzählt und das wiedergefundene Geld daselbst deponirt. Die Nachricht von dieser überraschenden Entdeckung verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der ganzen Umgegend, so daß die Steinmühle und das Haus des Staarbauers, in welches man den Verbrecher gebracht hatte, von einem dichten Menschenhaufen umstanden war, als die Kommission anlangte. Franzl, der im nüchternen Zustande einsah, daß alles Zeugnen vergeblich sei, legte ein umfassendes Geständniß ab. Schon von der Jugend her begte er einen Haß gegen Thomas. Seit dem, durch Letzteren vereitelten Kirchenraube, ward dieser auf's Höchste gesteigert, so daß von diesem Zeitpunkt an all' sein Sinnen und Trachten dahin gerichtet war, Thomas auf jede mögliche Weise zu verderben. Schörl, dessen Nebenbuhler so wohl im Dienste als auch in Bezug auf Hannchen, unterstützte nicht allein das Vorhaben seines Genossen, sondern schmiedete auch den Plan, dessen Opfer Thomas werden sollte. Nachdem es ihm schon früher gelungen war, Thomas durch allerlei Erbärmlichkeiten und Mähte, die unter Beihilfe mehrerer gleichgesinnter Arbeiter hinter dessen Rücken ausgeführt worden waren, in der Gunst des Gewerksbesizers herabzusetzen und sich selbst nach und nach das Vertrauen desselben zu erschleichen, benützte er die günstige Gelegenheit, die das Begräbniß des Obersteigers Spieß darbot, um den Hauptstreich gegen seinen doppelten Nebenbuhler auszuführen. Franzl sollte als Mittel dazu dienen! Schon seit längerer Zeit mit diesen Plänen beschäftigt, wußte er sich mittelst eines Wachabdruckes einen zweiten Schlüssel zur Kassette zu verschaffen. Es war ihm bekannt, daß in jener Nacht sämtliche Vergleute dem

Leichenbegängnisse bewohnen würden, auch hatte er in Erfahrung gebracht, daß Thomas seinen Diener, der sonst im Kanzleizimmer schlief, für diesen Abend ausnahmsweise beurlaubt hatte; ferner wußte er aus Erfahrung, daß der Leichenschmaus vor Mitternacht sein Ende nehmen, daß sonach das neue Haus bis dahin, außer von dem Nachtwächter, welcher die Munde um alle Werkgebäude zu machen hatte, gänzlich unbewacht bleiben würde. Für Franzl mußte es also ein Leichtes sein, durch das Holzdach in das Innere des Hauses einzudringen, die Kassette, deren Aufbewahrungsort ihm Schörl genau bezeichnet hatte, zu öffnen, sich des Geldes zu bemächtigen, und dann das Haus in Brand zu stecken. Er übernahm die Ausführung dieses mit Schwierigkeiten verbundenen Plans um so lieber, als ihm das gestohlene Geld die Mittel an die Hand gab, seinen langgehegten Wunsch ausführen zu können und die Gegend, wo er sich keinen Augenblick sicher fühlte, zu verlassen.

Als die Gerichtskommission Tags darauf zurücksuhr, saß auf dem nachfolgenden Karren in der Mitte der Gendarmen nicht allein Franzl, sondern auch Schörl, dessen Helfer und Rathgeber; Beide an den Händen gefesselt. Letzterer hatte, nachdem die Munde von der Gefangennahme und dem Geständnisse Franzl's an sein Ohr gelangt war, einen Fluchtversuch unternommen; allein das empörte Landvolk und die Bergleute, deren größere Anzahl ihn ohnedies haßte, wurden seiner bald habhaft und lieferten ihn den Armen der Gerechtigkeit aus.

Mit Einemmale hatte sich nun das Blatt gewendet, denn bei dem Volke ist nur der momentane Eindruck von größter Wirkung! Wer heute vergöttert wird, kann morgen in den Noth herabgezogen werden und umgekehrt, sobald die öffentliche Meinung gegen oder für ihn spricht. Ebenso war es hier der Fall. Der bisher allgemein verachtete, eines Verbrechens beschuldigte Thomas, erschien plötzlich als Märtyrer und wurde in den Himmel erhoben. Jeder, der früher einen Stein gegen ihn aufhob, war nun des Lobes voll, und nach und nach ward es sonnenklar, daß alle die Unregelmäßigkeiten und Erodungen im Betriebe durch Schörl künstlich herbeigeführt worden waren, um seinen Nebenbuhler zu verdrängen. Den Arbeitern fiel nun Verschiedenes auf, was sie vorher nicht beachtet hatten, und jeder wußte nun von den hinterlistigen Ränken des Obersteigers Schörl zu erzählen, weil er nichts mehr von ihm zu fürchten hatte.

Wenige Tage nach diesen Vorfällen langte der Gewerksbesitzer, welcher hievon schnelligst benachrichtigt worden war, aus der Hauptstadt an, und beinahe gleichzeitig mit ihm Thomas, um seine Mutter und Braut abzuholen. Letzterer vernahm die Freundschaft erst nach seiner Ankunft aus dem Munde derjenigen, der es gelungen war, dem Verbrechen auf die Spur zu kommen und ihm hierdurch seinen ehrlichen Namen wiederzugeben. Als ihm später die Mutter noch Dasjenige mittheilte, was sie erst nach seiner Abreise von fremden Leuten in Erfahrung gebracht hatte: daß nämlich Lise ihre beiden Biegen, ihren Flachsorrath, kurz all' ihr bewegliches Hab und Gut verkauft hatte, um stärke Nahrungsmittel für ihn beizuschaffen, während sowohl er als die Mutter in dem Wahne lebten, dieselben kämen aus der Hand gutgesinnter Leute: da stand er tiefbeschämt vor dem ehlen Mädchen, das ihn so namenlos liebte, das er verleugnet hatte!

Von allen Seiten ward ihm nun hinreichende Genugthuung für die Unbilden, die er noch vor wenigen Wochen erlitten hatte. Der Gewerksbesitzer besuchte ihn in der Hütte seiner Eltern. Er bat ihn um Verzeihung für das schwere Unrecht, das er ihm gethan, und ersuchte ihn auf's Dringendste, die Obersteigerstelle unter den vortheilhaftesten Bedingungen abermals anzunehmen; allein Thomas schüttelte mit dem Kopfe. Nichts vermochte ihn dahin zu bringen, in der Heimat zu bleiben und den bereits anderwärts angenommenen Posten niederzulegen. Er that dieß nicht allein um seinetwillen, sondern hauptsächlich seiner Braut wegen, weil er wußte, wie wohlthätig diese Veränderung des Aufenthalts auf ihre künftigen Verhältnisse wirken werde.

Viele Freunde und Bekannte von ehemals suchten ihn schon während der ersten Tage seiner Rückkehr auf; auch der Steinmüller sammt seiner Familie fehlte nicht. Die unerwartete Entdeckung, daß das Doppelverbrechen durch seinen Sohn verübt worden sei,

war von niederschmetternder Wirkung für den alten Mann; er konnte seine frühere Heiterkeit nicht wieder finden. Hannchen's Mutter war die Freundlichkeit und Zuverlässigkeit selbst. Sie hatte Thomas sammt seinem alten Mütterchen auf den Händen tragen mögen und überfloß vom überschwenglichsten Lobe für jede Kleinigkeit. Hannchen lächelte noch reizender als ehemals, so daß die schönen Grübchen in den vollen, gefärbten Wangen und die zwei Reihen schneeweißer Zähne alle Augenblick zum Vorschein kamen. Sie nahm Thomas zutraulich bei der Hand, als ob zwischen heute und jenem Abende bei der Marienriede gar nichts vorgefallen wäre. Thomas, der nur selten zum Worte kam, ließ sich Alles dieß ruhig gefallen. Man drang in ihn, er möge den ihm neuerlich vom Gewerksbesitzer angebotenen Posten annehmen und in der Heimat verbleiben. Hannchen und ihre Mutter wendeten alle Kräfte der Beredsamkeit auf, um den jungen Mann zu bewegen, auf ihre Pläne einzugehen. Als Thomas endlich nach langer Zeit Gelegenheit fand, auch einige Worte fallen zu lassen, sagte er mit ruhiger und fester Stimme: „Ich dank' Euch Allen vielfach für diese Theilnahme; allein ich habe meinen neuen Dienstposten bereits definitiv angenommen, ich habe mich dort auch schon häuslich eingerichtet. Mich bindet nichts mehr an diese Gegend, in denen ich geboren ward, und in wenigen Tagen reise ich von hier ab mit meiner Mutter und meiner Braut.“

„Was! Mit Eurer Braut?“ fragten Hannchen und ihre Mutter, die ihren Ohren nicht trauten, wie aus einer Stimme.

„Ja, mit meiner Braut,“ antwortete Thomas in einem Tone, der auf's Deutlichste erkennen ließ, daß es sich um seinen Scherz handle.

„Und wer ist denn die Glückliche, wenn man fragen darf?“ sagte des Steinmüllers Weib, bald roth, bald blaß werdend, indem sie versuchte, ihren inneren Aerger durch ein halb spöttisch, halb heiter sein sollendes Lächeln zu bemänteln.

„Die Waldbiese,“ versetzte Thomas mit derselben Ruhe wie früher.

„Die Waldbiese?“ riefen die Uebrigen mit dem Ausdruche des höchsten Erschaunens und blickten sich gegenseitig an, als ob etwas Unmögliches geschehen wäre. Dann trat eine lange, unheimliche Pause ein, worauf man sich kühl verabschiedete.

Nach einer Reihe nebelvoller Tage hatte sich plötzlich die Luft geklärt, so daß der Himmel rein und sonnenklar auf die im prächtvollsten Farbenspiel schimmernde Landschaft des Spätherbstes niederblickte. Rasch wich der Reif vor dem noch kräftigen Sonnenstrahle, alsbald kleideten sich die Wiesen in ihr schönes Frühlingsgewand und von den Wipfeln der Tannen, welche das Egidilröschlein beschatteten, ertönten die Pieder einiger Nachzügler, welche, nachdem sie beim ersten Morgengrauen ihr behautes Gefieder abgeschüttelt, sich nun des erquickenden Sonnenstrahles erfreuten.

Als die Sonne höher stand, erklang das helle Geläute der Gloden, während sich der Pforte des Kirchleins ein Brautpaar näherte, die bichten Reihen des Bauernvolles durchbrechend, das sich schon zeitlich eingefunden hatte, als ob es die größte Freierlichkeit gäbe. Es war Thomas und Lise. Er hatte das dunkle, fleischame Bergmannsgewand angelegt; ihre schöne schlanke Gestalt umfloß ein einfach weißes Kleid. Ein frischer Myrthenkranz krönte ihr glänzendes Haar, und an der Brust strahlte ein reicher Goldschmuck, welchen der Gewerksbesitzer am Vorabende der Hochzeit, aus Dankbarkeit für die durch Lise wieder erhaltene Geldsumme, übersendet hatte. Niemand hätte die Tochter des Waldes jetzt erkannt! Wie eine zarte Blume lehnte sie an der Hand des geliebten Mannes, das Haupt demüthig gebeugt, das vom Freuden-schimmer des Glückes umstrahlt war. Staunend wich das Landvolk nach allen Seiten zurück, als das Brautpaar die Kirche betrat, worauf ein allgemeines Gemurmel entstand, aus welchem man hier und da den Ruf vernehmen konnte: „Seht die Waldbiese, die Waldbiese!“ Am nächsten Morgen verließen die Neuvermählten in Begleitung der Mutter ihre Heimat und reisten nach ihrem künftigen Bestimmungsorte ab.

Mehrere Monate waren inzwischen verstrichen. Wie die wichtigsten Dinge mit der Zeit in Vergessenheit gerathen, so sprach man

auch jetzt nur selten von dem Brautpaar. Man ließ weder mißbilligende Aeußerungen über Thomas fallen, der die schönste und reichste Braut hätte heimführen können, noch staunte man über das unerhörte Glück der blutarmen Waldbiese.

Da fiel plötzlich das wunderbarste aller Ereignisse wie vom Himmel herab. Eines Tages kam nämlich ein großes, mit vielen Siegeln versehenes, amtliches Schreiben aus der Hauptstadt an die Gemeindevorsteherung, mit der Anfrage, ob nicht vor beiläufig achtzehn Jahren ein fremdes, krankes Weib sammt ihrem Säugling in der hiesigen Gegend erschienen und was mit derselben oder dem Kinde weiterhin geschehen sei. Nach längerem Hin- und Herschreiben wurde endlich festgestellt, daß das arme Weib, welches vor achtzehn Jahren in der Nähe der Steinmühle ohnmächtig gefunden und später im Hause des Steinmüllers verschieden war, sowie Waldbiese, ihr Kind, diejenigen Personen seien, deren gegenwärtigen Aufenthalt man zu erforschen suchte.

Der Besitzer des Gutes, zu welchem die Dornau, das verfallene Schloß und die meisten Waldgründe der Umgegend gehörten, der letzte Sprosse aus der Seitenlinie des grausamen Grafen Eberhard, war vor kurzer Zeit kinderlos verstorben. Da sich Niemand vorfand, welcher Erbschaftsprüche auf das herrenlose Gut erhoben hätte, so wurde für dasselbe vorläufig ein Verwalter bestellt und weitere Forschungen nach den etwa noch vorhandenen berechtigten Erben eingeleitet, nach deren fruchtlosem Verlaufe das Gut dem Staate zufallen sollte. Endlich gelangte man auf Spuren, welche verriethen, daß in Welschland noch vor zwanzig Jahren Nachkommen der, einst sammt ihrem Anbklein vom Grafen Eberhard verstoßenen Gattin, in tiefster Armuth lebten; ferner, daß Waldbiesens Mutter vor achtzehn Jahren Welschland verlassen und sammt dem Säugling in einer wichtigen Angelegenheit nach dem Norden gezogen; jedoch nicht wieder zurückgekehrt sei. Man erinnerte sich des, um jene Zeit in öffentlichen Blättern bekannt gemachten Todesfalles einer fremden Weibsperson in der Dornau, und fand, daß das bei ihr gefundene Reisefokument, welches damals vom Steinmüller gerichtlich deponirt worden war, mit den Daten vollkommen übereinstimme; die man über die gesuchten Personen besaß. Nun waren mit Einemmale alle Zweifel gelöst! Waldbiese war ein Nachkomme der schönen Gräfin, deren Steinbild im verfallenen Schlosse eingemauert stand und sonach geschliche Erbin des Gutes.

Raum zwei Jahre waren verfloßen, als eines Tages die neue Gräfin auf ihre Besitzungen in der Dornau kam. Sie fuhr in einem schönen Wagen, welchen sie aus der Hauptstadt mitbrachte, wo sie zur Winterszeit ihren Wohnsitz hatte. Ihr zur Seite saß Thomas, dessen Mutter bereits gestorben war, und zwischen Beiden ein kleiner Anabe mit wundervollen blonden Locken. Bei der schönen Villa, die unweit des verfallenen Schlosses erbaut worden war, stiegen sie aus, und verweilten diesen und noch viele andere Sommer hindurch auf dem herrlichen Gebirgspunkte. Ihre Lieblings-spaziergänge waren: zu dem Weiher an der steilen Felswand, zu der einsamen Waldhütte und zu der neuerbauten Marienkapelle, die sich jetzt an der Stelle des verbrannten Eichenbaumes erhob. Und als der Anabe größer ward, da führte ihn die Mutter nach dem alten Schlosse. Dort zeigte sie ihm das eingemauerte Steinbild und erzählte ihm die Geschichte vom Grafen Eberhard und der verstoßenen Gräfin.

Fliegende Blätter.

Eine sonderbare Wette. In einem Hotel in der Markgrafenstraße in Berlin ist vor einiger Zeit eine eigenhümliche Wette veranstaltet worden. Ein Offizier wettete mit einem Civilisten um die Summe von 100 Thalern, daß er im Stande sei, einen ledernen Würfelbecher zu vertheilen. Nachdem die Wette angenommen wurde, wurde der Becher in ganz feine, dünne Stücken zerschnitten, dann am Feuer gehörig geröstet und getrunken und schließlich mit einer pikanten Sauce nebst Bratartoffeln angerichtet. Der Offizier vertheilte dann auch das auf diese Weise hergestellte Gericht vollständig, worauf der Gewinn von 100 Thalern ihm pünktlich anbezahlt wurde. — Diese Geschichte erinnert übrigens an eine ähnliche, welche vor Jahren zu Paris sich ereignete. Der alte Fürst Talleyrand besand sich nämlich eines Tages in der Gesellschaft des russischen Gesandten und dieser konnte die Geschicklichkeit seines Koches, den er aus Petersburg mitgebracht hatte, nicht genug rühmen. Talleyrand behauptete nun, daß die französischen Köche

doch die geschicktesten der Welt wären, namentlich habe er selbst einen im Dienst, der alle übrigen in seiner Kunst übertriffe. Der Russe bot nun eine Wette an, welcher von den beiden Köchen das größte Meisterstück in der Kochkunst liefern würde, und die beiden Diplomaten kamen überein, zur Entscheidung der streitigen Frage sich gegenseitig zu Gast zu laden. Talleyrand kam zuerst zu dem Russe; es wurde ein auf's Feinste bereitetes glänzendes Diner aufgetragen, und der Fürst mußte gestehen, daß die verschiedenen Speisen, die ihm vorgesetzt wurden, ganz vorzüglich zubereitet waren. Jetzt kam die Reihe an den Russe, bei Talleyrand zu Gast zu erscheinen. Hier war von vielen Gängen durchaus keine Rede; es wurde nur eine Schüssel aufgetragen, welche ein Gericht enthielt, das der Russe, wie er sagte, noch nie gegessen hatte, das ihm aber seiner Versicherung nach ganz köstlich munktete. Als der Russe gar kein Ende finden konnte, den Wohlgeschmack des Mahles zu loben, sagte Talleyrand: „Nun, wissen Sie auch, was Sie gegessen haben?“ — „Nein,“ erwiderte der Gast. „Rein Koch hat Ihnen eine Stiefelschale zubereitet,“ lautete die Antwort. Und so war es; das Schlenker war mit allen Aromen der Kochkunst und allen möglichen pikanten Zutaten zu einem Gericht hergestellt worden, das dem Russe so trefflich gemundet hatte. Derselbe erkannte nun, daß der Koch des Fürsten Talleyrand das größere Meisterstück der Kochkunst hergestellt habe und zahlte den Preis der Wette.

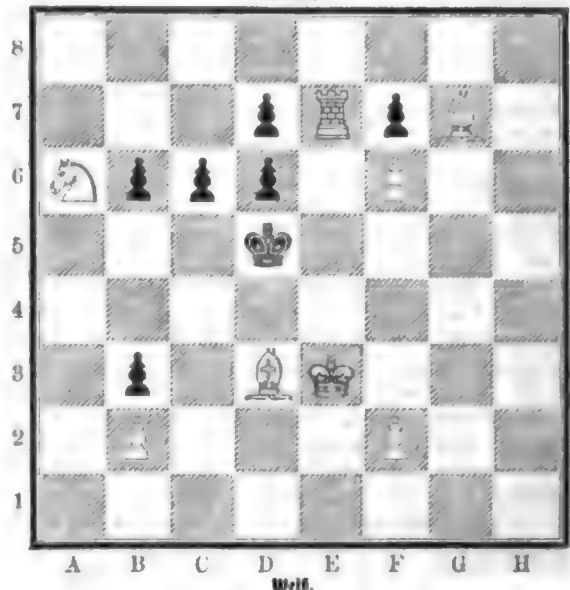
In den Wasserfällen des Niagara stürzen, nach Mr. Allen's Berechnung, in jeder Minute 22,450,000 Kubikfuß Wasser über den 160 Fuß hohen Felsen. Demnach entspräche, da bei Anwendung von Wasserkräften ein Dritttheil verlorien geht, die wirkliche Kraft des Niagaraalles 4,634,000 Pferdekraften. Um einen Maßstab für diese Zahlen zu gewinnen, führen wir an, daß der einzige Niagara-fall eine Kraft entwickelt, die vierzigmal so groß ist, als die der gesamten englischen Industrie, der mächtigsten, die irgend eine Nation der Welt aufzuweisen hat, nämlich circa 350,000 Pferdekraften, die nur täglich elf Stunden arbeiten. So nichtig gegen die jermalenden Kräfte der Natur sind die Werke der Menschen!

Schach.

(Rechtigt von Jean Dufresne.)

Von Herrn Ritter.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 228:

- | Weiß. | Schwarz. |
|----------------------------------|-------------------------|
| 1) ♖. A 2 — D 5 . . . | 1) ♜. E 3 — D 6 oder B. |
| 2) ♜. D 5 — A 8 . . . | 2) ♜. D 6 — C 7 oder A. |
| 3) ♜. E 7 — D 5 Schach und Matt. | |
| A. | |
| 2) ♜. F 8 — F 6 Schach und Matt. | 2) ♜. D 6 — E 5 — E 6. |
| B. | |
| 1) ♖. A 2 — D 5 . . . | 1) ♜. E 5 — D 4. |
| 2) ♜. F 8 — F 3 . . . | 2) ♜. D 7 — D 6 oder A. |
| 3) ♜. E 7 — C 6 Schach und Matt. | |
| A. | |
| 2) ♜. F 3 — F 6 Matt. | 2) ♜. D 4 — E 5. |

Redaktion, Druck und Verlag von Gd. Schäfer in Stuttgart.



mal, — nicht wahr, das ist ein stattliches Bäumchen! Es ist dasselbe, das der gute Musje Nid mir vor länger als einem halben Jahrhundert an meinem Geburtstage auf's Fenstergesimse stellte. Seine spätere Geschichte ist eben so gesegnet, wie die der Großkellern: erst grünte und blühte es freundlich bescheiden in seinem engen Topfschen, wie wir Beide in unserem vergnügten Edeleben — dann wuchs es in einen größeren Topf und endlich gar in diesen grünen Stübel hinein. Alle Brautkränze in der Familie sind bis jetzt seiner Krone entwachsen — und, wie ihr seht, ist noch manch' stattliches Kränzlein übrig geblieben. Schon im nächsten Sommer steht mein Baum wieder in voller Blüte, — die ist noch nie ausgeblieben!"

Wieder erhält Georg ein fröhliches Nicken der Großmutter — und da kann er nicht anders, er muß ihr dafür und für die ganze Geschichte ihres Brautkränzes herzlich die Hand lassen — — und dann ist der glückliche Georg verschwunden. Wunderbar, daß dieß Niemand bemerkt — selbst sein Vater nicht!

„Und jetzt, Herr Sohn, bitte ich um Euren Arm!“ sagt die Großmutter zu Georg's Vater.

Das ist an den Theerabenden noch nie da gewesen, daß die Großmutter sich bei Tisch von ihrem lieben Alten trennte, — sie muß also wohl ihre guten Gründe dazu haben.

Better Adolph und Max fieden die Köpfe zusammen und flüstern sehr wichtig — und dann, als die Andern schon im Speisezimmer sind, nehmen sie den Myrtenbaum und schleppen ihn nicht ohne einiges Gedächze an den Platz der Großmutter und wollen ihn dort auf die Tafel stellen — da fällt ihnen aber zum Glück noch zur rechten Zeit ein, daß sie vorher entweder erst die Zimmerbede einstoßen oder die Krone des Baumes abschneiden müßten, — und sie begnügen sich, wenn auch ein wenig niedergeschlagen über den verfehlten Effect, damit, den Myrtenbaum hinter dem Stuhl der Großmutter aufzustellen. Auch das macht sich prächtig — die silbernen Vöckchen und die strahlenden blauen Augen und das klare, fröhliche Gesicht der Großmutter unter dem Myrtengrün!

„Bravo!“ ruft das übrige Duzend der Vetttern ohne eine Spur von Neid, daß sie nicht diesen „famosen“ Einfall gehabt haben.

„Im Frühjahrre bitten wir Großkellern um Ableger von ihrer Brautmyrte und ziehen sie auch zu so großen Bäumen — man muß nur ein Wasserglas drüber stellen, dann wachsen sie auch!“ flüstern die Cousinen unter einander — und dabei denkt jede still für sich: hübscher wär's aber doch noch, wenn Du an Deinem nächsten Geburtstage Morgens ein Bäumchen vor Deinem Fenster fändest!

„Wirklich sehr sinnig!“ sagt die poetische Tante Leonore zu Onkel Adam, „ich werde einige Verse drüber machen!“

„Doch jetzt nicht, Frau Schwägerin?“ fährt Onkel Adam mehr erschrocken als galant auf; — er denkt mit Schrecken daran, daß Tante Leonorens „einige“ Verse auf der silbernen Hochzeit gute drei Viertelstunden beim Abgehaspeltwerden für sich in Anspruch nahmen.

„Ich habe meinen Brautkranz noch ganz wohl erhalten in einer Schachtel liegen, ich werde aber nach dieser entsephlichen Theegesichte ein Schloß davor legen!“ haucht Tante Johanna aus der gemäßigten Zone des südlichen Deutschlands (während der Hundstage) Onkel Peter an.

Aber Onkel Peter grüßt noch immer. Fähllos für den Hauch der gemäßigten Zone widmet er sich ganz seinem Putenbraten und Apfelmus.

Und Georg und Gretel?

Ihre Plätze sind noch immer leer, aber Niemand scheint sich darüber zu wundern. Sie stehen wieder bei einander in der kalten, dunklen Speiselammer und haben sich unendlich viel zuzusflüstern und spüren keinen Hunger und keine Kälte.

„Welche entsephlichen Umstände doch solch' doppelt-patentgestrichelter weißer Schawl macht, — gewiß liegt er auf dem Wehlfade doch nicht gut genug,“ murmelt die Küchen-Christine in's Feuer hinein; „wenn mein Arits vom Militär loskommt, strid' ich ihn einen dunkelgrauen mit rothen Streifen.“

Und dann erscheint Dorchchen mit wichtigem Gesichte in der Küche und flüstert der staunenden Christine etwas zu, — die schüttelt gar nicht erfreut ihre schwarzen Flechten und sagt sogar etwas

mürrisch: „Zu so später Zeit in den Keller steigen ist auch noch nicht da gewesen — am Ende ist gar wieder der umständliche Weisling schuld daran!“

Christine scharrt die Kohlen und Feuerbrände zusammen und legt noch einige Stüchchen Holz darauf, — sie zündet die Laterne an, nimmt der Kälte wegen die Schürze über den Kopf und den größten ihrer Marktlörbe in die Hand und steigt mit Dorchchen in den Keller hinab; der alte Johann hat ja im Zimmer mit dem Aufwarten alle Hände voll zu thun.

Wie Christine wieder aus der Unterwelt auftaucht, leucht sie ordentlich unter der Last von zwei Duzend Flaschen Medoc, und Dorchchen trägt außerdem noch drei Flaschen Aral. Alle Flaschen werden in einen großen Kessel gegossen und auf's Feuer gesetzt.

„Christine,“ sagt Dorchchen jetzt so laut, als wenn Christine schon seit Jahren in hohem Grade taub wäre, „der Zuder und die eingemachten Ananas sind ja wohl in der Spei—se—lam—mer?“ und auf dem letzten Worte liegen nicht weniger als vier äußerst scharfe Accente, die doch bis jetzt noch in keiner Sprache üblich sind.

„Nun ja doch — ja!“ Christinens Stimme klingt schon ein wenig empfindlich.

„Also wirklich in der Spei—se—lam—mer?“ fährt Dorchchen noch lauter fort, als wäre die Taubheit der Küchen-Christine plötzlich in das Stabium der Ohrentompete getreten.

Da reißt aber der guten Christine doch die Gebuld, und sie sagt mit dem Aufwande aller ihr zu Gebote stehenden Pikanterie: „Aber, Fräuleinchen, ich habe bis jetzt immer gedacht, daß ich zwei ganz verbe Ehren am Kopf hätte!“

Fräuleinchen läßt sich aber nicht belehren, — sie posaut jetzt gar, als wäre sie eine von den sieben Halbjahrsposaunen, die Jerichos Mauern umbliesen: „So leuchten Sie mir, Christine, in die Spei—se—lam—mer!“

Darauf weiß Christine nichts Piantes zu sagen, das nicht den Respekt überschreiten würde, aber sie denkt bei sich: „Gott straf' mich, was ist das für eine heutige Jugend — die Beiden da drinnen flüstern wie ein Paar Heimenchen und die hier draußen schreit, als sollte die Welt untergehen — und das Alles um nichts und wieder nichts!“

Als Dorchchen und Christine in die Speiselammer treten, da steht — sollte man's glauben — Georg am Fenster, als stellte er astronomische Beobachtungen an, unbekümmert um die fingerbid zugefrorenen Fenster — und Gretel hält im entferntesten Winkel Zuderhammer und Messer in der Hand, als wäre es die allerneueste Mode, im Dunkeln Zuder zu klopfen, — und gar nichts Wunderbares dabei, daß man von ihrer Arbeit in der Küche auch keinen Tid gehört hat — — und, o weh! der ängstliche Weiße liegt nun doch an der Erde und sieht aus, als sei er schon eine halbe Stunde lang mit Füßen getreten.

Da weiß die Christine wirklich nicht mehr, wie ihr der Kopf steht, sie kann nur noch kopfschütteln — — aber sie hat ein gutes Herz und kann es nicht länger mit ansehen, daß der arme Patentgestrichelte mit Füßen getreten wird — sie bückt sich und nimmt ihn mit in die Küche und hängt ihn auf einen ruhigen Dreifuß an der Herdwand — da ist er doch vor den Füßen sicher.

Auch Dorchchen hat ein gutes Herz und stört nicht gern Jemanden in astronomischen oder wirtschaftlichen Angelegenheiten, und hält sich kaum zwei Sekunden in der Speiselammer auf.

Der Zuder zischt in den Kessel hinab und bald locht und schäumt die glutrothe Flüssigkeit hoch auf und es fängt an, gar lieblich in der Küche zu duften, und dann wird Alles in einen weißen Porzellancimer mit blanken Messingreifen geschüttet, und die beiden Gläser mit eingemachter Ananas mischen sich hinein — o, da duftet es noch viel lieblicher!

Dorchchen füllt ein Tröpfchen in einen Löffeltopf und bläst darauf, bis ihr wichtiges Gesichtchen wie „ihr erster Punsch“ glüht. Endlich löstet sie mit spitzen Lippen und meint: „Er könnte wohl noch etwas süßer sein, kosten Sie 'mal, Christine!“

„Gott sei Dank, sie hält mich doch nicht mehr für taub!“ denkt Christine besänftigt und leert einen halben Löffeltopf glühend heißen Punsch in einem Zuge. „Bei Leibe keinen Zuder mehr, Fräuleinchen, sonst trinkt Ihnen keiner der Herren ein Glas, — da ist der Johann, lassen Sie den als starles Geschlecht 'mal kosten!“

Dorchen fällt einen umfangreichen „Hausberrn“ bis an den Rand, und der alte Johann, der im Geschäfte des Großvaters als Lagerdiener alt geworden ist und sich jetzt im Hause als Diener so gut nützlich macht, als er kann, läßt den Inhalt mit Kennermiene und großem Behagen langsam über die Zunge gleiten und gibt dann sein Urtheil dahin ab: „Köstlicher Punsch — kein Tröpfchen Wasser — freilich etwas süß — noch ein Gläschen von unserm alten echten Akrak könnte ihm nicht schaden — doch, man muß auch auf die Damen Rücksicht nehmen!“

Der Punsch bleibt also, wie er ist — und er ist, als „Dorchen's erster Punsch“ betrachtet, auch ganz vortrefflich.

Johann nimmt einen Hühnerfuß und zündet den Punsch an, — er weiß ja, daß diese alte schwedische Sitte im Hause noch beliebt ist — und es sieht herrlich aus, wie er den bläulich brennenden Punsch in's Speisezimmer trägt — — da ist es den Bettern auch gar nicht zu verdenken, daß sie ein wenig in Aufregung gerathen und „Ah!“ und „Ah!“ und sogar „Bravo!“ und „Famos!“ und „eine kapitale Idee!“ rufen und in die Hände klatschen und mit den Servietten wehen: „Vivat Großchen — Hurrah!“

Selbst die Onkel sagen: „Ein guter Gedanke, Mamachen!“ und ihre Gesichter sehen mit einem Male um fünfzig Prozent weniger lauffmännisch aus.

„Ein Tröpfchen wird uns bei der grimmigen Kälte draußen ganz gut thun!“ meinen die Tanten.

Aber die Cousinen sagen auf das Allerbestimmteste, es wäre absolut unmöglich, auch nur einen Tropfen Punsch über die Lippen zu bringen — die Bettern würden sonst die schrecklichsten Dinge erleben.

Der Großmutter Gesicht ist ein strahlendes Lächeln — so lächelt sie in die Küche hinaus.

Von der Tafel sind die Schüsseln abgeräumt. Jeder hat einen Teller mit Äpfeln und Pfefferkuchen und Nüssen und ein Glas dampfenden Punsch vor sich. Die Cousinen meinen, das Anschauen würde ihnen wohl nicht schaden — sie liebten das feurige Glähen und den Auanasduft so sehr — und ihre Näschen kommen dem entsetzlichen Getränke oft gefährlich nahe — — da lächelt die Großmutter wieder in die Thür hinein und an ihrer rechten Hand glüht verschämt ihre Gretel und an der linken glüht strahlend Georg — und als alle Drei bei dem Male der Großmutter angekommen sind, erhebt sich auf einen Wink von Tante Helene Georg's Vater etwas ängstlich, schlägt mit dem Messerrücken an sein Glas, räuspert sich sehr laut und sehr lange — und beginnt endlich: „Meine lieben Verwandten! Ich bin kein Redner . . .“

„Kein geübter!“ soufflirt Tante Helene, die keins ihrer ängstlichen Augen von den Lippen ihres Mannes wendet.

„Ich bin kein geübter Redner, . . . darum bitte ich mit dem guten Willen . . . mit meinem guten Willen . . .“

„Hört! Hört!“ rufen die Bettern.

„Härlieb zu nehmen!“ hüstet die Souffleuse ein.

„Härlieb zu nehmen. Mein Toast hat auch nur den einen . . . einen Zweck, euch zu sagen, daß . . . daß . . .“

„Ich sowohl als meine liebe Frau sehr erfreut sind —“

„Daß ich sowohl als meine liebe Frau sehr erfreut sind, euch hiermit meinen Georg und unserer guten Großmutter Gretel vor . . . vor . . .“

„Hört! Hört!“

„Als Verlobte vorzustellen!“

„Als Verlobte vorzustellen und euch zu bitten, mit mir zu . . . zu . . .“

„Auf das Glück des Brautpaares das erste Glas . . .“

„Auf das Glück des Brautpaares das erste Glas zu seeren! (Hört! Hört!) — Das Brautpaar lebe hoch! — hoch! — hoch!“

Der Redner athmet hoch auf — die soufflirende Tante Helene athmet hoch auf, und die ganze Gesellschaft athmet hoch auf — und dann beginnt ein Bravourstücken und Gläserklängen und „Gratulire Better!“ — „Gratulire Gretel!“ — „Gratulire mein Junge — Herr Schwager — liebes Kind — Großchen — Frau Schwester — Großpapaachen“ u. s. w. und ein Umräumen und Klaffen und Händeschütteln und Stahleinstoßen und Punschaufschleudern und was sonst noch bei solchen feierlichen Gelegenheiten üblich ist — in infinitum!

Die Bettern haben natürlich in der ersten Aufregung ihre Gläser schon beim Beginn der Rede geleert — (der alte Johann machte dieß kleine Versehen jedoch schnell wieder gut) — und dann, als der Onkel in seiner Rede vom „Gläserleeren“ sprach, waren sie so voll Eifer, seine rührende Bitte zu erfüllen, daß sie kein Tröpfchen zum Anstoßen behielten — da mußte der gute Johann wieder ausbelfen — — dann aber klangen auch keine anderen Gläser so hell und keine anderen Hochs so feurig, wie ein gewisses etwas überkompletes Tugend.

Ja, die Aufregung und Verwirrung ist groß — und diesem Umstande ist es sicherlich nur zuzuschreiben, daß auch die Gläser der Cousinen mit der Zeit leer und wieder gefüllt werden müssen — das Toasten und Anstoßen will auch gar kein Ende nehmen: der Großvater bringt in wenigen herzlichen Worten das Wohl aller seiner lieben Kinder und Onkel Emil im Namen der dankbaren Kinder die Gesundheit der Großeltern aus — Onkel Peter läßt die Eltern des Bräutigams leben, und Onkel Ferdinand feiert mit einigen schauernden Rückblicken auf seinen Aufenthalt in Gräfenberg den „Ruhm des Rums“ und bringt dem Wasser ein feuriges Vereat — die Großmutter spricht mit köstlichem Humor von den Wundern, die ein zu Thee verbräuter Brautkranz der Großmutter bewirken kann: Vergiftungsschreden und Verlobungsfrohlichkeit, — sie warnt aber die jungen Mädchen, etwa zu glauben, jeder Brautkranztee sei so wunderthätig, denn sonst — wehe den alten, verrodneten Brautkranzen der Mütter! — Die poetische Tante hat schon lange sinnend auf ihren Teller niedergesehen, plötzlich steht sie auf, erröthet, klingt an ihr Glas, erröthet noch tiefer und beginnt mit elegischer Stimme:

„Wer nennt mir wohl den sel'nen Baum?

Die Wurzel engt Gefängnißraum —“

„Hört! Hört!“ rufen die Bettern — Tante Lenore lächelt gloriös und fährt fort zu „improvisiren“:

„Er raucht durch jeder Jungfrau Traum,
Ihn küßt des weißen Schleiern Saum —“

„Hört! Hört! Hört!“

„Er blüht, doch trägt er Früchte kaum —“

„O ich weiß es: unsere echte Kastanie, der ist es bei uns zu kalt!“ ruft Better Otto. — „Hört! Hört!“ schallt der Chor des Tugend's.

Die poetische Tante wirft dem armen Otto einen vernichtenden Blick zu und sich selber vernichtet in einen Stuhl und schluchzt allerlei von Dummheiten und Versen vor die . . .

„Laß gut sein, Lore, Du hast Deine Sache sehr häßlich gemacht,“ sagt die Großmutter, „und es fehlte Dir ja wohl auch nur noch der Schluß:“

„Es ist mein lieber Myrtenbaum!“

„Hört! Hört! — Großchen hat einen Vers gemacht!“

„Gretel!“ ruft die Großmutter und zieht ein kleines goldenes Herz aus dem Busen, klappt es auf, legt drei dürre Blätter von den geretteten Ueberbleibseln des alten Brautkranzes hinein und hängt es Gretel um den Hals: „Kind, zum Andenken an den heutigen Abend und an die alte Großmutter — wenn sie nicht mehr bei Dir ist!“

Gretel sinkt — ich weiß nicht, zum wie vielen Male heute Abend schon, — schluchzend an den Hals der alten Frau und denkt, sie müsse vergehen vor Glück und Seligkeit.

Und dann verspricht die Großmutter allen andern Enkelinnen eben solche goldene Herzen mit Blättern von ihrem Brautkranze, — wenn „ihr auch erst so weit seid wie das Gretel!“ Darüber ist die Freude natürlich wieder sehr groß, und Better Adolph und Max und Cousine Hennchen und Minchen werfen sich mit einigem Aufwande von Glänzen und Strahlen Blide zu, die beutlicher sprechen, als alle Beweise des Pythagoras: „wenn's auf uns ankäme, könnt's heut Abend schon so weit sein — aber es schickt sich noch nicht, bis Better Adolph und Max ihr freiwilliges Jahr als Soldat gebient haben!“

Tante Johanna und Onkel Peter und Tante Lenore haben sich schon längst eben so eifrig als herzlich zugetrunken und jetzt umarmen und lassen sie sich fein brüderlich und schwesterlich, und





Die Waisen des Sagars.

Eine einfache Geschichte aus den Vogesen.

(Fort S. 280.)

Wir hatten die ganzen Vogesen durchwandert und ihre seltenen Reize durchgelostet, als wir eines Abends bei dem Pfarrer von Saint Amé einkehrten, der uns überaus gastfreundlich aufnahm. Als wir bei Tische die Schönheiten des Gebirges besprachen und uns in enthusiastischem Lob ergingen, meinte der Pfarrer, er könnte uns doch noch ein Stück aus den Vogesen zeigen, das mehr Werth hätte als der Wasserfall von Tendon, der Gerardmersee und der Honedsels, die drei Wunder des Vogesenlandes. Mein Reisefährte zuckte die Achseln, da er wohl wußte, daß der Pfarrer sich besser auf die Geheimnisse des Herzens als auf die Schönheiten der Natur verstand. Aber wir wollten doch sehen, was er uns noch Hübscheres zu zeigen habe, als was wir bereits gesehen, und so machten wir uns andern Morgens — es war ein Sonntag — mit ihm auf den Weg. Er führte uns nach den Courbelières, drei Bergen, die durch ihre malerische Formation allerdings einige Aufmerksamkeit verdienen, und wir versäumten auch nicht, dem Pfarrer — indeß mehr aus Höflichkeit als wirklicher Bewunderung — unsere Anerkennung seines Schönheitssinnes auszudrücken, als er auf ein kleines Häuschen deutete, das in einer Schlucht versteckt lag, von einem kleinen Gärtchen umgeben, welches den traurigen Anblick etwas milderte. Der Pfarrer, der unsere Gedanken errieth, sagte lächelnd: „Sie waren so gefällig, etwas zu bewundern, wofür ich Ihre Bewunderung gar nicht in Anspruch nehmen wollte; Sie sollen erst jetzt sehen, was ich Ihnen zeigen wollte. Indesß“ fuhr er fort, indem er den Miegel vor der Thüre des Gärtchens zurückschob und uns einzutreten bat, „erfahren Sie zuerst, bei wem wir sind. Dieß Häuschen, das erst seit wenigen Jahren steht, bewohnt bereits die dritte Generation; seine ersten Eigenthümer waren freilich schon sehr alt, als sie sich hier niederließen; im folgenden Jahre hatte ich bereits die schmerzliche Pflicht, ihr Grab einzusegnen. Ihr Schwiegersohn, Claude Germain, ein Sagar seines Gewerbes, das heißt ein Holzfäller, bezog dieß Häuschen: er, seine Frau, vier Kinder und bald ein fünftes; das sollte er aber nicht mehr mit Augen sehen. Sobald er sich eingerichtet, begab sich Claude Germain, mit dem Quersack auf dem Rücken, der die Lebensmittel des Arbeiters für die ganze Woche enthält, nach den Bergen, von wo unsere Holzfäller nur Sonntags zurückkehren, um sich im Schooße ihrer Familie auszuruhen. Es war gerade die Zeit der härtesten Arbeit für die Schlittens (M. Welt 1854, S. 297), die, wie Sie wissen, die gefährliche Aufgabe haben, das gehauene Holz auf Schlitten von den Bergen herabzuschaffen. Claude Germain, der bereits vier Fahrten vom Holzplatz nach seinem Häuschen gemacht, bereitete eben für den andern Tag eine neue Thalfahrt vor, als ihm ein anderer Schlittens, der auf die höchste Spitze des Berges ging, im Vorüberkommen die Nachricht brachte, sein Weib liege auf den Tod krank darnieder. Sobald der Mann weiter gegangen, nahm Claude Germain seine Werkzeuge zusammen, verschloß sie in der Hütte, in der er schlief, und benahnte, um rascher zu Thal zu kommen, einen mit Holz beladenen Wagen, den sein Führer eben auf der „Schlitten“ genannten Schiene an dem steilen Abhang hinabführen wollte. Der Regen der letzten Tage hatte einige der Blöcke, welche als Stufen dienen, gelockert, und mitten auf dem Wege kam auf diese Weise der Holzwagen aus dem Geleise und schleuderte die beiden Führer weit hinaus, daß sie von dem nachstürzenden Wagen zu Tode geschmettert wurden. Als die Wittve Claude Germain das Unglück erfuhr, schwelte ihr Leben nicht mehr in Gefahr, sie hatte dem künftigen Kinde das Leben gegeben. Die würdige Frau nahm in christlicher Ergebung die schwere Aufgabe, fünf Kinder ohne alle Mittel zu erziehen, ohne Murren hin und erfüllte ihre Pflichten so treulich, daß man sie im ganzen Dorfe nur einfach „die Mutter“ nannte; Jeder wußte, wen man damit meinte. Der gute Gott hatte ihr freilich brave Kinder geschenkt, aber sie erlag doch der Last und Mühe und die Kinder standen nun ganz verwaist. Indesß waren die beiden Ältesten, Zwillinge, bereits herangewachsen: der eine ist Holzsäuh-

macher, der andere steht am Ende seiner Lehrzeit bei einem Holzuhrmacher. Sie lehren jeden Abend in das elterliche Haus heim, wo sie mit ihren drei kleineren Geschwistern in größter Eintracht leben und so den Wunsch der sterbenden Mutter erfüllen, sie nicht zu verlassen. Heute ist Sonntag, die Waisen sind alle beisammen und wir können einen Blick in ihren kleinen Haushalt werfen, in dem zwei Väter und drei Mütter sich in die Arbeiten theilen.“ Der Pfarrer führte uns an ein kleines Fenster, durch das wir in's Innere blicken konnten. „Der junge Bursche dort,“ fuhr er fort, „der eben den Kessel an den Haken hängt, in welchem die Suppe kochen soll, ist Jacques, der Holzsäuhmacher; Lise, die Gärtnerin und Wäscherin, bläst das Feuer an, während André, der Uhrmacherlehrling, die Haare seiner Schwester Catrice kämmt, die ein wenig eitel geworden, seit sie in einer Sticksabrik arbeitet.“ — „Da ist noch eine Schwester, die sich nicht sonderlich zu mühen scheint,“ warf ich ein, auf die an der Wand lehrende Kleine deutend — „Sie täuschen sich, das ist die Arbeitsbiene dieses Bienenkorbs, Therese, die erste, die aufsteht, die letzte, die sich zu Bette legt; sie sorgt für Alles, schlichtet jeden Zwist, gibt jedem das Seine und denkt zuletzt an sich, so daß man sie jetzt „die Mutter“ nennt.“

Ein Besuch würde die friedliche Stille dieses kleinen Waisenhauses gestört haben. Aber ich habe die hübsche Szene nicht vergessen und aus der Ferne durch die Vermittlung des Pfarrers für das Wohl der Armen gesorgt, deren künftiges Schicksal interessant genug geworden, daß ich's den Lesern bald einmal erzähle.

Auf und am Nil.

Aus einem Reisetagebuch.

(Fort S. 277.)

Wir verließen gegen drei Uhr unser Hotel, um auf dem Nilboot das Mahl einzunehmen und uns zugleich in dem schwimmenden Hause einzurichten, das wir einen ganzen Monat lang bewohnen sollten. Die Nilboote sind im Allgemeinen ziemlich bequem eingerichtet, bisweilen sogar reich möblirt. Das unsere ist beschreiben, aber gut. Es ist eine lange Barke von fünfzig bis sechzig Fuß Länge. Vorne befindet sich die Küche. Unter dem Deck halten sich die Matrosen und die Dienerschaft auf, wenn die Kälte ihnen nicht erlaubt, unter freiem Himmel zu schlafen. Das Hintertheil bildet ein Hüttendeck, in welchem sich der Rudersteuerer und der Reis oder Patron aufhalten. Man tritt zuerst in ein ziemlich großes Gemach, an dessen beiden Seiten sich ein Divan hinzieht und das uns zugleich als Salon und als Speisezimmer dienen wird. Abends aber sich für zwei von uns in ein Schlafzimmer umwandeln soll. Eine Kabine und ein kleines Kabinett ganz im Hintergrund sind für unsere Gefährten bestimmt. Die Mannschaft besteht, außer dem Reis und dem Rudersteuerer, aus zehn Matrosen und dem Mädchenjungen, der für sie kocht. Wir haben neben dem Dragoman zwei Kammerdiener und einen Koch. Dazu füge man noch eine Kaze, einen Ziegenbock und eine Ziege für die Milch, wenn die Kuhmilch ausgegangen sein wird, und in einem Käß eine Anzahl Hühner und Truthühner, die jeden Sonnenaufgang mit dem lautesten Krähen bewillkommen.

In dem Augenblick, da wir uns an der Tafel niederlassen, sieht sich auch die Barke in Bewegung und wir verlassen Hulst. Das erste Mahl ist ziemlich heiter, wir können bereits die Talente unseres Kochs schätzen, die wenig zu wünschen übrig lassen. Das Nilwasser hat vielleicht auch unsern Appetit gereizt und uns nachsichtig gemacht. Man weiß, das Nilwasser hat einen großen Ruf und es verdient denselben: in großen Gefäßen von poröser Erde gefüllt, ist es leicht, angenehm und sehr gesund. Es wird sogar nach dem Harem des Großherrn zu Konstantinopel gebracht. Nach dem Mahle steigen wir auf das Hüttendeck. Die Nacht ist beinahe eingebrochen. Vor uns haben wir ein ungeheures dreieckiges Segel, das höher aussteht, als die Barke lang ist; hinter uns ein anderes Segel von der gleichen Form, aber kleiner, das sich nach der entgegengekehrten Seite wie das große neigt. Der Wind ist frisch und

wir segeln rasch; wir sind bereits auf der Höhe der Pyramiden, aber die Dunkelheit gestattet nicht, sie zu sehen. Dieser erste Abend auf dem Nil hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Der Anblick des breiten Flusses, auf dem wir fast unmerklich schwimmen, ist imposant. Zur Rechten warfen große Palmenwälder ihre dunklen Schatten auf das ruhige und tiefe Wasser; der Halbmond, der an einem von Sternen funkelnden Himmel emporstieg, tauchte ihre Spitzen in Silber und machte den im Lichte gebliebenen Theil des Flusses noch einmal so hell aufleuchten. Ueber den dunkeln Wäldern hoben sich an dem Azur die schlanken Thürme der Minarets von Gizeh ab. Diese träumerische Poesie, dieser Ernst voll erhabener Größe und Ruhe machte einen unauslöschlichen Eindruck in der Einsamkeit der Nacht und der Oede. Die Nächte auf dem Nil sind frisch; der Thau fällt selbst im Winter reichlich und es ist klug, sich demselben nicht auszuweichen. Die Augenkrankheiten, die man in diesen Gegenden so häufig findet, scheinen zum großen Theil von daher zu kommen. Man kehrt deshalb frühzeitig in den Salon zurück; man liest, macht ein Spiel Whist; um zehn Uhr legt man sich zu Bette; aus den Divans werden Betten, freilich etwas schmal, und die Matratzen sind hart, indeß man muß sich daran in Egypten gewöhnen. Die Kissen werden wegen der Insekten mit Wolle gestopft, doch fehlt es auch daran nicht. Große Strassen spazieren Nachts ganz ungenirt in unserem Schlafgemach umher. Das sind nun einmal die „egyptischen Plagen“.

Die Nilandschaften haben trotz ihrer scheinbaren Monotonie doch einen Reiz, der unwiderstehlich auf uns wirkt. Die Größe des Horizontes und die reine Schönheit der Linien haben etwas, was uns ergreift und bewegt, wie die Campagna von Rom. Oft ist hier dieselbe Oede, dieselbe Melancholie, derselbe Kontrast zwischen der gegenwärtigen Einsamkeit und der Bewegung und dem Leben von ehemals. Dieser große Fluß, dessen Quelle noch immer ein Geheimniß, und der in nichts den Flüssen Europas gleicht, dieser Himmel von unveränderlicher Reinheit, diese erste Natur, Alles trägt zur Majestät des Bildes bei, alles Einzelne erhöht die Wirkung des Ganzen. Die armeligen Dorfbewohner, welche von Lumpen kaum bedeckt sind, tragen diese Lumpen mit so viel natürlichem Adel, daß sie von ferne, auf den Kameelen reitend oder ihre Büffel fahrend, ganz wie die alten Patriarchen aussehn. Die Frauen, die an das Ufer des Flusses herabkommen, um das Wasser in ihre antikeformten Krüge zu schöpfen, welche sie anmuthig auf den Schultern tragen, haben in ihren langen Schleiern, mit ihrem stolzen und ersten Gang etwas echt Biblisches. Kurz eine Fahrt auf dem Nile versteht uns so lebendig in die antike Welt des Orients, wie eine Wanderung durch die Campagna in die antike Welt des Occidentes.

Reinecke Fuchs.

Mit Illustrationen von W. v. Kaulbach.

(Aus der Festschuln-Trachtausgabe von Goethe's Reinecke Fuchs, 3. u. 4. Theilige Buchausgabe in Stuttgart.)

(Bilder C. 284.)

Reinecke trat vor des Königs Thron und kniete nieder, aber der König hieß ihn aufstehen und rühmte die Heldenthaten des Fuchses vor allem versammelten Hofe. Ja er ernannte ihn zum Barone des Reichs und geheimen Rathe. „So bring' ich Euch wieder,“ rief der König, „völlig zu Ehren und Macht und ich hoffe, Ihr verdient es, helfet Alles zum Besten wenden. Ich kann Euch am Hofe nicht entbehren, und wenn Ihr die Weisheit mit Tugend verbindet, so wird Niemand aber Euch gehen und stärker und klüger Rath und Wege bezeichnen. Ich werde künftig die Klagen über Euch weiter nicht hören, Ihr sollt immer an meiner Stelle reden und handeln als Kanzler des Reichs. Es sei Euch mein Siegel übergeben, und was Ihr thut und schreibt, bleibe gethan und geschrieben.“ Solchermaßen war Reinecke zu hohen Ehren gekommen. Stolz zog er vom Hof, während Isegrim jämmerlich darnieder lag, und als er endlich wieder auf Schloß Malepartus im Schooß der Seinigen ausrubte, erzählte er seine kühnen Thaten,

und die Gattin des Helden freute sich nicht wenig des Ruhmes, und selbst die Kleinen sprachen froh zusammen: „Vergnügliche Tage leben wir nun, von Allen verehrt, und denken indeß, unsere Burg zu besetzen und heiter und sorglos zu leben.“

Kulturbilder aus dem schweizerischen Volksleben.

Von

August Stierrabend.

III.

Die Moosfahrt der Muotathaler.

Je nur alle sieben bis zehn Jahre wird im Muotathal im Kanton Schwyz eine „Moosfahrt“ abgehalten. Es ist dieses ein halb geistliches, halb weltliches, halb biblisches, halb heidnisches Volksspiel, an dem sich mehr als hundert Personen betheiligen und das auf wechselnden Schauplätzen aufgeführt wird. In pomphaftem Zuge kommen die sieben Lobkünden in bald geschichtlichen, bald mythologischen Gestalten, zum Beispiel Bacchus als Fraß und Völlerei mit zahlreichem Gefolge und glänzenden Gewändern daher und entwideln in mehr oder weniger holprigen Mitteln ihre Verführungskünste und predigen die Botschaft des Fleisches und materiellen Genusses! Schon freut sich der Teufel in höchst eigener Person seines nahen Sieges. Da kommt ein ernstherziger Prediger, zerstört das Blendwerk der Hölle und jagt zuletzt den Teufel selbst zum — Teufel. Zwischenhinein treibt sich nichtsnutziges Kesselflickergesindel in den Häusern herum und versucht seine Langfingerkünste. Aber hinter ihnen her ist die wachsame Polizei und jagt ihnen nach. Es entstehen überall Kämpfe, Verhaftungen, Befreiungsversuche u., und nachgerade wird der ganze Thalgrund zur belebtesten Schaubühne. Satirische Anspielungen auf Zeitverhältnisse fehlen nicht und finden lebhaften Beifall. Das Spiel nimmt mehrere Stunden in Anspruch.

Die Welsenburg in Oberschwaben.

(Bilder 2. 281.)

Auf der rechten Seite des Oberlaufes der Donau verbreitet sich zwischen der schwäbischen Alb und dem Bodensee die oberschwäbische, an Gewässern reiche Ebene, aus der allein der freistehende Bussen sich kräftig erhebt und dem Auge einen Ruhepunkt gewährt. Der landschaftliche Charakter Oberschwabens zerfällt in zwei Partien: in das der Donau näher gelegene Flachland und in das dem Bodensee näher gelegene Hügelland. Das erstere ist ein fruchtbares, durch Aabelmalbungen unterbrochenes Ackerland mit schönen, geschlossenen Ortschaften, aus denen häufig ein wohlherhaltenes Schloß heraussteht. Die Flüsse und Bäche ziehen, mit Ausnahme der durch beträchtliches Gehänge rasch fließenden Iller, träge durch die meist weiten, moorgründigen, durch unbedeutende Höhenzüge begrenzten Thäler. Der dem Bodensee näher gelegene Theil Oberschwabens besteht aus einer Menge kleiner Hügel und Hügelzüge, zwischen denen sich vielfältig geträmmte, nicht selten ziemlich steil eingeschnittene Thäler und Thälchen mit wenig geschlossenen Ortschaften, dagegen einer Menge einzelnstehender Häuser und Höfe befinden. Von diesen Thälern zeichnet sich an Schönheit hauptsächlich das weitgedehnte Schussen-thal von Weingarten bis an den Bodensee aus, und in diesem Thal liegt am Fuße des Reits- oder Schloßbergs die ehemalige Reichsstadt Ravensburg. Die alten Reichsstädte des Schwabenlandes sind eigenthümliche, ungemein anheimelnde Wohnplätze. Ihre Doppelnatur: das wehrhaftige, trugige Wesen gegen die Fürsten und den Adel einerseits, und andererseits die Kleinbürgerliche, auf sich selbst zurückgezogene Behaglichkeit, zeigen sie in ansprechendster Weise durch mächtige Warten, Thürme, Mauern und Wälle, in zweiter Linie durch die geringe Ausdehnung ihres Etters, trotz der steten Abhängigkeit vom und der engsten Be-



Nur Armenlehrer.

Novelle

von

Marie v. Kossowka.

I.

„Die Bitte ist unbescheiden, Herr Morgenstern, Sie haben gewiß nicht Zeit —“ Die Frau wickelte verlegen die Fäden des halbwilligen Luchses um die rauhen, von harter Arbeit zeugenden Finger. Innig stehend ruhte dabei ihr Auge auf dem Manne, der an einem mit Schreibheften bedeckten Tische saß.

Er ließ sie nicht ausreden. „Dazu habe ich immer Zeit!“

„Ich kann's gar nicht sagen, wie er sich nach Ihnen sehnt!“ Der von Thränen halberstickte Ausruf drückte lebhafter, als die längste Rede, ihren Dank aus.

Sein gefurchtes Gesicht erhellte jenes warme, menschenfreundliche Lächeln, das die häßlichsten Bitterkeiten verklärt, wie der Sonnenstrahl eine sonst reizlose Gegend. „Ich komme logisch — grüßen Sie mir inzwischen den armen Anaben.“

Sie ging.

Sorgsam legte er die Hefte zusammen, in zwei Stößen, die verbesserten Arbeiten getrennt von den noch unkorrigierten, zog dann den abgetragenen Rock an und griff nach Hut und Stod. Niemand reichte ihm Beides, kümmerte sich darum, ob er ausging und wohin — war er doch allein; aber auch gewöhnt an das Alleinsein, so sehr daran gewöhnt, daß es ihn nicht anfocht.

Das Zimmer zu verschließen war unnötig — ihn zu bestehlen fiel gewiß keinem ein, konnte keinem einfallen. Das schmutzige Gemach enthielt nichts, was fremdes Belüsten reizen mochte, abgesehen davon, daß es Denen, welche es zu betreten pflegten, als eine Art Tempel, gleichsam geheiligt erschien.

Auf dem Hofe, vor der Thür eines Seitengebäudes, saß eine ältliche Frau mit ihrem Strickstrumpf — ihr rief der Ausgehende zu: „Wenn Jemand nach mir fragen sollte, ich komme bald, noch vor Abend wieder. Franz ist wohl nicht zu Hause?“ sagte er bei. „Ich habe ihn lange nicht gesehen.“

Sie hatte den Kopf geschüttelt auf seine Frage. Ein Ausdruck von Verlegenheit, Unruhe oder gar Betrübniß trat in ihr Antlitz. Offenbar lag ihr etwas auf dem Herzen und sie ging mit sich zu Rathe, ob sie es aussprechen sollte oder nicht. Allein sie entschied sich für das Letztere — schon, um ihn nicht aufzuhalten.

„Wie konnte ich auch denken, daß er heute, am Sonntag, daheim sitzen, sich nicht vergnügen sollte!“ Damit ging er durch den Hof auf die Straße.

Im Sonntagsstaat befanden sich vor den Thüren die Nachbarn. Sie Alle grüßten den Vorüberschreitenden mit unverkennbarer Achtung und Liebe. Die Buben, die sich im Staube wälzten, ließen einander hastig los, um ihm ehrerbietig die Zeit zu bieten, und auch Diejenigen, welche nicht dem Arbeiterstande angehörten, hatten für ihn einen zuvorkommenden Gruß. Der alte Mann war hier sichtlich eine Person von Bedeutung, die Jedermann kannte und ehrte.

Das änderte sich, sobald er aus der schmalen Gasse, welche zum Arbeiterviertel führte, in die breite, prächtige Straße einbog, in welcher das Leben der großen Stadt heute doppelt rasch und laut pulsierte. Gepuhte Spaziergänger drängten einander auf dem Trottoir — Wagen und Reiter auf dem Damm. Niemand kannte und beachtete den Grauloch im abgetragenen altmodischen Rock. Und eben so wenig kannte er Jemand, traf er auf andere als fremde, gleichgültige Gesichter. Daheim in seiner Stube empfand er nicht das Drängen der Einsamkeit. Hier in dem Gedränge wollte ihn fast ein peinliches Gefühl überkommen — wie so häufig Alleinlebende, in Zurückgezogenheit Lebende. Plötzlich erblickte er jedoch ein wohlbetanntes Gesicht. Ein junges Mädchen drängte sich gewandt durch die hin- und herwogende Menge. Es war hübsch und niedlich und burste, der Kleidung nach zu urtheilen, nicht den unteren Klassen beigezählt werden. Die elegante Mantille, das modische Hüthen, die gewaltige Krinoline und das zwar etwas abgetragene, doch einst kostspielige Paragelieid mit der reichen

Bassamentgarnitur deutete vielmehr auf höheren Stand. Und die Trägerin des Puges wollte offenbar für eine Dame gelten, warf stolz das Köpfchen zurück und schaute umher, damit sie keinen der bewundernden Blicke verliere, welche alle Welt ihr zollen mußte. Jetzt stupte sie — die selbstzufriedene Miene wich dem Ausdruck der Befangenheit; ihr Auge war dem des bejahrten Mannes begegnet. Als habe sie ihn nicht gesehen, wollte sie an ihm vorüberschlüpfen.

Er vertrat ihr den Weg: „Guten Tag, Mädchen Dubolz. Ich glaubte schon, Du kennst mich gar nicht mehr.“ Mit Verwunderung, in die sich einige Mißbilligung mischte, betrachtete er ihren Anzug.

Ein dunkles Roth überzog ihr Antlitz. „Ich habe Sie nicht gesehen, Herr Morgenstern! Bin so in Eile. — Wie geht es Ihnen? — Habe all' die schönen Sachen von meinen Damen geschenkt bekommen. Das Fräulein ist so gut, steht mich gern recht gepuht.“ Sie sprach hastig, machte indeß nach jedem Satz eine Pause, wie um ihm Zeit zur Antwort zu lassen.

Ihn drängte es nicht zu einer solchen — schweigend blickte er sie an.

Das wurde ihr zu peinlich. Sich gewaltsam aus der wachsenden Verlegenheit aufrassend, sagte sie fast schnippisch: „Habe eine eilige Bestellung auszurichten. Adieu, Herr Morgenstern!“ Damit schlüpfte sie an ihm vorüber und die Stufen zu einer beliebten und besuchten Konditorei hinan.

Vor derselben saßen mehrere Elegants des Civil- und Militärstandes, die Vorübergehenden musternd. Dicht neben der Eingangstür ein junger Herr.

Das Mädchen grüßte diesen mit halb verlegenem, halb kokettertem Lächeln und wollte an ihm vorüber.

Nedend hielt er sie zurück. „Wer war denn das, schönste Rally? Ein, wie es scheint, etwas ältlicher Verehrer?“

Ihr Auge flog nach der Straße zurück.

„Sie fürchten seine Eifersucht?“ lachte er übermüthig. „Also richtig ein Amoroso?“

„Nur Armenlehrer!“ flüsterte sie flammenroth und machte sich von seiner Hand frei.

„Ein niedliches Ding, doch etwas zu blühend,“ bemerkte sein Nachbar, als sie in der Konditorei verschwunden war. „Werden wir ihr nicht eine Erfrischung geben lassen?“

„Geht nicht wohl an, so wenig vorurtheilsvoll ich sonst auch bin und so niedlich Rally abrigens ist,“ lachte der Andere. „Was würden die Meinen sagen, wollte ich unser Hausmädchen öffentlich, in einer Konditorei —“

„Hausmädchen — so, so! Gratulire dazu. Meine Mutter nimmt kein so häßliches Geschöpf in's Haus, seitdem —“ Er brach ab. „Du bist in jeder Hinsicht zu beneiden, Oswald.“

Oswald unterdrückte eine Anwandlung von Gähnen. „Wenn das Leben bei alledem nur nicht so langweilig wäre! Aber laß das meine Schwester nicht hören — sie hat noch so hochromantische Ideen von Anstand und Tugend, von Liebe und Treue, daß alle Deine Bemühungen um sie erfolglos blieben, wüßte sie, daß Du unser Hausmädchen bewunderst.“

„Es geschah ja nur in Deinem Interesse!“ war die rasche Antwort. „Ich habe für kein anderes weibliches Wesen Sinn, seitdem ich Deine Schwester kenne. — Wie steht Du abrigens mit der Kleinen?“

Oswald juckte lächelnd die Achseln und warf den Kopf zurück. „Verstehe! Leichtes Spiel also. Diese Art Mädchen sind freilich —“

Sein Freund unterbrach ihn. „O, im Gegentheil — ganz verzweifelt tugendhaft. Rally ist sehr moralisch erzogen und hat vortreffliche Grundsätze —“

„Freilich, Deine Liebeshörigkeit!“

Wieder unterbrach ihn Oswald, diesmal lachend: „Ist nicht geradezu unwiderstehlich. Aber man hat viele und wirksame Bundesgenossen bei den Mädchen aus dem Volk. Da ist zum Beispiel die weibliche Eitelkeit und die naive Freude am Puz, die so selten bei ihnen befriedigt wird, während junge Damen davon überfüllt sind.“

Der Andere nickte verständnißvoll.

„Dazu ihre Leichtgläubigkeit, ihr Vertrauen in Jedermann und

die lodende Hoffnung, ihr Glück zu machen. Das will ja doch jede — — — Aber was gibt's da?"

„Cure Equipage — Deine Damen!“

Beide junge Männer sprangen auf. —

Als Malchen sich von ihm wendete, blickte der Lehrer ihr einen Augenblick betroffen nach. Langsam und kopfschüttelnd ging er weiter, lehrte aber sogleich wieder um. „Muß auf sie warten, mit ihr reden,“ sagte er zu sich selber. „Tras' vorhin nicht die rechte Weise; sie war ja stets empfindlich und obenauß. Schon wegen Franz. — Und auch um ihretwillen — kann nicht noch eine verlieren. Hätte mich überhaupt mehr um sie kümmern, sie besser im Auge behalten sollen, zumal in diesem Hause, von dem man so viel Unerquickliches hört.“

Ihrer Hartnack, stellte er sich in der Nähe der Konditorei auf. Sie verzog lange, hatte vermutlich viel Bestellungen. Den jungen Mann neben der Thür kannte er nicht; daß derselbe vorhin mit dem Mädchen sprach, hatten die Vorübergehenden ihn wahrzunehmen verhindert.

Ein unartikulirter Ton ließ ihn aufschauen. An seiner Seite stand ein junger Mensch im Sonntagsrod des Arbeiters. Das braune Auge haftete jornsunkelnd auf den Herren vor der Konditorei — die nervige Faust ballte sich ingrimmig. Das sonnenverbrannte und jetzt glühend rothe Gesicht verzerrte die heftigste Aufregung. Das ganze Wesen des jungen Mannes gab die unerfreuliche Ueberzeugung, derselbe habe den Sonntag in durchaus unanständiger Weise gefeiert.

„Aber Franz,“ begann der Armenlehrer halbblau und in tabelndem Ton.

Franz hörte ihn nicht, starrte nach Oswald hin, der mit seinem Freunde gemüthlich plauderte, und schüttelte zähnelnischend die geballte Faust.

Leicht berührte der Alte seine Schulter. „Geh nach Hause, Franz! Was treibst Du hier?“ Es klang etwas gebieterisch.

Der junge Mensch fuhr heftig herum. Dann wandte er sich schnell und eilte davon, quer über den Straßendamm, doch nicht in der Richtung nach Hause.

„Kauft auch er mir davon? Oder hat er mich nicht erkannt?“ Nach augenblicklichem Besinnen folgte er ihm rasch. Da er sich bemühte, Franz nicht aus den Augen zu verlieren, gewahrte er nicht, daß eine glänzende Equipage daherrollte, als er eben die Straße kreuzen wollte. Der Zuruf des Ausfäher's und der Nachsichtbfindlichen machte ihn zwar aufbliden, verwirrte ihn jedoch nur, denn er ging nicht aus dem Wege. Oder verwirrte ihn nicht der Zuruf, sondern der Anblick der Damen im Wagen? Wie gebannt, mit weitgeöffneten Augen, schaute er auf die ältere, eine stattliche Frau in den Vierzigen. Vergessen schien Alles, was ihn eben noch beschäftigt hatte, vergessen auch die Gefahr des Ueberfahrenwerdens. Dann ein mehrstimmiger Schrei, ein Ruck an den Zügeln, der die feurigen Pferde nur mit Mühe zum Stehen brachte — ein Zusammenströmen der Menge um eine auf der Erde liegende Person!

„Der Mensch ist nährisch oder betrunken!“ schrie der Ausfäher halb zornig, halb entschuldigend.

„Es ist doch kein Unglück geschehen?“ rief gleichzeitig die junge Dame und machte Miene, aus dem Wagen zu springen. „Warmherziger Himmel — wirklich Jemand beschädigt!“

Ihre Mutter neigte sich ebenfalls vor, da sie vor den Umstehenden nichts sehen konnte. „Wer ist's denn?“

„Nur ein Armenlehrer!“ berichtete Oswald nach einem Blick auf den alten Mann. Er hatte sich mit seinem Freunde eilig herbeigebeugt.

„Armenlehrer — nur Armenlehrer!“ Mechanisch, wie etwas oft Ausgesprochenes, glitt es über die Lippen der ältern Dame. Der herbe Ton frappirte die Tochter, vorwurfsvoll schlug sie die dunkeln Augen zu ihr auf.

„Er hat keinen Schaden genommen, gnädige Frau! — Ist nur umgeworfen worden, gnädiges Fräulein!“ Oswald's Freund hatte den Körper des Verwundeten aufrichten helfen und beilegte sich nun, die Damen von dem Resultat seiner Beobachtungen in Kenntniß zu setzen.

Es trug ihm einen freundlich dankenden Blick der Tochter ein.

Die Mutter, schon wieder vollkommen gefaßt, antwortete und dankte ihm durch eine leichte Verneigung und ein lebenswürdiges Lächeln. „Oswald wird die Sache arrangiren, dem Mann ein Schmerzgeld geben. Ein anständiges,“ fügte sie zum Sohne gewandt hinzu.

Die Pferde zogen an, der Wagen setzte sich in Bewegung. Alles war rascher geschehen, als es sich erzählen läßt.

Das Erste, was Morgenstern wahrnahm nach dem Stöße, der ihn zu Boden schleuderte, betäubte, war die neugierig oder theilnehmend umherstehende Menge. Diese, sonst schon leicht genug sich zusammenballend, ward um so mehr angezogen, als sich ihr ein interessantes und stets willkommenes Schauspiel darbot. Ein junger Arbeiter hielt den alten Mann in seinen Armen und rief mit lebhaftem Schmerz: „Um mich — meinerwegen, durch meine Schuld!“ Heftig lehrte er sich dann zu Oswald, der die Geldbörse hervorgezogen hatte. „O gehen Sie mit Ihrem Gelde! Denken damit Alles zu erkaufen, zu bezahlen!“ Blick und Ton hatten einen ganz besondern Ausdruck von Zorn und Bitterkeit.

Er frappirte den jungen Herrn nicht allein, sondern versetzte ihn in lebhaftes Entrüstung.

Sein Freund theilte dieselbe. „Ist kein Konstabler da? In's Loch mit dem Unverschämten!“ sagte er.

„O nicht doch! Sold'! Geschwäh muß man verachten!“ Oswald's Wesen verrieth, daß die Worte nicht von Herzen kamen. Leise fügte er hinzu: „Es ist einer unserer eigenen Arbeiter.“

„Ist's möglich? Aber um so schlimmer! Das ist ja eine Frechheit sondergleichen.“

„Soll nicht ungeahndet bleiben. Ich werde ihn entlassen und dafür sorgen, daß er nicht so leicht wieder Arbeit bekommt.“

Der Andere war damit einverstanden, und Jener unterbrach das leise Zwiegespräch, um sich an den Lehrer zu wenden und ihm Schmerzgeld anzubieten. Oder vielmehr, da er ja nicht beschädigt worden, eine Entschädigung für seinen Schrecken und den zerrissenen Rod.

Die Betäubung war indeß vorüber, das Aufsehen, welches sein Unfall hervorgerufen, erregte ihm ein außerordentlich peinliches Gefühl und die leidenschaftliche Wallung des jungen Menschen Verstärkung. Als Franz sich in beißenden Bemerkungen über die Reichen und ihren Hochmuth weiter vernehmen lassen wollte, legte er ihm die Hand auf den Mund. Dann lehnte er die Gabe des jungen Herrn freundlich, doch bestimmt ab.

„Der linke Schoof hat einen großen Riß — zu einem neuen Rod, lieber Mann!“ wollte Oswald dennoch herablassend ihm etwas ausdrängen.

Morgenstern richtete den grauen Kopf auf. „Der alte thut es schon noch lange Zeit, so mürbe er immerhin ist. Eben weil er so mürbe ist, kann ich diesen Riß nicht besonders hoch anschlagen, zumal ich selber die Schuld an dem Unfall trage.“

„Wie Ihr wollt — es war gut gemeint.“ Achselzuckend wandte sich Oswald. Gleichzeitig rief eine Mädchenstimme: „Jesus, Sie sind's, Herr Morgenstern? Haben doch keinen Schaden genommen?“

Es war Malchen. Sie arbeitete sich, ohne Rücksicht auf ihr Krinoline, durch die Umstehenden. „Kann ich etwas für Sie thun?“

„O, wir brauchen die Ramsell nicht zu bemühen! Ich sorge für Herrn Morgenstern!“ Franz heftete die Augen eben so jornsunkelnd auf das Dienstmädchen wie vorhin auf seinen Arbeitgeber, nur mischte sich ein noch schärferer Ausdruck der Verachtung seinem Ingrimm bei.

„Machen Sie sich nicht mit dergleichen Menschen gemein!“ raunte Oswald ihr zu und entfernte sich mit seinem Freunde, der ihm nun lachend sagte: „Jetzt begreife ich die Unverschämtheit dieses jungen Thoren — der Blick erzählte eine ganze Geschichte, drückte Alles aus. Aber mit solchem Volk ist nicht zu scherzen; ein verdrängter Rival aus dieser Klasse ist zu Allem fähig. Und der junge Mensch sah vollends drein, als läme es ihm auf das Aeußerste nicht an. Ich an Deiner Stelle würde ihn möglichst bald zu entfernen suchen.“

Ein Achselzucken war die Antwort. „Es ist selten so schlimm gemeint, wie es aussieht. Die Art Leute hat allerdings ein loses, ja freches Mundwerk, aber von Thätlichkeiten hält sie doch der an-

geborene und auerzogene Respekt vor Unserem ab. Es hat also keine Noth.“ Sie lehrten wieder nach der Konditorei zurück.

Malchen hatte inzwischen ihrem Schulgefährten seinen geringschätzigen Blick zurückgegeben und sich eilig und geschickt daran gemacht, den Riß im Rock des Lehrers mit Stednadeln zusammenzusteden, während derselbe halb erstaunt, halb verweisend sagte: „Ruhig, Franz, was bedeutet denn das?“ Und darauf zu dem jungen Mädchen: „Es wird mich freuen, wenn Du eine Strecke mitkommst. Wir wollen gehen. Ich fühle mich wieder ganz wohl.“

Man machte ihnen Platz und sie bogen, um nur möglichst bald aus dem Gedränge zu kommen, in die nächste Seitenstraße.

„Die Ramsell ist viel zu vornehm geworden, als daß sie mit mir noch gehen könnte — oder ich mit ihr.“ Franz murmelte es abgewandten Blicks in sich hinein.

Der alte Mann drückte ihm, Schweigen gebietend, den Arm. Malchen warf trotzig den Kopf zurück, würdigte ihn keiner Antwort, wendete ihre Aufmerksamkeit ganz ihrem ältern Gefährten zu, blinnte besorgt in das bleiche Gesicht. „Sie sehen so verstört aus — Ihnen ist gewiß übel!“

„Nein — nein, es ist nichts. Ich dachte nur an etwas.“ Er strich mit der Hand über die Stirn, als wolle er diese Gedanken verschrecken. Dennoch verrieth der starre Blick, daß er davon noch immer befangen sei. Gewaltig sich zusammennehmend, diese Erinnerung von sich schüttelnd, sagte er dann in herzlichem, fast väterlichem Ton: „Du hast Deinen alten Lehrer ganz vergessen, Malchen. Behältst Du kein freies Stündchen für mich übrig? Ich sehe Dich so gern einmal bei mir.“

Sie schlug die Augen nieder, während ein helles Roth ihr Antlitz überflutete.

Franz wartete mit sichtlich Spannung auf die Antwort. Da sie schwieg, warf er spöttisch hin: „Male Bubolz ist eine Dame geworden, der es gar nicht gut genug ist, den Fuß in unsere schlechte Stadtgegend zu setzen. Sie könnte dabei freilich auch Leuten begegnen, mit denen zusammenzutreffen —“

„Ihr kein Vergnügen ist und sein kann!“ fiel sie schnippisch ein. „Ganz recht — so ist's.“

„Will die Ramsell nicht länger belästigen; es liegt mir wahrhaftig auch nicht so viel an ihrer Gesellschaft!“ Er schnippte mit den Fingern. „Adieu, Herr Morgenstern — Sie brauchen mich jetzt nicht mehr.“ Er wandte sich nach einer Luerstraße.

„Adieu, Franz. Aber ich möchte Dich heute Abend noch gern sprechen, habe eine Bitte an Dich!“ rief Morgenstern ihm nach.

Er winkte mit der Hand, daß er verstanden habe, lehrte sich aber nicht um, sondern eilte davon.

„Ich muß hier links abbiegen, sonst komme ich zu lange nicht nach Hause,“ bemerkte das Mädchen rasch. „Sie können doch allein gehen?“

„Sei unbesorgt, Kind, und besuche mich einmal, wenn Dir das nicht zu langweilig ist. Jetzt habe ich nicht Zeit, sonst begleitete ich Dich heim, und wir plauderten ein wenig miteinander.“ Er bot ihr die Hand, schaute ernst in ihre Augen, nachdem sein Blick flüchtig ihren Fuß gestreift.

Mühsam belämpfte sie die aufsteigenden Thränen. „Was sehen Sie mich so an? Denken Sie auch schlecht von mir?“ stammelte sie dann.

Statt der Antwort drückte er warm ihre Hand. „Franz ist heute eigenthümlich, dennoch bin ich überzeugt, daß er Dich eben so lieb hat —“

Sie ließ ihn nicht ausreden. „Das ist mir ganz egal. Ein solcher Grobian, ein so ungeschliffener Mensch, der —“ Betroffen über ihre Heftigkeit hielt sie inne.

„Die Straße ist nicht der Ort zu Erklärungen, aber wir sprechen darüber ein andermal ausführlich. Inzwischen denkst Du zuweilen an mich, nicht wahr, Malchen?“

„Gewiß, ich habe es ja immer —“ Sie stockte verlegen, wie sich auf einer Unwahrheit ertappend.

„Und auch an Rose Miller, Deine ehemalige Freundin!“

Ungewiß hob sie den Blick. „An die schlechte Person? O nein, Herr Morgenstern.“

Er lächelte halb schmerzlich. „Doch, Malchen, denke an sie. Und denke auch: wer steht, sehe zu, daß er nicht fällt. Auf Wie-

dersehen, mein Kind. Ich weiß, Du wirst mir und Andern und Dir selber keinen Kummer machen.“

Sie schieden. Das Mädchen nachdenklich, nicht mit der früheren selbstzufriedenen Miene, dem naiv gefällsüchtigen Blick.

Er beeilte sich, um sein Versprechen zu erfüllen, ehe es zu spät wurde. Troßdem dämmerte bereits der Abend, als er sein Ziel erreichte — eine jener Miethslaternen, in denen ein Duzend Familien neben und über einander wohnt. Im Flur und auf der Treppe war es schon ziemlich dunkel. Behutsam tastete er sich weiter.

„Nur keine Schwachheiten, mein Junge!“ sagte drinnen eine heisere Stimme. „Wahre Bestien sind es, denen man nicht anders beikommen kann, als auch in Bestienmanier.“

„Und wenn auch — nie werde ich mich zu was Unrechtem hergeben!“ war die leise, fast unverständliche Antwort.

Ein rohes Auflachen folgte. „Meinetwegen — jeder nach seiner Art und Erfahrung. Laß Dich ungestraft hudeln, mit Füßen treten — was liegt denn auch an einem Frauenzimmer? Es gibt ja ihrer genug auf der Welt. Aber wenn sie Dir erst eingeheizt haben, wie mir, wirst Du schon aus einem andern Loch —“

Eine Thür ward geöffnet — Lichtschimmer ergoß sich über den Flur. „Sind Sie da, Herr Morgenstern?“ fragte die Frau, welche vorhin bei ihm gewesen. „Wir erwarteten Sie schon nicht mehr.“

Er folgte ihr in die sauber gehaltene Stube. Als er die Thür hinter sich schloß, wurde eine andere nach dem Flur aufgerissen — tappte Jemand eilig die Treppe hinab.

Morgenstern schaute rasch zurück, zu spät, um den Fortgehenden noch zu sehen. „Wer wohnt nebenan?“ fragte er.

„Ach Gott, wenn Sie an dem Ihre Güte und Liebe üben, ihn belehren wollten!“ seufzte sie aus Herzensgrund. „Ein wilder Mensch und Trunkenbold, der Frau und Kinder schlägt. Sie sollten das nur einmal anhören wie wir hier Wand an Wand. Ich habe schon daran gedacht, wenn Sie ihm einmal in's Gewissen reden möchten — es half gewiß.“

Ein melancholisches Lächeln trat in das Gesicht des Lehrers. „Schwerlich, liebe Frau Kurz. Wir kennen einander ja nicht — was sollte ihn bewegen, auf mich zu hören?“

„Leider Gottes ist er nicht zu Ihnen in die Schule gegangen!“ Es klang, als habe er unbedingte Macht über alle seine ehemaligen Schüler, und das sei auch ganz in der Ordnung.

Sie befanden sich in dem zweiten Gemach. Ein Mann erhob sich neben dem Bette, auf welchem ein Knabe lag, bot dem Ankömmling mit ehrerbietigem Gruß seine Rechte. Der Kranke streckte ihm mit einem Freudenruse sein abgezeichnetes Händchen entgegen.

Der Knabe war, wie einst dessen Vater, sein Schüler gewesen, doch, begabt und fleißig, der Armenschule entwachsen. Da seine Eltern bereit waren, für seine bessere Ausbildung Opfer zu bringen, hatten sie ihn auf Morgenstern's Rath in die Bürgerschule gethan. Er besuchte den früheren Lehrer jedoch noch oft und als er jetzt, nach dem Scharlachfieber, erkrankt war, kam dieser zu ihm, obwohl seine Eltern eine entlegene Wohnung bezogen hatten.

„Wir bedauern es recht, daß mein Mann die Arbeit bei Schöpfers aufgeben mußte und wir nun so weit ab wohnen.“ Die Frau blickte auf ihren Knaben, der ganz glückselig eine Hand Morgenstern's mit seinen Fingern umschloß.

Der Mann nickte. „Aber es half doch nichts, und hätte ich damit gezögert, so wäre mir meine jetzige gute Stelle entgangen. Es ist da nichts zu machen — seit dem neuen Herrn. Schon wieder der Lohn herabgesetzt und die Arbeit vermehrt, die Arbeitszeit verlängert. Wahre Teufelskinder, diese Schöpfers.“

„Ich höre von allen Seiten nicht viel Gutes von ihnen,“ mußte der Lehrer bestimmen. „Außer von dem Hausmädchen über die Damen. Sie sind hier fremd, kennen die Verhältnisse nicht und drücken daher vielleicht mehr aus Unkenntniß als bösem Willen ihre Leute.“

Der Arbeiter schüttelte den Kopf, ohne einen direkten Widerspruch zu wagen. „Es thäte mich nicht wundern, wenn einmal ein Unglück passirte. Der Bogen springt, wenn er zu straff gespannt wird.“

Sie sollten den Herrschaften in's Gewissen reden, Herr Morgenstern,“ bemerkte die Frau. Es war bei ihr nahezu fixe Idee, daß er Alles vermöge, seitdem er ihren Mann, der in schlechte

Gesellschaft gerathen war, von seinem Leichtsinne zurück und wieder auf den rechten Weg gebracht. Und außerdem — wie oft hatte seine einfache Vereinfachung und mehr noch sein warmes, herzliches Wesen wahre Wunder bewirkt in seinem Kreise! Die schweren Tritte, welche aus der Nebenwohnung die Stiege herabpolterten, erinnerten sie wieder an ihren Nachbar. „Aber Sie kennen ja den Menschen,“ besann sie sich. „Müssen sich doch noch an den rothen Miller, wie er wegen seines Haars immer genannt wurde, erinnern? Seine erste Frau starb gerade, als ich mich verheirathete, und seine Tochter, das hübsche Mädchen, wenn sie auch rothes Haar hatte —“ Sie verstummte.

„Der rothe Miller!“ wiederholte er mit verdüstertem Blick. „Und ist das Mädchen, die Rose, bei den Eltern?“

„Gott bewahre — sie darf ihnen gar nicht über die Schwelle kommen. Die Stiefmutter ist eine anständige Frau, und der Vater, so läderlich er auch ist, speit sie an, wenn er sie auf der Straße trifft.“

Der Lehrer seufzte. Dann wandte er sich zu der Wiege, in welcher ein pausbäckiges Mädchen süß schlummerte, und sein trübes Antlitz erhellte sich. Die Augen der Eltern leuchteten gleichfalls auf, als er das Aussehen der Kleinen lobte, und sie versicherten, wenn diese so weit sei, zögen sie doch wieder in sein Revier, damit das Kind seine Schule besuchen könne. Darauf setzte er sich zu dem Anaben, plauderte freundlich mit ihm, ließ sich erzählen von seiner Schule und Krankheit, was ihm am Herzen lag und durch den Sinn fuhr, und ging endlich mit dem Versprechen baldiger Rückkehr auf längere Zeit, begleitet von den Segenswünschen der Familie.

Spät kam er heim. So müde und abgespannt er war, hatte er dennoch kaum bemerkt, wie weit der Weg sei, weil mancherlei Gedanken ihn beschäftigten. Und nicht Gedanken an die Personen, mit denen er eben verkehrte. In die Bilder aus der jüngsten Vergangenheit drängten sich immer wieder von Neuem andere aus ferner — ferner Zeit. Durch eine Begegnung des heutigen Tages waren ihre erblaßten Farben wieder zur vollsten Lebendigkeit aufgefrischt. „Ob sie es wirklich war?“ fragte er sich immer wieder in Gedanken halblaut, endlich so laut, daß die Leute, welche vorübergingen, sich nach ihm umsahen. „Unmöglich! — Ich hätte mich erkundigen, fragen sollen! — Und doch — wozu das?“

Er hatte das Schulhaus erreicht, öffnete seine Stubenthür. Die Stille und Dede hier, wie seine Einsamkeit, fiel ihm mit Vergessenswunde auf's Herz. Vor seinem innern Blick stand das einfache, doch so trauliche Stübchen, aus welchem er eben kam. Er sah die Wiege mit dem schlafenden Kinde, sah Vater und Mutter neben dem Lager ihres Aeltesten, dessen Leiden bedauernd und doch glücklich darüber, daß er ihnen erhalten, nicht vom Tode dahingerafft worden. Manche andere Szene gefellte sich dieser. Auch manch' trauerndes Elternpaar am Sarge oder Grabe eines geliebten Kindes. Aber jenem blieb doch noch ein oder der andere Sprößling, oder dem Manne blieb wenigstens ein treues Herz — sein Weib; die gebeugte Mutter fand eine Stütze an ihrem Lebensgefährten. Er — war allein. Oft schon hatte er das empfunden, doch kaum jemals mit so schmerzlicher Schärfe, als in diesem Augenblick. Es reute ihn, daß er allein gelieben war, auf das höchste menschliche Glück verzichtet hatte — zu spät.

Raum wußte er, daß er Licht anzündete, und erschrak nun fast, als seine Augen dem eigenen Bilde in dem winzig kleinen Spiegel begegneten.

„Sie würde mich schwerlich wieder erkennen.“ Die Hand strich mechanisch über das graue Haar. Vergessen war die Neue, daß er sich keine Lebensgefährtin erwählt hatte, ihm blieb nur die Erinnerung, warum er es nicht gethan. Eine schmerzliche Erinnerung!

„Muß ja noch die Hefte durchsehen!“ raffte er sich daraus empor. Auf dem Tisch lagen die Bücher nicht mehr in zwei Stößen, sondern übereinander gestürzt zu einem einzigen. Er griff nach dem obersten der Schreibversuche.

Franzens Mutter steckte den Kopf herein. „Der Herr Doktor war hier, konnte aber nicht so lange warten, bis Sie wiederkamen, und läßt schonstens grüßen.“ Hastig schloß sie hinter sich die Thür, als fürchte sie eine Frage nach ihrem Sohn, der noch nicht heimgekommen war, der jetzt überhaupt so oft erst spät heimkam. Sie

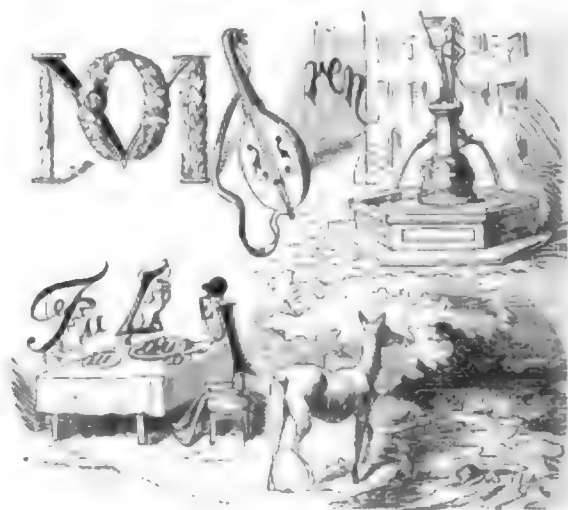
mochte das dem Lehrer nicht klagen, um Franz nicht dessen Gunst zu entziehen.

Morgenstern vergaß in diesem Augenblick jedoch Franzens, wie er all' der Gedanken und Empfindungen vergaß, die ihn eben noch erfüllten. „Wie thöricht und anspruchsvoll ich bin! Habe ich da nicht einen Sohn, so gut und herrlich ihn ein Vater sich nur wünschen kann? Es muß ja nicht grade eigen Fleisch und Blut sein. Man kann auch geistige Kinder lieben. Und sie stehen Einem zuweilen näher, als leibliche, die uns innerlich gar nicht verwandt sind. Mein lieber, guter Emil!“ Mit Liebe und Nahrung blickte er auf die festen, klaren Schriftzüge, womit in seiner Abwesenheit die Fehler in den Schreibheften verbessert worden. Das Zimmer dünkte ihm nicht mehr öde und einsam. Hatte doch vor kurzer Zeit noch Jemand hier gesessen, der ihm mit inniger Anhänglichkeit ergehen war, dem auch er einen großen, den größten Theil der Zärtlichkeit gewidmet, die sonst in seiner Brust brach gelegen hätte — ein vergrabener, ungehobener Schatz. (Fortsetzung folgt.)

Fliegende Blätter.

Ueber den Ursprung des Wortes *Toast* schreibt das „Athenäum“: Ursprünglich war der *Toast* materiell und hatte nichts mit Empfindung zu thun; er war das Stückchen braunen Zwiebads, welches in jeder Bowle Punsch schwamm. Als in König Wilhelm's oder Königin Anna's Tagen die modischen Nichtethiker in Bath sich im heißen Wasser bewegten, ihre Ghelade den schwimmenden Korkbrettern einnehmen oder auf unsichtbaren Seifeln sitzend die „Gazette“ lasen, wurden sie durch die Erscheinung einer Rumphe entzückt und in Staunen gesetzt, welche in einem höchst kalten Anzuge in das Bad kam, und glänzend wie Amphitrite selbst ansah, wenn sie im Meere einher schwamm. Die feinen Herren ganz besonders ehrten sie in der besten Art und Weise jener Zeit; sie tauchten ihre Fassen in das Wasser so nahe als möglich der Stelle, wo die entzückende Rumphe stand, und tranken es zu ihrer Ehre und ihrem Ruhm aus. Unter den eifrigen Zuschauern auf der Gallerie befand sich ein junger Mensch im glänzenden aller Geburtstags-Anzüge, mit Schönheitspflasterchen, Puder und Degen, und rief, diesen ziehend, mit allen Blumen und Figuren der Rede: „Lust, die damals gäng und gäbe waren, aus, daß er sich den Ruf aus der Klüffigkeit mache, daß er aber entschlossen sei, den Toast darin festzuhalten zu wollen. Damit meinte er die Dame im Bade, welche der plumpe Stüber in solcher Weise mit dem gerösteten Zwiebad verglich, der damals zum Punsch gehörte. Da der Sprecher ausah, als wollte er seine Rede zur That machen, so entstand ein allgemeines Auseinanderstehen der Bassetnymphen mit obligatem Geächel und athemlosen Pausen in der Flucht, ebenso wie zur Verfolgung einladend, als ansehend sie fürchtend. Und dann war ein Rufen der Herren nach ihren Degen und ein wirres Gedränge, um die bedrohte Söhne vor dem lauten Sprecher zu beschützen, der unterdessen froh nach der Königswiese fortgelockt, wo Niemand ihn aufhielt. Aber die Geschichte verbreitete sich in der Stadt, und von dem Tage an wurde das Wort *Toast* auf die Dame angewendet, zu deren Ehre man trinken wollte, bis es nach und nach die Worte bezeichnete, in denen diese Ehre ausgedrückt wurde.“

Bilderräthsel.



Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.



biten und gar nicht oft genug zu sagen, wie wundervoll es sich nach Tante Waldens Musik tanzen lasse — alle Das machten sich ganz von selber — und dann fängt Tante Walden immer wieder einen neuen Tanz an.

Schon wieder will das gehäufelte Dugend aufgeregt werden, denn es verbreitet sich mit Blüheschnelle unter ihnen von Mund zu Mund die trübe Kunde: Im Bunscheimer zeigt sich Ebbe — schreckliche Aussicht! — Better Otto wird als geflügelter Merkur auf Kundschaft ausgesandt — strahlend fliegt er zurück: „Schon naht die Flut! Johann und Christine sind eben mit der Leuchte in den Keller hinabgestiegen — halbe Füllung ist die Erde!“

„Hurrah! es lebe unser goldenes Großchen!“

Und Minute auf Minute — Tanz auf Tanz — Jubel auf Jubel — Glas auf Glas rauschen flüchtig dahin — plötzlich bläst der Nachtwächter unter dem Fenster.

„Schon zehn Uhr? — wie die Zeit vergeht!“

„O, ich glaube schon elf Uhr — zehn war es schon beim letzten Schottisch!“

„Alle Wetter, es ist zwölf Uhr!“

„Nicht möglich — Deine Uhr muß die galoppirende Schwind- sucht haben!“

Und doch ist es möglich und eine allgemeine Ablösung wird auf das Strengste vom Wohnzimmer aus diktiert, und kein Tröpfchen Wasser darf getrunken werden — was bleibt den armen, ver- schmachtenden Cousinen übrig, als noch ein Tröpfchen von dem entsehligen Getränk aus dem weißen Porzellaneimer?

O — und dann das Einmucken zum Nachhausegehen! In welcher grenzenlosen Verwirrung die sechs Dugend und einige Pelze und Mäntel und Ueberzieher und Hüte und Mützen und Kappen sich jetzt befinden — die Galoschen und Lächer gar nicht mal zu nennen — davon habt ihr keinen Begriff! Nichts ist zu finden — und jeder hatte sich doch so hübsch den Platz gemerkt, wohin er seine Sachen hängte oder legte — ein nedischer Kobold muß sich inzwischen mit der ganzen Gesellschaft einen Spaß erlaubt haben — sollte er etwa „Bunsch“ heißen?

Die Verwirrung und das Lachen und Aufen: „Hat nicht Je- mand meine Kappe gesehen — rosa mit weißen Schwanen?“ — „Hier! — hier! — hier! Cousinchen!“ — und drei galante Bet- tern werfen drei fremde Ueberzieher bei Seite und reichen die ersten besten drei Theaterkappen hinüber, die ihnen in die Hand fallen. „Nein, von denen ist es keine — die sind ja ponceau- und car- moisin- und anilinroth!“ — und sie folgen den drei fremden Ueber- ziehern auf einen Berg von Kleidungsstücken, der von Minute zu Minute mehr anwächst.

„So geht das nicht, Kinder,“ läßt die Großmutter sich jetzt vernehmen, „sonst stehen wir morgen früh um acht Uhr noch hier. Folgt meinem Rath und zieht heute das Erste — Beste an, was ihr findet, — ihr Alle kommt ja morgen Abend wieder zu uns, da läßt es sich austauschen — und glaubt mir, dann geht's besser!“

Daß die Großmutter doch immer recht haben muß — in fünf Minuten ist jeder eingekleidet, als sollte er sogleich nach Lappland wandern.

Und nach einem gar stürmischerherzlichen Abschiede von den Groß- eltern geht's hinaus in die klare Winternacht mit Mondschein und Sterngefunkel und blühendem, knisterndem Schnee, und ein jeder findet, daß es merkwürdig gelinde geworden sei, obgleich Groß- vaters Thermometer inzwischen noch um zwei Grade gefallen ist, und die Großmutter steht mit dem Licht in der Hausthür und ruft den Forteilenden fröhlich nach: „Gute Nacht, Kinder, und auf Wiedersehen morgen Abend!“

„Gute Nacht, Großchen!“ schallt es im vollen Chor zurück, und lachend und scherzend geht's ziemlich geräuschvoll dem Thore zu — bis plötzlich Tante Helene fragt: „Wo ist Georg?“

Niemand kann es sich erklären, wo Georg steden mag — wir aber wissen, daß der arme Georg schon seit einer halben Stunde mit Gretel in der Speisekammer nach dem weißen Patentgestrichten sucht — dort auf dem Wohlbeutel hat er gelegen und nun ist er ver- schwunden — und die armen Kinder müssen natürlich denken, daß dem Weißen ein Unglück zugestoßen ist — ja, Georg geht nicht von der Stelle, bis er seinen Shawl gefunden hat, und sollte

er bis — — da tritt zum Gluck die Küchen-Christine in die Speise- kammer und fragt mitleidig: „Suchen Sie etwas?“

„Ja, Christine, meinen Shawl — er ist weiß und doppelt- patentgestrich!“ sagt Georg und läßt Gretel's Hände los.

„O, den habe ich gut verwahrt — er war an die Erde ge- fallen — vorhin im Dunkeln!“ — und Christine nimmt den je- tigen Schwarzweißen vom Dreifußhaken herab.

„Das thut nichts, ich wasche ihn wieder!“ sagt die kleine, rei- zende, segnete, süße Hand und bindet Georg den Shawl um den Hals — aber das dauert unendlich lange, denn Georg hält nicht still und treibt allerlei Allotria, — wenigstens in Bezug auf's Shawlumbinden, — und dann muß doch noch gehörig Abschied genommen werden — — da ist es ganz natürlich, daß Georg's Wangen vom Nachrennen roth glähen und sein Herz laut klopft, als er endlich die Gesellschaft am Thore einholt, während Onkel Emil grade den Vorschlag macht, jetzt gleich bei dem „vergnügten Esbladen“ in Procession vorüber zu ziehen und ihm herzlich zu- zunicken.

Dieser Vorschlag wird von Allen mit Begeisterung aufgenommen und mit solchem Feuer ausgeführt, daß ein halbes Dugend Nach- wächter, die grade auf ein Schlummerständchen nach Hause pa- tronisiren, vor Kopfschmerzen über diese Niderei in ihrem Groß- vaterstube gar nicht zum Einmicken kommen können, was doch bei einem Nachtwächter viel heißen will.

Das ist das Ende von dem Brautkranz und dem Theeabende der Großmutter — und es ist — auf Ehre! — ein sehr hübsches Ende!

Ein österreichischer Dichter und Staatsmann.

Graf Auerberg (Anastasiu Grün).

(Fild 2. 293.)

Der Dichter heißt Anastasiu Grün, der Staatsmann Anton Auerberg. Beide sind aber eine und dieselbe Person; für Freiheit und Menschenwürde, welche das Lied des Dichters verherrlicht, ist der Staatsmann muthig in die Schranken getreten; in einer Zeit, wo man den Geist so gern der Materie opfert und vor lächer- lichen Vorurtheilen seinen Rücken beugt, hielt Auerberg unentwegt am Ideal fest und half den ewigen Rechten des Volkes eine Gasse bahnen. Er ist nicht Parteimann in der ordinären Bedeutung des Wortes, er steht auf einer höheren Warte als der Finne der Partei; aber wie seine Kunst aus dem klaren Vorne reinen Frei- heitsgefühls entspringt, so schöpft seine Rede aus den Tiefen einer festbegründeten Ueberzeugung, die sich mit unumschließlicher Sicherheit bewußt ist, daß Wissenschaft und Welt nicht umlehren, sondern vorwärts gehen, daß das ausschließende Vorrecht zum allumfassenden sich erweitere, die Willkür des Herrschens zur verantwortlichen Pflicht der Staatsleitung sich umgestalten und der ganze Organis- mus des Staates und der Gesellschaft von dem Athemzuge der Denkfreiheit und dem Pulsschlage der Gewissensfreiheit belebt werden müsse.

Die deutsche Literaturgeschichte wird den Namen Anton Auer- berg stets mit Auszeichnung neben Ludwig Uhland nennen. Sie hat kein zweites Dichterpaa aufzuweisen, dessen Stirn mit dem- selben Licht und Verdienst zugleich Vorbeer und Bürgerkrone schmückt.

Bei Anton Auerberg ist der Freisinn seiner politischen und religiösen Ueberzeugungen noch um so höher zu schätzen, als er seiner Abstammung nach zu den bevorrechteten Ständen gehört, bei denen eine solche Ueberzeugung als Ketzerei angesehen zu wer- den pflegt. Die Auerbergs sind ein altes Geschlecht, das vor acht oder neun Jahrhunderten aus Schwaben nach Äthrien ge- kommen sein soll. Die Fürsten von Auerberg sind die Herzoge jener Göttscheer, welche als Söldner- und Salamihändler zu den bekanntesten Straßenfiguren Wiens gehören. Der regierende Fürst ist jüngst in's Reichsministerium berufen worden. Im Jahr 1806 in Laibach geboren, wohnt Graf Anton Auerberg in seinem Stammschloß Thurn am Harb, das er seit Jahren nur verläßt, um einige Wintermonate in Graz zuzubringen. Seine erste Aus-

Bildung erhielt er in der thesesianischen Ritterakademie und in der Ingenieurakademie, worauf er sich an den Universitäten in Graz und Wien philosophischen und juridischen Studien widmete. Sein poetisches Talent bethätigte sich schon frühzeitig. Bereits im Jahre 1830 erschien seine erste Gedichtsammlung von größerem Umfange: „Blätter der Liebe“ und der im Verfaß des Nibelungenlieds gedichtete Romanzenkranz: „Der letzte Ritter“ (8. Auflage, Berlin 1860). Diese beiden Werke machten den Namen Anastasius Grün — so nannte sich Anton von Auersperg als Dichter — schnell berühmt. Noch mehr steigerte sich der Ruf desselben, als man erfuhr, daß auch die „Spaziergänge eines wiener Poeten“, welche 1831 anonym erschienen waren, aus der Feder von Anastasius Grün geflossen. Von seinen übrigen Dichtungen sind zu nennen: „Schutt“, „Nibelungen im Irad“, „Der Pfaff vom Kahlenberg“, „Krainische Volkslieder“ und „Robin Hood“. Außerdem hat er auch den Nachlaß seines unglücklichen Freundes Nikolaus Lenau herausgegeben. — Als politischer Lyriker hat Anastasius Grün die liberalen Bestrebungen in Oesterreich ohne Frage sehr gefördert und den freisinnigen Verfassungszuständen, wenn auch nur mittelbar, wirksamst vorgearbeitet. Als Lyriker überhaupt zählt er zu den ersten Dierden deutscher Dichter. Aus seinen Sachen spricht ein frischer, frohlicher Sinn, ein lauterer, lerngejunger, tüchtiger Geist.

Im Jahre 1839 hatte er sich mit der Gräfin Attems verheiratet und lebte seither ein glückliches Familienleben auf seiner Herrschaft Thurn am Harb. 1848 wurde er von den österreichischen Ständen in das Vorparlament gesandt und dann von dem laibacher Kreis in die Nationalversammlung gewählt. Von 1849 bis 1860 hielt er sich von der Politik ganz zurückgezogen. Erst jetzt, als außerordentliches Mitglied für Krain in den verstärkten Reichsrath berufen, fing er an, im öffentlichen Leben wieder eine Rolle zu spielen. Am 18. April 1861 erfolgte seine Ernennung zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses; auch gelangte er fast gleichzeitig als Abgeordneter des Großgrundbesitzes in den krainer Landtag, in welchem er das Interesse der Deutschen mannhaft vertrat. Am 12. März 1863 ward Graf Auersperg zum geheimen Rath ernannt und am 3. August 1865 bei der fünfshundertjährigen Jubelfeier der wiener Universität, „wegen seiner ausgezeichneten Leistungen im Dienste Apolls“, zum Ehrendoktor der Philosophie promovirt.

Die politische Rolle, welche Auersperg in der neuesten Entwicklungspphase Oesterreichs spielt, ist eine sehr bedeutende und wirkungsreiche. Die ganze Vergangenheit des Mannes verleiht seiner Stimme ein doppeltes Gewicht. Er ist kein Neuling mehr in der Politik, kein lustiger Enthusiast, der einem hohlen Ideal nachjagt; eine reiche Erfahrung, eine umfassende Bildung, eine in schlimmer Zeit tapfer bewährte Vaterlandsliebe, die jeden Ehrgeizes bar ist, haben ihm von Seiten der Regierung wie des Volkes das unbedingte Vertrauen eingetragen. Besonders in der Konfessionsfrage hat er seine Freisinnigkeit wieder bewährt. Jüngst wurde er mit 47 von 48 Stimmen zum Präsidenten der Delegirten des Reichsraths gewählt. Es ist einer der beliebtesten und verehrtesten Männer Oesterreichs, in ganz Deutschland hochgeschätzt, der diese wichtige Stelle einnimmt; möge es ihm vergönnt sein, Oesterreich einer freisinnigen Entwicklung dauerhaft entgegengeführt zu sehen.

Eine Polizeireise in Cincinnati.

Skizze

von

Friedrich Werländer.

Eine so friedliche und geschäftige Stadt das halb von Deutschen bewohnte Cincinnati ist, so hat sie doch trotzdem ihr „schlechtes Viertel“, und da sich mir die Gelegenheit bot, es eines Abends zu besuchen, so veräumte ich sie nicht.

In den Hauptstraßen der Stadt und im ganzen übrigen Theil derselben herrscht nämlich volle Sicherheit und man kann dort zu jeder Stunde der Nacht ungefährdet passiren, dieses Viertel aber

darfte von einem anständig gekleideten Menschen doch lieber zu vermeiden sein, denn der Auswurf der Bevölkerung hat dort seinen Wohnsitz aufgeschlagen, und wer sich dahinein mischt, hat sich die Folgen selber zuzuschreiben. Ermordungen dort fallen wenigstens gar nicht so selten vor, und noch am letzten Abend war ein Bootsmann in einer dieser Winkelgassen erstochen worden, ohne daß man bis jetzt im Stande gewesen wäre, den Thäter zu ermitteln.

Ein Fremder, der sich dort allein hineinwagte, würde außerdem nichts weiter zu sehen bekommen, als die der Straße zunächst gelegenen Trinklokale, und man würde ihm nie gestatten, weiter in diese Höhlenwirtschaft einzudringen. Dazu aber hat die Polizei das volle Recht und macht denn auch davon zu unregelmäßigen Zeiten Gebrauch, um hier und da einmal einem dort vielleicht versteineten Verbrecher auf die Spur zu kommen, oder die Injassen der verschiedenen, ihnen wohlbelannten Cabachen zu revidiren.

Einem solchen Streifzug, den zwei Polizeileutnants (der Eine von ihnen ein Deutscher) unternahmen, schloß ich mich mit einem Freunde an, und etwa um acht Uhr Abends trafen wir uns auf der einen Polizeistation, die an sich schon manches Interessante bot.

Es sind das nämlich die Plätze, wo aufgegriffene Vagabonden oder auch Verbrecher festgehalten werden, bis ihre Untersuchung eingeleitet und ihre Strafe bestimmt werden kann, und die Art, wie man sie dort unterbringt, ist so eigenthümlich wie praktisch. Man sperrt sie nämlich keineswegs in kleine, aus biden Mauern bestehende Zellen, mit eisenbeschlagenen Thüren und Schlössern und sorgfältig verwahrten Oesen, durch welche sie aber noch trotzdem manchmal ihren Weg zur Flucht suchen, sondern in einem großen Saal, am Tag durch Fenster, Nachts durch Gas erleuchtet, stehen vier oder fünf große viereckige, eiserne Käfige, aus starken Eisenblechbändern zusammengeklüftet und ebenfalls mit einem eisernen Boden versehen, zerstreut, und in ihnen befinden sich die verschiedenen Gefangenen. Die Zwischenräume zwischen den Eisenblechstreifen sind aber so weit, daß man überall leicht einen Arm durchstrecken kann, und gewahren dadurch über das Innere einen durch nichts gehemmten Blick. Polizeileute gehen außerdem fortwährend zwischen den verschiedenen Käfigen hin und her, und keiner der Injassen kann sich auch nur bewegen, ohne daß es bemerkt wird. An ein Ausbrechen ist deßhalb nicht zu denken, und ebensowenig können sie durch Feuer Unheil anrichten — das Eisen brennt nicht.

Eines der Zimmer übrigens mit eben solchen, aber nicht verschlossenen Käfigen ist für Obdachlose bestimmt, die selber bei der Polizei Schutz gesucht haben, und gerade an dem Abend hatten sich zwei Frauen mit kleinen Kindern da eingefunden, um hier die Nacht zuzubringen — ja vielleicht auch den andern Tag. Du lieber Gott, es war doch immer ein Schutz gegen Wind und Wetter und wer weiß, welches unsagbare Leid die armen Frauen erst durchgemacht, ehe sie diese letzte Hülfe in der Noth benützten.

Wir hielten uns übrigens nicht sehr lange bei der Besichtigung dieser verschiedenen Gruppen auf, sondern traten unseren Marsch an, der uns in die östlich gelegenen Distrikte der Stadt, oder in das sogenannte Negerviertel führte.

Zuerst besuchten wir hier eine Negerkirche, die sich, wenn auch an einem Wochentage, ziemlich stark besucht zeigte. Besonders ragten die „farbigen“ Ladies durch bunten Putz und Schmuck hervor, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn sie es schon den „weißen“ Ladies abgesehen hätten, nur deßhalb nämlich das Gotteshaus zu besuchen, um dort ihren bunten Plunder zur Schau zu tragen.

Der Geistliche — ein dunkler Mulatte, hielt eine schale, nichts-sagende Predigt voll lauter Phrasen und dabei ohne jede Begeisterung oder Wärme und etwa mit einer Betonung auf jedem Wort, als ob er immer hätte sagen wollen: „Nun, hab' ich nicht recht? — ist die ganze Sache nicht sonnenklar, und kann irgend ein vernünftiger Mensch irgend etwas dagegen einzuwenden haben?“ — Er blieb dabei auf der sehr breiten Kanzel auch nicht etwa stehen, sondern lief darauf hin und her, sich bald an diesen, bald an jenen Theil seiner Zuhörer wendend. Große Ruhe schien aber nicht beobachtet zu werden, denn fortwährend kamen und gingen Leute, und machten oft Lärmen dabei genug.

Uebrigens stand diese Kirche genau an der Grenze des verächtlichen Viertels, und von dort an begannen schon die einzelnen Buden und Trinklokale, aus denen hier und da der Ton einer einsamen Violine herauströnte. Es herrschte auch jetzt gerade kein rechtes Leben zwischen dieser Menschenklasse, denn der Fluß war zu niedrig, die Dampfboote konnten nicht fahren, und gerade die farbigen Dampfbootleute sind es, die hier ihre Orgien feiern und den schmutzigen Strudel in Bewegung halten.

Wir betraten jetzt einige der Blöcke, in denen unten, bei der Beleuchtung eines einzelnen Talglöcks, oder einer Petroleumlampe, schnöder Whisky und grauenvolle Cigarren feil gehalten wurden und nicht einmal mehr geschminkte weiße und schwarze Tirnen, durcheinander gemischt, ihr Glas tranken und ihre Cigarre rauchten. Die Herren von der Polizei hielten sich aber nicht lange in diesen vorderen Räumen auf, denn was hier weilte, brauchte das Licht — wenigstens dieser Nachbarschaft — nicht zu scheuen. Sie wußten auch überall schon genau Bescheid, wohin sie sich zu wenden hatten; bald krochen sie, unmittelbar hinter dem Schenkstand, eine steile Treppe empor, die eher einer Leiter gleich, bald wandten sie sich der Hinterthür zu, schritten über einen engen, stockfinsternen Hofraum und überraschten dadurch die Bewohner eines banfälligen, halbverfallenen Hinterhauses.

Wir folgten ihnen natürlich auf dem Fuß und: „Jammer, von keiner Menschenseele zu fassen!“ hätte ich manchmal ausrufen mögen, wenn wir einzelne dieser hohlenartigen Wohnungen betraten.

Dort, unter Pumpen, lag auf einer schmutzigen Strohmattlage eine menschliche Gestalt zusammengelauert.

„Wer ist das?“

„Meine Schwester,“ sagte eine alte, in der Ecke lauernde Frau, die man natürlich keines Grußes gewürdigt hatte, „sie ist krank.“

Auf dem Tisch flackerte ein fast niedergebranntes Talglöckchen seinen blassen, unbestimmten Schein durch das Gemach, blies doch der kalte Nachtwind durch drei oder vier losgefallene Planen in der Wand, aber der amerikanische Polizeileutnant begnügte sich nicht mit der Antwort — war es doch ein zu gewöhnlicher Kniff dieser Art Leute, irgend Jemanden, den sie verstoßen wollten, für einen Kranken auszugeben. Er zog ziemlich unsanft die Decke fort, und schen und erschreckt schaute ein hohlhängiges, bleiches Antlitz zu ihm auf. Es war in der That die kranke Schwester.

„Holla, Betsy, seit wann seid Ihr wieder nach Cincinnati gekommen?“

Die Kranke konnte nicht antworten und zog die Glieder fröstelnd zusammen, so daß der Lieutenant ihr die Decke wieder überwarf. Die Schwester antwortete für sie.

„Ihr Mann hat sie so mißhandelt und die wenigen Cents, die sie verdient, auch noch vertrunken, ohne ihr je nur einen Laib Brod in's Haus zu tragen. Da hat sie sich hier herunter geschleppt, um hier zu sterben.“

Es war ein Bild des Jammers, nicht des Verbrechens, und doch lehnte daneben auf einer alten Schiffsleiste ein halbtrunkenes, schwarzes Mädchen, das nur noch genug Befinnung hatte, um die zerfetzten Oberkleider ein wenig zusammen zu raffen.

Wir gingen weiter. Aus diesem Hintergebäude gleich in ein anderes hinüberfreiend — und der Weg war nicht angenehm, denn man sah gar nicht, wohin man den Fuß setzte, — erreichten wir ein niederes, schmales Haus, in welchem oben, in zwei verschiedenen Fenstern Licht brannte. Ohne Zögern stiegen wir die eine, durch die offenstehende, obere Thür matt beleuchtete Treppe hinan und fanden oben in dem Gemach Gesellschaft. Zwei junge, weiße Damen lebten hier in dem ärmlichen Raum, und auf einem dreibeinigen Stuhl saß ein Neger-Elegant, seinen Filzput etwas verlegen in der Hand herumbrehend.

Der eine Polizeileutnant trat, ohne die Gruppe mehr als eines flüchtigen Blickes zu würdigen, in das nächste Zimmer und leuchtete hinein — aber es war leer. Eines der beiden Mädchen wohnte wahrscheinlich darin, und war hier auch wohl weiter nichts Verdächtiges zu finden — nichts wenigstens, gegen was die Gefeße des Staates hätten einschreiten können.

Als wir die Straße wieder erreichten, hörten wir in einer der nächsten Negerpfeifen Musik und fanden den Raum gedrängt voll

Menschen. Ein paar von diesen brückten sich nun wohl ab, als sie die Polizeiformen erkannten, denn es gibt Konstitutionen, denen dieselben antipathisch sind; die meisten hielten aber wader Stand, und wir fanden jetzt im Inneren einen alten Neger, beide Hände auf das Widerläsche verkrüppelt, der mit den Stumpfen eine Art von Banjo spielte und mit dider, schwerer Stimme ein paar amerikanische Gassenhauer in seinem Negerdialekt sang.

Der eine Polizeileutnant wünschte mir gern den Genuß eines Negertanzes zu machen, aber die Damen schienen sich zu geniren; es wollte keine den Anfang machen, bis er sich eine aus dem Schwarm herausfing und ihr ein Stück Papiergeld vorhielt, das sie haben sollte, wenn sie ein Zip tanzte. Sie schien allerdings, trotz dem Geld, keine besondere Lust dazu zu haben, sah aber auch, daß sie nicht wieder fort konnte, denn er hielt sie fest, und griff deshalb nach dem Gelde. Es war eine kleine dicke, wie es schien, unbehülliche Gestalt, warf aber jetzt die Füße nach dem Takt der von dem alten Neger gespielten Musik mit außerordentlicher Geschicklichkeit um sich, daß sie mit Haden und Zehen selbst die Zweihunddreißigstel zu den Achtelnoten schlug. Wie wir aber nun glaubten, daß sie jetzt selber warm in dem Tanz geworden wäre, machte sie plötzlich einen Seitensprung und tauchte mitten zwischen die laut ausschauende Zuschauermasse unter, aus der sie natürlich nicht wieder herausgeholt werden konnte.

Das genügte übrigens auch vollständig für eine Probe, und wir schritten über die Straße nach einem anderen Gebäude hinüber, dem die Polizisten nicht recht zu trauen schienen. Dort fanden wir in einem Raum, den ein einzelner Mann fast beanspruchen würde, wenn er bequem leben sollte, eine ganze Kolonie von Familien, und zwar zwei Negerfamilien und — eine deutsche in Schmutz und Unrath dabei, den es nicht möglich wäre zu beschreiben. Ich konnte mir auch nicht helfen und frug den Deutschen, wie er nur im Stande sei, es in einer solchen Pesthöhle mit den Seinen auszuhalten, aber er zuckte die Achseln und meinte: „es wäre ihm hier in Amerika nicht besonders gut gegangen, und die Neger seien nicht so schlimm, als sie gemacht würden; es ließe sich recht gut mit ihnen leben.“

Der deutsche Polizeileutnant sagte mir übrigens nachher, daß nicht etwa die Noth deutsche Familien in einen solchen Zufluchtsort dränge, sondern daß sich derartige Volk wahrscheinlich schon daheim in ähnlicher Umgebung herumgetrieben habe, oder hier durch überliches Leben dazu gebracht sei. Uebrigens waren die Fälle gar nicht etwa so selten, und ich konnte verschiedene „deutsche Familien“ in „ähnlicher Art“ gehäust finden.

Wieder über die Straße hinüberkruzend, betraten wir ein anderes Schenklokal, in welchem drei Neger Knoten mitsammen spielten.

„Wo habt ihr denn den Einsatz?“ frug sie der Polizeimann, und sie wußten recht gut, daß sie nicht um Geld spielen durften.

„O, Mister,“ sagte der eine Neger grinsend, „wissen wohl, wir sind viel zu arm, als daß wir um Geld spielen könnten — spielen nur darum, wer von uns nächstes Jahr Präsident wird.“

Der Polizeileutnant lachte und ging der Hinterthüre zu.

„For Gods sake Massa!“ sagte der eine Neger aufspringend, und mit ziemlich lauter Stimme: „Nehmen Sie sich in Acht, es ein großes Loch im Hof.“

„Schon gut, mein Bursch,“ rief aber der Polizeimann ärgerlich, „kummere Du Dich um Dich; ich kenne den Platz vielleicht so gut wie Du“ — und ohne sich weiter irre machen zu lassen, stieg er im Hof rasch einige in den Grund gestochene Stufen — die bei Regenwetter völlig unpasseierbar sein mußten — hinauf und verschwand dann in dem oberen Haus, oder vielmehr in der Dunkelheit. Ich muß jedoch gestehen, daß wir Anderen ihm viel vorsichtiger folgten, denn die Warnung mit dem tiefen Loch war an uns nicht so spurlos vorübergegangen. Wir erreichten jedoch glücklich das obere Gebäude, ohne freilich etwas Verdächtiges dort zu finden. Hatte sich irgend Jemand da versteckt gehabt, so war es ihm auch ein Leichtes gewesen, sich aus dem Staub zu machen, denn er brauchte nur über eine der nächsten, niederen Planen zu steigen, um damit schon vollständig aus Sicht und Bereich zu kommen.

In der nächsten Bude fanden wir, neben anderen weiblichen



Auf dem Rückweg nach dem bessern Theil der Stadt sprachen wir noch, der Werthwürdigkeit wegen, in einem echten Negerbillardsaal vor, denn die schwarzen, neugebadenen „Gentlemen“ haben sich jetzt eifrig diesem Spiele zugewendet. Der Besitzer desselben schien indeß ebenfalls unter den „schlechten Zeiten“ zu leiden, denn wir fanden keinen einzigen Gast mehr in dem elegant genug ausgestatteten Raum, der, eine Treppe hoch gelegen, ein großes, hübsches Billard und einen reich ausgestatteten Schenkestand zeigte. Wir tranken auch dort einmal und ließen uns einige Cigarren geben und fanden beides, Getränk und Tabak, gut und preiswürdig.

Am nächsten Morgen wohnte ich auch einer Gerichtssitzung bei, wo die aber Nacht ausgebrachten Vagabonden abgeurtheilt und verschiedene andere Dinge verhandelt wurden. Es war aber die alte, sich ewig wiederholende Geschichte: Trunkene, die in ihrem Rausch Prügeleien angefangen, Frauen, die von ihren Männern mißhandelt worden, und in ihrer Verzweiflung bei den Verurtheilten Schutz suchten, nichtsinnige Tirnen, die einander in die Haare gerathen, und würdige dicke Damen, die Hute mit allen möglichen seidenen Bändern und Blumen besetzt, die bezudigt waren, ein läderliches Haus zu halten, das durch seinen ewigen Lärm die Nachbarschaft ununterbrochen störte. Es that einem denn ordentlich in der Seele wohl, die gerechte Entrüstung zu sehen, mit welcher sie eine solche Verdächtigung von sich wiesen, und die Resignation zugleich, mit der sie sich zu fünfzig Dollars Strafe oder auch sechs Monat Gefängniß verurtheilen ließen. Ueberhaupt fiel mir auch auf, daß die Strafen von einem alten, sehr ruhigen Herrn, besonders für Straßenaufzug, außerordentlich streng und unerbittlich diktiert wurden. Sechs bis zehn Monat Arbeitshaus lagen in den paar Stunden für gewöhnlichen Unfug mehrere Male vor, aber es mag auch unumgänglich nöthig sein, denn wenn man nur in die von Verbrechen und allen bösen Leidenschaften gesühten Züge dieser Menschenklasse schaut, so kann man sich nicht verhehlen, daß sie eine leichte Strafe nur verpöhlen würden. Selbst diese kann sie nicht heilen, sondern entzieht sie nur für kurze Zeit ihrem läderlichen und wilden Leben, das sie, wenn wieder freigegeben, doch augenblicklich von Neuem beginnen.

Ein höchst interessanter Fall kam an dem Morgen vor, leider aber nicht zur Entscheidung, und zwar ein junges, der Brandstiftung beschuldigtes Mädchen. In der Nachbarschaft waren, bald hintereinander in unerklärlicher Weise, mehrere Brände ausgebrochen, und das halbe Kind, denn sie konnte kaum dreizehn Jahre zählen, wurde beschuldigt, das Feuer an allen diesen Stellen angelegt, ja es sogar gegen Einen der Zeugen gestanden zu haben. Aber keiner von Allen klagte sie an, die That böswillig verübt zu haben, denn dazu lag nicht der geringste Grund vor, der dagegen in einer Art von Wahnsinn, in einer Krankheit, gesucht werden sollte, die sie zwang, überall Feuer anzulegen, um sich nachher an der Glut zu freuen.

Sie selber saß gebückt auf der Anklagebank, und das große Bonnet, das sie trug, beschattete ihre, nur selten sichtbaren Züge. Ihr Advokat saß an ihrer Seite, flüsterte nur manchmal mit ihr, und behauptete ihre Unschuld. Sie selber sprach fast gar nicht, nur wenn er sich mit einer Frage leise an sie wandte, schien sie mit ein paar ganz kurzen Worten zu erwidern. Die gegen sie vorgebrachten Verdachtsgründe reichten indeß noch lange nicht hin, sie zu verurtheilen — wirkliche Beweise waren gar nicht vorhanden, und der Fall mußte deshalb auf einige Zeit hinausgeschoben werden, um beiden Theilen Gelegenheit zu geben, sich zu Anklage wie Vertheidigung zu rüsten.

Leider verließ ich schon vor der Zeit Cincinnati.

Federzeichnungen aus Baden.

Von G. Rebenius.

7. Eine Schöffengerichtssitzung.

Die neue Gerichtsorganisation, welche im Jahre 1864 in's Leben trat, hat dem badischen Lande eine Einrichtung gebracht, deren nähere Schilderung schon aus dem Grunde nicht am unrech-

ten Plaze sein dürfte, weil sie gewissermaßen einzig in ihrer Art dasteht: wir meinen das Schöffengericht.

Gerade da das Schöffengericht sich mit Bagatelgeschichten, die weniger das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen, zu beschäftigen hat, vorzugsweise befaßt, gerade deshalb, weil diese unbedeutenden Prozesse in der Regel ohne Sensation ihre Erledigung finden, gerade deshalb, sagen wir, dürfte es für den mit dieser Einrichtung nicht vertrauten Sachmann und Laien interessant sein, etwas Näheres darüber zu erfahren.

Denn eben in dem Schöffengerichte tritt uns in der neueren Zeit zum ersten Male der Versuch entgegen, das bürgerliche Element in der ganzen Rechtspflege tributpflichtig zu machen und ein Prinzip, das bisher bloß in Straffällen der ernstesten Natur sich geltend machte, auf das ganze Rechtsleben zu übertragen.

Allerdings ist dieses Prinzip nicht ganz folgerichtig auch in dem badischen Systeme durchgeführt worden, was die ganze Bedeutung des eingeschlagenen Wegs nicht nur abjauwärt, sondern, unserer Ansicht nach förmlich in Frage stellt.

Der Melurs von dem Schöffengerichte, als der ersten Strafinstanz nämlich, sowie die bedeutenderen Vergehen, die jedoch noch nicht der schwurgerichtlichen Aburtheilung unterliegen, geht an die sogenannte Strafkammer der Kreisgerichte, an deren Zusammensetzung bloß rechtsgelehrte Richter Theil nehmen, und bei welchen demzufolge das bürgerliche, oder wenn man will, vollstliche Element nicht partizipiert. Damit ist allerdings logisch das ganze System über den Haufen geworfen, da nicht einzusehen ist, weshalb die Mitte ändern Prinzipien unterworfen sein soll als der Anfang und das Ende. Wenn irgend Etwas, so ist diese Inkonsequenz geeignet, aprioristisch gegen die neue Einrichtung Bedenken zu erregen, und in der That halten wir, von der Erfahrung ausgehend, daß jeder Widerspruch in sich unhalbar ist, diese Unbegreiflichkeit für die Achillesferse der ganzen Organisation.

Die Bedenken allerdings, welche vielfach gegen die Einrichtung der Schöffengerichte vor und nach deren Einführung sich geäußert haben und von Sachmännern sowohl als Laien des öfteren ausgesprochen wurden, haben sich bis jetzt nicht bei der Wirklichkeit bestätigt. Wir selbst gestehen, dieser Neuerung nicht das gehörige Vertrauen von Anfang an entgegengebracht zu haben, und selbst von Beamten haben wir seiner Zeit davon, gewissermaßen als von einem Neuerungsschwindel, sprechen hören. Wenn übrigens je einmal der allerdings bedenkliche Satz: Probiren geht über Studiren, sich richtig erwiesen, so ist es hier der Fall. Es ist Thatfache, daß das badische Volk bis jetzt mit dieser Einrichtung sehr gut zufrieden, daß dieselbe somit das vollgültige badische Bürgerrecht sich errungen. Das schließt freilich noch nicht aus, daß sich vielleicht bei der ersten, besten Gelegenheit das auf keinem Prinzip, sondern auf dem Boden des Experiments stehende Volksurtheil auch alsbald wieder wenden und in sein gerades Gegentheil umkehren kann.

Sollen wir in wenigen Worten das Schöffengericht charakterisiren, so möchten wir es das Geschwornengericht en miniature nennen. Wir glauben den Beleg für die Richtigkeit dieser unserer Behauptung schon in dem äußeren Umstand zu finden, daß ein ausländischer Fremder, welcher natürlich mit den Neuerungen des badischen Staats nicht allzu vertraut war und zufällig einer Schöffengerichtssitzung beizuwohnte, in der Meinung, ein Schwurgericht vor sich zu haben, sein Befremden äußerte, daß in Deutschland solche Vapallien vor ein Schwurgericht gebracht würden.

Die Kompetenz des Schöffengerichts erstreckt sich, wie gesagt, auf kleine Strafsachen und auf Ehrenkränkungsllagen. Dieselben haben im Allgemeinen, Lokalinteressen ausgenommen, natürlich nur ein untergeordnetes Interesse, und gerade der Einwurf, daß dadurch dem ohnehin nur allzu wuchernden Klatschwesen neue Nahrung gegeben werde, ist nicht am Meisten zu verwerfen. Es findet statt unter dem Präsidium eines, in neuerer Zeit gewöhnlich ziemlich jungen Amtsrichters und zweier rechtsprechenden Schöffen, die jeweils aus der Schöffenliste ausgelooßt werden. Gewöhnlich stehen, der Unbedeutendheit der vorliegenden Fälle wegen, keine Vertbeidiger zu Gebote, da die Bezahlung der nicht unbedeutenden Vertbeidigungskosten gewöhnlich dem Klienten selbst zur Last fällt und die im Polizeistrafgesetzbuch vorgesehenen Fälle, welche dem Schöffen-

gericht unterliegen, derartige Auslagen größtentheils nicht rechtfertigen. Moß in Ehrenkränkungsfällen, deren Zahl leider täglich in Baden zunehmen scheint, ist die Verteidigungsbeihilfe mehr Regel als Ausnahme, da es hier durchschnittlich den Parteien mehr auf Rechthaberei, als auf das wirkliche Recht anzukommen scheint.

Ogleich, wie wir oben angegeben, die eigentlichen Polizeistrafälle, welche hier unserem Auge und Ohre bloßgegeben werden, weniger interessant schon der Natur der Sache nach sein können, so ist doch der Umstand, daß man einer badischen Schöffengerichtsfung, ja vielleicht länger als einer Kammerung, ohne Langweile zu empfinden, beiwohnen kann, insofern durchschlagend, als er das dramatische Interesse, welches hier in Kleinigkeiten mit Erfolg durchgeführt wird, konstatirt.

Wenn man ein Schöffengericht betritt, so wundert man sich über die Feierlichkeit, über den Nimbus, der über so geringfügige Rechtsachen ausgebreitet ist. Der vorsitzende Richter mag allerdings seiner Würde als Präsident hier am Ersten bewußt werden, und dieß mag mit auf das Imponirende einwirken. Allein schaden kann es der Sache, und sei sie noch so unbedeutend, nicht, wenn sie mit möglichstem Ernste behandelt wird. Das möge man vor Allem bedenken, ehe man darüber spötteln will.

Daß trotz der Geringfügigkeit der zu verhandelnden Rechtsachen hier und da recht bedeutende Rechtsfragen dem schlichten Bürger zur Entscheidung unterbreitet werden, ist selbstverständlich, da gerade darin das hohe Moment des Rechts liegt, daß es selbst im kleinsten Atome die Elemente der größten Wirkungen liefern kann.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat mehreren Sitzungen beigewohnt. Es handelte sich in der Regel um kleine Diebstähle, unbedeutende Betrügereien, geringe Körperverletzungen. Von größerm Interesse waren die Ehrenkränkungen, die sich manchmal gegenseitig wetschlügen. Eine sehr komische Ehrenkränkung, von der ich nur nicht begreifen konnte, wie sie anhängig werden konnte, betraf die Thatfache, daß einer, der Fischer hieß, einen Andern, der gleichfalls Fischer hieß und mit dem er allerdings nicht im besten Einvernehmen stand, im Wirthshause mit den Worten: „Guten Morgen, Herr Fischer,“ angesprochen hatte. Wir glauben nicht beifügen zu müssen, daß die Schöffen den Kläger gebührendermaßen abweisen und in die Kosten verfallen.

Jedenfalls — das scheint nach der Erfahrung feststehend — ist das Schöffengericht eine Einrichtung, die den Keim zu einer weitergehenden, fruchtbringenden Rechtsentwicklung in sich schließt und deshalb nicht mit vornehmem, oder gar mit leidigem Nasenrumpfen und Achselzucken abzufertigen ist, sondern nach ihrem wirklichen, in der Erfahrung erwielenen Werthe in's Auge zu fassen und vielleicht mit allen ihren Konsequenzen auch anderwärts zu realisiren werth sein dürfte.

Ein Liebesbote.

(Zit. E. 213.)

Wir entlehnen diese Dichtung den Liedern aus der Heimath (Düsseldorf, Verlag von Breidenbach u. Comp.), welche durch die treffliche Auswahl ein schönes Gesamtbild unserer deutschen Lyrik geben, von der Krenzel jüngst, eine Lebensstizze Anastasius Grün's eröffnend, so schön sagte: „Mannigfaltig wie die Natur der verschiedenen Landschaften unseres Vaterlandes ist auch unsere Lyrik. Wie in einem Zauber Spiegel schauen wir in ihren Versen Deutschlands Ströme und Wälder, die alten Dome und die epheubekränzten Burgruinen, unsere Erinnerungen und unsere Hoffnungen vorüberziehen; zeigt sie nicht die ganze Tiefe, so doch den ganzen Reichtum unseres Wesens.“ Nicht ein solcher Zauber Spiegel ist das löstliche Album, aus dem die Illustration des schönen Gedichtes Anastasius Grün's stammt, der als Anton Alexander Graf von Anersperg in dem politisch neugebornen Oesterreich eine so hervorragende Rolle spielt.

Sehnsuchtskrank nach dem geliebten Jungen,
Dessen Bild ihr tief in's Herz gedrungen,
Sprach das Mägdelein beidend zu dem Vater:
„Frommer Mönch, des Seelenheils Berather,

Wißt, so streng das Haus mein Vornund hütet,
Gegen jedes Mäuleins Einlaß wüthet,
Wüßte doch mein Liebster einzubringen,
Im Gewand der Magd mußte's ihm gelingen.
Sagt ihm nun, daß er nicht widerlehre,
Daß ich küßend ihm den Einlaß wehre;
Wüßte doch Mäulein, das er mir gegeben,
Ihm zurück als Abschiedsgesand für's Leben.“
Er, wie schon sprach die so schambar Synde,
Er, wie war der Mönch so blind, so blöde,
Denn das Mäulein sag's ihm selbst am Ende,
Daß es nicht geformt für Frauenhände!

Klar doch war der Vorstadt Sinn dem Jungen,
Dessen Herz ihr süßer Bild bezwungen;
Denn's noch nie gelang zu ihr zu kommen,
Nur wohl wußt er's: Magdengewand ward frommen!
Händelüssend spricht er zu dem Vater:
„Frommer Mönch, ihr, unfres Heils Berather,
Sagt der Maid, wie tief mich's schmerzt zu weichen,
Ihr Gebot doch ihr ich; des als Zeichen
Bringt zurück dieß Armband ihr von Wolke,
Das mir einst als Huldsgesand bot die Holde.“
Er, wie ist der Knabe schon nicht milder,
Doch wie blieb der Mönch ein Blödd' und Blinder,
Denn sonst müßte ihm selbst dieß Armband sagen,
Daß nicht Männer solchen Goldreiß tragen!

Abends, als die Sternlein aufgegangen,
Hielten Knab' und Maid sich lieb umfangen;
Draußen blüht'n und glüht'n verschwag'ne Rosen,
Innen blüht's und glüht's von Kuß und Noien,
Lachend segnet sie die Liebesnoien
Ihres Wibes und den blinden Voten;
Doch die Täublein ahnen nicht im Neste,
Wer der Schlaute Aller und der Beste.

Einjam an dem Fenster seiner Zelle
Reimt der Mönch und blickt zur Sternenhelle,
Saugt den Vorriech der Blumenglocken,
Hört des Sprossers Locken und Frolocken,
Und er denkt der Maid und denkt des Knaben:
„Was mir selbst verlag, mag's And're haben!“
Weichwie Rosenzweig bei Sternennächte
Sucht ihm Lächeln auf dem Angesichte:
„Reibt nur in dem Wagn, ihr guten Kinder,
Daß ich nichts erweh, ein Blödd' und Blinder!“

Fliegende Blätter.

Napoleon's Schimmel. Den der Kaiser bei Waterloo ritt, hieß Acacia; er war damals vier Jahre alt, von wunderbar schönen Formen und außerordentlicher Kraft. Als Napoleon gegen das Ende der Schlacht, verzweifelt über Grouchy's unerklärliches Ausbleiben, seine Garde dekamirt sehen mußte, sprengte er den feindlichen Quarrés zu, um als Ziel seiner Laufbahn einen rühmlichen Tod zu suchen. Unter den Leichen und Verwundeten, welche auf dem Schlachtfelde lagen, befand sich auch ein gewisser Peter A. aus Vire, dem eine Kanonensugel das Bein weggerissen hatte. Acacia setzte auch über ihn hinweg. Als A., sein Haupt erhebend, den Kaiser erkannte, rief er ihm ein „Vive l'Empereur!“ nach und sank ohnmächtig zurück. — Ein Vierteljahr später war Napoleon auf St. Helena; Peter hatte ein hölzernes Bein und war Minister seines Dorfes geworden; Acacia gehörte den neuen Besitzern der Zisterzien. Nach der Revolution von 1830 wurde er an einen Bürger von Vire verkauft, der ihn unter der Bedingung, daß das Thier nicht veräußert werden dürfe und bis an sein Ende das Gnadenkred erhalte, einem andern Bürger des Ortes schenkte. Eines Tages, als Peter A. an der Spitze eines Prantzuges einhermarschirte, erblickte er den Schimmel; der Hufbeuge entschlüß seiner Hand, ein helles „Vive l'Empereur!“ entquilt seiner Brust, und weinend fällt er dem Pferd um den Hals. Nun erhielt er die Erlaubniß, bei den Prantzügen den Acacia besteigen zu dürfen. So ritt er auch im Jahre 1832, seine Geige spielend, im Schritt einen steilen Hügel hinab; da stolperte Acacia über einen Kiesel, fiel, brach ein Bein, und — der unglückliche Minister den Hals.

Emmenthaler Käse. Die „Agrarwirtschaft, Blätter“ bringen einige interessante Daten über die Entwicklung der Käsefabrikation im Emmenthal. Die emmenthaler Käse sind schon vor etwa 100 Jahren nach dem Elß, Lothringen, Posen u. s. w. ausgeführt worden. — Später nach Italien und Norddeutschland, Belgien und Dänemark. Während bis 1810 nur auf den Bergen im Sommer von den Seemercen größere Käse fabrizirt wurden, ließen von da ab die Thäl- und Dorfseereien diesen den Rang ab, und so vermehrte sich die Produktion in großem Maßstabe. Seit dem Jahre 1820 hat der Handel immer größere Dimensionen angenommen, so daß in der Gegenwart kaum ein wichtiger Handelsplatz sich finden wird,



Nur Armenlehrer.

Novelle von Marie v. Nozowka.

(Fortsetzung.)

II.

In einem prächtig ausgestatteten Zimmer befanden sich zwei Damen — Mutter und Tochter.

„Ich habe einmal kein Glück mit meinen Kindern!“ seufzte die Erstere und lehnte sich verstimmt in die Sophaede zurück. „Nacht um Nacht nun der Vater dafür verantwortlich, daß Oswald so viel verbraucht, wieder eine große Summe verloren hat. Und Du vollends —“

„Aber mein Gott, was habe ich denn verbrochen? Gehorche ich Dir nicht in allen Dingen? Habe mich wenigstens immer bemüht, es zu thun.“ Ein tiefer Athemzug klang fast wie ein verhaltener Seufzer.

„Bemüht! Das ist's eben! Es gilt Dir nicht als Freude, wie es sein sollte, sondern als Mühe, als Last und Opfer, mir zu gehorchen! Womit habe ich das verdient?“

„Liebe, beste Mutter —“ Eine Umwandlung von Gähnen unterbrach ihre Worte. „Ich bin noch so müde von gestern,“ entschuldigte sie sich.

„Und bin ich es etwa weniger? Hätte ich, in meinen Jahren, nicht ein größeres Recht, abgesehen zu sein? Mähe ich aber jemals darüber? Und für wen opfere ich mich auf, ohne daß es im Geringsten anerkannt wird? Statt entzückt darüber zu sein, daß ich Dich unablässig auf Bälle und in Gesellschaften, von einem Vergnügen zum andern führe, gähnst Du und hast die Miene eines Opferlammes.“

„Ich kann doch nicht dafür, daß mich das Alles so angreift und ermüdet, bin Dir und dem Vater ja von Herzen dankbar —“

„In welchem Leichenbitterton das herauskommt! Du hast nicht den geringsten Ehrgeiz, bist gar nicht meine Tochter! Es ist Dir gleichgültig, daß Du durch die Kostbarkeit Deines Anzuges die Toilette der hochgeborenen Damen überstrahlst. Hätte ich in Deinem Alter nur einen kleinen Theil Deines Schmuckes gehabt, ich wäre im siebenten Himmel gewesen. In die Gesellschaften zu kommen, die Dich langweilen, würde ich für ein ganz unmenndbares Glück —“ Sie hielt inne, biß sich ärgerlich auf die Lippen.

„Erzähle mir etwas aus Deiner Jugend.“ Die junge Dame sagte es mit mehr Antheil, als sie bisher gezeigt hatte. „Ich weiß nur, daß Du nicht reich warst, der Vater eine sogenannte Liebesheirath schloß.“

Es zuckte wie Hohn um die Lippen der Mutter. Sie war durchaus nicht geneigt, auf etwas einzugehen, das sie am Liebsten ganz verdrängt hätte und nur unbedachtamer Weise in ihrer jetzigen gereizten Stimmung berührte.

Auch die Tochter schwieg betroffen. Sie fürchtete, etwas Verlegendes gesagt zu haben.

Die Mutter nahm indeß den bedenklichen Ausdruck muthig auf. „Sogenannte Liebesheirath — ganz recht. Du siehst daraus, daß dergleichen Ranchelei zu wünschen übrig läßt, daß eine wahre Liebesheirath nur diejenige ist, in welcher beide Theile einander gleich sind, auf derselben Höhe stehen. Du wirst also glücklicher sein als Deine Mutter — ganz glücklich.“

„Auf derselben Höhe? Wir sind von neuem Adels und Baron Harleben von allem. Ich dachte zuweilen schon —“

Die Mutter unterbrach sie lebhaft. „Deine Mitgift wiegt einen Stammbaum zehnmal auf. Sie muß ihm sehr erwünscht sein. Der Vater weiß freilich nichts davon und darf es auch nicht erfahren — allein ich habe Oswald ausgehört und mir aus seinen Aeußerungen zusammengestellt, daß der junge Baron sein väterliches Erbe größtentheils verbrauchte. Du wirst durch Dein Vermögen also immer ein bedeutendes Uebergewicht über ihn haben.“

Kurelie öffnete groß die halbgeschlossenen Augen. „Aber, liebe Mutter, dann bewirbt er sich um mich wohl mehr wegen meines Geldes, als aus Liebe zu mir.“

Unmuthig drehte die Mutter sich nach dem Fenster. „Ich begreife gar nicht, welcher Geist heute in Dich gefahren ist. Wider-

spruch und kein Ende, von denen einer immer toller ist als der andere. Meinst Du, klüger zu sein als ich? Wird Deine Mutter nicht besser wissen, was Liebe, wirkliche Liebe ist, als Du? Einfach gehorchen und glücklich sein ist Deine Sache, nicht grübeln und die Ansicht Deiner Mutter bekräfteln.“

Kurelie hatte den Kopf geneigt. „Ich gehorche ja. Möchte nur geliebt werden — recht von Herzen geliebt, träume mir das so schön.“ Ihre Stimme war zum Flüstern herabgesunken. „Da beneide ich manchmal die ärmsten Mädchen, selbst unsere Mally. Die wissen doch, wenn ein Mann ihnen von Liebe spricht, daß es nicht ihrem Vermögen gilt, sondern ihrer Person. Ich bin so wenig hübsch — und fürchte, daß mich Niemand wahrhaft lieben kann.“

„Eine Narrin bist Du!“ rief die Mutter zornig. „Hast so wenig Selbstgefühl, wie Stolz oder Ehrgeiz.“ Dann milderte sie den herben Ton, bei dem Kurelie erschrocken zusammengefahren war. „Eine Schönheit bist Du freilich nicht, hast von mir die Augen, sonst Vaters Gesicht. Auch fehlt Dir etwas von der blühenden Farbe, die ordinäre Leute haben, zum Beispiel unser Hausmädchen. Doch ist diese Blässe vornehm, da Du einmal nicht, wie ich oft rieth, Noth auflegen willst.“

Allerdings war Kurelie keine Schönheit — ward noch heute von der Mutter verbunkelt. Die Letztere fühlte, daß sie das Thema ändern müsse, um das Mädchen nicht noch mehr zu verstimmen, warf beiläufig hin: „Doktor Ellern ließ sich ja lange nicht sehen, Du bist ihm doch nicht etwa zu nahe getreten?“

„O, wie sollte ich?“ Ein kaum merkbare Anhauch von Lebensfarbe stieg in die bleichen Wangen, um sogleich wieder zu verschwinden.

Die Mutter lächelte halb mitleidig. „Er ist ein begabter, junger Mann — alle Welt sagt es. Gelehrte sind zwar immer sehr langweilig, aber es gehört zum guten Ton, dergleichen zuweilen in seinem Salon zu sehen. Eine Fierde desselben sind sie freilich nicht bei ihrem Mangel an Manieren, doch Ellern macht eine rühmliche Ausnahme, ist ja auch wohl von Familie.“

„So? Ich hörte im Gegentheil von Mätschen —“ Sie verstummte.

Sie blieb unbemerkt. Der reichbetreffte Lalai meldete Doktor Ellern.

„Sehr willkommen.“ Die Dame des Hauses begrüßte den eintretenden jungen Mann mit größter Zuorkommenheit, machte ihm herablassend Vorwürfe über sein Verschwinden aus ihren Abendzirkeln.

Er entschuldigte sich mit seinem Mangel an Zeit und gesellte sich zu Kurelie.

Die dunkeln Augen der Letztern leuchteten auf, die gelangweilten Züge belebten sich. „Da Sie uns so lange vergaßen, sollte man jetzt für Sie nicht zu Hause sein,“ sagte sie fast muthwillig.

Der Scherz fand keinen Anklang. Es machte sie zum Schmolken geneigt, aber er beachtete es anscheinend nicht und blieb förmlich und gemessen. Sie neigte sich zu ihm und fragte leise: „Mein Gott, was haben Sie denn nur?“

Er schüttelte den Kopf, ohne den Blick von dem Album zu erheben, das er in die Hand genommen.

Die Kommissionsrätthin fragte vom Fenster her wohlwollend, um die störende Unterhaltung in Gang zu bringen: „Sind Sie mit dem Geheimrath, der Ihren Namen führt, nahe verwandt? Und warum haben Sie grade Philologie studirt? Bei Ihrer Begabung hätten Sie sonst ja Karriere machen können.“

Er richtete sich auf, wie in raschem Entschluß, wandte das Auge fest auf seine junge Gesellschafterin: „Nein, gnädige Frau, ich bin nicht mit meinem geheimerräthlichen Namensvetter verwandt. Mein Vater war ein armer Arbeiter. Ich ernähre meine Mutter, habe für meine Geschwister zu sorgen.“

„O das ist ja — traurig,“ wollte die Dame sagen, behielt das letzte Wort jedoch noch rechtzeitig auf den Lippen und verbesserte sich: „Das ist ja recht interessant.“

Die Tochter mochte das wirklich finden, wenigstens deutete darauf die Spannung, mit welcher sie aufsaß.

Ein halb stolzes, halb ironisches Lächeln trat auf seine Lippen. Dann zuckte es um dieselben wie Schmerz und Wehmuth.

Aurelie erröthete. „Mama hält, wie ich, Alles, was gut, was achtungs- und bewundernswerth ist, für interessant.“

Er ließ es dahingestellt sein. „Philologe wurde ich —“ Der sanfte, warme Blick des jungen Mädchens verwirrte, ließ ihn stocken.

„Weil dazu die wenigsten Mittel gehören, es da die meisten Stipendien gibt!“ kam die Hausfrau ihm zu Hülfe. Vergebens bemühte sie sich, in ihren Ton die frühere Leutseligkeit zu legen. „Ich habe mich für den Lehrstand immer sehr interessiert.“ Sie blickte auf die Straße hinab.

„Nicht darum, meine Gnädige. Allein ich bin ein leidenschaftlicher Bücherwurm und hätte, selbst im Ueberfluß geboren, nie ein anderes Studium erwählen mögen. Ohne meine Liebe zur Sprachwissenschaft wäre ich wahrscheinlich — Armenlehrer geworden!“

„Armenlehrer!“ Beide Damen wiederholten es. Die jüngere fast entsezt, die ältere mit dem Ausdruck der Verachtung.

„Welche Idee! Wie kamen Sie nur darauf?“ Die Kommissionsrätin maß den jungen Mann vom Kopf bis zu den Füßen, wie um sich zu überzeugen, derselbe habe wirklich das salonmäßige Aeußere, das sie bisher an ihm gefunden.

„Aus Liebe und Verehrung für den vortrefflichen Mann, dem ich hauptsächlich verdanke, was ich bin und künftig noch zu werden hoffe, ohne den ich in der engen, dunkeln Sphäre geblieben wäre, der ich entstamme, ein unwissender Handarbeiter, doch nicht zufrieden wie ein solcher meist, weil verzehrt vom brennenden Durst nach Wissen. Welche Erfolge ich einst erringen mag, sie werden mich nur ein geringer Rins dünken von dem, was ich ihm schulde. Ich kann ihm auch nicht anders meine Dankbarkeit zeigen, als indem ich beweise, die Wohlthat, welche er mir angedeihen ließ, sei nicht verschwendet.“

In träumerisches Sinnen verloren und doch mit einem gewissen Staunen blickte Aurelie in seine bewegten Züge, in die leuchtenden Augen.

„Wer ist denn dieser edle Gönner, dem die Menschheit so viel verdankt?“ Frau Schäffer bemühte sich, etwas Verbindliches in ihren Ton zu legen, vermochte den spöttischen Anklang jedoch nicht zu verweisen. „Ein Professor oder Fabrikherr, ein Gelehrter oder Mäcen der Gesehtsamkeit?“

Ellern lächelte. „Nichts von alledem, gnädige Frau. Mein Wohlthäter und, ich sage es mit Stolz, mein Freund und zweiter Vater ist selber nur — Armenlehrer!“

Die Dame machte unwillkürlich eine rasche Bewegung.

„Er lehrte mich, was er selber wusste.“

Ein Rächeln zuckte über das Gesicht der Frau des Hauses.

„Sie meinen, das sei nicht allzu viel gewesen, meine Gnädige. Aber ich versichere Sie, und heute glaube ich darüber wohl ein richtiges Urtheil zu haben, seine Kenntnisse gehen weit hinaus über die gewöhnlicher Elementarlehrer. Es hätte seinerseits nur einer äußern Anstrengung bedurft, um ein Lehramt an einer höheren Schule zu erlangen und würdig auszufüllen. Doch nicht auf die Kenntnisse, die er mir beibrachte, lege ich den Hauptwerth — sie sind, so kostbar sie für mich immerhin waren, doch nur Nebensache. Aber daß er mich nicht allein Recht von Unrecht unterscheiden lehrte, sondern auch durch sein Beispiel das Rechtthun ohne Rücksicht auf das eigene Behagen; daß er mich befähigte, innern Werth über Aeußerlichkeiten zu stellen und die Menschen zu lieben, so schwach und thöricht sie auch sein mögen: das rechne ich ihm unsagbar hoch an. Höher noch, als das Brod, welches er oft mit dem hungrigen Knaben theilte, als die nach seinen kargen Mitteln wahrhaft königliche Unterstützung, die er mir gewährte, die allein es mir überhaupt möglich machte, weiter zu streben, nachdem er selber mich nicht mehr unterrichten konnte.“

„In der That edel!“ Sie unterdrückte ein Gähnen. „Aber was sagte denn seine Frau dazu? Mich dünkt, ein Armenlehrer hat für sich und die Seinigen nicht genug, viel weniger für Fremde etwas übrig.“

„Seine Schüler sind seine Familie. Er ist nicht verheirathet.“ „Das ist vernünftig. Mich überläuft stets ein Schauer, denke ich an Elementarlehrer und ihren Kindersegen.“ Und halb gelangweilt von diesem geringfügigen Thema, halb indignirt über die plebejische Abkunft ihres Gastes, den sie der ferneren Ehre ihrer

Gesellschaft nicht länger werth erachtete, erhob sie sich und raufte aus dem Zimmer.

Der Doktor stand gleichfalls auf.

„Weiben Sie noch!“ bat Aurelie. „Erzählen Sie mir von diesem Armenlehrer und Ihrer eigenen Jugend, Ihrem Leben und Streben. Mich interessiert das lebhaft, wie jedes Dasein, das einen Zweck und Inhalt hat. Mir ist's, als stellten sich mir die Dinge, die ich bisher vom falschen Standpunkt betrachtet, in ihrer wirklichen Gestalt dar, als blide ich in eine ganz andere, schönere, viel bessere Welt.“

Seine hellen Augen ruhten auf ihr mit einem solchen Gemisch von Trauer und Selbstvergessenheit, daß sie betroffen die ihrigen niederschlug. Das brachte ihn zum Bewußtsein zurück.

„Nicht immer ist das eine schönere, bessere Welt. Die Nothwendigkeit der Arbeit, das löstliche Gefühl, auf eigenen Füßen zu stehen, sich selber, seiner Kraft und Ausdauer, nicht der Günst des Geschicks einen Erfolg zu danken: — das Alles ist gewiß kaum hoch genug anzuschlagen. Aber die Rehrseite davon! Sie dürfen Gott danken, daß Sie keine Ahnung von den tiefen, den entsetzlichen Schatten haben, die diese Sphäre so oft verbütern. Und das Dasein der Reichen muß ja nicht inhaltslos sein, wenn es auch oft so zu sein pflegt. Legen Sie Gehalt in das Ihrige; es schmerzt mich, daß es leer ist.“

„Weiß ich denn wie?“ fragte sie leise. „Wenn Sie es mich lehren wollten —“

Kasch, fast heftig unterbrach er sie: „Ich! Kann ich das?“ Nach Selbstbeherrschung ringend, fügte er mit gesenkter Stimme hinzu: „Mir ist es nicht gut, Ihnen nahe, allzu nahe zu sein. Mein Kreis — nach Geburt, wie nach Wirksamkeit, liegt dem Ihrigen allzu fern und — mich einbringen in den Ihrigen kann und will ich nicht. Leben Sie wohl.“

Tief neigte er sich und verließ das Zimmer, während sie regungslos verharrte. Erst nach einer langen Pause athmete sie gewaltsam auf, sagte zu sich selber: „Wenn der Baron wäre, wie er, oder er — nicht von so dunkler Herkunft. So — hat er recht!“

„Ist er fort?“ fragte die eintretende Mama. „Was der Mensch für plebejische Manieren hat! Man riecht ihm den Arbeiterstich schon von Weitem an. Hätte er nicht mit so großer Auszeichnung den Preis der Universität erhalten, erregten seine Vorlesungen nicht solches Aufsehen, wäre nicht davon die Rede, ihm den Lehrstuhl der alten Sprachen, der demnächst erledigt wird, zu übertragen, um ihn hier zu fesseln, kurz, wäre er nicht so sehr en vogue, er dürfte mir nicht mehr über die Schwelle kommen. So —“ Ein Achselzucken ergänzte den Nachsatz.

Keineswegs kindliche Empfindungen offenbarten sich in der Art, wie Aurelie den Mund verzog. Doch äußerte sie dieselben nicht laut, sagte nur nach einer Weile: „Ich möchte diesen Armenlehrer wohl kennen.“

„Welcher verrückte Einfall!“ fuhr die Mutter mit einer Festigkeit auf, die durch einen so harmlosen Wunsch der verzogenen und zugleich tyrannisirten Tochter nicht gerechtfertigt erschien. „Ich glaube, das viele Lesen hat Dir ganz und gar den Kopf verdreht. Einen Armenlehrer kennen! — Es ist freilich mehr zum Lachen, als zum Aergern,“ besann sie sich dann.

Ihr Gatte trat ein, und nach einem Blick in sein Gesicht gab sie der Tochter einen Wink, sich zu entfernen. „Und daß Du dem Pieraffen von Hausmädchen nicht etwa wieder Rathschläge über ihre Haarour gibst, Aurelie!“

Diese wandte sich um. „Warum nicht, Mutter — was kann ihr das schaden?“

„Ihr! Gott stehe mir bei! Kümmerst es mich etwas, was ihr schadet? Aber für Dich schadet es sich nicht, daß Du Dich so gemein machst mit den Dienstboten. Auf dem Lande war das etwas Anderes — und jetzt bist Du kein Kind mehr.“

Aurelie lächelte. „Nein, da ich mich bald verheirathen soll!“ Sie schloß hinter sich die Thür und eilte, erleichtert aufathmend, nach der Stube, in welcher das Hausmädchen plättete.

(Fortsetzung folgt.)

Die Qual des bösen Bewußtseins.

Kriminalgeschichte

von

S. Seiffart.

Wenn es auch wahr ist, daß mancher mit dem Bewußtsein eines vollbrachten Mordes belastete Verbrecher auf dem Sterbebette entschlummerte, ohne zuvor ein Geständniß seiner blutigen That abgelegt zu haben, so hat sich dagegen auch oft schon die psychologische Erfahrung bewährt, daß das Bewußtsein eines ungekündeten Mordes den Verbrecher in den letzten Lebensstunden so heftig foltert, daß er, um die schwerbelastete Seele noch bei seinem Leben von der lang ertragenen Qual zu befreien, sich beim Herannahen des Todes zu einem Geständniß seiner Unthat gedrängt fühlt.

Als ich noch als Referendar bei dem Land- und Stadtgericht zu N. fungirte, trat eines Morgens der Gerichtsdienner mit der Meldung in mein Zimmer, daß man beim Anbruch des Tages in einem dicht bei der Stadt belegenen Teiche einen aus dem Wasser hervorragenden nackten Menschenarm bemerkt und in der Voraussetzung eines Unglücksfalles oder eines Verbrechens die Entwässerung des Teiches angeordnet habe. Ich eilte sogleich an Ort und Stelle, wo ich einen Polizeibeamten mit eifrigem Nachsuchen nach den noch fehlenden einzelnen Gliedern eines zerstückelten menschlichen Körpers beschäftigt fand, von denen man bereits die beiden Arme und ein Bein aufgefunden hatte.

Bei vorgeschrittener Entwässerung des Teiches wurden die übrigen noch fehlenden Körperteile, das andere Bein, der Ober- und Unterleib und der Kopf aufgefunden. Der Letztere war tief in den Schlamm gedrückt und gleich den zuletzt aufgefundenen Eingeweiden in Kleidungsstücke, wahrscheinlich auch dem Ermordeten gehörig, eingewickelt. Nachdem die einzelnen Theile des zerstückelten Leichnams in die Leichenkammer des nahen Hospitals geschafft, vom Schlamm gereinigt, dann zusammengestellt und, um die Recognition zu erleichtern, mit den Kleidungsstücken umhüllt worden waren, erkannten die anwesenden Gerichtsbeamten in dem Ermordeten einen Bauer aus einem benachbarten Dorfe, der am vorhergehenden Tage aus der Gerichtsbefehlshauskasse die Summe von 600 Reichsthalern in Empfang genommen hatte. Kurz vor zwölf Uhr Mittags hatte er sich aus dem Gerichtstotal entfernt, um sich mit dem Gelde sofort auf den Heimweg zu machen, war aber an keinem der nach seiner Heimat führenden Stadthore, welche bei den zu jener Zeit herrschenden Steuer- und Grenzverhältnissen sehr sorgfältig bewacht wurden, gesehen worden; es mußte demnach der Mord innerhalb der Stadt vollbracht worden sein.

Arme und Beine waren mit sicheren, festen Schnitten, wie sie die Hand eines Arztes, eines Metzgers und eines Abdeckers zu machen pflegt, aus den Gelenkhöhlen gelöst; der Hirnschädel war durch zahllose Schläge mit einem stumpfen Instrumente zerschmettert und die Brust von vierzehn Stichen in der Herzgegend durchbohrt; ein Kampf schien nicht stattgefunden zu haben, denn an den Händen fanden sich keine Spuren einer Verletzung.

Die Stadt, in der seit Menschengedenken nie ein Mord geschehen war, befand sich in der größten Aufregung. Der Ermordete, eine bekannte Persönlichkeit, war auf seinem Heimwege von einer Menge Zeugen bis zu einer langen Steintreppe gesehen worden, welche den oberen Stadttheil mit dem unteren verbindet, aber Niemand erinnerte sich, ihn in der Straße des unteren Stadttheiles gesehen zu haben, und da in der Mitte jener Treppe nur ein einziges Wohnhaus lag und dieses überdies von einem Metzger bewohnt wurde, der dem Trunkte etwas ergeben war und notorisch sich nicht in den besten Vermögensverhältnissen befand, so wurde dieser natürlich allgemein sofort als Mörder jenes unglücklichen Bauern bezeichnet und in Folge dieses Verdachtes auch verhaftet.

Er war jedoch zu keinem Geständniß zu bringen. Ein Kriminalrath des Inquisitorats zu H. kam selbst nach N., um die Verhöre zu leiten, bei denen ich, als junger Beamter, für unsern sonst zwar sehr kräftigen, aber seiner Behauptung nach sehr schwach-nerwigen Aktuar fungiren mußte, welcher die bei den Verhandlungen sich ergebenden Details nicht ertragen zu können erklärte.

Der Metzger behauptete fortwährend seine Unschuld; allein der Verdacht, der auf ihm ruhte, wurde dadurch noch verstärkt, daß er behauptete, zu jener Zeit, als der Ermordete jene verhängnißvolle Treppe passiert haben mußte, gar nicht zu Hause gewesen zu sein, aber keine Beweise seines Alibi vorzubringen vermochte, und da der Verdacht in der allgemeinen Meinung zu wohlbegründet war, so wurde der Metzger, um ihn zum Geständniß zu bringen, sechs Monate lang im Gefängniß festgehalten. Sein Geschäft, von seiner Ehefrau fortgeführt, ging während dieser Zeit völlig zu Grunde, denn wer hätte wohl seinen Bedarf an Fleischwaaren aus einer solchen Mörderhöhle entnommen?

Ganz unerwartet kam jedoch dem Armen ein Retter in der Person eines Gutsbesizers der Umgegend, der gleich nach dem Tage, an welchem der Mord verübt worden war, eine längere Reise nach dem Süden angetreten und somit von dem Ereigniß keine Kenntniß erhalten hatte. Dieser erinnerte sich, als ihm nach seiner Rückkehr von der Mordthat und dem sie hartnäckig leugnenden Metzger Mittheilung gemacht wurde, daß er an dem bewußten Tage in der Nähe seines Dorfes mit dem stark angetrunkenen Metzger gesprochen hatte, und bereitete sich, seine Aussage gerichtlich zu deponiren und auf diese Weise das Alibi des mit dem allgemeinen Verdachte belasteten Mannes, der sich in Folge seines Kausches des Zusammentreffens mit jenem Gutsbesizer nicht erinnern hatte, zu beweisen.

Bei der bekannten Ehrenhaftigkeit des aufgetretenen Zeugen war an der Wahrheit seiner Aussage nicht zu zweifeln; die Unschuld des armen Metzgers wurde anerkannt, er sofort in Freiheit gesetzt und alsbald zeigte sich auch der Umschwung der öffentlichen Meinung, die früher allgemein gegen ihn gerichtet war. Man hatte ihm zu viel gethan und bemühte sich, das ihm geschehene Unrecht wieder gut zu machen. Sein Geschäft kam in Flor und er dadurch in solchen Wohlstand, daß er sein Haus, dessen verhängnißvolle Lage ihm das Leben hätte rauben können, bald mit einem bessern vertauschen konnte. Seine sechsmonatliche Haft sah er für eine gerechte Strafe seines früheren Hanges zur Unmäßigkeit an, die ihn der Erinnerung an den schlagenden Beweis seiner Unschuld beraubt hatte, und da er während seiner Detention sich an Mäßigkeit hatte gewöhnen müssen, so kostete es ihm von nun an keine Ueberwindung, nüchtern und mäßig zu bleiben.

Es wurden nach ihm noch einige andere der That verdächtige Individuen eingezogen und strengen Verhören unterworfen; sie wußten jedoch so überzeugende Beweise ihrer Unschuld beizubringen, daß man sie sofort wieder entlassen mußte, und trotz der angestrengtesten, unausgesetzten Thätigkeit des Kriminalrathes und der rastlosen Bemühungen der Polizei war das über den Mord verbreitete Dunkel nicht aufzuhellen; der Mörder ward nicht entdeckt.

Zur Verfolg meiner richterlichen Laufbahn verließ ich kurze Zeit darauf jene Stadt und war, nach einem Zeitraum von fünfzehn Jahren, als Obergerichtsrath in der Residenz, eines Tages im Begriffe, nach meiner vor einem Thore derselben belegenen Wohnung zu gehen, als ich von einem Herrn vertraulich begrüßt wurde, dessen blaßes, krankhaftes Gesicht mich den Bekannten nicht sofort erkennen ließ. Stimme und Manieren riefen jedoch bald die Erinnerung an jenen Aktuar in N. wieder wach, den wir jüngeren Gerichtsbeamten so vielfach wegen seiner angeblichen Nervenschwäche genedt und verspottet hatten, wegen welcher er sich von der Protokollführung bei den Verhandlungen über jene Mordthat dispensiren ließ.

Er erzählte mir, daß er bald darauf, nachdem ich N. verlassen hatte, in der Landeslotterie 12,000 Reichsthaler gewonnen und theils wegen der Schwerhörigkeit, die ihn später befallen, theils wegen mannigfaltiger Differenzen mit dem Gerichtsdirektor seine Stellung aufgegeben und mehrere renommierte Räder besucht habe, um sich von seinem Uebel zu befreien; zu demselben Zwecke sei er jezt auch nach der Residenz gekommen, um den Leibarzt des Königs zu konsultiren.

Wir fiel das verstörte Wesen des Mannes auf. In dessen Zügen ein tiefer, fast zur Verzweiflung gesteigerter Gram sichtbar war, und ich glaubte, die Ursache hiervon in seinem körperlichen Zustande suchen zu müssen. Mit vieler Theilnahme erkundigte er sich nach meinen bisherigen Schicksalen, begleitete mich bis zu mei-

ner Wohnung und verabschiedete sich an der Thüre derselben mit der Bitte, mich am andern Tage in meiner Häuslichkeit besuchen zu dürfen.

Ungefähr zwei Stunden später überbrachte mir ein Note eiligst die Nachricht, daß der Aktuar von einem Wagen überfahren und dadurch so stark verletzt worden sei, daß er seinen Tod ahne und mich dringlichst bitten lasse, ihn sobald als möglich zu besuchen, da er mir sehr nothwendige Mittheilungen zu machen habe. Ich fuhr sogleich zu ihm und fand ihn in einem Zustande, der allerdings ein baldiges Verschwinden voraussetzen ließ. Ein Rad des schweren Wagens war ihm über die Brust gegangen und hatte ihm dieselbe so gewaltig zusammengedrückt, daß er nur mit der größten Anstrengung athmen und sprechen konnte. In seiner Schwerhörigkeit hatte er das Nahen des Wagens nicht bemerkt.

Ich setzte mich an sein Lager; er befahl dem Wärter, uns allein zu lassen, und ergriff, als dieser sich entfernt hatte, meine Hand mit den mühsam hervorgehobenen Worten: „Ich danke dem Himmel und Ihnen, Herr Gerichtsrath, daß Sie noch zu rechter Zeit kommen! Ich muß sterben und sterbe auch gern, aber ich kann nicht sterben, ehe Sie nicht Alles wissen. Dort im Koffer finden Sie es aufgezeichnet.“

Er bezeichnete mir den Ort, wo der Schlüssel lag, und ich fand im Koffer, sorgfältig in eine schwer zu öffnende Chatouille eingeschlossen, zwei Schriftstücke, das eine mit „Mein Bekenntniß“, das andere mit „Mein letzter Wunsch“ bezeichnet, und die Summe von 11,000 Reichthalern in Staatsanleihscheinen, was ich Alles, nebst seinem Taschenbuche und seiner Börse, an mich nehmen mußte.

„Dem Himmel sei Dank!“ fuhr er fort, „daß er mich zu Ihnen geführt hat; denn Ihnen vertrau' ich gern, was seit Jahren mit furchtbarem Druck auf meiner Seele lastet. Sie erinnern sich, daß, als man in N. den zerstückelten Leichnam gefunden hatte, ich den Gerichtsverhandlungen nicht beizuwohnen konnte. O, wie hätte ich dieß vermocht! Ich selbst — ich war ja der Mörder.“

Unwillkürlich hatte ich bei diesen Worten mit meiner Hand gesucht, die der Aktuar krampfhaft umfaßt hielt.

„ Erbarmen, lieber Rath, Erbarmen!“ stöhnte er, „lassen Sie mir Ihre Hand! O, wüßten Sie, wie furchtbar ich die Unthat gebüßt habe, Sie würden Mitleid mit mir fühlen! Jede Lebensfreude war für mich erstorben; in meinen Ohren, die Gottes strafende Hand bald nach jener Bluthat jedem andern Klange verschloß, klang ewig der Todesseufzer meines Opfers. Ich lodte den Armen, unter dem Vorwande, ihm eine sichere Anlage seines Kapitals nachzuweisen, in meine Wohnung, die wenige Schritte von jener Steintrappe entfernt, einsam in einem Garten lag. Niemand hatte ihn kommen gesehen, ich bewohnte das Gartenhaus ganz allein; mein Dämon flüsterte und reizte — ich konnte ja dann meinen höchsten Wunsch erfüllen, konnte in der Lotterie spielen — ich betäubte den Arglosen und mich selbst mit Wein, bis er einschlief, dann zerschmetterte ich ihm den Schädel mit dem Beile und durchstieß ihm das Herz mit dem Stile. — In der Nacht trug ich den zerschnittenen Körper in einem Sacke an den Teich, zu dem ich von dem Garten aus unbemerkt gelangen konnte, und warf die Glieder dort in die Tiefe. Dreimal machte ich den furchterlichen Weg, aber bei dem dritten Male gelangte ich kaum an's Ziel, meine Anice zitterten und schwannten, die Hand wurde schwächer mit jedem Wurfe; der Arm, den ich zuletzt warf, sank nicht in die Tiefe, er ragte zum Himmel empor, als wollte er ihn zum Zeugen der blutigen That anrufen — mich erfasste das Grauen, ich floh entsetzt und suchte jede Spur des Verbrechens zu vertilgen. Das Uebrige ist Ihnen bekannt.“

„Vergebens suchte ich mein mahnendes Gewissen mit Zerstreuungen und Vergnügungen aller Art zu betäuben. Ich spielte in der Lotterie, und das Blutgeld vermehrte sich zwanzigfach. Man priß mich glänzlich, man beneidete mich; ach, hätte man gewußt, welche furchtbare Last meine Seele bedrückte!“

„Umsonst hoffte ich Ruhe in der Liebe zu finden; ich nahm ein Weib, ein braves Weib; sie schenkte mir einen herrlichen Knaben — wie glücklich hätte ich sein können! Aber es war ja eben des Himmels Strafe, daß er mir Alles gab, was mich hätte glücklich machen können, und doch war ich der Unglücklichste! — Der Knabe starb — seine Mutter starb, mein Ohr verschloß sich. — Ich wurde

unfähig zur Arbeit, bitterer Zabel traf mich und verletzle mein Ehrgefühl. Wie oft war ich im Begriff, mein Haupt auf den Henkerblock zu legen, aber immer war es mir, als ob das Gesandniß nicht über meine Lippen treten dürfe, damit der schnelle Todesstreich der längeren Qual des Gewissens nicht ein Ende mache. — Jetzt endlich ist es über meine Lippen gekommen, und die Seele fühlt sich nach langen Jahren frei von dem Drucke des belasteten Bewusstseins. Dem irdischen Richter bin ich entronnen — er hätte mich ja nur von tausendfacher Qual befreit — und Gott weiß, was ich gelitten, er wird barmherzig sein! — Den Kindern meines Opfers gebührt jene Summe, die ich Ihnen übergab, durch Sie wird sie ihnen werden.“

Das Sprechen wurde dem Verbrecher jetzt schon merklich schwerer; die zerdrückte Brust hob sich nur mit größter Anstrengung und sichtbar trat ihm der Tod näher. Ich sah ein, daß ich hier nicht als Gerichtsbeamter, sondern nur als Mensch dem gefallenem Bruder gegenüberstand, und verwies ihn auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit.

„Ja,“ stöhnte er, „nun kann ich sterben und sterbe auch ruhig; Dank für Ihre Güte und Ihren Beistand in meiner letzten Stunde! — Sie haben vergeben — und — auch Gott wird vergeben!“

Ich fühlte noch einen matten Druck meiner Hand und sah, wie seine Augen mich dankbar anblickten und in dieser Stellung blieben. Noch einmal bewegten sich leise die Lippen, ein tiefer Athemzug folgte, und er hatte vollendet.

Tief erschüttert entzog ich den erlaltenden Händen des Toten meine Rechte und erhob mich, um seinen letzten Wunsch zu erfüllen.

Rösselsprung.

derm	recht	bleib'	schlo	ein	mann	ling	get.
muth	es	bel-	und	flun	du	fre:	mud
an	blut	sei	du	ein	jünger	te	wenn
sei	jem	recht	und	wirft	dem	bleib'	an
bleib'	und	ein	bei-	dein	sein	auch	da:
fiel:	moh	sucht	heiß-	thate	an	lang	es
be	du	des	find	sei	le:	ter	mann
treu	und	lies	traft	wahr:	an	spät	den

Auflösung des Rösselsprungs Seite 252:

Charade. (Der Dämon.)

Im ersten Paare bin ich selbst genannt,
Das will — nicht wahr? — sehr wenig sagen,
Dafür sei Jener räthselhafter genannt,
Der sich in beiden letzten Silben fand.
Des Ganzen Namensschmuck mag tragen,
Der stets von seinem Ich nur spricht,
Und sich um Andre's Kummer nicht.

Die Illustrierte Welt.

Sechzehnter Jahrgang.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 fr. rhein.

N. 26.

Stuttgart, 1868.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 19 fr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Angabe: Das Winterbergnügen. Gem. von Ch. Piris, gest. von Seyer.

Der Pfeifer von Hambledon.

Historische Novelle

von

Ferdinand Flug.

„Puh, wie das gießt außen!“ Die eben in das Gastzimmer des Wirthshauses zum Stern und Anker zu Shoreham an der Küste von Suffex eingetretenen Bürger hatten ihre Mäntel an die Niegel gehängt und das Wasser aus den breitkrämpigen Hüten geschwenkt. Unter dem Niederlassen an dem in einer Ecke des weitläufigen Gemachs schon von einigen Gästen eingenommenen großen, runden Tisch waren zwischen ihnen und jenen die üblichen Bewillkommungsgrüße ausgetauscht worden.

Die Unterhaltung drehte sich um das schlechte Wetter und die noch schlechteren Zeiten, ohne daß der Ursachen zu letzteren jedoch mit einem Worte Erwähnung gethan wurde. Ueberhaupt blieb eine vorsichtige Zurückhaltung in den Aeußerungen der Bürger unumgänglich zu vernehmen. Der Anlaß dazu ergab sich freilich durch den Augenschein. Der Tisch in der entgegengesetzten Ecke zunächst dem Kaminfeuer zeigte sich nämlich von vier oder fünf Dragonern in Anspruch genommen und deren Lieutenant schürte, nachdenklich in seinem zu dem Kamin gezogenen Sessel vornübergebeugt, mit der Scheide seines langen Raufdegens in demselben die Kohlen zusammen.

Die Reiter wie deren Offizier trugen die rothen Kollete und Tranggenschärpen der Parlamentstruppen. Die finsternen Mienen, das kurzgeschchnittene Haar und die thurmähnlichen, spitzen Jilzhüte, welche die Einen achtlos neben sich auf die Bank oder den Tisch geworfen, die Anderen hingegen auch im Zimmer aufbehalten hatten, kennzeichneten sie außerdem als Puritaner oder Independents, indem die letzte ungeheuerliche Kopfzier nur von diesen

bei den glaubensfrühesten Selten als eine Auszeichnung in Anspruch genommen, und auch von denselben allein der durch den apathischen Blick und die seltsame Haartracht ausgebräute Verzicht auf alle weltlichen Lebensfreuden und fleischlichen Gelüste in gleichem Maße zur Schau getragen wurde.

Die geringe Sympathie, welche die Bürger zu diesen Kriegsteuten fühlten, trat in der Sorgfalt, womit sie jede Berührung mit denselben vermieden und in den gelegentlich unter sich ausgetauschten Blicken deutlich zu Tage. Indes die Schlacht bei Worcester, am 3. September 1651, hatte nur wenige Wochen zuvor die unbedingte Herrschaft dieser finsternen Schwärmer über England und die drei großbritannischen Reiche von Neuem begründet, und so tief die Abneigung bei der unendlichen Mehrheit des heiteren, lebensfrohen, englischen Volks wider die Freudenstörer und sauertröpfischen Gesellen auch wurzeln mochte, so galt ihre Macht doch zu unbeschränkt und übten sie dieselbe zu rücksichtslos, als daß es einem ruhigen Bürger noch hätte gerathen erscheinen sollen, seine Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge offen an den Tag zu legen.

Für die Bewohner von Shoreham trat übrigens noch ein Umstand hinzu, welcher sie die ihnen gewordene militärische Einlagerung doppelt unangenehm empfinden ließ. Das Lebenselement des kleinen Hafenortes war ein nach der nahen Insel Guernsey und selbst nach den Niederlanden, wie nach der der Grafschaft Suffex gegenüber gelegenen französischen Küste schwunghaft betriebener Schmuggelhandel. Seit den zwölf Tagen, daß sich der Lieutenant mit seinen dreißig Dragonern bei ihnen einquartiert befand, hatte nun aber auf ausdrücklichen Befehl des Parlaments keine Fischerbarte in See stechen, geschweige ein größeres Fahrzeug auslaufen dürfen.

Der Grund dazu beruhte darin, daß der König Karl II., oder wie er von den Puritanern nur genannt wurde, der Mann Karl Stuart, nach der verlorenen Schlacht bei Worcester noch im Lande umherirren sollte, und daß von den Nacht-



Dr. Karl Goltz. Nach einer Photographie. (S. 303.)

habern des Tages alle Hafenorte mit Besatzung besetzt worden waren, um dessen Flucht aus England zu verhindern, und den rastlos nachgepörschten königlichen Flüchtling in ihre Hände zu liefern. Auf einen Gewalttath mehr oder weniger aber kam es den Herren vom Parlament dabei nicht an, und so hatten sie denn, um ihren Zweck um so sicherer zu erreichen, ohne Weiteres zu dem Mittel gegriffen, die Schifffahrt bis zu der Gefangennahme Karl's ganz zu verbieten.

Es ist zwar wahr, daß nichtsdestoweniger die Schmuggler und Fische der Küste und nicht minder die biedereren Einwohner von Shoreham sich mit diesem Befehl ebenso gut abzufinden wußten, wie mit so manchen früheren, indem sie fortan ihre Schiffe und Barken nur bei Nachtzeit in den vielen versteckten Buchten der Küste ein- und auslaufen ließen, allein immer erwuchsen ihnen aus einem so erschwerten Verfahren doch erhöhte Kosten und mancherlei Unbequemlichkeiten. Außerdem aber war die Bevölkerung der Grafschaft Sussex überhaupt, und waren die Einwohner von Shoreham noch insbesondere gut königlich gesinnt. Alle diese Küstenstriche hatten durch den ganzen Streit des Parlaments mit König Karl I. bis zuletzt die Fahne des Letzteren hochgehalten, und wenn nach der Enthauptung des Königs bei dem Einfall Karl's II. aus Schottland in England der Kampf bei Worcester auch zu entfernt von ihnen geschlagen wurde, als daß ihre junge Mannschaft sich daran hätte persönlich betheiligen können, so gehörten ihre Wünsche und Hoffnungen dem Sohne und Nachfolger des unglücklichen Monarchen doch unbestritten.

Möge Sympathien entscheiden freilich nicht, und an eine thatsächliche Bewährung ihrer Gesinnung blieb aus den erwähnten Ursachen wenigstens von Seiten der großen Menge nicht zu denken. Die gedrückte Stimmung der Bürger und die Rücksichtslosigkeit, womit die Tragoner den Platz in dem Gemach für sich in Anspruch genommen hatten, bezeichneten denn auch besser als alles Andere die Lage der beiden Parteien und wie wenig auf den geheimen Groll der Bevölkerung von den Kriegsheuten ein Gewicht gelegt wurde.

Nur eine Person im Zimmer schien sich mit dem bloß passiven Ausdrück ihrer Unzufriedenheit mit dem bestehenden Zustande der Dinge nicht begnügen zu wollen. Es war das die Wirthin. Die Konsequenz, mit welcher sie so lange als irgend möglich die verschiedenen Forderungen der Reiter überhörte, und die Art, womit sie denselben begegnete, konnten in der That nicht verletzender sein, und eben noch erst war von ihr ihre Tochter, ein kleines, lebhaftes Ding von etwa vier oder fünf Jahren, das sich in kindlicher Neugierde dem Lieutenant genähert hatte, ungestüm von demselben zurückgerissen worden.

„Bleib' hier, hier bei mir!“ zürnte sie mit dem Kinde.

„Schlimm genug, daß ich Gäste in meinem Hause dulden muß, die ich gern meilenweit entfernt sehen möchte; allein mindestens über Dich werde ich doch noch Gewalt besitzen und des Pfalmensingens und Augenverdrehs ist seit zehn bis zwölf Tagen gerade genug in Shoreham, ich will nicht, daß mir mein Kind etwa gar auch noch davon angestekt werde.“

Der Lieutenant hatte auf diesen direkten Angriff die Augen zu der Frau aufgeschlagen; die von dieser erwartete Erwiderung blieb jedoch aus, der Offizier begnügte sich, ihr mit einem finsternen Drohblid wieder den Rücken zuzuwenden.

Das hübsche, volle Gesicht der Wirthin flammte vor Unwillen über diesen ihr gesollten Beweis der Nichtachtung. Auch war sie als die Schönheit des Ortes und junge, vielumworbene Witwe eine ähnliche, rücksichtslose Behandlung zu wenig gewohnt, als daß dieß hätte anders sein können.

Die kräftigen Arme in die Seite gestemmt, ließen die zornzerfallenen Blide ihrer braunen Augen von dem wieder in seine vorige Träumerei versunkenen Lieutenant in die Runde. Bereits hatte indeß einer der Reiter desselben, ein alter, benarbter Korporal, die Erwiderung der von diesem unbeachtet gebliebenen Herausforderung aufgenommen.

„Weib, Du gleichst nicht der weisen Wittwe von Theloa,“ richtete er mit seiner tiefen Stimme das Wort an die erzürnte Frau. „Diese vergaß nicht die weisen Lehren, welche ihr von Joab eingepflanzt wurden, doch Du, in eiller Weltlust versunken, wendest

Dich ab von dem Wege des Heils. Wehe denen, die zurückstößen!“

„Korporal Josua Blethon,“ war ihm die Wirthin, augenscheinlich erfreut, die gewünschte Ableitung gefunden zu haben, heftig in's Wort gefallen. „Denn nicht, so ist doch Euer Name und Titel, Herr? Nun denn, Korporal, kümmert Euch um Euch und nicht um mich. Wenn ich predigen hören will, so seid Ihr doch nicht der Prediger, zu dem ich mich hingezogen fühlen möchte. Der Herr bewahre mich vor dem Korporal Josua Blethon!“

Die Soldaten waren bis zum letzten von ihren Sätzen aufgesprungen, die offenbare Verhöhnung ihrer Glaubenssage in den Worten der Frau hatte sie Alle getroffen. Andererseits zeigten sich mehrere Bürger ängstlich bemüht, die Wirthin zur Besonnenheit zurückzuführen und den von ihr herbeigeführten Streit zu schlichten. Noch Andere standen auf dem Sprunge, noch vor dem vollen Ausbruche desselben das Weite zu gewinnen.

„Welche Sprache wagt dieß bethörte und verblendete Weib gegen uns zu führen!“ hatte einer der Reiter ausgerufen.

„Respekt vor Cromwell's Eisenseiten! — Was, sind wir nicht die Herren, wo wir den Fuß hinsetzen?“ lärmte es durcheinander.

„Weib, höre mich,“ überlante die Stimme des Korporals alle anderen, „Du verschmähst den reinen Brannen des göttlichen Wortes, das ich Dir biete. Du stoßt in Deiner Herzenshärtigkeit den Trunk aus dem Thale von Gala unwillig zurück, welchen ich Dir zu reichen gedenke; allein wenn ich auch nur ein armer Tagelöhner bei der großen Sache Englands und ein aufrichtiger, einfacher Vertheidiger der guten alten Sache bin, so sage ich Dir, Du mußt mich hören.“

„Nicht, wenn ich nicht will,“ trostete die Frau. „In meinem Hause bin ich Herr, und wenn es ein Gasthaus ist, so bin ich durch die Geseze dieses Landes doch nur verpflichtet, meinen Gästen zu den vorgeschriebenen Preisen ein reines, unverfälschtes Bier und schmackhafte Speisen vorzusetzen, nicht aber ihr Gewäsch und Geschwätz anzuhören.“

„Schweig ihr,“ richtete sich ihr Horn wider die Bürger, welche sie zum Nachgeben zu bewegen versuchten. „Wenn ihr Männer wäret, würde es nimmermehr dahin gekommen sein, wohin es gekommen ist.“

Der Lieutenant hatte sich, durch den Lärm in seinem Gedankenbrüten gestört, unwillig von seinem Sitze erhoben. „Wird denn die Junge dieses eiflen und weltlich gesinnten Weibes niemals Ruhe geben?“ herrschte er die Wirthin an.

„Schweige, Weib!“ donnerte er bei dem ersten Wort des Versuches einer Erwiderung auf dieselbe ein, „oder Du sollst mich kennen lernen. Ich sage Dir, ich habe wohl Andere schon, als Dich, meinem Willen zu unterwerfen gewußt, und wenn ich so lange Deine Ueberhebung und Deinen Trotz ungestraft geduldet habe, so ist meine Langmuth doch jetzt erschöpft. So lange die Reiter des Protektors in diesem Hause und diesem Ort ihre Einkuhr genommen haben, gilt mein Befehl hier allein.“

„Was steht das Gefindel noch da?“ lehrte er sich zu den Bürgern. „Auf eure Plätze, ihr Schelme, und daß mir keiner mehr seine Nase über seinen Viertrug zu erheben wagt. Ho! ich lenne euch Alle und lese in euren Herzen, wie in einem aufgeschlagenen Buche. Doch seid versichert, bevor ich mit den Meinen aus diesem eurem elenden Neste abziehe, will ich mit euch meine Abrechnung halten. Ihr presbyterianischen Heuchler seid nicht besser, als die überflütheten Gräber, und es ist noch zu viel Ehre für euch, mit den rüstigen Streichern der wahren christlichen Lehre unter einem Tuche trinken zu dürfen.“

Die so hart Bedrohten hatten eifertig seinem Befehl Folge gegeben. Die gefurchten Stirnen der Männer und der nur mühsam beherrschte Groll in ihren Zügen verriethen indeß, wie tief sie sich namentlich durch den auf ihre Religionsrichtung geschleuderten Vorwurf verletzt fühlen mußten und wie unwillig sie als freigeborne Engländer die ihnen gebotene Behandlung ertrugen.

Wie übermüthig vorhin die Wirthin die Gelegenheit zum Streit hervorgerufen hatte, so fühlte sie sich doch augenblicklich nicht minder sehr durch das so keinesfalls erwartete jähe Aufkommen des Lieutenants beherrscht und verwirrt, um, so plötzlich ganz allein auf sich angewiesen, noch in ihrem Widerstreben verharren zu sollen.

Es lag in der That aber auch in dem gelben und unschönen Gesicht des nichtsdestoweniger noch jungen Offiziers ein gewisses Etwas ausgebrüht, das über den Ernst der von ihm hervorgebrachten Trohungen jeden Zweifel heben mußte. Kühner als die Männer, vermochte sich die Frau jedoch auch jetzt noch nicht hinter ihren Schenktisch zurückzuziehen, ohne auf dem Wege dahin laut genug, um von Jedermann verstanden zu werden, die Bemerkung zum Besten zu geben: „Es sei noch nicht aller Tage Abend und sie hoffe, vor ihrem seligen Ende noch Manchen zwischen Himmel und Erde tanzen zu sehen.“

„Gute Didi, Weib!“ rief ihr der Lieutenant nach. Zufrieden mit dem Erfolg seines Dazwischentretens, warf er sich jedoch mit einem leichten hochmüthigen Blick auf die gedemüthigten Bürger wieder in seinen Sessel nieder und starrte, in demselben zurückgelehnt und die Beine mit den ungeheuren Reiterstiefeln und den pfundschweren Hadersporen auf das Kamingitter gestemmt, mißmüthig und gelangweilt auf das Spiel der Flammen.

Seine Dragoner hatten nach den Worten des Propheten: „Wenn ein Mensch fröhlich ist, so lasse ihn Psalmen singen,“ einen dieser geistigen Gesänge angestimmt. Die Bürger kisterten eifrig mit einander, die Wirthin war, ungestüm die Thür hinter sich zuwerfend, in die an das Schenkgeläß anstoßende Küche geschritten. Draußen plätscherte und rauschte der Regen des unfreundlichen Oktoberabends und heulte der Wind in den menschenleeren Gassen des kleinen Städtchens. Seit einer Viertelstunde und darüber war in dem Zimmer, außer an dem Tisch, der nach Beendigung ihres Psalms in einen lebhaft geführten Streit über die Auslegung irgend eines Bibeltextes begriffenen Soldaten kein lautes Wort gewechselt worden.

„Holla! was sieht ihr denn da, als ob ihr bei sechs Fuß Wasser im Aeltraum eine drei Meilen lange Brandung auf eurer Leeseite bemerktet? Guten Abend Alle miteinander! Wo steckt denn das Blüthweib, die Betsy, wieder? Heba! Frau Wirthin, einen Krug vom Besten. Verdammt der Tropfen, den ich seit Mittag über meine Zunge gebracht habe! Ein Seehund auf dem Sande kann sich nicht unbehaglicher fühlen, als ich mich fühle!“

Der Mann in Seemannstracht, welcher so laut und stürmisch seinen Eintritt angekündigt hatte, war, ohne auf die ihm von den Bürgern gemachten Zeichen zu achten, zu dem Schenktisch getreten und wiederholte dort seinen Ruf: „Betsy, heba, Frau Wirthin, einen Krug vom Besten!“ Das jorlige Murren der Dragoner über sein rücksichtsloses Benehmen schien ihm dabei ein besonderes Vergnügen zu bereiten.

„Nun, Mann,“ richtete der Korporal unwillig, von dem Fremden in der Erklärung einer besonders dunklen Stelle des gewählten Textes unterbrochen worden zu sein, die gereizte Frage an ihn, „solltet Ihr das Pabstsal der Kreatur, das Ihr zur Erfrischung Eures äußeren Menschen begehrt, nicht in einer weniger ungestümen Weise beanspruchen können, um denen nicht Aergerniß zu bereiten, welche nach dem geistlichen Manna schmachten?“

„Was beliebt?“ fragte der Seemann mit unverhülltem Hohn zurück. „He! ist hier nicht etwa ein Gasthaus? Und wenn ich nach einem Krug Bier verlange, wer hat mir Vorschriften zu machen, wie laut und in welcher Weise ich danach rufen soll?“

Das erneute Beispiel der offenen Auflehnung gegen die Dragoner hatte bei den Bürgern geäußert. Ohnehin wirkte bei denselben die vorige scharfe Zurechtweisung des Lieutenants noch nach und vielleicht auch, daß die athletische Gestalt des Seemanns ihnen für den Ausgang eines etwaigen Streits ein erhöhtes Vertrauen einflößen mochte. „In der That,“ stimmten einer oder zwei der Aushülsten ein, „ist denn hier nicht ein Wirthshaus und seit wann ist es erlaubt, den Gästen ein solches Stillschweigen aufzulegen?“

„Schweigt ihr da! Was untersteht sich das Paß!“ könnte es von dem Tische der Dragoner.

„Paß! 3 seh' mal einer, höflich sind die Herren gerade nicht,“ hatte der Seemann das Wort aufgegriffen. „Im Uebrigen aber bin ich noch ungewiß, auf welcher Seite des Wassers das schlimmste Paß zu finden sein möchte. Und was das Schweigen angeht, ich will nicht schweigen. Heba! Wirthshaus, Frau Wirthin, reicht mir zum Pabstsal der Kreatur und zur Erfrischung meines äußeren Menschen einen Krug Bier, oder ich verschmachte.“

Ein allgemeines Gelächter begleitete von dem Tisch der Bürger diese offenbare Herausforderung. Auch würde wahrscheinlich ein unmittelbarer Ausbruch die Folge davon gewesen sein, wenn nicht beinahe genau zusammenfallend mit dem letzten Worte des kühnen Sprechers die Uhr des Thurmes der Stadtkirche außen auf dem Marktplatz-eingesezt hätte, die achte Abendstunde zu schlagen, und damit durch den Herausruf des Postens vor der Thür der Streit unterbrochen worden wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Der Minister Giskra

(1810 S. 301.)

Im Jahr 1850 sah man im Bureau des Doktor Mühlfeld in Wien einen jungen Mann als Konzipient arbeiten, der seinem Prinzipal in der Advokatur sehr wesentliche Dienste leistete. Er selber konnte es nicht zum Advokaten bringen, trotzdem ihm hiefür anerkanntermaßen Talent, Geschick und Kenntnisse nicht fehlten. Denn der Herr Minister Bach hatte erklärt, „so lange ich in Oesterreich etwas zu sagen habe, wird der nicht Advokat“. Der junge Mann war eben eine mißliebige Persönlichkeit geworden. Neben seinen Kenntnissen hatte er das Unglück, einen unabhängigen Charakter zu besitzen, und weil er 1848 mehrfach sich die Freiheit genommen hatte, für die Freiheit des Volkes ein wahres und warmes Wort zu sprechen, fiel er beim Ministerium Bach in Ungnade. Was war auch daran gelegen? Ein Mensch von obsturer Herkunft mag auch in den Tiefen und der Dunkelheit des Lebens verkommen und vergehen — was thut's?

Der Sohn des Rothgerbers aus Mährisch-Trübau ist nun österreichischer Minister, und der gewesene Minister Bach wandelt nun als obsturer Mensch unbeachtet in den Straßen von Wien herum! Wenn jaghafte Gemüther, von den launenhaften Nachschlägen, welche die Geschichte so oft und so erschütternd zu machen pflegt, beirrt, an dem politischen Fortschritt, an dem endlichen Sieg der Wahrheit, des Guten, des sittlichen Ideals verzweifeln möchten: an dem Beispiel Oesterreichs mögen sie sich wieder aufrichten und ihren Glauben an die höhere Menschheitsbestimmung erneuern. Das Recht siegt zuletzt doch über das Vorrecht; Aberglauben und Volksverblendung dürfen nicht für immer die Herrschaft behaupten; der freie Geist mit seiner unerbittlichen, auf die höchsten sittlichen Ziele hindrängenden Logik wird endlich doch seine erhabenen Triumphe feiern!

Die Neugestaltung Oesterreichs ist fürwahr eine herzerhebende Thatfache von tiefgeschichtlicher Bedeutung. Nur eine frivole und oberflächliche Lebensanschauung kann dieselbe unterschätzen und etwa behaupten: zur Abwechslung sei Oesterreich zufälligerweise liberal geworden, zur Abwechslung werde es nächstens wieder einmal ultramontan oder absolut regiert werden. Nein, es ist das mit dem Geiste der Bildung getränkte politische Zeitbewußtsein, das in Oesterreich zum Siege gelangt ist, es ist die Idee der Gleichberechtigung und des Staatsbürgertums, welche dort Fuß gefaßt und Leben gewonnen hat. Mag vielleicht wieder einmal ein augenblicklicher Rückschlag dort eintreten: die Errungenschaften der letzten Monate können dem österreichischen Volke so wenig mehr geraubt werden, als es möglich wäre, dem Lauf der Gestirne ein verändertes Gesetz vorzuschreiben.

Die Wahrheit behält am Ende immer Recht, und darum Ehre den Männern, welche gegenwärtig die Staatsleitung Oesterreichs in ihrer festen Hand halten. Was sie vor Jahren angestrebt, wofür sie geachtet und verfolgt wurden, es hat sich als rettendes Staatsheil bewährt, und vor Allen läßt sich auf den Sohn jenes Rothgerbers aus Mährisch-Trübau, auf Doktor Giskra, den gegenwärtigen österreichischen Minister des Innern, das Wort von dem verworfenen Steine anwenden, der zum Edstein geworden ist.

In der That ist Doktor Karl Giskra die Seele des neuen Ministeriums. Wie bereits erwähnt, ist er einfach-bürgerlicher Herkunft. Das Beste, was ihm sein Vater hinterließ, ist eine sorgfältige, auf deutscher Grundlage aufgebaute Erziehung. Nachdem Giskra die Piaristenschule in seiner Vaterstadt Mährisch-Trübau besucht und die Gymnasialstudien in Brünn vollendet hatte, bezog



1861 in den Reichsrath, sowie in den Landesausschuß gewählt. Im mährischen Landtage trat Gistra an der Spitze der deutsch-liberalen, verfassungstreuen Partei den Bestrebungen der Föderalisten mit Entschiedenheit und Erfolg entgegen. Auch im Abgeordnetenhaus spielte er eine höchst bedeutende Rolle. In allen wichtigen Fragen trat er als Redner auf und belundete sich stets als mannhaften Vertreter aller freisinnigen Ideen. Besonderes Aufsehen erregten die Reden, welche er 1865 als Berichterstatter über das Kriegsbudget und über die schleswig-holsteinische Frage hielt. Auch war er Referent und Verfasser sämtlicher Adressen, mit welchen das Abgeordnetenhaus die Thronreden von 1861—1865 beantwortete. 1866 wurde er zum Bürgermeister in Brünn erwählt und hat als solcher während der preussischen Okkupation sich um die mährische Landeshauptstadt außerordentlich verdient gemacht, weshalb ihm vom Kaiser im Oktober 1866 das Ritterkreuz des Leopoldordens verliehen wurde. Auch von preussischer Seite wurde seinem damaligen Auftreten alles Lob gezollt. Täglich ging Bismarck bei ihm ein und aus, und der König und der Kronprinz von Preußen gaben ihm wiederholt ihre Hochachtung zu erkennen.

Nach Ablauf der ersten Legislaturperiode wurde 1867 sowohl für den Landtag als auch für den Reichsrath sein Mandat erneuert. Wie einen großen Antheil er als Abgeordneter an der Verjüngung und Neugestaltung Oesterreichs hat, ist bekannt. Sein Liberalismus ist kein Modelleib, das man je nach der Windrichtung umhängt, um nur persönlichen Interessen zu dienen; er gründet sich vielmehr auf Klare, lebensvolle Ueberzeugung, die aus dem ernstesten Studium von Geschichte und Philosophie erwachsen ist. Daher ist für Gistra die Forderung eine selbstverständliche, daß mit der politischen auch die religiöse Frage auf eine Weise gelöst werden soll, welche der Bildung der Gegenwart entsprechend ist, daher ist für ihn der Katholizismus, dem er angehört, kein Hinderniß, den Ultramontanismus auf das Entschiedenste zu bekämpfen und die Segnungen, welche der Protestantismus für Deutschland gebracht, rückhaltlos anzuerkennen. Diefür sind ein bereites Zeugniß vor allen Dingen die schönen Worte, die er vor einigen Monaten anlässlich der Einweihung der neuen protestantischen Kirche in Brünn gesprochen hat.

Wie sehr der Bürgermeister Gistra in Brünn geachtet und geehrt war, konnte man besonders an dem Feste sehen, das ihm diese Stadt nach seiner Ernennung zum Minister des Innern gegeben hatte. Es war eine Huldigung, die aus vollem Herzen kam und an der alle Bürger von Brünn freudig Theil genommen hatten. Seinem dankbaren Abschiedsworte flocht bei diesem Anlasse Gistra gewissermaßen ein Programm der neuen Minister Oesterreichs mit folgenden Worten ein: „Sie werden der Freiheit eine weite Gasse halten, sie werden gleichzeitig bemüht sein, nach ihren Kräften durch gerechte Vertheilung der schweren Lasten, die auf den Völkern liegen, dieselben erträglicher zu machen; sie werden dem Wohlstand und der sittlichen Bildung alles das zuwenden, was die Vertreter des Volks ihnen zur Verfügung stellen, und sie werden zu jeder Zeit handeln, wie es überzeugungstreuen, ehrenhaften und im politischen Leben gewordenen Charakteren geziemt.“

Bald nach seinem Eintritt in's Ministerium hat Gistra ein Schreiben an sämtliche Landeschefs erlassen, wie ihnen aus einem wiener Ministerhotel jedenfalls noch keines zugelommen sein wird. Während nach früherer Anschauung das Volk nur für den Kaiser und die Regierung zu existiren schien, geht das Schreiben des neuen Ministers des Innern von einer andern Ansicht aus. Es betont vor Allem, daß im ganzen Reich des Verwaltungsbienstes von allen Beamten, nächst der unverbrüchlichen Treue gegen den Kaiser, die unbedingte Achtung vor der Verfassung des Reichs, vor den Staatsgrundgesetzen gefordert wird; ferner wird den Beamten strenge Pünktlichkeit und rasche Behandlung der Geschäfte, Emanzipation von bloßem Formalismus, stete Bereitwilligkeit im Verkehr mit der Bevölkerung und endlich uneigennütziges Unparteilichkeit und Wahrung ihres Ansehens auch durch ein vorwurfsfreies Verhalten im Privatleben nachdrücklich empfohlen. Denn nicht als ein der Bevölkerung fern stehender, in seinen Trägern von ihr gemiedener Stand, der sich der Bevölkerung autokratisch und vornehm gegenüberstellt, sondern als ein stets bereitwilliger, im öffentlichen Dienste nützlicher, seine Rechte streng nach der Verfassung

und den Gesetzen bemessender Helfer solle der Beamtenstand angesehen werden.

Mit solchen Grundsätzen hat Gistra das ebenso ehrenvolle als schwere Amt in Wien angetreten. Sein großes administratives und organisatorisches Talent, die Raschheit und Entschiedenheit, mit welcher er alle Dinge anfasset, und die unbeugsame Konsequenz, mit der er seine Entschlüsse durchführt: sie werden ihn im Verein mit seinen Kollegen alle Hindernisse besiegen lassen, welche der geblühten Verjüngung Oesterreichs sich entgegenstellen möchten.

Der Sereño von Mexiko.

(BILD S. 304.)

Mexiko bei Tag und Nacht ist in den letzten Jahren, die uns durch einen deutschen Fürsten besonderes Interesse für die merkwürdige Land einflößten, der Vorwurf zahlreicher Schilderungen gewesen, und wir sind in der Hauptstadt des großen Reiches fast so zu Hause wie bei uns selbst. Wir sind mit den Aguaberos oder Wasserträgern, wie mit den Leperos oder Odenstehern so vertraut, wie mit den Volkstypen unserer großen Hauptstädte Berlin und Wien. Aber den Nachtwächter kennt ihr noch nicht, und solcher hat Mexiko, während sie bei uns längst in allen großen Städten abgeschafft sind, noch eine ganz erkleckliche Anzahl. Glaube man aber darum ja nicht, daß es Nachts deshalb auf den Straßen sicherer sei; im Gegentheil, der Diebstahl ist dort ein recht anständiges und einträgliches Gewerbe. In Mexiko ist leben und leben lassen oberster Grundsatz. Diese Toleranz fällt uns schon bei Tage auf, wenn wir in den Straßen den zu zwei und zwei aneinander geketteten Presidarios oder Galeerensträflingen begegnen, welche das Trottoir und die Promenaden rein halten. Die Soldaten, welchen ihre Bewachung aufgetragen ist, sind äußerst tolerant gegen sie und lassen sie, wenn es nicht auf gar zu kompromittierende Art geschieht, wohl auch entschleichen. Freilich heißt es dann wie im ersten Gebot: laß dich nicht erwischen! denn ich sah auf dem Paseo de Bucareli, wie ein Soldat dem Flüchtling mit einem Bajonnetstoß den Garauß machte. Vielleicht war dieß auch Nachsicht. Diese Mischung von Toleranz und Willkür finden wir in allen Zweigen der mexikanischen Polizei, welche sehr schlecht ist. Man entdeckt bald eine Art von Solidarität zwischen den Agenten der Polizei und den Banditen, ein Bedürfnis, sich gegenseitig zu schonen. Der Sereño, der mit feierlichem Schritt Nachts in seinem alten, blauen, kurzen Rocke mit gelbem Stragen und Streifen, seinem breit geränderten und gelb bebanderten Hut, auf dem die Nummer steht, mit der Laterne, dem Sprachrohr und kurzem Säbel durch die Straßen schreitet, ist sehr geneigt, jedem verdächtigen Geräusche, das er hört, den Hüden zu lehren. Nur wenn der Skandal gar so arg wird, daß er ihm die Stelle kosten kann, dann läßt er seinen Halsabschneider walten, und das mexikanische Blut tritt wieder in seine Rechte ein. Wir müssen das zur Ehrenrettung des bislang von den Touristen Mexikos vergessenen Typus sagen.

Das Bauernschützenfest in Geldern.

(BILD S. 305.)

Neben dem nationalen Feste der Niederländer, der Kirmes (Kirchweih), hat sich auch das nationale Vergnügen, das schon aus dem Mittelalter stammt, das Vogelschießen, erhalten, von dem diese Blätter eine ausführliche Schilderung aus alten und neuen Tagen gebracht (1863, S. 209 ff.). Wie es damals zu den beliebtesten Erholungen des freien Bürgers gehörte, mit Fuß- und Handbogen zum Thore hinauszuziehen, um auf der Stadtschießstätte den Papagei zu schießen, — wie man den hölzernen Vogel nannte, der auf hoher Stange befestigt war — so ist es auch heute noch bei der Kirmes eine Hauptbelustigung, und der Glücklichste, dem es gelingt, den Papagei aus hoher Lust herabzuschießen, der wird als Schützenkönig ausgerufen, erhält eine goldene Kette um den Hals, an der der Papagei und silberne Platten mit dem

Bildnisse des Schützenpatrons hängen. In feierlichem Zuge begibt man sich auf den Festplatz. Glücklich, wer sich irgend eine alte Uniform zu verschaffen gewußt hat, denn er verdankt dieser seinen Rang als Kapitän, Lieutenant oder Tambour. Voran gehen zwei Sappeurs, deren Aufgabe es ist, das Publikum durch ihre Spässe zu unterhalten. So werden auf dem Wege, den der Zug geht, die Pfähle, die mit Blumen bekränzt und mit Schnapsflaschen behängt sind, in den Boden gerammt. Gelingt es ihnen, diese im Gehen — ein Ringelstechen eigener Art! — umzuhauen, so gehört der Schnaps ihnen. Und daß diesem zum Jubel des Volkes und zur eigenen Berausung von den Sappeurs tüchtig zugesprochen wird, versteht sich von selbst. Hinter den Sappeurs folgt die Musik, der letzte Schützenkönig mit der Blumenbekränzten Thonpfeife, und die Königin mit großem Blumenkranz, endlich die Schützen, die jetzt nicht mehr mit der Armbrust, wie ehemals, sondern mit Flinten aus allen Jahrhunderten ihre Kunst ausüben. Welch' tolle Lust bei solchem stimmungsvollen herrscht, vermag keine Feder zu beschreiben. Man sieht dort erst, daß Holland noch heute für uns ein völlig unbekanntes Land ist, denn die fischblätigen Holländer, wie man sie so gern nennt, treiben's an der Kirmes so bunt, daß man sich an den römischen Karneval oder an den Gols von Neapel versteht glaubt.

Die Jahreszeiten des Waidmanns.

Von

G. Frhr. v. Thüngen.

I.

Schwarze Wollen bedecken den Himmel. Der Thauturm brandt hohl durch den Wald, daß die alten Tannen knarrend und stöhnend ihre Wipfel gegen einander schlagen. Manche von ihnen vermag der Macht des Orkans nicht zu widerstehen und bricht, von der Allgewalt des entfesselten Elements gebrochen, krachend zusammen, daß die Erde dröhnt. Die Wasser schießen zusammen und der Regen peitscht in Strömen darnieder. Kein Thier läßt sich sehen, alles Lebende birgt sich ängstlich in seinen Schlupfwinkeln.

Endlich hat die Natur sich beruhigt. Milde Frühlingslächeln wehen und lösen mit den Bäumen. Aus fernem Süden kommen die ersten Lenzböten zurück und wiegen sich auf den ihnen bekannten Wipfeln der heimischen Bäume. Schon am frühen Morgen läßt das Hausrothschwänzchen seine melancholische Stimme ertönen und am Wiesenbache geht gar zierlich die Nachstelze einher. Nicht umsonst beobachten wir sie, sind uns doch Beide ein sicheres Zeichen, daß nun auch die Waldschnepe bald ziehen wird.

Ein milder Frühlingsabend ist angebrochen; ein sanfter Sprühregen, wie ihn der Schnepfenjäger liebt, hat sich eingestellt und in bester Laune begeben wir uns, nachdem wir Gewehr und Schießbedarf zusammengesucht, den treuen Hühnerhund an der Seite, hinaus in den wäzig duftenden Wald. An einer übergehallenen, wipfeldürr gewordenen Tanne nehmen wir unsern Stand. Der Regen hat aufgehört und die Wollen zertheilen sich. Die Drossel beginnt ihren Abendgesang und weithin durch die Waldesstille tönt ihr Minnelied. Doch bald ist auch der letzte Ton verhallt und der ganze Wald liegt in tiefster Ruhe. Die Zeit ist da, in der die Schnepfe streicht. Ein eigenthümlich „quiender“ Ton in rascher und kurzer Folge tönt an unser Ohr, kommt immer näher und siehe — dort über den Stangenholzbestand kommt ein nettes Liebespärchen in gar misstlichen Schwenklungen lautlosen Flugs daher. „Oculi“, da kommen sie! Ein kurzer, scharfer Doppelschall durchhallt den Wald und — freudig überbringt uns „Mentor“ die beiden erlegten Schnepfen. Unterdessen ist's tiefdunkel im Wald geworden, die Chreule ist aus ihrem Schlupfwinkel herausgetreten und schwebt mit leisem Fluge dahin. Wir treten vom Stande ab.

Der März naht sich seinem Ende. Trotz rauhem Wetter, ja winterlicher Färbung, die die Natur noch einmal angelegt hat, tritt jetzt der Auer- und der Birkhahn auf die Balz. Mit der Wähe gerüstet begeben wir uns am frühen Morgen hinaus in den Wald nach dem Stande des Auerhahns, den wir Tags vorher verhöhrt haben. Bald haben wir den Birschnpfad, welcher zum

Stand des Auerhahns führt, erreicht. Leise schleichen wir weiter. Sobald er zu balzen aufhört, wagen wir, den Fuß noch im Ausschreiten begriffen, ihn nicht mehr niederzusetzen und warten mit Schnulst, bis der liebebrünstige Vogel von Neuem sein Morgenständchen wieder beginnt. Endlich vernehmen wir das „Knappen“, dem unmittelbar der „Hauptschlag“ und dann das „Schleifen“ folgt. Drei Schritte springen wir vorwärts und das Ziel ist erreicht. Auf Schußweite sitzt der urige Vogel da, tollend und sich spreizend — der Schuß knallt — und tödtlich getroffen rauscht das gewaltige Thier in den Zweigen nieder.

Gleich dem Auerhahn tummelt sich in derselben Zeit sein Vetter, der Birkhahn, auf seinen mit Birken und Haide bewachsenen Lehden, die er als Balzplatz gewählt hat, herum und bietet dem Jäger Gelegenheit, sich reiche Beute zu erwerben. Noch in finsterner Nacht begeben wir uns in den Wald und schlafen in eine aus Zweigen und Ästen erbaute Balzhütte. Die Dämmerung ist angebrochen, leise beginnt die Haidelesche ihr Morgenlied, der erste und einzige Laut, der die nächtliche Stille unterbricht. Plötzlich trifft ein dumpfschöner, lautgedehnter Ton unser Ohr — der edle Birkhahn läßt sein Minnelied erklingen. Und schon ist er auch sichtbar. Mit gefalteten Flügeln und weit ausgelegtem, breitem Spiel wandelt er würdevoll und gravitatisch einher dort am fernen Ende des Gehäns. Schlag auf Schlag folgen die Balzlaute als Antwort auf das leise, zärtliche Geadern der nahenden Hennen und immer beweglicher wird der liebesdurstige Hahn. Bald hat sich ein Nebenbuhler gefunden. Mit ihrem lyrischen Spiel rauschenden Gefieders einhererschreitend fordern sich Beide zum Kampfe heraus. Unter possierlichen Sprüngen, kaum zwanzig Schritte von unserer Hütte entfernt, gerathen sie an einander. Da fährt ein Mäh durch die Zweige der Hütte und mit dem dumpf in den weiten Beständen verrollenden Knall haben beide Kämpen geendet.

Die Buchen haben ihre Knospen erschlossen, im smaragdnen Laube derselben haschen sich wie spielend die Sonnenstrahlen. Des Kulufs Ruf tönt weithin durch das Borholz, Tauben girren in den Wipfeln und über das Geröhr des naheliegenden Sees streift mit mächtigen Schwingen ein Reiher. Dort am äußersten Ende des Waldes trabt ein Fuchs, eine glänzlich erhaschte Wildente in der Schnauze, seinem nahen Baue zu, um seine hungrigen Jungen zu sättigen. Bereits hat der Waidmann den Bau entdeckt und beschloßen, dem mörderischen Treiben dieser Räuberfamilie bald ein Ende zu machen. In früher Morgenstunde ziehen wir, ein paar Dachshunde an der Leine führend, hinaus. Hinterher schreiten Walddagelöhner mit Grabseilen, Haden, Weilen und dergleichen Utensilien, die zum Fuchsgraben nöthig sind. Bald sind wir bei dem Bau angekommen. Nachdem alle Huchtröhren durch Reijig und Erdbreich sorgfältig verstopft sind, wird „Waldmann“, der ältere Dachshund, in eine der befahrensten Haupttröhren gelassen. Ihm nach folgt die jüngere „Walbina“. Bald vernehmen wir, daß beide Hunde laut geworden sind und nachdem wir uns überzeugt haben, daß die Hunde vorliegen und die überraschte Wauerngeellschaft jedenfalls im Kessel festgemacht haben, ist bald der Punkt ermittelt, wo zum Graben eingeschlagen werden muß. Hastig schreitet die Arbeit fort, und bald ist das Ziel erreicht. Die Hunde werden herausgenommen, unterdessen aber weiter gegraben, bis die jungen Füchse — denn nur diese sind im Bau — zu Tage liegen. Sie werden in einen Sad gesteckt, um ihres weiteren Schicksals gewärtig zu sein, und, nachdem den Walдарbeitern aufgetragen worden ist, den Bau wieder in Ordnung zu bringen, wird der Rückweg nach Hause angetreten.

Somonyme.

Ich bin das Feink' und Köstlichste,
Was man nur schaut,
Ich bin das Schärff' und Bisngste,
Bevor Dir graut,
Ich bin ein Wäcker im Plural,
Dem man vertraut.

Auflösung der Charade Seite 247:

Piemont.



Nur Armenlehrer.

Novelle von Marie v. Raszkowska.

(Fortsetzung.)

Hier hatte sich schon vorher ihr Bruder eingefunden und bedrängte Malchen so sehr mit Liebesungsabsichten, daß sie ihm zuletzt das glühende Platteisen entgegenhielt.

„Ich sage es der gnädigen Frau, daß Sie mich nicht in Ruhe lassen, mir auf Schritt und Tritt nachgehen,“ drohte sie, wie schon manch' liebes Mal, ohne daß sie diese Drohung ausgeführt hatte, oder auszuführen beabsichtigte. War dann ihres Bleibens in diesem Hause doch nicht länger; und es gefiel ihr hier ganz vortrefflich. Er dachte das, sagte es aber nicht. „Begreife gar nicht, woher Du plötzlich so spröde geworden bist.“

Empfindlich blickte sie auf. „Ist das eine Rede! Als hätte ich mir je von dem Herrn etwas gefallen lassen!“

„Du warst aber nicht so grausam, ich durfte doch glauben, daß Du mich gern siehst.“

Sie entzog ihm die Hand. „Ich verbrenne ja das Zeug, wenn Sie mich festhalten.“

Er warf sich auf einen Stuhl, stützte den Kopf in die Hand und seufzte. „Du wirst mich noch zur Verzweiflung bringen mit Deiner Herzlosigkeit. Wenn ein Unglück geschieht, ich mir ein Leid anthue — Du hast es zu verantworten.“

Sie lachte zwar, es kam jedoch nicht von Herzen. Mitleidig und beunruhigt blickte sie verstohlen nach ihm hin. Wenn er im Ernst redete — es wäre doch gar zu fürchterlich gewesen, sie hätte Zeitlebens keine Ruhe gehabt.

„Und ich habe Dich so über die Maßen lieb, denke stets an Dich, auch wenn ich ferne von Dir bin. Zum Beweise — sieh' hier.“ Ein Stuhl hervorrückend, öffnete er es, ließ ein Paar Ohringe vor ihren Augen funkeln.

Diese Augen wurden noch einmal so groß, während sie einen Ausruf der Bewunderung, des Entzückens ausstieß.

„Sie werden Dir wundervoll stehen und alle Deine Bekannten Dich darum beneiden. Und für einen einzigen Kuß!“

Fast mit Gewalt riß sie sich los von dem verführerischen Anblick. „Nein, nein, ich kann sie nicht nehmen!“ Die Stimme klang etwas unsicher. „Gehen Sie — ich nehme sie nicht,“ fügte sie bestimmt hinzu.

„Bist Du aber wunderlich. Warum denn nicht? Stecht Dir etwa noch der blonde Arbeiter im Kopf, der so fein und manierlich ist? Ein so hübsches, niedliches Mädchen und ein solcher Schlagtob! Heirathe ihn meinethalben und laß Dich jeden Feiertabend von ihm prügeln, denn das thut er gewiß. In diesen Kreisen ist das freilich Brauch!“

„Kommen Sie mir nicht immer wieder mit Dem!“ sagte sie heftig. „Ich denke nicht mehr an ihn, schon lange nicht.“

„Was hast Du denn aber gegen mich? Daß ich Dich wahrhaft liebe — soll ich's Dir zuschwören — auf den Knien?“

Malchen lachte. „O warum nicht gar! Und hernach machen Sie sich über das dumme Ding lustig, daß so etwas glaubt. Man weiß ja, wie die reichen Herren sind.“

Als er indeß wirklich niederkniete, hätte sie das Zeug fast versengen lassen, mußte sie wenigstens verstohlen nach ihm hinblicken, da sie sich nicht den Anschein geben mochte, ihr liege etwas daran, daß er vor ihr kniee. Und doch sah das so komisch aus und zugleich so allerliebste! Gerade wie in der Komödie, in der sie einmal gewesen. Einem Mädchen ihres Standes passiert dergleichen gewiß nicht oft, manchem vielleicht gar nicht! Wie gut ihm das stand, welche Art jede seiner Bewegungen hatte, ganz anders, wie bei Leuten ihres Standes! Und dazu die hübschen, wohlgeseyten Worte! Er sprach ja wie ein Buch, und die Blide!

„Stehen Sie nun endlich auf und seien Sie vernünftig,“ bat sie verschämt. „Wenn ich auch glaubte, daß Sie mich nicht zum Narren halten, ja, mich wirklich lieb haben, was hilft das? Heirathen werden Sie mich ja doch nicht.“

Er hätte fast laut aufgelacht, unterdrückte indeß diesen Ausruf der Heiterkeit, der dem Hausmädchen wahrscheinlich unzeit-

gemäß erschienen wäre, so wenig empfindsam es im Grunde war. Vielmehr sagte er, lebhaft aufspringend: „Und warum nicht? Was denkst Du von mir und meiner Liebe? So lange meine Eltern leben, zumal die Mutter, ist daran wohl nicht zu denken, muß unser Herzensbund geheim bleiben. Und nun nimm zur Versiegelung desselben die Boutons und gib mir den Kuß. Es ist gewissermaßen ein Verlobungskuß.“

Sie sträubte sich. „Wenigstens muß ich vorher —“ in der lebhaftesten Verlegenheit brach sie ab; Aurelie trat ein.

Oswald ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen. „Sieh' doch nur diesen Eigensinn!“ rief er seiner Schwester entgegen. „Niemals noch ward meine Waise so vorzüglich gepläutert, als von Mally. Ich denke ihr meinen Dank dafür in diesen Boutons zu beweisen, und sie — sie schlägt die kleine Erkenntlichkeit aus.“

Das Fräulein betrachtete die goldenen Ringe, hielt dann einen an das Ohr des Mädchens. „Sie werden Ihnen ganz vortrefflich stehen zu Ihrer Haartour, Malchen, und ich begreife nicht, warum Sie den Schmuck nicht nehmen wollen. Jetzt lassen Sie mich ein wenig plätten — ich thue es zu gern, und die Mama wird uns nicht überraschen. Ziehen Sie sich unterdeß die Ohrringe ein.“

„Das lassen Sie mich thun, Mally,“ erbot sich Oswald, in Gegenwart seiner Schwester das trauliche Du mit dem förmlichen Sie vertauschend.

Malchen hatte dem Fräulein das Platteisen überlassen, wehrte aber den jungen Mann mit dem Schmuck von sich. „Er paßt nicht für mich — ich würde mich schämen, wenn ich damit meinem alten Lehrer begegnete. Und ich will dem immer frei in die Augen sehen können. Lassen Sie mich also, Herr von Schäffer!“

Bei ihrer Entschiedenheit mußte er von seinem Vorhaben abstecken, murrte aber ärgerlich: „Du fürchtest Dich vor einem alten Schulmeister? Das ist zu arg!“

Sie legte Aurelien die Sachen auf dem Plättbrett zurecht. „Ich fürchte mich nicht vor ihm, aber um Alles in der Welt möchte ich nicht, daß er mich für schlecht und leichtsinnig hält — ich bin so unbedachtam. Zu ihm will ich immer frei meine Augen aufschlagen können, und ich weiß, er tabelt einen Puh, der sich nicht für meinen Stand schämt. Wenn er Einem so recht tief in die Augen sieht, dann wendet sich Einem ordentlich das Herz im Leibe um, und Alles, was Dummes und Unrechtes drin ist, das muß heraus. So war es schon von jeher und bei allen Schulkindern. Wer kein gutes Gewissen hatte, der konnte ihn nicht ansehen — nicht einmal die Verstocktesten. Und man wurde nicht eher wieder froh, bis man seinen Fehler gut gemacht hatte. Die wildesten Jungen und die eigensinnigsten Mädchen waren durch ein Wort, durch einen Wink von ihm um den Finger zu wickeln. Das macht, sie wußten, daß er sie lieb hatte und nie dem Ärmsten und Geringsten Unrecht that.“

Oswald hatte leise das Gemach verlassen, während Aurelie ihre Aufmerksamkeit zwischen ihren Worten und der Arbeit theilte, welche die Mutter ihr um keinen Preis gestattet hätte.

„Das Alles fiel mir so recht auf die Seele, da ich ihm neulich einmal begegnete. Und wie ich jetzt die Bibel aufschlage und lese, daß der Heiland die Kinder zu sich kommen ließ, da konnte ich ihn mir gar nicht anders vorstellen, wie unsern Herrn Morgenstern! Und der ließ nicht allein die Kinder zu sich kommen, er ging zu ihnen, wenn sie krank oder sonst in Nothen waren. Mein Lebtage vergesse ich's nicht, wie die Mutter von einem Mädchen starb, das alter war, wie ich, aber meine liebste Freundin, denn wir wohnten in einem Hause. Die Rose weinte ganz laut beim Begräbnis und wollte hernach nicht vom Grabe fort, lief wieder auf den Kirchhof, als ihr Vater sie mit Gewalt fortgebracht hatte. Da warf sie sich auf den Hügel und klappte den Sand auf und schrie: sie wolle hier bleiben, auch sterben. Ich war ihr nachgegangen und weinte mit ihr vor Mitleid und auch vor Angst und Kälte. Denn der kurze Wintertag ging zu Raste, und es graute mir in der Dämmerung auf dem Kirchhofe allein mit Rose, die ganz außer sich war. Da kam Herr Morgenstern und nahm Rose bei der Hand und sprach ihr zu, wie Unsereins das nicht versteht und von sich geben kann, wenn das Herz auch zum Springen voll ist. Rose wurde ruhiger, und wir hörten Beide auf zu weinen und wußten nicht, wie wir vom Kirchhofe nach Hause gekommen waren. Er hielt

unsere kalten Hände in den seinigen, um sie zu wärmen. Leise, ganz leise, daß er es nicht merkte, küßte ich seine Fingerspitzen. Josef versprach ihm, immer fromm und gut zu bleiben, damit sie am Ende zu ihrer Mutter in den Himmel komme. Und nun — sie brach ab, von zurückgehaltenem Schluchzen fast erstickt.

„Wie schade, daß schon Alles fertig ist!“ Das Fräulein legte das letzte Stück Wäsche aus der Hand und warf einen Blick in den Spiegel. „Ich bin ordentlich roth geworden! Wenn ich mich nur ein wenig in der Wirthschaft beschäftigen könnte, ich sähe bald nicht so bleich aus, wie von diesen ewigen und so langweiligen Wällen und Gesellschaften. Wie gern möchte ich manchmal mit Ihnen oder Ihresgleichen tauschen, Mädchen.“

Diese mußte einen so drolligen Wunsch belächeln. Befand das Fräulein sich nicht unter den Augen der Mutter, fährt es oft so närrische Reden. Wenn sie selbst an der Stelle der reichen Dame zu sein gewünscht hätte, so wäre noch Sinn und Verstand in einem solchen Verlangen gewesen. So —

„Und Josef hielt gewiß ihr Versprechen, wurde ein so braves Mädchen, wie Sie. Oder ist sie schon verheirathet?“

Mädchen antwortete nicht, legte eifrig die Wäsche in den Schrank. „Dem Lehrer möchte ich kennen. Es ist derselbe, nicht wahr, bei dem auch der Doktor, wie heißt er doch —“ Die Blättige mußte noch nachwirken — frische Rosen blühten auf ihren Wangen, sie glühten noch heller auf, als Mädchen sich mit einem verschmigten Päckeln umwandte.

„Doktor Ellern, ganz richtig. Er ist, so zu sagen, der Pflegesohn von Herrn Morgenstern, soll als Anabe, worauf ich mich aber nicht mehr besinnen kann, mehr bei ihm, wie zu Hause gewesen sein. Aber das weiß ich, daß der Herr Doktor noch heute nicht zu stolz geworden, mit seinem alten Lehrer Arm in Arm über die Straße zu gehen und noch immer ein Herz, eine Seele mit ihm ist. Mit meinen eigenen Augen habe ich es gesehen, wie er sich hinstellte und ihm die Schreibhefte der Kinder verbessern half, als er ihn einmal zum Spaziergang abholte und der Armenlehrer, der die Gewissenhaftigkeit selber ist, sich nicht eher vergnügen wollte, bis seine Arbeit beendet war. Sie haben zwar viel vornehmen Umgang, Fräulein, aber den zu kennen, lohnt schon. Und er steht auch in Ehren bei Jedermann, Geistlichen und Bürgerlichen und sogar bei den Herren von der Stadt. Ich habe selber gesehen, daß einer von der Schuldeputation ihm die Hand schüttelte, als ständen sie auf Du und Du.“ Und als sei die Ehre ihr selber widerfahren, so hoch hob Mädchen den Kopf. „Können denken, wie stolz wir darauf waren, wir Alle, seine Schulkinder und Eltern und Verwandte — solchen Lehrer gibt es nicht allerwärts. Aber er selber ist stolz gegen die Vornehmen und verkehrte mit ihnen nicht, wenn sie ihn auch früher noch so sehr einluden in ihre Gesellschaften, da er sehr schön Klavier spielt. Versteht sich, daß wir Alle noch stolzer darauf waren, daß er den Umgang mit den Herrschaften verschmähte und die gewöhnlichen Leute wie ein Vater oder Bruder behandelte. Darum wäre es doch wohl nichts mit Ihrer Bekanntschaft, Fräulein. Wenn Sie ihn einladen ließen, käme er schwerlich —“

„Wir gehen einmal zu ihm — besuchen ihn, Mädchen!“

„Aber die gnädige Frau —“

„Braucht davon gar nichts zu wissen. Wir richten es so ein, daß es heimlich geschehen kann!“ Sie hätte fast aufjubeln mögen bei dem Gedanken an ein solches kleines Abenteuer. „Sehen Sie nicht so bedenklich drein, Wally — meine Mutter erfährt es ja nicht. Ueberdies ist's nichts Neues, und im Nothfall nehme ich alle Verantwortlichkeit auf mich.“

Da hatte denn natürlich das Dienstmädchen der Tochter des Hauses nichts mehr einzuwenden.

„Dernach kommen Sie mit dem Nähzeug zu mir. Ich höre so gerne mehr von dem alten Armenlehrer und — und seinen Schülern. Jetzt kann die Pümmacherin jeden Augenblick anlangen, und wir sind vor Störung nicht sicher.“

Nach ihrer Entfernung nahm Mädchen die Ohringe auf, hielt sie vor dem Spiegel an ihr Ohr. „Wie schade, daß ich sie nicht behalten kann — sie sind zu hübsch... Und warum kann ich sie nicht behalten? Der junge Herr ist leichtsinnig, ja. Ich habe wohl gemerkt, wie oft er Nachts spät nach Hause kommt.

Aber er hat ja das Geld zum Verspielen, es ist also ein ganz ander Ding, als wenn so ein armer Schelm in die Karten verfallen ist. Wenn seine Mutter nichts dagegen hat, brauche ich mir darum keine grauen Haare wachsen zu lassen. Und die heimliche Liebenschaft — recht wäre sie freilich nicht, Herr Morgenstern wenigstens dürfte sie schwerlich gut heißen. Aber wenn selbst das Fräulein, das so herzensgut ist und von ihrer Mutter immer mit den schönsten Dingen überschüttet wird, Heimlichkeiten vor ihr hat, habe ich mich davor doch nicht zu scheuen. Die Frau ist hochmüthig, meint: kein Mensch wüßte, daß sie nicht vornehmer Herkunft ist. Warum soll es ihr nicht auch ergehen, wie ihren Schwiegereltern — daß der Sohn nach seinem eigenen Geschmack heirathet? Ich möchte eben so gut eine Dame vorzustellen wissen, wie sie selber.“

Und sie machte vor dem Spiegel, mit möglichst stolzer, hoffärtiger Miene, ceremoniöse Verbeugungen, bis ein munteres Gelächter diese Uebungen unterbrach.

Oswald hatte sie wieder aufgesucht, als er seine Schwester entfernt wußte, umschlang sie und sagte ihr tausend Schönheiten, die Mädchen um so mehr schmeicheln mußten, als der junge Herr dieselben ja reichen, jungen Damen sagen konnte, wenn er wollte.

„Ach!“ erklang es von der Thür. „Ich habe wohl die Meinung des Portiers nicht befolgt, das rechte Zimmer verfehlt!“ Auf der Schwelle stand der Armenlehrer.

Oswald fuhr heftig auf. „Was wollen Sie — haben Sie hier zu suchen?“

Jetzt blickte der Lehrer ihn an. „Nicht Sie suchte ich — Ihren Herrn Vater. Was ich fand, überrascht mich freilich und auf das Schmerzlichste.“ Er richtete die Augen auf Mädchen, die in der peinlichsten Verlegenheit war.

„Mein Vater ist schwerlich für Sie zu sprechen.“ Er deutete auf die Thür.

„O nicht doch, Herr von Schaffer,“ mischte Mädchen rasch gefast sich ein; mit jener Sicherheit, auf die sie nach den Liebesbetheurungen des jungen Mannes ein Recht zu haben glaubte. „Ich sehe nach, ob der Herr Kommissionsrath vielleicht zu sprechen find, und wenn nicht, dann bleibt Herr Morgenstern, wenn er die Güte haben will, so lange bei mir, bis er vorgelassen wird. — Ich freue mich recht, daß Sie gekommen sind. Nehmen Sie einen Augenblick Platz, ich bin sogleich wieder hier.“ Sie eilte hinaus.

„Die kleine Heze nimmt sich verdammt viel heraus!“ murmelte Oswald in sich hinein. Er war unschlüssig, was er thun solle.

Morgenstern trat ihm näher. „Sie sind noch so jung — unmöglich können Sie schon so verhärteten Gemüthes sein, um absichtlich Unschuldige zu verderben. Der junge Mensch, beschämt und ergrimmt darüber, daß Sie ihn schimpflich entlassen, und daß er überall bei den Versuchen, anderweitig Arbeit zu erhalten, zurückgewiesen worden, brütet entweder verzweiflungsvoll vor sich hin, oder sucht Vergessenheit im Genuß von Spirituosen.“

„Und Sie reden ihm da noch das Wort?“ lachte Oswald kurz auf. „So seid Ihr Moralprediger und Volksfreunde. Bringen Sie, wie ich Ihnen schon sagte, den Unverschämten dazu, daß er mir demüthig abbittet und er soll, darauf gebe ich Ihnen mein Wort, sogleich wieder Arbeit finden.“

„Das sagen Sie mir noch jetzt, nachdem mir klar geworden, was ich zuerst nicht begreifen konnte, warum Franz einen so bitteren Groll gegen Sie hegt?“

„Aber mein Gott, kann ich denn dafür, daß das Mädchen Geschmach hat, daß ich ihr besser gefalle, als der Arbeiter?“ Es klang etwas gedehnt.

„Ich werde, wie es meine Pflicht ist, Ihren Herrn Vater davon in Kenntniß setzen.“

„Ja, unterstützen Sie sich!“ braute der junge Mann auf. „Ich würde es Ihnen einstreichen, daß Sie Zeit Lebens daran zu denken hätten.“

Der Armenlehrer fasste ihn stolz, mit einem überlegenen Päckeln, in's Auge. „Was können Sie mir anhaben? Und selbst, wenn Sie es könnten, meinen Sie, daß ich Sie fürchten würde, überhaupt Furcht für meine Person kenne? Zumal, wenn ich im Rechte bin?“

„Angaben ist in der That etwas Rechtes,“ lachte Oswald erzwungen. „Aber meinen Sie, daß Sie damit Ihre Absicht er-

reichen, die meinige vereiteln? Meine Eltern schickten natürlich das Mädchen fort. Doch glauben Sie, daß ich nicht wissen würde, es aufzufinden, selbst unter Ihren schützenden Flügeln? Halten Sie mich für einen Einfaltspinsel? Hahaha! Je schwerer mir etwas gemacht wird, um so reizender erscheint es mir gerade. Gehen Sie heim, lieber Mann, und vergessen Sie nicht, daß Sie nur — Armenlehrer sind.“ Aus seinen Augen bligte ein Strahl von Entschlossenheit und Willenskraft, der seine etwas schlaffen, verlebten Züge eigenthümlich verschoönte.

War es das, oder der mit wegwerfender Betonung gesprochene Schluß seiner Worte, was den Lehrer stutzig ließ? Ueberrascht trat er einen Schritt zurück, heftete seine Augen so fest, als wollten sie sich darin festsaugen, an das Antlitz des jungen Mannes. „O, nicht doch — nicht doch!“ murmelte er dann wie abwesend und machte eine Bewegung mit der Hand, als wolle er Gebilde seiner Phantasie fortjagen.

Schwald wandte sich mit einer Pirouette zur Thür und verließ das Zimmer.

Morgenstern fuhr aus seinen Gedanken auf, zu spät, um ihn zurückzuhalten. „Wir sprechen darüber noch weiter, Herr von Schaffer!“ rief er ihm nach.

„Danke schön!“ sagte dieser zu sich selber. „Mein Freund, der Baron, würde sich daran belustigen, den närrischen Alten zu händeln — ich kann es nicht, lasse mich gar zu leicht verblüffen.“

Er wollte Malchen, die ihm begegnete, umarmen. Sie schlüpfte jedoch an ihm vorüber, trat zu dem Lehrer ein.

„Der Herr Kommissionsrath sind bei der gnädigen Frau und lassen sich da nicht gern stören. Warten Sie noch ein wenig. Und setzen Sie sich doch, Herr Morgenstern. — Was wollen Sie beim Herrn, wenn ich fragen darf?“

Er verbannte Alles, was ihm durch den Kopf ging, blidte sie aufmerksam an. Neben der Achtung für ihn, die ihr Ton und Wesen befehlte, lag hierin eine Sicherheit, ja, ein Selbstgefühl, wodurch er zwar nicht überrascht, doch belümmert wurde. „Mehrere Väter meiner Schüler, die in der nun dem Kommissionsrath gehörigen Fabrik arbeiten, bestürmten mich mit Bitten, ihm vorzustellen, daß sie bei dem jetzigen Arbeitslohn, zumal im Winter, nicht bestehen könnten. Ich übernahm es ungern, konnte zuletzt aber nicht widerstehen. Einmal erwartete ich ihn in der Fabrik — er wies mich jedoch, wie ich vorausgesehen, ziemlich kurz ab. Es schmerzt mich, daß ich dem Vertrauen der guten Leute nicht entsprechen konnte — sie meinen, da sie selber so viel auf meine Ansicht, mein Jureben geben, müsse das jeder thun, der Fabrikherr auch. Einige andere, heftigere Naturen sind aufgeregt — ich konnte es nicht unterlassen, noch einen Versuch zu machen, hierher zu kommen.“

Malchen war schon lange genug im Hause, um den Charakter des Herrn, und überhaupt klug genug, den Lauf der Welt zu kennen, wenn es sich um Geldangelegenheiten bei einem alten erwerbgebierigen Fabrikherrn handelte. Gegenüber den armen Leuten, den Eltern und Verwandten seiner Schüler, die ihn liebten, hatte der vortreffliche Mann allerdings selbst bei den Verstocktesten leichtes Spiel. Wie oft hatte er Personen ausgesöhnt, die in Feindschaft mit einander gerathen; wie oft den Frieden einer Ehe wieder hergestellt, der ohne ihn unwiederbringlich zerstört gewesen. Wie manchen Strauchelnden vom Fall zurückgehalten oder einen Gesunkenen wieder aufgerichtet! Das Mädchen hatte ihm leise, ganz leise die Hand lassen mögen, wie damals, als Kind. Aber hier verzweifelte es an seinem Erfolg. Die Reichen sind ja nicht wie andere gewöhnliche Leute und ganz aparte Künste, gar oft ohne Herz, oder mit Herzen, so hart wie ihre Thalerstücke.

„Ich kam um so eher hieher, weil ich Dich zu sehen hoffte, da ich Dich voriges Mal nicht zu Hause traf und Du Dein Versprechen, mich zu besuchen, nicht erfülltest. Auch duldet die Angelegenheit nicht langen Aufschub. Es herrscht unter den Arbeitern der Fabrik eine Gährung, die nichts Gutes verheißt. Schon wegen des Verfahrns gegen Franz —“

Sie wandte den Kopf ab, als er den Namen nannte.

„Du willst von Franz nichts hören und doch bist Du es, um berechnen zu können, daß der arme Junge in das Müßgeschick, um nicht zu sagen Unglück gerathen ist. Wenn er aus Verzweiflung lächerlich wird, hast Du es veranlaßt.“

„Ich? O Herr Morgenstern!“ Sie kämpfte zwischen Unmuth und Empfindlichkeit und ihrer Verehrung für den Lehrer. „Ich bin ihm einmal herzlich gut gewesen, es ist wahr, obgleich ich mich jetzt ordentlich dafür schäme. Aber eben darum kann und will ich nie mehr was von ihm wissen. Sie kennen die Geschichte nicht. Er plagte mich schon lange mit eifersüchtigen Grillen, schon von da ab, wo ich hier in Dienste kam und mich mehr putzte, wie früher, weil — weil die Damen, zumal das Fräulein, es so haben wollen.“ Etwas verwirrt schlug sie die Augen nieder. Sein durchdringender Blick fragte, ob sie nur aus diesem Grunde sich gepußt habe? Gegen ihren Willen mußte sie darauf antworten, that es etwas kleinlaut und doch mit einem Anflug von Schallhaftigkeit.

„Sie sind nie ein junges Mädchen gewesen, Herr Morgenstern. Haben nicht einmal Frau oder Tochter, da wissen Sie gar nicht, so Vieles Sie sonst auch wissen, wie thöricht ein solches Ding ist; begreifen das um so weniger, weil Sie selber so gut sind und gar nicht eitel und selbstsüchtig und hoffärtig.“

Er lächelte wehmüthig. „Ich weiß, wie schwach das menschliche Herz ist, liebes Kind. Aber ich weiß auch, daß in dem leichtfertigen Mädchen die Keime der herrlichsten Tugenden liegen. Wer sie nur zu wecken, zu pflegen versteht!“

Nach, unwillkürlich, beugte sie sich nieder und küßte seine Hand. „Sie verstehen es. Aber hören Sie mich weiter. Daß ich mit Franz brach, ist wirklich nicht meine Schuld. Er kam wie ein Verräther in unsern Garten gestürzt, wo ich mit den andern Mädchen war, und fiel mit Schmähe und Drohungen über mich her, daß ich in die Erde zu sinken drohte und zuerst wie versteinert dastand. Dann sagte ich ihm, vielleicht zu spitzig, aber ich konnte nicht anders: er sei betrunken und solle sich ausschlafen. Seine Antwort waren Vorwürfe, Schimpftreden, Drohungen — was weiß ich? Mir schwirrte und summt es vor den Ohren, als sei ein Bienenschwarm losgelassen. Da sagte ich ihm denn, daß er sich nicht mehr unterstellen solle, den Fuß über diese Schwelle zu setzen, und wie geschiedene Leute seien. Und das sind wir. Ich mußte ein ganz verworfenes Geschöpf sein, wenn ich ihm jemals die Gemeinheit vergessen könnte. Und wie er sich später gegen mich betrug, haben Sie ja selber gesehen.“

„Es war von ihm sehr unrecht — Du mußt es indeß mit deiner übergroßen Liebe zu Dir entschuldigen. Wenn er einsieht, daß er sich irrte, Dir unrecht that —“

Sie hatte die aufquellenden Thränen niedergelämpft und strich sich mit der Schärze über das glühende Gesicht. „Auch dann ist Alles aus. Ich habe jetzt andere Aussichten, bessere — werde mir mein Glück nicht muthwillig verschmerzen.“

Er schüttelte den Kopf. „Armes Kind, Dein Glück? Franz liebt Dich wahrhaft, meint es ehrlich —“

„Nun, andere Leute müssen es nicht geradezu unehrlich meinen, weil sie nicht bloße Arbeiter, sondern reiche Leute sind.“

„Du meinst also, eine reiche Frau zu werden?“

Sie lachte leise. „Mein Gott — man hat Beispiele genug von so etwas. Meine gnädige Frau selber soll auch nur von geringer Herkunft sein. Freilich war sie nicht gerade Hausmädchen, sondern Bonne, oder so etwas, aber das kommt doch auf eins heraus.“

„Bonne oder so etwas!“ Der Armenlehrer wiederholte es unwillkürlich. „Weißt Du nicht ihren Familiennamen?“ fragte er gespannt.

„Nein, davon war in der Gesindestube nicht die Rede.“

„Und wenn Du wirklich eine reiche Frau würdest, meinst Du dann auch wahrhaft glücklich zu sein?“

Das Mädchen fühlte Neigung zum Lachen über eine so kurtiose Frage, besann sich indeß, daß sich das nicht schicken würde. „War das nicht die Stimme des Herrn? Will sehen, ob ich Sie jetzt anmelden kann.“ Sie hatte aufgehört und eilte hinaus.

„Er hat recht — auch wenn sie nicht mehr hier im Hause wäre, behielte er doch Gewalt über sie,“ dachte der Lehrer bekümmert.

(Fortsetzung folgt.)

THE
JOURNAL OF THE
ROYAL ANTHROPOLOGICAL INSTITUTE

VOL. 100, PART 1, 2000

CONTENTS

1. *Editorial*
2. *Editorial*
3. *Editorial*
4. *Editorial*
5. *Editorial*
6. *Editorial*
7. *Editorial*
8. *Editorial*
9. *Editorial*
10. *Editorial*
11. *Editorial*
12. *Editorial*
13. *Editorial*
14. *Editorial*
15. *Editorial*
16. *Editorial*
17. *Editorial*
18. *Editorial*
19. *Editorial*
20. *Editorial*
21. *Editorial*
22. *Editorial*
23. *Editorial*
24. *Editorial*
25. *Editorial*
26. *Editorial*
27. *Editorial*
28. *Editorial*
29. *Editorial*
30. *Editorial*
31. *Editorial*
32. *Editorial*
33. *Editorial*
34. *Editorial*
35. *Editorial*
36. *Editorial*
37. *Editorial*
38. *Editorial*
39. *Editorial*
40. *Editorial*
41. *Editorial*
42. *Editorial*
43. *Editorial*
44. *Editorial*
45. *Editorial*
46. *Editorial*
47. *Editorial*
48. *Editorial*
49. *Editorial*
50. *Editorial*
51. *Editorial*
52. *Editorial*
53. *Editorial*
54. *Editorial*
55. *Editorial*
56. *Editorial*
57. *Editorial*
58. *Editorial*
59. *Editorial*
60. *Editorial*
61. *Editorial*
62. *Editorial*
63. *Editorial*
64. *Editorial*
65. *Editorial*
66. *Editorial*
67. *Editorial*
68. *Editorial*
69. *Editorial*
70. *Editorial*
71. *Editorial*
72. *Editorial*
73. *Editorial*
74. *Editorial*
75. *Editorial*
76. *Editorial*
77. *Editorial*
78. *Editorial*
79. *Editorial*
80. *Editorial*
81. *Editorial*
82. *Editorial*
83. *Editorial*
84. *Editorial*
85. *Editorial*
86. *Editorial*
87. *Editorial*
88. *Editorial*
89. *Editorial*
90. *Editorial*
91. *Editorial*
92. *Editorial*
93. *Editorial*
94. *Editorial*
95. *Editorial*
96. *Editorial*
97. *Editorial*
98. *Editorial*
99. *Editorial*
100. *Editorial*

Begrüßung. „Wenn Euch die Rothbröde nicht gefallen,“ erwiderte sie schnippisch, „mir auch nicht. Doch würde sich der Stern und Anker über Euer Ausbleiben neben all' dem anderen Unheil wohl auch noch zu trösten wissen.“

Der Mann unterdrückte mit Mühe einen ihm schon auf die Lippen getretenen Ausruf. „Bethy,“ flüsterte er über den Schenktisch gebeugt, „könnt Ihr denn gar nicht vergessen? Ich war betrunken an dem Abend, und was bedeutet denn am Ende der Ausruf, den ich Euch raubte.“

Er hatte ihre Hand zu fassen gesucht, doch war ihm dieselbe von ihr mit einem bösen Blick entzogen worden.

„Bethy!“ war ihm die Frau gereizt in's Wort gefallen, „ich wüßte nicht, Tom Lymrie, wo und wann ich Euch schon das Recht gewährt hätte, mich bei meinem Vornamen anzureden. Bethy Bradlam ist mein Name und es ist so ein ehrlicher Name, als einer in der ganzen Grafschaft. Ich will nicht anders, als bei ihm genannt und gerufen werden. Am Wenigsten von Euch, Tom Lymrie.“

„Ihr seid nicht immer gleich zurückstoßend und laßt gegen mich gewiesen,“ hatte der Seemann eingeworfen. „Ach, wenn Ihr wolltet, Frau Bethy Bradlam!“

„Ich will aber nicht,“ spottete die Frau. „Ihr, Tom Lymrie, wäret sicher der Letzte, dem ich meine Günst zuwenden würde. Oder habt Ihr etwa nicht erst vorgestern hier in meiner Gegenwart und an meinem Tische vor allen Gästen geprahlt, jedem den Schädel einschlagen zu wollen, der noch seine Wunde zu mir zu erheben wagte und Euch gegen Martha Ellenben und was weiß ich gegen wen noch sonst öffentlich gerühmt, mich zu besuchen, wenn Ihr nur die Hand ausstrecken wolltet? Seht, nicht soviel mache ich mir aus Euch.“ Sie schnippte, ihm sein Bier zuschiebend, verächtlich mit den Fingern und warf, in die Küche zurücklehnend, die Thür hinter sich in's Schloß.

„Verdammt!“ brummte der so Abgefertigte, mit einem wilden Blick ihr nachschauend, zwischen den Zähnen. „Und doch soll und muß sie mein werden!“ fügte er nach einer Minute eines finsternen Nachdenkens hinzu. „Sie muß, oder ich will nicht Tom Lymrie heißen.“ In seiner zornigen Erregung hatte er den Inhalt des ihm zugeschobenen Bierkruges auf einen einzigen Zug in seine Kehle hinuntergleiten lassen. „Geda, Wirthshaus, Bier her!“ lärmte er vor dem Schenktisch.

Statt der Wirthin erschien eine Magd, sein Begehren zu erfüllen. Sein lautes und stürmisches Verlangen, von der Ersteren selbst bedient zu werden, blieb unberücksichtigt, und die Hohn- und Stichelreden der durch sein Toben auf ihn aufmerksam gewordenen Bürger veranlaßten ihn schließlich, von seinem Begehren abzustehen und mit dem Schwur an dem Tisch derselben Platz zu nehmen, sein Messer jedem in den Leib zu rennen, der es auch nur mit einem Wort oder einer Miene wagen würde, ihn ferner noch zu verhöhnern.

Zum Glück für den so schwer bedrohten Frieden lenkte der Eintritt eines kleinen graulöpfigen Männleins in schwarzer Amtstracht und mit der Orangehörpe um die Hüften die Aufmerksamkeit seiner Nachbarn von dem Seemann ab, welcher, nachdem er auch den zweiten Krug den Weg des ersten hatte wandern lassen, laut und lärmend einen Stöfel Brautwein verlangte.

„Der Major unserer Stadt,“ flüsterten die Bürger mit ihren haßerfüllten Blicken, dem Neueingetretenen nachschauend, der nach einem ihnen im Vorüberstreiten gespendeten halben Kopfnicken an der Seite des Lieutenant's Platz genommen hatte und demselben einen Bericht abzustatten schien. „Der Schuft! Was kann er wollen? Er trägt den Stab und die Schärpe, also ist es in Amtsgeschäften, daß er mit dem Offizier verhandelt.“ In der That hielt der neue Ankömmling einen weißen Stab — das Amtszeichen der Ortsvorsteher in England — in der Hand und war er der Major oder Bürgermeister des Städtchens. Der Heuchler und Schelm leuchtete aus seinen unstillen, graublauen Augen und stand ihm in leserlichen Zügen in den verkniffenen Linien seines Antlitzes geschrieben.

„Es ist die Barke, mit der John Brown diese Nacht aus unserem Hafen in See stechen wollte, welche der Halunke dem Lieutenant zur Anzeige gebracht hat,“ äußerte der eine Bürger zu den übrigen. „Ich wette darauf.“

Der Mann hatte bis auf den dem Bürgermeister fälschlich zugeschriebenen, eigenen Antrieß in der That gerade das Richtige getroffen. Dem Lieutenant war von diesem nämlich berichtet worden, daß er wirklich ganz, wie die dem Ersteren zugegangene, geheime Mittheilung besagte, im Hafen die einem bekannten Schmuggler mit Namen John Brown gehörige Barke Elisabeth vollständig segelfertig vorgefunden habe, und daß er, da der Besitzer von ihm weder auf seinem Fahrzeuge, noch in seiner Behausung angetroffen worden wäre, sich beeile, dem Herrn Kommandanten das weitere Verfahren sowohl gegen den Mann, wie gegen das Schiff anheim zu geben.

Der Lieutenant hatte dem Bürgermeister einen verdachtvollen Seitenblick zugeworfen. „Wie aber ist es möglich,“ äußerte er, „daß das Schiff fast unter den Augen der Behörden dieser Stadt befrachtet und zur Abfahrt vorbereitet werden konnte? Vollends aber das Verschwinden des Patrons im Moment der Entdeckung selbst erscheint im höchsten Grade verdächtig.“

Der Bürgermeister zuckte mit einem heuchlerischen Augenaufschlag die Achseln. „O Herr Kommandant,“ klagte er, „der Einfluß und das geheime Einverständnis der Bödsinnigen sind groß in diesen Küstenstrichen und ihr Thun ist böse vom Aufgang bis zum Niedergang. Der Himmel sei mein Zeuge, das Parlament besitzt keinen treueren und eifrigeren Diener als mich; allein welche schlimmen Erfahrungen habe ich mit diesen gewaltthätigen und fleischlich gesinnten Leuten schon machen müssen!“

„Und sind Sie gewiß,“ fragte der Offizier, „daß dieß gerade das Schiff ist, von dem mir von meinen Spähern berichtet worden ist? Mich dünkt, es war in deren Mittheilung eigentlich nicht unbedingt von einem der in dem Hafen liegenden Fahrzeuge die Rede.“

„Alle von mir eingezogenen Erkundigungen deuten nur auf dieses Schiff,“ beiläufige sich der Major zu erwidern. „Wo sollte bei der Brandung diese ganze felsige und klippenreiche Küste entlang auch ein Fahrzeug anders einkaufen, als in unserem Hafen?“

„War die Barke etwa zur Aufnahme von Passagieren vorbereitet?“

„Nicht, daß ich davon etwas bemerkt hätte.“

„Koblan,“ bestimmte der Offizier nach einem kurzen Nachdenken, „das Fahrzeug mag für diese Nacht ganz in der Stille militärisch besetzt werden. Vielleicht, daß es dadurch noch gelingt, irgend einen glücklichen Fang zu machen.“

„Ganz recht,“ pflichtete der Bürgermeister bei, „auch habe ich die Gerichtsdienner hierzu bereits mitgebracht und sie harren außen, den Dragonern bei der Beschlagnahme des Schiffs zu assistiren; oder wünschen der Herr Kommandant etwa, daß ich selber diesen Akt ausführe?“

„Nicht doch,“ weigerte sich der Lieutenant auf dieses Erbieten einzugehen. „Alles kommt darauf an, das Fahrzeug so unbemerkt als möglich in unsern Besitz zu bringen, und beobachten der Herr Bürgermeister nur, die Augen der Schelme an jenem Tisch dort sind schon seit dem Beginn unserer Unterredung ohne Unterbrechung auf uns gerichtet. Ihre oder meine Entfernung würde sie auf irgend einen außergewöhnlichen Vorgang schließen lassen, und schon eine Ahnung von dem, was wir beabsichtigen, könnte unser ganzes Geheimniß gefährden. Jedem Verrath vorzubeugen, mögen Ihre Gerichtsdienner für die Nacht von meinen Dragonern auf der Barke zurückgehalten wer . . .“

„Wer ist dieser freche, unverschämte Gesell?“ hatte der Offizier, sich unterbrechend, mit einem zornigen Blick auf den Seemann die Frage an den Bürgermeister gerichtet. „Ich will diesen rucklosen Sohn des Belial dahin legen, wohin er's verdient! Der Schurke hat vorhin schon meinen Zorn herausgefordert.“

Das Wiedereintreten der Wirthin, welche mit ihrem Kinde, dem schon vorhin aufgetretenen kleinen Mädchen auf dem Schooß hinter dem Schenktisch Platz genommen hatte, war für Tom Lymrie zum Anlaß geworden, zunächst seine Werbung bei derselben zu erneuern. Da sie jedoch allen seinen Versuchen, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, ein beharrliches Schweigen entgegensetzte, bemühte er sich jetzt, wieder zu dem Tisch der Bürger zurückgekehrt, durch wüthes Värmen und Schreien seinen Groll auszutoben und ihr seine Gleichgültigkeit über die erfahrene Abfertigung an den Tag zu legen.

Auf sein Geheiß waren von der Magd ein halbes Duzend

Flaschen Kanarienselt auf den Tisch gestellt worden. Prahlertisch ließ er dazu die Silberkronen in seinem aus der Tasche gerissenen Geldbeutel erklingen und forderte die Bürger auf, sich seine Bewirthung gefallen zu lassen. Auch zögerten diese keinen Augenblick, die ihnen gebotene Gelegenheit, sich an dem funkelnden Wein gütlich zu thun, bestens zu benützen, und so vorsichtig und unterthänig sie sich bis zu Tom's Ankunft verhalten hatten, so laut und lärmend bewiesen sie sich jetzt. Dessen Beispiel und die anscheinend von Erfolg gekrönte Kühnheit, mit welcher von demselben vorhin den Soldaten die Widerpart gehalten worden war, mochten sie dabei anspornen, sich so in seiner wie in ihrer eigenen Achtung wiederherzustellen.

Uebrigens erwies sich das Benehmen Tom's offenbar darauf gerichtet, in einen neuen Streit mit den mittlerweile wieder in das Zimmer zurückgekehrten Dragonern vom Zaune zu brechen. Der größte Theil derselben bestand indeß aus den eben von den verschiedenen Wachtposten der Stadt abgelösten Mannschaften, und deren erste Empfindung über die in seiner Rede enthaltenen Insulten äußerte sich zunächst noch in einem ungemessenen Erstaunen und unter sich ausgetauschten zornigen Blicken. Der Korporal, welcher die in das Wirthshaus zum Stern und Anker eingelegte Wache befehligte, befand sich vorläufig noch durch die Pflichten seiner verantwortlichen Stellung außen zurückgehalten, und man vernahm seine Stimme von dem Hofe oder dem Flur des Hauses. Der Zorn des Lieutenants war durch den von Tom angestellten Versuch geweckt worden, im Kreise seiner Bechbrüder ein Spottlied auf Oliver Cromwell, den berühmten Feldherrn der Parlamentstruppen und thatsächlich bereits den eigentlichen Herrscher von England, anzustimmen.

„Du eingekerkelter, abelgesinnter Rebell!“ donnerte der Offizier ihn an, „ein Laut noch und ich will Dich peitschen lassen, um Niemen aus Deiner Haut zu schneiden!“

Schon der vorige laute Ausruf des Lieutenants hatte die meisten Bürger soweit zur Besonnenheit zurückgeführt, daß sie dem wahnsinnigen Treiben Tom's Einhalt zu bieten versuchten. Die letzte Drohung des Lieutenants wirkte auf den tropigen Sinn des ohnehin durch die von der Wirthin erfahrene Zurückweisung auf's Höchste gereizten Seemanns jedoch wie ein Feuerfunke auf eine Pulvertonne. „Was, mir das, mir, von diesem spitzböhigen, republikanischen Schurken?“ schäumte er in den Armen seiner ihn zurückhaltenden Freunde. „Er oder ich! Laßt mich!“

Einer der Bürger hatte ihm mit einem glücklichen Einfall ein aus der Tasche gerissenes Tuch auf den Mund gedrückt. Die Anderen versuchten durch Vorstellungen und Bitten die über die Beleidigung ihres angebeteten Feldherrn empörten Soldaten von ihm abzuhalten. Auch die Wirthin war von der so plötzlich hereingebrochenen unmittelbaren Gefahr erschreckt aus dem Schenkeverschlag in das Zimmer gestürzt.

„Unfinniger!“ herrschte sie Tom an, „habt Ihr denn drei Leben in Eurer Tasche, außer dem einen, das Ihr eben so thöricht mit Eurer Junge davonlaufen laßt? Wollt Ihr durchaus Euren Hals selber dem Henker darreichen, so geht wo anders hin, Euch hängen zu lassen. Hier in meinem Hause aber will ich das Unglück und den Tod eines Menschen nicht besiegelt wissen. Schweigt, sage ich Euch!“

Tom starrte sie an, und seine Jägere durchlief die Wandlung von der rasenden Wuth, welche eben noch dieselben verzerrt hatte, zu einem nicht minder stürmischen Entzücken mit Aligeschnelle. „Zuckhe!“ machte sich sein Jubel Luft. „Wenn Ihr es mir bescheißt, Betsy — Frau Betsy Bradlam,“ verbesserte er sich auf den Bornblick in den Augen der Wirthin, „so schweige ich wie das Grab. Zuckhe! Zuckheiß! Wein her! Ihr Alle trinkt heute auf meine Kosten.“ Jedenfalls war von ihm die Einnischung der geliebten Frau als ein Wiedererwachen der von ihm bei ihr vorausgesetzten Neigung gedeutet worden, und über seiner freudigen Erregung hatte er das verächtliche Aufwerfen ihrer Unterlippe und das Abschleuden gar nicht bemerkt, womit sie den überschwenglichen Ausbruch seines Entzückens begleitete.

Zum Glück für ihn war durch den Bürgermeister die Aufmerksamkeit des Lieutenants von seinem vorigen ungehörigen Gebahren abgelenkt worden. Der Erstere mußte nach der Lebhaftigkeit und

Wärme seiner Verwendung für Tom unbedingt ein Eigeninteresse dabei verfolgen, denselben vor dem Zorn des Offiziers zu schützen und die Folgen seiner unüberlegten Handlungsweise von ihm abzuwenden.

„So sehr dieser wüste und ungefüge Geselle einem Derer gleicht, welche noch im Borchose der Heiden wandeln,“ versuchte er auf die dem Seemann von dem Lieutenant zugerufene Drohung diesen durch seine in der biblischen Redeweise der Puritaner gehaltene eifrige Färsprache zu beschwichtigen, „so ist es doch allein seine unbändige Junge, womit er sündigt. Mehr als einmal hat er zu Lande wie zur See für die heilige Sache des Parlaments und die glorreiche, von diesem aufgerichtete englische Republik sein Leben eingesetzt, und auch heute verdanke ich ihm die ersten und zuverlässigsten Nachrichten über das von dem frechen Uebertreter des Gesetzes, dem John Brown, insgeheim ausgerüstete Fahrzeug. Indes auch die Besten unter uns sind arme, sündige Kreaturen, und die Wünsche und Begierden der Weltkinder sind noch mächtig in dem rauen gewaltthätigen Manne. Die Leidenschaft zu dem amalekitischen Weibe, der Wirthin dieses Hauses, Betsy Bradlam, umnebelt seine Sinne und führt ihn in die Irre, wie ja auch Sicheu, der Sohn Hemors, des Hevitors, durch dieselbe eitle Neigung zur Sünde verführt worden ist. Ueberlaßt ihn mir, ich übernehme es, seine Besonnenheit zurückzurufen oder seine Entfernung zu veranlassen.“

„Nun wohl! denn,“ stimmte der Offizier mit einem noch wenig gemilderten Seitenblick auf den Uebelthäter ein, „so versucht Ihr zunächst Euer Bestes mit diesem Schelm; doch das sage ich Euch, bei noch einem Rückfall in sein eitles Prahlen und seine freventliche Ueberhebung will ich über ihn kommen, wie der Löwe über seine Beute. Bleibt Ihr hier, ich will die augenblickliche Verwirrung benützen, um unbemerkt dem Korporal der Wache und Ihren Gerichtsbedienern in Betreff der Barke des John Brown meine Befehle zu erteilen.“

Der Friede zwischen den streitenden Parteien war mittlerweile durch die Bemühungen der Wirthin und der Friedensstifter unter den Bürgern nothdürftig wieder hergestellt worden. Der Bürgermeister hatte nach der Entfernung des Lieutenants die noch lebhaften Hin- und Wiederreden und das bunte Durcheinander der Gäste und Soldaten benützt, um den Seemann zur Seite zu ziehen.

„Was seid Ihr doch für ein Mann, Tom Lyntrie!“ redete er leise auf ihn ein. „Bei Gott! Ihr laßt es mich bitter bereuen, beinahe mein ganzes Hab und Gut Eurer Zuverlässigkeit anvertraut zu haben. Die Flut muß längst eingetreten sein, warum seid Ihr denn noch nicht am Bord Eures Schiffes? Bedenkt Ihr denn ganz und gar nicht, wie viel bei Eurer nächsten Fahrt für Euch und mich auf dem Spiele steht? Ohnehin schwebte die Gefahr der Entdeckung Eures Fahrzeugs an einem Haar und ist dieselbe nur durch die falsche Fahrt, auf welche ich den höllischen Kerl, den Kommandanten der Nothröde hier, mit der von mir gerade noch im letzten Moment glücklich ausspionirten Barke des John Brown gelenkt habe, vorläufig abgewendet worden. So benützt denn aber auch die von mir Euch gewährte Sicherheit und sorgt für unsern gemeinsamen Vortheil, statt hier unsinnigen Streit anzufangen und durch eine über Euch verhängte Verhaftung unser ganzes Unternehmen zu gefährden.“

„Gemeinsamer Vortheil?“ erwiederte Tom mürrisch und gereizt. „Hm! Ihr seid wohl der Mann, einem Andern als Euch selbst einen Vortheil zu gönnen. Wenn ich es übernommen habe, mit meiner Barke auf Eure Rechnung eine Ladung Wolle und Kolonialwaaren nach Frankreich hinaberszuschnuggeln, so geschah es, weil Ihr mir mit einer Denunziation meiner eigenen kleinen Geschäfte an den rundköpfigen Schuft, den Lieutenant gedroht habt, und ist es nicht das Salz zum Brode, was ich bei dieser Fahrt verdiene. Uebrigens aber werde ich vor dem Antritt eines so gefährlichen Unternehmens doch wohl noch mein Glas Bier in Ruhe trinken dürfen.“

„Nt! wollt Ihr schweigen!“ war ihm der Bürgermeister mit einem scheuen Blick in die Rinde in's Wort gefallen. „Unglückselig, der Ihr seid! Ich glaube, Ihr wäret im Stande, die Verbindung, in die ich zu meinem Unglück mit Euch getreten bin, laut vor aller Welt zu verkünden. Im Uebrigen aber sage ich Euch, wenn Euer unverantwortliches Verfahren das Unglück auf Euch herabzieht, zählt nicht mehr auf meine Vermittlung.“



deren Temperatur und wie der Hauch eines glühenden Eisens entgegenstieß, und der Nitt durch diese Hölle dauerte volle zwei Stunden. Erst als wir im Sidjaci höher hinauf, auf eine Ebene gelangten, wurde die Temperatur einigermaßen erträglich. Von dort, wo eine elende Mattenhütte uns einigen Schutz gewährte, hatten wir eine prächtige Rundschau auf das Land und die Küste mit ihren Sanddünen, steilabfallenden Ufermassen und Guanoinseln. Regen ist in dieser Region ein unbekanntes Ding, und bei der ungemein klaren Luft konnte ich alle Einzelheiten der Bodengestaltung auch aus einer so beträchtlichen Höhe herab noch erkennen. Doch nun lag wieder der schlimmste Theil der Reise, die Pampa von Islay, vor uns, die ein Sandmeer von zwanzig Meilen Breite bildet. Ein Nitt durch dasselbe ist nicht ohne Gefahr, denn durch die heftigen Winde kommt mancherlei Wechsel und Veränderung in diesen trockenen Ozean; es bilden sich Hügel, Vertiefungen, Schluchten, die den Maulthierchen oft tödtlich werden. Allein der Führer der Wüste kennt trotzdem seinen Weg. Bei Tag richtet er sich nach der Sonne und in der Nacht leuchten ihm die Gestirne. Aber einen weit besseren Wegweiser fanden wir an den zahllosen Thiergerippen, welche, von umgesunkenen Maultheilen und Pferden herrührend, in einer langen Linie nach Arequipa hinwiesen. Neben den Knochen und auf denselben saßen häßliche Nasgeier oder Urubus, die sich damit beschäftigten, die letzten Fleischstücken an den Maulthiertabakern abzunagen.

Doch auch diese Strecke legte ich ohne Ungemach zurück und in der Morgendämmerung des vierten Tages hatte ich als Belohnung für die vielerlei Mühen und Gefahren einen prächtigen Anblick. Vor mir dehnte sich die Kette der Andes und eine Reihe von Hügeln aus, welche nach Osten hin die Pampa begrenzen. Der Boden war noch dürr, nur einige Kaktusarten gediehen hier. Hin und wieder sah man graue Gidehsen und Turkelstauben in großer Menge. Sie fallen durch ihr ewiges melancholisches Klaffen dem Ohre lästig und nisten in allen möglichen Winkeln; man findet sie in der vulkanischen Asche der Gestadegenden, im Quarzsand, in den Felsen des Gebirges und auf den Bäumen in den heißen Thälern.

Allmählig war ich in die Region der Cerros, d. h. der Vorberge der Andes, hinaufgeritten, und als diese überschritten war, sah ich das Thal von Arequipa zu meinen Füßen liegen, in einer Längenausdehnung von etwa dreißig und einer Breite von vier Stunden. In dieser grünen Gegend zeigen sich einzelne Dörfer, Meierhöfe und Lusthäuser, während zwei Flüsse, die sich gleich Silberbächen durch das Thal hinschlängeln, diesem, im Gegensatz zu der dürren Wüste, freudiges Leben einzuhauchen schienen. Mir gerade gegenüber, nach Osten zu, stieg mit Schnee bedeckt der westliche Abfall der Andes empor. Noch vor der mächtigen Mauer lagen trübselige Vorgebirge, welche die ungeheuren Felsmassen gleichsam zu stützen schienen, und aus diesen ragt majestätisch der an Form vollendet schöne Kegel des Misti, einer der herrlichsten Vulkanen der Welt, empor. Er überragt mit seinem 15,000 Fuß hohen Gipfel Thal und Stadt und scheint in seiner prächtigen Gestalt alle benachbarten Bergriesen noch zu erdrücken. Durch das Indianerdorf Sachaca und reiche Kornfelder reitend zog ich endlich müde und matt in Arequipa ein.

Wohl hatte ich mir eine großartigere Vorstellung von der Stadt gemacht, die einst weit und breit mit ihrem Ruhm ganz Südamerika erfüllte; aber im heutigen Peru ist Alles Verfall, und seit den Tagen, als die räuberischen Spanier hier das alte Kulturreich der Inka niederwarfen, ist nur von Rückschritt, niemals aber von Fortschritt die Rede gewesen. Heute zählt Arequipa, das im Jahre 1536 an Stelle einer alten Indianerstadt gegründet wurde, nur 17,000 Einwohner, und wenn auch die Menschen durch ihre Trägheit, ihre Genußsucht selbst das Meiste dazu beitrugen, es von seinem ehemaligen Blüthenstande herabzubringen, so hat doch die Natur an dieser Zerstörung treulich mitgearbeitet, denn nicht weniger als achtmal ist Arequipa theilweise, dreimal aber gänzlich durch Erdbeben verwüstet worden, und zweimal hat man die Stadt an andern Orten wieder aufbauen müssen. Der herrliche Vulkan Misti freilich hat ihr nicht geschadet, wohl aber der Hujana-Patina, dessen beständiger Ausbruch in das Jahr 1600 fällt.

Die Gefahren der Wüstenreise waren bald vergessen, als wieder

deutsche Laute an mein Ohr schlugen und der Chef des Handelshauses, mit dem ich in Verbindung trat, mir auf das freundschaftlichste und Gastfreieste seine Wohnung als Obdach anbot. Allerdings, von deutschen Häusern sind diejenigen Arequipas weit entfernt, da man auf die Erdbeben besondere Rücksicht zu nehmen hat und die Mauern daher so dick wie bei uns die Festungsmauern baut. Die Parterres sind meistens auch gewölbt und selten sieht man ein zwei Stockwerk hohes Gebäude. In dem Zimmer, das mir angewiesen war, befand ich mich wie in einer Kasematte oder einem Gefängnisse. Die wenigen Möbeln glichen dem Urvaterhausrath, wie wir ihn hie und da noch aus dem Nachlasse der Großeltern zu sehen gewohnt sind, aber der Vorzug erfrischender Stühle ließ diese Kümlichkeit mir bald angenehm erscheinen. Nachdem ich mich solchergestalt eingerichtet, machte ich einen Spaziergang durch die Stadt, welche in ihrer Bauart und Anlage sich wenig von den übrigen Städten des spanischen Amerika unterscheidet. Die vielen Mönche und Nonnen, die in acht Klöstern leben und zahlreich auf den Straßen zu finden sind, verleihen dem Orte neben zerklümpften Indianern und sturperhaften Kreolen sein Gepräge. Kirchen gibt es nicht weniger als sechs; darunter ragt hervor die Kathedrale und die nur mit einem kurzen Glockenthurme versehene Kirche des heiligen Franziskus. Aeußerlich zeigt sie ganz den sogenannten Jesuitenstyl, wie er als eine Ausartung der Renaissance in Südamerika allgemein bei den öffentlichen Bauwerken angewandt wird. Das Innere war überfüllt mit Kostbarkeiten; es strotzte von Gold, Silber, Kostbarkeiten und Edelsteinen; die verschiedenen Christusbilder sind mit Spitzengewändern bekleidet und die Dornenkrone hat immer Stacheln, die aus Edelsteinen, z. B. Smaragden, verfertigt worden sind. Die Nägel, vermittelst welcher der Christusleib am Kreuze angeheftet wurde, sind von Diamanten und die Wutstropfen Rubine. Man hat hier einen Christus der Erdbeben und einen Christus des guten Todes; aber noch zahlreicher sind die feenhaft angepuderten Bildnisse der heiligen Jungfrau mit ihren Kleidern und Mänteln aus Sammet und Protat, Hauben mit Marabusebern oder mit Turbanen, Perlenhalsbändern, schweren goldenen Ohrringen, Fingerringen an jedem Finger, mit einer Uhr und Uhrlette, mit Fächer und Epheutafchentuch. Nachdem ich alle diese Herrlichkeiten geschaut, setzte ich meine Wanderungen durch die Straßen fort. Das Handelsleben hat seinen Mittelpunkt auf dem großen Marktplatz, und dort kann man das Leben und Treiben der Bevölkerung am Besten beobachten. Der eingeborene Händler ist — was mir als Kaufmann besonders auffiel — ohne alle Betriebsamkeit, ja, ganz umgekehrt wie bei uns, der Käufer fühlt sich dem Verkäufer verpflichtet. Wer ein Kleid oder irgend einen andern Gegenstand zu haben wünscht, bittet den Verkäufer freundlich darum und zahlt ein Handgeld an, damit der Handwerker die Verpflichtung zum Arbeiten übernehme! Die Zahl der Damen Arequipas schien mir jene der Männer bedeutend zu überlegen; sie können im Allgemeinen als hübsch gelten, denn sie sind nicht ohne eine gewisse Körperfülle, die ihnen gut steht, und zeichnen sich durch kleine Hände und Füße vorthellhaft aus. Zweierlei sind ihre besonderen Liebhaberrien: ein übertriebenes Kirchengesingen und das Reiten. Eine Arequipa im Reittostüm mit dem hohen Federhut, dem mantelartigen Ueberwurf, den zierlich an den Knöcheln aufgebundenen Hoschen ist für ein europäisches Auge eine sonderbare Erscheinung. Ganz der Gegensatz zu diesem solten Anzuge ist die Kirchentracht, die aus einem schwarzen Rock von Seide und einer schwarzen, um das Haupt geschlagenen Spitzmantilla besteht. Es ist das der altspanische Anzug, der sich erhalten hat und die Damen vortrefflich kleidet. Da es in den Kirchen Arequipas keine Betstühle gibt, so läßt sich jede Dame einen Teppich, auf welchen sie kniet, nachtragen. Zum vornehmen Ton nun gehört es, daß ein solcher Träger ein kleiner, wo möglich mißgestalteter Indianer aus dem Gebirge sei, und die Vornehmheit einer Dame erreicht den Höhepunkt, wenn sie von zwei solcher Kerlchen zur Kirche begleitet wird. Als ich nach zweitägigem Aufenthalt bereits wieder an die Abreise denken mußte, vernahm ich den besseren Ständen angehörige Dame, daß ich meinen Weg durch das Gebirge nehmen wolle, wo jene kleinen Indianer zu Hause sind. Vida mia, no se olvide usted mandarme un Indiocito, d. h.: Mein Leben, vergessen Sie nicht, mir einen kleinen India-





Nur Armenlehrer.

Novelle von Marie v. Rodowsky.

(Fortsetzung.)

III.

Schwere Wollen ruhten auf der Stirn des unlängst erst geadelten Fabrik- und Mittergutsbesizers. Freilich nichts Neues — es gab oft Gewitter im Hause und sogar starke.

„Oswald muß heirathen, vielleicht macht das ihn solider. Ich danke dafür, immer und ewig von Neuem seine Schulden zu bezahlen. Er versteht nichts von der Fabrikation, wie er nichts von der Landwirtschaft versteht, wie er überhaupt zu jeder Arbeit untuglich ist. Nicht einmal mit den Arbeitern versteht er umzugehen, blamirt sich und mich, macht sie alle rebellisch durch.“

Sie unterbrach ihn. „Dieses Mal hat er nicht unrecht, ist es nicht seine Schuld. Die Herabsetzung des Lohnes —“

„Ich spreche nicht davon.“

„Auch dem Arbeiter gegenüber hatte er recht. Unverschämtheiten kann unser Sohn —“

„Gleichviel, ich sage nur: der Junge taugt nichts, und das ist Ihre Schuld, Madame, die Folge Ihrer verkehrten Erziehung, Ihrer Affenliebe und Ihres Hochmuthes. Diese Partie für Aurelie gefällt mir auch nicht. Ein schönes Geschäft, zu dem lächerlichen Sohn noch einen hochgeborenen Schwiegersohn zu bekommen, der aus meiner Tasche flott lebt.“

Gelangweilt zuckte sie die Achseln. „Wieder das alte Lied! Ich dachte, das hätten wir längst schon ausgefungen. Ist ein Schwiegersohn mit diesen Familienverbindungen nicht einige Opfer werth? Kann Dir dabei der Orden entgehen, den Du Dir so lange schon wünschst?“

Die Klugheit und Energie, welche die Frau bei jeder Gelegenheit bewies, wenn ihr an der Durchführung einer Absicht lag, wurde von dem Mann gebührend anerkannt. Was sie wollte, geschah meist, mochte er zuerst noch so heftig dagegen sein.

Jetzt überzeugte sie sich davon, daß Niemand sich im Vorzimmer befinde, und verlangte dann das für das kostspielige Hauswesen nöthige Geld von ihm — auch gleich, da sie ihn bei ihren Ansprüchen wider Erwarten ruhig fand, die nicht unbedeutenden Summen, welche das bevorstehende Weihnachtsfest voraussichtlich kostete. „Man muß doch standesgemäß leben,“ sagte sie mit freundlichstem Lächeln und strich schmeichelnd mit der Hand über seine gefurchte Stirn. „Ich weiß ja, Dir ist's bequemer, mir das Geld zu geben, als daß Dir all' die Leute mit den Rechnungen auf den Hals kommen.“

„Das geschieht auch, wenn ich Dir das Geld vorher gebe — es reicht zu Deinen unsinnigen Ausgaben doch immer nicht aus,“ grollte er. „Lebst in den Tag hinein, als wäre ich Millionär.“

Er ging in sein Kabinet. Obwohl sie sich verletzt fühlte, folgte sie bereitwillig, um das Geld sogleich in Empfang zu nehmen. Während er ihr die Bankbillets, eine recht ansehnliche Summe, hinzählte, verbesserte sich seine Stimmung eben nicht.

Sie suchte ihn und sich selber damit zu erheitern, daß sie ihm den vornehmen Umgang schilderte, den sie durch Aureliens Verheirathung mit dem Baron haben würden.

„Ich wünschte, das Mädchen nähme statt so eines vornehmen Tagediebes einen Mann, der keine Ansprüche auf eine Wittigst und meine Kasse macht, sie selber zu ernähren im Stande und geneigt ist. Einfältige Mode, die Wittigst — statt daß der Vater etwas für seine Tochter bekommen sollte. Genug gekostet hat eine solche in der Regel. Bei der unfreigen ist das wenigstens der Fall.“

Kühl zuckte sie die Achseln. „Da ich Dir in Betreff einer Verbindung Oswald's mit einem simpeln Bürgermädchen keine Opposition mache, solltest Du auch billige Rücksicht auf meine Wünsche in Betreff der Tochter nehmen, die ich in den höchsten Zirkeln eingeführt zu sehen wünsche. Natürlich räumen wir dem jungen Paar das obere Stockwerk ein, das entsprechend eingerichtet werden muß und Du gibst ihnen eine Rente, womit sie standesmäßig —“

„Standesmäßig! Halt doch einmal einen Augenblick. Bessern

Stand meinst Du? Den Deinen etwa? Dann gehört freilich nicht viel dazu.“

Sie preßte die Lippen zusammen, wie um eine beißende Erwiderung zurückzuhalten.

„Thust Du nicht gerade, als seiest Du unter einer wappengeschützten Dede gewiegt, in einem Palast aufgezogen worden!“

„Nun, jedenfalls dankst Du mir Deine feinere Bildung und Erziehung, oder vielmehr die äußere Kultur und meinem hochstrebenden Sinn, daß Du ein angesehenen Mann bist, nicht ein obseurer Messerschmied bleibst, wie Dein Vater.“

„Laß mir meinen Vater in Ruhe!“ brauste er auf. „Jedemal, wenn ich an ihn denke, reut's mich, daß ich ihm Aumner machte, und der Aerger, den ich an Deinem Jungen erlebe, dünkt mich dafür eine gerechte Vergeltung.“

„Hättest es ja unterlassen können, mich zu heirathen. Ich bin Dir wahrhaftig nicht nachgelaufen.“

Er gab es zurück. „Ich weiß wohl, daß Dir irgend ein junger Lump im Kopf gesteckt hatte, fand einmal Deine schmachtenden Liebesbriefe an ihn, obwohl ich zu zartfühlend war, das zu erwähnen. Weißt auch, daß Du mich um meines Geldes wegen nahnst. Der Teufel mußte mich plagen, daß ich mich von dem häßlichen Lärchen blenden ließ — hätte eine ganz anständige Wittigst mit meiner Frau bekommen können.“

Sie hörte das nicht zum ersten Mal, fand es aber doch angemessen, auf einen Stuhl zu sinken und das Taschentuch vor das Gesicht zu halten. „Du bist ein ganz roher Mensch, der keine Rücksichten nimmt, mich selbst vor den Diensthofen blamirt! O, was ich gelitten habe all' die Jahre hindurch!“ schluchzte sie. Der schmerzliche Ton war nicht erkünstelt.

Drohend schlug er mit der Hand auf seinen Sekretär. „Nicht einmal hier habe ich Ruhe für mein schweres Geld. Fort, hinaus, hast ja genug Stuben zu Deiner Verfügung!“ Da sie sich nicht erhob, verließ er selber das Gemach.

Malchen hatte sich der Thür desselben genähert, doch bebt sie zurück vor den erhobenen Stimmen.

„O weh, das klingt freilich nicht verlockend. Herr Morgenstern mag schon recht haben, eine reiche Frau ist nicht immer glücklich. Schmierte mir mein Mann meine Armuth auf's Butterbrod, ich könnte ihn nie wieder freundlich ansehen. Und die Gnädige ist gegen ihren vor den Leuten immer reine Süßigkeit.“

Da der Kommissionsrath jetzt herauskam, meldete sie ihm die Anwesenheit des Lehrers. „Ich habe nicht Zeit,“ war die kurze Antwort.

„Er will so lange warten —“

„Dann mag er warten, so lange es ihm beliebt.“ Unwirsch wandte er sich nach seinem Kabinet zurück.

„Ein solches Leben!“ seufzte die Dame nach seiner Entfernung. „Ist das bißchen Glanz diese Demüthigungen werth? . . . Daß er — gerade Armenlehrer wurde!“ Sie lauschte auf das Gespräch ihres Mannes mit dem Mädchen, konnte jedoch nichts verstehen. „Wer ist da?“ fragte sie den eintretenden Gemahl, als sei vorhin nichts vorgefallen.

„Nur ein ausbringlicher Armenlehrer, der sich zum Härsprecher der unzufriedenen Arbeiter berufen glaubt und nicht ungehört das Haus verlassen will!“

„Nur Armenlehrer! Ich werde in letzter Zeit gewissermaßen von dieser Menschenspezies verfolgt!“ Der Scherz klang erzwungen. „Als die Pferde eines Tages Jemand umrennen, ist es ein Armenlehrer. Doktor Ellern erzählt von seinem Wohltäter, einem Armenlehrer: will ich mit meinem Mann ein wenig plaudern, kommt ein Armenlehrer. Wie viele Armenlehrer gibt es denn hier?“

„Es dürfte ein und derselbe sein. Oswald erzählte mir auch von dem Mann.“

„Gib ihm etwas für seine Kinder zum Weihnachtsbaum und schide ihn fort,“ rief sie.

„Als hätte ich nicht genug Beiträge zu zeichnen und anständige bei der nahenden Feiertag!“ murzte er.

„Es ist wahr, hier lärmte Dein Name ja auf keine Liste, nicht in die Oeffentlichkeit, es wäre also fortgeworfenes Geld.“ Die Ironie war unverkennbar, obwohl die Dame in dieser Hinsicht mit

dem Gemahl ziemlich übereinstimmte, nichts umsonst gab, nur Wohlthaten erwies, die in die Oeffentlichkeit gelangten. „Laß ihn abweisen, das ist das Kürzeste, um ihn los zu werden,“ fügte sie hinzu.

„Das geht denn doch nicht,“ widersprach er. „Der Mensch wird von dem ganzen Arbeiterviertel, in dem sein Schulbezirk liegt, als eine Art Prophet betrachtet und verehrt. Nicht allein die A.B.G.-Schützen stehen unter seinem Kommando, gehorchen seinem Wink, sondern auch alle ihre Angehörigen, Alte und Junge. Da er seit einem Menschenalter dieselbe Schule versteht und nebenbei das wohlste Geschäft als Menschenfreund und Allerweltsberather treibt, so hängt Alles an ihm wie Ketten. Er hefte mir die ganze Canaille auf den Hals.“

„Ja, dergleichen Leute, die nichts haben, sind immer Demagogen und Unruhestifter,“ stimmte sie bei. „Sprich mit dem Schulrath, laß den Menschen absetzen.“

„Es ist keine königliche, sondern eine städtische Schule,“ wendete er ein.

„Thut nichts. Wir hatten den Hauptmatador in der Schuldeputation ja neulich zu Tisch und laden ihn gelegentlich wieder ein. Ein Wink, in kluger Weise gegeben, genügt, um den Unbequemem zu verächtlichen. Man pensionirt oder versetzt ihn wenigstens. Ueberlaß die Sache mir.“

„Auch damit ist es nicht. Du denkst, die hiesigen Stadtverordneten seien wie in unserer Kreisstadt, geschmeidige Werkzeuge in den Händen derer, die Geld haben? Die Großstädter sind, bis zu den Patriarchenfamilien hinauf, allzumal Demokraten — mindestens in einer Hinsicht. Sie schwärmen für die städtische Selbstverwaltung, hegen und hätscheln Alles, was den Aufschwung der Kommune befördert, und haben es sich in den Kopf gesetzt, eine tüchtige Jugendbildung in den unteren Ständen sei ein Schutzmittel gegen die Verarmung. Daher sind die Elementarlehrer gleichsam die Schooßkinder der Väter der Stadt. Dieser Armenlehrer wenigstens ist es. Denn, als ich neulich seiner in der Absicht, ihn mir mit guter Manier vom Halse zu schaffen, gegen den Stadtverordneten, den Du meinst, erwähnte — was hörte ich da? Sein Lob in allen Tonarten. Natürlich ist ein Mensch, der keine Unterstützung oder Gehaltsaufbesserung oder Beförderung verlangt, den Vätern der Stadt sehr werthvoll. Sie werden sich hüten, ihn irgend Wem zu opfern.“

„Ist er politisch nicht irgendetwas anrührig?“

„Nichts — unschuldig, wie ein Neugeborenes. Nur passionirt für Menschenbeglückung. Ich habe mich genau nach ihm erkundigt.“

„So laß ihn laufen. Es ist wahrhaftig nicht der Mühe werth, sich um einen simplen Armenlehrer Sorgen zu machen. Wirklich schaden kann er Dir ja nicht.“

„O doch, doch — in vielfacher Weise. Wie begierig ist die Presse, Unserem etwas anzuhängen! Er braucht nur ein Artikelchen einer beliebigen Redaktion einzureichen und es wird flugs so zugestutzt, daß ich zeitlebens blamirt bin.“

Die Frau nickte beistimmend. „Dem Plebs gegenüber wäre das zwar gleichgültig. Allein so etwas übt auch immer eine Rückwirkung nach oben hin. Mit der Aussicht auf eine Deloration wäre es wenigstens auf die nächste Zeit vorüber, wenn es hieße: die Arbeiter des Kommissionsraths von Schaffer haben ihre Arbeit eingestellt, weil der reiche Mann den Lohn zu sehr herabsetzte.“

„Die Leute zum Aeußersten zu treiben, widerstrebt mir auch,“ fuhr er fort. „Ich bin von Natur gutmüthig, wenn es nur nicht zu viel kostet. Und man kann nie wissen, wohin so ein Menschenhaufe zuletzt durch die Verzweiflung und — durch Aufbegehretrieben wird. Die letztere, die Aufbegehretriebe, das ist das Schlimmste bei der Sache. An und für sich dürfte es einem Arbeiter, der verheirathet ist, ganz gleich sein, ob er einige Groschen täglich weniger hat oder nicht. Braten kann er ja doch nicht essen und zu Kartoffeln reicht der geringere Lohn auch aus. Und in ihrem Stumpfsinn, ihrer natürlichen Einfalt kommt es den Leuten auf den Unterschied auch nicht an. Erst wenn sich sogenannte Menschenfreunde, einigermaßen gebildete Leute, ihrer annehmen, sie aufklären, dann sind sie stark durch den Rückhalt, den sie an ihren Führern und Einbläsern haben und eben darum ist mir dieser Armenlehrer so unbequem, daß er mir schon schlaflose Stunden verursachte.“

Auch auf ihrem Gesicht drückte sich jetzt Knechtschmerz aus.

„Du fürchtest doch nicht etwa gar Excesse — einen Aufstand? Da müßte man ja die Polizei bei Zeiten requiriren und vor Allem dürfte Derselbe sich nicht der Gefahr —“ Sie streckte die Hand nach dem Klingelgriff aus. „Wenigstens wollen wir den Menschen als Geißel behalten. Er soll mir haften für die Sicherheit —“

Er hatte sie zurückgehalten. „Unsinn — sei doch nicht ganz närrisch. An einen Excess ist vorläufig nicht zu denken — leider, möchte ich beinahe sagen. Denn da hätten wir ja gegen die Rebellen nicht bloß die Polizei für uns, sondern auch die öffentliche Meinung — einen durchaus nicht zu verachtenden Faktor. Der Armenlehrer würde selbst die Aufgeregtesten von Unbesonnenheiten zurückhalten, und das ist's eben, was Leute seiner Art für Unseren so unbequem macht. Sie benehmen uns die Handhabe, unsern Vortheil nach allen Seiten auszubuten; ja es ist für sie eine Kleinigkeit, uns in den Augen der Welt bis in die höchsten maßgebendsten Kreise hinauf geizig und unbarmherzig erscheinen zu lassen und mit einer Ualiebsamkeit zu umgeben, die nichts zu verweisen vermag.“

„Nun denn — bestechen wir den Mann. Allzuviel kann es bei einem solchen Lumpen nicht kosten. Gewinnen wir ihn für uns.“

Er zuckte die Achseln — mit einem Gefühl von Ueberlegenheit. „Meinst Du, solche Leute seien für Bestechung zugänglich? Du kennst die Menschen nicht in allen ihren Arten, liebes Kind. Diese ist unempfindlich für Geld sowohl, wie für Ehre, Beförderung oder irgend welche Auszeichnung. Recht und Pflicht ist ihre fixe Idee. Ich bin weit davon entfernt, Beides gering zu achten. Gott behüte mich. Alle Bande der Gesellschaft rissen ja, wenn man sie nicht respektirte. Aber doch nur bis an die Grenzen des Menschenmöglichen. Und diese Schwärmer erkennen keine solche Grenze an.“

„Ueberlaß ihn mir und Du sollst sehen, daß wir ihn um die Finger wickeln, daß er fortan Dein Lob in allen Tonarten singen — was sage ich — ausposaunen wird. Ich empfangen ihn — weiß, wie man einen hungrigen Schulmeister behandelt. Einige hundert Thaler, auf die es Dir nicht ankommen kann, thun da oft Wunder. Versängt das nicht, was ich ihm gleich auf den ersten Blick ansehen werde, so gibt es noch viele andere Mittel. Zuerst schwächert man ihn ein und erhebt ihn dann durch einige Herablassung in den siebenten Himmel. Es ist ja lächerlich, sich die geringste Sorge zu machen um einen Menschen, der — nur Armenlehrer ist.“ Es klang außerordentlich herbe.

Ihr Ton verdroß ihn. Doch war ihm die Möglichkeit, den Lästigen nicht selbst empfangen zu dürfen, zu angenehm, um sie abzulehnen.

„Ich kann warten, sei es auch bis Abend,“ hatte Morgenstern erwidert auf Malchens etwas verlegenen Bescheid, der Herr sei nicht zu sprechen. „Habe gegessen, auch meine Arbeiten für morgen erledigt.“

Mit Malchen war dieses nicht der Fall. Sie hatte zu thun, ging ab und zu. Dabei theilte sie ihm den Wunsch des Fräuleins mit, ihn kennen zu lernen, verhehlte zugleich aber auch nicht, daß die stolze Dame des Hauses damit schwerlich einverstanden sein würde.

Rüßbilligend schüttelte er den Kopf. „Ich kenne Dich gar nicht mehr, Malchen, oder vielmehr, Du scheinst mich nicht mehr zu kennen. Meinst Du denn, ich würde ein Kind darin bestärken, etwas gegen den Willen der Mutter zu thun? Sage das Deinem Fräulein.“

Sie gestand, daß sie dem Fräulein eben einen Wink von seiner Anwesenheit gegeben habe, dasselbe aber nicht abkommen könne.

Beim Warten wurde die Zeit ihm endlich doch lang. Er trat vor die Hausthür. Da konnte er gleich den Kommissionsrath sehen, wenn derselbe etwa ausgehen sollte.

Kaum hatte er jedoch einen Blick die Straße hinabgeworfen, so prallte er zurück und holte Malchen herbei. „Soll ich sie nicht heranzufen?“ fragte er, auf ein Frauenbild deutend, das hastig daherschlüpfte. „Mit Deiner alten Freundin zu plaudern —“

Erstreckt und unwillig unterbrach sie ihn. „Herr Morgenstern — es ist doch nicht etwa Ernst?“

„Sei ruhig — sie würde nicht einmal stehen bleiben und mich mir aus, als ich sie neulich anreden wollte. Wie es mich schmerzt, daß ich sie nicht retten konnte, retten kann!“

Malchen hatte sich hastig in den Flur zurückgezogen, als fürchte sie, von jener angesprochen, als Bekannte begrüßt zu werden. Doch konnte sie es nicht lassen, hinter dem Lehrer hervor hinauszuliegen.

Dem bleichen eingefallenen Gesicht der Vorübergehenden sah man es nicht an, wie jung dieselbe noch sei. Aber selbst der vorzeitige Verfall ließ es noch ahnen, daß sie einst — vor kurzem noch — auffallend hübsch gewesen, obwohl der blendend weiße Leint verschwunden, der mit röthlichem Haar verbunden zu sein pflegt. An seine Stelle war ein fahles, in's Graue spielendes Gelb getreten. Der Anzug, ein wunderliches Gemisch von Lumpen und Fliederhaat, verrieth sowohl Armuth als die Sucht oder das Bedürfniß aufzufallen.

Zufällig streifte ihr Auge das Haus des Kommissionsraths. Scheu, mit einem tiefen Erdröthen wandte sie es ab und wollte noch heftiger vorübergehen. In demselben Moment wurzelte jedoch ihr Fuß am Boden und der Blick wieder an der Schwelle jenes Hauses, während die Lebensfarbe so schnell aus ihren Wangen wich, als sie erschienen war; nur auf den Wadenknochen brannten scharf umgrenzte rothe Flecke. Sie schien zu wanken, streckte die Hand aus, wie nach einem Halt, einer Stütze.

Während Malchen entsezt zurückbebt, machte der Lehrer eine Bewegung, ihr zu nahen. Es trat jedoch eben ein junger Herr, ihn unsanft aus dem Wege schiebend, in die Hausthür, und als Morgenstern auffah, entfernte sich das Mädchen eilig.

Der Ankömmling warf auf Malchen einen unverschämten Blick und wollte sich ihr mit einer Schmeichelei nähern. Sie wich zurück, der Lehrer trat vor. Jener hätte auslachen mögen über den Ausdruck im Gesicht des Letztern, begann sich jedoch darauf, daß hier nicht der Ort zu einer Szene sei und sagte mit einem anzüglichen Lächeln: „Mein schönes Kind, ich wollte Sie nur fragen, ob der junge Herr zu Hause ist?“ Damit schritt er mit der Sicherheit alter Bekanntschaft auf eine Zimmerthür zu und verschwand hinter derselben.

Sonst hätte sie wahrscheinlich eine schnippische Erwiederung auf den Lippen gehabt, jetzt raffte sie sich unter fliegendem Farbenwechsel zusammen, um die Frage des Lehrers zu beantworten: „Baron Hardleben, ein intimer Freund des jungen Herrn. Ja, man sagt bald noch mehr, sein Schwager. Denn er wird wahrscheinlich unser Fräulein heirathen.“

„Hardleben! Bei einer Baronin Hardleben war Rosens erster Dienst!“

Sie verstand ihn nicht. „Ich habe sie einmal dort besucht — sehr vornehme Leute . . . Gott, wenn man das bedenkt!“ schrie sie dann fast auf. „Es ist zu schrecklich!“

Der Portier schaute verwundert aus seinem Fenster. Malchen führte den Lehrer nach ihrer Stube, brach in Thränen aus. „Ich hatte sie so lieb! Und sie war so seelengut und hielt so viel auf sich und auf Ehre und Reputation! Und dabei so hübsch, zum Küssen! Ich war eine Zeitlang sogar eifersüchtig auf sie, weil ich meinte, keiner könne sie ansehen, ohne sich in sie zu verlieben, Franz auch nicht. Und nun — und nun! Sich schämen, sie bloß anzusehen! . . . Dachte mir's doch nicht, daß sie sich so — so schrecklich verändert hätte. Können Sie ihr denn nicht in's Gewissen reden, Herr Morgenstern, daß sie sich wenigstens bessert? Sie wird die Schande ja doch fühlen.“

„Sie fühlt sie nur allzu wohl — unglücklicherweise, muß ich sagen. Eben darum ist keine Rettung mehr für sie. Um sich zu betäuben gegen das Bewußtsein, wie tief sie gesunken ist, hat sie zu einem entschlichen Mittel gegriffen — sie trinkt!“

Malchen schluchzte laut. „Wie ihr Vater auch!“

„Ich gab sie so ungern verloren. Aber nach solchem Fall vermag nur selten Eine sich aufzurichten. Weine um sie, aber nimm Dir auch —“ warm erfaßte er ihre Hand, „o nimm Dir auch ein Beispiel an der Unglücklichen. Es thut Dir noth, Malchen!“ Sie juckte auf.

„Nicht empfindlich, Kind — hast keine Ursache, es zu sein. Ich trete Dir nicht zu nahe. Meinst Du denn, daß Rose gleich so abgrundtief gesunken ist? Ich kann mir jetzt Alles vorstellen, kann ihr Schritt vor Schritt folgen auf der abschüssigen Bahn, auf der Bahn, die auch Du — schon eingeschlagen hast.“

„Herr Morgenstern!“

Mit ungewöhnlichem Ernst, fast mit Strenge, unterbrach er sie. „Jetzt rede ich. Wie Du hoffte Rose, eine Dame zu werden, ihr Glück zu machen, wie ihr thörichte Kinder das nennt. Wie Du glaubte sie daran, daß ein reicher, junger Herr sie heirathen werde, weil er es ihr vorredete, zuschwur. Du wirst betrogen werden, wie sie betrogen wurde, wenn Du darauf baust. Wohl denkst Du jetzt: unmöglich — er meint es ehrlich! Hast Du nicht eben den klarsten Beweis erhalten, daß ich recht habe? Dieser junge Baron, der Freund und mutmaßliche Schwager des jungen Herrn, also sein Betrauter — sprach er Dich etwa in einem Ton an, näherte er sich Dir in einer Weise, wie es der künftigen Frau des Freundes und Schwagers gebührt? Einer solchen, sei sie noch so arm, begegnet man in anderer Art. Was schließt Du daraus? In welchem Ton werden Beide von Dir gesprochen haben?“

Sie stand vor ihm, wie ein seiner geschollenen Schulkinder, schluchzte zerknirscht in die Schürze hinein.

Er milderte seinen Ton. „Und nun verurtheile Franz nicht zu streng, daß er außer sich gerieth, wahrhaft rasend wurde, da er Dich gepupst sah, als sich für ein ehrbares Mädchen ziemt; fehlte er — Du hast gleichfalls gefehlt. Ohne Bewußtsein und Ueberlegung, ich gebe es zu — gerade wie er. Achte ihn nicht gering darum, weil er ein schlichter Arbeiter ist, kein vornehmer, schönredender Herr! Der Druck seiner groben Hand ist nicht weich, zuweilen sogar recht hart. Aber diese rauhe Hand hält fest, was sie einmal in Liebe erfaßte, während die feine, weiche vielleicht nach kurzer Zeit schon von sich und in's Verderben stößt, was sie eben noch zärtlich streichelte. Ja, manchmal ist's gerade einzig und allein so eine feste, warme Hand, zusammen dem dazu gebhörigen treuen Herzen, wodurch ein Mädchen in Deiner Lage vor Gefahr, selbst vor schmachlichem Untergang bewahrt wird. Denke einmal ernstlich darüber nach, ob Du recht daran thust, Franz von Dir zu weisen.“

Sie wollte erwidern, daß sie das nicht gethan, er sie schimpflich von sich gewiesen habe. Aber die Stimme versagte ihr, sie konnte nur weinen.

Der Bediente erschien, suchte den Lehrer. Dieser folgte ihm rasch, um ihn nicht die Thränen des Hausmädchens sehen zu lassen.

Die Flügelthüren zu dem Salon öffneten sich. Niemals hatte der Armenlehrer ein so prächtig ausgestattetes Gemach gesehen, noch weniger betreten. Am nächsten Fenster stand eine in glänzende Seide gekleidete, stattliche Dame und wandte sich bei seinem Eintritt langsam nach ihm. Auf einem kleinen Sopha, hinter einem mit Büchern und Albums bedeckten Tisch, saß ein junges Mädchen, das ihm geipant, doch mit einem gewissen Mißbehagen entgegenblitzte. Halb vor demselben der junge Baron von Hardleben, ein Lächeln auf den blassen Lippen.

Morgenstern gewahrte von Allem nichts, sein ganzes Wesen konzentrierte sich in dem Blick, den er auf die Kommissionsrätthin heftete. Er machte nur eine halbe Verbeugung und trat dann unwillkürlich einen Schritt zurück. Die Lippen bebten, als versagten ihnen die Worte, die sich doch emporbrängten aus dem Herzen, dessen heftige Schläge Aurelie zu hören meinte.

Schweigend, mit hochfahrendem Ausdruck, überließen die Augen der Hausfrau den Mann vom Kopf bis zu den Füßen. Dann wandte sie sich mit einem flüchtigen Lächeln zu ihrer Tochter und dem Schwiegersohn ihrer Wahl. Eben noch hatte sie dem Letztern eine amüsante Szene versprochen, Aurelie mit ihrer Schwärmerei und ihrem, wie sie sagte: „albernem“ Widerspruch zur Ruhe verwiesen. Dann flog ein Seitenblick zu der Portiere hinüber, hinter welcher sie ihren Mann wußte. Hatte sie diesem nicht gesagt, das Schulmeisterlein würde vor Verlegenheit nicht aus noch ein wissen, wenn es einer Dame gegenüber stände?

Wieder wendete sie sich Morgenstern zu, um ihn von Neuem zu mustern. Diesmal nicht mehr starr und gleichgültig, sondern mehr neugierig, doch noch immer von oben herab, ja mit einem Ausdruck unverkennbarer Geringschätzung, selbst Verachtung.

Das Blut stieg ihm zu Gesicht. Er strich mit der Hand über die gestrichelten Stirn und dann auch über die Augen. Sie mochten feucht geworden sein, nach dem Weh zu schließen, das um seine Mundwinkel zuckte. In tiefen Bogen hob sich die Brust.

Aurelie wollte aufstehen, der Baron hielt sie zurück. Ihn amüßte die Szene und er erwartete mit Neugierde die Fortsetzung. Frau von Schaffer meinte nun dem Armenlehrer seine Unbedeutendheit genugsam zum Bewußtsein gebracht zu haben. „Nur näher, lieber Mann — ohne Scheu!“ sagte sie herablassend, doch mit scharfem Ton. Zugleich schritt sie zu einem nahen Sessel und ließ sich langsam, mit Würde, wieder nieder.

Gewaltsam raffte er sich zusammen, rang seine tiefe Bewegung in sein Inneres zurück. Es gelang nicht sogleich, die Spuren derselben aus seinem Aeußern zu verbannen. Zögernd und schwankend gehorchte er ihrer Aufforderung, trat einige Schritte vor, mit gesenkten Lidern.

Sie lächelte. „Nehmen Sie einen Stuhl und legen Sie alle Scheu vor mir ab.“

Frei erhob er den Blick. „Warum sollte ich vor Ihnen Scheu empfinden?“ In der verschleierte Stimme zitterte noch die heftige Erregung, die er eben empfunden hatte, wohl noch empfand. Doch nicht Blödigkeit oder Verlegenheit.

Sein Wesen und mehr noch die sonderbare Betonung berührte sie eigenthümlich. Hatte sie den Menschen nicht tief genug gebemüht durch ihren Empfang? Oder ließ er sich nicht so leicht einschüchtern, wie sie gemeint? Oder aber, machte ihre jetzige Herablassung ihn die ihr schuldige Ehrerbietung vergessen?

Sie nahm die stolze, herrische Manier wieder an. „Sie kennen mich doch Herr — Herr — — Ihr Name?“

„Mein Wunder, daß Sie ihn vergaßen, mich nicht wieder erkennen, meine Gnädige.“ Die Stimme war klar, er hatte seine Selbstbeherrschung wieder gewonnen. Die Gestalt richtete sich empor, die sonst, dem nahen Alter entgegenkommend, unwillkürlich etwas vorgebeugt war, wie bei den meisten, zum Nachdenken geneigten Menschen. Die Augen leuchteten auf, sein Antlitz versängte und verschönerte sich wunderbar.

Ihre Aufmerksamkeit war vorher vornehmlich an seiner abgetragenen und altmodischen Kleidung haften geblieben. Jetzt erhob sie den Blick forschend zu seinen Zügen. Unsicherheit, Ueberraschung und Schreden spiegelten sich nacheinander in den ihrigen.

Er hatte inzwischen weiter gesprochen und jetzt offenbarte sich in seiner Erscheinung ein Stolz, der die Hoffart besiegte, welche sie vergebens festzuhalten rang. „Gewiß kenne ich Sie. Sie haben sich nicht so verändert, wie ich. Aber auch Sie werden sich meiner vielleicht erinnern, wenn ich meinen Namen nenne.“

„Rudolph —!“ schrie sie fast auf; die Gegenwart der Zeugen und alles Uebrige für einen Moment vergessend. Es war ein zu überraschendes Zusammentreffen, oder vielmehr Erkennen.

„Rudolph?“ wiederholte der Baron so unwillkürlich, daß er seine Verwunderung nicht verbarg.

Aurelie sprang gleichfalls auf.

Ihr Vater steckte den Kopf hinter der Portiere hervor, getrieben von dem ersten unüberwindlichen Impulse.

Der Ausruf des Barons reichte hin, die Kommissionsrätin zu sich zu bringen. Damit auch zu der Erkenntniß, daß sie sich eine furchtbare Blöße gegeben habe. Dieß Bewußtsein überwältigte sie. Mit dem leisen Schrei: „Mir ist so unwohl!“ sank sie in den Sessel zurück, halb ohnmächtig und völlige Besinnungslosigkeit affektirend. Es schien ihr in diesem Augenblick das Beigeküste, sich aus der peinlichen Situation zu ziehen. Als ihr einfiel, daß sie damit das Aufsehen vergrößere, die Sache verschlimmere, war es zu spät.

Der Baron riß an der Klingel, Aurelie eilte, die Mutter zu unterstützen. Der Hausherr aber trat schnell auf den Lehrer zu und führte ihn hinaus. Mit seinen geistigen Augen las er schon in der nächsten Abendzeitung eine lange, standalöse Geschichte und zugleich drängte sich seinem praktischen Sinn die Nothwendigkeit auf, dem Mann „den Mund zu stopfen“.

„Ein alter Bekannter von meiner Frau?“ Sein Auge flog ungewiß über das Gesicht des Armenlehrers. „Benigstens vermuthet ich so. Das — das freut mich aufrichtig.“ Er streckte ihm die Hand hin. „Oder gar verwandt — Vetter — eh?“

„Nur in sehr entferntem Grade, Herr Kommissionsrath. Ich unterrichtete die Dame im Klavierspiel.“ Er sprach einfach, ohne Annäherung.

Es beruhigte den Andern außerordentlich. „Ein kleiner Uebergang — sie hat sich schon erholt,“ sagte er rasch, als er bemerkte, daß Morgenstern auf die Stimmen im Salon lauschte. „Es wird mich recht freuen, wenn Sie ein andermal, auf längere Zeit — — Kann ich etwas für Sie thun, Herr — Vetter?“ unterbrach er sich bellommen.

Das Antlitz des Lehrers hatte sich bewölkt, wurde jetzt aber durch ein Lächeln erhellt. „Ich werde nie vergessen, daß ich nur Armenlehrer bin, Herr Kommissionsrath, und Ihnen oder Ihrem Hause gewiß in keiner Weise lästig fallen. Kam ja nur wegen der Arbeiter —“

„Ganz recht — ich weiß — Sie sind ein edler, ein uneigenmächtiger Mann. Ihnen zu Gefallen soll es — ja wirklich, es soll bei dem früheren Lohn bleiben. Kam mein Vorgänger dabei zu seinem Schaden, so . . .“

„Ein Mann — ein Wort!“ Morgenstern berührte seine Hand. „Ich will Sie nicht mit Dankesworten aufhalten. Die Leute werden es Ihnen durch die That, durch bessere Arbeit danken und Ihr Herz Ihnen lohnen.“

Er ging und sagte dabei für sich: „Nicht aus Menschlichkeit, sondern weil er eine Indiskretion von mir fürchtet! — Doch gleichviel, mein Zweck ist erreicht. Warum sich die Freude durch die unlauteren Motive trüben lassen . . . Also doch —“ murmelte er dann. „Wie hätte ich sie auch nicht sogleich erkennen sollen?“

„Das war allerliebste, Herr — Rudolph?“ lachte Jemand hinter ihm. „Gehen Sie nicht so rasch, lassen Sie uns mit einander plaudern. Ich bin verdammt neugierig —“

„Mein Herr Baron, da Sie zu dem Hause in so naher Beziehung stehen, wollen Sie sich gefälligst dort, bei der gnädigen Frau selber, erkundigen. Ich für meine Person bin gewöhnt, in anderem, als so leichtfertigen Ton von mir oder Bekannten reden zu hören. Und für einen künftigen Schwiegersohn des Kommissionsraths schickt es sich vollends nicht. Erinnert allzu sehr an Mägdestuben! Adieu.“

Der Andere starrte ihm nach. „Donnerwetter! Und der ist wirklich nur Armenlehrer? Sollte mich gar nicht wundern, wenn sich aus der unscheinbaren Hülle ein schimmernder Schmetterling entpuppte! Jedenfalls eine alte Flamme! Welch' Gesicht der Ehegemahl schnitt, als er hinter der Portiere hervorschnellte! Hahaha! Aber viel Größtesgegendwart, von der Frau sowohl, wie vom Manne! Uebrigens ganz hübsche Geschichte. Sonst mußte ich jedes Wort auf die Goldwaage legen, um bei dem Pappchen nicht anzujosten — jezt — Wah!“ (Fortsetzung folgt.)

Fliegende Blätter.

Der Hr. Herzog von Braunschweig beschreift ein Fremder von Diktation, der S. Höhe auf einem Balle in Paris gesehen hatte, folgendermaßen: Gegen den wirklich fabelhaften Diamantschmuck dieses Fürsten verschwanden die Parüren der Damen vollständig. Der Prinz hat das Aussehen eines wandelnden Schmuckkästchens der Schätze Indiens in menschlicher Form. Die Knöpfe des Fracks, des Gürtels, der kurzen Beinkleider, der Schuhschnallen, die Hutgräbner, der Ordensketten, der Ordensbänder, die Uhrentreter, die Ringe an den Händen waren besetzt von Diamanten der verschiedensten Wasser, von weißen, irisirten, rubin- und topas-farbigen, man müßte die Kenntnisse eines Juweliers haben, um allen Benennungen gerecht zu werden. So bestrahlten sie den Körper des Herzogs und machten, daß der Purpur seiner Wangen stärker hervortritt. Wenn man aber, was schwierig ist, je dazu kommt, ihn nicht nur zu betrachten, sondern ihm auch zuzuhören, so entdeckt man unter dieser Diamantenhülle einen lebhaften gut unterrichteten Geist; der Prinz spricht mit gleicher Leichtigkeit Deutsch, Französisch, Englisch und Italienisch.

Die Jagd bereitet selbst während der Schrecken des dreißigjährigen Krieges ebenso viel Vergnügen, wie noch heut so manchem Fürsten und Privatmann — allein die Menge des Wildes hat sich bedeutend vermindert. Kaiser Ferdinand II. und Kurfürst Georg I. von Sachsen hielten sich genaue Tagebücher über den Ertrag ihrer Jagden. Letzterer hat während seiner Regierung (1611 bis 1663) an Rothwild 48,066, an Schwarzwild 28,196, und an verschiedenem andern Wild, als Bären, Wölfen u., 36,367 Stück (darunter 11,811 Hasen) gejezt und geschossen. Hierbei ist ausdrücklich bemerkt, daß dasjenige Wild nicht berechnet wurde, welches von den Jagds- und Forstbeamten eingeschlachtet ist. Mit diesem würde die Zahl das Sechsfache betragen haben.



Beide Theile schienen vielmehr einen stillschweigenden Vertrag auf gegenseitige Duldung eingegangen zu haben. So laut und lärmend es jedoch in dem der Thür zu dem Flur des Hauses zugelehrten Theil des Gastzimmers zugeht, so still und eintönig erwies sich die andere entgegengesetzte Hälfte desselben. Seitdem der Korporal nach seinem beendeten Bericht an den Tisch der Soldaten zurückgelehrt war und der Offizier sich wieder in seinem Sessel niedergelassen hatte, vernahm man auf dieser Seite nur das Prasseln der frisch von demselben genährten Flammen im Kamin. Der Tisch, an welchem vorhin der Offizier mit dem Bürgermeister getrunken hatte, befand sich jetzt unbesetzt. In dem Schenktverschlage stand die Wirthin eben im Begriff, nach einer letzten derben Abfertigung des Bürgermeisters sich wieder in ihre Küche oder durch dieselbe in ihr Schlafgemach zu begeben, um ihr dazu schon auf den Arm genommenes Kind zu Bett zu bringen.

„Aber, Frau Bethy Bradlam, nehmen Sie doch nur Vernunft an,“ versuchte der Bürgermeister die erzürnte Frau zu besänftigen. „Es geschah ja, um meine Bitte bei Ihnen zu unterstützen, daß ich Ihre Hand gestreift habe. Warum mußten Sie auch Ihr niedliches Patschhändchen auf den Tisch gelegt halten, wenn Sie nicht wollten, daß ich dieselbe streicheln sollte?“

„Ein für allemal, ich verbiete Ihnen, gegen mich dergleichen herauszunehmen,“ war ihm die Frau noch zorniglähend in's Wort gefallen. „Ich will von Ihrem Schöndhün eben so wenig wissen, als von Ihnen selbst, und noch bin ich Herrin in meinem Hause und brauche das nicht zu leiden.“

Tom Ymrie war durch das laute Schellen der Wirthin aufmerksam geworden. „Was will der Kerl von Ihnen, Frau Bethy Bradlam?“ mischte er sich, den Stuhl hinter sich zur Erde schleudernd, in den Streit. „Sagen Sie nur ein Wort, und ich will diesen alten Leuteckinder und Gauner zu Drei klopfen.“

„Kümmert Euch um Eure eigenen Angelegenheiten, Tom Ymrie!“ fuhr die Frau heftig gegen ihn heraus. „Mich dünkt, ich hätte es Euch heute Abend und auch früher schon klar und verständlich genug gesagt, daß Ihr lange warten dürft, bis ich Euch je für mich einzutreten aufrufen würde. Wenn Ihr es denn aber doch wissen wollt, der Herr Bürgermeister fürchtet bei Eurem unsinnigen Toben und Lärmen neue Ungelegenheiten für Euch und hat mich zu bestimmen gesucht, Euch zum Ausbruch anzutreiben. Das will ich hiermit gethan haben, und je eher Ihr Euch trollt, wie je seltener Ihr wiederkehrt, um so lieber soll es mir sein. So, da hört Ihr meine Meinung und . . .“

Die Frau hatte sich unterbrochen, Pferdegetrappel war von der StraÙe vernehmbar geworden und „Heda, Wirthshaus!“ ließ sich vorn vor dem Hause eine tiefe Stimme vernehmen. Auch die Gäste waren aufmerksam geworden und selbst die beiden noch bei ihrem Brettspiel beschäftigten Dragoner und der Korporal reckten ihre Hälse nach dem Fenster, um sich zu überzeugen, wer der späte Reisende sein möchte.

„Jane, schnell eile Dich und rufe den Hausknecht, dem Fremden das Pferd abzunehmen!“ eiferte die Wirthin. „Gewiß ist der faule Schlingel in das Heu getrocknet.“ Sie selber hatte, nachdem sie das Kind niedergelegt, das Licht von dem Schenktisch aufgegriffen und war damit zur Thür hinausgeeilt.

„Es sind drei Personen,“ äußerte der eine Dragoner zu seinem Kameraden. „Nicht, Korporal? Unterscheidet Ihr nicht auch drei Pferde? Und mich dünkt, es befindet sich eine Frau unter den Fremden.“

Auf diese unerwartete Kunde waren sämmtliche Gäste aufgesprungen und zur Befriedigung ihrer Neugierde zur Thür geeilt. Von außen vernahm man die Entschuldigungen der Wirthin, welcher der scharfe Luftzug auf dem Flur das Licht ausgeblasen hatte, und dazwischen die Scheltworte, womit sie die Wirthin und den Hausknecht zur Eile antrieb, den Reisenden behäuflich zu sein.

„Nun denn, Tom Ymrie,“ war von dem Bürgermeister die günstige Gelegenheit benützt worden, seinen vorigen Versuch bei dem Seemann zu erneuern, „wollt Ihr denn noch nicht aufbrechen, der Wind steht Nordwest und kann für Eure Fahrt nicht günstiger gedacht werden. Auch besitzen die Nothröde noch nicht die entfernteste Ahnung, so nahe bei der Stadt ein zweites segelfertiges Fahrzeug zu mutmaßen, und wenn Ihr jetzt den Anker aufwindet,

könnt Ihr bis morgen früh die französische Küste bereits in Sicht haben.“

„So,“ höhnte Tom, noch unter der Rückwirkung der eben von der Wirthin erfahrenen, erneuten Zurückweisung, „etwa um Euch hier freies Spiel zu schaffen. Denn darauf ist's bei meiner von Euch so eifrig betriebenen Entfernung doch vor Allem abgesehen. Aber meint Ihr etwa, ich hätte Euer Schöndhün und Scharwenzeln um die Bethy Bradlam nicht schon lange bemerkt und beobachtet? Aber laßt es Euch gesagt sein, Gott sei Euch gnädig! wofern Ihr im Ernst Eure Olohangen zu der zu erheben wagen solltet.“

„Mensch, seid Ihr denn rein toll geworden?“ war ihm der Bürgermeister nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit und Besorgniß in's Wort gefallen. „Was ist es doch für ein Kreuz und Leiden, einem Verrückten Vernunft predigen zu sollen! Seht Ihr denn nicht, daß ich ebenfalls im Begriff stehe, aufzubrechen? Und was die Bethy Bradlam betrifft . . .“

„Was die Bethy angeht,“ streckte ihm der Seemann mit einem wilden Jornausbruch die Faust unter die Nase, „so sage ich Euch, sollt Ihr Eure Knochen in einem Leintuch nach Hause tragen, wofern Ihr Euch nur noch mit einem Auge nach ihr zublinzeln oder ein Wort an sie zu richten untersteht. Im Uebrigen aber werde ich aufbrechen, wenn es mir beliebt und keinen Augenblick früher. Ich habe auch meine Geschäfte wahrzunehmen, oder wähneth Ihr, schwabiger Friß, etwa, daß ich mich mit dem Lumpengelbe, wofür Ihr mich zu der nächsten Fahrt gebungen, hätte begnügen sollen?“

Mit einem heiseren Lachen hatte Tom sich von dem in seinem tödtlichen Schreden keines Wortes mächtigen Bürgermeister abgewandt und war ebenfalls an die Thür getreten. „Himmel!“ flüsterte der Leptere, ihm mit einem giftigen Blick nachschauend, „in welche fatale Lage mag dieser höllische Schuft mich da verstrickt haben. Gott weiß es, was das für ein sauberes Geschäft sein wird, das er neben dem meinigen auf eigene Rechnung zu treiben gedenkt. Indes, ich hab's! Gewiß hat er welche von den nach allen Orten verstreuten Flüchtlingen der Schlacht von Worcester nach Frankreich hinüberzuschmuggeln übernommen und, Herr Du mein Gott! es steht der Strang auch nur auf die Mitwisserschaft um ein solches Beginnen. Ob ich bleibe, oder mich wenigstens für meine Person zu salvoiren beile? Allein wenn ich das Leptere thue, so steigert sich nur noch die Gefahr der Entdeckung und es stehen dabei für mich baare 2000 Kronen auf dem Spiele. Außerdem aber würde dieser Schelm, schon um an mir einen Haht zu gewinnen, doch sicher auch auf mich als den Besitzer seiner Ladung ausfragen, und wie will ich den Verdacht auch um seine lebendige Tracht zu wissen von mir abwenden?“

„Nur hier herein, gnädiger Herr,“ vernahm man von dem Flur die Stimme der Wirthin. „Gleich soll das Zimmer für die Miß in Stand gesetzt werden.“

Eine tiefe, klangreiche Stimme schien gegen diese Aufforderung Einwendung zu erheben.

„Wie Gnaden befehlen,“ versetzte die Wirthin. „Belieben die Miß mir nur die Treppe hinauf zu folgen. Jane, leuchte der Dame, oder gib her das Licht, und schnell fasse Dich, eine Last Holz in das getäfelte Zimmer zu bringen, um ein tüchtiges Feuer im Kamin anzuzünden. Für die Pferde wird von dem Hausknecht gesorgt werden.“

„Mädel und Burschen rundum!
Rugel der Jugend Traun,
Rund um den Malenbaum
Schwenkt euch im Kreise,
Nach lustiger Weise,
Mädel und Burschen rundum! Zusch! rundum!“

sang eine fröhliche Stimme.

„Holla!“ rief einer der Bürger, „wen haben wir hier? Die Stimme kenne ich. Ich will diesen geeigneten Abend keinen Tropfen mehr über die Lippen bringen, wenn das nicht der lustige Tim Neil, der lustige Pfeifer von Hambledon ist.“

„Er ist's, Gilbert Hobins,“ lachte die vorige Stimme. „Schrei nicht so, mein Händchen, daß Du Deiner Ehehälft nicht durch Dein Krähen verräthst, wie Du hinter ihrem Rücken doch wieder in's Wirthshaus geschlüpft bist. Gott zum Gruß, ihr Alle miteinander!“

„Der Weiser! Es ist der Weiser! Willkommen, Tim Neil!“ jubelte es um den neuen Ankömmling.

„Er ist's!“ stimmte der Bewillkommene in den allgemeinen Jubel ein. „Von außen eingeweiht bis auf die Haut von diesem nichtsnutzigen Landregen, aber innen ausgebröckelt wie ein Backofen. Holla, ihr Schelme, wollt' ihr mir die Ärmel in meinem Wamms lassen! Gestattet mir doch wenigstens erst meinen Pack und meine Tabulettlisten an meinen Gehülften abzugeben. Sieh' dort, mein Junge, da an dieß saubere Frauchen, die eben mit der vornehmen Miß die Treppe hinaufsteigt, wendest Du Dich nachher. Die wird Dir einen Ort zum Ablegen Deiner Sachen und eine Kammer zum Schlafen anweisen, und Dir, wenn Du recht schön bittest, vielleicht auch einen Mund voll zu essen und einen guten Trunk zukommen lassen. Schönsten Gruß, Frau Bethy Bradlam! Gott segne Eure hübschen Augen! Ist es doch eine wahre Lust, Euch so geschäftig zu sehen.“

Von der Wirthin war seine Begrüßung freundlich erwidert worden. Auch die von ihr geleitete, vornehme Reisende hatte auf den fröhlichen Zuruf von unten noch einmal den Kopf zurückgewendet. Der Lichtglanz der Kerze, mit welcher die Erstere derselben vorleuchtete, fiel dabei voll auf das Gesicht der Fremden und ließ unter der halb in den Nacken zurückgeglittenen Seidenkapuze ein Anblick von seltenem Liebreiz unterscheiden. Die Erschöpfung in den Zügen der jungen Dame, wie das vom Sturm zerzauste, reiche, dunkelblonde Haar bezeugten ebenso wohl die Mühseligkeiten der zurückgelegten Reise, als dadurch der Eindruck ihrer Erscheinung noch erhöht wurde. Der Weiser erwies sich bei dem gleichen Lichtschimmer als eine kräftige Gestalt zu Anfang der Dreißig vielleicht, mit krausem blonden Haar und Bart und einem jovial heiteren Gesicht. Der mit mehreren schweren Packen und Kisten beladene junge Mann an seiner Seite mochte der Gehülfe sein, von welchem er zuvor gesprochen hatte. Die Ueberraschung, mit welcher derselbe zu der jungen Dame hinaufblickte, ließ indeß die feinen und aristokratischen Züge seines Gesichts und die hohe, kräftige Gestalt zu auffällig hervortreten, um nicht trotz der groben Bauernkleidung, welche er trug, fast unwillkürlich den Edelmann und Kavaliere in ihm zu muthmaßen. Auch verstärkte sein langes, schwarzes Haar und das fast aufgedrehte Stutz- und Knebelbärtchen diesen Verdacht noch, da beide in gleicher Weise von den Kavaliere, oder den entschiedensten Anhängern der königlichen Partei getragen wurden.

Ein Edelmann von mittlerem Alter und durchaus militärischer Haltung stand, die Linke auf den Knäuel seines langen Raufdegens gestützt, an dem Fuße der Treppe und schien die Dame bis dorthin geleitet zu haben. So wenig die schwache und unzulängliche Beleuchtung zu einer genauen Beobachtung auch hinreichte, wie sehr der in seinem Gesicht ausgeprägte männlich tiefe Ernst dem anscheinend widersprach, so blieb doch auf den ersten Blick eine gewisse Familiendehnlichkeit zwischen dem Fremden und seiner jugendlichen Begleiterin unverkennbar. Was sein Aeußeres anging, so trug auch dieser langes Haar von einem schon stark mit Grau gemischten dunklen Mound und den aufgedrehten Stutz- und Knebelbart der Kavaliere, dazu ein Vasselloller und bis über die Kniee hinaufgezogene Reiterstiefeln, wie, als noch ein weiteres Abzeichen seiner Partei, den breitkrämpigen Federhut. Sein Bedienter endlich befand sich einen oder einige Schritte hinter ihm, doch verhinderten der schon außer dem eigentlichen Lichtkreis befindliche Standort des Mannes, wie seine Bekleidung mit den Mantelsäcken und dem sonstigen Gepäc seiner Herrschaft seine Gesichtszüge irgend mit Bestimmtheit unterscheiden zu können. Zu allem Ueberflus war ihm mit dem Eintritt in das Haus von seinem Herrn auch noch dessen großer dunkler Reitermantel über die Schulter geworfen worden.

„Ein frischer Trunk für Tim Neil!“ larmte Tom Pymrie vor allen Andern. „Komm', alter Tim! Herein mit Dir! und singe uns zum Weine eins von Deinen lustigen Liedern, um alle diese schuftigen Nothdröck zum Versten zu ärgern.“

„Das muß ich gestehen, Tom,“ versetzte der Weiser mit einem lustigen Augenzwinkern. „Du besitzt eine eigene Art, Deine Freunde zu invitiren. Erst schüttelst Du mir die Hand, um mir die Schulter auszurecken, und dann beanspruchst Du auch noch in einem Athem von mir, mich zu Deinem besondern Vergnügen zum

ich weiß nicht gleich wie vielen Male in's Loch stecken zu lassen. Holla, mein Bursche! singe Du:

„Der König soll haben das Seinige wieder.“

oder:

„Nun dem alten Koll,
Auf den Kopf es soll.“

soviel Dir beliebt, ich aber, ich sage Dir, während der letzten acht Tage, welche ich wegen unbedachter Uebertretung der von Seiner Gnaden Sir Oliver Cromwell, wider den heidnischen und ruchlosen Gebrauch des Singens erlassenen strengen Edikte da in Ebernes frei Quartier und freie Beköstigung genossen habe, ist mir jeder Ton in meiner Kehle eingerooster und nichts soll mich mehr bestimmen, den verfluchten Söhnen des Belial wiederum zu folgen und meinen Mund wider das Gesetz zu öffnen.“

Es lag eine so lede Verhöhnung der bestehenden Ordnung der Dinge in seinen Worten und noch mehr in seiner zerknirschten Miene und der von ihm zuletzt angewendeten, näselnden Sprachweise der Puritaner enthalten, daß der Jubel seiner Zuhörer kein Ende finden wollte.

Erst mit diesem Augenblick war von ihm die auffällige Selbstvergessenheit bemerkt worden, mit welcher sein Begleiter noch immer, der mittlerweile jedoch schon vollends die Treppe hinaufgestiegenen Dame nachblickte. „Was steht Du noch da und hast Maulaffen feil?“ fuhr er denselben an. „Hebe Dich fort, Du unbeschnittener Philister! Dort ist die Stube. Und Sorge mir dafür, daß meine Waaren keinen Schaden leiden, damit sie morgen den Augen der Frauen dieser ehrfamen Bürger lieblich erscheinen und ich so, wie ein echter Krämer, der ich jetzt bin, die langgesparten Silberlinge in den Truben der Bewohner von Shoreham zu meines Herzens Freude bekommen möge. Fort mit Dir! Und nun gebt Raum, ihr Geil, daß ich da innen vor einem warmen Feuer und bei einem Krüge gewürzten Weins ebenfalls meinem fleischlichen Menschen eine Erquickung bereite.“

Ein halbes Duzend Krüge und Gläser waren dem willkommenen Gaste bei seinem Eintritt in das Zimmer zugleich entgegen gestreckt worden. „Einer nach dem Andern,“ lachte der so Bewillkommene, den nächstergreifenen Krug zum Munde führend, „wie John Ketich, der Fenster von Bristol sagte, als er den Amphikle und seine Bande an den Galgen knüpfte, weil sie dem Parlament in's Handwerk gespuht und auf eigene Rechnung von den Reisenden auf der Landstraße einen Zoll erhoben hatten. Ha! Anton Tetterball, Dein Getränk ist gut, aber Did Madworth, Deine Mischung ist besser. Will Yates, leuchten die schwarzen Augen Deiner Frau noch so hell, als damals, wo Du sie mir vor der Nase weggeschnappt hast? Wetter, was war sie für eine Bligbirne!“

Der Lieutenant hatte sich zuvor bei dem Ausbruch des durch die Spottereien des Weisers aufen auf dem Thor erweckten Jubels von seinem Sitz erhoben, war jedoch bei dem stürmischen Eindringen der Gesellschaft in das Zimmer auf dem halben Wege zur Thür stehen geblieben und nach einem gleichgültigen Blick auf den neuen Ankömmling wieder zu dem Standorte vor dem Kamin zurückgekehrt, von wo er ebenso wohl die um den Tisch der Bürger versammelte Gesellschaft, wie noch mehr die Thür in Obacht behielt. Auf einen Augenblick war der Bürgermeister zu ihm getreten.

„Wer ist der Schelm dort?“ richtete der Offizier die Frage an denselben.

„Der Herr Kommandant haben den Burschen bei dem rechten Namen bezeichnet,“ erwiederte der Gefragte mit einem mißgünstigen Seitenblick auf den Weiser. „Tim Neil, heißt der Salunkel, und seinem eigentlichen Gewerbe nach war er ein Spielmann, der, um die Herzen der Weltlichgesinnten zu berücken, früher hier und auf zehn Meilen in der Runde an Sonn- und Feiertagen zum Tanze aufspielte. Seit durch die Edikte des Parlaments solch' heidnisches und sündhaftes Treiben aber untersagt worden ist, zieht er als ein wandernder Krämer durch das Land. Doch müßte ich mich sehr täuschen, wenn er nicht auch jetzt noch bei jeder ihm gebotenen Gelegenheit durch seine höllische Kunst die schwachen Seelen verlockte, niederzufallen vor dem Götzenbilde in der Ebene von Duca und tastmäsig die Füße zu heben bei dem Schalle der Geigen und Instrumente, wie die thörichten Jungfrauen in dem verfluchten Sissera.“

„Nun?“ hatte sich der Lieutenant, ohne auf die gehässige Denunziation des Bürgermeisters weiter zu achten, mit der mehr durch einen Blick als durch ein Wort ausgedrückten Frage an den von der Thür zurückgekehrten Korporal gewendet.

„Der Fremde, so in diesem Hause Cantele genommen hatte,“ berichtete der Reiter, „gehört sicher zu den Uebelgesinnten. Auch trägt er sein Schwert so stolz und sicher an seiner Hüfte, wie einer, der schon oft dabei gewesen ist auf dem Felde des Streits. Er befindet sich von einem Weibe und seinem Diener begleitet.“

Der Bürgermeister verfolgte den nachdenklichen Ausdruck in dem Gesicht des Lieutenants mit besorgten Blicken. Offenbar mochte er einen Zusammenhang zwischen der vorigen Aeußerung Oymrie's und den eben im Hause eingetroffenen Fremden mutmaßen, bei einer Entdeckung oder auch nur einem Nachspüren des ihm selber noch unklaren Sachverhalts aber standen für ihn zugleich der Verlust seiner der Führung des Seemanns anvertrauten Schmuggelladung, wie alle die üblen Folgen der mit dieser Handlung begangenen Gesetzesübertretung zu gewärtigen. Möglich deshalb auch, daß ihm seine vorige harte Anklage gegen den Pfeifer ebensoviel von einer persönlichen Abneigung wider denselben, wie von der Absicht eingegeben worden war, die Aufmerksamkeit und den etwaigen Verdacht des Offiziers damit schon im Voraus von jenen anderen Reisenden auf den, wie er annehmen mochte, für seine persönlichen Interessen durchaus ungefährlichen Spielmann abzuwenden.

„Wenn mich der einzige Blick nicht getäuscht hat, welchen ich vorhin durch das Gedränge in der Thür auf den Fremden zu werfen vermochte, so ist derselbe der Oberst Windham,“ warf er in dem gleichen Bemühen, den Lieutenant von einer näheren Nachforschung abzuhalten, die Bemerkung ein. „Ein ehrenhafter Kavalier aus der Gegend von Bristol, mit welchem ich in den früheren friedlichen Zeiten manches gute Geschäft gemacht habe. Zu Anfang des Bürgerkrieges führte er allerdings im Dienste des Mannes Karl Stuart ein Reiterregiment, doch seit dem Tode von Marston Moore, wo er verwundet und gefangen wurde, hat er still auf seinem Gute Abbotsleigh gelehrt und soviel ich gehört und erfahren habe, sich an keinen neuen Untrieben mehr betheiligt. Die Dame in seiner Begleitung schien mir seine Schwester Miß Marie Windham zu sein.“

„Was sagt Ihr, Mann?“ war ihm der Lieutenant ungestüm in's Wort gefallen. „Der Oberst Windham hier, hier unter diesem Dache — ha!“

Der Ausdruck in dem Gesicht des Offiziers erschien dazu völlig verwandelt. Die scheinbare Unempfindlichkeit in demselben war wie mit einem Zauberschlage einer stürmischen Erregung gewichen. Die Augen flammten, eine dunkle Röthe hatte sich ihm bis unter die Schläfen verbreitet.

„Nennen Sie denn den Oberst Windham?“ hatte der Bürgermeister in der ersten Bestürzung über die unverhoffte Wirkung seiner Mittheilung die Frage an den Lieutenant gerichtet.

„Ob ich ihn kenne! Doch fürwahr er ist's! Da ist er selbst.“

Der in Begleitung der Dame im Gasthause eingetroffene Kavalier war im Gespräch mit der Wirthin in das Gastzimmer getreten. Die kleine Tochter der Letzteren hatte sich mittlerweile mit kindlicher Vertraulichkeit dem Pfeifer genähert und dieser tändelte mit dem Kinde, indem er daneben jedoch fortfuhr, die um ihn versammelte Gesellschaft durch seine Scherze und heiteren Einfälle in der fröhlichsten Laune zu erhalten. Wie vollkommen der Mann übrigens auch durch diese doppelte harmlose Beschäftigung in Anspruch genommen schien, so ließ er darum doch die Weiden, den Lieutenant und den Bürgermeister, keinen Moment aus den Augen. Ebenso hatte er wiederholt schon sich Oymrie unbemerkt zu nähern, oder ihn mit seinen Blicken zu befragen gesucht, ohne in seinem Bemühen indeß von dem allmählig bis zur halben Trunkenheit vorgeschrittenen Seemann verstanden zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Schriftsteller der Gegenwart.

IV.

Ernst Kossak.

(Bibl. S. 325.)

Jules Janin ist der Erfinder des Feuilletons, jener eleganten, reizvollen Plauderei über „Tausend und ein Ding“ am Fuße der politischen Zeitungen. Ernst Kossak hat es nach Deutschland verpflanzt und mit seiner liebenswürdigen Feder bewiesen, daß auch wir Deutsche trotz unserer schwerfälligen Gründlichkeit und Gelehrsamkeit ganz angenehm zu plaudern verstehen. Die Form haben wir allerdings bei den Franzosen lernen müssen, der Inhalt ist unser Eigenthum. Kurz vor der Revolution von 1848 trat in Berlin ein Journal zu Tage, das im Zeitungswesen eine Revolution auf eigene Faust machte; es war die Zeitungshalle, aber deren neue Formen — denn sie sah so gar nicht aus, schlug einen so ganz andern Ton an, als Lanté Voss, auf die man bislang geschworen — ganz Berlin förmlich verblüht war. Am Fuße dieser Zeitungshalle hatte sich das pariser Feuilleton angesiedelt, das gegen Alles, was faul war im sozialen Leben und im weiten Bereiche der Kunst, mit dem leichtsten und liebenswürdigsten Humore zu Felde zog. Wer ist der lede Reformator, der uns die alten Zeitungsgötter, die wir so lange angebetet, von den stolzen Piedestalen herunterwirft? fragte man sich in Berlin. Es war ein junger Mann, der seit seinen Universitätsjahren in Berlin gelebt — Ernst Kossak, ein Volkstümper, denn er war zu Marienwerder in der Provinz Preußen am 4. August 1814 geboren, hatte in Danzig seine Gymnasialbildung genossen, im Jahre 1834 die Universität Berlin bezogen, wo er unter Böckh, Ranke, Ritter, Michelet Philosophie und Geschichte studirt und, mit einem hübschen musikalischen Talente ausgestattet, nebenbei in Generalbass und Kompositionslehre, wie als Pianist sich ausgebildet. Seine gründlichen Kenntnisse im letzteren Fache machten ihn Anfangs zum willkommenen Mitarbeiter musikalischer Zeitungen. Das Glück, das die elegante, liebenswürdige Form fand, mit der er auch die sprödesten Stoffe zu behandeln wußte, ließen ihn bald seinen Beruf als Kritiker erkennen, und als er 1847 mit seiner Zeitungshalle auftrat, hatte er auch mit einem Schlag das ganze große berliner Terrain gewonnen, und das Jahr 1848 kam seinen reformirenden Ideen mehr als begünstigend entgegen. Seine „Berliner Wochenschau“ war fortan die gefürchtetste, gelesenste und mächtigste Kritik der Metropole. Jene Jahre der Bewegung führten aber auch im Zeitungswesen eine Unsicherheit des Terrains mit sich, welche selbst die Zeitungshalle nicht lange dauern ließ; an ihre Stelle trat die Feuilletonpflanze, welche namentlich in Dingen des Theaters sehr gefürchtet war, bis Kossak ein eigenes Wochenblatt, die Montagspost, begründete, deren Artikel er zum größten Theile selbst schrieb und die er erst im vorigen Jahre eingeleitet. Seit dieser Zeit ist er der Feuilletonist der Post, die seine Thätigkeit für Berlin repräsentirt, während er nach auswärts Berlin in den Feuilletons der Adlonischen, Schlesischen, Königsberger Zeitung, der Hamburger Nachrichten und in Ueber Land und Meer vertritt. Diese Thätigkeit hat ihn in ganz Deutschland bekannt gemacht, er ist durch sie der Liebling aller Lesekreise geworden, die ihm vom ersten Augenblicke seiner feuilletonistischen Thätigkeit treu geblieben sind. Mit Ungeduld erwartet man von Woche zu Woche den berliner Brief, mit dem wir uns zu beglücken und doch stets geistig anregender Unterhaltung an den Kamin setzen. Es ist der Brief eines lieben Freundes, den wir nun einmal, seit Jahren von ihm vermisst, nicht mehr entbehren können. — Nachdem Kossak den sozialen und künstlerischen Sauertrug jahrelang durcheinander gerührt, faßte er seine Heimat auch von der positiven Seite an und daraus entstanden jene reizenden, humorvollen und eleganten Gentrebilder der Hauptstadt, die neue Abwechslung in das Feuilleton brachten und, zu Büchern gesammelt (Berlin und die Berliner 1851, Humoreskenblätter 1852, Berliner Silhouetten 1859, Berliner Federzeichnungen, 6 Bände, 2. Aufl. 1865 ff.) eine kleine Gallerie von der höchsten Anziehungskraft und dauerndem Werthe bilden. Dasselbe Talent, das Kossak als Schilderer der Heimat zeigte, hat er auch





Graben abgeschüttelt wird, braucht man doch nicht zu besorgen, daß man einem vorüberziehenden Fehu unter dieäder geräth. Die Straßen Irlands wimmeln nicht von Equipagen. Die Centralisation hat ihr Bestes gethan und alle Respektabilität des Landes nach Dublin gezogen. — In einem solchen Landwagen reiste ich in Gesellschaft meines Schwiegervaters von Croom nach Limerick. Es ging langsam, und ich war in halbem Nicken begriffen, als Corporal Mulreeby, ein Polizeimann in Limerick, welcher das Wägelchen kutschte, sich nach uns umwandte und uns die trostreiche Mittheilung machte, daß Master Dob (das Lieblingspferd des Majors) ein Hufeisen verloren habe und es deshalb unmöglich sei, die Stadt vor Eröffnung der Affensitzung zu erreichen. Nach einem kurzen Anechmen in irischer Sprache bemerkte der Corporal seinem Vorgesetzten, daß eine halbe Meile weiter abwärts eine Schmiede sei, nach welcher sofort zu fahnen Auftrag erteilt wurde.

Als wir uns der Schmiede näherten, bemerkten wir zu unserm Staunen (ich sollte sagen, zu dem meinigen, denn der Polizeimajor schien diesem Befehl so wenig zugänglich zu sein, als eine amerikanische Nothhaut), daß sich um dieselbe her mehrere Gruppen gesammelt hatten — warum, konnten wir uns natürlich nicht denken; auch schien Boles auf diesen Umstand kein besonderes Gewicht zu legen.

Unser hintenendes Thier und das Hufeisen in der Hand des Antichers sprach ohne Worte für unser Anliegen. Die Bauern machten uns Platz und bald standen wir in der Schmiede plaudernd neben Esse und Ambos.

„Ihr habt heut viele Leute um Euer Haus. Gibt es einen Jahrmart oder eine Kirchweih in der Nähe?“ fragte Boles.

„Keines von beiden,“ antwortete der Schmied und fügte nach einer Pause die Frage bei: „Seid Ihr ein Freund von Tom Boles?“

„Ich? Keineswegs. Auf Ehre, ich habe ihn in meinem Leben nie gesehen, möchte fast glauben, daß ich sein aller schlimmster Feind bin.“

Ich wollte mich einmengen, aber ein Blick des Majors brachte mich zum Schweigen.

„Das freut mich,“ versetzte der Schmied; „dann ist Alles recht und ich will Euch die Wahrheit sagen. Dieser Ursauke, dieser schlechteste Kerl, der auf Erden herumläuft, hat meines Vaters Bruder an den Galgen gebracht, weil er an dem Aufstand Theil genommen, in welchem die Blennerhassets blieben. Da sind nun ich und Carmody dort, und Tom Grady von Carrickonish, der auch einen Bruder durch ihn verloren hat, und zwei oder drei andere Jungen — wir haben es uns zugeschworen, daß wir den Tom Boles aus der Welt schaffen wollen, und sind schon einige Tage nach ihm auf der Lauer. Doch heute muß er uns in die Hände fallen. Wir wissen, daß er um zwei Uhr diesen Weg kommt, und dann wollen wir ihn Mores lehren für alle Ewigkeit.“

Wir hämmerte das Herz bei dieser Einleitung; Boles aber schien einen köstlichen Spaß darin zu finden und bemerkte mit einem Lächeln: „Kennt Ihr den Mann?“

„Nein, und ich wünsche ihn auch nicht zu sehen, bis ich ihn vor meinem Noth habe.“

„Er ist ungefähr von meiner Größe. Doch werdet Ihr Eure Rache um zwei oder drei Stunden verschieben müssen, denn vor Kurzem, ehe ich die Landstraße verließ, bin ich Major Boles begegnet, der unter starker Bedeckung nach Limerick ging.“

„Den Teufel auch — dann haben wir ihn verpaßt. Was fangen wir an?“

„Ich will Euch sagen, wie Ihr's angreifen müßt,“ entgegnete der furchtlose Polizeibeamte. „Ihr, Carmody und Grady müßt ihm auslauern, wenn er wieder zurückkommt. Stellt euch um fünf Uhr an dem bryaner Bornholm ein; ich sehe mein Leben zum Pfand, daß er unbegleitet heimkehrt. Seht zu, daß eure Gewehre gut geladen sind, und laßt außer euch Niemand mitmachen; unnöthige Leute können zu Verräthern werden. Auch ich will um den Weg sein. Doch nun mein Pferd bruchlagen ist, muß ich mich tummeln. Vergesst nicht, was ich euch gesagt habe. Gott befohlen, ihr Jungen!“ sagte Boles gegen die Bauern bei, und wir fuhren von binnen.

Ich mochte an meinen Begleiter hinreden, was ich wollte, er

hatte für alle meine Vorstellungen nur ein taubes Ohr. Er erzählte mir lachend Anekdoten, sang und plauderte irisch mit dem Corporal, würdigte mich aber keines Wortes über den Vorgang in der Schmiede.

Um drei Uhr schloß die Sitzung. Nachdem wir ein hastiges Lunch eingenommen, fuhr unser Wägelchen wieder vor, und der Major hieß mich aufsitzen. Es war jetzt vier Uhr vorüber. Ich zeigte mich etwas widerspenstig und versuchte meinen Verwandten zu überzeugen, daß es Wahnsinn sei, unbewaffnet und ohne Bedeckung einer Bande von Mördern entgegen zu fahren.

„Narrenpossen!“ sagte Boles, ein Ausdruck, den er zu brauchen pflegte, wenn er die Unabänderlichkeit eines Entschlusses kundgeben wollte. Ich sah ein, daß ich mit weiteren Vorstellungen nichts ausrichten würde, und ihn allein abfahren zu lassen, wäre ein Akt schändlicher Feigheit gewesen. Ich fügte mich daher, und es ging der Heimat zu.

Boles war in der heitersten Laune, die ich indeß unmöglich theilen konnte. Endlich wurden wir des Wirthshauses, der bryaner Bornholm genannt, ansichtig. Um dasselbe her war eine große Menschenmasse versammelt, die unserem Fuhrwerk entgegenkam.

„Ungelehrt!“ rief ich. „Wir müssen fliehen, was wir können, um unser Leben zu retten.“

„Sei kein solcher Esel,“ bemerkte ruhig der Major.

Der stoische Kutscher fuhr gemächlich weiter. Ich hätte den Kerl erwürgen und ihm den Zügel aus der Hand reißen mögen; allein als Dragoneroffizier durfte ich mir nicht den Anschein geben, als ob es mir an Muth fehle, und so fügte ich mich nothgebrungen in mein Schicksal.

Nach zehn Minuten hatten wir die Nordbuben unmittelbar vor uns; doch denke man sich mein Erstaunen — da standen der handfeste Schmied und Carmody, dazu noch drei oder vier andere desperat aussehende Strolche — alle in Ketten, und um sie her etliche zwanzig bis an die Zähne bewaffnete Polizisten.

Als Boles ankam, stießen die Gefangenen wüthende Flüche und Verwünschungen gegen ihn aus.

„Ich habe euch versprochen, daß ihr mich sehen werdet,“ sagte der Polizeichef, „und da bin ich jetzt. Zwei von euch sind alte Uebelthäter, die ich längst auf dem Korn habe. Was kann ich dafür, daß ihr so dumm in die Schlinge gegangen seid? Sergeant Mac Mahon, führt sie nach Limerick ab. Gott befohlen, ihr Jungen! Ihr habt, wie ihr gewünscht, den Tom Boles gesehen.“

„Leider,“ versetzte der Schmied, „und es hilft nichts, mit seinem Schicksal zu hadern. Wir wissen ja Alle, daß Ihr schuß- und hiebfeist seid; aber sobald ich wieder frei bin, sollt Ihr nicht lange mehr über mich triumphiren — wenn mir anders so viel übrig bleibt, um eine silberne Kugel zu kaufen.“

„Es wäre geschiedter, ihr kauftet ein Gebetbuch,“ entgegnete Boles, „denn Ihr seid der Mann, der die Wittwe Casey umgebracht hat.“

„Wer sagt das?“ erwiderte der Gefangene trohig.

„Ich; doch davon reden wir ein ander Mal,“ sagte Boles, und auf seinen Auf fuhr der Kutscher weiter.

Der Schmied kam vor die nächsten Affen. Man konnte ihn mit den trübsigsten Zeugnissen des Mords überführen; er bekannte die That und wurde gehangen.

Räthsel.

Als Quelle spring' ich aus der Erde,
Im Abgrund idial' ich als Geistein,
Bin unentfesselt Deinem Herde,
Nur aller Freuden Würze sein.
Keim Spanier bin ich Anmut's Regen,
Und bei dem Griechen bin ich Wein.
Die Bibel rath, mich sehr zu pflegen;
Als höchsten Schatz mich eifrig preiet:
Doch rath' ich, nimme mich nicht allein,
Sond' bring' ich Dir die größte Pein!

Nur Armenlehrer.

Novelle von Marie v. Nothowka.

(Fortsetzung.)

IV.

„Was hast Du nur immer mit dem Hausmädchen zu klüßern?“ inquirirte Frau von Schaffer beim Dessert.

„Ich — zu klüßern? — O nichts!“ Oswald sagte es rasch und etwas verlegen.

Der Hausherr hob aufmerksam den Blick und zog die Frauen zusammen.

„Du? Ich meinte nicht Dich, sondern Aurelie.“

„Ich — zu klüßern?“ wiederholte Aurelie die Worte ihres Bruders.

„Leugne nicht. Du erschraust vorhin, als ich unerwartet eintret und jetzt bist Du roth geworden.“

„Ich — ich habe heute abentheuerliches Kopfweh!“ stammelte das junge Mädchen.

„Diese Vertraulichkeit meines Kindes mit einer dienenden Person gefällt mir durchaus nicht!“ fuhr Jene in scharfem Tone fort. Sie befand sich überhaupt seit jener Ohnmacht in äußerst gereizter Stimmung.

„Würde sich allerdings nicht schiden — für Deine Herkunft und Vergangenheit.“ Ein so sarkastisches Lächeln, wie man es selten an ihm sah, zuckte jetzt um die Lippen des Kommissionsrathes.

Sie schleuderte ihm einen zornigen Blick zu. „Ich rede mit meiner Tochter.“

„So? Ich dachte, es gelte dem Sohn!“ Der anzügliche Ton ließ Mutter und Sohn stutzen. Der Letztere beeilte sich möglichst mit seinem Nachtsch.

„Was wird es Großes sein?“ nahm Jener ferner die Partei der Tochter. „Und wenn auch etwas Großes, so doch nichts Schlimmes. Eine Weihnachtsüberraschung — wie, Aurelie?“

Das ungewöhnlich tiefe Erröthen und ihre Verlegenheit bestärkte ihn in seiner Ansicht. Unwillkürlich glättete sich seine Stirn immer mehr, je länger er die Tochter ansah, die nicht mit der schönen Mutter, sondern mit ihm Aehnlichkeit hatte. „Aber nichts gar zu Kostspieliges — hörst Du, Mädchen? Wir haben genug dergleichen Zeug und auch — genug Ausgaben.“ Sein Gesicht bewölkte sich wieder.

Aurelie befand sich in peinlichster Verlegenheit. „Ich habe so abentheuerlichen Kopfschmerz, daß ich mich gleich niederlegen muß.“

„Was fällt Dir ein?“ rief die Mutter. „Heute ist ja ein Kaffe bei der Baronin! Wir machen vorher eine Spazierfahrt, dabei wird Dir besser werden.“

Sie bezweifelte das, blieb dabei, daß sie sich niederlegen müsse.

„O, ich kenne Dich — lasse mir nichts weiß machen. Du willst nur nicht zu diesem Kaffe, Du hast etwas gegen den Baron.“

Aurelie raffte ihre Entschlossenheit zusammen. „Und wenn ich etwas, wenn ich viel gegen ihn hätte, wäre es mir gewiß nicht zu verdenken.“

Alle blickten mit Spannung auf.

„Und was könnte das sein — Du Thörin? Ist er nicht aus vornehmer Familie!“

„Deine Mutter hat eine Passion für vornehme Verbindungen, da dieselben sie weiter nichts kosten, als — mein Geld!“ warf der Kommissionsrath spöttisch hin.

„Er gefällt Dir also nicht?“ forschte der Bruder im Interesse des Freundes. „Was hat er denn gethan?“

„Er gefiel mir weder, noch mißfiel er mir. Aber weil Mama es wollte, dachte ich, es sei meine Pflicht, ihn zu heirathen. Jetzt, seitdem der Armen —“ sie unterbrach und verbesserte sich: „Seit einiger Zeit ist er so eigenthümlich — ganz anders, als früher. Ich weiß nicht recht, wie ich sagen soll, finde keinen bezeichnenden Ausdruck dafür, fühle es indeß sehr lebhaft. Es ist, als sei er gar nicht der Frühere, oder habe eine Maske angenommen, wenn nicht etwa — abgelegt! Sein ganzes Wesen verstimmt, verlegt mich; ja, es empört mich zuweilen geradezu.“

Oswald lachte. „Er macht jetzt Ansprüche an Dich, ist Dir

näher gerückt, obwohl die Verlobung noch nicht stattgefunden hat. Das ist's, Schwesterchen. Deine Scheu vor ihm wird sich schon geben.“

„Mir hat der Baron nie gefallen!“ erklärte der Vater. „Wenn Du ihn so ungern nimmst, ist die Sache ein doppelt schlechtes Geschäft. Mit der Mitgift könnte ich noch manches schöne Tausend gewinnen, behielte ich sie bis an mein Lebende. Bin noch ein rüstiger Mann.“

Aurelie sprang auf und fiel ihm um den Hals. „Mein lieber, guter Vater, behalte sie — und — mich. Gib Deine einzige Tochter nicht diesem Mann!“ Sie brach in Thränen aus.

Eine so unerwartete und heftige Gefühlsäußerung setzte ihn in Verlegenheit — war er doch an Vergleichen und an das Vertrauen der Seinigen nicht gewöhnt. Er hätte, schon aus Gereiztheit gegen seine Frau, auch in dieser wichtigen Angelegenheit, wie vorhin in der geringern, Partei genommen.

Die Mutter empfand es als einen Verrath der Tochter, daß diese gleichsam beim Vater Schutz suchte und war darüber im höchsten Grade empört. „Undankbares Kind — ist das der Lohn für meine Mühe und Sorge um Dich und Dein Glück? Vergiltst Du so —“

Aber sie ist noch so jung, daß sie künftig zehn gute und bessere Partien statt dieser machen kann!“ vertbeidigte der Vater seine Tochter und zugleich den Besitz der Mitgift.

Die blühesprühenden Augen der Dame wurden durch eine Thräne verbunkelt. Im höchsten Affekt vermochte sie kaum verständlich zu sagen: „Sie muß ihn heirathen. Jetzt ist kein Gedanke mehr an einen Rücktritt von dieser Verbindung.“

„O — ich dachte doch! Noch hat ja keine bindende Erklärung stattgefunden. Ich wenigstens habe keine abgegeben und bin dabei nicht ganz Nebenperson, meine Liebe!“

„Du wirst doch nicht so rasend sein, Dich zu weigern — jetzt?“ schrie sie fast auf.

„Jetzt? Und warum nicht jetzt? Ich bitte Dich!“

„Weil wir — blamirt wären! Erwinnere Dich, daß er dabei war, als —“ Unfähig, weiter zu reden, barg sie das Gesicht in den Händen. Die Demüthigung überwältigte sie fast. Und leider war sie so hochfahrenden und verkehrten Sinnes, daß sie sich ärger gedemüthigt fühlte durch die Nothwendigkeit, der Sache zu erwähnen, als durch die Sache selbst.

Der Kommissionsrath hatte kurz und heiser aufgelaßt. „Ich vergaß das. Aber warum wir blamirt? Ich dachte, es sei nur von Dir die Rede!“

„Als siele ein solcher Affront nicht doppelt auf den Mann zurück!“ murrte sie.

Es machte ihn nachdenklich. „Leider ist das nur allzu wahr,“ seufzte er.

Oswald gab seiner Verwunderung endlich Worte: „Ich begreife das Alles nicht. Was ist denn geschehen — was ist von dem Baron zu besorgen? Gewiß keine Gemeinheit, obwohl er immerhin etwas leichtfertig ist — sein mag.“

„Wie — Dein lebenswürdiger Freund hat Dir die Geschichte nicht gleich mitgetheilt? Dann frage Deine Mama, die so ehrgeizig ist und uns auch wirklich — Ehre macht!“ Wieder lachte er schneidend auf.

Sie zuckte empor und rang die Hände.

Der junge Mann erhob sich. „Vater, diese Behandlung meiner Mutter dulde ich nicht.“

Aurelie hatte es lebhaft erschreckt, daß sie Anlaß gegeben zu einer solchen Szene zwischen den Eltern. Und nun stellte sich noch der Bruder dem Vater gegenüber. Bestürzt hing sie sich an den Arm des Ersteren.

„Du würdest sie verstehen, wärst Du Zeuge gewesen bei der ruhrenden Erkennungsszene zwischen Deiner stolzen Mutter und einem Mann, der zufällig nur Armenlehrer ist, sonst aber —“

Sie ertug den Hohn nicht länger. Das Uebermaß der Demüthigung rief eine Reaktion hervor. „Du hast recht,“ unterbrach sie ihn, zu ihrem sonstigen Wesen allmählich zurückkehrend. „Es ist ein Zufall, daß dieser Mann nur Armenlehrer ist. Durch inneren Werth steht er über Unzähligen, die auf ihn herabbliden.“

Seine Antwort war ein Gelächter, das sie tödtlich verlegte,

fast wieder aller Selbstbeherrschung beraubte. Nach einem verächtlichen Blick auf ihn verließ sie das Zimmer.

Aurelie folgte ihr, Oswald wollte es gleichfalls.

„Eine Bemerkung — Herr Sohn!“ hielt der Vater ihn zurück. „Ich mag in der Hinsicht ein Bedant, oder vielmehr ein Spielschüler sein, wie die vornehmen Freunde des jungen Herrn das gewiß nennen. Gleichviel — von Hause aus bin ich nicht gewöhnt, es als eine noble Passion anzusehen, daß man junge, unschuldige Mädchen bethört. Dieß geht mir noch über die Bezahlung von Spielschulden, verstanden?“ Er lehrte ihm den Rücken.

„Und das will etwas bedeuten bei dem alten Geizhals,“ murmelte der Sohn in sich hinein. „Gewiß hat er mich neulich belauscht. Ich muß vorsichtiger sein. Die Ohrfeige vergesse ich ihr nicht — brauche dafür Genugthuung. Der Baron würde mich wegen meiner bisherigen Erfolge schon auslachen. Aber was ist das nur mit diesem und dem Armenlehrer?“ —

„Und darum beneiden uns die Leute!“ seufzte Aurelie, die heiße Stirn an den kalten Scheiden kühlend. „Und mein ganzes Leben, mein Glück, ja, mein Glück darum opfern zu müssen. Ein ganzes langes Leben des Elends an der Seite eines ungeliebten, selbst verachteten Mannes! Es wäre schon hart genug, zu hart, wenn man keinen Andern —“ Sie hatte vergessen, daß die Mutter sich im Nebenzimmer befand, brach indes ab, weil das Hausmädchen eintrat, und wandte sich zu dem Lepstern: „Es bleibt dabei, Mally, ich muß ihn sehen und sprechen. Mir ist, als hinge mein Leben davon ab. Und heute schiedt sich's vorzüglich. Wenn Du nur sicher bist, daß wir ihn zu Hause treffen.“

„Ganz sicher. Aber wenn die gnädige Frau —“

„Daß das meine Sorge sein.“

Fräulein und Dienerin entfernten sich.

Wie eine Wildsau stand die Dame des Hauses neben der Schwelle. Dann sank sie auf einen Stuhl, noch gebrochener, als je vorher. „Wer ist's denn? — Wer?“ fragte sie sich. Vor ihrem inneren Blick schaukelten alle jungen Männer vorüber, die ihre Tochter kannte. Keiner derselben schien ihr verdächtig, außer etwa —

„Der!“ Wie elektrisiert sprang sie empor. „Dieser hungrige Lieutenant, dessen Vater Unteroffizier war! Er bemühte sich so angelegentlich um sie! Glaube wohl, daß die Partie ihm erwünscht wäre! Da er wußte, daß ich damit eben so wenig einverstanden sein würde, als ihr Vater, sucht er uns auf diese Weise zu zwingen. Und die kleine Heuchlerin — wie unschuldig sie stets erschien! Darum also ihr Widerwille gegen den Baron. Welche unglückliche Frau ich bin! Die ärmste besitzte sonst, wenn weiter gar nichts, doch die Liebe und das Vertrauen ihrer Tochter. Aber ich will sie wenigstens entlarven!“

Sie hatte Aureliens Zimmer erreicht und fand diese mit geschlossenen Augen auf dem Sopha liegend.

„Sie verstellt sich!“ dachte die Mutter, zog sich aber dennoch leise zurück. „Wenn ich sie zur Rebe setze, würde sie leugnen und vorsichtiger werden. Es ist besser, ich ertappe sie auf der That.“ Sie ließ ihren Anzug ordnen, den Wagen anspannen und fuhr dann aus.

Als der frühe Abend dämmerte, reichte Malschen, selber zum Ausgehen gerüstet, ihrem Fräulein Mantel und Ruff.

„Warum hast Du nicht den Hut von mir auf, Malschen? Er sieht Dir so gut und diese wollene Mütze sieht so ordinär aus. Auch das alte Kleid!“

Malschen küßte ihre Hand. „Sie meinen es gut mit mir, liebes Fräulein — der Staat über meinen Stand thut mir aber nicht gut. Fragen Sie nur Herrn Morgenstern.“

Das Hausmädchen hatte diesen Abend frei, das Fräulein schlüpfte an der Loge des Portiers unbemerkt vorüber. In der vornehmen, villenbesetzten Straße, in welcher die Wohnung des Kommissionsraths lag, begegnete ihnen kein Abenteuer. In der belebten, verkehrsreichen Hauptstraße dagegen, in welcher ihre Equipage den Armenlehrer überfuhr, beschleunigte Malschen ihren Schritt.

„Der Lasse hat es wohl auf uns abgesehen!“ bemerkte sie.

Aurelie erschrak, legte den Schleier im dichten Falten über das Gesicht. Ein Herr folgte ihnen.

„Nur keine Wange — Fräulein,“ lispelte die Andere. „Ich lasse ihn schon ablaufen. Ein armes Mädchen ist gewöhnt an die

Unverschämtheiten der Mannsbilder — vornehmer und geringer. Aber auch daran, sie zurückzuweisen. Unserer, das keinen Lalai hinter sich oder sonstigen Beschützer am Arme hat, ist nicht so zaghaft, beschwört sich selber!“ Ihre Gesichtsfarbe erhöhte sich und sie biß sich auf die Lippen, um ein Gelächter zu unterdrücken. Sie dachte an die Ohrfeige, die sie neulich dem jungen Herrn gegeben hatte und wie verblüfft dieselbe ihn gemacht.

„Ich begreife nicht, wie Du lachen kannst!“ flüsterte Aurelie und wich zur Seite, da ihr Verfolger sich näherte.

Malschen war auch sogleich ernst geworden. „Unserer ist aus anderem Stoff, oder doch vom Leben und dem Wüsten härter gemacht, wie das Eisen durch den Schmiedehammer. Wenn wir immer gleich zittern und weinen sollten, lämen wir manchmal gar nicht aus der Angst und den Thränen heraus — hätten ein erbärmliches Leben, während man so ganz gut durchkommt. Gott ist freilich nicht genug dafür zu danken, wenn man von Jugend auf zum Rechten angeleitet wurde. Die Seinigen verstehen das nicht allemal, so gern sie oft auch möchten. Da ist denn so ein rechter Lehrer, einer wie Herr Morgenstern, für Viele von uns armen Leuten ein Schatz, wie er sich gar nicht beschreiben läßt. Den Segen kann man nur recht greifen im Gebet. Der liebe Gott versteht Einen auch ohne Redensarten.“

Ihr Verfolger hatte sich vergebens bemüht, unter Aureliens dichten Schleier das Gesicht zu erkennen, war dann an Malschen's Seite gegangen und rebete sie an: „Wer ist die geheimnißvoll Verhüllte, der Du so eifrig vom Schatz, doch wohl Deinem eigenen, erzählst, allerschönste Mally?“

„Gott sieh' mir bei — der Herr Baron!“ schrie das Mädchen in der Bestürzung auf. „Wenn er das Fräulein erkannte!“

Aurelie fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Sie ergriff den Arm ihrer Begleiterin. Ihre sichtliche Angst machte ihn noch neugieriger darauf, das Antlitz zu sehen.

„Wenn Sie uns nicht ruhig unseres Weges gehen lassen, rufe ich um Hülfe, blamire ich Sie vor der ganzen Stadt, Sie — Sie Unverschämter!“ ereiferte sich Malschen.

Die Begegnenden wandten die Köpfe. Ein solcher Skandal dünkte ihm zwar nicht unehrenhaft — sondern ein Jux, aber den er mit seinen Freunden sich amüßte. Allein die Mädchen wichen zur Seite, Vorübergehende lämen zwischen ihn und sie und als er ihnen hastig folgen wollte, prallte er mit einer stattlichen Dame zusammen, die nach der gleichen Richtung strebte, wie er selber, von dem Menschengewühl aber auch gehindert ward.

„Gnädige Frau! Bitte tausend Mal —“

Sie schnitt seine Entschuldigung in ziemlich unzusammenhängender Weise ab. „Habe Einkäufe zu machen — zu Christbescherungen — Sie verstehen —“ Damit hatte sie ihn verlassen.

Malschen und ihre Begleiterin war seinem Blick entschwunden. Die Fledern auf dem Hut der Kommissionsrätin winkten ihm noch und er folgte ihnen um so rascher, als er sie in eine, zum Arbeiterviertel führende Straße einbiegen sah. Hier war es nicht so lebhaft, wurde weiterhin noch stiller, so still, daß die Dame den Schritt des Nacheilenden vernahm. Nach einem Blick vorwärts wandte sie sich plötzlich zurück.

„Wenn Sie sich meinewegen bemühen, so danke ich Ihnen, bitte Sie aber ernstlich, davon abzustehen. Man hat nicht gern Zeugen bei — bei einem wohlthätigen Werk.“ Nach einer Verbeugung eilte sie weiter.

Er blieb eine Weile stehen, lachte dann auf. „Ein wohlthätiges Werk — hahaha! — Wie ihre Stimme zitterte — trotz des beschleunigten Tones, zu dem die Angst sie trieb. Ein Rendezvous mit diesem Armenlehrer. Das ist ja ganz löstlich und nun kein Zweifel mehr, daß er ein alter Verehrer von ihr ist. Dabei wollen wir doch auch sein.“ —

In seiner Wohnung saß der Armenlehrer mit Franz schon seit dem Mittagessen. Sie beschäftigten sich eifrig damit, Rüsse mit Gold- und Silberschaum zu beladen und an die Stiele von rothen Hähnen und gelben Vorstorfern Zwirnendchen zu binden. Die groben Finger des jungen Mannes erwiesen sich geschickter, als man hätte erwarten sollen. Allmähig aber wurden sie unsicher, die Schlinge des Fadens glitt immer öfter vom Stengel der Frucht ab. Endlich erhob er sich hastig.

„Ich kann nicht mehr — so gut ich die Ehre schätze, daß ich Ihnen dabei noch, wie früher, helfen darf.“

Morgenstern zog ihn auf den Stuhl nieder. „Ruhe aus — aber fort lasse ich Dich noch nicht.“

Der Andere gehorchte willenlos, fast unbewußt. Er stützte den Arm auf den Tisch, den die Herrlichkeiten zu einem Weihnachtsbaum bedeckten und legte schwermüthig die Stirn in die hohle Hand.

„Ich weiß es wohl, woran Du denkst, Franz,“ sagte der Lehrer leise. „An all' die Advents-sonntage, an denen Du mir, wie heute, halfst und dabei — noch Jemand. Aber ich hoffe, daß es über's Jahr gerade so ist, wie vorige Weihnachten. Ja, ich denke, daß sie heute noch kommt, weil es ihr freier Sonntag ist. Ich sage Dir das, damit Du Dich nicht etwa in der Ueberraschung anders bestimmst, als es sich ziemt — für Dich und sie und uns Alle.“

„Ich werde ihr nicht schlecht begegnen, Herr Morgenstern, hier!“ Sein Auge schweifte durch das schmucklose Gemach, als sei es ein Kirchenraum. „Aber wie früher wird es doch nicht mehr mit uns Weiden, das ist vorbei. Mag sein, daß ich ihr großes Unrecht that — da Sie es sagen, glaube ich es ja; aber das Zutrauen, und damit die Einigkeit, ist für immer hin. Eine Puppecke und Bierasse ist sie doch, und wenn Sie ihr den verdrehten Kopf auch zurecht gesetzt haben — wer steht für die Dauer der Besserung? Auf ein Frauenzimmer ist kein Verlaß. Nun ich das weiß, ist's mit dem Zutrauen aus. An meine Frau müßte ich glauben können, wie an das Evangelium — nach dem Aergerniß geht es nicht mehr. Ueber kurz oder lang, mit oder ohne Ursache, kämen mir wieder eifersüchtige Grillen. Da wäre es mit dem Glück und Frieden aus und — ich weiß selber nicht, was ich thäte — aber —“

„Franz Franz!“ Der Lehrer hob mit freundlicher Drohung den Finger. „Nur wer selber rein ist von aller Schuld, darf den Stein gegen Andere erheben. Muß die Frau an den Mann nicht auch glauben können, wie an das Evangelium? Erst recht!“

„Das ist's eben!“ pläzte der junge Mensch aus seiner Zurückhaltung los. „Sie wissen ja auch, daß es zum großen Theil das ist, wie Sie einem Alles aus der Seele lesen, als wäre sie ein offenes Buch.“

„Ja, ich weiß, daß es Dich bitter schmerzt und kränkt, einen schwachen Augenblick gehabt zu haben.“

„Nicht Augenblick, Herr Morgenstern! Ich war auf dem Wege, ein schlechter Kerl zu werden — ich war es sogar wohl schon. Die Male Bubolz — sie hatte es mir angethan und ich dachte verrückt zu werden, wie ich einmal sah: Sie brachte dem Laffen — ich meine den jungen Herrn — in die Fäbrik einen Schlüssel nach, den er vergessen hatte. Ihr Aufpuß und sein Schöndthum und das Jischeln der Kameraden! — Du, hütete Dich und sie — das nimmt kein gutes Ende mit Deinem Schatz — Nun, Sie wissen das ja. Und dann, man sollte die Schuld nicht auf Andere schieben, aber es ist doch die Wahrheit. Der rothe Miller, der Vater von der Rose, der heßte und heßte und trank mir dabei zu. Ich glaubte zuletzt selber, daß Trinken die beste Medizin ist, wenn man aus der Haut fahren möchte. Wenn ich einen Trunkenbold sehe, der's aus Verzweiflung wurde, kann ich ihn künftig nicht mehr verachten und verdammen wie sonst, werde immer denken: Gott sei mir Sänder gnädig. . . Die gute Mutter machte mir kaum einen Vorwurf, weinte nur im Stillen; aber das jagte mich erst recht Abends aus dem Hause — zu Miller — in die Schenke.“

„Es wird nicht wieder vorkommen — lassen wir's also, lieber Junge.“

„Es wurmt aber, daß es geschehen — ich kann und kann es nicht vergessen. Nicht einmal bei der Güte und Freundlichkeit, mit der Sie mir wieder aufhelfen wollen in meinen eigenen Augen.“

„Du wirst Dich selber vollkommen herstellen in Deiner Achtung, Franz — davon bin ich überzeugt. Und grade Dein Neugefühl, diese Strenge gegen Dich bürgt dafür. Einen Fehltritt begehen kann jeder Mensch. Niemand hätte sich nicht irgend etwas vorzuwerfen. Aber ihn gut machen durch ein rechtschaffenes Leben, das kann nicht jeder. Du aber wirst es können, mein Sohn. Ich weiß, Du würdest nichts scheuen, nicht einmal den Tod, um etwas Gutes zu thun, Jemanden aus der Noth zu helfen, sei es auch die Person, die Dir am Widerwärtigsten ist. Hättest Du einmal Gelegenheit

zu irgend einer edlen That, Dein verwundetes Selbstgefühl wäre geheilt, und Du könntest auch Malchen wieder vertrauen, ihr nicht nur vergeben, sondern die kleine Schwachheit vergessen. Das, was am Unverföhnlichsten macht gegen Andere, ist der Stachel der Unzufriedenheit mit uns selber in der eigenen Brust.“

Die Augen des jungen Arbeiters hatten hell aufgeblitzt, dann fielen sie sich mit Thränen. Er fand keine Worte, es auszusprechen, was er fühlte — bot dem alten Lehrer nur die Hand und bedeckte sie dann über die Augen.

„Schäme Dich dieser Thränen nicht — sie waschen die Seele rein, wie Wasser den Körper. Und findest Du auch nicht Gelegenheit zu einer großen That, eine Reihe kleiner Selbstverleugnungen stihnt noch besser, weil sie viel schwerer zu vollbringen ist.“

Wieder bot ihm Franz die Hand; ihr Drud enthielt ein Gelöbniß. „Sie wissen Einem das Herz wahrhaft umzuwenden. Und nicht mit Worten allein. Die Worte ohne die Liebe, die Rebe ohne die That — das nützt nichts; bloße Ermahnungen haben wohl selten einen Menschen gebessert. Dagegen eine Freude, oder auch nur eine Hoffnung, oder gar eine Erinnerung an eine Freude — das wirkt!“

Der Armenlehrer nickte. Diese Theorie hatte er möglichst zur Praxis zu machen gesucht und stets tief bedauert, wo er es nicht vermocht.

Der Andere fuhr fort: „Daß Sie meinethwegen fast überfahren worden, hat mich sehr erschüttert und Ihre erntliche Ermahnung noch mehr. Am Meisten aber doch — daß Sie mir wieder, wie alle Jahr, das Geld zu den Rüffen und Aepfeln da gaben. Denn es zernirchte mich nicht bloß. Ich begriff, daß Sie an mir nicht verzweifelte, ich also doch noch kein ganz schlechter Kerl sein müsse, und konnte auch Ihr Zutrauen nicht mißbrauchen. Und vorhin sah ich wieder die erste goldene Nuß vor mir, die ich mein Lebtage gehabt. Sie wissen das wohl nicht mehr? Mein Vater war todt und die Mutter in der größten Noth, wie sie uns Kinder durchbringen sollte durch den harten Winter. Da kamen Sie und sagten: daß wir die Stube auf dem Hofe hier haben und die Mutter Ihnen aufwarten und waschen könnte. Und es war grade Weihnachten und Sie besicherten uns —“

„Leider sehr wenig — ich hatte nicht viel.“ Die Entschuldigung kam aus Herzensgrund.

„Mir armen kleinen Lumpenmach war es übermenschlicher Reichtum und ich hielt Sie im Ernst noch lange hernach für den heiligen Christ, von dem die Mutter uns erzählt hatte. Und jetzt lebte ich das so recht wieder durch. Die eine goldene Nuß, die ich bei meinen Aepfeln und Pfefferluden hatte, war mir ein wahrer Schatz. Künftig werde ich jedesmal, wenn ich eine Nuß sehe, daran denken, was ich Ihnen danke. Es soll mich darin bestärken, zu thun und zu sein, wie Sie es wünschen und — daß — wenn —“ er verirrte sich und brach ab.

Morgenstern klopfte ihm mit lächelnder Beistimmung auf die Schulter und wendete sich dann nach der Thür, von welcher schon lange etwas Zug zu kommen schien. „Nur herein, wer auch da sein mag,“ sagte er freundlich. „Du — Ernst! Willkommen!“

Franz entfernte sich bescheiden. Er holte seine Mäze und schlenderte ein wenig durch die nächsten Gassen. Es dämmerte und er hoffte und fürchtete zugleich, einer gewissen Person zu begegnen. Wenn sie überhaupt noch kam, durfte sie nicht länger säumen. Aber die Dunkelheit brach vollständig herein. Er befand sich endlich in der Nähe des Hauses, in welchem die Verwandten Malchen's wohnten. Und alle guten Vorsätze waren plötzlich vergessen. —

Der Baron folgte seiner künftigen Schwiegermutter in angemessener Entfernung. Sie mochte es argwohnen, denn sie blieb zwar stehen an einem Hause, schien es zu betrachten, ging jedoch weiter.

„Das Schulhaus — seine Residenz! Habe es mir ja neulich recht angesehen und würde es auch aus den bloßen Beschreibungen kennen, die ich seiner Zeit davon erhielt. Hat übrigens wieder einige niebliche Badfische unter seinen Scholaren, der alte Gishar, dem kein Mensch zugetraut hätte, wie glücklich er eigentlich ist! Wenn ich mir je ein Amt erwählen müßte, würde ich auch — nur Armenlehrer!“

Er betrachtete seinen Witz. „Wo ist sie denn aber geblieben?“



hatte die Wirthin ihrer Empörung über die dem vornehmen Gast in ihrem Hause widerfahrene Behandlung Luft gemacht, „ist es nicht zu arg, daß so ein Herr einer solchen Frage Rede und Antwort stehen soll. Hat wohl irgend Jemand schon von dieser Blaskerei eine Ahnung befaßt? Das Parlament und der Geheimrath? Wenn ich doch nur erst von den Beiden nichts mehr zu hören brauchte.“

„Schweig, Weib!“ donnerte der Lieutenant sie an. „Im Namen des Parlaments und kraft meiner Bestallung als Kommandant dieses Postens fordere ich Sie auf, mir augenblicklich zu antworten und Ihre Papiere zur Einsicht zu stellen,“ richtete er das Verlangen an den Obersten.

„Ich will aber nicht schweigen!“ flammte die Frau auf. „Noch, denke ich, bin ich Herrin in meinem Hause und in demselben brauche ich mir von Niemanden den Mund verbieten zu lassen.“

„Ist das eine Frau!“ zollte ihr der Pfeifer lauten und freudigen Beifall. „Go! die könnte wohl viele Männer beschämen.“

„Und sie hat recht. Mein Haus ist meine Burg, ist zu allen Zeiten der erste Grundbesitz der englischen Freiheit gewesen.“

Auch die andern Bürger murrten laut. „Leiden wir denn das!“ brüllte Lymrie, bereit, sich auf den Lieutenant zu stürzen.

„Ruhe, gute Frau! ruhig, ihr braven Leute!“ besänftigte sich der Oberst, die allgemeine Entrüstung noch im Keimen zu ersticken. „Nur ich habe es mit diesem Herrn hier zu thun. Nun denn, Herr — Cornet oder Lieutenant, ich weiß nicht gleich, ich bin bereit, Ihre Reugier zu befriedigen. Hier,“ er überreichte ihm ein aus der Brusttasche seines Kollets genommenes Papier, „ist die Erlaubniß des Geheimraths, welche Sie von mir beanspruchen, und werden Sie daraus ersehen, daß ich mich in Familien- und Erbschaftsangelegenheiten auf der Reise nach Lennox zu meiner Tante Miß Norton befinde, und von meiner Schwester, Miß Marie Windham, wie einem Diener begleitet werde. Ich sage noch hinzu, daß ich heute bereits das Ziel meiner Reise zu erreichen hoffte und nur durch das furchtbare Wetter und die aufgeloßten Wege, wie durch die gänzliche Erschöpfung meiner Reisebegleiterin gendthigt worden bin, hier Einkehr zu nehmen. Hoffentlich wird Ihre Wißbegierde sich durch diese Auskunft befriedigt finden, oder wünschen Sie noch fernere Fragen an mich zu richten?“

Der Lieutenant war, vielleicht um seinen Groll über die erlittene, vollkommene Niederlage zu verbergen, zu dem nächsten Tisch getreten, und schien dort für mehrere Minuten ausschließlich von dem Lesen und der aufmerksamen Prüfung des ihm eingehändigten Passirscheins in Anspruch genommen. Ein Drohblick von ihm hatte die schon erwachte Heiterkeit der Bürger in eng bemessenen Schranken zurückgewiesen. Schon mit dem vorigen Ausruf Lymrie's war übrigens von dem Bürgermeister in der Sorge um diesen seinen Schützling und noch mehr um den Ausgang des Unternehmens, zu welchem er sich augenblicklich mit dem Seemann verbündet befand, alles Mögliche geschehen, die empörten Leidenschaften zu beschwichtigen und den bedrohten Frieden wieder herzustellen.

Vielleicht würde ihm dieß dennoch aber nicht gelungen sein, wenn ihm nicht der Oberst Windham sowohl wie der Pfeifer zu Hülfe gekommen wären. Der Erstere hatte eine Ablenkung zu bewirken die Wirthin in Beschlag genommen, welcher er mit dem möglichsten Anschein der Unbelümmtheit für sein Nachsetzen und die Sorge um Mann und Roß seine Befehle erteilte, von dem Andern dagegen war Tom, wie um ihn zu überreden, Ruhe zu halten, zur Seite gezogen worden.

„Du hast mir über Deine Vorbereitungen noch nicht berichtet,“ flüsterte er jenem zu. „Schnell theile mir das Nöthige mit. Ist Alles sicher? Und wo liegt die Barke?“

„Alles sicher und Alles vorbereitet,“ versetzte der Seemann. „Ich denke, Tim Neil, Du solltest mich genug kennen, um zu wissen, daß wenn ich einmal eine Sache übernommen habe, ich sie auch auszuführen weiß. Meine Barke hat, vollkommen segelfertig, unter dem Bodmansessel in der Archibutecht Anker geworfen. Obgleich keine Viertelstunde von der Stadt entfernt, würde sie in diesem losbaren Versteck der alte Koll, der Oliver Cromwell in Person, mit all' seinen schuftigen Nothböden dort selbst am hellen Tage nicht aufzufinden vermögen. Von neun Uhr ab aber harret die Schaluppe an der äußeren Hafentrümmung, gleich unter der

Ausladestelle vor Freemans-Hause, also keine fünfhundert Schritt von hier, um Deinen Nachling an Bord überzuführen. Stern und Anker sind das Lösungswort. Du kennst ja meine Anhänglichkeit an dieß mein altes Wirthshauszeichen und noch mehr an das niedliche Weibchen, welcher das Schild und Haus zu eigen gehört.“

Der Pfeifer schien die letzte Bemerkung ganz überhört zu haben. „Wohlan,“ bestimmte er nach einem augenblicklichen Nachdenken, „es muß nahe an zehn Uhr sein, und spätestens binnen einer Viertel- oder halben Stunde werden die Gäste von hier nach Haus aufbrechen. Mache Du Dich dann zugleich mit nach Deinem Schiff hinüber, und sobald die Dragoner ihre Schlafstellen aufgesucht haben, werde ich meinen Mann an Deine Schaluppe abliefern.“

„Ich weiche nicht eher von der Stelle, bis dieser verdammte alte Schleicher, der Niels Dennison, der Bürgermeister, ebenfalls von hier aufgebrochen ist,“ weigerte sich Tom. „Solltest Du es meinen, Tim, dieser schieläugige, krummbeinige Schuft hat seine Augen auf die Bethy Bradlam geworfen. Da, sieh' nur, wie er ihr wieder nachstiert. Nun und nimmer will und werde ich ihm freies Feld bei ihr lassen.“

„Wetter nicht noch 'mal, Tom, wie Du Dich selbst herabsiehst,“ spottete der Pfeifer, „einen Nebenbuhler, wie den da, zu fürchten. Wenn's noch um einen Burtschen, wie mich wäre, daß Du nicht weichen wolltest, so würde ich das allenfalls begreiflich finden, indeß, um eines solchen elenden Knirps willen — Pah! glaube mir, da ist die Bethy doch ein viel zu geschiedtes Weibchen, als daß Dir dieser alte Gauner und Deutelschneider mit seinem Aschermittwochsgesicht jemals gefährlich zu werden vermöchte.“

„Doch, noch eins,“ unterbrach er sich, „sage mir, Tom, geht der Oberst da, oder was er sein will, etwa ebenfalls auf Deine Rechnung?“

Ueber die beiläufig an den Seemann gerichtete Frage war: n dem Pfeifer der verdachtvolle Seitenblick und das finstere Stirnrunzeln ganz entgangen, welche sein voriger unbedachter Scherz bei demselben hervorgerufen hatte.

„Wie meinst Du das?“ richtete Tom die mißmuthige Gegenfrage an ihn.

„Nun, ich meine, ob er Dich etwa gleicherweise gebunden hat, ihn oder einen von seiner Partie nach Frankreich überzuführen? Denn wenn auch seine Papiere stimmen mögen, richtig scheint es mir mit dem doch keinesfalls zu sein.“

„Nein,“ versetzte der Schiffer mit einem gleichgültigen Blick auf den Fremden, „ich kenne den Mann nicht und habe nichts mit ihm zu schaffen.“

„Doch erinnerte er sich, was Deinen Verdacht angeht, so magst Du damit nichtsdestoweniger das Schwarze getroffen haben. Eben fällt mir ein, daß der John Brown, welcher mit seiner Barke ebenfalls heute Nacht in See stechen wollte, wiederholt den Wind gegen mich hat fallen lassen, daß er diesmal neben seiner Ladung auch noch eine lebendige Fracht nach Frankreich überzuführen beabsichtige und daß dieß ein genug rentables Geschäft wäre, um von keinem rechtschaffenen Schmuggler-Kapitän von der Hand gewiesen zu werden. Uebrigens hatte er sich für heute Abend noch mit mir hier zusammenzutreffen verabredet, doch ist er nicht gekommen und — Aber hat der Schuft, der Bürgermeister, denn vorhin nicht gegen mich damit geprahlt, daß von ihm, um mir freien Paß zu schaffen, der John Brown den Nothböden geliefert worden sei. Mord und Tod! Wenn das wäre, so könnte der John in mir am Ende gar seinen Verräther muthmaßen, und in der That, ich glaube, gegen den Niels Dennison nicht vorsichtig genug gewesen zu sein.“

„Im!“ äußerte der Pfeifer, „wenn das Schiff den rundköpfigen Schelmen zur guten Brise geworden ist, so wäre es im Grunde um so mehr Christenpflicht, dem Herrn da einen Wind davon zukommen zu lassen, als sich der Bürgermeister eben an ihn geneßelt hat und eine einzige unbedachte Aeußerung oder Frage des Herrn ihn bedingungslos diesem Schelmen anheim geben würde. Allein für mich und Dich wäre das Wagniß zu groß, hier offen einzutreten. Doch da kommt eben die Frau Bethy Bradlam mit seinem Esfen. An die will ich mich wenden, den Fremden zu warnen,

und sie ist ganz die Frau, das auf sich zu nehmen. Im Uebrigen aber, Tom, bleibt Alles zwischen uns bei der getroffenen Verabredung. In spätestens einer halben Stunde brichst Du mit den Andern auf, und ich folge Dir, sobald ich mit einiger Sicherheit das Haus zu verlassen vermag."

In der That war der Bürgermeister, noch während der Lieutenant sich mit der Prüfung des ihm eingehändigten Erlaubnißscheins beschäftigte, zu dem Obersten Windham getreten, um diesen auf Grund seiner früheren Bekanntschaft zu begrüßen. Auch judte bei dieser unerwarteten Begegnung ein Hoffnungschimmer in den Augen des Letzteren, und schwebte ihm eine Frage der Entfaltung offenbar schon auf den Lippen; die Dazwischentunft der Wirthin, welche den Tisch zu seiner Abendmahlzeit in Bereitschaft setzte, und eine natürliche Vorsicht ließen ihn damit jedoch noch zurückhalten. Von dem Pfeifer war die Frau Bethy Bradlam auf dem Rückwege in die Küche angehalten worden, und Beide küßten eifrig mit einander. Das freundliche Lachen der Wirthin und das willige Ohr, das sie den an sie gerichteten Äußerungen des Pfeifers lieh, hielten Tom Lymrie noch auf derselben Stelle gefesselt, und die wüthendste Eifersucht sprach aus seinen Blicken.

"Verdammt will ich sein," murmelte er zwischen den Zähnen, "wenn ich eher von hier aufbreche, bis ich mir Gewißheit verschafft habe, wie ich mit ihm daran bin! Und in der That, ich entfinne mich, ging denn nicht schon damals, gleich nach dem Tode des ersten Mannes der Bradlam, das Gerücht, daß sie und der Pfeifer ein Paar werden würden?"

Auch die sorgsamste Forschung hatte dem Lieutenant keine Gelegenheit geboten, den in bester Form ausgestellten Geleitschein zu bemängeln, denselben mit einer kurzen Anerkennung seiner Nichtigkeit dem Obersten wieder zustellend, war er zu seinem vorigen Plage zurückgekehrt. Ein Wink von ihm beschied dort den Korporal an seine Seite, dem er in einem leisen Geflüster seine Befehle erteilte. Der Wunsch, sich von den ferneren Absichten des Offiziers zu vergewissern, ließ den Bürgermeister sich beeilen, sein ohnehin nach der ersten gegenseitigen Begrüßung sehr einspölbiges Gespräch mit dem Obersten abzubringen und an die Seite des Ersteren zurückzukehren. Von der Wirthin war seine Entfernung benutzt worden, jenem die ihr von dem Pfeifer aufgetragene Mittheilung und Warnung zuzufächeln.

Von den Bürgern endlich standen nach dem Abschluß der vorigen Unterbrechung ihres Gelages die meisten jetzt im Begriff, nach Hause aufzubrechen und nur einige wenige hatten zu einem lebhaft geführten, halblauten Meinungsaustrausch noch einmal an dem Tische Platz genommen. Der zu demselben zurückgekehrte Pfeifer zeigte sich unter dem Vorwande der Müdigkeit geschäftig, durch seine gelegentlich eingeworfenen Scherze auch diese zum Ausbruch anzutreiben. Tom Lymrie wirkte ihm hierin jedoch entgegen, indem er, um damit zugleich für sich selber einen Vorwand zu einem längeren Bleiben zu gewinnen, versuchte, durch die eifrige Betheiligung an ihrem Gespräch und die oft wiederholte Aufforderung zum Trinken wenigstens die Eifrigsten beim Becher festzuhalten.

III.

Der Pfeifer und die Wirthin waren im fröhlichen Geplauder durch die auf den dunklen Hausschlur führende Thür in die Küche getreten. Eine Thür führte aus derselben nach links durch den Schenkeverschlag in die große Gaststube, eine andere kleinere Thür befand sich der zum Flur gerade gegenüber. Ein ungeheurer Raminmantel nahm über dem nicht minder großen Herde beinahe den ganzen Raum zwischen den beiden Thüren ein.

Der Erstere hatte unter dem Eintreten seinen Arm um die Taille der Frau zu legen versucht. "Nichts da!" wehrte diese mit einer raschen Bewegung seinem Kühnen unterfangen. "Was in aller Welt, Tim Neil, hat doch Eure Hand an meiner Hüfte zu schaffen. Seht doch, nachdem Ihr Euch, wer weiß wie viele Monate, nicht in meinem Hause habt bliden lassen, stände es mir gerade an, mich von Eurem Arme umfassen zu lassen."

"Und gerade, weil ich so lange mich hier zu zeigen verhindert gewesen bin," lachte der Pfeifer, "drängt es mich, das Veräumte wieder einzubringen. Weiß Gott! Frau Bethy Bradlam, ich wünschte mir nichts lieber, als Euch immer in meinen Armen zu halten."

"Nurum Larum!" spottete die Frau. "Als ob man Euch nicht besser kannte. Die Worte sind wohlfeil, meinte der Fuchs, als er die Gans zu berücken suchte. Ihr wäret mir auch der Mann, dem ich trauen möchte. Was aber die Entschuldigung Eures langen Ausbleibens betrifft, so konnte sie nicht schwächer sein. Wer zwingt Euch denn stets mit dem Geseß und den Küstenwächtern auf gespanntem Fuße zu leben? Uebrigens ist bei dem letzten Fall, auf welchen Ihr anspielt und wegen dessen Ihr unsere Stadt so lange gemieden haben wollt, auch nicht der Schatten eines Verdachts auf Euch gefallen. Allein ich sage Euch, denkt an mich, Euer Herumstreifen und dieß ewige Zusammensteden mit allen Schmugglern und Paskhern im Lande wird Euch schließlich doch noch einmal Unglück bringen."

"Nun denn, thut ein gutes Werk an mir," beeilte sich der Spielmann mit einem halben Scherze einzuwerfen. "Knüpft Euer Schicksal an das meine, Frau Bethy Bradlam. Ein Weibchen, wie Ihr, würde für mich sicher das beste Mittel sein, mir das Herumstreifen abzugewöhnen, und ich stehe Euch dafür, daß Ihr einen Mann ganz nach Eurer Wahl noch dabei mit in den Kauf genommen haben werdet."

"Seh' mir doch Einer!" versetzte die Frau mit Lachen. "Eure Blödigkeit, Tim Neil, wird sicher nicht die Ursache sein, wegen der Ihr es zu nichts bringen solltet. Allein wißt Ihr, ich möchte, bevor ich mich auf Eure Freierwerbung erkläre, doch lieber Eure Vessierung erst abwarten. Ich habe an meiner ersten Wittwenschaft gerade genug und werde mich hüten, einen Mann zu nehmen, von dem ich bei seiner unstäten Beweglichkeit immer fürchten müßte, daß er einmal an irgend einem schönen Galgen hängen bliebe. Denn Euer heutiges Eintreffen hier hat doch auch wieder seine besondere Bewandniß, und der junge Mensch da innen in der Kammer sieht mir nach ganz etwas Anderem aus, als daß er sich Euch als Euren Paktträger verbunden haben sollte. Ich glaube in der That, daß Ihr Euch über das einfache Schmuggelgeschäft hinaus schon bis zu dem Forthehlen der lebendigen Contrebande, der von dem Unglückschlagfeld der Worcester, aufgeschwungen habt, und darauf steht der Strid, wenn Ihr das etwa noch nicht erfahren haben solltet."

"Pst! nicht so laut," legte der Pfeifer, mit einem vorsichtigen Blick in die Runde, den Finger an die Lippen. "Da innen sitzen welche, die schon auf ein einziges Wort des von Euch gegen mich ausgesprochenen Verdachts hin mir ein paar schlimme Viertelstunden bereiten möchten. Also dort," er zeigte auf die gegenüber befindliche Thür, "habt Ihr meinem Begleiter seine Schlafstelle angewiesen? Er wird doch noch darin sein?"

"Wie sollte er denn anders," versetzte die Wirthin. "Zur größeren Vorsicht und um neugierige Blicke abzuhalten, habe ich lieber hinter ihm die Thüre abgeschlossen und den Schlüssel zu mir gesteckt. Da öffnet selbst und überzeugt Euch." Sie reichte ihm einen aus ihrer Gürteltasche genommenen Schlüssel.

"Wie schade, Frau Bethy Bradlam, daß Ihr mich nicht zu Eurem Manne haben möget," äußerte der Pfeifer, in den vorigen, halb ernst gemeinten, halb scherzhaft gehaltenen Ton zurückfallend. "Ich behaupte und will es vor jeder Jury beeiden, es gibt in ganz England keine geschicktere Frau, als Ihr seid. Uebrigens aber bleibe ich dabei, daß wir Beide doch noch ein Paar werden müssen."

"Heda, Wein her! Frau Wirthin! Wo steht denn die Wirthin?" tobte aus dem Gastzimmer Tom Lymrie's Stimme.

"Will denn dieser widerwärtige Mensch heute nicht einmal aufbrechen!" murrte die über die unwillkommene Störung erzürnte Wirthin.

Bereits war indeß der Ruf Tom's von anderen Stimmen aufgenommen worden und in ihrem dadurch entflammten Aerger, wie um eine Ueberraschung zu verhüten, rief die Frau durch die von ihr aufgestellte Thür des Schenkeverschlags: "Was soll der unsinnige Lärm bedeuten? Es ist lange zehn Uhr vorüber, und ihr habt Alle längst mehr getrunken, als euch gut ist. Pacht euch fort!"

Die auf einen Stuhl hinter dem Schenktisch mit dem Kinde im Arm vom Schlaf bewältigte Wirthin war ihr in die Augen gefallen, "Jane!" sagte sie unter dem lauten und stürmischen Protest der

Gäste wider die von ihr getroffene Bestimmung zu dem Mädchen gewendet hinzu: „Jane! Gott bewahre mich! Ich glaube gar, die faule Dirne vermag bei diesem Hölleulärm noch zu schlafen. Soll ich Dir etwa Beine machen? Gleich ziehe das Kind aus, um es endlich zu Bett zu bringen.“ Krachend hatte sie die Thür hinter sich in's Schloß geworfen.

Von dem Pfeifer war währenddessen die Thür mit dem ihm eingehändigten Schlüssel geöffnet worden, doch die anstoßende dunkle Kammer zeigte sich leer, und das eine darin befindliche Fenster stand geöffnet.

Ein heftiger Schreden spiegelte sich in dem Gesicht des Mannes. „Er ist nicht darin! Himmel! wenn der Unbesonnene sich den Kerlen da innen so selber in die Hände lieferte,“ richtete er in der ersten Bestürzung den Ausruf an die wieder zu ihm getretene Wirthin.

„Also doch!“ zürnte die Frau. „Indeß ich wußte es ja, daß es mit dem da innen wieder seine ganz besonders gefährliche Verwandniß haben würde. Tim Neil, ich sage Euch, denkt an mich, es endet nicht gut mit Euch. Und sowohl vor der Vorderthür des Hauses, wie hinten vor der Gartenpforte befindet sich ein Posten der Nothröde, wenn der Fremde von denen angehalten werden sollte, dürfte es sich schon heute bei Euch um Hals und Kragen handeln.“

„Ihr habt recht wie immer, ganz recht,“ stimmte ihr der Pfeifer kleinlaut bei. „Aber um Gott! Wo kann er hin gekommen sein?“

„Keiner rührt sich von der Stelle!“ hörte man Tom aus dem Gastzimmer rufen. „Was schiert uns die späte Stunde! Für unser gutes Geld werden wir in einem Wirthshause wohl noch beanspruchen dürfen bedient zu werden.“

„Hat denn dieser Hans Vollzapf es darauf abgesehen, mich heute zu einem Neuesten zu treiben!“ flammte die Wirthin auf. „Aber einen Moment nur, und ich denke ihm für immer die Wege zu weisen. Indeß wartet doch, Tim Neil, da fällt mir ein, der junge Mann, Euer Begleiter, hat sich vorhin bei mir nach der fremden Dame im ersten Stock erkundigt, vielleicht daß er die Treppe hinaufgestiegen ist.“

Der Pfeifer war mit drei Sprüngen die Treppe hinaufgeeil. Nur ein schmaler Lichtstreifen fiel durch die hinter ihm geöffnet gebliebene Kuchenthür auf den dunklen Flur des Hauses, auf dem Korridor im Oberstod dagegen gewährte nur ein einziges, nach dem Hofraum gelegenes Fenster eine schwache Beleuchtung, welche bei dem, wenn möglich noch gesteigerten Unwetter außen kaum hinreichte, den Gang selbst und eine dem Fenster in der Rückwand des Hauses beinahe unmittelbar gegenüber gelegene Thür nothdürftig zu unterscheiden.

Durch die Eile seiner Bewegung war deshalb auch der Spielmann oben am Ausgang der Treppe mit einer dort stehenden Person heftig zusammengetroffen, welche eben jene Thür in Obacht genommen zu haben schien.

„Wo ist der Pfeifer?“ lärmte aus dem Gastzimmer Tom's Stimme. „Holla! Hat keiner den Pfeifer gesehen?“

„Seid Ihr's, Mynlord John?“ hatte oben auf dem Korridor Tim Neil die halblaute Frage an denjenigen gerichtet, mit dem er zusammengestoßen war, „doch was thut Ihr hier? Schnell kommt mit hinunter.“

„Laßt mich!“ wehrte ihm der Angeredete. „Ha, wenn Ihr wüßtet — Hier, hier auf der Stelle muß mein Schicksal sich entscheiden!“

„Gott sei uns gnädig! was ist denn geschehen?“ richtete der Spielmann in seinem ungemeinen Erstaunen die Frage an ihn, „Ihr seid ja ganz außer Euch.“

„Und vermag ich anders!“ war ihm der Andere im heftigsten Affekt in's Wort gefallen. „Wißt Ihr, wer die Dame ist, welche sich dort in jenem Zimmer befindet? — Die Falsche, die Treulose war meine Brant. Seit Jahren habe ich durch alle die Gefahren des Bürgerkrieges in Noth und Verbannung ihr Bild treu und wahr im Herzen getragen. Hunderttausendmal in jenen fernen glücklichen Tagen, wo ich sie in York am Hofe König Karl's I. als eine der Ehrenfräulein seiner Gemahlin kennen lernte, hat sie mir die Ewigkeit ihrer Reizung und unverbrüchliche Treue geschworen und

jetzt — jetzt begreift doch, Tim, überzeuge ich mich, von ihr schmäzlich getäuscht, betrogen zu sein. Seit einer ewigen halben Stunde schon weilt ein Mann da bei ihr in ihrem Zimmer und eben ist auch ein Cavalier, mit welchem sie zuvor hier abgestiegen, bei ihr eingetreten.“

Die Ragd war unten, das Kind auf dem Arm und einen Leuchter in der Hand, aus der Thür des Gastzimmers auf den Flur hinaus getreten und: „Tim Neil!“ hallte der Ruf Tom's durch das Haus, dessen durch das lange Ausbleiben des Pfeifers neu entflammte Eifersucht ihn dem Mädchen nachgeführt hatte.

„Nun, Tom Lumric,“ war ihm von der Küche aus die Wirthin entgegengetreten, „zum letzten Mal sage ich Euch, packt Euch fort aus meinem Hause. Ich will und werde solche Nachschwärmer und Unruhestifter, wie Ihr seid, nicht länger bei mir dulden. Wollt Ihr nun freiwillig gehen, oder soll ich die Nothröde zu meinem Schutze anrufen?“

„Wo steht der Pfeifer?“ hatte ihr statt jeder anderen Antwort der durch ihre Drohung nur noch mehr gereizte Seemann entgegengerufen.

Durch die geöffnete Kuchenthür war ein neuer Lichtglanz auf den Flur gefallen und der Lichtschimmer von dort reichte bis zu den obersten Treppentritten. Von dem Pfeifer war, um einer Entdeckung vorzubeugen, der junge Mann nach rechts in den Korridor zurückgezogen worden. Mehrere Thüren waren zu beiden Seiten desselben bei der augenblicklich helleren Beleuchtung sichtbar geworden.

Zugleich öffnete sich die Thür, welche der Begleiter des Pfeifers bisher in Obacht gehalten hatte und bei dem hellen Lichtglanz aus dem von ihm noch offen gehaltenen Zimmer erschien ein junger Mann auf der Schwelle desselben.

„Wah!“ flüsterte der Pfeifer seinem Begleiter zu, „der schmächtige, schwarzhaarige Dursche dort trägt ja einen Bedientenrod. Da scheinen mir Euer Lordschast einmal schon wieder über das Ziel hinaus geschossen zu haben. Was aber den Cavalier betrifft, so ist er der Oberst Windham, und die Dame ist von ihm vorhin gegen den rothröthigen Schelm, den Lieutenant da unten, für seine Schwester Miß Jane Windham ausgegeben worden.“

„Wenn das ist, so dürfen wir unbedingt den Anbruch des Tages hier nicht abwarten,“ hatte sich der junge Mann unter der Thür in das Zimmer zurückgewendet. „Noch aber steht und jedenfalls der Austritt offen, und ich eile, Alles zu unserem Aufbruch vorzubereiten.“

„Meine Unbesonnenheit!“ versuchte der ebenfalls unter die Thür getretene Oberst, ihn zurückzuhalten.

„Was willst Du thun, Bruder,“ wehrte die junge Dame der Absicht des Letzteren jenem nachzueilen. „Wenn wirklich der puritanische Offizier dieser Paul Ragn, der Sohn unseres ehemaligen Waldhüters ist, so bleibt sicher keine Minute zu verlieren, und seiner Gewalt zu entziehen. Denke daran, welcher Behandlung er von Dir aus den vielleicht doch nur unbegründeten Verdacht unterworfen worden ist, seine Blide auf mich gerichtet zu haben. Nie kann und wird dieser künftige und rachsüchtige Mensch Dir die Peitschenhiebe und Fußtritte verzeihen, mit welchen Du ihn bei seinem damaligen unsinnigen Beginnen gegen mich zu meinen Füßen niedergeworfen hast. Und wenn Du die Gewissheit zu haben meinst, daß das von Dir gemietete Fahrzeug bereits losfährt worden ist, so muß das helle Tageslicht unvermeidlich unsere Entdeckung herbeiführen. Herr, Du mein Gott!“

Der Begleiter des Pfeifers war aus seinem Versteck wider die Weiden vorgetreten. Alle diese verschiedenen Vorgänge sowohl im Ober- wie im Unterstod des Hauses und nicht minder die späteren Vorgänge blieben übrigens der Zeit nach kaum von einander zu unterscheiden.

Der Regen blühte mit dem Ausruf seiner Schwester in der Faust des Obersten. „Wir sind belauscht worden,“ murmelte er. „So...“

„Halten Sie ein, Herr Oberst!“ rief ihm Jener zu.

„Robert! mein Robert!“ Die junge Dame hatte sich auf den Laut der Stimme des Fremden, Alles um sich her vergessend, demselben in die Arme geworfen.

Ihr Bruder stand, die Spitze seiner Klinge zur Erde gesenkt, wie erstarrt vor Erstaunen.



Der Oberst hatte einen furchtbaren Fluch ausgestoßen. Die Blide des jungen Lord schienen bei dem Klang der Stimme des Bedienten die augenblicklich wieder beinahe völlige Dunkelheit durchdringen zu wollen. „Es ist der König! Nette den König!“ war von Miß Marie seiner Unschlüssigkeit ein Ende gemacht worden.

„Mein König, Sie hier!“ rief der junge Kavaliere.

„Wie denn! Was Nischchen! Die Stimme sollte ich kennen,“ lehrte sich der junge Mann in Bediententracht zu demselben. „Lord Hamilton, sind Sie es?“ Allen hier oben war es entgangen, daß die über den unten eingetretenen Zwischenfall von der Magd unbeaufsichtigt gebliebene kleine Tochter der Wirthin sich in ihrem Schrecken vor dem so plötzlich ausgebrochenen Lärm die Treppe hinaufgeflüchtet hatte und hier in einer dunklen Ecke niedergelauert Zeuge des letzten Vorgangs geworden war. (fortf. folgt.)

Charles Gounod.

(Bild S. 337.)

Es war im Frühling des Jahres 1859, als ein bis dahin wenig gekannter Komponist sich mit dem Erfolge eines Abends in die Reihe der größten musikalischen Dichter stellte und nicht nur von der eigenen Nation, sondern auch von den beiden andern musikalischen Großmächten, nicht nur von Frankreich, sondern auch von Deutschland und Italien als souveräner Komponist anerkannt wurde. Dieser Künstler hieß Charles François Gounod und seine Oper *Margarethe*, eine musikalische Umschreibung unseres deutschen Faust. Gounod feierte seinen großen Triumph bereits im Mannesalter, denn er ist am 17. Juni 1818 geboren. Seine musikalische Erziehung erhielt er in seiner Vaterstadt Paris, wo er am Conservatorium vornehmlich durch Reicha, Lesueur und Halévy in der Komposition unterrichtet wurde. 1839 erhielt er den großen Kompositionspreis, vermöge dessen er als Stipendiat der Regierung nach Rom ging, wo er sich eifrig mit dem Studium der alten italienischen Kirchenmusik beschäftigte, und seine Vorliebe für diesen Zweig der Kunst ließ ihn sogar daran denken, sich ganz der Kirche zu weihen, weshalb er in ein Priesterseminar trat. Er lehrte jedoch 1843 nach Paris zurück und war sechs Jahre Musikdirektor an der Kapelle der fremden Missionen. Kurze Zeit weilte er auch in Wien, ausschließlich mit Kirchenmusik beschäftigt, und machte sich durch mehrere Kompositionen in diesem Zweig einen geachteten Namen. Vorzüglich hatte eine Messe, welche 1849 bei St. Eustache gesungen wurde, großen Erfolg. Plötzlich aber wandte er sich der weltlichen Musik, der Oper zu, und Pauline Viardot bahnte ihm den Weg zur „großen Oper“ in Paris. Sein erstes Werk „*Sappho*“, das 1851 auf jenen Brettern erschien, brachte ihm wenig Lorbeeren. Seine zweite Komposition lehnte sich an Bonfard's Tragödie *Ulysses* (1852), zu der er die Chöre schrieb. Auch seine Nonne sanglante (1854) und *le Médecin malgré lui* wollten nicht ansprechen, namentlich war letztere Oper ein verfehlter Versuch auf dem komischen Boden. Aber, wie Gumprecht richtig sagt: solche, deren geistiger Wuchs nicht bis zur Höhe des eigentlichen Genies reicht, pflegen oft in einem einzigen Werke niederyulegen, was ihr Wesen an künstlerischem Gehalt birgt. Von ihren übrigen Schöpfungen stellen sich dann die einen nur als Vorbereitungen zu jener höchsten That dar, während die andern in allmählig hinabgleitendem Decrescendo vom Gipfel zum Thale fahren. So nahezu auch bei Gounod: während er bislang nur sich zum succès d'estime emporringen konnte, stand er mit seiner *Margarethe* wie mit einem Würfensprung auf der Höhe. Das Ansehen, das seine Librettisten bei unserm deutschen Dichterkürsten gemacht, rief die äußerste Enttäuschung bei unsern poetischen Börsemännern hervor und wollte man schon darum die Musik Anfangs nicht mal al pari annehmen, obgleich man sie später gerne noch mit *Agio* bezahlte. Die Komposition machte nicht nur auf der französischen Bühne, sondern auch auf der deutschen im vollsten Sinne des Wortes Furore. Und wenn dem Komponisten bei den Puristen und Deutschhümeln die Entlehnung des deutschen Buches schadete, so leistete ihm gerade das beim großen Publikum Vorschub, das hier schon Bekanntes und Vertrautes vorfand und sich so leichter hineinfand. Und das Buch nicht bloß bot ihm Vertrautes und Bekanntes, auch in der

Musik fand man sich leicht heimisch. Das waren ja fast deutsche Klänge. Spohr, Weber, Schubert, Mendelssohn, Schumann und Wagner hatten Gounod's Phantasie Wege und Ziele gezeigt. Wir dürften uns dieses internationalen Verhältnisses freuen, statt zu großen. Gounod ist freilich nicht durch und durch deutsch, aber es ist doch ein gutes Stück deutsches Wesen in ihm, nur neigt es mehr auf die schwärmerisch weiche, als die heroisch kräftige Seite. Ueberall greift der elegische Ton durch, und hier ist er ein bereicher Dolmetscher unseres Herzens, vor Allem des weiblichen Herzens, dem er darum auch seine schönsten Melodien geliebt. Keineswegs wollen wir leugnen, daß er, der in französischer, nicht in deutscher Luft lebt, von ersterer nicht ebenfalls imprägnirt ist, aber er ist es nicht so, daß wir darob die schönen, deutsch anmuthenden Seiten seiner Komposition nicht zur vollen Anerkennung kommen lassen sollten. Weht auch ein oppigerer Hauch durch seine Kompositionen, in einzelnen Momenten erhebt er sich immer wieder zu männlicher Schönheit. *Margarethe* hatte nicht nur einen kolossalen durchschlagenden, sondern auch einen dauernden Erfolg; die Oper wird sich auf dem Repertoire erhalten. Seit 1860 sind jedoch mehrere Arbeiten von ihm auf den Brettern erschienen, an welchen sich obiger Ausspruch Gumprecht's bewahrheitete. La Colombe, die Königin von Saba und *Miraille* blieben ohne Wirkung. Die Königin von Saba schritt über eine einzige deutsche Bühne. Da plötzlich tritt Gounod mit seiner neuen Oper *Romeo und Julie* wieder vor die Rampe, kurz vor der Weltausstellung, und die Besucher des Völkermarkts an der Seine tragen auf's Neue seinen Namen durch alle Welt; aber die Oper, die auch in Deutschland sich rasch Bahn gebrochen, hat dem Enthusiasmus für den Komponisten eher einen Dämpfer aufgesetzt, als ihn gesteigert. Das Raffinement französischer Kompositionsweise, der Mangel an schöpferischer Kraft, das Schielen nach allen Richtungen macht sich hier in einer Art bemerklich, daß darüber das wahrhaft Schöne, wahrhaft Poetische, wie es auch hier nicht daran mangelt, übersehen wird und Charakterlosigkeit und Trivialität ihm nicht ohne Verächtung vorgeworfen wird. Gounod hat in Wien seine Oper selbst dirigirt und hier die größten Huldigungen entgegengenommen, von denen ein großer Theil auf Rechnung seiner *Margarethe* zu setzen sein dürfte, dessen reizende Melodien unvergänglich in allen Herzen nachklingen.

Deutsche Lieder mit Illustrationen.

Die drei Gefellen.

Von

Fr. Rückert.

(Bild S. 341.)

Es waren drei Gefellen,
Die stritten widerm Feind
Und thaten stets sich stellen
In jedem Kampf vereint.
Der Ein' ein Oesterreicher,
Der Andre ein Preusse hieß,
Davon sein Land mit gleicher
Gewalt ein jeder pries;
Woher war denn der Dritte?
Nicht her von Oesterreichs Flur,
Auch nicht von Preußens Sitte,
Von Deutschland war er nur!

Und als die Drei einst wieder
Standen im Kampf vereint,
Da warf in ihre Glieder
Kartätschensaat der Feind,
Da fielen alle Dreie
Auf einen Schlag zugleich;
Der Eine rief mit Schreie:
„Doch lebe Oesterreich!“
Der Andre, sich aufstehend,
Rief: „Preußen lebe hoch!“
Der Dritte ruhig stehend,
Was rief der Dritte doch?

Er rief: „Deutschland soll leben!“
Da hörten es die Zwei,
Wie rechts und links daeben
Sie sanken nah dabei;
Da richteten im Sinken
Sich Beide nach ihm hin
Zur Rechten und zur Linken
Und lehnten sich an ihn.
Da rief der in der Mitten
Noch einmal: „Deutschland hoch!“
Und Beide mit dem Dritten
Riefen's, und lauter noch.

Da ging ein Todesengel
Im Kampfsrausch vorbei
Mit einem Palmzweig
Und liegen sah die Drei.
Er sah auf ihrem Munde
Die Spur des Wortes noch,
Wie sie im Todesbunde
Gerufen: „Deutschland hoch!“
Da schlug er seine Flügel
Um alle Drei zugleich,
Und trug zum höchsten Hügel
Sie auf in Gottes Reich.

Manin, der Diktator von Venedig.

Zwanzig Jahre zurück — welche Erinnerungen tauchen da auf, welche großen Thaten der Begeisterung, die heut verrauscht ist, und für welche die Jugend unserer Tage, in dem Materialismus des Zeitalters aufgegangen, kein Verständniß mehr zu haben scheint. Für Ideen zu leben, zu streiten, zu sterben — wie einfältig, kaum daß man sich dieß noch in einem Roman hin und wieder vorkellamiren läßt und darüber einschläft. Die Jugend von 1848, die war eine Jugend, die hatte Enthusiasmus, die sah auch Männer handeln, welche um stolzer Ideen willen sich selbst opferten, Familie, Vermögen und Vaterland hinzugeben bereit waren.

Zwanzig Jahre sind es nun gewesen, da wurde einer der italienischen Patrioten, ein Republikaner von Gesinnung, der venetianische Advokat, Daniele Manin, Tribun und Diktator der vierzehn Monat lebenden Republik Venedig . . .

Es war am 25. Februar 1848, als die Oesterreicher in Venedig das Ständrecht proklamirten. Am 16. März verbreitete sich dann die Nachricht von der wiener Revolution und bewirkte Volksdemonstrationen, die durch Truppenmacht nur theilweise unterdrückt werden konnten. Manin und Tommaseo, die populären Männer Venedigs, die geschworenen Feinde der Fremdherrschaft, waren schon seit dem Januar willkürlich in's Gefängniß gebracht worden. Jetzt verlangte das Volk deren Freilassung, und da diese nicht so gleich bewilligt ward, erklärte man das Gefängniß, in dem diese Häupter der Nationalpartei saßen, und trug sie im Triumph auf den Markusplatz. Seit diesem Tage nahm die Bewegung einen drohenden Charakter an, der in nichts durch die Nachricht von dem Sieg der wiener Revolution gemildert wurde. Am 21. März fand bereits ein Aufruf der Arsenalarbeiter statt; das italienische Militär weigerte sich, dem Kommando zu gehorchen und auf das Volk zu schießen; die Marine verwendete ohne Weiteres Schiffe und Material zur Vertheidigung der Lagunen und Kanäle.

Zugleich begab sich eine Deputation von Venetianern unter dem Robesta Correr zum Civilgouverneur, Grafen Balffy, von dem sie jedoch in so ungnädiger Weise empfangen wurde, daß die Deputation ihrerseits ebenfalls eine rücksichtslose Sprache annahm. Der Advokat Avefani erklärte rund heraus, die Hauptsache, um Venedig zu beruhigen, sei, daß das österreichische Regiment abdankte. Enttäuscht erklärte Balffy, daß er in solchem Falle die Verwaltung dem Militärgouverneur, Grafen Jichy, übergeben werde. Graf Jichy, der anwesend war, suchte zu beschwichtigen; aber Avefani erklärte, Nützigung sei unmöglich und schloß mit einer speziellen Aufstellung von Forderungen: „Erstens, die deutschen, oder überhaupt nicht italienischen Truppen ziehen ab, die italienischen bleiben.“ — „Unmöglich,“ rief General Jichy; „wir schlagen uns.“ — „Gut, wir schlagen uns,“ erwiderte Avefani, und machte Miene zu gehen. Abermals vom Grafen zurückgehalten und ermahnt, sich in seine Lage zu versehen, da es sich um seinen Kopf handle, wenn er in solches Verlangen willige, fügte Avefani hinzu: „In solchem entscheidenden Augenblicke steht Jedermanns Kopf auf dem Spiele. Man kann keine Befehle von Wien abwarten, denn schon zu viel Zeit ist verloren und jede Stunde, jede Minute kann die blutige Entscheidung bringen. Meine Forderung ist lakonisch gestellt, also muß es auch die Antwort sein.“ Darauf bewilligte Jichy den ersten Artikel. „Zweitens. Die Truppen ziehen unverweilt zu Wasser nach Triest.“ Abermals sträubte sich der General dagegen; dann genehmigte er auch dieß. „Drittens. Alle Kriegsmaterialien bleiben in Venedig.“ Bewilligt. „Viertens. Alle Kassen bleiben zurück.“ Auch dieß ward bewilligt; nur verstand sich Avefani dazu, den abziehenden Truppen einen dreimonatlichen Sold und die Uebersahrskosten zu bezahlen. Zuletzt forderte Avefani noch die beiden Gouverneure als Geiseln bis zur vollständigen Vollziehung des Vertrags. Graf Balffy protestirte dagegen, ebenso General Jichy, der versicherte, er würde so wie so erst zu allerletzt abreißen. Darauf ergriff Avefani die Hand Jichy's und sagte: „General, geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie zuletzt abreißen werden.“

Dieß Ehrenwort ward schriftlich gegeben.

Während im Regierungsgebäude diese Szene spielte, hatte Manin einen andern unblutigen Sieg erröchten. Mit einigen hundert Mann Bürgerwehr drang er in das Arsenal, nahm den Komman-

deur, Vize-Admiral Martini, gefangen, und setzte den Obersten Graziani an seine Stelle. Das Fort Marghera, übrigens in kläglichstem Zustande, wurde um dieselbe Zeit von Mestre durch einen Handstreich genommen, und in der folgenden Nacht die Besatzung in den übrigen Forts zur Kapitulation gezwungen. Auf dem Markusplatz begrüßte man alle diese Erfolge mit dem Ruf: „Es lebe die Republik!“

Mengaldo, Kommandant der venetianischen Bürgerwehr, wurde vorläufig mit der höchsten Gewalt betraut und dann eine provisorische Regierung gebildet, deren Präsident Manin war. Der Patriarch segnete die dreifarbige Fahne ein; Rovigo, Treviso und Udine schlossen sich der also wiedererstandenen Republik Venedig an.

Am 3. Juli trat die Nationalversammlung in Venedig zusammen. Sie beschloß mit 127 gegen 6 Stimmen, daß Venedig sammt der Lombardie und unter denselben Bedingungen, wie diese, mit den sardinischen Staaten verschmolzen werden solle, und Manin selbst sprach dafür. Da er aber zugleich, um unter keinem König dienen zu müssen, seine Stelle als Präsident niederlegte, fehlte es dem Ministerium an jedem Einfluß. Die Verwirrung der Zustände erhöhte sich nach den Niederlagen der Piemontesen bei Custoza außerordentlich, und es sah sichtlich nach Verzweiflung aus; als am 6. August, zu der Zeit, als Radeky wieder in Mailand einzog, die venetianische Regierung die Einverleibung Venedigs in Piemont bestätigte, und sardinische Kommissäre kamen, die Geschäfte zu leiten. Das Volk protestirte auch in tumultuösen Demonstrationen gegen das sardinische Regiment und rief nach Manin, der endlich kam, das Volk beruhigte und an Stelle der Kommissäre, die freiwillig ihr Amt wieder niederlegten, die Regierung übernahm. Die Nationalversammlung ernannte ihn darauf, nebst dem Contre-Admiral Graziani und dem Obersten Cavodalis zu Diktatoren, sich selbst aber erklärte sie für permanent und als höchste Regierungsgewalt.

Unter Dangen, Schwanen und Verwirrung vergingen mehrere Monate. Man berief eine neue Nationalversammlung, und diese ernannte eine Militärkommission unter Pepe's Vorsitz, die nun die Gewalt mit Manin theilte. Aber Hoffnung und Vertrauen sanken im Volke von Tag zu Tag; zudem wüthete die Cholera furchtbar und die Theuerung überstieg alles Maß. Die Belagerung von Seiten der Oesterreicher hatte ebenfalls begonnen, und schon fielen die Bomben in die Stadt, um den Schrecken der hungernden, von Seuchen dahingerafften Bevölkerung zu steigern. Eine ernstliche Vertheidigung war unmöglich. Es fehlte an Truppen und die Noth der vorhandenen war erbärmlich. Das Volk war durch das Elend zu einer vollständigen Apathie gelangt.

So erfolgte denn im Mai 1849 die Kapitulation unter günstigen Bedingungen; nur Manin mit neununddreißig Anderen wurde verbannt.

Nach Abschluß der Kapitulation bestanden die Truppen auf Auszahlung eines dreimonatlichen Soldes; aber in den Kassen war kein Geld. Alle Vorstellungen Manin's blieben fruchtlos; die Soldaten drohten sogar zu plündern. Da zog Manin seinen Degen, stellte sich an die Spitze einer Abtheilung Bürgerwehr-Offiziere und ging den Empörern muthig entgegen. Er entblühte seine Brust und rief ihnen zu: „Wenn ihr mein Blut wollt, so nehmt es!“

Dieß wirkte — Alle ergaben sich in ihr Schicksal.

Am 30. August, an einem prachtvollen Sommertag, wehte wieder die schwarzgelbe Fahne vom Markusthurm. Radeky hielt seinen Einzug in das wieder eroberte Venedig unter dem Klang der Mosen, dem Donner der Geschütze und dem Hurrah der Soldaten. Nur das Volk blieb stumm.

Zwanzig Jahre sind vorüber, seitdem Venedig sich selbstständig von Oesterreich loszureißen versuchte und als einverleibt in Italien erklärte. Jetzt ist, durch eine eigenthümliche Verkettung der Umstände, sein Wunsch erfüllt, und es gehört zum Einheitsstaat Italien. Jüngst zog an ihm die Leiche eines österreichischen Prinzen vorüber, der Statthalter des wiedereroberten Venedig gewesen und in Regio dann als ein Kaiser erdrossen worden war. Nun hat es die Gebeine seines letzten Tribunen empfangen, der als ein armer Hauslehrer im Exil zu Paris gestorben war, und mit ihm Weib und Kind.

Nur Armenlehrer.

Novelle von Marie v. Moskowsa.

(Fortsetzung.)

V.

Der Armenlehrer hatte zu Ehren des lieben Gastes den äußerst bescheidenen Hausrod abgelegt und den braunen Rod angezogen. Ein Protest dagegen half nichts. „Der Herr Doktor werden mir gestatten, daß ich thue, was sich ziemt,“ sagte er scherzend und doch mit Nachdruck. „Ich muß die Freude, die mich erfüllt, auch äußerlich kundgeben. Du, mein Herzensjunge, bist gottlob noch ganz der Alte, und der Himmel weiß, daß ich es gegen Dich gleichfalls bin. Aber deswegen schiedte es sich doch nicht, in Deiner Gegenwart den zerflühten Schlafrod anzubehalten; ich bin schon einmal so ein alter Bedant. — Es inkommodirt mich gar nicht — im Gegentheil, ich bin im Bratenrod stets feierlich gestimmt.“

Dann lautete er mit regem Antheil auf das, was sein Gast ihm erzählte. Von seinen Arbeiten und Plänen, von seinen Studien wie seiner Wirksamkeit als Gymnasiallehrer. Als wollten sie jedes Häkchen im Herzen seines Lieblingschülers durchbringen, jeden seiner Gedanken lesen, so hingien die Augen des alten Mannes an den Zügen des jungen. Mit Mühe nur verbarg er die Sorge, die allmählig in ihm aufstieg. Emil war schon seit längerer Zeit nicht so herzensfroh und stillbeglückt wie sonst. Ihn drückte oder schmerzte etwas. Aber darnach forschen mochte der Armenlehrer nicht. Wäre es durch Mittheilung zu lindern, so hätte der Doktor ohne Zweifel nicht geschwiegen. Gibt es doch auch Mäherlei, womit jeder in der Stille, in seinem eigenen Innern am Besten fertig wird; zumal bei gebildetem Geist und gebiegem Charakter.

Sie wurden auch oft unterbrochen. Bald kam ein Kind, das den Lehrer um einen Neujahrswunsch für die Großmutter bat, bald ein Vater, der ihn zu Rathe zog, ob er seinen Jungen wohl das Handwerk lernen lassen sollte, das diesem das liebste sei. Eine Frau klagte, daß ihr Mann sich „auf die faule Seite zu legen anfange“; der Herr Lehrer möge ihm doch in's Gewissen reden. Ein Mann dankte Herrn Morgenstern für das Wunder, das er an seiner Frau bewirkt; bisher leicht verdrießlich, mährisch und leischüchlig, sei sie wie umgewandelt nach seinem Zuspruch.

„Und wie das?“ fragte der Doktor, als der Arbeiter sich entfernt hatte.

„Auf die einfachste Weise. In ihrer Nachbarschaft war ein Mann gestorben. Da stellte ich ihr eindringlich vor, wie ihr zu Muth sein würde, läge ihr Mann auf der Bahre, wenn sie ihm das Leben unnütz durch ihren Murrstirn verbittert habe. Machte ihr auch begreiflich, daß eine zautschüchtige Frau den Mann gar leicht aus dem Hause und in die Scheule treibe, also schuld sei, wenn er läderlich werde. Sie ist nicht meine Schülerin; diese pflegen im Allgemeinen mir wenig Kummer zu machen — leben meist in glücklicher Ehe.“

„Natürlich!“ nickte der Andere. „Ich hörte einmal einen jungen Mann betheuern, daß er nie eine Frau nehmen werde, die nicht zu Ihnen in die Schule ging. Daß Herrschaften gern die Mädchen aus Ihrer Schule in Dienst nehmen, steht ebenso fest, wie daß Ihre Schüler als Lehrlinge oder Arbeiter sich des besten Rufes erfreuen.“

„Nur schade, daß ich für Dich keine Frau erziehen konnte!“

Der Scherz erregte offenbar keine angenehmen Empfindungen, obwohl die Dämmerung den Ausdruck seines Gesichtes verhüllte. Er machte eine rasche, fast abwehrende Bewegung. „Ich werde nicht heirathen, mein lieber, alter Freund! Wenigstens nicht so bald — habe an Anderes zu denken,“ setzte er hastig hinzu.

Der Armenlehrer räunte unter den Herrlichkeiten auf, welche die Herzen seiner Schüler erfreuen sollten.

„Und wer beschenkt Ihnen am Christabend?“

„Er blickte fast verwundert auf. „Die Freude der Andern ist mir die schönste Christbescherung.“

„Ich bin überzeugt, Sie haben wieder, wie sonst, Alles, was Sie irgend befehlen, für Andere bestimmt, vorausgabt; nicht bloß das Ueberflüssige, sondern auch das Nothwendige.“

„Aber das thut jeder in dieser Zeit für seine Familie. Da meine Schüler und deren Angehörige meine Familie sind —“

„Warum gestatten Sie mir nicht auch Beiträge dazu?“

„Dir? Das ist etwas ganz Anderes. Du hast ja nahe Verwandte, für die zu sorgen Deine Pflicht, die zu Weihnachten zu erfreuen Deine Freude ist. Wollte ich Deine Kasse für meine Armen in Anspruch nehmen, so müßtest Du Dich Entbehrungen aussetzen, die für mich passen, der nur Armenlehrer ist, Deiner Stellung in der Welt aber durchaus unangemessen wären. Kannst Du mit solchem Rod gehen, wie ich, oder kannst Du so einfach möbliert wohnen? Das Alles, was Dir nothwendig ist, zu erschwingen, kostet Dich genug Zeit und Kraft und Arbeit — wollte ich Dein Geld für meine Hilfsbedürftigen beanspruchen, Du müßtest noch manche Stunde mehr ein Tagelöhner mit dem Geiste sein. Und doch ist's so schon schade für jeden Augenblick, den Du Deinen Studien- und wissenschaftlichen Beschäftigungen entziehst. Diejenigen, welche Geld besitzen und der Welt eben weiter nichts zu geben haben, als Geld, sind freilich verpflichtet, dasselbe zur Linderung der Noth herzugeben. Du kannst Deinen Mitmenschen in anderer Weise nützen, mein Sohn.“

Voll der innigsten Verehrung erwiderte der junge Mann den Druck der dargebotenen Hand und zündete dann die Lampe an, schloß die Fensterläden. Derartige kleine Dienstleistungen hatte er als Knabe hier oft verrichtet und jedesmal, wenn er sich ihnen jetzt unterzog, trat die Erinnerung an die Vergangenheit und das, was er dem Armenlehrer schulde, mit erhöhter Lebendigkeit vor seine Seele. Morgenstern aber freute sich innig, daß sein Schüler noch, wie einst, heimlich sei in der bescheidenen Wohnung und nicht stolz geworden durch seine Erfolge.

„Warum haben Sie sich nicht verheirathet?“

Die rasche Frage schredte ihn fast aus seinem behaglichen Sinnen. „Früher dachte ich nicht daran — jetzt taucht die Frage immer wieder in mir auf. Bei Ihrem weichen, warmen Herzen, bei diesem innigen Verständniß für jedes menschliche Gefühl —“

Der Armenlehrer hatte seinen hölzernen Stuhl vom Tische nach dem Klavier umgedreht. Er intonirte in leisen Akkorden: „Es ist bestimmt in Gottes Rath, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden, ja scheiden.“

„In Gottes Rath? Manchmal auch wohl nur in dem der Menschen!“ Es war dem jungen Manne gegen seinen Willen entschlüpft.

Die Hände des Alten glitten von den Tasten — er wandte sich um, aufmerksam gemacht durch die eigenthümlich bittere Betonung. „Wie oft sind es bloße Menschenfahrungen, ist es Hochmuth oder Schwäche, was zwei Menschen trennt, die gleichsam für einander geschaffen waren!“

Bestimmend neigte der Andere den grauen Kopf. „Hochmuth oder Schwäche — ja. Und doch, wenn der Schmerz vorüber ist und das Leben auch zum großen Theil, wenn man zurückblickt und erwägt, wie man das und jenes geträumt und gehofft, und wie es so ganz anders geworden, als man träumte und hoffte, dann, mein Sohn, erkennt man schließlich doch, daß es nicht allein der Menschen Thorheit war, die es so und nicht anders sagte, sondern Gottes Rath. Nur muß nicht das Verschulden auf unserer Seite sein, nur dürfen wir das Leid nicht in schwacher Selbstverzärtelung Herr über uns werden lassen, bis es uns unfähig machte zur Erfüllung unserer Pflichten. Diese gibt Ersatz für Alles, selbst für das Scheiden vom Liebsten, was man hat, gibt den innern Frieden.“

Der junge Mann antwortete nicht, stützte den Kopf in die Hand. Der Ältere lehrte sich wieder zu dem alten, doch klangvollen Instrument. Seine kunstfertigen Hände entlockten ihm süße Akkorde. Sie schienen die Vergangenheit heraufzuzaubern, die Jugend und die Jugendliebe. Die Erinnerung trat so lebendig heran an seine Seele, daß dieser Ausdruck, der Ausdruck in bloßen Tönen, ihm nicht genügte, daß es ihn zu einer Aussprache drängte, zur Mittheilung an ein Menschenherz, das gewiß Theilnahme dafür besaß, ja wie ihn dünkten wollte, jetzt ein ganz besonderes Verständniß. Leiser und leiser wurden die Akkorde. In gedämpftem Ton begann er: „Es ist eine alte Geschichte, die ewig neu bleibt, die aber glücklicherweise das Herz nicht entzwei bricht, wie das alte Lied sagt. Wenigstens nicht, wenn es von Natur nicht etwa schon bedenkliche Risse und Sprünge hat — das Herz.“

Ein schüchternes Rothen unterbrach ihn.

Sein Gesellschafter blickte etwas unwillig auf bei der unwillkommenen Störung, er aber lächelte, rief freundlich, wie immer, sein „Herein“, obwohl mit einer Stimme, die vor Bewegung bebte.

Weder einer seiner kleinen Schüler noch erwachsenen Klienten trat ein, und der Doktor sprang überrascht vom Stuhl empor, zum Bestreben des Armenlehrers, der sich nicht erinnerte, die junge Dame zu kennen, die eben zögernd über seine Schwelle schritt.

„Fräulein Aurelie!“ rief der Doktor, auf sie zutretend.

Sein plötzlicher Anblick setzte sie in die lebhafteste Verwirrung. Dieselbe schien auf ihn überzugehen — einen Augenblick standen Beide einander stumm gegenüber.

Der Armenlehrer hatte sich erhoben, damit die wortlose Pause endend. So kurz diese Pause gewährt, sie hatte ihm einen tiefen Einblick in die obwaltenden Verhältnisse gegeben.

„Fräulein von Schaffer!“ sagte Doktor Ellern, das Fräulein vorstellend.

„Bitte um Entschuldigung — ich wußte nicht — ich wollte —“ stammelte das Fräulein. „Herrn Morgenstern einmal sprechen,“ fügte sie hinzu. „Da ich störe —“

„Gleichviel, was Sie hergeführt haben mag — seien Sie mir herzlich willkommen!“ Der Armenlehrer betrachtete mit Antheil das Gesicht, dessen er sich aus der Szene im Hause des Kommissionsraths nun doch, obgleich ziemlich unklar, entsann.

Emil griff nach seinem Hut.

Aurelie machte rasch eine abwehrende Bewegung. „O nicht doch — es sollte mir leid sein, Sie zu vertreiben. Ich — ich habe auch kein eigentliches, kein bestimmtes Anliegen an Ihren alten Freund, Herr Doktor, als das, ihn kennen zu lernen. Ich schickte darum Malchen Bubolz fort, die mich begleitet, als ich das Klavierpiel hörte, das ich nicht zu unterbrechen wagte.“ Sie sprach hastig und bot nun dem Armenlehrer die Hand. Ihr Blick glitt über das Gemach und da fand sie den besten Anknüpfungspunkt, um über die Feinlichkeit der ersten Einführung hinweg zu kommen. „Vielleicht kann ich Ihnen bei der Weihnachtsbescherung behülflich sein?“

In tiefer Erregung hielt Morgenstern ihre kleine Hand zwischen seinen beiden, blickte mit so herzlichem Antheil in ihr Gesicht, daß es sie in Verlegenheit setzte.

Der Doktor brachte einen Stuhl herbei.

Ehe sie ihn indeß einnehmen konnte, ward die Thür heftig aufgerissen — die Kommissionsrätthin stürzte fast herein.

„Hier also — o scharmant — allerliebste!“ Vergebens suchte sie ihre Aufregung niederzukämpfen oder doch unter stolzer Kälte zu verbergen. Die Begegnung mit dem Baron, der Gedanke, daß derselbe ihr folge, den Standal am Ende gar erfahre, beraubte sie aller Selbstbeherrschung und zum Theil selbst der Sprache. Der Stimme ihrer Tochter folgend, war sie bei dem raschen Eintritt aus der Dunkelheit draußen und im Flur so geblendet, daß sie zuerst die anwesenden Männer nicht erkannte. Jetzt haftete jedoch ihr Auge durchbohrend an Doktor Ellern. „Er also — er!“ schrie sie fast auf. Zum Schrecken ihrer Tochter, die unwillkürlich einen Schritt näher zum Doktor herantrat; zum Erstaunen des Lehrers, der sich weder die plötzliche Erscheinung der Dame, noch ihr Benehmen enträthseln konnte.

Die Dazwischentunft des Armenlehrers ließ sie verstummen. So sehr es stürmen mochte in seinem Innern — da er sie in so heftiger Erregung sah, war es nothwendig, selber desto ruhiger zu erscheinen.

„Gnädige Frau — welche Ueberraschung! Angenehme Ueberraschung!“ verbesserte er sich.

„Angenehme — Herr — Herr Armenlehrer!“ wiederholte es voll Hohn von ihren zuckenden Lippen, während die Augen zornsprühend von ihrer Tochter auf den jungen Mann schweiften.

Morgenstern begriff sie. Stolz erhob er den Kopf, hing ihren funkelnden Blick in seinem klaren, festen, baunte ihn gleichsam in denselben. „Gewiß, das Fräulein kommt eben, um mir freundlich einen Beitrag zur Versicherung für meine armen Kinder darzubieten. Sollte es mich nicht herzlich freuen, daß nicht nur das Fräulein kommt, sondern auch die gnädige Frau? Wahrscheinlich in derselben löblichen Absicht.“ Er sprach mit der Bestimmtheit, ja Ueberlegenheit der Wahrheit.

Dennoch schwebte eine spöttische Antwort auf ihrer Zunge, ver-

riethen ihre Züge, daß sie nicht zurückgelommen sei von ihrem Verdacht. Warum auch? War's nicht natürlich, daß dieser Mann sich an ihr rächte, indem er die Hand dazu bot, ihre Tochter in ein ihrer unwürdiges Verhältniß zu verwickeln?

Ein Geräusch draußen und die Erscheinung einer Frau nach bescheidenem Rothen nöthigte zum Schweigen.

Der Gast war ein in dieser Wohnung ziemlich oft erscheinender, das Anliegen ein solches, womit Morgenstern von den meisten Familien seiner Schüler schon heimgesucht worden war oder künftig heimgesucht werden sollte. Die Bitte, eine Rathenstelle zu übernehmen, war ihm durchaus nicht neu. Bereitwillig, wie immer, sagte er zu. Ihm war das, was Vielen heutzutage eine etwas zweifelhafte, wo nicht gar höchst unbequeme Ehre dünkt, ein Beweis des Vertrauens, und zugleich eine Verpflichtung, sich noch angelegentlicher mit dem Wohl des ihm in christlicher Gemeinschaft gleichsam verwandten Gewordenen zu beschäftigen. Gewann er dadurch doch stets einen größeren Einfluß auf die Leute.

„Verzeihe mir's, daß ich ohne Dein Wissen, hinter Deinem Rücken den Armenlehrer aufsuchte,“ flüsterte inzwischen Aurelie ihrer Mutter zu. „Es ist für mich ein so interessanter Mensch!“

„Er — ah! Und wie oft warst Du schon hier, wenn man fragen darf?“

„Noch nie!“

Die Dame begann einzusehen, daß sie sich in ihrem Verdachte geirrt habe. Das unbefangene Wesen des Doktors bestätigte es ja, daß sein Zusammentreffen mit ihrer Tochter hier ein rein zufälliges sei.

Sie hatte inzwischen so weit ihre Fassung wiedergewonnen, um einzusehen, daß sie sich die ruhige Sicherheit der gebildeten Frau möglichst bald aneignen müsse — wenigstens äußerlich. Die Lage, in welche sie so plötzlich versetzt worden, war so eigenthümlich und überwältigend, daß sie es für das Beste hielt, möglichst schweigend und beobachtend zu verharren, bis sie sich hinreichend gefaßt haben würde.

In der Meinung, der Armenlehrer habe jetzt recht viel Zeit für sie, kam ein Mütterchen mit dem Briefe, den es vom Sohn aus der fernem Garnison erhalten habe, damit Herr Morgenstern ihr denselben nicht allein vorlese, sondern auch beantworte zum Fest. War der Junge doch sein Schüler, es also selbstverständlich, daß er dieser Mithewaltung sich unterzog. Für beide Theile selbstverständlich.

Er versicherte, daß er den Brief schreiben würde, sobald er könne, habe nur augenblicklich nicht Zeit. Sie nickte verständnißvoll, seinem Blick auf die Damen folgend; nach ihrer Meinung waren dieselben auch hier, um ihn in irgend einer Angelegenheit zu Rath zu ziehen. Die ibrige dankte sie indeß keine Meinigkeit, sondern werth, neben jeder andern genannt zu werden. Umständlich schilderte sie das, was sie ihrem August zu Weihnachten schicken werde — vom Stollen bis zur Bratwurst, und legte Alles auseinander, was der Lehrer dem Jungen über jedes dieser wichtigen Dinge schreiben möchte, obwohl ihr drittes Wort war: Herr Morgenstern werde das ja schon wissen.

Aurelie fand sich seltsam angemuthet von diesem Einblick in eine Sphäre, deren enge Beschränktheit ihr völlig unbekannt geblieben. Sie folgte mit Theilnahme der Verhandlung. Die Kommissionsrätthin wollte spöttisch lächeln, vermochte es jedoch nicht. Die unermüdete Geduld des Lehrers erfüllte sie mit einer Art Entsetzen. Welche unererschöpfliche Selbstverleugnung mußte der Mann aufgewendet haben, um sich so in diese Sphäre einzuleben, daß er darin völlig heimisch geworden! Und was hatte er nun von dem Vertrauen, womit alle Leute ihm sichlich entgegentraten? Unaufhörliche Blage! Er war ein wirklicher Narr! Dennoch — das Menschenherz ist etwas so Widerspruchsvolles — dennoch nöthigte der schlichte Mann in dem altmodischen Rod, in der dürftigsten Umgebung, den die Allerniedrigsten in einer Weise um Dienstleistungen angingen, als sei er zu denselben verpflichtet, ihr unwillkürlich Achtung ab. Zudem herährte das Anliegen der Alten eine Saite, die kaum jemals nicht sympathisch fibrirt im Herzen einer Mutter. Sie griff nach der Vorle, reichte der Frau ein Goldstück. „Damit die Festfreude des jungen Vaterlandsvertheidigers noch vermehrt werde!“ sagte sie mit etwas erzwungener Munterkeit.

Die Alte stieß von Dankesergüssen über.

„Da noch eins für Sie. Schon gut, gehen Sie nur!“ Die Dame wandte sich gelangweilt ab und biß sich dann auf die Lippen. In den Zügen des Armenlehrers stand es: das sei nicht die rechte Art des Gebens. Sie mußte ihm darin beistimmen, daß sie nicht paßte zur Wohltäterin Armer. Ob sie doch meist nur, um die Leute loszuwerden.

Aurelie brachte nun die Rede auf die Weihnachtsbescherung der Kinder und erwartete dann, daß ihre Mutter ausbrechen werde. Zu ihrer Verwunderung vergebens. So gut es ihr selber hier gefiel, die Neigung der Mutter zum Verweilen bestrebte sie. Oder vielmehr deren sichtliche Unschlüssigkeit, ob sie gehen oder bleiben solle — die ungewohnte Unsicherheit in ihrem Wesen.

Und sie erhob sich auch dann nicht, als wieder Jemand erschien — ein Handwerker aus der Provinz und ehemaliger Armenschüler. Da es ihm gut ging, wollte er nicht unterlassen, nach seinem alten Lehrer zu sehen und ihm etwas für seine Armen zu geben. Er drückte ihm Geld in die Hand und empfahl sich, in Verlegenheit gesetzt durch die Anwesenheit der Damen, obwohl der Doktor ihn freundlich als ehemaligen Mitschüler begrüßt hatte.

„Mein verehrter alter Freund ist in einem Punkte wunderbar,“ erklärte der junge Mann dem Fräulein, „er gestattet nicht, daß man ihm selber eine Christbescherung macht. Viele, auch ich und die Meinigen, würden uns darüber so lebhaft freuen!“

Ihre Augen überflogen das kahle, schmucklose Zimmer und dann seinen Anzug, den alten, ausgebeizten Rod. Es schien, sie folge dabei dem Beispiele der Mutter, die sich schon längst in derartige Beobachtungen vertieft hatte. „Auch gibt es gewiß so viel Nützliches und Nothwendiges, ja Unentbehrliches, womit man —“

So leise sie sprach, er hatte sie dennoch verstanden und rief eifrig: „Nichts, nichts brauche ich — habe Alles noch tausendmal gut genug für einen Armenlehrer. Was aber Geschenke anlangt — Emil weiß, daß mich jeder kränkt, der mir welche anbietet. Grundsätzlich habe ich nie die geringsten angenommen — Du weißt das ja. Der gute Wille macht mir eben so viele Freude, als die That selber, und kann ich, um Einen oder Einzelne zu erfreuen, Viele kränken? Es ist kein angenehmes Gefühl, ja es ist oft ein sehr schmerzliches und bitteres, zu sehen, daß Andere Jemand beschenken, den man selber auch lieb hat, dem man von ganzem Herzen gern ein Zeichen der Erkenntlichkeit darbringen möchte, während man doch nicht die Mittel dazu besitzt. Nun, die überwiegende Mehrzahl meiner Schüler und ihrer Angehörigen war nicht so gestellt, um ohne eigene Opfer etwas wegzugeben. Sollten die Armen sehen und hören, daß ihre vom Glück begünstigteren Genossen sich beschenken, sie darum beneiden, vielleicht gar auf die Idee kommen: Jene genießen nun eines Vorzuges bei mir? Darum nahm ich niemals etwas an, nicht das Geringste, und werde es künftig nicht — von Niemand. Manches der Kinder, das ich unterrichtete, ist eine wohlhabende Frau geworden, oder ein Mann, der sich in sorgenfreier Lage befindet. Viele, ich kann sagen, die meisten derselben erinnern sich in Liebe ihres ehemaligen Lehrers. Aber sie wissen, daß sie mir kein äußeres Zeichen derselben geben dürfen, oder vielmehr, daß es mir lebhaftere Freude gewährt, vermögen sie etwas zu thun für ihre bedürftigen Nachfolger in der Armenschule, und thun sie etwas für diese. Es geschieht oft, wie eben jetzt.“

„Sie sind in der That ein Armenlehrer!“ entfuhr es dem jungen Mädchen. „Ich meine, ein Lehrer Aller, die arm sind an Güte und Tugend, also auch an Lebensfreude und innerer Befriedigung. Lassen Sie mich Ihre Schülerin sein.“

Sonst hätten solche Worte ihr sicherlich einen Verweis zugezogen von der Mutter. Jetzt achtete diese darauf nicht, schien nicht einmal zu gewahren, wie warm und selbstvergessend die Augen des jungen Mannes an ihrer Tochter hingen. Sie war nach hartem Kampfe mit sich selber einig geworden. „Da ich einmal hierher kam, will ich auch nicht fortgehen ohne eine offene Aussprache,“ wandte sie sich an den Armenlehrer.

Des Lehrters Bögling fühlte, daß er hier überflüssig sei, und hielt es doch für seine Pflicht, die Damen zu geleiten, wenigstens bis zu einem Wagen.

Auch Aurelie empfand eine gewisse Haltungslosigkeit. Leise und prüfend ließ sie die Finger über die Tasten gleiten.

„Das alte Instrument — wirklich, noch das alte!“ Die Mutter stand auf, griff selber ungestüm einige Akkorde. „Wie klanglos — leierlastenartig, und einst wahrer Orgelton!“ Sie unterdrückte einen Seufzer.

Der Armenlehrer schüttelte mit melancholischem Lächeln den Kopf. „Das Klavier hat sich trefflich erhalten, ist auch gut — erhalten worden. Noch ganz dasselbe, wie vor dreißig Jahren. Nur die Menschen sind anders geworden — einige wenigstens. Für mich hat es noch denselben Klang; — Sie — sind verwöhnt durch Konzertflügel und Pianino.“

„Es mag so sein!“ Wieder fuhr sie über die Klaviatur. „Wie schmal die Tasten! Sieh! Aurelie, auf diesem Instrument hat Deine Mutter ihre ersten Musikstudien gemacht!“ Sie stieß es beinahe rauh hervor, wie empört über sich selber und den Drang, der sie zum Reden trieb. Kurz lachte sie dann auf.

Die Klänge, welche der Armenlehrer, sie saß bei Seite schiebend, nun dem Instrument entlockte, überdünnten ihr Gelächter, machten es auch zugleich verstummen. Aurelie fand kein Wort, sie hörte nur.

„Herr — Herr Morgenstern ist nämlich ein weitsäufiger Verwandter von mir, er unterrichtete mich als Seminarist!“ Sie sprach es erläuternd zu Eltern und setzte sich dann, gleichfalls laufend, neben den Spielenden. Bald stützte sie das Gesicht in die Hand, es so verschattend. Umsonst hielt sie die schweren Athemzüge nieder. Die Tropfen, welche zwischen den Fingern hindurch zu rieseln begannen, verriethen, daß sie weine.

Der Doktor hatte leise das Zimmer verlassen.

Aurelie blickte bellommen auf ihre Mutter. Was mußte diese denken und empfinden, welche Bilder, längst vergessen, mochten diese Töne wieder hervorrufen mit der lebendigsten Frische! Auch sie schlich hinaus.

Die Dame trodnete, sich gewaltsam emporraffend, die Augen, legte die weiße Hand auf die Schulter des Armenlehrers. „Lass es genug sein, Rudolph.“

Er hörte auf zu spielen, blickte zu ihr empor. Ein schmerzliches Lächeln zuckte um ihren Mund. Welche Veränderung hatte die Zeit hervorgebracht, seitdem sie zum letzten Male so ihre Hand auf seine Wange legte, er zu ihr aufblickte! Der blondhaarige Seminarist nun ein alter, grauböpfiger Mann!

Er mochte in ihren Gedanken lesen, denn auch in sein Gesicht trat ein Lächeln, jenes Lächeln, das es so sehr verjüngte und verschönerte. Es erpreßte ihr von Neuem Thränen.

„Wie lebendig die alte Zeit vor mir steht! und wie mein Herz dabei blutet! O, wer sie wieder zurückführen, noch einmal jung sein könnte!“

Sein klarer Blick verästerte sich. „Ich nicht — möchte nicht wieder jung sein! juche den Frieden des Alters den Schmerzen der Jugend vor.“

„Es war unrecht von mir,“ sagte sie sich an. „Unrecht, was sage ich? — Schlecht, schändlich war es!“

„Und dennoch, wenn es auf eine neue Wahl anlände —“ Er brach ab.

„Vergib mir, Rudolph, sage mir, daß Du mir vergibst — Alles!“

Offen hob er den Blick. „Ich habe es, weiß Gott, längst gethan, von ganzem Herzen. Es war im Grunde nicht Deine Schuld allein. Wir paßten nicht zusammen, wären doch schwerlich glücklich geworden miteinander, obgleich ich einst Seele und Seligkeit darauf einzusetzen bereit gewesen wäre.“

Sie rang die Hände. „Armenlehrer, warum gerade Armenlehrer!“ rief sie, wie seine Gegenwart vergessend. „Ich konnte doch nicht Frau Armenlehrerin werden!“

Würdevoll richtete er sich auf. „Schmähe nicht meinen Beruf, er ist ein heiliger — eine Art Priesterthum!“

Sie achtete nicht auf seine Worte. „Nicht einmal den Ehrgeiz zu haben, sich aus dieser niedrigen Stellung emporzuarbeiten, Armenlehrer, nur Armenlehrer zu bleiben, viele, viele Jahre hindurch.“ Es erregte ihr zugleich Entrüstung und Verzweiflung.

Ihm zwang dieselbe ein stilles Lächeln ab. „Und sogar Armenlehrer bis zum Tode. Wärest Du, was das heißt und bedeutet, was es wenigstens sein und bedeuten könnte, Charlotte! Auch ich erwog es erst, als Du mit dem verächtlichen Ausruf: „Nur Armenlehrer!“ das Band zwischen uns zerrissen hattet; als der Schmerz

darum mir den Verstand geraubt, hätte ich nicht einen Balsam für denselben und zugleich einen neuen und festern Halt im Leben gefunden, als unsere Liebe mir bis dahin gewesen. Nur Armenlehrer, das heißt, ein Wohlthäter der Menschheit, eine Leuchte in der Finsterniß, die so viele Unglückliche umfängt, ein Hirte, ohne dessen unablässiges Mühen die verlassene Herde in der Wildniß irre, zu Grunde geht. Was ist ein Lehrer der Kinder reicher oder auch nur wohlhabender Leute gegen den Armenlehrer! Ihm bildet der Unterricht nur eine Seite seines Berufes, so wichtig Lesen und Schreiben und Rechnen immerhin ist. Der arme Sproßling des Volkes, von der Wiege an von Noth und Armuth, oft nicht allein von physischem, sondern auch von moralischem Schmutz umgeben, entbehrt zum großen Theil dessen, was erst den Menschen macht: der Erziehung. Ihm dieselbe zu Theil werden lassen nach bestem Wissen und Können: das ist die Aufgabe der Männer meines Standes. Eine große Aufgabe fürwahr! Wollte nur Gott, daß jeder Elementarlehrer seinen heiligen Beruf recht erfaßte und zu erfüllen strebte!"

Ergriffen, doch nicht überzeugt, senkte die stolze, hochfahrende Frau den Kopf. „Das Alles ist wahr. Es ist auch edel, aber nicht für jeden möglich. Ich habe keine Engels- oder doch Apostelnatur, hätte mich nicht begnügen mögen mit dem Bewußtsein, Gutes zu thun, während Andern der Genuß der Lebensgüter zufiel.“

Ernst sagte er sie in's Auge. „Und genügt's, gewährt es Befriedigung, statt Gutes zu thun, nur die Güter des Lebens zu genießen?"

Sie schlug die Hände vor das bleiche, thränenüberflutete Gesicht, sank wie gebrochen auf den hölzernen Stuhl zurück. „Dir will ich's gestehen, Dir allein, damit Du Genußthnung, volle Genußthnung hast für das Leid, das ich Dir angethan. Befriedigung, mein Gott, Befriedigung durch Reichthum, durch Wohlleben? Preise Dich glücklich, daß Du sie nicht kennst, die entseßliche, die verzweiflungsvolle innere Leere und Leide meines Daseins. Nur äußerlich abertündet, mit Goldschaum überflutet — eine taube Pust. Nur erträglich dadurch, daß man es immer wieder von Neuem vergolbet, die Augen der thörichtesten Menge mit dem eissen Schimmer blendet, zuweilen sogar sich selbst damit über den wurmyerfressenen Kern täuscht oder doch zu täuschen sucht!" Laut aufschlundend rang sie die Hände.

Erschreckt über diesen maßlosen Ausbruch leidenschaftlicher Erregung hielt es der Armenlehrer für angemessen, die Schranken wieder aufzurichten, welche sie achtlos über den Haufen geworfen. „Es ist das der Ausdruck augenblicklicher Erregung und Verstimmung, Frau Kommissionsrathin," begann er. „Hervorgehoben durch den Rückblick, ja durch das plötzliche Zurückschrecken in die Vergangenheit, in die harmlose Jugend, der Herzensglut höher zu gelten pflegt als äußerer Glanz. Aber nicht im Reichthum selber liegt das Unglück, sondern in der innern Leere und Haltlosigkeit dessen, der irdisches Gut nicht zu verwerten, es nicht zu dem Segen zu machen weiß, der es in Wahrheit ist oder sein kann. Das Leben an und für sich bleibt immer, unter allen Umständen nur das, was wir selber daraus machen, gleicht dem Thon, aus welchem des Künstlers Hand löstliche Gestalten bildet, während der Ungeschickte dem rohen Klumpen keine Form zu leihen vermag. Jeder ist seines Glases Schmied, sagt das Sprichwort. Quellen wahrer Freude und Befriedigung strömen in jedem, auch dem ärmsten Dasein, ebenso wie das reichste, bevorzugteste nicht frei ist von Sorge und Schmerz. Wessen Fuß achlos darüber hinschreitet, die löstliche Labe wohl gar trübt, verunreinigt — nun, er hat es selber so gewollt. — Uebrigens, wie kann eine Frau, die Mutter ist, über die Leide ihres Daseins klagen?"

Schon seine ersten Worte hatten sie zu sich selber zurückgebracht, an die Nothwendigkeit gemahnt, sich zu fassen. Abgerufen gelang das auch über Erwarten. Beim Schluß seiner Rede fuhr sie empor. „Aurelie — wo ist sie? Daß ich ihrer so ganz vergessen konnte! Mit diesem Menschen, dem Doktor, allein —"

„Ist sie vortrefflich aufgehoben! Beruhigen Sie sich darum! Doktor Eltern, obwohl armer Leute Kind und der Bögling eines Armenlehrers, ist wirklich ein Mensch, etwas, das andere Leute nicht von sich rühmen können." In seinem Ton lag eine Schärfe, wie sie dieselbe noch nicht wahrgenommen hatte.

Etwas unsicher sagte sie: „Versprechen Sie mich doch nicht, Morgenstern. Sie wissen ja — oder nicht? — daß meine Tochter sich demnächst verloben wird. Wozu sie also unnütz dem Schmerz eines Gefühlsverlustes aussetzen?"

„Seien Sie versichert, Frau Kommissionsrathin, daß mein junger Freund eben so wenig, wie ich selber, das junge Mädchen absichtlich in einen solchen Konflikt versetzen möchte! — Armer Junge," fügte er halb für sich hinzu. „Das also war's. Es geht Dir nicht besser mit Deiner Liebe, als Deinem väterlichen Freunde. Wie stolz und glücklich machte es mich, daß er so weit über mich hinaudrucks, und nun doch derselbe Schlag und — beinahe von derselben Hand! Er wird es auch verwinden — hoffentlich. Aber hart ist es dennoch.“

Je weniger ihn das, was seine eigene Person betraf, zu Mägen veranlaßte, um so tiefer ergriff ihn das Weh seines Lieblinges. Der Schmerz, welcher in seiner Stimme zitterte, bewegte sogar das Herz der Dame, obwohl es in diesem Augenblick von tausend andern einander widerstrebenden Empfindungen erfüllt und daher noch weniger fähig war, als sonst, Andern nachzufühlen.

„Wären wir nicht schon gebunden — wie er weiß —"

„So ungern ich einen Menschen hart beurtheile oder gar verdamme — nach Allem, was ich weiß, ist dieser Baron ein Glender, an dessen Seite das arme Kind —"

Sie hörte ihn nicht mehr, war schon leise hinausgeeilt.

Auf dem Schulhofe standen die beiden jungen Leute, zum gestirnten Himmel hinaufblickend. Er sprach von seinem Wohlthäter und Freunde, dessen so nützlichem, wie entbehrungsreichem, aufopferndem Wirken. Sie hörte ihm schweigend zu, neben seinen Worten wohl noch mancherlei Anderes erwägend.

Die Kommissionsrathin ersuchte den Doktor, sie bis zum nächsten Trostfengalstey zu begleiten, und rief dem Lehrer ein kurzes Lebewohl zu.

Aurelie vermochte nicht, sich so von dem alten Mann zu trennen, sagte leise: „Haben Sie Dank!" während sie ihm die Hand bot. Warm umschloß er dieselbe, sagte aber mit einiger Verwunderung: „Wofür?" — „Daß Sie sind — so wie Sie sind!"

Er verstand sie, legte wie segnend die Rechte auf ihre zarte Stirn. „Mein liebes, liebes Kind! Könnte ich Ihnen wirklich etwas nützen!"

Der zärtliche Ton berührte sie fast elektrisch. Und nicht sie allein. Während er ihr vollends zum Bewußtsein brachte, wie liebeleer und verständnißarm ihr Leben bisher gewesen sei, erweckte er in der Brust der Mutter ein Gemisch von Schreden, Neid und — Reiz! Als das junge Mädchen rasch die segnende Hand an die Lippen zog, ergriff sie fast heftig dessen Arm und führte es mit sich hinweg.

„Mädchen Bubolz!" Der Armenlehrer sprach es fast mechanisch aus und wiederholte den Namen, an das Fenster der Wittwe Glaser pochend. Inmitten alles dessen, was sein eigenes Herz erschütterte, erinnerte er sich doch der ehemaligen Armenwärterin und forderte sie auf, der Herrschaft zu folgen. Dann begab er sich in seine Wohnung zum alten Klavier. Tief erregt neigte er sich über dasselbe, während seine Finger fast unbewußt die Saiten anschlugen — viel tiefer erregt, als es sich kund gegeben in seinem Aeußern während der verfloßenen Szenen. Wie wenig hatte sich in seinem ganzen Leben überhaupt kund gegeben von den Vorgängen seines Innern. Und dennoch, wie viel! Unerforschliche Liebe und Häte, unendlich mehr werth, als Seufzer und Klagen über ein herbes Geschick, ein verlorenes Glück und zugleich die Bürgschaft, daß dieses äußerlich so unscheinbare Dasein der reinsten, innern Freuden nicht entbehrte.

So ebnete sich dann auch bald, was von Gedanken und Empfindungen, Erinnerungen und Befürchtungen, altem und neuem Leid in ihm hin und wieder wogte. Wehmuth und ruhige Ergebung hatte schon die Oberhand, als er leise anstimmte:

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, das man hat,
Nur scheiden — ja scheiden,
Wie weh! doch nicht auf dieser Welt
Dem Herzen, ach, so schwer fällt,
Als scheiden — ja scheiden!"

(Fortf. folgt.)



Libationen auf dem Wege hierher im überreichen Maße gekostet worden. Ueber die Eile seines Ausbruchs mußte er offenbar vergessen haben, sich zu waschen, und an seinem rufigen Gesicht und Händen, wie an dem zum Schutz wider den Regen über die Schultern genommenen Schurzfell blieb er unsicher als der Schmied zu erkennen, dessen von dem König in der Mittheilung an seine Begleiter gedacht wurde.

Der zweite der neuen Ankömmlinge, ein kleines, bärres Männlein mit bleichem und eingefallenem Antlitz, erschien in Allem als einer der halbverrückten Glaubensschwärmer, denen in kirchlichen Dingen die Lehre der Puritaner noch immer nicht genügt und die danach strebten, das Reich der Heiligen, oder wie sie es nach einer hierfür gewählten Weissagung der Offenbarung Johannis nannten, die Herrschaft der Männer der fünften Monarchie aufzurichten, mit welcher von ihnen die als ganz nahe verkündete zweite Ankunft des Messias und die Begründung eines tausendjährigen Reichs erwartet wurde. Seltsam genug leuchtete in den scharfen, luchsartigen Augen des Mannes zugleich aber ein gewisses Etwas, das bei bloß weltlichen Dingen und soweit seine religiöse Ueberspanntheit dabei nicht in Betracht kam, eine nicht gering anzuschlagende scharfe Beurtheilung voraussetzen ließ. Seinem Gewerbe nach mochte er bei der Dürftigkeit seiner ganzen Erscheinung als ein armer Weber oder als etwas dem Aehnliches erkannt werden.

„He, Ihr da, eine Kanne Brantwein!“ war von dem Schmied im Hereinstolpern durch die Thür ausgerufen worden. „Es geht das Alles auf eine Rechnung, und Holla! könnt Ihr mir nicht sagen, ob der schuftige Bediente eines Kavaliere mit einer Dame hier abgestiegen ist?“

„Was ist's mit den Dreien?“ hatte mit einer noch halb instinktmäßigen Regung des Verdachts der eben auf den Thor hinausgetretene Lieutenant die rasche Frage an den Betrunknen gerichtet.

„Was mit den Dreien ist, weiß ich nicht,“ lallte dieser, „aber mit dem Andern, ein 100 oder 1000 Pfund denke ich sollen mit ihm sein. Hahaha! Hoho! He, Brantwein her! Das Parlament bezahlt Alles.“

„Ist der Kerl toll geworden?“ fuhr der Lieutenant ihn an. „Wirst Du sprechen, Schelm! Was ist's mit den Dreien?“

„Höre mich, Du ungestümer Mann und beantworte meine Frage,“ war der Begleiter des Schmieds für diesen gegen den Lieutenant eingetreten. „Denn vielleicht beabsichtigt der Herr durch Dich und uns Großes zu thun an seinem Volke, vielleicht hat er einen dieser blutigen Männer von Harosdet, ja möglicherweise diesen elenden Jerobeam selbst in unsere Hände gegeben. Antworte darum, ist nicht einer der falschen, prahlenden Egyptier mit seinem Weibe und seinem Diener an diesem Abende hier in dieser Herberge abgestiegen?“

„Schließt die Thüren!“ rief, von einem Blick des Verständnisses erleuchtet, der Lieutenant seinen Dragonern zu. „Doch nein, erst werft mir dieß Gefindel da hinaus auf die Straße,“ er deutete mit dem Finger auf die noch in Lymrie's Gesellschaft verbliebenen und neugierig um die Fremden zusammengetretenen Bürger, „Ihr aber, hier herein mit euch Beiden.“

Der Versuch der Reiter, den Befehl ihres Offiziers auszuführen, hatte jedoch allseitig nur die heftigste Protestation hervorgerufen. Auch wurde die Verwirklichung desselben durch das rasche Fortschreiten der Begebenheiten schnell wieder unterbrochen. Von dem verkleideten König, welcher auf dem Wege zum Stalle dem ganzen bisherigen Vorgang beigewohnt hatte, war dieser Moment der allgemeinen Verwirrung benutzt worden, um unbemerkt die Treppe wieder zu gewinnen und sich dort hinaufzuziehen. Das von der ganz durch ihre Neugierde in Anspruch genommenen Magd sich selber überlassene Kind mochte, erschreckt durch den Tumult um sich herum, eben durch sein Beispiel angeregt worden sein, ihm dahin nachzuziehen.

„Was da, hier herein,“ sträubte sich der Schmied, im trunkenen Eigensinne der Weisung des Lieutenants Folge zu leisten. „Alle die guten Leute hier können, was ich zu sagen habe, auch hören. Ja Alle — He! hat keiner von euch einen guten Schlud zur Hand, um mir die Kehle anzuseuchen? — Hui über euch Alle! Wetter! wie ich mich schwach auf meinen Beinen fühle. Hahaha! Hiji!“

„Laßt ihn gewähren,“ flüsterte der Bürgermeister dem Lieutenant zu, welcher in seiner Ungeduld erneut auf den Betrunknen einfahren wollte, „jeder Versuch, mit Gewalt von diesem Trunkenbolde etwas herauszupressen, würde seine Störrigkeit nur noch steigern. Uebernehmt Ihr den da, ich werde mich an den Andern machen.“

„Ja, was ich sagen wollte,“ hub der Schmied, während der Bürgermeister seinen Gefährten zur Seite zog, von Neuem zu plaudern an. „Der Bediente hatte ein Eisen verloren — nein, nicht der Bediente, sondern sein Pferd. Ho! Nachbar Mucleorath, wo steckt Ihr denn? — Aber, wenn ihr keinen frischen Trunk für mich habt, habe ich auch keine Geschichte für euch. Und vollends, wenn ihr die Dreie, den Kavaliere und seine Dame und den Bedienten nicht gesehen habt. Kommt, Nachbar Mucleorath, es hilft uns schon nichts, wir müssen noch weiter wandern.“

„Nicht von der Stelle!“ donnerte ihn der Lieutenant an. „Korporal Blethon, bemächtigt Euch des Kerls. Besetzt alle Ausgänge. Wo steckt dieser Schelm, der Bediente?“

„Ihr thut zum Besten, Euch mir anzuvertrauen,“ flüsterte der Bürgermeister dem Begleiter des Schmieds zu, „oder meint Ihr etwa, daß dieser gewalthätige Mann von Sur den Fangpreis für einen der Uebelgesinnten mit Euch und Eurem Kameraden theilen würde? Ich aber, ich bin der Major dieser Stadt und werde Euch in Eurem Rechte schützen. Also, wenn ich Euch recht verstanden habe, nicht die verschiedenen Hufeisen, welche Euer Freund, der Schmied da, bei dem von ihm beschlagenen Pferde entdeckt hat, haben bei seiner Euch gemachten Mittheilung den Verdacht in Euch erweckt, daß der Reiter des Thiers einer der Flüchtlinge von Worcester, wo nicht gar der Mann Karl Stuart selber sein möge, und auf Euren Rath seid Ihr dann Beide aufgebrochen, um dem Uebelthäter nachzuspüren und ihn in die Hände des Gesetzes zu liefern.“

„Du sprichst die Wahrheit,“ versetzte der Schwärmer, „wir sind ausgezogen auf der Fährte des gottlosen Ahab oder Holofernes, welchen der Herr so sichtlich in unsere Hände überliefert hat, um ihn zu fangen, wie einen der Waalspriester, die gebunden und erschlagen werden sollen am Bache Kison.“

Der Oberst stand eben im Begriff, sich mit dem noch gezogenen Regen die Treppe hinab unter die Verfolger zu stürzen, um so dem Könige durch seine Aufopferung, wenn nichts Anderes so doch einen Vorsprung für die vielleicht doch noch mögliche Flucht zu sichern.

„Halt!“ hielt ihn der junge Lord zurück. „Schnell, Oberst, steden Sie den Regen ein. Noch ist nichts verloren. Hören Sie doch, sie spähen nach Ihrem Bedienten. Nun wohl, ich bin dieser Bediente.“

„Tim Reil,“ lehrte er sich zu dem Pfeifer, „wenn Du je mir und meiner Familie treu und anhänglich gewesen bist, so rette Du den König.“

„Schnell Majestät, folgen Sie mir!“ Der Pfeifer hatte die nächste nach der Rückseite des Hauses gelegene Thür aufgestinkt, und den Monarchen vor sich in das Zimmer geschoben.

Nur einen Augenblick später krachte und knarrte die Treppe von dem schweren Sporentritt des Lieutenants und unter der Last der ihm nachdrängenden Personen.

„Holla! mein Herr Oberst,“ rief der Puritaner noch unter dem Heraufftürmen diesem triumphirend zu, „ich besaß eine Ahnung, daß wir uns nicht ohne noch einen erneuten Zusammenstoß trennen würden. Von unserer unerwarteten Begegnung ab hoffte ich Ihnen heute noch eine alte Schuld bezahlen zu können. Im Namen des Parlaments! Sie und Ihre Schwester Miß Marie sind meine Gefangenen. Wo aber ist Ihr Bedienter?“

„Ich bin der Bediente des Herrn Obersten,“ war ihm der junge Lord mit dem möglichsten Anschein eines mächtigen Erstauens entgegengetreten.

Wenn die Sinne des Lieutenants nicht augenblicklich durch das Triumphgefühl vollständig beherrscht worden wären, den Mann, welcher ihn einst tödtlich verletzt hatte, vielleicht unter einer Anklage auf Leben und Tod in Händen zu halten, so würde er vielleicht aus dem Zimmer, in welchem der Pfeifer mit dem Könige eine Zuflucht gesucht hatte, ein schwaches und unbestimmtes Geräusch, wie das vorsichtige Öffnen und Schließen eines Fensters vernom-

men haben. So aber war dasselbe ihm wie allen Andern unter der Spannung des Moments und dem Lärmen ringsum vollkommen verloren gegangen.

IV

„Korporal Josua Methon,“ hatte der Lieutenant in den Unterstod des Hauses hinabgerufen, „bringt den Euch in Verwahrung gegebenen Mann hierher zur Stelle!“

„Ist dieser hier der von Euch gemeinte Bediente?“ richtete er mit dem Hinweis auf den jungen Lord die Frage an den von dem Korporal und mehreren Soldaten nicht ohne heftiges Widerstreben die Treppe hinauf eskortierten Schmied.

„Die Pest auf diese Kerl!“ sträubte sich derselbe wider die ihn allerdings nicht allzuangst gepackt haltenden Dragoner. „Ist das eine Art, mit einem Freunde umzugehen? Holla! Das fehlt mir gerade für meinen guten Willen, so behandelt zu werden! Werdet ihr mich nun loslassen, ihr Schurken?“

„Antworte, Kerl! Ist dieser Mann der Bediente, von dem Du gesprochen hast?“ fuhr der Lieutenant, von seiner Festigkeit fortgerissen, ihn an.

„Ho! und warum soll ich denn antworten?“ stemmte sich der Schmied in trunclener Hartnäckigkeit nur um so bestimmter dem so drohend an ihn gerichteten Verlangen entgegen. „Nicht einen Schritt würde ich um diese ganze verurtheilte Geschichte gethan haben, wenn mein Nachbar Nucleorath mir nicht gesagt hätte, daß dabei vielleicht 100 oder gar 1000 Pfund zu verdienen sein möchten. Und statt mir nur ein Glas Brantwein zu reichen, werde ich hier wie ein Verbrecher an den Armen ergriffen.“

Sein Nachbar Nucleorath und der Bürgermeister versuchten den einmal entflammten störrischen Eifer des Trunkenen zu besänftigen.

„Nicht ein Wort sage ich, bis mir eine Kanne Brantwein gereicht worden ist!“ brüllte dieser. „Eine ganze Kanne. Ich will doch sehen, ob ich nicht auch meinen Willen behaupten soll. Und was Euch angeht, Nachbar, so sage ich Euch, Ihr sollt mir diesen nichtswürdigen Streich bezahlen. Den Schädel schlage ich Euch ein, Ihr heuchlerischer Schuft, Ihr!“

Die Wirthin flog, von einer plötzlichen Idee erfaßt, die Treppe hinunter. Die so plötzlich den bei ihr abgestiegenen vornehmen Fremden erwachene Gefahr beruhte im Grunde doch nur auf der Aussage des Schmieds, und wenn derselbe sich augenblicklich unfähig befand, eine solche abzugeben, mußte möglicherweise das ganze Verfahren fallen gelassen werden. Dazu aber hatte sie in dem oben, als dem Bedienten des Obersten verhafteten jungen Mann den Begleiter des Pfeifers erkannt, und mindestens konnte ein so bewirkter Aufschub doch dazu dienen, den Letzteren zu retten.

„Woblan,“ hatte der Oberst sich an den Lieutenant gewendet, „wenn Sie sich befugt meinen, eine Verhaftung über mich und meine Schwester auszusprechen, so darf ich jedenfalls doch beanspruchen, die Veranlassung kennen zu lernen, wegen welcher Sie sich zu einem solchen Verfahren berechtigt glauben.“

„Der Geheimrath in London wird Ihnen diesen Anlaß mittheilen,“ wick der junge Offizier dem an ihn gestellten Verlangen aus, „und vor ihm werden Sie sich zu verantworten haben. Wird dieser Kerl nun endlich antworten!“ tobte er, zu dem Schmied gewendet.

„Hier ist der Brantwein,“ rief die wieder zurückgekehrte Wirthin, dem Letzteren eine volle, rundbauchige Flasche entgegenstreckend.

„Ho! das ist ein Göttertrank,“ schnalzte dieser nach einem tiefen Zuge mit der Zunge. „Aber Puh! das ist gar kein Brantwein. Wetter! das Teufelszeug fließt mir wie Feuer durch die Adern. Ich habe so etwas noch nie getrunken. Ah!“

„Wirst Du antworten, Schelm!“ schüttelte ihn der Lieutenant im heftigsten Zorn an der Schulter. „Ist dieser der Bediente?“

„Der?“ — Der Schmied hatte unter dem Absehen der zum zweiten Mal an seine Lippen geführten Flasche einen gleichgültigen Blick auf den jungen Lord geworfen. „Glaubt das, und trinkt einmal.“ Er selber war dieser Aufforderung zuerst nachgekommen.

„Reißt dem Galunken die Flasche aus den Händen!“ raste der Lieutenant, den Befehl mit der That verbindend, doch gelang es ihm und den mitherzugestürzten Dragonern, dem diesem Bemühen den verzweifeltsten Widerstand entgegensetzenden Trunkenbold nicht früher die Flasche zu entwenden, bis derselbe noch einen guten Theil ihres Inhalts in seine Kleide geschüttet hatte. Auch begann der ihm von der Wirthin gereichte echte Jamaika-Rum auf den an dieses feurige Getränk nicht gewöhnten Trinker bereits seine Wirkung auszuüben. Die Augen schienen ihm aus den Höhlen treten zu wollen, und unfähig, sich auf seinen schwanlenden Beinen zu erhalten, war er mit einem halb wahnsinnigen Lachen schwer gegen die Wand getaumelt.

„Was ist's mit meinem Bedienten?“ hatte der Oberst die vorige Frage des Lieutenant's aufgenommen. „Hier steht derselbe und genügt es etwa nicht, daß er selber sich als solcher bezeichnet hat?“

Das Kind war in seiner Angst zu seiner ihm jetzt erst sichtbar gewordenen Mutter gestürzt. „Zu Bett! Martha will zu Bett gehen!“ schluchzte dasselbe, deren Kniee umklammernd.

„Jane! Heer im Himmel! Hat diese abscheuliche Kreatur über ihr albernes Maul aufsperrten ganz daran vergessen, das arme Wärmchen endlich zur Ruhe zu bringen. Na, warte nur, Du abscheuliches Geschöpf, wir sprechen nachher noch mit einander.“ Die Frau hatte im heftigsten Affekt über die jetzt erst entdeckte Pflichtvergessenheit der Wirthin ihre Tochter auf den Arm genommen und sich mit derselben der Thür des Zimmers zugewendet, in welches vorherhin der Pfeifer mit dem Könige eingetreten war.

„Komm, mein armes Kind!“

„Nein, liebe, liebe Mutter, nicht dort hinein!“ zeternte die Kleine.

„Aber was hast Du denn?“

„Es ist Jemand darin!“

„Wer ist darin?“ hatte Eymrie, von einem wahren Eifersuchtsparoxysmus befallen, die heftige Frage an das Kind gerichtet.

„Wirst Du sprechen, Du Balg! Wer befindet sich da in dem Zimmer Deiner Mutter versteckt?“

„Der Onkel, der gute Onkel,“ stieß das Kind in seinem Schrecken über die maßlose Heftigkeit des Schiffers beinahe tonlos hervor.

„Der Onkel!“ forschte Eymrie. „Wer ist der Onkel? Ho! es ist Jemand da in dem Zimmer dieser tugendhaften Frau versteckt. Auf die Thür!“

Mit einem Schritt hatte die Frau, ihr Kind auf dem Arm, vor der Thür ihres Zimmers eine zum Aeußersten entschlossene Stellung eingenommen.

„Gott stehe uns bei!“ machte ihre Entrüstung sich Luft. „Hat je irgend wer schon einen verrückteren oder unverschämteren Menschen gesehen? Tom Eymrie, zum letzten Mal rathe ich Euch, packt Euch fort von hier, oder es wird nicht gut mit uns Beiden.“

„Spart Euren Rath für Diejenigen, welche ihn begehren oder danach fragen,“ schrie der Seemann sie an. „Was mich aber betrifft, seht, nicht soviel frage ich nach Euch. Aber die Maske wenigstens will ich Euch von dem Gesicht reißen. Den Schelm will ich sehen, den Ihr da in Eurer Kammer versteckt haltet. Psui über Euch! Ihr wollt eine ehrsame Frau sein, Ihr...“

Die Ehrfearge, welche ihm sein Versuch, die Frau mit Gewalt zur Seite zu drängen, von derselben eingetragen hatte, hätte für sechs ausreichen mögen.

Bereits hatten sich jedoch auch der Lieutenant und der Bürgermeister dem Verlangen Eymrie's angeschlossen.

„In der That,“ spornete der Letztere den Ersteren an, „es erscheint jedenfalls von der höchsten Wichtigkeit, zu wissen, wer sich dort versteckt befindet, und die Thüre muß deshalb nöthigenfalls mit Gewalt geöffnet werden.“

Der Lieutenant bedurfte freilich dieser Aufforderung gar nicht.

„Zurück, Weib!“ herrschte er die Frau an. „Im Namen des Gesetzes, willst Du öffnen?“

„Mir das! mir!“ brüllte Eymrie. „Gebt Raum, daß ich dieses infame Weibsbild zu Boden schlage!“

„Wirst mir diesen elenden Kerl die Treppe hinunter!“ lehrte sich der von ihm in seiner blinden Wuth zur Seite geschleuderte



mand anders, als die Frau Bethy Bradlam über meine, ich gehehe es, vielleicht thörichte und unbesonnene Handlungsweise zu beklagen."

"So, seht Ihr das selbst ein, Tim Neil?" hatte die Frau nach Ueberwindung des ersten Schreckens die Sprache wiedergefunden, und große Thränen perlten über ihre Wangen. "Herr Gott im Himmel! Daß ich einen solchen Schimpf auch von Euch gerade erleben mußte. Wer gab Euch ein Recht, in mein Schlafzimmer einzubringen?"

"Laßt mich durch zu ihm!" raste Lymrie in dem Bemühen, sich durch die ihm entgegengetretenen Bürger und Soldaten Bahn bis zu dem Pfeifer zu brechen.

"Ihr habt recht, Frau Bethy Bradlam," erwiderte dieser auf die an ihn gerichteten Vorwürfe der erzürnten Frau, "es war mehr als thöricht, es war vielleicht schlecht von mir, Euch dieß Herzeleid bereitet zu haben. Allein einen solchen Ausgang meines überlegten Schritts konnte ich am Ende doch nicht entfernt vorhersehen, und Ihr seid mir nun einmal bis in das innerste Herz hineingewachsen. Seit Monaten stand es fest bei mir, meine nächste Hierherkunft zu benutzen, um mich gegen Euch zu erklären. Schon vorhin unten in der Küche würde ich das gethan haben, wenn der Esel da — er zeigte auf Lymrie — mir nur mit seiner albernen Dazwischentritt die Zeit dazu gelassen hätte. Wie ich aber von Euch die Treppe hinaufgestiegen bin, schoß es mir durch den Sinn, daß Ihr ohne Zweifel binnen wenigen Minuten Eure kleine Martha zu Bett bringen würdet, und da bin ich hier eingetreten, um diese Gelegenheit zu benutzen, meine Werbung bei Euch anzubringen. Jetzt wißt Ihr Alles, und Gott sei mein Zeuge, ich habe Euch viel zu lieb, als daß Ihr mir meinen dummen Streich nicht verzeihen solltet."

Es war bei der unvorhergesehenen und rücksichtslosen Erklärung des Pfeifers wie Sonnenglanz in dem Gesicht der Frau aufgegangen.

"Höre doch Einer diesen unverschämten Schelm!" hatte der Bürgermeister seinem Aerger Luft gemacht, so von dem Spielmann seiner eigenen, für später vorbehaltenen, geheimen Absicht zuvorgekommen zu sehen. "Indeß, nichts da, mein sauberer Patron, man kennt Euch hier viel zu gut, um an eine so alberne Ausflucht glauben zu sollen. Wo sind meine Gerichtsdienner? Ihr seid ohne Wissen des Besitzers in einem fremden Zimmer ertappt worden, und daß Ihr Euch nur in der Absicht zu fieseln in dasselbe eingeschlichen habt, steht ganz außer allem Zweifel."

"Herr Niels Dennison," war ihm die Wirthin zornflaumend in die Rede gefallen, "wartet ein ander Mal doch lieber mit Eurem noch von Niemanden angerufenen Bescheid, bis Eure Entscheidung begehrt wird. Wo kein Kläger ist, bedarf es auch keines Richters. Verstanden, Mann? Wenn Tim Neil hier etwas gestohlen haben sollte, so habt Ihr doch nicht das Allergeringste damit zu schaffen. Das ist vielmehr eine Sache, die zwischen uns auszugleichen, uns Beide, mich und ihn, ganz allein angeht."

"Juchhe!" jubelte der Pfeifer, "das ist ein Wort, Frau Bethy Bradlam. So nehmt Ihr also meine Werbung an? Nun denn, so laßt mich doch los, ihr dummen Teufel. Ihr habt ja gehört, daß wir, die hübsche Frau da und ich, uns miteinander schon allein verständigen werden."

"Laßt mich," hatte sich Lymrie vor den Bürgermeister eingeschoben. "Ho! ich bin der Mann, aber diese glückverheißende, funkelnagelneue Verbindung den Segen zu sprechen. Ich weiß mehr als genug von diesem Schuft, um ihn mit jedem Augenblick an den Galgen zu bringen. Ho! Du Hund, gestehe, wo hast Du den Kavalier versteckt, wegen dessen Du mich . . ."

"Der Mensch ist betrunken, ganz betrunken," war ihm der Bürgermeister im höchsten Schrecken in die Rede gefallen. "Tom Lymrie, wenn Ihr nicht augenblicklich schweigt, werde ich Euch selber sofort verhaften und nach dem Stadtgewahrsam abführen lassen."

"Unglücks Mensch, besteht Ihr denn darauf, Euch selber durch Euer unvernünftiges Geschwätz an den Galgen zu bringen?" flüsterte er dem von ihm mit der äußersten Anstrengung zurückgerissenen Schiffer zu. "Schweigt, um Gottes willen! Dankt dem Himmel, daß in der allgemeinen Verwirrung noch Niemand auf

Eure unbesonnene und unworffichtige Aeußerung geachtet hat. Im Uebrigen aber seid doch unbesorgt, oder meint Ihr etwa, daß ich es schon aufgegeben habe, an den da zu gelangen. Indeß, wozu am Ende sollen wir Beide uns mit ihm zugleich in's Verderben stürzen —. Also ist es wirklich so, daß der Pfeifer Euch zu dem Ueberfahren eines Kavaliere nach Frankreich gebunden hat?"

"Ihr wollt dem Kerl an Kopf und Kragen gehen?" richtete Tom die Gegenfrage an den Bürgermeister. "Ho! so recht. Ja gewiß bin ich von ihm zu einem solchen Dienst gebunden worden."

"Und habt Ihr diesen Kavalier schon gesehen?" forschte jener. "Nein, ich weiß nur, daß der Tim denselben als seinen Packträger ausstiftet hier eingeschmuggelt hat, und ist mir vorhin von ihm zugeflüstert worden, daß die Bethy Bradlam ihn, diesen seinen Begleiter nämlich, unter Verschuß genommen habe."

"Vortrefflich," murmelte der Bürgermeister. "Nun denn, überlaßt die Sache mir. Ich stehe Euch dafür, daß dieser Schelm, der Pfeifer, weit näher daran ist, mit einer schönen, hanfenen Schleife um den Hals zwischen Himmel und Erde zu schweben, als eine so vermögliche und hübsche Frau, wie die Bethy Bradlam, anderen ehrlichen Leuten vor der Nase wegzuschnappen. Was Euch aber angeht, so benutzt endlich die Gelegenheit, mit Eurem Schiff unbemerkt unter Segel zu gehen."

"Nicht, bis ich den Halsen, den Tim, hinter Schloß und Riegel habe abführen sehen."

"Nun denn, bleibt meinethalben noch. Es kann sogar sein, daß ich Eurer für die nächste halbe oder ganze Stunde noch bedürftig sein dürfte."

Der vorige Zwischenfall mit Tom Lymrie und seine unworffichtige Anklage dürften schwerlich so spurlos vorübergegangen sein, wofür nicht zwei gleichzeitige andere Vorgänge die allgemeine Aufmerksamkeit abgelenkt hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gesandtschaftshotels in Peking.

(Folgt S. 349 und 352.)

Trotz des langjährigen, hartnäckigen Widerstandes der chinesischen Regierung haben sich die drei größten Mächte Europas endlich doch in der Hauptstadt dieses verschlossenen Reiches niedergelassen und die Gesandten von Frankreich, England und Rußland ihre Residenz in Peking genommen. Es war ein Riesenschritt, den die Politik und der Handel damit gemacht; die wichtigsten Angelegenheiten, für die es sonst Jahre brauchte, bis sie nur angebahnt werden konnten, entscheiden sich jetzt in kürzester Zeit; während sonst die Zwischenhände der Bizetönige zu Nankin und Canton Alles leicht vereitelten, kann man sich heute durch die Gesandten dieser Mächte direkt an die kaiserliche Wende und darf eines sichern Erfolges gewiß sein.

Unsere europäischen Gesandten, welche mit einem ungewöhnlichen Glanze auftreten mußten, um dem chinesischen Pöbel, dem zeremoniösesten Hofe der Welt zu imponiren, haben sich, wie wir sehen werden, sehr hübsch installiert, und ein Besuch im französischen Gesandtschaftshotel dürfte auch unsere Leser vielleicht interessieren.

Der Tsün-long-su, wie das französische Gesandtschaftshotel heißt, ist ein ehemaliges kaiserliches Palais und liegt in der Tartarenstraße an der Tsü-ti-schang- und Tsün-tian-mi-tianstraße. Da das Palais seit fünfundsiebenzig Jahren nicht bewohnt gewesen, mußte es ganz neu eingerichtet werden, was mit den intelligenten chinesischen Arbeitern eine Kleinigkeit war. Der Eingang des Palais trägt einen monumentalen Charakter: ein breiter Perron mit steinerner Freitreppe wird von zwei überlebensgroßen Löwen auf hohen Piedestalen flankirt; diese zeigen die kaiserliche Wohnung ober zu an. In der Mitte der Treppe führt eine besondere Treppe hinauf, welche der Ehrengast allein betritt. Mit großer Mühe gelang es, von der chinesischen Regierung die Erlaubniß zu erhalten, die tricolore Fahne aufzupflanzen und auf einem Schild mit vergoldeten Buchstaben das Gesandtschaftshotel als solches zu bezeichnen. Der Pavillon (1), eine Art von Vestibule, das nur für die Balantine und Tragseffel dient, wurde mit europäischen Fenstern versehen, die mit vergoldeten Gittern geschützt sind. Zu beiden

Seiten befinden sich die Wohnungen der großen Porte (23). Das Portal, das vom Vestibule nach dem Ehrenhofe führt, ist ein Meisterwerk der Ornamentik; es ist roth und gold mit einem Dach von Porzellan und gemalten Gesimsen. Der Ehrenhof (2), ganz mit Marmor gepflastert, ist von Gebäuden umgeben; das vor uns befindliche mit einem großen Verron (3) enthält die Empfangsäule, zwei große Salons mit einem Vorzimmer und einer Veranda, die von rothen und goldenen Säulen getragen wird. Das Gebäude zur Rechten (4) und das zur Linken (5), im gleichen Style, nur weniger reich, dient den Dolmetscherzöglingen und dem Kanzler als Wohnung; von den beiden kleinen Corps de logis, welche die Flügel bilden, bewohnen das eine (6) der Dolmetscher-Sekretär, das andere (7) ist der Speisesaal der Zöglinge, welche den anstoßenden kleinen Garten benützen dürfen. Dieser erste Hof führt den Namen rother Hof; der zweite, in welchem sich Zimmer des Ministers und seiner Familie befinden, hat mit nicht weniger Recht den Namen grüner Hof (15), denn die Ziegel sind grün, die Malereien der Balustraden und Kolonnaden vom schönsten Smaragdgrün, das noch durch Gold gehoben wird; auch ist er mit Bäumen bepflanzt. Die eigentliche Wohnung des Ministers befindet sich in dem Gebäude dahinter (8); aus einem Vestibule mit vier ungeheuren Gartenbeeten tritt man in die Salons, Schlafzimmer, das Voudoir und Speisezimmer, die auf europäische Art möblirt sind; die beiden Flügel (9) nehmen die Küche, Vorrathskammern, Badezimmer und Kammerfrauengemächer ein. Die Gebäude zur Linken (10) enthalten die Bureaux des Gesandten, die zur Rechten (11) sind für die Besuche eingerichtet. Diese Beschreibung würde schon genügen, darzutun, wie ausgedehnt die chinesischen Wohnungen, aber auch wie bequem sie sind. Hinter diesen Appartements befindet sich aber ein langes Corps de logis (12), das durch einen Garten mit üppigem Pflanzenwuchs abgesondert ist und der ganzen Länge nach eine Veranda hat. Hier sind die Wohnungen für die Dienerschaft, das heißt den Haushofmeister, den Väter, den Lampisten, den Schneider, den Wäscher etc., dann die Magazine für die Wäsche, die Weine, die Spezereien. Das Gesandtschaftshotel beherbergt, da man in China für Alles seinen besondern Diener hat, eine ganze Armee. Zur Rechten des Springengartens führt eine Thüre nach den von einer Mauer umschlossenen Nebengebäuden und Gärten; auf der einen Seite befindet sich die Wohnung der bewaffneten Wache (13), auf der andern sind die Ställe (14), die Wohnung des Arztes (16), eine kleine Kapelle (17), ein Kiosk (18), der mit reich vergoldeten Inschriften der Lebensweisheit geschmückt ist, endlich ein Pavillon (19), von steinernen Treppen und Verrons umgeben, welcher das Billard und die Bibliothek enthält. Der Banum des ersten Sekretärs (20) am Ende des Parks ist eine kleine Wiederholung des Gesandtschaftspalastes; eine ovale Thüre führt in einen schönen Garten, in dem namentlich Vollamieren, Kamelien und Hortensien von riesiger Höhe wachsen. Das Gebäude zur Linken (21) bewohnt der zweite Sekretär. Alle Hauptgebäude haben Glashären und hölzerne Galerien. Der Garten, mit neunzehn Fuß hohen Mauern umgeben, hat einen Umfang von ungefähr einer Hektare. Künstliche Felsen, Vassins, Brücken, die über kein Wasser führen, schmücken den Garten im chinesischen Geschmack. Das Wunder des Parks ist der Antilopenzüchter Juan-Yong (22), der eine ganze Welt für sich bildet und mit seinen Felsen, Thälern, Abhängen, Hageln, Wäldern und Bosketen lebhaft an eine ausgeleerte Schachtel nürnbergischer Spielzeuge erinnert. Ein großer schwarzer Adler ist mit einer eisernen Kette an den größten Felsen geschmiedet, während ein Duzend reizender Antilopen sich auf dem grünen Grasteppich tummeln.

Die Einrichtung entspricht diesem großartigen Außern und man versöhnt sich bald mit dem chinesischen Geschmacke.

Die Gesandtschaftshotels von Rußland, England und Frankreich, welche im gleichen Quartiere und ganz nahe bei einander liegen, sehen sich auch beinahe wie ein Ei dem andern ähnlich — es sind ja lauter Fäul — das heißt ehemalige Paläste chinesischer Prinzen. Wer das Eine gesehen, kennt auch das Andere.

Ein Bibliothekschränk.

(S. 2. 357.)

Die hier abgedruckte Abbildung eines Bibliothekschranks haben wir aus der im Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart erscheinenden „Gewerbehalle“, Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie entnommen, um unsern Lesern einen Begriff von der Vorzüglichkeit und Nützlichkeit dieser Zeitschrift zu geben. Mit unermüdlichem Eifer bestreben sich Redaktion und Verlagsabhandlung, die Gewerbehalle zu einer immer unentbehrlicheren Beratherin des strebsamen Gewerbmannes zu machen. Bei einem erstaunlich niedrigen Preis (monatlich nur 9 Sgr. = 30 kr. südd.) ist sie von einer solchen Reichhaltigkeit, Mannigfaltigkeit und Gediegenheit des Materials, wie der Ausstattung, daß wir diese Zeitschrift, die auf der pariser Ausstellung als verdiente Auszeichnung eine Medaille bekommen hat, allen Gewerbetreibenden und Kunstfreunden auf das Wärmste empfehlen.

Rösselsprung.

rich	all	schmerzen	glück	freunds-	herzen	denn	selber
nen	fin	an	allein	und	zur	lich	um
mit	ben	sei-	auch	wahre	nur	rich	rück
den	rich	wirft	wohl	lieb-	freunden	daß	ihm
le-	einer	die	gib	zu	ten	lese	in
so	nach	ge-	er-	menge	fals	hin	es
frecht	daß	ja	in	sei-	treibt	bleib'	hin-
dem	viele	doch	spricht	rang	auch	rich	aber

Auflösung des Rösselsprungs Seite 300:

Bleib' Du ein Kind Dein Leben lang
An frehem Sinn und heiterm Blick,
Bleib' Du ein Jüngling, wenn auch Mann,
An Thatkraft, Zuht und stolzem Muth.
Sei früh' ein Mann und bleib' es spät
An Muthbeistliebe und an Recht,
Und wirft Du Wutte, Vater kein,
Sei reiches treu und sei es recht.

Auflösung der in der Auflösung des Rösselsprungs Seite 301 enthaltenen Charade:

Egoiste.

Fliegende Blätter.

Die Kirche „Unserer lieben Frau zum Heiler“ in Madrid hat, wie Lord Stanhope behauptet, mehr Schätze aufzuweisen, als die gesammten europäischen Mächte. Die vier massiv silbernen Engel mit goldenen und Saphiren besetzten Flügel, die Krone der Mutter Gottes aus gediegenem Golde, ihr Halsband etc. zusammen auf zwölf Millionen Thaler geschätzt, kommen nicht in Vergleich mit der großen Monstranz, welche am Freudenleichenamstage umhergetragen wird. Der Umfang der Sonne ist der eines Wagenrades; sie besteht aus gediegenem Golde und ist ebenfalls mit Smaragden besetzt; der Kelch steht auf einem silbernen, drei Fuß hohen Pedestal.

THE



THE

Nur Armenlehrer.

Novelle von Marie v. Nozowolska.

(Fortsetzung.)

VI.

Malschen war schon im Begriff gewesen, das Stübchen der Wittve Olszer zu verlassen. So freundlich die alte Frau sie aufgenommen, sie fühlte sich nicht recht behaglich, so lange Franz abwesend war. Und als er endlich erschien, kam es auch zu keinem Behagen. Weder sie noch er fand das rechte Wort zur Anknüpfung oder wollte dem Andern entgegen kommen, sich selber demüthigen. Jedes wartete vielmehr darauf, daß das Andere es thue, und wartete vergebens.

Sie erschrak nicht wenig, als sie die gnädige Frau erblickte, wunderte sich indeß noch mehr, als sie erschrak, da dieselbe ihr kein Wort des Vorwurfes sagte. Sie that vielmehr, als sei diese hinter ihrem Rücken unternommene Abendpromenade ganz in der Ordnung.

Uebrigens war sie schweigsam und Aurelie gleichfalls. Beide hatten ja so vielen Stoff zum Nachdenken, sie waren auch nach den Aufregungen dieses Abends körperlich ermüdet und geistig abgespannt.

Dennoch sollten sie nicht sogleich zur Ruhe oder doch in die Einsamkeit ihres Zimmers gelangen, wie jede von ihnen es sich vorgenommen hatte, um vor einer weiteren Aussprache Fassung zu erlangen.

Oswald trat ihnen entgegen. In seinem Gesicht lag ein Ausdruck, der demselben sonst ziemlich fremd war. So unsicher und erregt hatte er noch nie dreingesehen, auch wenn er eine bedeutende Summe im Spiel verloren und die Vermittlung der Mutter beim Vater nachsuchen wollte. Vollkommenheit bemächtigte sich der Kommissionsrathin. Des Sohnes Anblick rief das Gefühl lebhaften Selbstvorwurfes in ihr wach. Selbst der Comfort ihrer Wohnung erhöhte denselben. Das ärmliche Zimmer, aus dem sie kam, das sie beengt hatte, ja mit geringschäpigem Widerwillen erfüllt, während sie sich darin befand, erschien ihr jetzt wie verklärt durch seinen Bewohner. Wäre Oswald jenes Mannes Sohn, der Sohn des Armenlehrers, welsch' andere Richtung würde sein Charakter erhalten, welsch' andere Entwicklung sein Geist genommen haben! Was ihrer blinden Zärtlichkeit bisher nie aufgefallen war — jetzt erkannte sie es in schneidender Klarheit: daß sie nämlich ihr eigenes Kind erzogen hatte zu jener Existenz, deren Nichtigkeit und Hohlheit ihr der einfachen Größe des Armenlehrers gegenüber so niederschmetternd zum Bewußtsein gekommen.

„Eine Frage, die Aurelie mitbetrifft, die Du aber auch wohl beantworten kannst, da ihr ja Beide zusammen heimkehrt,“ hatte inzwischen der Sohn begonnen. „Hardleben ließ mich aus einer Gesellschaft rufen, in der uns zu treffen wir verabredet hatten. Er trug ein Tuch um die Wangen und sagte mir, daß er an derselben nicht Theil nehmen könne, weil heftiger Zahnschmerz ihm Gesichtsgeschwulst zugezogen.“

„Das muß ja ein sehr plötzlicher und heftiger Zahnschmerz gewesen sein.“ Die Dame sagte es ziemlich spöttisch. „Ich habe ihn noch heute Abend ohne geschwollenes Gesicht gesehen.“

Aurelie wechselte die Farbe; sie hätte dasselbe sagen können, empfand indeß kein Bedürfnis dazu.

Oswald hatte den Blick gesenkt und erhob ihn nun rasch. „Du hast ihn also gesehen? Er deutete das an und in einer Art, die — die mir durchaus nicht gefiel, nicht gefallen konnte. Ja, er meinte auch, wenn er nicht irre, habe Aurelie mit unserer Mal — unserer Hausmädchen —“ verbesserte er sich, „eine Abendpromenade gemacht und zwar inlognito, tief verschleiert. Eine Ähnlichkeit in Gang, Größe und Haltung wäre ihm sogleich aufgefallen, doch erst später sei es ihm zum Bewußtsein gekommen, wer die Verschleierte gewesen sein müsse. Das ist denn doch höchst auffallend, so auffallend, daß ich dazu nicht schweigen kann. Auch in Bezug auf Dich, Mutter,“ er dämpfte seine Stimme, da der Vater eben eintrat, „entschlüpfte ihm eine Andeutung — die — — kurz, ich möchte gern wissen, was die Geschichte mit diesem Mann, der nur Armenlehrer ist, eigentlich für einen Zusammenhang hat.“

Dunkle Glut brannte auf dem Antlitz der stolzen Frau. Bei dem Anblick ihres Gatten, der mit gleichgültiger Miene das Zimmer durchschritten hatte, es eben verlassen wollte, bligte ein Entschluß in ihr auf. Sie winkte Aurelien, die eben den Mund öffnete, um die Wahrheit zu sagen, Schweigen zu und wandte sich an ihren Mann.

„Vielleicht hast Du einen Augenblick Zeit für uns. Besonders für mich, denn ich sehe, daß ich mich ausdrücken muß, um nicht etwa noch gar bei meinem eigenen Sohn in Mißkredit zu kommen.“

Der Kommissionsrath setzte sich und, auf ihren gebieterischen Wink, auch Oswald.

„Dieser Armenlehrer, der seit einiger Zeit in unserem Hause zu spulen scheint, ist —“ sie athmete tief auf, sprach aber entschlossen weiter: „ist, damit ich's kurz sage, mein ehemaliger Bräutigam.“

Keines der Anwesenden konnte sich einer unwillkürlichen Bewegung enthalten. Am Meisten überrascht war Oswald.

„Du weißt, daß ich ein armes Mädchen war,“ wandte sie sich an ihren Mann und die Bitterkeit, welche ihre Lippen krauselte, schien hinzuzufügen: „hast es mir ja oft genug vorgeworfen!“

Er nickte. Schweigend blickte er und nachdenklich vor sich hinaus, als entfalteten sich vor seinen Augen die Bilder und Szenen der Vergangenheit. Um die Mundwinkel aber zuckte noch eine Lächeln, halb Spott, über diese unerwartete Offenheit, während sie sonst über jede Andeutung auf jene Zeit so empfindlich war und halb Mißtrauen gegen das, was dieses Heraustrreten aus der Reserve etwa bezwecke.

„Ich war eine Beamtentochter, doch früh verwaist, von Verwandten abhängig, die, selber arm und dem niedern Stande angehörig, mich möglichst wenig in die Schule schickten, dagegen meine Arbeitskraft zu nützen suchten. Ich wäre völlig roh aufgewachsen, hätte sich nicht Rudolph Morgenstern, mein weitläufiger Vetter, meiner angenommen. Er lehrte mich, was er selber wußte, auch Klavier spielen. Was ich kann, ja, gewissermaßen was ich bin — ich danke es ihm!“

Eine Art ironischen Zweifels trat in das Antlitz des Gatten. „Je nun, ich dachte doch — — Freilich —“ unterbrach er sich dann selber, „ohne die Kenntniße, die Du ihm verdankst, hättest Du ja nicht die Erziehung meiner kleinen Cousine übernehmen können, hätte ich Dich nicht kennen gelernt.“

Sie neigte nur zustimmend das Haupt, fuhr hastig fort: „Ich lohnte ihm mit Undank. Wohl dänkte es mich lange Zeit ganz natürlich, daß die geistige Entwicklung, die ich ohne ihn nimmermehr genossen, gewissermaßen ihm zu Gute kommen sollte, eine Meinung, die er selber theilte. Wir verlobten uns, als ich nach dem Tode der Tante nicht länger in dem Hause bleiben konnte, mir eine Unterkunft bei Fremden suchen mußte. Es war verabredet, die Hochzeit sollte stattfinden, sobald er eine Anstellung erhielt. Dieß geschah denn auch endlich — er kam selber freudestrahlend, es mir anzukündigen. Mit mir war inzwischen eine bedeutende Veränderung vorgegangen, oder ich vielmehr zum klaren Bewußtsein dessen gekommen, was sich sonst nur dunkel in mir geregt, was ihm einzusehen ich mich geschämt hatte. Ich war eine stolze, hochstrebende Natur, durch den auf mir lastenden Druck der Armuth nicht gebeugt, vielmehr noch begieriger gemacht nach den Genüssen des Reichthums. Zudem hatte ich nun einerseits die beschränkte Lage der Elementarlehrer kennen gelernt, andererseits gehört, erfahren, daß ich — schön sei. Ich dänkte mich also zu gut zu einer untergeordneten Stellung, und zu einer höhern berufen. Als Morgenstern mir glücklich mittheilte: er habe nun Brod auch für mich, sei Armenlehrer geworden, da rief ich wahrhaft entsetzt: Um Gotteswillen, Du — bei Deinen Kenntnissen — nur Armenlehrer! Es trankte ihn — er hatte die Stelle zum großen Theil um meinerwillen angenommen, nicht auf eine bessere warten wollen, um mich möglichst bald der Dienstbarkeit zu entheben, die mich hart drückte, wie ich ihm in meinen Briefen geklagt. Dennoch konnte ich mich nicht entschließen, sie und sein Loos zu theilen; ich löste unser Verhältniß.“

Beide Männer fanden das natürlich. Oswald dänkte es fast komisch, sich seine vielbedürftende, zur anspruchsvollsten Dame entpuppte Mutter als die Frau eines Armenlehrers vorzustellen. Sein

Vater fand es freilich durchaus nicht schmeichelhaft für sich, so die Motive bestätigen zu hören, aus denen seine Frau ihn geheirathet. Allein er war darüber längst nicht mehr im Unklaren und im Grunde viel zu sehr von dem Werth des Geldes durchdrungen, um sie deshalb geringer zu schätzen, als bisher. Da er sich einigermaßen gescheut hatte, ihr Verhältniß zu dem Armenlehrer zu berühren, höchst unwillkommene Enthüllungen fürchtend, so gewährte es ihm Genugthuung, daß dasselbe nun so aufgeklärt wurde, seine Frau in keiner Weise gravirt sei. Gleichsam abtittend reichte er ihr die Hand.

Sie ergriff dieselbe mit ungewöhnlicher Wärme. Ob ihr auf die Seele fiel, daß sie, eben ihre Herzlosigkeit gegen den früheren Verlobten erwähnend, den Gatten verletzt habe? Oder ob sich in ihr eine Ahnung davon regte, ein Gewissensbiß darüber fühlbar machte, daß sie ihrerseits nichts gethan habe, ihre Ehe zu einer herzlichen und innigen zu gestalten, ja, daß sie die Hauptschuld an dem innern Zerwürfniß trage? Das blieb dahingestellt.

„Aber das ehemalige Verhältniß ist doch kein Grund, von dem Baron eine Blamage für unsere Familie zu befürchten, selbst wenn er so niedrig gesinnt wäre, sie zu beabsichtigen!“ Oswald sprach damit einen Gedanken aus, der sich zugleich auch in seinem Vater und in seiner Schwester regte.

Lebhaft blickte die Letztere auf, senkte indeß sogleich wieder die Augen, als die Mutter, einer Bemerkung ihres Mannes zuvorkommend, rasch und entschieden sagte: „Das verstehst Du nicht. Leider veranlaßte mich ein unvermuthetes Zusammentreffen mit meinem Vetter oder vielmehr ein überraschendes Wiedererkennen zu einer Scene, die einer spöttischen Person genug Handhaben bietet, sie in's Lächerliche zu ziehen, und damit mich selber und den Vater. Können wir denn die einfache Wahrheit Jedermann wiederholen? Und selbst, könnte das geschehen, so glaubte doch alle Welt lieber eine pikante Verleumdung, als die einfache und alltägliche Wahrheit. Aurelie wird ihre Eltern nicht der Lächerlichkeit preisgeben.“

Das schien Vater und Bruder selbstverständlich. Sogar das arme Opfer einer solchen Konvenienz wagte nicht zu seufzen, ergab sich in das Unvermeidliche. Oswald nahm sich seines Freundes nicht weiter an. Wenn er über Mancherlei in dessen Wesen und Äußerungen nachdachte, hielt er ihn immerhin für fähig, sich durch jedes Mittel die Hand Aureliens zu erringen. Aus Liebe für diese — meinte der junge Mann. In der Liebe gelten, wie im Kriege, bekanntlich alle Vortheile.

„Gegen den Lehrer hatte ich mich nicht benommen, wie er es um mich verdient, wie es mir geziemte, daher empfand ich das Bedürfniß, ihm einige freundliche Worte zu sagen.“ Frau von Schaffer erhob sich sowohl in ihren eigenen Augen, wie in denen der übrigen ungemein durch die Demuth dieses Bekenntnisses. Rasch sagte sie noch hinzu: „Da auch Aurelie den Wunsch geäußert, den Armenlehrer kennen zu lernen, ihn in seiner so wohlthätigen Wirksamkeit zu sehen, hielt ich es für angemessen, mich mit ihr unter der Führung unseres Hausmädchens zu ihm zu begeben und trafen wir dort zufällig mit Doktor Ellern zusammen. Auf der Straße aber war ich von den Beiden auf einen Augenblick getrennt worden und etwas zurückgeblieben, während welcher Zeit der Baron sich, sowohl gegen Aurelie als gegen mich, in eigenthümlicher Weise benahm. Ich entschuldige das mit einem Mißverständniß feingeführt. Und nun laßt die Geschichte abgethan sein, und nicht wieder darauf zurückkommen.“

Aurelie wußte nicht recht, wie ihr geschah — die Mutter erfaßte ihre Hand.

Stolz hatte dieselbe sich erhoben, nicht ihrem Manne und Sohne zu und verließ das Zimmer, die Tochter mit sich hinausführend.

„Das haben wir von Deiner Geheimnißrämerei — ich muß zur Lage meine Zuflucht nehmen, um Deine Thorheit zu bemänteln, Dich vor äbler Nachrede zu schützen!“ Die Mutter sprach vorwurfsvoll und verursachte Aurelien dadurch einen so heftigen Gewissensbiß, als hätte sie selber gelogen und einen um so größern, da jene mit ungewöhnlicher Milde hinzusetzte: „Das sei indeß Deine einzige Strafe und zugleich das letzte Wort über die ganze Sache. Hoffentlich wirst Du nun immer, in allen Lebenslagen, Vertrauen zu mir haben.“

Aurelie gelobte es aufrichtig. Mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt saßen Beide einander lange Zeit gegenüber.

Schüchtern begann endlich das Mädchen: „Du hast Dich zum ersten Mal also auch ohne Liebe verlobt?“

„Wie in aller Welt kommst Du auf die Idee?“ war die lebhaft, fast unwillkürliche Antwort. „Ich habe ihn auf das Innigste, auf das Leidenschaftlichste geliebt!“ Dann, wie über sich selber erschrocken, fügte sie gleichsam entschuldigend bei: „Ich war in so beschränkter Lage aufgewachsen — mein Vetter Rudolph stand ursprünglich an Bildung und Entwicklung so hoch über mir, daß ich damals nicht denken konnte, ich werfe mich an ihn weg. Jetzt freilich schäme ich mich der damaligen Thorheit.“

Aurelie schüttelte leicht den Kopf. Ihr war's, als könne sie auch jetzt noch kein richtiges Vertrauen haben zur Mutter.

Diese mißverstand die Bewegung. „Du erschrickst bei der Vorstellung, welch' Loos Dein und Deines Bruders Theil wäre, wenn ich die Frau des Armenlehrers geworden!“

Sie erschrak darüber nicht, schwieg indeß, die bleiche Stirn in die Hand senkend. Vor ihrem inneren Blick schwebten wunderliche Bilder, ein Gemisch von Erinnerung und Phantasie. Sich selber sah sie neben dem Pflegsohn des Armenlehrers auf dem Schulhofe stehen, die Augen emporgerichtet zu den blinkenden Sternen, dem Wohlklang seiner Stimme lauschend. Dann legte der alte Mann segnend die Hand auf ihr Haupt und sie hätte ihm um den Hals fallen, ihn festhalten mögen für immer. Auch in den engsten Schranken kann es eine traute Heimat geben, während jetzt — sie mochte es nicht ausdenken.

„Meine Kinder haben wahrlich Ursache, mir dankbar zu sein, daß ich, mit Aufopferung meiner Herzensneigung, sie nicht zum Elend der Armuth gebar,“ sprach indeß die Kommissionsrätin. Sie fühlte sich, seitdem sie aus ihrer stolzen Sicherheit gekommen, so durchaus haltlos, daß sie nach jeder Stütze griff, sich selber im Ernste einzureden versuchte, sie habe nach einem Motiv gehandelt, das ihr damals wahrlich fern lag. Ein Blick auf die gebeugte Haltung ihrer Tochter sagte ihr freilich: noch heute sei sie keines Opfers für ihr Kind fähig, verlange vielmehr ein solches und zwar ein sehr hartes von diesem. Aber wie ihr ganzes Leben fast nur eine hohle Phrase gewesen, so fand sie auch jetzt noch eine solche zur Beschönigung für sich selber. „Du wirst es mir nach einem Vierteljahrhundert, wenn ich längst im Grabe liege, gewiß noch danken, daß ich Dich zu einer Heirath veranlaßte, die Deinen Kindern gegenüber Dir nicht zum Vorwurf gereicht. Ueberdies — nicht Zuneigung ist Glück — zu diesem gehört vor allen Dingen eine solide Grundlage, und diese Grundlage heißt Geld und Stellung in der Welt.“

Groß und traurig erhob Aurelie den Blick zur Mutter. Die stumme Beredsamkeit dieser Sprache warf plötzlich Alles über den Haufen, was sie, mehr noch zu ihrer eigenen Beruhigung, als zur Ueberzeugung der Tochter, an Scheingründen hervorzuheben mochte. In welcher Zerkürzung hatte sie eben dem Armenlehrer die Rede ihres Daseins bekannt und nun verdammt sie ihr eigenes Kind zu demselben Dasein! Von Selbstvorwürfen gepeinigt, von der Eizwe mit dem Jugendgeliebten im Grunde ihrer Seele viel tiefer erregt, als sie sich selber gestehen mochte, war sie doch zu schwach, zu weltlich, um sich durch einen der Mutterliebe und allen bessern Regungen ihres Wesens entsprechenden Entschluß aus diesem qualvollen innern Widerspruch zu befreien. Sie umfing nur Aurelie, lächelte bewegt ihre Stirn und sagte: „Mein armes, liebes Kind! Glaube wenigstens: Deine Mutter empfindet es mit Dir, daß auch Dein Leben nicht verflärt und gehoben sein soll von jenem Gefühl, das das junge Herz erträumt und erföhnt, mag auch der Verstand dagegen sagen, was er will; daß Deine Zukunft Dich, statt schon und beseligend, trostlos dünkt, das Leben nicht lebenswerth.“

Eine so wahre Empfindung hatte Aurelie noch niemals gesehen an ihrer hochfahrenden, formellen Mutter. Es erschütterte sie tief. Muthig erhob sie jedoch den Kopf, sagte entschlossen: „O nein, nicht trostlos denke ich mir meine Zukunft. Ich will mein Leben lebenswerth machen, indem ich es nicht — vergebens — auszufüllen trachte mit eitlem Lath, sondern ihm einen Inhalt gebe, der völlig unabhängig ist von den äußeren Umständen, von dem, was die Welt Glück oder Unglück nennt. Ich habe ja ein Vorbild an

diesem Mann, der seine beschränkte Sphäre durch eigene Kraft adelte, von dessen gefürchteter Strenge die vollste Befriedigung leuchtet, so wenig vom Geschick begünstigt seine äußere Lage auch erscheinen mag.“ Ihr Auge leuchtete, die Wangen glühten!

„Schwärmerin!“ Die Mutter lächelte sie wieder, im Herzen einen zweifachen Stich empfindend: Selbstvorwurf und Neid. Mußte der Armenlehrer ihr die Liebe ihres Kindes rauben, nun sie selber ein bisher ungelanntes Bedürfnis darnach fühlte? Und zugleich meinte sie die edlen Vorsätze, die eben Aureliens Brust hoben, würden doch nicht austreichen, ihr Leben zu beglücken.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Erinnerungen eines irischen Polizeibeamten.

8. „O Darby, was thust Du?“

In dem County Limerick war ein schauderhafter Mord vorgefallen, der um so länger die Theilnahme des Publikums in Anspruch nahm, da man das Opfer allgemein als eine schöne, herzensgute Frauensperson gekannt hatte. Die Ermordete war das Weib eines sehr geachteten Wäders in Bruff, dessen Juname mir entsfallen ist. In Bruff wird man sich jener Unthat, welche in das Jahr 1828 fällt, noch gut erinnern, und es gibt daselbst wahrscheinlich Viele, welche die Einzelheiten, die ich meinen Lesern hier vorlege, zu beschäftigen in der Lage sind. Der Wader hieß mit dem Vornamen Darby — im Süden von Irland ein sehr gewöhnlicher Laufname; wir wollen ihn daher Darby Hogan nennen.

Nachdem ich beim Frühstück mit Major Voles die Tagesneuigkeiten besprochen, wollte ich eben das Zimmer verlassen, als dieser mich zurückrief und in seiner unbeflümmelten Weise mich fragte, was ich den Tag über vorhabe. „Nichts Besonderes,“ lautete meine Antwort. — „So komm' mit mir,“ sagte er; „wir wollen eine Lustfahrt in's Land hinaus machen; die frische Luft wird Dir Appetit machen“ (dies war nicht eben nöthig, da dieser einem jungen Dragoner selten fehlt); „geh' auf Dein Zimmer und leg' statt Deiner Uniform einen Civilrock an; inzwischen wird der Wagen vorfahren.“

Ich willigte ein und säumte nicht, mich in einen Civilisten umzukleiden.

„Wo ist der Wagen?“ fragte ich.

„In der Hintergasse. Komm' nur mit,“ sagte der Major, seinen Hut und die Reitpeitsche, die er stets bei sich führte, aufgreifend; „wir werden zum Diner wieder zurück sein.“

Die letztere Bemerkung in Verbindung mit dem Umstand, daß der Wagen nicht vor, sondern hinter dem Haus, an einem stillen, abgeschiedenen Platz, uns erwartete, machte mich betroffen, und als ich draußen gar den Sergeanten Mac Grath in voller Uniform bemerkte, hatte ich im Hinblick auf die vielen Klemmen und Gefahren, in welche mich die Gesellschaft meines Schwiegervaters schon verstrickt hatte, gute Lust, mich wieder zurückzuziehen. Voles, dem dieß nicht entging, versicherte mir unter lautem Lachen, daß mit dem Ausflug nicht die mindeste Gefahr verbunden sei; er wolle bloß einem guten Freund, seinem ältesten Oberkonstabel Tom Doolan, der in Bruff stationirt sei, einen Besuch machen.

Da Voles nicht der Mann war, der mit Unwahrheiten umging, so fühlte ich mich beruhigt; ich stieg ein, und wir fuhren von hinnen. Nach weniger als zwei Stunden hielten wir vor Doolan's Stationshaus und fanden daselbst den würdigen Polizeimann; auch entdeckte ich jezt, daß es die Absicht meines Schwiegervaters gewesen, sich über die Einzelheiten des jüngsten Mordes zu unterrichten.

Doolan erstattete ihm einen ausführlichen Bericht und sagte bei, er habe, von dem unglücklichen Gatten begleitet, zwei Tage und zwei Nächte auf den unthunmässigen Mörder gestreift, jedoch ohne Erfolg. Die Polizei hatte auch mehrere verdächtige Personen eingezogen, namentlich einen Hausirer aus dem County Cork, dieselben aber in Ermangelung von Beweisen wieder freigegeben müssen.

„Ich weiß laum, was sich weiter thun läßt. Geben Sie mir einen Rath,“ sagte Doolan.

„Der beste Rath ist, gar nichts zu thun,“ versetzte Voles. „Gehen Sie hin und fischen Sie in dem Loch Gurr, schießen Sie Schnepfen im Moor, oder machen Sie, da Sie ein hübscher Vursche sind, den Frauenzimmern den Hof — was Sie wollen; nur in dieser Geschichte keine Hand gerührt, bis Sie mich wieder gesehen haben.“

Unserem Freunde, der ein thätiger und aufgeweckter Polizist war, wollte es nicht gefallen, in solcher Weise bei Seite geschoben zu werden; da er jedoch seinen Vorgesetzten kannte, so lachte er nur und verließ uns, nachdem er den Major nach dem Hause des unglücklichen Wittwers gewiesen hatte. — Wir trafen den armen Mann in Thränen. Als er aufgefordert wurde, uns Alles, was er von der Sache wußte, zu erzählen, bot sein Schmerz einen erschütternden Anblick. Kein Wunder, denn seine Frau, eine schmutzige junge Person, hatte mit der zärtlichsten Liebe an ihm gehangen.

Was er berichten konnte, lautete in kurzer Zusammenfassung wie folgt: Am letzten Samstag Abend hatte Hogan mit seiner Frau, vom schönen Wetter verlockt, einen weiten Spaziergang in's Land hinaus gemacht, dabei aber, weil sie nur werktätlich gekleidet gewesen, die frequentirte Straße vermieden und sich hauptsächlich an die Feldwege gehalten. Ungefähr drei Meilen von Bruff an einem einsamen Platz, etwa zweihundert Schritte von der Straße ab, wurden sie plötzlich von drei Räubern mit geschwägten Gesichtern angefallen. Sie packten sogleich die hübsche Wäderin, die ein lautes Geschrei erhob und sich so mächtig wehrte, daß zwei von den Strolchen nöthig waren, sie festzuhalten; der dritte hatte Hogan gefaßt und hielt ihm ein Pistol vor den Kopf. Hogan jedoch, ein wegen seiner Ueberztheit im Aufstehender Mann, ergraspte die Gelegenheit, schlug seinen Gegner nieder und flüchtete unter Hülserufen gegen die Straße hin. Er traf auch bald auf einige Leute, die vom Limericker Markt heimkehrten und, nachdem er ihnen seine Noth erzählt, ihn sogleich nach dem Platz begleiteten, wo der Ueberfall stattgefunden. Doch sie kamen zu spät, das unglückliche Opfer lag todt am Boden; ihr Schädel war durch einen schweren Knüttel in Splitter geschlagen. Bei diesem Anblick brach Hogan in ein lautes Heulen aus, warf sich auf die Leiche und mußte bewußtlos hinweggetragen werden. Die entsehten Bauern leisteten ihm diesen Dienst, indem sie ihn auf ihren Armen bis nach Bruff schleppten. Man brachte den armen Hogan zu Bett; während der zwei folgenden Tage brach er zeitweilig in ein tobendes Delirium aus. Das Leichenschaugericht erkannte auf Mord. Das arme Weib war erst am Abend vor unserer Ankunft beerdigt worden. Der Wittwer lebte nach Rache und theilte dem Major manchen Entwurf mit, wie die grausamen Mörder entdeckt werden dürften.

Nach einer kurzen Pause faßte Voles den Wader scharf in's Auge und sagte: „Es wird wohl am Besten sein, Hogan, wenn Ihr mich nach Limerick begleitet.“

„O Major, was muthen Sie mir zu! Ich bin noch elend und tief bekümmert.“

„Ich kann mir dieß wohl denken, allein Eure Vernehmung wird nothwendig, um die Mörder in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern.“

„Reinen Sie, es werde Ihnen gelingen? O, wie will ich Gott dafür danken.“

„Und doch zögert Ihr, mich zu begleiten? Das sieht nicht gut aus.“

„Ich zögere nicht, Major. Ich bin bereit.“

„Nicht so, mein guter Mann, aber nicht in diesem Anzug. Ihr müßt Euch sonntäglich kleiden, da wir uns vor der Richterbank stellen müssen. Es würde respektwidrig aussehen.“

„Sie haben recht,“ versetzte der Wader und verließ das Zimmer, um seine Kleider zu wechseln.

Ich erkannte aus dem Auge des Majors, daß er über ein Resultat erfreut war; worin aber dieß bestand, konnte ich mir nicht denken. Da ich indeß wußte, daß ich durch Fragen nichts erzielen würde, so verhielt ich mich still. Er trat nun an's Fenster, winkte seinem Sergeanten herauf, dem er in irischer Sprache einige augenscheinlich wichtige Weisungen ertheilte, und entließ ihn wieder.

Hogan trat, mit seinem besten Anzug herausgeputzt, wieder in's Zimmer; er hatte das Aussehen eines ruhigen, betriebsamen Gewerbmannes von der besseren Klasse.

Zu meiner großen Verwunderung schien es übrigens Voles gar nicht darum zu thun zu sein, schnell fortzukommen; denn ob schon der eingespannte Wagen vor der Thüre stand, bat er doch Hogan, ihm etwas Käse und Brod und ein Glas Bier zu geben. Nun war mein Schwiegervater in der Regel kein Freund von solchen Zwischenmahlzeiten, und da ich wußte, daß er einen wahren Widerwillen gegen den Käse hatte, so erkannte ich alsbald, daß er es nur auf eine Zögerung abhob. Während wir so beschäftigt waren, hörte ich ein Pferd vorbeigaloppiren. Eine Viertelstunde später saßen wir in dem Wagen und fuhren Limerick zu.

Wir mochten etwa zwei Meilen zurückgelegt haben, als wir dem Sergeanten Mac Grath begegneten, der auf dem Wege nach Bruff sein Pferd im Schritt gehen ließ. Dieß machte mich betroffen; doch sagte ich nichts, während Voles den Wagen anhielt, heraussprang und sich eine Weile mit dem Reiter besprach. Er stieg dann wieder ein und wir fuhren weiter; Mac Grath, auf dessen Sattel ich jetzt ein angeschnalltes Bündel bemerkt hatte, folgte uns.

Endlich erreichten wir die Stelle, in deren Nähe der Mord stattgefunden hatte. Jetzt ließ Voles den Wagen plötzlich anhalten, sagte Hogan scharf in's Auge und rief mit wimmernder Stimme: „Darby, o Darby, was thust Du?“

Der erschrockene Mann wurde leichenblass und fuhr von seinem Sitz auf. Voles verwandte kein Auge von ihm und fuhr, eine weibliche Stimme nachahmend, in dem gleichen kläglichen Tone fort: „O Darby, Darby, Du wirst mich doch nicht umbringen! Was hab' ich Dir gethan? O Darby, hab' Erbarmen mit mir!“

Ich glaubte wahrhaftig, der Major sei verrückt geworden; aber denke man sich mein Erstaunen, als jetzt Hogan in die Kniee sank und ausrief: „Ich gestehe, ich gestehe es! Aber wie konnte ich wissen, daß Sie zugehört haben. Ach, Gott sei mir gnädig — ihre eigenen Worte!“

„Legt ihm die Ketten an, Linsbury, und bindet ihn auf dem Wagen fest.“

Im Nu war unser Kutscher vom Bod heruntergesprungen und zeigte unter dem zurückgeschlagenen Ueberrod die grüne Uniform eines Polizeimannes. Der Befehl wurde vollstreckt.

Sergeant Mac Grath händigte jetzt seinem Kameraden den geladenen Karabiner ein, stieg ab, befestigte sein Pferd an einem Zaun und begleitete, das geheimnißvolle Bündel in der Hand tragend, den Major und mich nach dem Platz, wo die That stattgefunden hatte.

Wir erreichten bald die verhängnißvolle Stelle. Der Sergeant öffnete jetzt das Bündel und holte ein Paar Schuhe heraus; es waren dieselben, welche Hogan gegen die Stiefel, welche er jetzt trug, umgetauscht; das Paket enthielt auch mehrere andere Anzugsartikel von der Werthtagkleidung des Wäders, welche dieser abgelegt hatte, um sich in sein sonntägliches Habit zu werfen.

Mac Grath kniete nieder und verglich die Fußspuren, welche an der Mordstelle noch deutlich sichtbar waren, mit den Schuhen; sie paßten vollkommen zusammen. Auch Voles überzeugte sich davon. Dann wurden die Rodärmele umgewendet; an einem derselben, in der Nähe des Handgelenks, zeigte sich ein großer Blutfleck; die in dem Kampf zerrissenen Hosen waren wieder geflickt. Voles begann nun unter den Büschen umherzuspüren, aber ohne Erfolg, bis er endlich in einem verschlammten Graben ein Stück Holz bemerkte, das er dem Sergeanten aufzunehmen befohl. Es war ein kurzer Knüttel, wahrscheinlich derjenige, mit welchem der Mord vollbracht worden. Der Major glaubte jetzt zureichende Belege zu der Ueberführung gesammelt zu haben und lehrte nach dem Wagen zurück.

Da saß der elende Mann, blass wie eine Leiche und schluchzend wie ein Kind.

„Kennt Ihr diesen Prügel?“ fragte Voles, ihm den Knüttel vorhaltend.

„Thun Sie ihn weg — thun Sie ihn weg! Wahrhaftig, wenn ich ihn nicht in der Hand gehabt hätte, würde ich es nie gethan haben.“ Er verhällte das Gesicht mit den Händen und schluchzte laut.

Wir fuhren nach dem County-Gefängniß von Limerick und lieferten unsern Arrestanten ab.

Nach dem Diner fragte ich Voles angelegentlich, ob er auf Denunziationen oder auf eigene Vermuthungen hin so gehandelt habe.

„Ich kann Dir versichern, mein Sohn, daß ich mich nur durch die persönliche Beobachtung leiten ließ. Es lag etwas Verhängliches in dem Aussehen dieses Menschen, und seine übertriebenen Schmerzklagen weckten sogleich in mir den Gedanken, daß kein anderer Mensch als er selbst der Mörder sei. Hast Du nicht bemerkt, wie ungelegen ihm mein Vorschlag kam, ihn nach Limerick mitzunehmen? Als ich ihm empfahl, die Kleider zu wechseln, ging er in die Schlinge.“

„Warum thaten Sie dieß?“ fragte ich.

„Einfach deshalb, weil er, wenn er der Mörder war, wahrscheinlich das Verbrechen in dem Anzug begangen hatte, den er auf dem Leibe trug. Hast Du nicht gehört, wie er selbst sagte, er habe den Spaziergang in seinen Alltagskleidern gemacht?“

„Kann mich nicht erinnern.“

„Ei, Henry, Du wärest nie zu einem Diebsfänger zu brauchen, denn solche Kleinigkeiten führen uns oft zu wichtigen Wahrheiten. Du hast gesehen, wie ich den Sergeanten Mac Grath heraufrief? Ich wies ihn an, in Hogan's Zimmer die abgelegten Kleider an sich zu nehmen und voraus zu galoppiren, um sich zu überzeugen, ob die Schuhe in die Fußstapfen paßten; war das nicht der Fall, so sollte er das Bündel in aller Ruhe wieder zurückschaffen. Als er uns entgegkam, sagte er, daß Letzteres nicht nöthig sei. Ich hielt mich daher für gerechtfertigt, eine List zu versuchen, die auch richtig den Kerl zum Bekenntniß gebracht hat.“

„Aber wie konnten Sie genau die Worte wissen?“

„Das war Zufall. Ich wußte, daß sein Vorname Darby war und konnte mir denken, das arme Weib werde ihn, als er auf sie eindrang, mit demselben angeredet haben. Ob sie sich der nämlichen Worte bediente, weiß ich nicht und Hogan wahrscheinlich auch nicht; aber der Natur der Sache nach mußten sie ungefähr so gelautet haben, und so mußte er wohl auf den Glauben kommen, ein Vorübergehender habe sie gehört, und der Schreden zwang ihn das Bekenntniß seiner Schuld ab. Doch Du wirst, ehe Du Irland verlässest, noch seltsamere Dinge erleben.“

„Was werden wohl die anderen Beamten dazu sagen?“

„Alle Hagel, was sie sagen werden, Junge? — Habe ich sie nicht schon auf dem Hals gehabt? Zwei von meinen Nachbarn sind bereits bei mir gewesen und suchten mir die Hölle heiß zu machen, daß ich einen so hochachtbaren Menschen habe verhaften lassen, und sogar der Friedensrichter von Bruff ist im Galopp hierher gekommen, um für diesen vortrefflichen jungen Mann, den er von Geburt an gekannt, Bürgschaft in jedem Betrag zu leisten. Natürlich wies ich ihn zurück, denn bei Mord ist keine Bürgschaft zulässig. Wahrscheinlich sitzt der Ehrenmann jetzt in seinem Wohnhaus, faßt eine Klagschrift gegen mich ab und bittet den Lord Statthalter, mir meinen Posten abzunehmen,“ fügte Voles mit einem herrlichen Lachen bei.

„Fürchten Sie nicht, daß Sie geirrt haben könnten? Nehmen wir an, der Mann werde freigesprochen.“

„Nehmen wir an, der Himmel falle ein! Deine Gesundheit, Henry!“ Und Voles ging auf einen andern Gegenstand über.

Darby Hogan wurde wegen Ermordung seines Weibes vor die nächsten Rissen gestellt und auf den Grund der klarsten Beweise, obschon diese nur auf Indizien beruhten, als schuldig erfinden.

Am Abend vor seiner Hinrichtung legte er ein volles Bekenntniß ab und erkannte die Gerechtigkeit des Wahrspruches an; doch ließ er sich bis auf den letzten Augenblick den Glauben nicht nehmen, daß dem Major Voles übernatürliche Kräfte zu Gebot stünden.

Siegender Blätter.

Der merkwürdige Zufall, daß die Namen, die sich an das eben so tragisch zu Fall gekommene Kaiserreich Mexiko knüpfen, fast sämmtlich mit dem M beginnen, verdient wohl hervorgehoben zu werden. In Miramón nahm Maximilian die Krone von Mexiko an, der päpstliche Ruminus, welcher mit die Schuld an dem Scheitern der Pacifikation des Landes trug, in Mesquitero Mejia, der Oberbefehlshaber der französischen Truppen war ein Marschall, die hervorragendsten mexikanischen Generale hießen Marquez, Miramón, Mejia und der deutsche Diplomat, dem Juárez die Leiche des gemordeten Kaisers auslieferte, heißt — Magnán.



„Wollen Sie mein Kind loslassen!“ schrie die Frau unter dem verzweifeltsten Versuch, sich desselben wieder zu bemächtigen.

„Haltet das Weib zurück! Gleich sagst Du mir, wer hat hier von dem Könige gesprochen? Wirst Du sprechen, Du Nalg, oder soll ich Dich an den Beinen aus dem Fenster schleudern.“

„Die Dame! Die vornehme Dame!“ stieß das von Schreden beherrschte Kind unter seinem Geschrei und seinen Thränen mühsam hervor.

„Welche Dame? Diese dort?“ Der Lieutenant war mit der Kleinen auf den Flur hinausgestürzt und zeigte auf Miß Marie Windham.

„Ja, ja!“ Der mitherzugeeilte Bürgermeister versuchte das geängstete Kind zu beruhigen und von demselben irgend einen bestimmten Fingerzeig zu erfragen. Die Mutter und der Pfeifer strebten umsonst, den um die Drei, den Obersten, seine Schwester und den jungen Lord zusammengesetzten, dichtgedrängten Kreis zu durchbrechen. Beinahe im gleichen Moment waren auch vom Hofe und schnell sich nähernd vom Flur laute Ausrufungen und ein lebhaftes Hin- und Widerreden vernnehmbar geworden. „Radt ihn fest!“ befahl dort eine Stimme. „Hinauf mit dem Kerl zu unserem Lieutenant. Schweig! Du Halunke! Schelm Du! Das Einsteigen in geöffnete Fenster soll Dir schon noch verleidet werden.“

„Fahr zur Hölle, Schurke!“ Der Oberst hatte mit dem aus der Scheide gerissenen Degen einen raschen Stoß nach dem Lieutenant zu führen versucht. Das Gedränge um ihn herum, wie die Unmöglichkeit, jenen zu treffen, ohne zugleich das von demselben noch auf dem Arm gebaltene Kind zu verletzen, verhinderten jedoch gleich sehr seine Absicht, und er sah sich von dem ihm in den Arm gefallenen Corporal und einigen mit herzugestürzten Dragonern überwältigt und entwaffnet, bevor der, welchem sein Versuch gegolten, nur die Gefahr, der er so entgangen, recht zu bemerken vermochte.

„Es bedurfte dieses Mordversuchs gar nicht, mein Herr Oberst,“ höhnte der Lieutenant auf die Benachrichtigung von dem stattgehabten Vorfall, „um Ihre Lage noch zu verschlimmern. Doch, Sie haben die Aussage dieses Kindes vernommen. Wohlan, sprechen Sie, ist dieß der König?“

Der wirkliche Monarch war zusammenfallend mit dieser von einem Hinweis auf den jungen Lord begleiteten Frage von einigen Soldaten in den Kreis gestossen worden. Bei der gewaltthätigen Art, mit welcher derselbe von seinen Begleitern die Treppe hinauf eskortirt wurde, hatte er den jetzt in halber Bewußtlosigkeit auf das Treppengeländer gelehnten Schmied gestreift und dieser über die ziemlich unsanfte Verührung die Augen aufgeschlagen.

„Ho! Du,“ rief ihm der Betrunkene nach, „was stößest Du mich? Doch alle Wetter! ist denn das nicht mein Mann?“ Bei dem Versuch, dem Könige nachzueilen, versagten ihm jedoch ebenso wohl seine Beine wie sein Gedächtniß den Dienst, und er taumelte, ohne sich mehr seiner Absicht zu erinnern, mit einem heiseren Gelächter gegen die nächste Wand.

Die Wirthin hatte sich endlich ihres Kindes wieder bemächtigt und bemühte sich, dasselbe zu beruhigen. Von Miß Marie und dem jungen Lord war mit dem plötzlichen Wiederauftreten des Monarchen ein rascher Blick ausgetauscht und von dem Bürgermeister aufgefangen worden, welcher schon seit der ihm von Ignorie gewordenen Mittheilung und vollends seit der durch das Kind herbeigeführten Erwähnung des Königs alle Vorgänge um sich herum mit Argusaugen überwachte und dem bei seiner so nach allen Seiten aufgewendeten Aufmerksamkeit deshalb auch der vorige Ausruf und die Handlung des betrunkenen Schmieds nicht entgangen waren.

„Mein Lieutenant,“ berichtete einer der neu aufgetretenen Soldaten, „dieser Kerl ist von uns bei dem Einsteigen in eines der Fenster des Erdgeschosses ertappt worden. Uebrigens wenn die Nacht nicht so finster wäre, um die Hand kaum vor Augen zu sehen, hätte ich auf meinem Posten an der Hintertür des Hauses schon vorhin darauf schwören wollen, daß sich aus einem der Fenster des Oberstods ein . . .“

„Schelm Du,“ hatte der Pfeifer schnell besonnen diese möglicherweise hochgefährliche Mittheilung abgeschnitten, indem er sich anscheinend aufs Höchste erzürnt an den König wendete, „ist denn

gar kein Verlaß mehr auf Dich. Warum bist Du nicht in der Dir angewiesenen Kammer verblieben? Sicher bist Du wieder der Thüre nachgeschritten, oder hast gar der Rauchkammer der Wirthin einen Besuch abstatten wollen. Was ist es doch für ein Kreuz und Leid mit einem solchen nutzlosen Strolch wie Du!“

„Es ist mein Padvräger, Herr Kommandant,“ sagte er gegen den Lieutenant die Erklärung hinzu. „Nicht, Frau Bethy Bradlam, haben Sie ihm nicht vorhin selber unten seine Kammer angewiesen, und gewiß ist der Bengel aus dem Fenster derselben nur ein- und ausgestiegen, um nach seiner alten unverbesserten Leidenschaft irgend einer von ihm zuvor bemerkten Schürze nachzuschleichen, oder sonst einen seiner gewöhnlichen dummen Streiche auszuüben.“

Von dem Lieutenant war in dem Mommeneifer, die entdeckte Fährte zu verfolgen und dabei zugleich seiner Nachsicht gegen den Obersten für die einst von diesem erfahrene Behandlung frei die Zügel schießen zu lassen, dieser Zwischenfall kaum bemerkt, oder demselben doch mindestens nicht das geringste Gewicht beigemessen worden.

„Ah, nehmen Sie sich in Acht,“ bedrohte er den Obersten, welcher seiner vorigen Frage ein stolzes Schweigen entgegensetzte. „Sie glauben mir trohen zu können; allein ich stehe Ihnen dafür, daß ich Sie zu einem Geständniß zu zwingen wissen werde. Uebrigens ist hier ja aber auch Miß Windham, und vergessen Sie nicht, mein Herr Oberst, wir sind hier nicht in Abbottsleigh, und ich bin nicht mehr der verliebte, thörichte Knabe, an welchem Sie dort und damals das Verbrechen, seine Augen bis zu ihrer Schwester erheben zu haben, so energisch zu strafen mußten. O nein, ich bin seitdem ein in einer harten Schule gebildeter Mann geworden. Ein Mann, der vor keinem Mittel zurückschreckt, um seinen Ruch zu erreichen. Verstehen Sie mich, mein Herr Oberst? Wollen Sie nun, um das Aeußerste von sich und ihrer Schwester abzuwenden, jetzt antworten? Oder wollen Sie mir antworten, Miß Windham? Ist dieser junge Mann der König?“

„Wohlan denn, ja, ich bin der König,“ war der junge Lord mit raschem Entschluß gegen ihnorgetreten.

In dem stürmischen Tumult des Augenblicks verhallte der von Miß Windham ausgestoßene Schredeneruf ungehört und ebenso hatte von Allen unbemerkt der Pfeifer den wirklichen Monarchen zurückgehalten, wider die hochherzige Aufopferung des jungen Lords einen Einspruch zu erheben.

„Um Gottes willen, Euer Majestät, kein Wort, keinen Laut!“ flüsterte er dem Könige zu. „Noch bleibt vielleicht, Dank dem Irrthum, welchem diese Schelme sich hingeben, eine Rettung möglich, vernichten Sie nicht selber jede Aussicht dazu.“

„Diese sämtlichen Personen müssen sogleich in das Stadthaus geföhrt werden!“ hatte der Bürgermeister ausgerufen. Es standen 1000 Pfund auf die Ergreifung des Königs und es mochte sein, daß er mit seiner an den Lieutenant gerichteten Anforderung nur die Bereitwilligkeit desselben präsen wollte, für die Aufgabe des von ihm in dem angeblichen Padvräger des Pfeifers wenn vielleicht auch noch nicht erkannten, mindestens aber doch geargwöhnten wirklichen Monarchen diesen Lohn mit ihm zu theilen.

„Nichts da!“ weigerte sich der Offizier, auf sein Verlangen einzugehen. „Die sämtlichen Gefangenen verbleiben hier und in militärischem Gewahrsam. Corporal Joshua Blethou, Sie haben mir für dieselben. Miß Windham, belieben Sie in das von Ihnen eingenommene Zimmer zurückzukehren. Sie, mein Herr Oberst, mögen in dem bisher in diesem Stodwerk von mir bewohnten Zimmer verwaht werden, und Sie, mein Herr,“ lehrte er sich zu dem vermeintlichen Könige, „wollen bis auf Weiteres hier Ihren Aufenthalt nehmen.“

Die Thür zu dem Zimmer der Wirthin war von ihm wieder aufgesperrt worden, und er bedeutete den Lord mit Handbewegung in dasselbe einzutreten.

„Aber das ist ja mein Zimmer!“ versuchte die Wirthin Einspruch zu erheben.

„Ruhig, Weib! oder es wird sich in diesem Hause wohl auch noch eine Kammer zu Deiner eigenen Verwahrung finden,“ herrschte der Lieutenant sie an.

„Lassen Sie ihn gewähren,“ hatte ihr im gleichen Moment der Pfeifer zugesichert. „Um Alles in der Welt, meine beste Frau Bethy Bradlam, erheben Sie jetzt keinen Widerspruch!“

„Korporal,“ fügte der Lieutenant zu diesem gewendet hinzu, „fünf Mann werden auf diesem Flur aufgestellt. Jeder Berleher mit und zwischen den Gefangenen wird verhindert. Ebenso viele Mannschaften übernehmen auf der Vorder- und der Rückfront des Hauses die Ueberwachung der Ausgänge und der Fenster desselben. Niemand passiert mehr. Auf Jeden, der sich entfernen will, wird Feuer gegeben.“

„Ihnen, mein Herr Bürgermeister,“ richtete er die Aufforderung an diesen, „bleibt für die Zeit meiner Abwesenheit die Civilgewalt im Hause und die Ueberwachung all' dieser Leute übertragen. Auch werden Sie meine Rückkehr hier erwarten. Und jetzt mein Pferd! Ich will selber nach Shernwood zu dem dort einquartirten General Harrison hinüberreiten, um diesen von meinem glücklichen Gang zu benachrichtigen, und ihn zur Entgegnungnahme der Gefangenen hierherzurufen.“

„Mord und Tod!“ raunte Tom Lynrie dem Bürgermeister in's Ohr, „beabsichtigen Sie denn nicht mehr, den Pfeifer zu treffen? So schleudern Sie doch noch schnell irgend eine Anklage wider ihn.“

„So schweige doch,“ flüsterte ihm der Bürgermeister zu. „Hast Du denn nicht gehört, daß der Gimpel dort mir für die Zeit seiner Abwesenheit die Civilgewalt in diesem Hause übertragen hat? Binnen fünf oder zehn Minuten wird mir das Feld so gut wie allein gehören, und Sorge nicht, ich denke die mir damit gebotene Gelegenheit schon zu benutzen, um Deine wie meine Rechnung mit dem Strolch, dem Tim Neil, auf's Beste in's Reine zu bringen.“

V.

Unmittelbar nach dem Ausbruch des Lieutenant's war von dem Bürgermeister in der That die Verhaftnahme wider den Pfeifer und dessen angeblichen Pächter verfügt worden. Die Absicht desselben ging dabei dahin, sich namentlich dieses letzten wichtigen Gefangenen zu versichern, um bei dem Eintreffen des Generals, wie er kaum noch bezweifelte, den wahren und wirklichen König in Händen zu halten und somit schließlich die für dessen Ergreifung ausgelegte Summe allein in Anspruch nehmen zu können. Eben darum hatte er sich auch wohl gehütet, den Lieutenant, welcher seinerseits ja ebensowenig geneigt gewesen war, den Nutzen und den Vortheil dieser Gefangenennahme mit ihm zu theilen, über den von demselben wahrscheinlich begangenen Irrthum anzuklären, oder ihm über den vorausgesetzten wirklichen Thatbestand auch nur einen Wink zu ertheilen.

Es fehlte indeß viel, daß dem städtischen Oberhaupte das sich vorgesezte Stückchen so leicht geglädt wäre, als er zuvor gegen Lynrie vorausgesetzt hatte. Ganz im Gegentheil war ihm vielmehr auf seinen Befehl, sich der Weiden zu bemächtigen, von dem Korporal und seinen Dragonern schlechterdings der Gehorsam verweigert worden, und um seine Absicht dennoch auszuführen, blieb ihm schließlich nur der Ausweg, schnell den Seemann und die durch die Verhaftung des Lieutenant's noch in dem Wirthshause zurückgehaltenen Bürger als seine Privatkonstabler in Pflicht zu nehmen und die Verhaftnahme mit der so gepreßten Mannschaft auszuführen.

Damit hatte er es aber vollends mit dem auf seine Autorität eifersüchtigen Korporal, wie überhaupt mit den auf ihr Ansehen und ihre Alleingeltung nicht minder eifersüchtigen puritanischen Kriegsmännern verborgen. Auch verweigerte der Erstere zu einer Abführung der beiden Gefangenen in das Stadtgefängniß seine Zustimmung zu ertheilen und kaum, daß es dem Bürgermeister durch das Aufgebot der ganzen, seiner amtlichen Stellung bewohnenden Autorität schließlich noch gelungen war, den Korporal zu bestimmen, den angeblichen Pächter in einem noch im Hause vorhandenen Siebelstückchen in die eigene Verwahrung zu nehmen. Für den Pfeifer behauptete derselbe dagegen durchaus keinen Raum mehr zu besitzen, und die Ueberwachung desselben mußte deshalb im Gastzimmer selbst bewirkt werden.

Doch nicht nur mit dem bösen Willen der Soldaten allein, sondern in einem noch weit höheren Grade auch mit dem der Bürger blieb dem Bürgermeister zu kämpfen. Wenn dieselben sich auch der von diesem ihnen auferlegten und durch das Gesetz sanktionir-

ten Verpflichtung nicht hatten entziehen können, dem Aufruf als Konstabler Folge zu leisten und zur Verhaftung des Pfeifers und seines angeblichen Begleiters hülfsreiche Hand zu leisten, so machte sich ihr Unwille, zu dieser ihnen widerwärtigen Handlung gezwungen worden zu sein, doch nachher um so ungestümer geltend. Dazu kam indeß noch, daß der Spielmann bei ihnen Allen ebenso beliebt, als ihr Ortsvorsteher verhaßt war, und sie sich vollends in ihrem Widerstreben gegen die Anordnungen des Letzteren jetzt wenigstens der geheimen Zustimmung der Soldaten versichert halten durften, erwies sich ihre Opposition gegen das ihnen aufgedrungene Wächteramt bald so laut und lärmend, um den geängsteten Bürgermeister mit jedem Augenblick eine vollkommene Aufkündigung des Gehorsams befürchten zu lassen.

Der Einzige, auf dessen Eifer in Bewachung des Gefangenen dieser deshalb noch zu zählen vermochte, blieb Tom Lynrie, allein dreiviertel betrunken und durch die offene Theilnahme der Bürger für seinen glücklichen Rivalen bis zur Wuth erhit, hatte derselbe sich nicht nur mit diesen seinen früheren Zechgenossen wiederholt schon auf's Bestigste überworfen, sondern er hörte auch nicht auf, die Soldaten durch gelegentlich auch wider diese gerichtete Ausfälle und seine wild hinausgeschrieenen furchtbaren Flüche und Lästerungen immer von Neuem zu reizen.

Ein schlimmer Ausgang blieb so bei dem ungesügten und halb wahnsinnigen Betragen des Seemanns beinahe mit Bestimmtheit vorherzusehen, doch war das Bedenklichste noch: in dem Eifer des Verfolgs der ihm plötzlich aufgestiegenen Idee, sich des Königs zu bemächtigen und so die für dessen Ergreifung ausgeschte Belohnung an sich zu bringen, hatte der Bürgermeister ganz das andere, von ihm für diese Nacht vorbereitete Geschäft vergessen und erst jetzt war ihm die völlige Unvereinbarkeit desselben mit dem neuen Unternehmen, in das er sich so unüberlegt und übereilt gestürzt hatte, zum Bewußtsein gekommen.

Die Verlegenheit, in welche er sich dadurch verstrickt sah, konnte in der That aber auch schlimmer kaum gedacht werden. Auf Lynrie, der sich auf seine eigene Anordnung jetzt hier festgehalten befand, war sowohl deshalb, wie wegen der schon beinahe völligen Unzurechnungsfähigkeit desselben für das Hinausführen des Schiffs in die offene See unbedingt nicht mehr zu zählen. Wenn das Fahrzeug aber am andern Tage in seinem Versteck entdeckt würde, so ging ihm nicht nur dessen reiche Ladung verloren, sondern er durfte auch beinahe mit Bestimmtheit darauf zählen, daß ihm aus Anlaß dieser Gesetzübertretung die für die Ergreifung des Königs ausgeschte Summe vorenthalten werden würde, die andern mit einem solchen Fall verbundenen schlimmen Folgen dabei noch gar nicht einmal mit in Anrechnung gebracht.

Wer vermochte jedoch an Lynrie's Stelle für die Leitung des Schiffs einzutreten? Oder blieb es doch vielleicht noch möglich, diesen zum Ausbruch zu bestimmen, und wie ihn unbemerkt aus dem Hause hinauszuschaffen? Der Bürgermeister zerrann sich darüber das Hirn. Große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Bald sprang er von seinem, vor dem Kamin eingenommenen Sitze auf und machte, von seiner inneren Unruhe getrieben, ein paar rasche Gänge durch das Zimmer, bald starrte er wieder nachdenklich auf das Spiel der Flammen; allein so angestrengt er nachdachte, so wenig gelang es ihm doch, einen Ausweg aus dieser Verwickelung zu finden.

Ueber die ausschließliche Beschäftigung mit seinen Gedanken war ihm eine neue Veränderung in der Lage vollständig entgangen. Die Verhaftung des Pfeifers hatte zuvor zwischen ihm und der Wirthin einen überaus heftigen Zusammenstoß zur Folge gehabt, und wenig fehlte, daß er sich zur Behauptung seiner hart bestrittenen Autorität nicht schließlich genöthigt gesehen hätte, die Verhaftnahme auch noch über diese zu verhängen. Schon der Versuch, sein Ansehen über die Frau zu behaupten, gebieh ihm jedoch so übel als möglich; denn als er ihr nach dieser Szene verweigern wollte, das Gastzimmer zu verlassen, um ihr schlaftrunkenes Kind in einer anstoßenden Kammer endlich zur Ruhe zu bringen, erweckte dieß einen so allgemeinen Unwillen, daß selbst der Korporal und die Dragoner wie ein Mann wider ihn Partei ergriffen hatten und er kaum noch durch ein schleuniges Einklenken die schon fast verlorenen Fügel wieder zu ergreifen vermochte. (Fortf. folgt.)

Justus von Liebig.

(Zit. S. 361.)

Der größte Chemiker der Gegenwart, welcher die Wissenschaft in höchst bedeutungsvoller Weise gefördert hat, ist Justus v. Liebig. Im Jahre 1803 zu Darmstadt geboren, besuchte er das dortige Gymnasium und kam dann 1818 zu einem Apotheker in Heppenheim in die Lehre. Sein Aufenthalt hier war nur von kurzer Dauer. In den Jahren 1819—1822 finden wir ihn in Bonn und Erlangen, wo er eifrig Chemie studierte, 1822—1824 in Paris zur Fortsetzung seiner Studien. Schon damals machte er sich durch eine der französischen Akademie der Wissenschaften vorgelegte Arbeit über Anallsäure vorthellhaft bemerklich. Besonders war es Alexander v. Humboldt, welcher auf die vielversprechenden Talente des jungen Mannes aufmerksam machte und ihm zu der Professur der Chemie an der Universität Gießen verhalf. Durch die Anstellung Liebig's an dieser Universität schwang sie sich bald zu der Metropole des chemischen Studiums empor und erfreute sich eines europäischen Rufes. Dank seinem genialen Wirken gewann die Wissenschaft der Chemie eine ungeahnte Bedeutung sowohl in theoretischer wie praktischer Beziehung. Auf den Gebieten der analytischen, der technischen und pharmazeutischen, namentlich aber der organischen Chemie stellte Liebig mit außergewöhnlichem Scharfblick und rastlosem Eifer eine unabsehbare Reihe von Untersuchungen an, welche zu fast eben so vielen Entdeckungen führten und deren Resultate in einer ansehnlichen Zahl von wissenschaftlichen Werken niedergelegt sind. Namentlich erregten seine in den Jahren 1840 und 1842 erschienenen Werke über die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Agrikultur großes Aufsehen. Der Großherzog Ludwig II. von Hessen erhob nun den berühmten Gelehrten aus freier Anerkennung seiner Verdienste in den Freiherrnstand; die Universität Heidelberg berief ihn an Omelin's Stelle; er lehnte jedoch den Ruf ab, um dann 1852 einem solchen des Königs Maximilian nach München zu folgen. Hier wurde seiner Wirksamkeit in liberalster Weise Vorschub geleistet, und im Jahre 1853 ernannte ihn der König zum Vorstande des Kapitels des Maximilianordens für Wissenschaft und Kunst und 1860 zum Präsidenten der Wissenschaften und zum Generalkonservator der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates. Geleitet durch seine umfassenden Untersuchungen auf dem Gebiete der organischen Chemie vertiefte er sich nun mehr und mehr in die Thier- und Pflanzenphysiologie und Agrikultur. Obschon in vorgerücktem Alter stehend, ist Justus v. Liebig noch immer ein rüstiger, unermüdlicher Arbeiter auf dem Gebiete geistigen Fortschrittes, als forschender Entdecker, als akademischer Lehrer und als Schriftsteller. Wie der Wissenschaft an sich, so kommen seine Verdienste zugleich dem praktischen Leben, der Gesundheitspflege, der Haus- und Landwirthschaft in sehr vorthellhafter Weise zu Statten. Sein Apparat für die Analyse organischer Verbindungen, seine Methode der Darstellung des Cyanaliums, der Bestimmung der Mäusäure in offiziellen Arzneimitteln, der Bestimmung des Sauerstoffs der Luft mittelst Pyrogallussäure, der Scheidung des Kobalts vom Nickel; seine Untersuchungen und Arbeiten über Aldehyde, Cyanalium, Kalisuperphosphat, über die Zersetzung- und Oxydationsprodukte des Alkohols, über das Schwefelcyan und die Mellowverbindungen, über das Melamin und Ammelin, über die Hippursäure, das Kreatinin und die Harn- und Harnsäure; die hieraus gewonnenen Erfahrungen über die Natur der organischen Säuren, über Zersetzungsprozesse und über die Metamorphosen der organischen Natur überhaupt: das sind wissenschaftliche Thaten, die dem Unvergesslichen Rathel bleiben, die aber in der Geschichte der Wissenschaft ein bleibendes Andenken finden und deren jede einen Baustein bildet am Gebäude der menschlichen Erkenntniß — oder eine Handhabe zur Beherrschung der Naturgewalten. Liebig's Ober ließ jenseits des Ozeans Nachbarn entstehen wie diesseits, seine Schüler sind über die Welt verstreut, seine Werke in die Sprachen aller gebildeten Völker übertragen. Von diesen Werken ist eine hübsche Anzahl vorhanden. Seit dem 1836 mit Boggendorf begonnenen „Handwörterbuch der Chemie“ erschien von ihm die Bearbeitung des chemischen Theils von Geiger's „Handbuch der Pharmazie“ (1839), dann „die organische Chemie in ihrer Anwendung auf

Agrikultur“ (1840), und „die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie“ (1842); die „chemischen Briefe“, sein populärstes Werk, in welchem die Resultate seiner Forschungen, sowie seine Anschauungen über Naturwissenschaft, über Kraft und Stoff in der Natur niedergelegt sind; ferner „die Ursachen der Gärungsbewegung im thierischen Organismus“ (1848), die „Grundsätze der Agrikulturchemie“ (1855), die „Theorie und Praxis der Landwirthschaft“ (1856), die „naturwissenschaftlichen Briefe über die moderne Landwirthschaft“, „über das Studium der Naturwissenschaften“ (1852) und Anderes mehr. — Wie selten ein für die Wissenschaft und für das Wohl der Menschheit hochverdienter Mann ist Liebig schon bei seinen Lebzeiten mit Recht nach seinem wahren Werth geachtet und geschätzt worden. Sein Name gilt diesseits und jenseits des Ozeans als Autorität; sein Haus gilt der Sammelplatz der gelehrten Welt, seine Lebensstellung ist über jede Sorge emporgehoben, und zahllos sind die äußerlichen Ehren, die ihm zu Theil geworden. Es ist auch ein Fortschritt unserer Zeit, daß das wirkliche Verdienst mit seinem Schicksal nicht in Widerspruch kommt.

Eine Viberrepublik.

(Zit. S. 365.)

Sollte es wirklich wahr sein, daß die Kunst der Viber, welche seit Jahrtausenden die Bewunderung der Menschen erregt hat, im raschen Abnehmen begriffen ist? Zwei englische Reisende der neuesten Zeit, Milton und Cheales, sprachen noch mit größter Bewunderung von den alten Eindeichungen, welche diese ingeniosen Wasserbaumeister quer über die Flüsse angelegt, und indem sie dadurch die Strömung unterbrachen, das Wasser sich zu weiten Sümpfen auszubreiten zwangen. Sie fanden die Ruinen ganzer Viberdörfer, legelförmige, kleine Baumwesen von sechs bis sieben Fuß Höhe und aus Stangen und Zweigen gebildet, die mit einer Lage Moos beklebt waren. Diese Anlagen deuteten auf eine sehr ferne Zeit hin, denn die in der Nähe stehenden Bäume waren am Fuße, aber die umherliegenden verfaulten ganz mit Moos überzogen.

Was die Viber wie die Völker brauchen, um sich frei ihren Arbeiten hingeben zu können, das ist der Friede und die Sicherheit; sie finden Beides nicht mehr im amerikanischen Norden, wo der Jäger sie mit unerbittlicher Habgier verfolgt. Sie werden dort wie in Europa sich auf die Flüsse und Flußinseln zurückziehen, Eremiten und Vagabunden der Thierwelt. Ihr Talent, von der Furcht eingeschüchtern, wagt sich nicht mehr zu zeigen; sie ziehen sich in die fernsten Schlupfwinkel zurück. Keine gemeinschaftliche Arbeit, keine geselligen Gewohnheiten mehr! Nur in Pittbauen, in Kanada, am Labrador kann man sie noch beobachten und sich ein vollständiges Bild ihrer Fähigkeiten verschaffen.

Im Frühjahr und Sommer sind die Viber zerstreut; jeder lebt nach Lust und Laune, treibt sich da und dort umher, genießt die Gegenwart, ohne an die Zukunft zu denken, glücklich auf seine Rechnung, unbekümmert um die andern. Sie schlafen dann am Fuße eines Gebüsches, auf einem Lager von kleinen Zweigen, das ziemlich viel Ähnlichkeit hat mit dem Neste der wilden Gänse, oder in einem Bau, den sie sich am Ufer der Flüsse graben.

Ist aber der August da und der Herbst im Anrücken, dann geht es an den Ernst des Lebens. Sie kommen von allen Seiten, sammeln sich zu Haufen von hundert, zweihundert Stücken, denn nun gilt's, die alten Ansiedelungen wieder herzustellen oder neue zu gründen. Im letztern Fall wird das Terrain so sorgfältig wie von einem Kollegium von Bauvätern sondirt und lebhaft debattirt. Haben sie einen See gefunden oder einen Teich mit stehendem Wasser, das tief genug ist, daß es nicht bis auf den Boden friert, so ist die halbe Arbeit schon gethan, und man braucht nur noch die Hütten zu bauen. Ist es aber ein fließendes Wasser, das fließen und fallen kann, so ist es ihre erste Sorge, das Niveau zu fixiren und die Tiefe durch einen Deich herzustellen. Sie wählen zu diesem Ende den höchsten Punkt des Uferrandes, und wenn sich ein großer Baum findet, so muß er ihren Zwecken dienen; sie schneiden ihn am Fuße ab, indem sie ihn ringsum benagen, vorzüglich auf der Seite, auf welcher er fallen soll; der Baum stürzt und die Barre ist herge-



dem Mundloch sich eine Vorrathskammer befindet, die mit Wurzeln und Aesten angefüllt wird. Unaufhörlich wird an der Wohnung fortgearbeitet, werden Vorräthe aufgespeichert, bis das Eis sie hindert. Steigt das Wasser zu hoch und dringt in die Burg, so machen sie durch die Stümpel ein Loch und entfliehen. Acht, zehn, zwölf solcher Häuser bilden die kleine Republik. Die größten Häuser könnten achtzehn, zwanzig und bis zu dreißig Viber beherbergen. Doch kommt es auch vor, daß ein einziger Viber in einem solchen Hause wohnt, und man kam auf die Vermuthung, daß ein solcher Einsiedler ein Wittwer oder eine Wittwe sei, welche eine neue Heirath erwartete, um wieder in Gesellschaft zu gehen.

Glücklich der Forscher, welchem es vergönnt ist, eine solche Viberrepublik zu beaugenscheinigen. Fast überall in Deutschland hat man die Viberhegen wieder aufgegeben, und wir sind ganz auf die Schilderungen der Reisenden Nordamerikas angewiesen, wenn wir uns ein Bild dieser wunderbaren Naturwerkmeister machen wollen.

Aus den Erinnerungen eines irischen Polizeibeamten.

9. Die Terry Alte.

Im Jahr 1830 kam ein System agrarischer Eigenthumsbeschädigung in Schwung, das unter der Bezeichnung „Terry Alt“ bekannt wurde. Woher dieser Name rührte, ist nicht gut zu ermitteln, obschon damals die Ansicht herrschte, die Vetheiligten hätten ihn von dem harmlosesten und wohlgesinntesten Farmer in dem County Clare geborgt und auf eine ausgedehnte, wohlorganisirte Bande von Marodeuren übertragen, welche unter dem Vorwand, daß ihnen zu dem Anbau ihrer Kartoffeln und ihres Getraides nicht genug Landes zugewiesen sei, sich das Vergnügen machten, Laufende von Acres aufzuwühlen und so die Ernte zu vernichten. Mit jeder Post erhielt die Regierung Anzeigen, daß neue derartige Vergehungen stattgefunden hätten. Mittheilungen von mehreren Hunderten bewaffneter Bauern durchzogen Nachts den Süden von Irland, namentlich das County Clare, und bezeichneten ihre Pfade mit frischen Unthaten. Vokes ließ es sich natürlich sehr angelegen sein, diesem verbrecherischen Treiben zu steuern, und es gelang ihm auch wirklich, den unter ihm stehenden Distrikt frei zu halten; doch erschienen täglich und stündlich zu Limerick in Schreden versetzte Friedensrichter, um abermalige agrarische Angriffe zu melden. Auf seinen Rath wurde die Schwadron, in welcher ich damals Cornet war, nach Newmarket am Jergus verlegt. Die Anwesenheit von Militär that die beabsichtigte Wirkung, und mehrere Tage wagten sich die Terry Alte nicht in unsere Nachbarschaft. Inzwischen traten die Friedensrichter zusammen und kamen nach ernstlicher Verhandlung überein, der Regierung zu erklären, daß sie außer Stand seien, den gefährlichen Banden, welche das Eigenthum bedrohten, Einhalt zu thun; sie müßten daher höheren Orts um weiteren Schutz bitten.

Die Antwort fiel nicht aus, wie man hätte erwarten sollen; sie lautete einfach, der Marquis von Anglesey, damals Lord Statthalter von Irland, werde selbst die aufgeregten Distrikte besuchen und nach persönlicher Einsichtnahme die geeigneten Maßregeln anordnen, um dem schändlichen Zustand, in welchen die Localmagistrate das County Clare hätten versinken lassen, ein Ende zu machen. Seine Excellenz zeigte in einem eigenhändigen Schreiben Sir Augustin Fitzgerald, einem früheren Offizier von hohem Rang, der in Clare begütert war, an, sie werde im Laufe von drei Tagen dessen Gastlichkeit für einen Tag in Anspruch nehmen, um sich sodann am anderen Abend nach Cork zu begeben.

Ob dieser Anmelbung kam in Cahirgoran, dem Sitz des Baronets, das Haus in große Aufregung. Wegen der Unruhen in dem County hatte jeder Gentleman sein Silbergeschirr und andere Werthgegenstände irgend einem Bankier in Verwahrung gegeben, und nun mußte Alles, was für die Aufnahme des sehr anspruchsvollen Hochwürdenträgers nöthig, zusammengeborgt werden, um so mehr, da der Lord Statthalter nach der an die Magistrate ertheilten Nase es als absichtliche Geringschätzung deuten mochte, wenn er nicht im nobelsten Styl bewirthet wurde. Sir Augustin hatte sein Silberzeug in Dublin liegen, von wo aus es zurückzufordern

die Zeit nicht gereicht haben würde, selbst wenn man wegen dieses einzigen Gasttags die Gefahr nicht in Anschlag nahm. Es gingen deshalb von Tromoland bis Hermitage berittene Boten an jeden Nachbar oder Verwandten, um von ihnen Beiträge zu dem Widrud des hohen Herrn zu erbitten. Die Angesprochenen erwiesen sich sehr dienstfertig, und als der edle Marquis mit vier-spänniger Postkutsche in den Cahirgoran-Park einfuhr, standen wir bereit, ihn mit militärischen Ehren zu empfangen, während der gastliche General das Bewußtsein in sich trug, daß von seiner Seite an der gebührenden Bewirthung nichts fehlen werde.

Allein leider konnte der reizbare Bizekönig nicht so leicht zufriedengestellt werden; seine Seele war im Harnisch, und das ihm angebotene Lunch verschmähend, erwartete er ungeduldig die Ankunft der Magistrate. Sie trafen bald ein und machten nach einer belomplimentirenden Anekdote an Seine Excellenz ihre Rapporte, die wenig mehr als ein Echo ihrer früher erlassenen Verichte waren. Der Marquis ließ sie kaum ausreden und begann dann mit ungewöhnlicher Strenge donnernd ihnen den Text zu lesen. Dabei behauptete er, bei jeder Landverwüstung die Bemerkung gemacht zu haben, daß die Grundbesitzer wegen ihrer unversöhnlichen Haltung die Schuld sich selbst zuzuschreiben hätten, und durch ein festeres Auftreten der Localbehörden wäre all' diesem Unwesen vorgebeugt worden. Auf jeder Station, wo er Halt gemacht, sei er mit Enthusiasmus und mit Freudenbezeugungen empfangen worden, wie man sie nur an Irländern erleben könne. Ja, wenn er nur im Stande wäre, den Anwesenden seine eigenen Ideen einzuklopfen, so würde der Süden von Irland so ruhig sein, wie der friedliebendste Bezirk auf Gottes Erdball. Er könne nur beklagen, daß man seinen Rath nicht allgemeiner nachgesucht und demselben umfassendere Folge gegeben; er bedauere daher, daß er gegen die Friedensrichter des County sein höchstes Mißfallen kund thun müsse.

Niemand fühlte eine Geneigtheit, auf diese Tirade zu antworten, obschon wenigstens die Hälfte der Getadelten innerlich den Beschluß faßte, ihre Aemter niederzulegen. In Irland werden nämlich die Friedensrichter nicht, wie in England, aus der Geistlichkeit, den zurückgetretenen Offizieren oder den im Rang am höchsten stehenden Bezirksangehörigen gewählt; man nimmt sie aus der Zahl der reichsten und größten Grundbesitzer, unabhängiger Männer von edler Herkunft, die sich deshalb nicht gerne abkneipen lassen.

Seine Excellenz trat nun auf den Balkon hinaus und hielt eine Anekdote an die Bauern. Anfangs schmachtete er ein wenig über ihre Unthaten, ging aber bald in ein übertriebenes Lob ihres herrlichen Landes über, dessen einzige Stütze die Bauernschaft sei; er sprach von irischem Muth und irischer Tapferkeit, von mannhaften Helden und lieblichen Frauen — kurz, seine ganze Zuneigung gehörte ihnen, so daß auch nicht ein Körnchen davon für die um ihn herstehende entrüstete Gentry übrig blieb. Ich brauche nicht beizufügen, daß jedes Kompliment mit wahrhaft ohrzerreißenden Hurrahrufen aufgenommen wurde. Die Segenswünsche, die auf den „Helden von Waterloo“ niederregneten, waren so zahlreich, daß wohl kein Engel Platz gefunden haben würde, sie alle aufzuzeichnen, und während der Name des „waderen Anglesey“ noch aus Hunderten von Bauernmündern die Luft durchzitterte, zog sich der treffliche, nur allzu rührsame Häuptling zurück, wieder in vollkommen guter Stimmung ob dem Cade mille saltha (tausendfältiges Lebehoch), welches das von ihm angerebete Volk ihm zugerufen.

Die gekränkten Behörden theilten leineswegs die frohen oder vertrauensvollen Gefühle des hohen Würdenträgers; doch da sie versprochen hatten, bei dem zu seinen Ehren veranstalteten Dinner mitzumachen, so setzten sie sich an die Tafel, obschon sie fast während des ganzen Mahls ein düsteres Schweigen brobacheten. Nach Entfernung des Tuchs erhob sich der loyale Wirth, um nach dem üblichen Hoch auf den König einen Toast auf Seine Excellenz den Lord Statthalter auszubringen, dessen Name und hohe Eigenschaften durch alle künftigen Jahrhunderte in der Geschichte leben würden. Auf das Urtheil der Gegenwart anzuspüren, enthielt er sich wohlweislich.

Wie zu erwarten, erhob sich Seine Excellenz, um zu antworten. Seine able Laune war hinweg, und er bemühte sich nun, seine früheren strengen Bemerkungen zu mildern. Wie er mehr und mehr über seinen Gegenstand erwarnte, wurde er förmlich enthusiastisch;

nachdem er auf die Ehrerbietung der Bauern gegen ihn selbst und ihre Liebe zu ihm hingewiesen, bat er die Anwesenden dringlichst, sich die Art, wie er mit den armen Leuten umgehe, zum Muster zu nehmen und so ihre warme Anhänglichkeit zu gewinnen. „Ja,“ sagte er zum Schluß bei, „behandelt sie, wie ich, und ihr werdet euch in gleichem Maße ihre Zuneigung sichern. Ihr seht, wie sie mich bewillkommen. Ihr könnt es ebenso haben. Ich brauche nur meinen Finger in die Höhe zu halten und sie leisten mir Folge. Ich siehe mit meinem Leben dafür, daß ich unbelästigt das ganze Land durchwandern könnte, ohne einen einzigen Begleiter um mich zu haben. Schon meine Gegenwart bringt den Frieden unter sie. Ich wünschte nur, länger unter ihnen verweilen zu können, um ihre aufgeregten Gefühle zu beschwichtigen. Heute mögen Sie ruhig nach Haus zurückkehren, Gentlemen; ich leune das Land aus dem Grund und gebe Ihnen mein Wort darauf, daß Ihnen Niemand etwas anhaben wird. So lang ich mich im Süden von Irland aufhalte, wird kein agrarischer Unfug stattfinden.“

Nach dieser beziehungsweise milden Anrede setzte sich der Vizekönig, um bald darauf durch sein abermaliges Aufstehen das Zeichen zum Aufbruch zu geben. Es war zum Voraus bestimmt gewesen, daß die Excellenz am andern Tag noch einen allgemeinen Empfang abhalten werde, weshalb diejenigen, welche nicht in Cahingoran blieben, den Heimweg antraten. Nicht Viele waren mit der Art, wie mit ihnen gesprochen worden, zufrieden; als sie aber in dem prächtigen Mondschein durch den schönen Park von Cahingoran ritten oder fuhren, meinten sie doch insgesammt, daß es am Besten sein dürfte, wenn sie sich bei dem Leber des andern Morgens einfänden.

Von der Anstrengung des Tages ermüdet, suchte ich um Mitternacht mein Lager, entschlossen, mich durch einen langen Schlaf zu entschädigen, denn ich war an jenem Tag vor Austritt meiner dienstlichen Obliegenheit nach Limerick und wieder zurückgeritten. Brauche ich zu sagen, daß ich mich bald jenes köstlichen Schlummers erfreute, welcher nur dem kräftigen früheren Mannesalter eigen ist? Da wurde ich plötzlich aus einem entzückenden Traum durch einen lauten Trompetenstoß unter meinem Fenster aufgeschreckt. Sollte ich mich getäuscht haben? Nein, er wiederholte sich. „Bei St. Georg, das ist die Spornreveille!“ rief ich, jetzt vollkommen wach, und sprang aus dem Bette; denn die Spornreveille ist das Aufgebot, ohne Verzug das Lager zu verlassen und sich zu Pferd zu setzen.

Ich konnte mir nicht denken, was dieß zu bedeuten haben mochte. Sollte unserem erlauchten Gast ein Unfall zugestoßen sein? Fast unmöglich. Könnte ein plötzlicher Aufstand Dämpfung durch Waffengewalt nöthig machen? Nicht wahrscheinlich. War vielleicht einer von den Friedensrichtern auf dem Heimweg ermordet worden? Auch nicht, denn dann würde man nicht uns aufgeboten haben. Was konnte es möglicherweise sein? Begierig stürzte ich nach dem Paradeplatz und traf daselbst meinen kommandirenden Offizier, Kapitän D., der sich jedoch ebensowenig, wie ich, denken konnte, was der Alarm zu bedeuten hatte. Die einzige Auskunft, die er mir zu geben vermochte, bestand darin, daß von Sir Augustin eine Meldung eingelaufen sei, in deren Folge wir uns sogleich nach Cahingoran-House zu begeben hätten.

„Das muß den Lord Statthalter betreffen,“ bemerkte ich; „aber warum wohl so früh? Ich habe mitangehört, daß er Aufrag erteilte, ihn nicht vor acht Uhr zu wecken, und jetzt ist's erst sechs.“

„Wir werden bald in's Klare kommen,“ versetzte der Kapitän und ließ den Trompeter zum Trab blasen. So ging es denn dahin mit einer Geschwindigkeit von neun Meilen in der Stunde, und bald machten wir vor Sir Augustin's Wohnung Halt.

Ein einziger Blick ließ uns den Grund unseres Aufgebots erkennen. Der ganze herrliche Park, namentlich um das Haus her, war umgewühlt und der Ahasen, der seit Jahrhunderten die Pferde der Besingung, der Stolz des Eigenthümers gewesen, in der geschicktesten und wirksamsten Weise in einen Kartoffelacker umgewandelt. Weit und breit kein Streifen grünen Waidelands mehr, und vierhundert Acres brauner Erdschollen verunstalteten jetzt die Gänge zu dem Herrenhaus. Zwischen Mitternacht und Morgens fünf Uhr war diese maßlose Frechheit unmittelbar unter der Nase des populären Statthalters in Vollzug gesetzt worden. Es war ein greulicher Anblick.

Meinem Schwiegervater hatte allerdings etwas derauf geschwankt; denn obschon ihm eine solche Gesamtanstrengung der ganzen Bauernschaft nicht minder unerwartet kam, war doch immer von ihm mit aller Entschiedenheit auf die Gefahr hingewiesen worden, das Volk mit hohlem Geschwätz führen zu wollen oder allzuviel auf dessen sogenannten Enthusiasmus zu bauen.

Als wir angerückt kamen, stand eine vierspännige Equipage vor dem Haus; Seine Excellenz, von einem einzigen Adjutanten begleitet, stieg ein. Ich werde den gemischten Ausdruck von Jörn und Aerger auf dem Gesicht dieses hohen Herrn nie vergessen. Er zog die Vorhänge vor, rief den Postillon zu, schnell zu fahren, und reiste ab, ohne sich auch nur mit einem gewöhnlichen Abschiedsgruß zu bemühen. Wir gaben ihm eine halbe Meile weit das Geleite, worauf der Adjutant uns entließ.

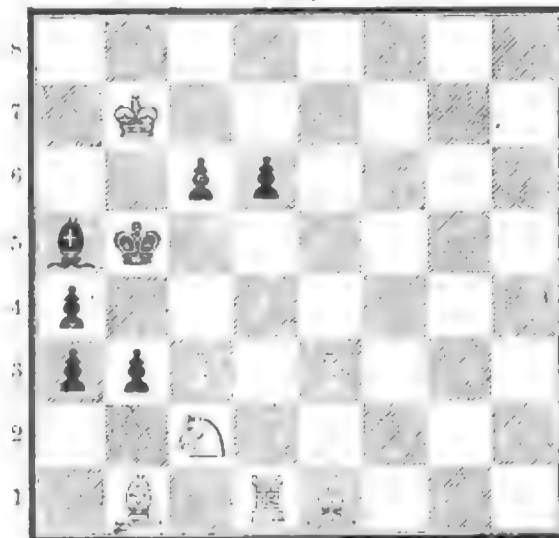
So war denn der Mann, der, wie thörichterweise so viele Andere, sich geschmeichelt, Irland durch und durch zu kennen, abgezogen, die praktische Lehre mit sich fortnehmend, daß die Lokalbehörden, welche er so derb abzulausen sich vermaßen, vollkommen recht gehabt hatten. — Das anberaumte Leber wurde selbstverständlich eine die vertagt; die Behörden von Clare aber verdoppelten nach diesem Triumph ihre Anstrengungen, und durch gute Handhabung der ihnen zustehenden Gewalt, im Verein mit angemessener Strenge, gelang es ihnen bald nachher, den „Terry Allen“ das Handwerk zu legen ohne den Beistand des Waterloo-Helden.

Schach.

(Reizgirt von Jean Lustbuc.)

Von Herrn E. Koch in Paris.

Schwarz.



Weiße.

Weiße zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 319:

- | Weiße. | Schwarz. |
|---|--------------------------------|
| 1) D. D 1 — D 2 . . . | 1) R. D 5 — C 4 oder C. |
| 2) R. D 1 — C 2 . . . | 2) R. C 4 — D 5 oder A. und B. |
| 3) R. C 2 — D 3 . . . | 3) Beliebig. |
| 4) D. D 2 — C 2 oder A 2 Schach und Matt. | |
| A. | |
| 2) | 2) R. D 4 — C 3. |
| 3) D. D 2 nimmt C 3 + . | 3) R. C 4 — D 5. |
| 4) D. C 3 — D 3 Schach und Matt. | |
| B. | |
| 2) | 2) R. beliebig. |
| 3) R. D 1 — E 6 + . | 3) D 6 — D 5. |
| 4) R. E 6 nimmt D 5 Schach und Matt. | |
| C. | |
| 1) | R. D 5 — E 4. |
| 2) R. D 1 — E 2 u. f. w. | |



gefahr versichern. Ja, ja, Unserer hat kaum einen Feiertag, ist stets beschäftigt.“

Emil hatte auch nicht Lust, das Gespräch fortzusetzen. Der Kommissionsrath lehnte sich aus dem weiterfahrenden Wagen, um dem jungen Mann einen Augenblick nachzusehen. Dann versank er in seine Berechnungen; er hatte nicht den äußerst verkommenen Menschen bemerkt, der in der Nähe stehen geblieben war, seine Worte gehört hatte und sich nun schleunigst in entgegengesetzter Richtung entfernte. Der Mann prallte in seiner Eile fast gegen ein Frauenzimmer. „Vater!“ — „Rose — Du?“ Eine Verwünschung schloß sich an diese Erkennung.

Emil Ellern schaute sich um. Er wußte zwar nur wenig von dem, was sich mit den Armenerschülern begeben, die nach ihm Morgenstern's Jünger gewesen; der alte Lehrer hatte mit ihm über Anderes zu sprechen. Allein das Mädchen sah so krank und hinfällig aus, dazu bildete ihre nicht für die Jahreszeit passende, doch von ehemaliger Wohlhabenheit zeugende Kleidung einen solchen Gegensatz zu dem Aeußern des zerlumpten Mannes, dessen rothes Haar sich schon leicht mit Grau mischte, daß er unwillkürlich wieder zurückblitzte. Beide schienen in äußerst lebhaftem Gespräch zu sein, der Vater offenbar im Born. Sie griff nach der Mauer des Hauses, wie um sich zu stützen. Das Bild verließ den jungen Mann nicht. Als er schon um die Ecke gegangen war, lehnte er wieder zurück.

Rose suchte sich nach dem überraschenden Zusammentreffen zu sammeln, während es in ihren blauen Augen eigenhümlich aufblitzte. „So treffe ich Sie doch noch,“ sagte sie fast freudig. „Ich war bei Euch, die Mutter wies mir —“ sie stockte.

„Hast nichts bei uns zu suchen!“ fuhr er auf.

„Ich wollte Euch nur um Verzeihung bitten!“ Die bebenden Lippen vermochten die Worte kaum hervorzustammeln. „Im Namen Gottes, bei dem An denken an meine verstorbene Mutter —“

„Hole Dich der Satan!“ schrie er auf. „Denkst, sie hätte Freude gehabt an einer solchen Tochter?“

Die zerbrochen lehnte die Unglückliche sich an die Wand des Hauses, vor dem sie standen.

Er wollte sie verlassen, besann sich aber und sagte leise, wie beschämt: „Ich bin lahl wie eine Kage, das letzte Stück, auf das der Pfandleiher was gibt, verfehlt und das Fest vor der Thür. Doch nicht darum handelt es sich. Ich brauche Geld und nicht bloß einige Groschen.“

Sie blickte ihn betrübt an, ohne zu antworten.

„Donnerwetter,“ fuhr er zornig auf, „muß ich Dich denn geradezu anbetteln? Verstehst Du nicht, was ich meine? Es soll nur ein Darlehen sein und zwar zu einem Zweck, der Dir selber Freude machen, Dich rächen wird!“ Ein finsternes Lächeln verzerrte sein Gesicht.

„Ich habe kein Geld, keinen Pfennig, Vater!“

„Was, kein Geld? Und dabei —“ Eine rohe Aeußerung erstreckte in einem rohen, heisern Gelächter.

Sie hatte ein seidenes Tuch vom Halbe genommen und reichte es ihm. Dann trat sie in die offene Hausthür, zog im Flur das Mädchen aus, das sie unter dem verschlossenen schwarzen Tischtuch trug. Es war das besterhaltene Stück ihres Anzuges, von feinem, grauem Tuch, reich besetzt. „Vielleicht thut es das?“

Einen Augenblick schien er unschlüssig, als er sie zusammen-schauern sah vor Frost.

„Ich — ich brauche die Sachen nicht, Vater!“ betheuerte sie, augenscheinlich schwankend zwischen der Freude, ihm einen Dienst zu leisten und der Furcht, er werde sich besinnen, ihn verschmähen.

Er griff jedoch hastig nach dem Kleidungsstück, dessen sie in diesem Wetter so sehr bedurfte. „Es wird Dich und mich erwärmen, was ich damit vorhabe! Und noch andern Leuten heiß machen — habaha!“ Damit wollte er fort, im Auge ein Auf-sunkeln feindseligen Triumphes.

Sie streckte die Hand nach ihm aus. „Ein Wort der Vergeltung, Vater,“ flehte sie. „Vater, lieber Vater!“

Unsanft hatte er sie zurückgestoßen. „Geh' zum Teufel mit dem ewigen Gewinsel. Brauchst mir's nicht immer in die Ohren zu schreien, daß ich Dein Vater bin — mache mir nicht eben was aus der Ehre.“

Halb ohnmächtig sank sie in die Kniee.

„Kann ich Ihnen irgendwie von Nutzen sein?“ fragte eine freundliche Stimme. Emil Ellern neigte sich über sie, wollte ihr aufhelfen.

„Herr Doktor!“ Sie schnellte empor.

„Sie kennen mich?“ Zweifelhaft durchforschte sein Auge ihr verfallenes Gesicht.

„Ich habe Sie zwar nicht gesehen, seitdem Sie Doktor geworden sind,“ stammelte sie. „Aber als ich noch in die Schule ging —“

Eine Erinnerung durchblitzte ihn. „Rose Miller, die schöne rothe Rose, wie sie im Scherz von den Bekannten genannt wurde!“ Es war ihm unwillkürlich entschlüpft, während er sie noch immer mit dem Ausdruck schmerzlicher Ueberraschung musterte.

Was sie auch empfinden mochte, sie zwang das nieder. Die Vorübergehenden hatten es nicht auffällig gefunden, daß die Frauensperson mit dem wüsten Armen sprach, sie wandten sich jedoch verwundert nach dem anständigen Herrn, der jetzt die Stelle des läderlichen Arbeiters eingenommen hatte.

„Gott segne Sie, Herr Doktor — Sie und Ihren alten Freund. Gott hört zwar nicht auf die Seufzer eines Geschöpfes —“ sie hatte sich rasch von ihm gewandt, mit einer Kraft, die nur eine energische Willensanstrengung einem so verfallenen Körper geben konnte. „Nein, er hört nicht auf mich!“ wiederholte sie im Ent-eilen.

Es reute ihn, daß er sie nicht zurückgehalten hatte. Deutlich entsann er sich jetzt, wie er als Student, bei Besuchen im Hause des väterlichen Freundes, überrascht war von der aufblühenden Schönheit der heranwachsenden Armenerschülerin; wie er sogar, wenn er nicht so arm und überdies zur Unterstützung der Mutter und Geschwister verpflichtet gewesen wäre, es vielleicht nicht hätte bewenden lassen bei der bloßen Bewunderung aus der Ferne und den gelegentlichen freundlichen Worten bei einer zufälligen Begegnung. Hatte er damals doch Anderes zu thun, als ein jartliches Verhältnis anzuknüpfen. Später erschütterte es ihn freilich tief, als er hörte, die hübsche und so bescheidene, so einnehmende Rose sei gesunken, wie so manche ihres Geschlechtes, die das in zarter Jugend auch nicht befürchten lassen. Die traurige Thatsache machte im Arbeiterviertel, in dem Kreise, dem sie entstammte, damals um so mehr Aufsehen, als der Armenlehrer sonst einen solchen Nummer an seinen Schülern nicht zu erleben pflegte, als diese stets eines guten Leumundes sich erfreuten. Der Doktor war damals diesen Kreisen und Beziehungen indess schon zu weit entrückt, um die Angelegenheit nicht zu vergessen. Jetzt das blühende Mädchen so wieder zu sehen!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Stiergefecht in Puebla.

Skizze

von

Fr. Verländer.

Die Zeit der Stiergefechte ist glücklicher Weise so ziemlich vorüber, denn überall fängt man doch an, das Grausame und Widerliche einer solchen Unterhaltung einzusehen. Wie es heißt, soll man selbst schon in Madrid — dem Herd dieses echt spanischen Vergnügens — ein Verbot dagegen erlassen haben, und auch in Mexiko wird davon gesprochen, es gänzlich zu untersagen, obgleich es jetzt noch fast jeden Sonntag in Puebla, und auch selbst in der Hauptstadt zu Zeiten erlaubt wird.

Da ich gerade an einem Sonntag in Puebla war, so ging ich mit Herrn Bratenbusch natürlich hin, um es anzusehen — ich darf ja eben Derartiges nicht versäumen, und man findet dabei immer etwas dem Lande Eigentümliches — auf einen Genuß rechnete ich natürlich nicht.

Die Arena ist weit und geräumig gebaut — Sie ringdum wie in einem Circus, aber unbeschußt — die Arena selber wenigstens — gegen Regen und Sonne. Nur die Zuschauer der Logen sitzen bei einem etwa eintretenden Regenschauer trocken, und die

Preise der Plätze sind charakteristischer Weise so gestellt, daß die Sonnenseite fast um die Hälfte billiger ist, als die Schattenseite.

Der Raum, der Tausende von Menschen fassen kann, war nur spärlich besetzt, Damen sah man überhaupt nur sehr wenige. Am Stärksten waren die untersten, also billigsten Plätze in Anspruch genommen, und dort jubelte das Volk auch schon, als wir eintraten, denn der erste Stier, ein ziemlich junges Thier, war hereingelassen und der Clown oder Handwurst, der sich überhaupt sehr passiv benahm und nur einmal eine unglückliche Gastrolle als Picador gab, hat sich von dem muthigen kleinen Burschen in der Arena herumjagen lassen.

Der erste Stier wurde auf die bekannte Weise mit vorgehaltenen Tüchern geneckt — aber auch ermüdet. Dann rief man ihm mit buntem und raschelndem Papier besteckte Stacheln in den Rücken, wozu allerdings eine bedeutende Geschicklichkeit und kaltes Blut gehört, denn der Picador muß, wenn er nicht ausgezischt und ausgepiffen sein will, dem Thier zwei dieser Stacheln auf einmal über die Hörner hinüber in die Schultern stoßen und dabei außerordentlich geschwind sein, denn wenn er es nur um einen Moment versieht, so hat ihn das Thier rettungslos auf den Hörnern und er kann von Glück sagen, wenn er nicht schwer geschädigt davonkommt.

Zuletzt stecken sie dem armen geplagten Thier noch mit Schwärmen gefüllte Stacheln an, die sich dann entzündeten und Feuer sprühten, während das arme, gequälte Geschöpf vor Wuth und Schmerz laut aufbrüllte.

Als man sich dann genügend ergötzt, kam der Matador, um ihm den Gnadenstoß zu geben. Er neckte es erst allerdings ein paar Mal mit einem rothen Tuch, während er aber den scharf geschliffenen Degen schon in der Hand trug. Jetzt kam es wieder heran und er stach es — nicht etwa in den Bug, daß es gleich todt zu Boden stürzte, sondern hinter das Schulterblatt, so daß es noch mehrere Minuten herumtaumelte, bis es sich endlich niederthat und dann, unter dem Jubelbrüllen der Menge, von dem „Schlächter“ vollends getödtet wurde.

Haben die Bewohner von Puebla denn noch nicht genug Blut gesehen?

Dann kamen zwei mit den mexikanischen Farben besteckte Maulthiere herein, um das todt Geschöpf hinauszuziehen, ein schmutzig aussehender Bursche warf aus einem kleinen Karren Sägepläne über das Blut und die Sache konnte von Neuem beginnen.

Die zweite Abtheilung war interessanter. Ein junger, muthiger Stier wurde hereingelassen und zwei mit kurzen Lanzen bewaffnete Reiter erwarteten ihn. Die Lanzen hatten aber keine tödtliche Spitze, sondern nur einen kurzen Stachel mit Querhalt daran, um den Stier zu verhindern, das Pferd unter dem Leib zu fassen. Uebrigens waren die Pferde selber durch einen den halben Bauch bedeckenden Ledergurt, wie durch zwei, vorn an jeder Seite hangende Leder so ziemlich gegen jeden Stoß verwahrt, konnten wenigstens nicht so leicht geschädigt werden.

Der Stier, gereizt, wandte sich jetzt gegen den einen Reiter und führte einen, wie es schien, gefährlichen Stoß gegen das eine Pferd; aber der Reiter hatte ihm geschickt den Stachel in die Schulter gestossen, und indem er das ganze Gewicht seines eigenen Körpers dagegen lehnte, hielt er das Thier, das nun machtlos in die Luft hieb, erfolgreich ab von dem Gaul. Jetzt wandte es sich gegen den andern, aber mit nicht besserem Erfolg. Der stachelbewehrte Stod verhinderte es, dem Pferde oder Reiter in zu gefährliche Nähe anzukommen, und erst als es müde wurde und die Sache satt bekam, traten wieder die Picadores ein, warfen wieder ihre Stacheln und Feuerwerk und überließen endlich seine Tödtung dem Matador. Der dritte Stier war eine Erholung für beide Theile und wurde nicht besonders gequält. Es schien mehr ein humoristisches Zwischenspiel.

Als er hereinkam, wurde er von zwei geschickten Laffowürfen gefangen und zu Boden geworfen. Dort band man ihm die Füße zusammen und schnürte ihm dann eine Art Sattel auf, mit Griffen vorn daran, an denen sich der Reiter festhalten konnte. Als Alles wohl besetzt war, wurden seine Banden — und er lag dabei vollkommen still und regungslos — wieder gelöst, ein Neger, als Bolondär der schönen Kunst, trat über ihn, und als er sich frei

fühlte und vom Boden emporsprang, saß der schwarze Bursche auch auf seinem Rücken und hielt sich dort mit Todesverachtung fest — und das war sehr nöthig, denn das gereizte und durch die ungewohnte Last noch wüthend gemachte Thier versuchte wohl fünf Minuten lang sein Bestes, um sie abzuschütteln, aber vergebens. Negro hatte wahrscheinlich schon früher einmal auf einem Ochsen geritten und behauptete seinen Sitz in bewundernswerther Weise, bis sich der Stier endlich an seine Last etwas gewöhnte, oder auch, durch die ihn umspringenden Stierkämpfer ärgerlich gemacht, ganz darauf vergaß. Er nahm nun diese, mit dem Neger noch immer auf seinem Rücken, an und hegte sie, unter dem Jauchzen der Jugend und selbst älteren Bevölkerung, in der Bahn herum, bis man es endlich satt bekam. Wieder wurden ihm die zwei Laffos übergeworfen, daß er sich nicht von der Stelle rühren konnte, der Neger sprang unter einem wahren Weisallsturm herunter und wurde von dem Clown dem Publikum rühmend vorgestellt, wobei der Schwarze etwas beschämt ausah, und den indeß entfesselten Stier jagte man wieder hinaus aus der Arena.

Jetzt kamen noch einmal die Reiter, wonach der Clown, der dem Stier auch einmal die Stacheln einstoßen wollte, darin nicht geblü, den richtigen Moment verfehlt und von dem Thier gefaßt und zu Boden geworfen wurde. Hätte der Stier auch seinen Vortheil verfolgt, so wäre es um den Menschen geschehen gewesen, aber er wandte ihm verächtlich den Rücken und nahm wieder eines der Pferde an, bis auch er, zum Dank dafür, von dem Degen des heute ziemlich ungeschickt stoßenden Matadors fiel.

Jetzt ein anderes Bild. Vier Reiter ohne Leberschürze und Lanze — wie es schien, auch nur Amateurs, die sich zu der Vorstellung gemeldet hatten, hielten an der Thür, durch welche der erwartete Stier Einlaß bekommen sollte. Jetzt öffnete sich dieselbe, aber es kam kaum mehr als ein eben überwachsenes Kalb heraus — ein kleines, schwarzes, schwächliches Geschöpf, hinter dem die Reiter jetzt herjagten, bis es Einer von ihnen am Schwanz ergriff, biegen dann, als er den Moment für günstig hielt, unter seinem eigenen Bein durchzog und dann das arme Geschöpf, durch plötzliches Antreiben seines Pferdes, mit dem Hintertheil herumwarf und dadurch zu Boden riß. Das war das ganze Kunststück, und wie beifällig wurde dasselbe von der versammelten Menge aufgenommen!

Der kleine Ochse war allerdings geschmeidiger als alle übrigen, und von solcher Behandlung höchst indignirt, suchte er augenblicklich die Thür. Er war nicht gesonnen, sich eine solche Behandlung länger gefallen zu lassen. Aber er fand die Thür verschlossen — ein anderer Reiter faßte ihn beim Schwanz und riß ihn wieder zu Boden, und kaum hatte er sich erhoben, so fand er das Manöver wiederholt. Das arme junge Geschöpf war zuletzt so schwach, daß es kaum noch auf den Beinen stehen konnte, und dann machte sich der Clown an dasselbe und suchte es zu Fuß herumzuwerfen, was ihm auch mit leichter Mühe gelang.

Es wurde endlich hinausgelassen, denn es leistete nicht mehr den geringsten Widerstand, und das Publikum fing schon an zu pfeifen.

Jetzt kam der Schluß. Ebenfalls ein ganz junges Thier, dem man aber auch noch zur Vorsicht die Spitzen der Hörner durch Äugeln unschädlich gemacht hatte, wurde hereingelassen, und auf ein gegebenes Zeichen sprang die ganze Jugend, die wahrscheinlich schon lange auf den Moment gehofft und gewartet, in die Arena und auf den Stier ein, der bei den plötzlich von allen Seiten auftauchenden kleinen Gestalten gar nicht zu wissen schien, auf wen er sich zuerst werfen solle. Suchte er sich aber Einen von ihnen aus, so sprang der rasch zur Seite oder hinter eine der an vier Seiten der Arena aufgestellten Schutzwände, und indessen hatten schon wieder zwanzig Andere den Kampf aufgenommen. Uebrigens war die Sache gar nicht so ganz ungefährlich, denn selbst kleine, ungeschickte Jungen theiligten sich dabei, kamen zwischen die Füße der andern und geriethen ein paar Mal in nicht geringe Gefahr, von dem zwar kleinen, aber doch wüthend gemachten Thier gefaßt und in die Luft geworfen oder auch unter die Füße getreten zu werden. Und wurde das Schauspiel endlich widerlich — wir traten hinaus auf den um das Gebäude laufenden Balkon — drinnen jauchzte und schrie das Volk vor Lust und Wonne, wenn

das arme, gedängste, junge Thier von einem Schwarme großer, brutaler Jungen gefaßt und zu Boden geworfen wurde, und hier draußen? — Dort drüben lagen in einem unbeschreiblichen Glanz und Jauber die beiden Schneevullane, von dem rosigen Glanz der untergehenden Sonne wie mit Purpur übergossen — ein Bild der stillen Ruhe und der Größe Gottes, während da drinnen ein entartetes Geschlecht eines seiner Geschöpfe mißhandelte und dabei in viehisches Jauchzen ausbrach. — Sonderbare Welt, so voll von Schönheit und Erbarmlichkeit! Aber Eines besteht neben dem Andern — wir wissen nicht woyu — wir begreifen es nicht. Ich aber muß gestehen, daß ich mich beim Anblick dieses wundervollen Schauspiels in der That schämte, Zeuge jenes Staudals dort im Innern gewesen zu sein — es kam mir jetzt wie eine Entwürdigung der herrlichen Natur vor, die hier draußen alle ihre Schätze für das Auge des Menschen ausbreitete, und ich schwur mir heimlich zu, daß dieß das letzte Stiergefecht sein solle, dem ich je im Leben beigewohnt.

Federzeichnungen aus Baden.

Von C. Rebenius.

8. Auf der Amtsstube.

Wenn es den Aduaren gestattet wäre, ihre Erlebnisse in der Amtsstube zu veröffentlichen, so würde ein solches Buch, vorausgesetzt, daß dieselben auch die erforderliche Auffassungsgabe und das dazu notwendige Schreibtalent hätten, das höchste Interesse gewähren. Das Amtstotal, in welchem früher Alles verhandelt und nichts offenkundig wurde, birgt auch heute, wo der Oeffentlichkeit, wenigstens in unserem Lande, ihr volles Recht geworden, so viele Mysterien noch, daß ein Einblick in dasselbe nichts weniger als unpassend erscheinen dürfte. Nicht nur das rein humane Interesse, auch das psychologische rechtfertigen den Wunsch, den Vorhang, der das Allerheiligste im Tempel der Themis verhüllt, etwas weiter noch zu lästen. Man darf dabei allerdings nicht verlernen, daß es oft im wohlverstandenen Interesse der Rechtspflege selbst geboten erscheint, den Schleier eher zu senken als zu heben, daß es in vielen Fällen, wo man es mit wahrhaft hartgefotenen und verschmitzten Sändern zu thun hat, die ihre Kommunikationsnege nach allen Seiten ausgeworfen, die ihre Verbindungen überallhin angelnapft, die gleich dem schlauren Fuchse nach allen Regionen hin sich einen Ausweg offen gehalten, gar nicht möglich wäre, eine Untersuchung regelrecht zu Ende zu führen, wenn es auch nur annähernd gestattet wäre, die Vorhalle zu diesem Tempel zu öffnen.

Obgleich man nicht behaupten kann, daß unsere Gerichtsverhandlungen des dramatischen Effekts entbehren, obgleich vielmehr selbst nach langen Voruntersuchungen, wo der Verbrecher, der hier vorzugsweise in Frage kommt, sich so lange vorbereiten und seine Rolle einstudiren Gelegenheit hatte, manchmal durch ein unsehbare Moment, durch eine einfache Fragestellung doch aus seinem Lügenssystem förmlich und unerplötzlich losgelöst wird, obgleich solche Fälle, sagen wir, nicht zu großen Seltenheiten gehören, steht es doch fest, daß der interessanteste Theil, der psychologische nämlich, nur von dem Untersuchungsrichter richtig aufgefaßt werden kann.

Der Untersuchungsrichter steht in den meisten Fällen dem Angeeschuldigten, der noch nicht vorbereitet ist, gegenüber, er hält ihm successiv die einzelnen Momente seiner Schuld, gewöhnlich gradatim vor, er wirkt auf den Angeeschuldigten nicht nur mit der juristischen, sondern auch mit der noch viel wirksameren moralischen Waffe. Fürwahr, es setzt von Seiten eines Verbrechers keinen geringen Grad von Geistesgegenwart voraus, wenn er allen diesen Angriffen gehörig Stand halten wird. Jedes Wort, das die sich so einander gegenüberstehenden austauschen, ist von Bedeutung, und ein wirklich tüchtiger Untersuchungsrichter, der logisch, unbefangen und bedachtsam zu Werke geht, würde in den meisten Fällen schon nach dem ersten Verhöre ein richtiges Verdikt zu fällen im Stande sein.

Alle diese psychologischen Momente gehen in der öffentlichen Gerichtsverhandlung, wo dem Angeklagten ein Vertheidiger zur Seite steht, wo die Einflüsse der Scham, der Raffinirtheit prädomi-

nirend werden, wo auch der Subtilität, ja selbst der Rabulistik noch eine Hinterthüre offen bleibt, verloren.

Man glaube indessen ja nicht, daß wir durch diese Ausführung dem geheimen Verfahren das Wort redeten. Dieses Verfahren, in dem schließlich doch nur nach den Aufzeichnungen tochter Alten das Urtheil gefunden wurde, mußte sich selbst richten, und widersinnig wäre es, wenn man aus rein psychologischen Gründen das Leben, die Freiheit, die Ehre eines Menschen in die Hände eines Einzelrichters legen würde. Wer steht denn für dessen Richtigkeit, Unbefangenheit, richtige Auffassung? Ist es ein richtiger Maßstab, aus einer Möglichkeit eine Gewissheit zu eruiren?

Aber nicht bloß in Criminalfällen, wo es einen Kampf auf Tod und Leben gilt, auch bei ganz gewöhnlichen Vergehen und selbst da, wo es sich um Klein und Dein handelt, also in Fällen, die jedes allgemeinen Interesses gewöhnlich bar zu sein pflegen, sind, vom psychologischen Standpunkt aus betrachtet, die gehörigen, richtigen Wahrnehmungen des Richters nicht ohne philosophische Bedeutung.

Daß selbst da, wo die vollste Oeffentlichkeit gegeben ist, durch Einseitigkeit und Voreingenommenheit dessen, der das erste Protokoll über die Sachlage und den Thatbestand aufzunehmen hatte, die ganze Sache in eine schiefe Lage gerathen, der ganze Prozeß, sei es nun zum Nachtheile des Staats und der Rechtspflege oder zu dem des Vertheiligten, in ein ganz falsches Geleise, in einen wahren Sumpf, aus dem ihn selbst die Anstrengungen der besten Rechtsgelehrten nicht mehr herauszuheben vermögen, gerathen könne, davon werden sich Beispiele genug in jedem Lande aufzeichnen lassen.

Die Oeffentlichkeit, welche in gerichtlichen Sachen in Baden im höchsten Maße stattfindet, hat übrigens auch auf die Amtsstube ihre vortheilhaften Resultate geäußert. Der Beamte, welcher sich früher souverän wußte und höchstens einer sogenannten Nase des höheren Gerichtshofs oder des Justizministeriums gewärtig sein durfte, weiß jetzt, daß, wenn er sich auch nur einen Zollbreit vom Rechte entfernt, er vor aller Welt bloßgestellt und blamirt wird. Das Bewußtsein der Verantwortung vor der öffentlichen Meinung wird stets den mächtigsten Hebel zur Pfllichterfüllung abgeben.

Man erzählt sich noch heute Dinge, welche auf badischen Amtsstuben vorgekommen sein sollen, die, wenn sie auch nur halb wahr sind, heute zu den puren Unmöglichkeiten gehören.

Das hat sich nun glücklicherweise alles zum Bessern gewendet, und Klagen über Beamtenwillkür, die früher ständige Artikel in den freisinnigeren Blättern sowohl als im Munde sehr vieler Vürger waren, sind heutigen Tages vollständig verstummt.

In einem Punkte namentlich, das können wir bestätigen, sind die Beamten ganz anders geworden. Höflich oder auch nur anständig gegen den Bürger zu sein, hielten die meisten Angestellten früher förmlich unter ihrer Würde. Was ihnen untergeben oder vielmehr unterworfen war, galt als Plebs, mit dem man nicht derb genug umspringen konnte. Es war die Zeit, wo das Gespenst des gemeinen Unterthanenverstandes seinen Umgang genommen. Wer an einer Amtsstube anklopfte, durfte gewärtig sein, mit den barschesten Worten empfangen oder zurückgewiesen zu werden, und wer es gar wagte, dem Herrn Amtmann zu widersprechen, der durfte von Glüd sagen, wenn er nicht sofort hinter Schloß und Riegel gebracht wurde. Selbst die Schreiber, welche, wie alle Subalternen, viel eher die Untugenden ihrer Oberen, als deren Vorzüge anzunehmen pflegen, erhielten als Abglanz ihrer allgebietenden Boschas einen orientalischen Anstrich, welcher sie gleichfalls zur Geißel des niedern Volks machte.

Heutigen Tages geht es auf den Amtsstuben gewöhnlich höflicher her, als im bürgerlichen Leben, und es kommt viel häufiger vor, daß sich ein Gerichtsuntergeordneter unartig gegen den Beamten benimmt, als umgekehrt. Wie manchmal mögen sich alte Beamte nach den früheren egyptischen Fleischtopfen bei solchen Anlässen zurückgelehnt haben!

Die Welt ist eben unterdessen eine andere geworden, freuen wir uns in dieser Hinsicht, daß dem so ist, und hoffen wir, daß eine Umkehr nimmermehr stattfindet.



Den Pfeifer endlich hätte man nach seiner eher noch gesteigerten guten Laune durch die über ihn verhängte Verhaftung nicht im Mindesten getroffen wähnen mögen, wenn nicht gelegentlich durch seine Blicke die scharfe Spannung verrathen worden wäre, mit welcher jede Veränderung in seiner Umgebung von ihm verfolgt und beobachtet wurde.

Jetzt hatte, und darin bestand die erwähnte Veränderung, die Frau auf einen erneut an dieselbe gerichteten Augenwink an seiner Seite Platz genommen, und die Art, wie er ihr bald lachend irgend eine Bemerkung in's Ohr flüsterte, bald ihre runde, fleischige Hand jählich mit seinen beiden Händen umspannt hielt, oder gar seinen Arm um ihre Taille legte, ließ darüber keinen Zweifel, daß er die Dinge für weit genug vorgeschritten hielt, um durch diese offene Herausforderung der Eifersucht Lymrie's eine rasche Entscheidung herbeizuführen.

Auch setzte die Wirthin seinen Vertraulichkeiten nicht den geringsten Widerstand entgegen, sondern schien sie entweder nach seiner Vorhin auf dem Vorflur an sie gerichteten Erklärung, ihre beiderseitige Verheirathung als eine abgemachte Sache anzusehen, oder die Gefahr, in welcher dieser ihr offenbar begünstigter Bewerber schwebte, bestimmte sie doch zu seiner Rettung unbedenklich auf den von ihm verfolgten Plan einzugehen. Selbst die keineswegs zarten Scherze und Bemerkungen, zu welchen die Handlungen des Pfeifers die Bürger anregten, und der zuletzt von einem derselben auf das hoffnungsvolle Brautpaar ausgebrachte Toast fanden ihrerseits eher eine beifällige Aufnahme, als daß sie sich dadurch verletzten, oder auch nur zu einer entschiedenen Verwahrung angeregt gefühlt hätte.

„Hallo! Will Yates,“ rief der Pfeifer, wieder den Arm um die Taille der Wirthin geschlungen, über den Tisch hinüber, „Dein Weib in Ehren, aber mit meinem künftigen Frauchen kann sie sich doch nicht vergleichen. Es gibt kein gleich hübsches und appetitliches Weibchen auf zehn Meilen in der Runde.“

„Alt England hoch!
Hoch keine Seegefahren!
Es zieh' auf blauer See
Sein Kiel die stolzen Bahnen.
Doch England's höchster Preis
Sind seine schönen Frauen.
O dreifach glücklich Land!
Wo magst Du schön're schauen...“

Der alte Volksgesang war in Begeisterung von den Bürgern aufgenommen worden. Selbst der Korporal, obgleich in einer seiner kunstvollsten Auslegungen einer besonders dunken Schriftstelle unterbrochen, blickte von der Erinnerung an eine ferne, schöne Zeit erfasst, nicht unwirksam auf den Sänger, mehrere Dragoner aber summen mit feuchten Augen die jedem Engländer wohlbelannte und theure Melodie des alten Liedes mit. Nur Lymrie fand sich durch diese laute Fröhlichkeit und noch mehr vielleicht durch die augenscheinliche Huldigung, welche der Pfeifer in seinen Gesangsvortrag für die Frau Bethy Bradlam hineinlegte, vollends im Herzen getroffen.

„Wollt ihr die Mäuler halten!“ brüllte er. „Ich befehle hier, und ich will weder diesen infamen Gesang, noch dieß nichtswürdige Zusammensteden und Schönthun mehr dulden!“

„Ho! der Tom befehlt hier,“ schürte der Pfeifer die durch die Ueberhebung des Seemanns bei allen Theilnehmern entzündete Entrüstung. „Ja, wer hätte das gedacht? Ich meinte immer, der Lymrie hätte alle Ursache, der Obrigkeit aus dem Wege zu gehen, doch es muß das wohl seine ganz besondere Verwandtniß haben, denn Tant Gott weiß welchen geheimen Beziehungen zu eurem gestrengen Bürgermeister scheint er ja nun selber eine obrigkeitliche Person geworden zu sein. Respekt vor dem Tom Lymrie, sage ich euch. Man weiß ja am Ende noch nicht, bis zu welchem hohen Standpunkte er es bei einer so losbaren Protektion noch wird bringen können.“

Die Anspielung des Pfeifers auf die geheime Beziehung zwischen dem Seemann und dem Bürgermeister war von einem auf die Wirthin gerichteten und von jenen Beiden auf den Korporal übergeführten Blick begleitet gewesen. Auch schien ihn die Frau vollkommen verstanden zu haben; denn ein Blitz des Verständnisses leuchtete in ihren Augen, und sie erwiderte mit einem kaum merkl-

ichen Kopfnicken die Andeutung des Spielmanns. Der Bürgermeister war durch den Gesang und durch den so plötzlich in seinem Rücken ausgebrochenen Lärm aus seinem Nachsinnen gewedt worden, da sich jedoch der eigentliche Anlaß zu dem Streit ganz seiner Aufmerksamkeit entzogen hatte, lag in seinen auf die bewegte Gruppe gerichteten Blicken vorläufig mehr noch der Aerger über die unwillkommene Störung, als schon irgend eine bestimmte Aufmerksamkeit und Theilnahme ausgesprochen. Der Korporal endlich stand im Begriff, wider das von Lymrie sich angemachte Recht hier Befehle ertheilen zu wollen, einen energischen Einspruch zu erheben.

„Schweig, Du Hund!“ schrie Lymrie, ungewarnt durch die von allen Seiten auf ihn gerichteten drohenden Blicke. „Nähre keine Lippe mehr, wenn Du nicht willst, daß ich Dir den Schädel einschlage!“

„Und meinst Du großer Schlagetodt etwa, daß ich mich vor Dir fürchte?“ trat ihm der Pfeifer mannhafte entgegen. „Holla! komm' an, Du Seewolf, wenn Du mit einem Paar gesunden Fäusten Bekanntschaft zu machen wünschst.“

„Was untersteht sich der dumme Kerl, und hier Ruhe gebieten zu wollen?“ schallte es im Kreise. „Wer ist er denn? Schweig Du selber, Du Grobian! Bad Dich hinaus, Du Lump!“

„Tom Lymrie,“ war die Frau wider ihn aufgefahren, „mich dünkt, ich habe Euch heute Abend doch wiederholt schon gesagt, was ich von Euch halte und wie ich über Euch denke. Wenn es Euch in unserer Gesellschaft nicht behagt, so stecht Eure Fäße unter einen anderen Tisch, und je eher Ihr Euch fort macht, um so lieber soll es uns, mir und all' den Anderen hier...“

„Pui über Euch!“ wurde sie von dem Nasenden unterbrochen. „Ihr wollt eine ehrliche Frau sein, eine — das gebrauchte Wort spottete der schriftlichen Wiedergabe — seid Ihr.“

Die ihm nach den Vorgesetzten kunstgerecht zwischen die Augenbrauen gepflanzte Faust des Pfeifers ließ ihn halb geblendet und mit Blut überströmt drei Schritte zurücktaumeln. Gleichzeitig aber war der allgemeine Sturm des Unwillens über ihn losgebrochen. „Schlagt den Schelm zu Boden! Werft den Störenfried zur Thür hinaus!“ einten sich die Rufe mit dem Versuch, die That unmittelbar den verschiedenen Vorschlägen folgen zu lassen.

„Halt!“ streckte der Bürgermeister zur Rettung und zum Schutze seines einzigen Bundesgenossen seinen weißen Stab in das Getümmel. „Im Namen des Gesetzes gebet Ruhe! Tom Lymrie ist von mir zu meinem Konstabel angenommen worden und er handelt und spricht hier an des Gesetzes Stelle. Euch Alle aber nehme ich zu Zeugen, daß dieser Mann hier“ — er deutete auf den Pfeifer — „es gewagt hat, seine Hand wider das Gesetz aufzuheben.“

„Ho! seid Ihr auch wieder da, Herr Riels Dennison,“ ließ die durch jene von Tom Lymrie ihr zugeschleuderte furchtbare Beschimpfung auf's Höchste gereizte Frau ihrem Unwillen wider den städtischen Würdenträger den Zügel schießen. „Doch freilich, wann hätte denn irgend eine Niederträchtigkeit nicht an Euch den bereitesten Järsprecher gefunden. Aber gleich und gleich gesellt sich immer zu einander, und Ihr seid, wenn möglich, ein noch ärgerer Halunke, als der, für den Ihr die Schamlosigkeit besitz einzutreten.“

„Weib!“ Die Wuth schien dem Bürgermeister fast die Sprache geraubt zu haben. „Doch nur Geduld, Frau Bethy Bradlam,“ gewann nach einem Augenblick der Mann des Gesetzes in ihm über alle früher für die hübsche Wirthin gehegten Gefühle die Oberhand, „wir sprechen wohl morgen noch weiter über die Sache. Alle diese guten Leute sind Zeugen, welche Ausdrücke Ihr gegen mich in Ausübung meines Amtes gebraucht habt, und ich will schon Mittel und Wege finden, das, wo nicht Eure Freiheit, doch Euren Geldbeutel bitter empfinden zu lassen. Indeß bis auf Weiteres befehle ich Euch, diesen Tisch zu verlassen, und den Raum hinter Eurem Schenktisch nicht wieder zu überschreiten.“

„Was habt Ihr denn hier zu befehlen?“ spottete der Pfeifer. „Durch Beschluß des Geheimenraths und Seiner Hoheit des Lord Protectors von England sind alle diese Küstengebiete unter die ausschließliche Herrschaft der Militärgewalt gestellt worden. Wenn deshalb Jemand hier einen Befehl ertheilen wollte, so würde unbedingt nur dieser würdige Mann“ — er bezeichnete den näher getretenen Korporal — „dazu die Berechtigung besitzen.“

„Dieser Mann spricht die Wahrheit,“ nahm der Letztere die an ihn gerichtete Berufung auf. „Ich habe Eurem Drängen vorhin nachgegeben, doch nicht länger will ich schweigen wider Eure Ungerechtigkeit. Wenn dieses Weib auch noch schwächet in den Banden der Sünde, so gleicht sie doch nicht entfernt jenem gottelästlichen brüllenden Bullen von Bafan, und Ihr habt kein Recht an sie.“

Die letzte, von Lymrie gebrauchte Bezeichnung durfte in der That als ungemein zutreffend erkannt werden. Mit einem Wuthgebrüll alle ihm Entgegentretenden zurückschleudernd, versuchte sich derselbe erneut Bahn zu dem Pfeifer zu brechen. Ein geschicktes Ausweichen des Letzteren bewirkte indeß, daß er mit der ganzen Gewalt seines Anpralls auf den Korporal getroffen war.

Der kräftige Kriegsmann wankte, im gleichen Moment packte seine Faust jedoch Lymrie in das Genid. „Greift mir diesen unbeschnittenen Philister,“ rief er dazu seinen Dragonern zu, „und legt ihn in die tiefste Finsterniß! Hinaus mit dem Schelm!“

„Wie das! mir, in meinem eigenen Hause!“ lehnte sich die Wirthin ganz außer sich wider den ihr von dem Bürgermeister erteilten Befehl auf. „Und von dem da, von diesem hochbeinigen, elenden Wucherer!“

„Herr Korporal,“ griff sie bei der gleichzeitigen Berufung des Pfeifers auf den Korporal, sich des zuvor mit dem Ersteren ausgetauschten, geheimen Verständnisses erinnernd, äußerst geschickt dessen Fingerzeig auf. „Herr Korporal, wissen Sie, wer dieser Mann ist? Nun denn, ich, die ich ihn seit so vielen Jahren kenne, ich will es Ihnen sagen. Ein Dieb ist er, ein Heuchler, ein Schurke, der es nach der Reihe noch mit allen siegenden Parteien gehalten hat. Ein Bürgermeister will der sein, der schlimmste Schmuggler in der ganzen Grafschaft ist er. Und wissen Sie, warum er für den da eintritt? Eben liegt wieder ein von ihm befrachtetes Schiff irgendwo in dem Felsen unserer Küste versteckt, und er hat den Schelm dort gebunden, es für ihn nach Guernsey oder nach der französischen Küste hinüberzuführen.“

Das Gesicht des Bürgermeisters war bei dieser unvorhergesehenen Beschuldigung völlig aschfarben geworden. „Glauben Sie kein Wort von dem Gerebe dieses verrückten Weibes,“ versuchte er, den Verdacht des Korporals abzulenken. „Ein Wort noch, Frau Bethy Bradlam, und geschwe, was da wolle, ich lasse Sie zur Verantwortung ihrer frechen Verleumdung nach dem Stadtgefängniß abführen.“ Alle die letzten Reden, Handlungen und Gegenreden waren übrigens der Zeit nach völlig ununterscheidbar durcheinander gelaufen.

„Die Frau befindet sich in ihrem Recht,“ war ihm der Korporal in die Rede gefallen „und auch der Mann da“ — er deutete auf den Pfeifer — „soll von Euch nicht mehr bedroht werden. Dieser da aber“ — er bezeichnete Lymrie, der noch fortfuhr, den Dragonern, welche sich seiner zu bemächtigen suchten, den verzweifeltsten Widerstand entgegen zu setzen — „wird von mir bis zur Erhaltung der Beschuldigung dieser Frau in Verhaft genommen werden.“

„Dazu habt Ihr kein Recht,“ sträubte sich der Bürgermeister, durch die Ereignisse zu einem Aeußersten gedrängt, diese Entscheidung anzuerkennen. „Von Eurem Lieutenant selbst ist mir während seiner Abwesenheit die Civild Gewalt in diesem Hause ausschließlich übertragen worden, und ich bestimme deshalb hier, nicht Ihr. Was diesen Mann aber betrifft, so ist derselbe von mir völlig legal zu meinem Konstabel bestellt worden und über die Ausübung seines Amtes steht wieder nur mir, nicht Euch, ein Urtheil zu. Im Uebrigen aber hütet Euch. Für die Folgen jeder Eurer Anordnungen tragt Ihr allein die Verantwortung und werdet Ihr dafür weit über Eure unmittelbaren Vorgesetzten hinaus dem Geheimrath und den Gesetzen dieses Landes Rechenschaft abzulegen haben.“

Der Kriegsmann stupte. „Ihr Bürger,“ verfolgte der Bürgermeister seinen Vortheil, „bei eurem Eid und eurer Pflicht bemächtigt euch dieser Frau. Bis zu der Entscheidung ihrer Sache soll sie in ihrer Kuche oder sonst einem Raume dieses Hauses überwacht und verwahrt werden.“

Das würdige Magistratsoberhaupt hatte den Vogen zu straff angezogen, und derselbe brach deshalb in seinen Händen. Keiner der

von ihm aufgerufenen Bürger rührte sich von der Stelle. Wohl aber traten zwei oder drei derselben der von der Frau wider ihn und Lymrie erhobenen Beschuldigung bei.

„Mich verhaften! mich in meine eigene Küche einsperren!“ schrie die Frau. „I seh mal Einer, das untersteht sich so ein Knirps mir zu bieten. So ein . . .“ Eine wahre Flut von Beschimpfungen und Bervünschungen ergoß sich über das Haupt des unglücklichen Bürgermeisters. „Und warum? Damit ich nicht Zeugniß wider ihn ablegen kann. Doch ich will sprechen. Seit Jahr und Tag sind die Weiden, er und der Tom Lymrie, mir schon um die Wege geschlichen und haben sich der Eine wie der Andere den Rang bei mir abzulaufen versucht. Auch geschieht es ja nur aus Reid und Nachsicht, daß ich statt Ihrer den Tim Keil gewählt habe, daß sie ihr Gift jetzt gegen mich und den ausspritzen. Aber so wahr ich eine eheliche Frau bin, ich will ihnen ihre Schlichtigkeit bezahlen. Um seinem eigenen Schiff das Auslaufen zu sichern, ist von dem Niels Dennison heute Abend die Warle des armen John Brown an den Lieutenant verrathen worden. Aber, Herr Korporal, sendet nur eine Patrouille hinaus an die Küste, und Ihr werdet in irgend einem Versteck dort sein Fahrzeug schon finden.“

„Wohlan denn,“ war der Pfeifer der Unschlüssigkeit des Korporals zu Hülfe gekommen, „Beschuldigungen stehen hier Beschuldigungen gegenüber. Wir, Frau Bethy Bradlam und ich, sind bereit, dem Herrn Kommandanten bei seiner Rückkehr Rede zu stehen, und werden uns einer Untersuchung unseres Thuns und Handelns keinesfalls entziehen. Allein eins ist sicher. Nach den gegen ihn erhobenen, schweren Beschuldigungen steht es nicht mehr bei diesem Manne“ — er deutete auf den Bürgermeister — „hier irgend eine Bestimmung zu treffen, sondern, was auch zuvor zwischen ihm und dem Herrn Lieutenant verabredet sein mag, es bleibt ihm nur, sich bei dessen Rückkehr vor demselben zu verantworten.“

„Dieser Mann spricht die Wahrheit,“ stimmte ihm der Begleiter des Schmieds bei. „Jener aber“ — er bezeichnete ebenfalls den Bürgermeister — „ist von diesem Weibe eines falschen Zeugnisses beschuldigt worden. Und wenn ein freier Zeuge auftritt, so soll der Richter wohl forschen nach seinem Zeugniß und nach der Wahrheit. So fordert die Schrift, und an den Männern der reinen Lehre ist es deshalb, das Gesez zu wahren.“

Vielleicht, daß der Korporal in der Sorge vor der ihm in Aussicht gestellten schweren Verantwortlichkeit indeß doch noch mit einem entschiedenen Verfahren zurückgehalten haben möchte; allein Lymrie hatte unter dem Hingen mit den Dragonern einen schweren Inntrug aufgegriffen, und das von ihm nach dem Pfeifer geschleuderte Gefäß traf, da dieser seinen Gegner keinen Moment aus den Augen gelassen hatte, mit ganzer Schwere den Reitermann auf die Brust.

„Nacht ein Ende mit dem Schelm!“ brüllte dieser, die That mit dem Wort vereinnend, den Seinen zu. „Bindet ihm die Hände auf den Rücken. Fest, fester noch! So, und nun hinaus mit diesem nichtswürdigen, abelgesinnten Rebellen. Bis zur Rückkehr des Lieutenants soll er oben in einer eigenen Kammer verwahrt werden.“

„Ich erhebe Einspruch wider dieses unverantwortliche Verfahren,“ strebte der Bürgermeister umsonst, dieser summarischen Prozedur Einhalt zu gebieten. „Halt! Haltet ein!“

Unter seinem vergeblichen Widerspruch selbst jedoch noch leuchtete es von einem glücklichen Gedankenblik in seinen Augen. Bei der Gewißheit, auf Lymrie nun nicht mehr zählen zu dürfen, war ihm eingefallen, schnell den John Brown aufzusuchen und diesem das Kommando seines Schiffs zu übertragen, um sich so wenigstens vor den schlimmsten Folgen gesichert zu wissen, und damit zugleich wahrscheinlich das schon halb verlorene Spiel wieder völlig in seine Hand zu bringen.

„Gut, Ihr habt die Nacht auf Eurer Seite,“ richtete er das Wort an den Korporal, „und es bleibt mir so vorläufig nur ein unfruchtbarer Protest wider Eure Handlungsweise zu erheben. Wenn Ihr indeß mir gegenüber auf Eurem Belieben bestanden habt, so mögt Ihr allein auch die Verantwortung dafür tragen und feierlich sage ich mich vor all' den Männern hier von all' den üblen Folgen los, welche Euer übereiltes und thörichtes Verfahren





sie dieselben vollends in der Gewalt, denn sie entgingen dem eilen- den Pferdehufe nicht mehr, und im Nothfalle nicht dem treffenden Hohre. So sehen wir solche Sicherheitsreiter, Banduren und zu Fuße wandernde Gefellen, die nicht unverdächtig aussehen. Ist es Respekt vor der hohen Obrigkeit, oder ist es böses Gewissen, was sie so demüthig die Hute abnehmen läßt? Sie haben sich zu ver- antworten. Geben sie genügende Auskunft, so können sie ihrer Wege ziehen, oder sie lassen sich zu einem gemüthlichen Geplauder nieder. Sind sie verdächtig, so werden sie im nächsten Momente an die Pferde gebunden sein, und dann gnade ihnen Gott! Oeht es mit Kleinigkeiten billig ab, so empfangen sie fünfundsiebzig auf dem „Derešč“, einer Holzbant mit Befestigungsmitteln; ist Aergereß im Spiele, dann gnade Gott dem „Szegény legény“: armen Burtschen, auch Räuber!

II.

Ungarische Vorspann.

(Vid. S. 374.)

Dem österreichischen Offiziere ist ein sehr abwechslungsreiches Leben beschieden. Heute kann er in der elegantesten Gesellschaft der Stadt, festigten Gefühles voll, schwärmen, oder sich in dem bereitwilligst gebotenen Phaeton eines adeligen Gutsbesizers auf dem Lande wiegen; morgen kann er in der erbärmlichsten Menschen- wohnung eines polnischen Weichselbauers auf eine nur mit Ueberwindung anzusehenden Britische sein Haupt legen, oder sonn- verbrannt, vor Langeweile vergehend, sich von einem ungarischen Bauernwagen durch die Sandwästen schleppen lassen! Der Offizier ist auf Ordonnanz geschickt, um etwa wegen der Rekrutierung vor- zubereiten, oder einen Hafer- und Heuvorrath irgendwie zu besor- gen, oder, es soll für die nachrückende Mannschaft Quartier, etwa auch für Remonten Vorfrage getroffen werden; — genug, er muß in einen Welttheil, wo das Wort „Post“ noch eine Seltsamkeit, und ein anständiger Wagen überhaupt eine staunenswerthe Erschei- nung! Wozu sollen diese auch in einer Gegend, wohin höchstens nur Handelsjuden zu kommen suchen und sonst keinen sterblichen Menschen eine Sehnsucht zieht? Die Ortschaften liegen nicht etwa kleine Strecken, sondern meilenweit auseinander, ein Einkehrwirths- haus ist ein unbekannter Luxus, und wenn der Ortsvorstand Stiefel anhat, so ist er ohnehin eine höchst respectable Persönlichkeit! Der Offizier erscheint also mit einem Zettel des Landesmilitärkommandos, oder der hohen Civil- und Militärautorität. In der Stadt hat das seine guten Wege gehabt; nun aber sind die Pferde bereits drei- viermal oder noch öfter an den betreffenden Ortsgemeinden gewech- selt; das Lesen der Schrift fängt an prelar zu werden, und der eine Ortsvorstand versteht nur den genannten Namen einer Stadt, und sieht daran, daß Jemand den Offizier mit einem Vorspann- wagen hiehergebracht, daß er ein Gleiches wird thun müssen, um ihn weiter zu bringen! So werden dann die Pferde von der Waide gefangen und an den Wagen gespannt. Das Zugzeug ist so ein- fach wie möglich, das Leder hat schon einigen Pferdegenerationen gedient, oder es besteht, ohne ein Stückchen Leder, aus lauter Seilerarbeit! Wenn man den Wagen stürzt und wendet und von allen Seiten untersucht, so findet man an ihm vielleicht keinen ein- zigen Eisennagel. Ein Radreif ist ein Luxus, welcher nicht vor- kommt, denn das Holz ist doch noch immer viel härter, als der Rothgrund aus Humusschichten, oder der flüchtige Sand! — Wir sprechen natürlich von einzelnen Gegenden, in anderen kann Alles proper, nett und kultiviert sein! Aber unser Bild zeigt uns ein solches Fahrzeug. Es folgt keiner Straße, da keine vorhanden, es folgt dem Gutedanken, und das kann auch einige Stunden irr- fahren. Der Offizier sitzt wahrscheinlich auf einem Heubündel. Sein Kutscher steht in einem Pelz, der den Sonnenschein abhält. Wenn es regnet, wird er ihn umkehren und die Haare nach innen, die Lederhaut nach außen wenden. Die Pferde sind so mager, wie ihre Kost, ein Haisersdöckchen ist ein Märchen, von dem ihnen vielleicht fremde Gänse auf dem Markte erzählen! Mehrere, in die Breite gespannt, laufen sie, mit ihren dünnen Beinen und ihrem Wischen hautbedeckter Knochen, was sie nur können! Sie stampfen

nicht so tief, wie andere, und kommen mithin leichter fort. Der Kutscher dreht die Peitsche um und schlägt mit dem Steden — es klappert auf ihrer Haut — vielleicht bricht der Abend ein und der Offizier muß im Dorfe bleiben. . . glückliche Fahrt!

III.

Vor einer Csarda.

(Vid. S. 377.)

In den Tanzlisten großstädtischer Tanzmeister, auf den Ball- programmen näher und ferner Feste, befindet sich zuweilen ein seltsames, von der Mode herbeigebrachtes Wort, richtig oder unrichtig geschrieben, und ist zu lesen „Csardas“, lautet, wohl ausgesprochen: „Tschardasch“. Eigentlich heißt dieses nichts als Wirthshausdanz, und das Wort „Csarda“ bedeutet keinesfalls etwa ein elegantes Speisehotel, sondern ganz einfach eine Bauernkneipe, ein kümmer- lich Wirthshauslein im Wege, ein Lokal, in das man schlecht und recht einsprechen kann. Oft steht ein solches Gelaß aus Brettern und Balken nothdürftig gezimmert, aus Rohr geflochten und mit Lehm bekleidet, oder aus diesem allein geformt und mit Stroh gedeckt, auf der menschenleeren, endlosen Haide. Der Wind, wel- cher zornig über die Ebene fegt, schüttelt das ganze Hättchen, und es schwankt nach allen Seiten, wird förmlich mit seinen Rissen und Gliederungen elastisch! Auch dieß ist eine Csarda, auch darin wohnt ein „Wirth“, auch darin lodert ein Feuer, oder ist, außer Schnaps (zuweilen Wein und Brod) etwas zu haben — wenn man es mitbringt! Aber aus dem Innern kann rauschende, tolle, be- lustigende Musik tönen! Die Zigeuner fühlen sich namentlich in solcher Umgebung in ihrem eigentlichen Elemente und sie spielen darauf los, daß der echte Magyar bald weint, bald lacht. Aus diesen Elementen ist auch der „Csardas“ zusammengesetzt; anfänglich geben Tanz und Lied Abagio, in langgezogenen Tönen wie Schritte, nur zuweilen ein rascherer, abschließender, ermuthigender Akkord und Schritt. Mählich aber flammt es auf und leuchtet, die Me- lodie vibriert, fliegt, jauchzt, tödt förmlich in Lust, und der Fuß vermag kaum zu folgen, bis endlich Spielleute wie Tänzer erschöpft von der Anstrengung enden müssen! Die Csarden sind also die Pflegestätten der nationalen Melodie und des nationalen Tanzes in Ungarn; sie sind es folgerichtig, weil sie die Knotenpunkte des Ver- lehrs bilden, weil man aus aller Ferne ihnen zuströmen muß, weil sich die Vereinsanten auf weitere Strecken hier gerne zusam- menfinden und schwägen, rauchen, trinken, politisieren, Neuigkeiten von Land und Leuten hören, endlich singen und tanzen, daß das Herz wieder für einige Zeit Befriedigung hat! Eine anständig ge- baute Csarda genießt hohes Ansehen weit und breit im Lande. Der Wirth ist eine Person von Wichtigkeit. Man kann nicht vor- übergehen, ohne einzusprechen. Da kommt der Edelmann und das Bauernbüchlein, der Fuhrmann und die armen Reisenden, die Kaufleute, welche karawanenweise zu Markt ziehen, mit ihren schwer gefüllten Briestaschen, und es gibt plötzlich, unvermuthet, merk- würdige, reizende Abende voll Lust, Liebe und Leben! Ob das Mägdlein unseres Bildes aus dem Wagen gestiegen, oder des Wirthes ist? Der Wagen kann Dinge und Personen zugleich füh- ren, in Ungarn macht man in manchen Gegenden nicht so feine Unterschiede. Das rasche Gespann der Herren steht vielleicht schon im Stalle, der Fuhrmann, den wir sehen, hat bloß zur Fütterung ausgespannt. Die Pferde fressen aus dem an Stangen angebrach- ten Tuche, worin er ihnen Futter gelegt. Er wird weiter wollen, und auch die Frau mit dem Bündlein wartet auf den Augenblick, irgendwo auf dem Gefährt ein Plätzchen zu bekommen. Aber keine weiblichen Passagiere werden ihm genommen werden, alle able- Launen und Bedenken werden ihm ebenfalls bald genommen sein, hat er nur erst das Glas vom Guten gelöstet, das ihm gereicht wird, hat man den Fuhrleuten nur erst zugebetrunken und aufge- spielt — dann wird ihnen selbst warm und weich um's Herz — sie werden mitsingen, oder auch hören, und dann jauchzen und tanzen — es gibt prächtige Stunden mit liebeseligem, wildem Csardas, in der Csarda, auf ungarischer Straße!

Figure 1
The effect of
the amount of
the initial
investment on
the optimal
investment
strategy



Figure 2
The effect of
the amount of
the initial
investment on
the optimal
investment
strategy





seiner Meinung, denn der Einzige, der sich in der Nähe befand, dürfte zur Hülfe gewiß nicht allzu geneigt sein.

Franz wendete sich um, erblickte Niemand — der junge Herr muß in's Wasser gefallen sein. „Wohl bekomm's, das kalte Bad, dürfte ihn gar nicht mehr herausgeben, den —“

Er beendet den Ehrentitel nicht; denn er war schon mitten in den Wellen, da kein Fahrzeug in der Nähe. Noch kämpfte Oswald nach Kräften gegen den Strom und rang sich auf Augenblicke in die Höhe. Aber die Person, der er beistehen wollte, die nun leb- oder doch bewegungslos war, er konnte sie nicht abschütteln, sie zog ihn rettungslos mit hinab in das Grab, das sie freiwillig gewählt.

Franz rief ihm ermunternd zu. Gischkollen trieben daher — in der Eile und Aufregung wich er ihnen nicht aus, sie trafen seinen Kopf. Endlich erfasste er Oswald, dessen Anstrengungen schon nachzulassen begannen, der im Begriff war, sich in das entsetzliche Schicksal zu ergeben, als dessen Verkörperung das kalte, starre Frauenbild ihn zu umfassen schien.

Der Armenlehrer eilte von der Straße her über den Holzhof — vom jenseitigen Ufer nahte Hülfe in einem Mahn, Leute strömten hier und drüben zusammen, standen müßig gassend oder eilten nach der Fabrik, da sie Herrn von Schaffer erkannten.

Bald waren alle Drei am Lande, Franz blutüberströmt, Oswald taumelnd und halb bewusstlos, doch nun endlich frei von der Unglücklichen, die sich an ihn klammerte, ihn noch im Tode nicht lassen wollte. Sie lag unter einem Schuppen des Holzhofes. Der Armenlehrer suchte sie in das Leben zurückzurufen, das ihr doch keine Freuden mehr bot.

In athemloser Hast eilte der Kommissionsrath herbei. Er vernahm den Vorfall, auch schon, wenn sein Sohn die Rettung hauptsächlich danke. Die Andern, die Oswald Hülfe leisteten, machten ihm Raum, er nahm ihn in seine Arme und wollte ihn fortführen nach dem nahen Comptoir, damit er sich rasch umleide. „Das werde ich Euch nicht vergessen, Franz Glaser,“ wendete er sich nach diesem, der das rinnende Blut zu stillen suchte. Sein Blick traf die Leiche und schauernd sah er weg. „Nehmt den Dank eines Vaters für das Leben seines einzigen Sohnes!“ Und der Kommissionsrath ergriff und schüttelte warm die Hand des Arbeiters. Oswald folgte dem väterlichen Beispiele, noch zu verwirrt und betäubt, um eines Wortes mächtig zu sein.

„Nicht mir haben Sie zu danken,“ lehnte Franz beinahe zerknirsch ab. „Einzig dem Herrn Armenlehrer. Wenn es auf mich allein angekommen wäre, wenn nicht seine Lehren im entscheidenden Augenblick mir vorgeschwebt, es wäre wahrhaftig zu spät geworden, ehe ich mich zum Helfen besann.“

Oswald verstand ihn — entsetzt streifte auch sein Auge die Todte.

Der Armenlehrer hatte noch immer nicht ablassen mögen von seinen Bemühungen. Jetzt richtete er sich empor. Während der Kommissionsrath ungebürlich dem Wagen entgegen ging, trat er zu Oswald und führte den willenlos ihm Folgenden dicht heran zu der Leiche. Leise, doch ernst, mit feierlicher Mahnung sprach er: „Prägen Sie sich dieses fürchterliche Bild ein — je tiefer, unaussprechlicher, um so besser.“

„Was wollen Sie?“ stammelte Oswald, entsetzt die Augen schließend.

„Sie davor bewahren, daß Ihr Gewissen belastet werde mit solchem Ende eines armen Mädchens. Mädchen Dubolz ist bei Weitem nicht so schön und einnehmend, wie diese Unglückliche einst war. Ihr Freund, Baron Hardsleben, muß es bestätigen. Wenn auch sie einmal so daläge, weil sie ihre Schmach und Entwürdigung nicht länger tragen konnte, wie würde Ihnen sein? Fragen Sie Ihren Freund, was er dabei empfindet.“

Der Kommissionsrath war unbemerkt herangetreten. „Was ist das?“

„Eine heilsame Lektion, wie sie mancher leichtsinnige junge Herr brauchen könnte!“

Aber eine zu scharfe Lektion, dem Anschein nach. Ueberwältigt von dem grauenhaften Anblick der Ertrunkenen brach Oswald ohnmächtig zusammen.

Auch Franz vermochte sich nicht aufrecht zu erhalten. Ueberanstrengung sowohl wie seine Verletzung machte sich geltend. Der

herbeikommende Arzt schüttelte zu seinem Zustande bedenklich den Kopf und fand ihn gefährlicher, als den des jungen Herrn.

Nachdem der Kommissionsrath mit seinem Sohn fort war, sammelte sich die hinzuströmende Menge um die Ertrunkene. Einige erkannten sie wohl, wagten aber nicht lieblose Bemerkungen, wie das sonst wohl zu geschehen pflegt. Sie wiederholten vielmehr, nach Anordnung des Armenarztes, unausgesetzt, obwohl anscheinend umsonst, die Wiederbelebungsversuche. Der alte Mann entblöste das graue Haupt, faltete die Hände. „Gott sei ihr gnädig, ihr und Allen, die aus Schwachheit fehlen und fallen.“ In stillem Gebet neigte jeder, seinem Beispiel folgend, den Kopf. Dann begleitete er Franz nach Hause, um dessen Mutter zu beruhigen.

Bald langte der Korb an, in dem die Leiche zum Spital geschafft wurde. In der einbrechenden Dämmerung bewegte der kleine, düstere Zug sich hastig fort. Die Schaffer'schen Arbeiter waren schon abgelohnt — still wurde es in der Nähe der Fabrik. Nur ein Mann lungerte dort müßig umher. Neugierig trat er näher. Kopfschüttelnd blickten die Korbträger auf, als er in Nähe und Verwünschungen ausbrach und dann mit dem heisern Lachen des Grimms, der Verzweiflung davoneilte. —

Im Hause des Kommissionsraths war durch diesen Vorfall eine unbeschreibliche Verwirrung und Verstärkung hervorgebracht. Er selber empfand erst nachträglich ganz den Schrecken und die Freude darüber — seine Gattin hielt in krampfhafter Angst und Sorge die Hände Oswald's in den ihrigen und starrte in sein Antlitz, lauschte auf seine Athemzüge, als müsse sie sich vergewissern, daß er wirklich lebe. Doch zwang sie jede laute Aeußerung ihrer Gefühle nieder, um ihn nicht noch mehr aufzuregen. Er war es ohnehin in einem hohen Grade, begann zu fiebern und versank in einen kurzen Schlummer, aus dem er jeden Augenblick aufsprang. Drei Aerzte waren herbeigeholt worden — Aurelie und das Hausmädchen beileiten sich, leise ihren Anordnungen nachzukommen.

Jetzt schlug er die Augen auf, zog liebevoll die Finger seiner Mutter an die Lippen, bot dem Vater und der Schwester die Hand. Härtlich blickte er auf Mätschen, die den Zusammenhang nicht lautete, weil sie während der Erklärung des Hausherrn nach einem Doktor gelaufen. Sie wußte nur, der junge Herr habe eine arme Frau retten wollen, und weinte Thränen des Mitgeföhls mit der Angst der Herrschaft.

Oben trat der Bediente ein, flüsterte dem Kommissionsrath etwas zu.

„Augenblicklich bin ich nicht in der Stimmung,“ sagte er, fast unwillig über eine solche Störung in diesem Moment.

Oswald hatte sich jedoch lebhaft aufgerichtet. „Der Baron? Ich möchte ihn gern einen Augenblick sprechen.“

Natürlich war jetzt jeder seiner leisesten Wünsche Befehl. Hardsleben trat in das Zimmer, das plötzlich ein Krankenzimmer geworden.

Umständlich erkundigte er sich nach dem Befinden des Freundes und entschuldigte dann sein längeres Ausbleiben mit einer geschwollenen Wange, die ihm heftiges Zahnweh zugezogen. Noch trug er eine Binde um dieselbe. Dann fügte er hinzu: „So Dein kostbares Leben auf das Spiel zu setzen und, wie ich hörte, wegen eines lächerlichen Krankenzimmers. Die ganze Stadt spricht zwar davon, aber das ist zu viel Eitelkeit.“

Die Mutter stimmte ihm im Stillen bei — der Kommissionsrath schaute gespannt auf. Er erhielt nun erst die Erklärung für die letzten Worte des Armenlehrers, über die er sich freilich nicht den Kopf zerbrochen hatte. Das Fräulein wie die Dienerin waren verlegt.

Oswald sagte ablehnend: „Du hättest, sähest Du einen Menschen in Lebensnoth, gewiß auch nicht erst gefragt, wer es sei oder ob Dir selber Gefahr drohe. Zudem, ich will es nur gesehen, durchblühte mich in jenem Augenblick der Gedanke an den alten Armenlehrer, den ich kurz vorher gesehen hatte. Ich wollte ihm zeigen, daß Unfernein, obwohl nicht in seiner Sphäre und Lehre erzogen, doch nicht gar so unnütz ist in der Welt, wie Leute der Art anzunehmen pflegen. Es wäre mir freilich schlecht bekommen, hätte nicht abermals er durch seinen Schüler sich in's Mittel gelegt. Ohne Franz Glaser's Aufopferung gelangte ich nicht lebend an's Ufer.“

Mätschen unterbrachte nur mit Mühe einen Ausruf der Ueber- raschung. Mit leuchtenden Augen erhob sie den Kopf.

Oswald winkte den Genossen seiner Vergnügungen näher heran, fragte ihn leise: „Kannst Du eine Rose Miller? Schläut — rothblond —“

Er stupte. „Warum? Nein! Das heißt, sie diene bei meiner Mutter!“

„Ah!“ machte Oswald. „Nun — sie ist's, die ich zu retten versuchte!“

Wieder stupte der Andere. Doch schnell gefaßt, zuckte er leicht die Achseln. „Das gewöhnliche Ende solcher Geschöpfe!“

Obwohl das Zwiesgespräch halb laut geführt wurde, nur einzelne Worte zu Aureliens Ohren dringen konnten, hielt Frau von Schäfer, die sich nicht vom Bette bewegt hatte, es doch für angemessen, ihre Tochter zu entfernen. Sie sandte sie mit einem Auftrage hinaus, gab ihrem Sohn durch einen Wink zu verstehen, daß sie derartige Erörterungen jetzt höchst seltsam finde, nur seinem Zustande zu Gute halte.

Das Hausmädchen war dem Fräulein gefolgt — heiß aufweinend. Freundlich erkundigte sich Aurelie nach der Ursache ihres Kummers und hörte nun, daß Malchen den Namen Hofens verstanden habe, daß die Ertrunkene ihre Schulfreundin sei.

„Die Unglückselige!“ rief sie entsetzt. „Und der arme Vater!“

Oswald hatte den Blick seiner Mutter nicht beachtet, fest auf Harleben geschaut; dieser wurde dadurch fast in Verlegenheit gesetzt, zumal auch der Hausherr ihn scharf in's Auge faßte.

„Und das sagst Du so — so ruhig hin?“ fragte Jener endlich erregt. „Dann hast Du also keinen Theil an ihrem Unglück?“

Harleben lachte auf. „Wie wunderbar Du bist! Als wenn es darauf anläme, wer sich zuerst solchem Mädchen nähert. Ist's nicht der Eine, so ist's der Andere. Sich darüber Gewissensstrudel zu machen, wäre ein Kleinbürgerliches Vorurtheil.“

Während Oswald ihn unsicher ansah, erhob sein Vater sich rasch, trat entschieden heran. „Halt, mein junger Herr, noch gibt es viele Leute mit so Kleinbürgerlichen Vorurtheilen, und ich, gottlob, ich gehöre auch zu diesen Leuten. Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie uns künftig die Gelegenheit ersparen, darüber, und wohl noch über Anderes mehr, Meinungsverschiedenheiten auszutauschen.“

„Herr Kommissionsrath!“ Er war vor Ueberraschung seines Wortes weiter mächtig.

Vergebens winkte die Frau des Hauses ihrem Manne. Er fuhr bestimmt fort: „Was auch zwischen uns in Aussicht genommen war — jetzt ist keine Rede mehr davon. Nie gebe ich mein Kind einem Mann, der über weibliche Unschuld so denkt, dem ein armes Mädchen nichts ist, als ein Spielzeug für eine mäßige Stunde, der in roher Herzlosigkeit seiner Nichtswürdigkeit sich noch rühmt.“ So würdevoll und imponirend hatten seine Angehörigen ihn noch nie gesehen. Seine Frau dachte daran, daß auch sie ein armes Mädchen in untergeordneter Stellung gewesen und fand nicht den Muth, ihm in die Rede zu fallen.

Harleben hatte seine Fassung schnell wieder gewonnen. Einen spöttischen Seitenblick warf er auf seinen bisherigen Freund, in dessen Mienen es deutlich stand, daß er, was früher auch seine Ansichten gewesen sein mochten, jetzt die des Vaters vollkommen theile. „Machte ich mich damit nicht lächerlich, so würde ich Genugthuung fordern für diese Ausdrücke. So mögen sie Ihnen ungestraft hingehen, weil Ihrer Herkunft anlehnend, alter Herr. Ich für meine Person bin nicht untröstlich, bekomme immer noch ein reiches Bürgermädchen und — ein hübscheres. Aber wenn Sie so patriarchalisch gesonnen sind, verheirathen Sie doch ja den belehrten Sänder dort mit Ihrem niedlichen Hausmädchen!“

Längst hatte er das Zimmer verlassen, ehe die Anwesenden wußten, was sie dachten, denken sollten. Nur Aurelie, die auf der Schwelle stand, verschmerzte rasch die Malice gegen ihre Person, wenn sie dieselbe überhaupt empfunden hatte. Sie umarmte zuerst ihren Vater, dann die Mutter und Oswald mit einer Lebhaftigkeit, die ihr sonst durchaus fremd war, die dem Vater ein Lächeln abnöthigte.

„So, den wären wir also glücklich los,“ sagte er mit einem tiefen Athemzuge. „Wegen das Elend unserer Tochter ist doch alles Uebrige nichts.“

Die Mutter konnte, Angesichts der eben stattgefundenen

Szene, keinen Widerspruch erheben. Auch beunruhigte sie etwas Anderes.

Aurelie lästete den Vater noch einmal. In der Stimmung, welche durch die heutige Erschütterung hervorgerufen worden, berührte ihn die fröhliche Zärtlichkeit der Tochter mehr als je, im tiefsten Herzen. „Ich wollte darauf wetten, Deine frühere Abneigung gegen diesen Menschen, wie die jetzige Glückseligkeit, hat eine ganz besondere Ursache!“ Die zugleich scherzhaft und gemüthliche Weise, welche die meisten Väter gegen ihre Töchter zu brauchen pflegen, war etwas laun Erhöhtes in diesem Hause. „Nun, willst Du mir nicht gleich ein Geständniß machen? Wir komplottieren dann gegen die Mutter.“

„Mein liebster, bester Vater!“ Erdröthend schlang sie die Arme um seinen Hals. „Wenn ich nur wüßte, daß ich das darf, wüßte, daß er —“ Sie brach bellommen ab, fügte laun vernehmbar hinzu: „Du hörtest ja eben, was der Baron sagte. Ich bin nicht häßlich, fürchte, mich kann Niemand lieben, wenigstens hat Niemand gesagt, daß er mich liebt, sonst hätte ich gewiß nicht so geduldig in den Plan der Mutter mich ergeben.“

„Aber wer ist denn der betreffende Er oder vielmehr Niemand?“ Der reiche Mann war etwas pikirt, daß seine Tochter so wenig ernsthafte Bewerbungen hervorrief.

Sie blieb die Antwort schuldig.

Die Mutter hatte sich eben entschlossen, den Sohn um Aufklärung zu befragen, obwohl es ihr bei dessen Zustand zuerst bedenklich erschienen. „Was wollte der Mensch denn nur mit unserem Hausmädchen?“

Oswald wechselte die Farbe, schlug stumm die Augen nieder. Der Vater nahm statt seiner das Wort. „Der junge Herr hat eine Thorheit begangen.“ Wie ganz anders hätten diese Worte geklungen, wenn der einzige Sohn nicht eben in so großer Gefahr geschwebt, ihm gleichsam neu geschenkt worden wäre!

Oswald reichte in demüthiger Abbitte eine Hand dem Vater, die andere der Mutter. Ihr Zittern bewegte und erschreckte die Eltern.

„Das Mädchen gefiel mir so sehr,“ flüsterte er entschuldigend.

„Ich kenne nur eine Art, in den Besitz eines Mädchens zu gelangen, das einem gefällt.“

Oswald blickte ihn ungewiß, doch aufleuchtenden Auges an.

Die Mutter erschrak außerordentlich. Freilich, wenn man ihn todt, ertrunken in ihr Haus zurückgebracht hätte? Alles, alles Andere war doch unendlich besser als das.

Malchen war eingetreten, kam auf das Geheiß des Herrn heran, ahnungslos, was derselbe von ihr wolle.

Der Eintritt des Portiers schloß ihm und Allen vorläufig den Mund. Der Diener war fortgeschickt worden und erstatte Bericht über seinen Auftrag. „Er liegt zu Bett und fiebert und die Mutter weint. Sie meint: er sei recht schlecht. Der alte Mann, der einmal hier war, ich glaube, er ist Armenlehrer, sucht sie umsonst zu trösten. Er hat sich aber seine Kräfte und über die Menschenmöglichkeit hinaus angestrengt, sagt der Doktor, den ich zu ihm mitnahm, und das sei gefährlich. Bei seiner außerordentlichen Aufregung, die bei solchen Leuten meist hinterher kommt, könne er leicht ein Nervenfieber kriegen. Frau Glaser —“

Die Herrin hatte ihm Schweigen zugewinkt, weil sie für Oswald Nachtheile von der schlimmen Botschaft fürchtete, ohne daß er es beachtet.

Malchen, die mit großem Antheil zugehört, unterbrach ihn, den schuldigen Respekt ganz aus den Augen sehend: „Um Gottes willen, Franz Glaser ist also krank?“

„Hoffentlich nicht so ernstlich, als es scheinen mag,“ sagte Aurelie. „Ich muß hin — sogleich!“ schrie das Mädchen rücksichtslos auf. „Vater im Himmel, wenn er stirbt! Stirbt, ohne mir vergeben zu haben. Es wäre mein Tod! Wenn ich auch sagte, daß ich ihn nicht mehr leiden mag, es ist ja nicht wahr!“ Händeringend eilte sie hinaus. „Und er glaubt es, stirbt in dem Glauben! Und ich könnte doch nie einen Andern so lieb haben!“

Der Kommissionsrath entließ den Portier und blickte auf Oswald. Er hatte sich das Verhältniß anders vorgestellt. Alles war ihm freilich noch nicht klar, doch so viel, daß Oswald jedenfalls keine Verpflichtung habe, das Mädchen zu heirathen, etwas, das ihm eine sehr große Befriedigung gewährte.

Die Mutter dagegen war von andern Gedanken beherrscht. Eine so große Demüthigung diese Heirath ihrem Stolz gewesen wäre — sie hätte dieselbe jetzt doch lieber gesehen, als daß nun keine Idee daran war. Welche Wirkung mußte dieß auf Oswald üben?

Eine Minute lang legte er die Hand über die Augen, verschattete das Gesicht. Dann ließ er sie sinken — sagte leise: „Es ist gut — ich kann sie meinem Vetter nicht mißgönnen. Wenigstens ist es doch unendlich besser so, als daß ich sie mir vorstellen mußte wie — jene unglückliche Töbte. — Verzweifeln werde ich darum nicht, liebe Mutter,“ fügte er mit einem Versuch des Lächelns bei.

Sie bewies ihm mit tausend Gründen, daß er unglücklich gewesen wäre, das Hausmädchen ihm nach Bildung und Erziehung doch nicht lange genügt hätte, bis er endlich erschöpft einschlief.

Aurelie hatte, halb verwundert, halb erschreckt, den letzten Sätzen beigewohnt. Sie beurtheilte Oswald's Gefühl, nun sie von demselben hörte, am Richtigsten, hielt es für eine Reizung, die vielleicht durch Widerpruch entflammt worden, doch nicht für das ganze Leben ausreichte. Als die Eltern sich, ermüdet, der Sammlung bedürftig, zurückzogen, verließ sie das Haus, jedoch nicht, ohne in einem Zettel auf ihrem Schreibtisch zurückzulassen, wozu sie sich beuge, um ihre Eltern nicht unnütz zu beunruhigen, falls sie ihren Ausgang bemerkten. Die Furcht vor einer Abendpartie allein kam in ihr nicht zur Geltung, auch bediente sie sich zur Sicherheit einer Droschke und langte gerade zur rechten Zeit bei dem Armenlehrer an. — (Schluß folgt.)

Fliegende Blätter.

Einen Jug aus dem Leben Gabelberger's, welcher den Erfinder der Stenographie als charaktervollen Ehrenmann kennzeichnet und zugleich ein treffliches Zeugniß für den Werth der Stenographie ablegt, entnehmen wir einem Trinksprüche, welchen der Stenograph Steinmann, Mitglied des königlichen Instituts zu Dresden, bei der Feier des Geburtstags Gabelberger's am 8. Februar d. J. ausbrachte. Bei dem Proseß gegen die auf Tod und Leben angeklagten Demagogen Wirth und Liebenowitzer, welcher im Jahre 1833 zu Landau vor den rheinischen Äsien stattfand, war Gabelberger von einer großen Buchhandlung engagirt worden, die betreffenden Verhandlungen aufzunehmen und für den Druck vorzubereiten. Der Fürst v. Sickingen-Balkhausen, Gabelberger's Verzeihlicher, machte ihm jedoch in demselben Augenblicke, als er um Urlaub bitten wollte, die Bitte, die Regierung wünsche die Stenographische Aufnahme der Verhandlung gegen Wirth und Gesellen. Erkannt, aber eben sagt Gabelberger, daß er bereits zu dieser Arbeit engagirt worden sei und eben um Urlaub bitten wolle. Der Fürst verweigert denselben mit der Bemerkung, daß ihm die Regierung ergehen werde, was ihm dort entgehe, und macht ihm außerdem darauf aufmerksam, daß er als Staatsdiener gehorchen müsse. Gabelberger reißt im Auftrage der Regierung ab. Der Tag der öffentlichen Sitzung beginnt, ein unermessliches Publikum umfließt das Gerichtshaus. Im Saale herrscht eine Hitze zum Ersticken und trotz derselben spricht Gabelberger zehn volle Stunden ohne Aufhören — die Zeugen verheeren, das Plaidoyer der Staatsanwaltschaft, die Vertheidigungsreden — bis er sich nicht mehr bewegen kann. Gleichwohl blüht er selbst nach Beendigung der Verhandlung seine Niederschriften und überreicht das Manuscript dem Redacteur, der es im Interesse der Regierung durch den Druck veröffentlichen soll. Am 14. Tage nach dem Ausgange dieses Prozesses steht Gabelberger zu seinem ersten Erscheinen, daß der Vertheidiger Wirth's, der Advokat Gutschmann, verhaftet worden sei und demselben ein Proseß wegen Majestätsbeleidigung und hochverräterischer Aeußerungen in seinen Vertheidigungsreden bevorstehe. Gabelberger eilt zum Minister Fürst v. Sickingen, erwähnt den Gegenstand der Anklage und sagt gleich in männlicher Offenheit: „Durchlaucht, das hat Gutschmann nicht gesagt. Ich habe in meinen Niederschriften nichts geschrieben, was einen entwerfenden Anlaß zu einer so hurtbaren Anklage abgeben könnte.“ Der Minister, ein rechtschaffener, sogar freimüthiger Mann, fragt: „Haben Sie Ihre Tafeln noch? Haben Sie Schüler, Freunde, überhaupt gewandte Stenographen, die im Stande sind, Ihre Schrift zu lesen und sie zu kontrolliren?“ — „Im Landgericht sind meine ersten Schüler, die beim Landtage gearbeitet haben.“ Die letztern werden sammt und sonders eingeladen, Gabelberger bei dieser wichtigen Sache zu unterstützen, aber sie waren keine Gabelberger, sie lehnten unter diesen und jenen Vorwänden ihre Theilnahme ab: man habe sich lange nicht mit Stenographie beschäftigt, gerade sich nicht in so wichtigen Angelegenheiten ein Wort abzugeben etc. Gabelberger, voll Eifer für eine gerechte Sache, nannte nun noch einen alten Auditor als denjenigen, welcher seine Niederschrift lesen können und die Courage habe, ihm beizustehen. Derselbe wird gerufen und erklärt sich bereit, die betreffende Stelle zu übertragen. Gabelberger und sein Freund werden nun jeder in ein besonderes Zimmer geführt und müssen jeder einzeln für sich die inkriminirten Stellen überlegen. Die Uebersetzungen werden dem Gericht vorgelegt und siehe da — sie stimmen harmonisch zusammen. Augenblicklich wird ein Bericht an das Ministerium erstattet, des Inhalts, daß der Adv.

okat Gutschmann die Worte, die zu seiner Verhaftung geführt, nicht gesprochen habe, nicht so, wie es gedruckt worden war! Nach dieser ehrlichen, offenen und mannhaften Handlungswiese Gabelberger's wurde Gutschmann sofort in Freiheit gesetzt.

Reiber Schnee. Obgleich der Schnee im Allgemeinen eine kühle weisse Farbe besitzt, so hat man doch auch farbigen beobachtet, der theils durch vulkanische Asche oder Staub, theils durch Insekten, theils auch durch andere Stoffe rötlichgelb gefärbt war. Besonders merkwürdig ist der eigentümliche reiche Schnee, der auf den Spitzen der Pyrenäen, in den Alpen und in der Fälschnday, auch zuweilen auf der Spitze des St. Bernhard beobachtet worden ist. Niemand hat je den Schnee gefärbt herabfallen sehen, und doch hatte er ein bis zwei Zoll tief diese Färbung, die mit der Zeit zunahm. Hiermit stimmt die Angabe des Älteren Plinius überein, daß der Schnee durch das Alter roth werde. Die Annahme einiger Gelehrten, daß die färbende Substanz vegetabilischer Art, etwa Pflanzenstaub sei, ist darum unwahrscheinlich, weil in der Höhe, wo man ihn fand, aller Pflanzenwuchs ausgehört hat. Rameau ist dagegen der Meinung, daß die Färbung durch Glimmer herbeigeführt werde, welcher durch Einwirkung der Sonne und der Frühlingsluft als Zerlegung der Felsen entstehe. Dem widerspricht aber die Beobachtung von Ksp, welcher in hohen nördlichen Gegenden, wo gar keine Glimmerfelsen vorhanden, den reichten Schnee in einer Höhe von sechshundert Fuß auf Fingeln fand, wo die reiche Farbe bis auf den Grund reichte. Er brachte Proben von den färbenden Ängelchen mit nach Europa, doch konnten die Naturforscher über die Bestandtheile derselben sich nicht einigen; Agardh leitete sie von den Alpen, einer Gattung Wasserpflanzen, her, die bei uns auch Tang genannt werden; nach Anderen gehören sie zum Thierreich und enthalten Melanine. Scoresby meint, daß die Färbung von kleinen braunrothen Thierchen herrühre, die in den nördlichen Polarländern ganze Strecken der See und Gletscher roth färben, und so dem darauf liegenden Schnee diese Farbe geben. Nach einer angeführten Zählung sollen in einem einzigen Wassertropfen gegen 13,000 solcher Thierchen enthalten sein! Somit bleibt der reiche Schnee immer noch eine ihrer räthselhaften Erscheinungen, deren Ursachen wir uns nicht zu erklären vermögen.

Zur Geschichte der Eisenbahnen in Deutschland. v. Serhner machte 1807 den Vorschlag, die Rheinufer mit der Donau durch eine Eisenbahn zu verbinden; schied 1813 eine Abhandlung, ob und in welchen Fällen der Bau schiffbarer Kanäle, Eisenwege oder gemachter Straßen vorzuziehen sei, und wurde, als 1820 die Eisenbahngesellschaft den Bau der ersten Eisenbahn in England zu verbinden, von dieser aufgefordert, sich an die Spitze einer derartigen Unternehmung zu stellen; er erhielt 1824 das Privilegium dazu, bildete 1825 eine Aktien-Gesellschaft, hatte 1828 die erste Bahn, 1832 die ganze Bahn vollendet. Es war und ist heute noch eine Pferdebahn. Die erste Lokomotive fuhr 1825 zwischen Nürnberg und Fürth. 1837 wurde die Strecke Gießen-Darmstadt, 1838 Wien-Graz, 1839 Wien-Prag, dem Verkehr übergeben. 1838 ward die Bahn von Düsseldorf nach Elberfeld, und von Berlin nach Potsdam, 1839 Leipzig-Dresden eröffnet. Im gleichen Jahr fand die Eröffnung von Braunschw.-Hannoversb., Magdeburg-Schönebeck, Köln-Bonner, Frankfurt-Hess. und München-Augsburg. Im Jahre 1840 hatte daher Deutschland 819 Meilen Eisenbahn, dreimal weniger als England, aber mehr als Frankreich. Das nächste Jahrzehnt lieferte dann 918 Meilen fertige Bahnen, und am 1. Januar 1851 können sich die deutschen Staaten einschließlich Oesterreich eines Netzes von 2463 Meilen rühmen, aber mit 70 Bahnverwaltungen, wovon 50 Privatbahnen mit selbstständiger Verwaltung, 17 Staatsbahnen und 13 Privatbahnen unter Staatsverwaltung. Davon kommen auf Preußen 1257 Meilen mit 645 Meil. Dalar Aufwand, auf den norddeutschen Bund 1493 Meilen, auf Oesterreich 830 Meilen, auf Südwestdeutschland 351 Meilen.

Die Tonne. In welcher der Leichnam Lord Byron's nach England gebracht worden, ersand ein Pötker in London, Namens Laren. Einige Wochen später verlangte der Schiffseigner diese Tonne zurück und erbot sich, den Kaufpreis zu erstatten, indem er behauptete, daß Laren, von dem er sie erhalten, kein Recht zu ihrer Veräußerung gehabt. Der Pötker verweigerte indeß die Rückgabe, und da die Sache im Wege des Prozesses zum Nachtheil des Schiffseigners ausgefallen wäre, so blieb der Pötker in dem ungehörten Besitz seines Eigenthums. — Dagegen beklagte darauf seine Tonne, sowohl um seinen Sieg damit zu feiern, als auch dem Publikum dadurch anzuzeigen, daß er diesen beneidenswerthen Schatz besitze. Von nun an strömte die Bevölkerung Londons herbei, um die Tonne zu sehen, welche die herrlichen Ueberreste des großen Dichters in seine Vaterstadt zurückgebracht hatte, und davon, um die Neugier der Menge bequemer befriedigen zu können, stellte die Tonne auf einer Erhöhung vor seinem Hause im St. James auf. — Einige leidenschaftliche Verehrer des Dichters kauften um fabelhafte Preise Stücke des Holzes von dieser Tonne; der Eine ließ sich eine Schnupftabakdose, ein Anderer einen Kessel daraus verfertigen, und so ward Dary durch den Spleen seiner Landsleute in kurzer Zeit ein begüterter Mann.

Die Entdeckung des Marzipan. Nach dem kalten Sommer von 1407 entstand eine große Hungersnoth. In Sachsen lebte ein Pfaffen Brä von der Größe einer Wallnuß drei Pfennige. Diese kleinen Bröckchen nannte man Marzipanbröckchen und bereitete sie später, zum Andenken an die harte Zeit, reich gewürzt, am Karfreitag. Herren erhielten sie den Namen Marzipan (Marci panis, Brod des Marci).



sicht ausgebrückte wahre und warme Zuneigung zu dem Manne ihrer Wahl belundeten in dem gleichen Maße ein tiefes Gefühl, als ihre Erscheinung durch diesen geistigen Anflug noch unendlich erhoben und verschönt wurde.

Auch hielt der Pfeifer seine Blicke einen Moment, wie der augenblicklichen Lage ganz entrückt, auf sie gerichtet. Schnell lehrte ihn jedoch die Besonnenheit zurück. „Ich vermag nicht zu fliehen,“ erwiderte er, „ohne wenigstens das Aeußerste gewagt zu haben, den König zu retten und so das meinem Lord verspändete Versprechen einzulösen.“

„Nun auch dazu kann Rath werden,“ erinnerte sich die Frau, und ein Freudenblick leuchtete in ihren Augen. „Herr Du mein Gott, wo ich bei all’ der ausgestandenen Angst nur meine Gedanken gehabt habe! Es führt ja eine Treppe von hier aus der Küche hinaus in mein Zimmer. Der Verschluss dazu befindet sich in der Kaminwand eingelassen, und glücklicherweise ist dem Schelme, dem Lieutenant, als er vorhin die Kaminthür erbrochen hat, dieser geheime Zugang entgangen. Nichts ist leichter, als auf diesem Wege zu dem Könige zu gelangen und ihn zu retten.“

„Gelobt sei Gott!“ war ihr der Spielmann in’s Wort gefallen, „so bleibt also die Aussicht, meinen Lord ebenfalls den Geierkrallen dieser Schelme zu entziehen. Allein, Betsy, meine liebe Betsy, der Gefangene in Deinem Zimmer ist nicht der König. Er ist nach dem Tode seines bei Marston Moor gefallenen Vaters der Grundherr meines Heimatdorfes, der junge Lord Hamilton, mit dem ich aufgewachsen bin, und den zu retten ich in die Hand seiner Mutter gelobt habe.“

Ein heftiges Gezänk von dem Hofe und dem Flur hatte ihn unterbrochen. „Ich folge dem mir erteilten Befehl,“ hörte man eine Stimme. „Und darum noch einmal, wollen Sie gutwillig in das Haus zurückkehren, oder soll ich Ihnen mit dem Kolben meines Karabiners den Weg dahin weisen?“

„Es ist der Bürgermeister,“ bemerkte der Pfeifer nach einem augenblicklichen Lauschen zu der Frau, „welcher sich vorhin bei dem Streite da innen ebenso wie ich leise davongeschlichen hat, aber bei dem Versuch, das Freie zu gewinnen, von den Wächtposten außen bemerkt und angehalten worden ist. Um nicht zu früh Verdacht zu erwecken, bleibt mir ebenfalls nur übrig, jezt noch einmal in das Gastzimmer zurückzukehren. Allein Alles geht vortrefflich, meine liebe Betsy, und der Plan, den ich mir eben entworfen habe, kann nicht fehlschlagen. Führe Du mir zuerst den Lord aus Deinem Zimmer in die Küche herunter, und sinne darüber nach, auf welchem Wege wir auch zu dem Könige da oben in seiner Bodenkammer gelangen können. Und noch eins, liebe Betsy, wundere Dich bei Deiner Rückkehr über keine meiner Handlungen, jede derselben, wie widersinnig sie Dir scheinen möge, ist dennoch einzig und allein darauf berechnet, unseren Zwecken zu dienen.“

Es war in der That der Bürgermeister gewesen, dessen an der Wachsamkeit der mit der Bewachung des Hauses beauftragten Posten gescheiterter Fluchtversuch den vorigen Streit auf dem Flur veranlaßt hatte, und die Vorwürfe, mit welchen der von einigen Soldaten wieder in das Zimmer zurücktransportirte Flüchtling dort von dem Korporal empfangen wurde, ermöglichten es dem Pfeifer, seine vorige Entfernung vor Jedermann zu verbergen. Beinahe unmittelbar mit seiner Rückkehr führte übrigens ein Triumphausbruch, womit der Begleiter des Schmieds seinen vermeinten Sieg über den alten Reitermann feierte, denselben zu der durch den eingetretenen Zwischenfall einen Augenblick unterbrochenen, theologischen Disputation mit diesem seinem hartnäckigen Gegner zurück, und die Heftigkeit, mit welcher beide Theile ihre Meinungen verfochten, nahm alsbald die Aufmerksamkeit sowohl des Korporals, wie der noch um den Tisch der beiden Eiferer versammelten Dragoner so ausschließlich in Anspruch, daß der Pfeifer für den Erfolg des von ihm erfundenen Plans von dieser Seite unbedingt weder eine Unterbrechung, noch auch nur eine Beobachtung zu befürchten brauchte.

Die noch durch den Befehl des Lieutenants in dem Wirthshause zurückgehaltenen Bürger hatten mittlerweile Einer wie Alle dem Beispiel des Schmieds Folge gegeben und schnarchten auf den Bänken und Stühlen ausgestreckt mit diesem um die Wette. Der Bürgermeister war, nachdem er vorhin vergeblich versucht hatte,

die Absicht einer Flucht gegen den Korporal zu leugnen, zu seinem früheren Sitze vor dem Kamin zurückgelehrt und starrte in Gedanken vor sich zur Erde.

„Auf ein Wort, Herr Bürgermeister,“ eröffnete der Pfeifer, auf dem vorhin von dem Lieutenant benutzten Sessel neben ihm Platz nehmend, in einem leisen Geflüster das Gespräch mit demselben. „Wir, Sie und ich, befinden uns jezt in einer ziemlich ähnlichen Lage. Ich habe höchstens vor Ihnen voraus, daß die Gefahr, welche mich bedroht, mir möglicherweise unmittelbar an Hals und Kragen geht, während Sie sich mit einem guten Stück Geld und dem Verlust Ihres halben Vermögens und Ihrer amtlichen Stellung zu salveren vermögen. Was mich indeß betrifft, so denke ich, wofern ich das irgend bewirken kann, das Aeußerste nicht erst abzuwarten, und wohlán, lassen Sie hören, würden Sie es nicht ebenfalls vorziehen, Ihr Schiff den Schurken dort zu entziehen und dazu mit mir gemeine Sache zu machen?“

„Mein Schiff?“ versuchte der Bürgermeister, mit einem mißtrauischen Seitenblick auf den Pfeifer, einer direkten Antwort auszuweichen. „Und wer sagt Euch denn, daß ich ein solches besitze. Es ist kein wahres Wort an dem Gerede des dummen Weibes, der Betsy Bradlam, und ich erachte es für wahr sehr lähn von Euch, Euch mit solchem Ansinnen an mich zu wenden.“

„Es bleibt uns weiß Gott für solche unnütze Weiterungen keine Minute zu verlieren,“ erwiderte der Spielmann. „Das Schiff ist Dymric’s, ich weiß, und Ihr habt dasselbe nur befrachtet. Aber wollt Ihr, daß ich Euch oder noch besser denen da sage, wo dasselbe versteckt liegt? Nun denn, beruhigt Euch, wenn ich Euch hätte verrathen wollen, nichts wäre mir leichter gewesen, denn der Tom Dymric ist von mir gebunden worden, den von mir hierher geleiteten Flüchtling nach Frankreich überzuführen.“

Der Bürgermeister erinnerte sich der ihm vorhin von diesem Letzteren gemachten Mittheilung. „In der That,“ lenkte er ein, „der Tom hat mir davon gesprochen.“

„Nun denn, ich will aufrichtig gegen Euch sein,“ verfolgte der Pfeifer seinen Vortheil. „Einen Moment, als Ihr zuvor über mich und meinen Begleiter die Verhaftung verfügt, stand ich darauf und daran, als Nachse dafür den Versted Eures Fahrzeuges an die Dragoner zu verrathen. Allein im gleichen Moment leuchtete mir ein, daß ich mir damit selber nur die letzte Möglichkeit einer Flucht abschneiden würde, denn es handelt sich bei der heutigen Affaire für mich wirklich und wahrhaftig um meinen Hals; Ihr ahnt selber vielleicht noch nicht die Wichtigkeit Eures Fanges. Wißt Ihr, wer der von Euch da oben in der Bodenkammer untergebrachte Gefangene ist? — Es ist der König.“

Die Augen des Bürgermeisters starrten bei dieser unbedingten Bestätigung seiner gleich anfänglichen Vermuthung wie geblendet. „Der König!“ murmelte er. „Es ist gewiß und wahrhaftig der König?“

„Er ist’s,“ bestätigte der Pfeifer seine vorige Mittheilung. „Wenn das Schiff nicht wäre, würdet Ihr da fürwahr einen guten Griff gethan haben. Die 1000 Pfund, welche das Parlament auf seinen Kopf gesetzt hat, sind in der That ein schön Stück Geld, und ich selber bin auf unserem gemeinsamen Wege hieher mehr als einmal mit mir zu Rath gegangen, ob ich sie mir nicht verdienen sollte. So indeß habt Ihr schließlich doch nur den Schelmen, dem Lieutenant hier und dem groben Kerl, dem General Harrison, den derselbe herbeizurufen davongestärmt ist, diesen schönen Preis in die Hände gespielt, und dazu bilden die Konfiskationen Eures Schiffes und die zuvor schon von Euch selber an den Lieutenant verrathene Warke des John Brown noch eine recht hübsche Zugabe für die Weiden. Wetter, was die Halsunken für Glück haben, und wie sie über diesen doppelten glücklichen Zufall lachen werden.“

„Die Best auf die Schurken!“ fluchte der Bürgermeister. „Doch wißt Ihr einen Weg, den Schelmen diesen doppelten Vortheil aus den Zähnen zu ziehen? Sprecht. Es soll mir auf ein gut Stück Geld, oder wollt Ihr lieber auf die Theilung der 1000 Pfund, nicht ankommen. Nur die beiden rundköpfigen Heuchler sollen diese lothbare Beute nicht vor uns voraushaben.“

„Um!“ warf der Pfeifer ein, „die Einziehung meines Antheils von Euch möchte für mich seine Schwierigkeiten besitzen und vorläufig ist es mir zunächst auch nur um mein Entkommen zu thun. Für den König bleibt, nachdem er einmal dort oben untergebracht,

einfach keine Hoffnung mehr, was mich aber angeht, so steht mir nur noch der eine Ausweg offen, mich gleich über See zu retten; denn morgen wird wegen dieses Unglücksversuchs ein Preis auf meinen Kopf gesetzt sein, und ich bin zu bekannt auf fünfzig Meilen in der Runde, um mich auf dem festen Lande der Verhaftung entziehen zu können. Wenn mir der Gfel, der Lymrie, das Lösungswort für seine Mannschaft mitgetheilt hätte, so würde ich auch längst schon fort sein. Das Fenster der einen Edlammer da nebenan führt auf den freien Raum zwischen diesem und dem Nachbarhause, und bei dem Streit der einfältigen Kerls da würde nichts leichter sein, als sich dort hinauszuschwingen und das Schiff zu erreichen. Allein zu was würde mir das so ohne ein Erkennungszeichen nützen? Darum gebt mir eine Zeile an den Steuermann des Fahrzeugs mit, daß derselbe, ohne seinen Patron erst abzuwarten, sofort mit mir in See sticht, und uns ist Beiden geholfen.

Der Bürgermeister hatte einen mißtrauischen Seitenblick auf den Pfeifer geworfen. „Nun, wollt Ihr?“ drängte dieser.

„Das Schiff liegt so in den Felsen versteckt, daß es der ganzen Gewandtheit Lymrie's oder sonst eines kundigen Schiffers bedürfen würde, um es glücklich auf die offene See hinauszuführen,“ wandte jener zögernd und unschlüssig ein. „Es wäre eine wahre Thorheit, dem Steuermann ein so schwieriges Manöver zu übertragen, und wenn ich es auch wollte, würde dieser sich doch eine so große Verantwortlichkeit zu übernehmen weigern.“

Der Pfeifer schien, nach dem Freudenblick tief auf dem Grunde seiner Augen, diesen Einwand erwartet zu haben.

„Hm!“ äußerte er. „Und wißt Ihr etwa, wo der John Brown zu finden sein möchte? Wenn das, so läge am Ende nichts näher, als diesen an Lymrie's Stelle eintreten zu lassen. Auf ein 100 oder 200 Pfund laun und wird es Euch in Eurer Lage nicht ankommen und damit ist die dem John konfiszierte Barke doppelt und dreifach bezahlt.“

„In der That, das wäre!“ griff der Bürgermeister diesen mit seiner eigenen, seit der Verhaftung Lymrie's schon gehegten Absicht so vollständig übereinstimmenden Vorschlag mit Begeisterung auf. „Auch meine ich zu wissen, wo sich der John Brown versteckt hält. Aber wie das Haus verlassen?“

„Nun, auf dem von mir bezeichneten Wege,“ beeilte sich der Pfeifer, seine letzte Unschlüssigkeit zu heben. „Noch bleibt uns bis zur Rückkehr des Leutenants mindestens eine Stunde Zeit, die ganze Geschichte aber laun und muß binnen höchstens zehn Minuten abgemacht sein. Ihr benachrichtigt den John Brown, ich suche währenddessen das Boot auf, das nach einer mit vorhin von Lymrie gemachten Mittheilung irgendwo im Hafen seine Rückkehr erwartet, und bei demselben treffen wir dann wieder zusammen. Oder meinetwegen begeben Ihr Euch auch gleich unmittelbar, nachdem Ihr Euer Geschäft mit dem John abgeschlossen habt, wieder hieher zurück. Die Dummköpfe dort aber sind viel zu sehr in ihr Gezänk verfallen, als daß sie für die erste Viertelstunde und noch auf länger hinaus unsere Entfernung bemerken sollten. Wenn jedoch auch, so muß zweifelsohne doch Euer Wiedererscheinen hier jeden Verdacht entkräften und bleibt Euch ja schlimmsten Falls immer noch die Ausrede, Euch in irgend einer Kammer oder in sonst einen versteckten Winkel des Hauses zum Schlafen ausgestreckt zu haben.“

„Herzlich! vortrefflich!“ Der Bürgermeister erschien ganz enthusiastisch mit dem ihm gemachten Vorschlage. „Ja, es bleibt kein Zweifel, so muß sich die Sache wie von selbst gestalten. — Und Ihr meint, daß meinem Wiedereinsteigen durch das Fenster kein Hinderniß entgegenstehen werde?“ fügte er mit einem Nest von Mißtrauen die Frage hinzu.

„Unfinn!“ ließ ihm der Pfeifer gar nicht Zeit, diesen letzten von ihm aufgeworfenen Einwand weiter zu verfolgen. „Wie sollte denn das, und wie vermag Euch das Einsteigen irgend welche größere Schwierigkeiten, als das Hinaussteigen zu bereiten? Uebrigens will ich mit der Bethy noch sprechen, daß sie Euch bei dem Erklimmen des Fensters möglichst behülfslich sein soll. Doch jedenfalls muß jetzt gehandelt werden. Ich eile, die Gelegenheit auszunützen und Ihr mögt Euch vorläufig der Gruppe da um den Tisch zugesellen, um durch Eure Gegenwart jeden Verdacht des Korporals und seiner Dragoner niederzuhalten und so ihre Aufmerksamkeit von meinem Thun und Treiben abzulenken.“

Die Wirthin war schon einen Moment zuvor unter der Küchentür erschienen, auf einen Augenblick des Pfeifers beeilte sie sich jedoch, das Erscheinen, mit welchem sie auf dessen Gespräch mit dem Bürgermeister blickte, zu unterdrücken und sich wieder in die Küche zurückzuziehen.

„Alles geht vortrefflich!“ begrüßte der Spielmann bei seinem Eintritt daselbst die Frau und den jungen Edelmann, seinen vorigen Begleiter, welcher an ihrer Seite ihn erwartete. „Gottlob, Mylord, daß ich Euch nur erst aus den Händen dieses mörderischen Gesindels befreit sehe! Doch die Minuten sind kostbar. Bethy, mein süßes Weibchen, hast Du irgend einen Weg gefunden, zu dem Könige da oben auf seine Bodenkammer zu gelangen?“

„Rein!“ erwiderte die Frau. „Es müßte denn durch den Schlot hier geschehen.“

„Hurrah! Hufsa!“ jauchzte der Pfeifer, mit Mühe den Ausbruch seines Jubels soweit unterdrückend, um nicht außer auf dem Flur oder in dem Gastzimmer gehört zu werden. „Bethy, ich habe es immer gesagt und ich behaupte es jetzt noch tausendmal mehr als früher, eine Frau wie Du bleibst in ganz England nicht mehr zu finden. Ich muß indeß noch einmal in das Gastzimmer zurückkehren, und kann deshalb die Kletterpartie nicht übernehmen. Sie, Mylord, müssen demzufolge dabei für mich eintreten. Auch haben Sie ja in Ihrer Jugend Ihre Schule bei der Marine gemacht, und kletterten schon als Knabe gleich einer Aage. Wollen Sie?“

Der junge Lord hatte bereits sein Wams abgeworfen und stand im Begriff, sich auch die Stiefeln auszuziehen. „Welche Frage,“ erwiderte er, „jeder Weg gilt mir gleich, wofür es uns nur gelingt, den König zu retten.“

„Auf dem Dache angekommen,“ fuhr der Pfeifer, ohne nur seine Antwort abzuwarten, fort, „halten Sie sich links. Das Bodensfenster auf der Rückseite des Hauses ist das der Kammer, in welcher sich der König verwahrt findet. Eine weitere Ueberwachung, als die auf dem Flur und der Treppe, wird bei der geringen Wichtigkeit, welche die Dragoner diesem von ihnen allein auf das Verlangen des Bürgermeisters übernommenen Gefangenen nur beilegen, schwerlich stattfinden. Den Rückweg nehmen Sie wieder durch den Schlot. Das Fenster des Ezimmers, in welchem Sie aus Ihrer vorhin eingenommenen Kammer durch die Thür dort gelangen, führt auf die Seitenfront des Hauses und einmal außen, wenden Sie sich, immer sorgfältig in dem tiefsten Schatten der Häuser fortschleichend, rechts, bis Sie über dem Marktplatz fort den Hafen erreichen. Dort vor dem letzten einzelnen Hause mit den drei Bappeln vor der Thür, werden Sie an der Ausladetreppe ein Boot finden. Das Erkennungswort ist: „Stern und Anker“. Wenn kein Lärm hinter Ihnen losbricht, erwarten Sie in demselben mein eigenes Eintreffen in zehn Minuten, entgegengesetztenfalls aber stoßen Sie sofort ab. Die Leitung des Schiffs endlich bleibt Ihrer eigenen Geschicklichkeit überlassen; denn der Schiffer befindet sich ebenfalls gefangen, und ist außerdem durch den Verlauf der Ereignisse aus meinem Freunde zu meinem erbittertesten Feinde umgewandelt worden. Zum Glück sind Sie ja aber, bevor Sie den Dienst zu Lande gewählt haben, Kapitän in der Marine Seiner Majestät gewesen.“

„Also, Stern und Anker“ lautet die Losung?“ fragte der Lord, schon im Begriff, sich in den Schlot aufzuschwingen.

„Ja, und alle Thüren werden geöffnet stehen.“

Im nächsten Augenblick war der junge Mann in dem Rauchfang verschwunden, und man vernahm nur das unbestimmte Geräusch seiner Bewegung in demselben. Der Pfeifer hatte hinter ihm die Thür der Kammer und die nächsten Thüren geöffnet.

„Tim,“ empfing ihn die Frau bei seiner Rückkehr, „um Gotteswillen, was hattet Ihr vorhin mit diesem Schelm, dem Niels Dennison, zu schaffen?“

„Und meinst Du denn, liebe Bethy,“ richtete der Mann, sie sanft an sich ziehend und mit einem tiefen, liebevollen Blick in ihre Augen, die Gegenfrage an sie, „daß ich, nachdem wir uns so glücklich gefunden haben und so unerwartet eins geworden sind, ferner als Mann und Frau zu leben, so bald schon Lust hätte, Dich wieder und vielleicht auf Nimmerwiedersehen zu verlassen? — O nein, ich denke vielmehr heute noch mein früheres, unsädes Leben abzuschließen. Und siehst Du, dazu soll . . .“

Der Sturz eines schweren Körpers und ein jäher Schmerz oder Schreckensschrei hatten ihn unterbrochen. „Was ist das?“ (Schluß folgt.)

Die Brüder Achenbach.

I.

Andreas Achenbach.

(Bild S. 385.)

Ein seltenes Künstler-Dioskurenpaar, das brunten am schönen Rhein, in der heiteren Kunststadt Düsseldorf seinen Wohnsitz aufgeschlagen und den Mittelpunkt einer eigenen kleinen Welt bildet, die wunderbar befruchtend immer weitere und weitere Kreise um sich zieht. Wie Lessing und Schirmer, die Beide später nach Karlsruhe übergesiedelt sind, so bilden jetzt die beiden Achenbach die Spitzen der düsseldorfer Künstlerakademie, und ihr Name hat den Klang jener Kunststadt volltönend erhalten, auch nachdem jene beiden Sterne am dortigen Horizonte verschwunden waren; im Gegentheil, während sie Beide die realistische und idealistische Seite im modernen Sinne vertreten, greift ihre Kunst, wenn wir so sagen dürfen, unmittelbarer und frischer in's volle Leben und steht darum der heutigen Stimmung näher, ihr Einfluß ist mächtiger in engeren und weiteren Kreisen.

Es war im Jahr 1830, als ein junger Mensch von fast knabenhaftem Aussehen unter den Schülern Schirmer's Aufsehen erregte; sowohl im Studienaal als in der freien Natur entwickelte sich sein eminentes Talent in so glänzender Weise, daß die selbstständigen Bilder den Kopieen rasch auf dem Fuße folgten. Dieser junge Mensch hieß Andreas Achenbach und war von Kassel herübergekommen, wo die Eltern früher in bescheidenen Verhältnissen gelebt. Der Vater war Kaufmann gewesen, hatte ein bewegtes Leben geführt, auch allerlei Schriftstellerei getrieben, wovon ein gereimter Nempis und eine amerikanische Reise zeugen. Andreas war am 29. September 1815 zu Kassel geboren und hatte zahlreiche Geschwister, von denen ihm ein Bruder bald auf dem Wege der Kunst folgen sollte. Der junge Maler wandte sich früh der Landschaft zu, schlug aber einen realistischen Weg ein, als seine Genossen, die Mitstrebenben Rose und Jank, obgleich er wie diese seine Bilder dem nahen Rhein und der Ahr entlehnte. Der vom Vater vererbte Drang zum Reisen trieb auch ihn bald in die Ferne. Die Erinnerungen an den Norden, wohin er in frühester Jugend mit dem Vater gereist war, wurden wieder wach und fixierten sich in Bildern. Es zog ihn unwiderstehlich nach dem Meere, und schon der Erwerb der ersten Bilder gab ihm die Mittel, die Nordsee zu sehen und bis nach Norwegen zu wandern, von wo er mit gefüllten Mappen heimkehrte, deren Skizzen in einer Reihe von Bildern seinen Namen bald über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaustrugen. Das Städel'sche Institut in Frankfurt und die düsseldorfer Gallerie bieten uns Proben jener frühen ersten Schaffenszeit, die sein mächtiges Talent schon lebendig bekunden. Der Norden sollte ihn nicht einseitig machen und seine nächste Reise ging nach dem Süden, nach Italien, das er zwei Jahre lang von den Alpen bis nach Aetna durchwanderte und das nicht nur auf seine künstlerische, sondern auch auf seine gemüthliche Stimmung so gewaltigen Einfluß gewann, daß er zur katholischen Konfession übertrat. Von Italien aus kamen eine Reihe von Bildern nach Deutschland; aber erst, als er endlich heimgelehrt war, verarbeiteten sich in freier Aetna die Anregungen, welche ihm das sonnige Land geboten. So umfaßte denn der Meister die nordische und südliche Natur mit gleichem Geschick und Glück, und behandelte die großartigsten Szenarien wie die einfachste idyllische Landschaft mit gleich sicherer Hand. Aber weder die nordische noch die südliche Landschaft vermochten ihn ausschließlich zu fesseln. Seit zehn Jahren hat er wohl kaum mehr ein Gebirgsbild aus dem Norden oder Süden gemalt, wir finden ihn fast ausschließlich mit Darstellungen beschäftigt, die er sich in den westphälischen und nieder-rheinischen Ebenen geholt hat. Andreas Achenbach ist kein Nachahmer, er ist ganz nur er selbst, aber der rastlos an sich fort-

arbeitende Künstler, dessen eminente Technik ihn so viel produzieren läßt. Doch all' diese zahlreichen Bilder tragen nirgends, wie es bei raschen Arbeiten so leicht der Fall ist, den Charakter des Handwerksmäßigen: er ist überall durch und durch Künstler, obgleich seine Wirkung wesentlich auf der Stimmung beruht, welche wir von der Natur selbst empfinden. Aber er weiß stets das Charakteristische, das bezeichnende Detail herauszufinden und das Ganze durch einen harmonischen Schmelz zu verbinden. „Selten aber ist auch wohl,“ sagt W. Müller von Königswinter, „einem Künstler das Leben so gelungen, wie A. Achenbach: er hat überall die größte Anerkennung gefunden. In einem weitverbreiteten Ruhm in jungen Jahren gefellte sich ein sehr großes Einkommen durch die Kunst. Wer heute sein stattliches Haus in Düsseldorf besucht — es ist dasselbe, welches der Direktor W. von Schadow sich baute — der findet darin allen Luxus und Comfort des modernen Lebens. Dabei ist es mit Werken alter und neuer Meister geschmückt. Auch möchte wohl kein deutscher Maler unserer Zeit eine so äppig elegante Werkstätte aufzuweisen haben. Zugleich herrscht in diesem Hause ein fröhlicher Lebensgenuss. Der Besitzer war in seiner Jugend ein überaus heiterer Mensch, der mit seinen humoristischen und komischen Einfällen alle Welt ergötzte. In gleicher Weise ist er jetzt ein freundlicher und geistvoller Mann, dem stets eine Fülle von wohlangebrachten Bonmots zu Gebote steht.“

Bilder aus dem amerikanischen Frauenleben.

Von einer deutschen Frau.

IV.

Als Fortsetzung meines vorigen Schreibens habe ich noch von so manchem Eigentümlichen im gesellschaftlichen Leben von Amerika zu erzählen; von Sitten und Gebräuchen, wovon manche selbst in diesem jungen Lande schon den Stempel des Alterthümlichen an sich tragen, weil hundert Jahre hier, wo die Zeit so ungeheuer schnell zu verfliegen scheint, für tausend Jahre in der alten Welt gelten können. Freilich haben die Amerikaner bei ihrer kurzen Vergangenheit wenige solcher Erinnerungszeichen aus alter Zeit; doch eben deshalb vielleicht verehren sie dieselben um so mehr, sowie sie für alles Antike, sei es von Gold, Silber, Glas oder Porzellan (oder ein beim Antiquar für schweres Geld gelaufenes, entsehrlich gemaltes, altes Porträt, welches dann als Abnenbild gelten muß) eine an das Väterliche grenzende Manie haben. Fortuna's Rad scheint sich eben hier auch mittelst Dampfstraß zu bewegen, wie alles Uebrige, denn es kommt nur selten vor, daß eine Familie in glänzenden Verhältnissen ihre Vorfahren von zwei Generationen zurück gerne in guter Gesellschaft präsentieren könnte. Hat deshalb Jemand noch von seiner Großmutter wirklich einen Silberlöfel aufzuweisen, so wird derselbe gewiß als Reliquie verehrt und bewundernden Freunden zur Wirtverehrung vorgezeigt. Und eben so schnell, als es vergan geht, eben so schnell geht es auch wieder hinab, denn wieder die zweite Generation hat meistens nichts mehr von dem schnell erworbenen Reichthum, der durch über-großen Aufwand, durch risikante Spekulationen, sowie durch häufige Krisen im Geschäftsleben meistens wieder in Wasser verrinnt. Selten nehmen die Söhne reicher Familien eine hervorragende Stellung im öffentlichen Leben ein, außer sie beginnen ungeachtet ihres Reichthums von unten an, lernen irgend etwas Praktisches gründlich und arbeiten gleich dem Aermsten — ein Fall, der gar nicht selten vorkommt. Die größten, besten Männer, welche Amerika aufzuweisen hat, waren, wie Abraham Lincoln, self-made men, welche durch frühe Arbeit Leib und Seele kräftigten und welche sich ihre Erziehung selber gaben. Wie innig ist doch ein Land mit seinen Kindern verwandt, wie mächtig wirken klimatische Verhältnisse auf den Menschen, so daß Land und Bewohner Ähnlichkeit in ihren charakteristischen Eigentümlichkeiten zu haben scheinen. Hier hat Alles große produktive Kraft, der Boden ist reich und ergiebig, lohnt Arbeit und Pflüge im Uebermaß — und ist doch bald erschöpft. Ebenso der Mensch. Er wirkt und erreicht Vieles und Großes, für ihn selbst aber ist der Erfolg nicht fruchtbringend;



ist der Verkehr ein viel weniger gemüthlicher als bei uns. Wenn wir einen genussreichen Besuch bei Bekannten vorstellen, so gehört dazu ein ganzer Abend, etwas gute Musik, angeregte Konversation, vielleicht eine angenehme Handarbeit, und duftiger Thee nebst verschiedenem Solideren. Hier begnügen sich die Damen mit einer Stunde ungefähr, meistens Nachmittags, wo in Eile Fashions und Neuigkeiten besprochen werden. Dabei wird nur, wenn das Wetter warm ist, ein Glas Eiswasser angeboten, denn das unumstößliche System einer amerikanischen Haushaltung kann nicht ohne dringende Nothwendigkeit außer Ordnung gebracht werden. Kommt Besuch zur Zeit eines regelmäßigen Mahles, so ist derselbe willkommen und theilt, was eben vorbereitet war; mehr zu thun ist für die Hausfrau beinahe unmöglich. Nur unter intimen Freunden besucht man sich für den ganzen Abend, und da unterhält man sich eben auch ungezwungen, je nach Individualität. Eigentliche Gesellschaften (parties) aber sind hier ganz ungeheuer langweilig. Es fehlt dem gesellschaftlichen Ton, was bei den Franzosen als «esprit» so reichlich vorhanden ist und wovon wir Deutschen immer noch mehr von der gütigen Natur erhalten haben als die Abkömmlinge der angelsächsischen Rasse. Das Gespräch beginnt unabänderlich mit einem genauen Wetterbericht, dann kommt die Mode an die Reihe und endlich, o Schreden! wird zum Piano, welches beinahe in keinem Hause fehlt, Zuflucht genommen und so eben Lieder und Klavierstücke der abgeschmacktesten Gattung, welche jeder Anwesende schon selbst auswendig weiß, auf die mittelmäßigste Art den ganzen Abend ohne Unterbrechung abgeleiert. Wirkliche musikalische Bildung ist hier äußerst selten und wird auch nur in den feinsten Kreisen gewürdigt. Bei dieser geringen Anzahl aber herrscht ein eifriges Interesse für beste klassische Musik, zu deren Ausübung die Kräfte jedoch noch kaum ausreichen, und auch nicht ausreichen werden, so lange die Amerikaner sich nicht entschließen können, mehr Geld und Zeit für Musik zu verwenden. Ein oder zwei Jahre Unterricht soll hier meistens genügen; oft noch kürzere Zeit. Beethoven, Mendelssohn und Schubert werden von den Kunstenthusiasten am Meisten bewundert, doch auch mit einigen der weniger bizarren Kompositionen Chopin's habe ich guten Erfolg gehabt. Robert Schumann und Richard Wagner sprechen die Amerikaner nicht an.

Ich weiß, es wird manches Mädchenherz in der Heimat mit innigem Mitleiden erfüllen, wenn ich sage, daß von einer sehr zahlreichen, höchst achtbaren Klasse hier das Tanzen als frivol, ja sündhaft der Jugend streng verboten wird, so daß kein Mädchen aus diesen Kreisen es wagen dürfte, diesem Vorurtheil zu trotzen, ohne ihren guten Ruf auf's Spiel zu setzen. Dieß ist nun wohl sehr übertrieben, denn wenn das rechte Maß eingehalten wird, so ist der Tanz doch gewiß die natürlichste, unschuldigste Unterhaltung für die Jugend, ja ohne Zweifel harmlos, weil wie Musik ein angeborener Trieb im Menschen, da kleine Kinder, welche nie einen Tanz gesehen, singen und tanzen, oft bevor sie sprechen gelernt. Dieses starre, puritanische Vorurtheil herrscht beinahe in allen Kreisen des bessern Mittelstandes, in der großen Anzahl der streng religiösen Familien, und erstreckt sich meistens auch auf's Theater. „Dem Reinen ist Alles rein“, sollten diese überaus Prüden bedenken, und daß selbst unser Heiland es nicht verschmähte, Hochzeiten und Gastmahle zu besuchen. In den reichen, fashionablen Zirkeln wird natürlich auf diese strengen Ansichten keine Rücksicht genommen, sondern um so zwangloser getanzt und kokettirt. Ueberhaupt ist der gesellschaftliche Umgang der jungen Leute im Allgemeinen hier nur zu ungezwungen, selbst in den sittenstrengsten Familien. Die Mädchen machen ohne Kenntniß der Eltern Bekanntschaften, laden die jungen Herren ein, empfangen ihre Besuche, wobei sie es äußerst unpassend und lästig finden würden, wenn die Mutter im Gesellschaftszimmer anwesend wäre; lassen sich von ihren Verehrern, hier nicht immer mit Recht beaux genannt, in's Theater und in Gesellschaften begleiten, nehmen Geschenke von denselben an, lassen sich von ihnen kurzweg beim Taufnamen nennen, sowie sie auch dasselbe thun, und wechseln diese nützlichen beaux oder werden von denselben aufgegeben, so oft eine Aenderung wünschenswerth erscheint, ohne daß Herzen darüber gebrochen werden. Liebe hat damit nichts zu thun; kommt diese endlich, dann distirt sie wohl selbst ihre ewigen Gesele. Diese Un-

gezwungenheit im Umgang mag ihr Angenehmes haben; wenn die Mädchen aber wüßten, wie sie ihren mächtigsten Zauber dadurch verlieren, wie eben in ihrer Zurückhaltung ihre größte Anziehung liegt, sie würden gerne sich hinter mäßige Schranken zurückziehen und sich mehr suchen lassen. Die Gegenwart der Mutter darf nie als Last gefühlt werden; sie selbst, in ihrer Sympathie mit ihrem Kinde, wird nicht störend auftreten, wo es nicht nothwendig ist. Eben ihr Mutterinstinkt lehrt ihr aber Schönes von Falschem zu unterscheiden und die Gefahr für ihr Kind zu ahnen, wenn dieselbe noch kaum im Entstehen ist.

Eine sonderbare Sitte, deren Ursprung ich trotz aller Erklärungen nicht auf die Spur kommen kann, ist die, daß die jungen Männer am St. Valentinstag im Februar demjenigen Mädchen, für welches sie sich am Meisten interessieren, ein Gedicht auf zierlichem Papier gedruckt (es ist dieß ein förmlicher Handelsartikel) übersenden. Dieß gilt als eine Art Erklärung; und natürlich ist Diejenige, welche die meisten Valentinen aufzuweisen hat, die Beliebteste in ihrem Kreise.

Hochzeiten werden meistens ganz in der Stille gefeiert, wie es hoffentlich endlich überall wird eingeführt werden. Nach der Trauung, welche meistens im Meeresanhang stattfindet, begibt sich das neue Ehepaar sogleich auf die Hochzeitsreise und ist menschenfreundlich genug, erst zurückzukommen, wenn der mondcheinige Honigmonat vorüber ist und sie sich so weit zu berechnen gelernt haben, daß ihnen ihre neue Würde nicht mehr auf die Stirne geschrieben ist. Nachdem sie ihre neue Häuslichkeit vollkommen geordnet haben, geben sie eine große Gesellschaft, wobei die junge Frau Gelegenheit hat, eine elegante Toilette zu entfalten, und wozu sie Diejenigen ihrer alten Bekannten einladen, deren ferneren Umgang sie wünschen, was für die Uebrigen ein deutlicher Wink ist, sich ferne zu halten.

Kurz, wie der Uebergang im Leben oft von der Freude zum Schmerz ist, so kann ich auch nach der Hochzeit sogleich das Begräbniß erwähnen. Dabei zeigt sich der Geschmack der Amerikaner entschieden barbarisch. Die hiesige Sitte erfordert nämlich, daß die nächsten Angehörigen den Leichenzug begleiten, so daß die trostlose Wittwe, oder Mutter, oder Waise in ihrem frischen, noch beinahe unerträglichen Schmerze zusehen muß, wie man die geliebte Leiche dem Grabe übergibt. Dabei wird ein nutzloser Aufwand im ganzen Arrangement der Beerdigung getrieben, welcher die Zurückgebliebenen oft monatelang bitteren Entbehrungen aussetzt. Die Särge sind gewöhnlich von Rosenholz mit Silberbeschlägen und gravirter Silberplatte mit Namen und Alter des Verstorbenen, im Innern mit weißer Seide ausgesteizt. Bevor der Trauerzug das Haus verläßt, wird von der Familie und den äußerst zahlreichen Gästen noch mit einem letzten Blick von der Leiche Abschied genommen, von einem Prediger ein Gebet gesprochen und dann erst der Sarg geschlossen. Die Friedhöfe sind hier unvergleichlich schöner und größer als sonst irgendwo: große Parks, mit Allem, was Natur und Kunst dafür thun können, ausgestattet, wo die Gräber nicht in Reihen angelegt sind, sondern zerstreut, einzeln oder in Familiengruppen im Schatten der Bäume liegen. Selbst dort noch fällt dem Fremden aber etwas ungemein Bizarres auf; dieß sind die auf vielen Kindergräbern aufgestellten Glaslasten mit Spielsachen. Enthielten diese wirklich gebrauchte Lieblingsgegenstände des begrabenen Kindes, so läge doch etwas Sinn darin, obwohl man glauben sollte, daß jede Mutter solche heilige Andenken lieber für sich selbst behielte, als sie gleichgültigen Blicken auszusetzen. Das Absurde dabei aber ist, daß diese Puppen oder Wagen oder Pferde, kurz das ganze bunte Mancherlei, blank und neu aus dem Kaufladen kommt. Jedenfalls erinnert dieß an den Gebrauch uncivilisirter Völker, ihre Todten für die lange Reise mit allem Wünschenswerthen auszustatten. Trauer getragen wird meistens zwei Jahre, oft länger, von Wittwen gewöhnlich lebenslang; während wieder manche Religionsfekten gar kein äußeres Abzeichen der Trauer gestatten.

Doch genug des Düstern und wieder zurück zum frischen, freudigen Leben, und zwar zu den alleinigen drei Feiertagen, welche sich dieses rastlos thätige Volk gönnt: — der 4. Juli, der Tag, an dem die Unabhängigkeitserklärung proklamirt wurde, der Geburtstag der Vereinigten Staaten, — der Neujahrstag und der

Nur Armenlehrer.

Novelle von Marie v. Noßkowska.

(Schluß.)

Vor der Thür des Hauses, in welchem Miller wohnte, hielt ein Wagen. Frau Kurz und ihr Mann wurden herausgerufen und zeigten sich sogleich bereitwillig zu jeder Hülfeleistung, obgleich sie den Abend zum Aufputz des Baumes für ihre eigenen Kinder bestimmt hatten. Frau Miller mit den Kindern wurde in's Leihhaus geschickt, dann in die Kurz'sche Stube — der Mann war nicht daheim.

„Um so besser!“ sagte der Armenlehrer zu seiner jungen Begleiterin. „Ich wünschte, er läme erst, wenn Alles fertig. Der Mann ist störrisch und verbittert; wie er seine Kinder nicht theilnehmen lassen will an der Bescherung in der Schule, so würde er auch jetzt jede Wohlthat zurückweisen, wenn der allgemeine Jubel ihn nicht fortrisse.“

Und Miller kam, wie er gewünscht, erst nach langer Zeit heim. Gerade zur rechten Zeit. Der kleine Kurz hatte draußen aufgespaßt, seine Annäherung signalisirt. Während in den benachbarten Häusern heller Glanz funkelte, Kinderstimmen nicht minder hell jubelten, stolperte der Mann, mehr als halb betrunken, die Treppe hinan. Glühend rief er nach seiner Frau, damit sie ihm leuchte. Da öffnete sich seine Stubenthür, blendende Helle ergoß sich über Flur und Treppe, während er seine Kinder laut aufschreien hörte.

Entsetzt klammerte er sich an das Geländer. „Schon und hier! Ist das Höllensputz, oder habe ich das Delirium?“ Die Anice drohten unter ihm zu brechen.

Aber das war kein Angstgeschrei und nicht der Schein einer Feuersbrunst! Ein Weihnachtsbaum strahlte seinen Schimmer aus, einen Schimmer, der so wunderbar das Herz erhellte — auch ein dunkles Herz. So war der heilige Christ noch niemals zu den armen Kleinen gekommen, und dieß Unerhörte überwand ihr starres Staunen, ihre stumme Schüchternheit. Sie brachen in lärmenden Jubel aus, der im ersten Augenblick allerdings so viel Befremdliches hatte, um zu erschrecken, zumal da er aus dieser Wohnung drang, in der sonst nur Lärmen anderer Art laut wurde. Die Kurz'schen Kinder jauchzten weiblich mit und der Knabe erzählte dem kleinen Schwesterchen: auch zu ihnen komme der Weihnachtsmann, doch erst morgen früh.

Wie im Traum betrat Miller seine Stube. Da waren ja auch die Betten wieder und die andern versetzten Sachen, und außer dem Spielzeug, den Naschereien, die der Lannenbaum beleuchtete, warme Kleidungsstücke und Lebensmittel aller Art — eine so vollständige Bescherung, wie sie sich in der Eile nur hatte aufreiben lassen. Vor Freude weinend kam die Frau ihm entgegen; in diesem märchenhaften Augenblick der Furcht vergessend, mit der sie sonst jeden Abend seine Nachlehr wahrnahmen, berieten sich die Kinder, ihm ihre Schätze zu zeigen. Die Nachbarn, die das Geschrei herbeigeloct, standen stumm vor Erstaunen, vielleicht auch vor Neid. Nur Frau Kurz wünschte ihm Glück und ihr Mann schüttelte ihm die Hand. Er kam zu keinem Worte, wie es sonst so leicht auf seine Lippen zu treten pflegte.

Aurelie neigte sich zum Armenlehrer. „Wie schön wäre das, wenn nicht die arme Aose —“

Er drückte ihr die Hand und trat zu Miller.

Dieser schien allmählig zu sich zu kommen. „Sie also! In der That ein schöner Anblick,“ sagte er mit verbissenem Hohn. „Hätte ich eben nur nicht einen andern Anblick gehabt — o, einen Anblick!“ Jähnelnirschend preßte er die Hand auf die Augen. „Aber wenn nicht ein ehrlich Begräbniß, soll sie wenigstens einen Scheiterhaufen haben, wie das bei den alten Heiden Brauch.“ Er lachte heiser in sich hinein.

Morgenstern führte ihn bei Seite. „Ein ehrliches Begräbniß soll die Unglückliche haben, wenn — wenn sie es, vielleicht bald, braucht. Augenblicklich ist das, gottlob, noch nicht der Fall.“

Stier blickte der Andere ihn an. „Sie wissen also noch nicht, daß es kam, wie's kommen mußte, früher oder später —“

„Wohl weiß ich, was sie that in der Verzweiflung. Aber der

Supr. 221. 62. IX.

Epitalinspektor ließ mir vorhin sagen, daß sich endlich doch noch Spuren des Lebens gefunden hätten, daß man hoffe, sie werde sich erholen. Der Arzt schrieb diesen glücklichen Umstand sogar meinen Bemühungen zu. Aber nächst Gott danken wir, daß sie ihr Leben nicht so endete, ihrem muthigen Netter. Ich wäre natürlich sogleich zu ihr gegangen, hätte ich nicht gehört, daß sie heute noch zu schwach zum Arben sei.“

Miller hatte eine Bewegung gemacht, als wolle er fortteilen, der Armenlehrer hielt ihn jedoch zurück. „Fräulein Schaffer gab mir größtentheils die reichen Mittel zu dem, was die Eurigen so glücklich macht.“

„Der Teufel hole Schaffers und was zu ihnen gehört!“ fuhr er auf. „Von ihnen sollen meine Kinder nichts nehmen — lieber verhungern.“

„Tollkopf! Wollt Ihr den Kleinen die erste Freude trüben, die sie im Leben haben? Hat sogar der Vorwurf, den Ihr Euch wegen der Aeltesten machen müßt, Euren Trost nicht gebrochen?“

„Ich? Vorwurf — Sie sind im Irrthum, Herr Lehrer,“ sagte er verstoßt. „Nicht ich trage die Schuld —“

„Wer denn? Stiehet Ihr die Keuige nicht erbarmungslos von Euch? Hörtet Ihr auf meine Bitten und Ermahnungen, sie durch Verwünschungen nicht noch weiter in's Verderben zu hegen? Eure Härte hat sie in den Fluß getrieben. Endete sie darin nicht, trat sie nicht ungerufen vor Gottes Richterstuhl — das vermindert Eure Schuld nicht. Der junge Schaffer war's, der sie, mit eigener Gefahr, dem Leben, der Heue und Puse erhielt.“

Er stand wie erstarrt. Nur die Lippen bewegten sich leise: „Der junge Schaffer!“

Das Kaskeln eines Wagens drunten war überhört worden. Jetzt tappte Jemand draußen. Die Nachbarn entfernten sich — hatten sich ja satt gesehen, auch nicht Zeit heute. Die Kleinen Millers quälten ihre Mutter, ihnen die Sachen sogleich anzuprobieren, wozu Aurelie freundlich Beifall nictte. Sie zogen sich also in die anstoßende Kammer zurück, nachdem die Lichter am Baume ausgelöscht worden.

Kurz öffnete die Thür, um einen Herrn einzulassen.

„Vater!“ Aurelie eilte ihm entgegen.

„Ich fand Deinen Fettel und wollte Dich von unkerem Freunde Morgenstern abholen, traf Dich aber nicht, und Frau Maier sagte mir, wo ich Euch zu suchen habe. Ich dachte dabei zugleich etwas abzumachen, weil es doch heute Weihnachten ist.“ Er wandte sich zu Miller. „Ei der Tausend! — Doch gleichviel. Ich glaube, wir sind alte Bekannte, Miller. Es thut mir aufrichtig leid, daß Ihr mit dem Mädchen Unglück gehabt, und das arme Ding selber auch Unglück. Aber Ihr besitz ja noch mehrere Kinder. Ich bin gern bereit, für deren Zukunft zu sorgen.“

Aurelie war entzückt von ihrem Vater. Der Inhaber dieser dürftigen Wohnung aber schien ganz zerknirsch, sank auf die Kniee.

„Lassen Sie mich in's Gefängniß abführen, nur halten Sie Wort, sorgen Sie für die Kinder und lassen Sie mich meine arme Aose noch einmal sehen. Aufstehen? Nein, ich kann und will nicht aufstehen und Sie werden mich's nicht mehr heißen, wenn Sie wissen, was ich vorhatte. Ihre kostbaren Waaren, Mitgift für das Fräulein und den Baron Hardleben — den Schuft —“ das letzte Wort verschluckte er halb.

„Meine Tochter heirathet den Baron nicht, Lieber! Aber was ist's mit meinen Waaren?“ Der Kommissionsrath war aufmerksam geworden, erinnerte sich mit einigem Unbehagen, daß er die Versicherung derselben unterlassen, vergessen habe.

„Ohne Herrn Morgenstern und seine Güte gegen die Meinigen — ich hätte es gethan, wirklich gethan, um Mitternacht. Sie haben mich einst schlecht behandelt, ungerechterweise entlassen — ich hielt es wenigstens für ungerecht, obwohl ich selber schuld gewesen sein mag. Und meine Aose — mein Stolz, mein Augapfel! Zwar wollte sie seinen Namen nie nennen, aber ich wußte es doch, daß der Baron an ihrem Elend schuld war. Und er sollte eine reiche Mitgift haben, während sie darbt! Ich bin ein schlechter Kerl, aber nicht aus mir allein — der Schurke ist mit Anlaß. Da —“ er zog einige Päckchen Streichholz aus der Tasche — „Im Zweifler drinnen liegt Pech und Schwefel, habe es durch eine eingedrückte Scheibe hineingeworfen und — um Mitternacht —“

„Hülfe, Polizei und Feuerwehr!“ rief der Kommissionsrath, während seine Tochter sich angstvoll an ihn schmiegte.

Der Armenlehrer war erbläßt, hatte indeß seine Besonnenheit behalten. „Noch ist das Unglück ja nicht geschehen, brennt es ja nicht — gottlob!“

Er beruhigte sich allmählig. Miller flehte um Vergebung.

Aurelie flehte gleichfalls, den Menschen nicht unglücklich zu machen — er bereue ja sein Vorhaben, hätte auch nicht nöthig gehabt, sich anzugeben.

„Hat sich was zu bereuen! Wäre eine schöne Geschichte, wenn man solche Subjekte laufen ließe. Hätte mich fünfzehntausend Thaler kosten können, der Spaß, ohne Ihre Dazwischenkunft, Morgenstern. Was sagen Sie denn dazu? Was denken Sie?“

„Ich denke daran, daß Ihr Sohn glücklich gerettet wurde. Es ist etwas so Entsetzliches, ein geliebtes Kind zu verlieren, so zu verlieren.“

Vor das Auge des reichen Mannes trat das starre, bleiche Frauenbild mit dem tiefenden Haar. Er wandte sich ab. „Mag der Kerl laufen —! Hätte mir sein Mädchen doch bald meinen Sohn geliefert. Für wen arbeite und sammle ich denn?“

Es pochte und ein junger Mann blickte herein. „Ich irre wohl —“

Aurelie ließ ihn nicht ausreden, eilte ihm freudig entgegen. „Doktor Ellern? O das ist prächtig!“

„Sie, Fräulein — hier?“ Aufleuchtenden Blicks wollte er ihr die Hand bieten, gewährte nun indeß nicht nur den Armenlehrer, sondern auch ihren Vater.

Dieser trat mit einem eigenthümlichen Lächeln heran.

„Ich sehe, daß ich hier nicht mehr nöthig bin!“ Ellern hatte sich durch die Begegnung mit Mose so beunruhigt gefühlt, daß er ihren Vater aufsuchen wollte, dessen Wohnung ihm sein alter Freund als Ziel seines Weges genannt.

„Nun kommt, Kinder; ich meine Sie, Herr Doktor, und auch Sie —“ er wandte sich an Morgenstern. „Die Karpen werden kalt. Wenn Sie nicht mitkommen, Morgenstern, betrachte ich es als eine Beleidigung. Ich glaube, wir Alle müssen uns aussprechen.“

Während die Andern hinabgingen, lehnte sich der Armenlehrer noch zu Miller. „Wenn das nicht hilft —“

„Es hat geholfen. Ich will arbeiten, ein ordentlicher Mensch werden.“

Die Karpen wurden heute dennoch kalt. Natürlich war der Kommissionsrath nicht eher beruhigt, bis er die brennbaren Stoffe selbst entfernt, den zerbrochenen Laden verrammelt und einen zuverlässigen Extrawächter angestellt hatte. Dann nahm er sich noch Zeit, bei Glasers vorzusprechen. Er fand Franz verhältnißmäßig wohl und ganz glücklich im Geloße mit Malchen. Deren Selbstanklage, im Verein mit dem erhebenden Bewußtsein einer guten That, hatte den jungen Mann so gerührt, daß er nun durchaus alle Schuld auf sich nehmen wollte. Unter gegenseitiger Vergebung schlossen sie dann Versöhnung. Malchen ahnte nicht, welch außerordentlich glänzendes Loos sie eben verschert hatte, würde es aber wahrscheinlich auch mit Bewußtsein verschmäht haben.

Oswald hatte es sich nicht nehmen lassen, aufzustehen, da er sich ganz wohl fühlte. Den Vater erwartend, plauderte er mit seiner Schwester und dem Doktor, während die Mutter sich mit dem Geliebten ihrer Jugend unterhielt, in freundschaftlicherer Weise als bisher; war doch eine große Veränderung mit ihr vorgegangen. Dennoch demonstrierte sie ihm schließlich vor: daß er sich um eine andere Stelle bewerben müsse. „Nur Armenlehrer — es klingt doch gar zu schlecht.“

Er lächelte mild. „Noch immer das alte Lied? Ich habe mich darüber ja schon neulich ausgesprochen, auch über den Moment, in dem ich erwog, was ein Armenlehrer sei. Mein eigenes Dasein dünkte mich so gebrochen, daß ich nur genesen konnte, indem ich so viel Nützliches that, als in meinen Kräften stand. Sie meinen, je höher die Stellung, um so mehr Gutes vermöge man zu thun? Wohl, aber wenn jeder nach einer höhern Stellung streben wollte, wer bliebe dann übrig für diese, die so gering geachtet wird, als sie nützlich und nothwendig ist? Die Unbegabten, die Unfähigen! Das wäre schlimm für die Armen. Den ohnehin so bevorzugten Kindern der Reichen bringt jeder Augenblick unzählige Bildungselemente entgegen. Sie haben weiter nichts zu thun, als

dieselben auf sich wirken zu lassen, um denken zu lernen, vernünftig zu werden. Dagegen der Sprößling der Armuth! Wenn er je hinausblidt über den engen Kreis seiner Umgebung, sich zu einem Gedanken erhebt, dann ist es der bittere des Neides gegen die Günstlinge des Geschicks, oder er stellt Vergleiche an zwischen seinem eigenen und dem Loos der bevorzugten Klassen. Das sind Misse, welche die Dunkelheit seines Daseins nur fühlbarer machen, wenn sie nicht gar verheerend einschlagen, zünden. Wirkliches und wohlthätiges Licht ist nur wahre Bildung. Dem Volke eine feste und sei es noch so schwache Leuchte bieten, das ist der erhabene, der göttliche Beruf eines Elementarlehrers. Die Schule hat dem Volke alles das zu erzeigen, was den Andern Eltern und Elternhaus, die Umgebung und das Leben entgegenbringen. Sie hat das Volk nicht allein zu erziehen, sondern auch den schädlichen Einflüssen entgegenzuwirken, die es rings umgeben, es nicht allein zu bewahren vor dem Hohen und Gemeinen, sondern es davon zu reinigen, zu erheben. Das ist schwer, zuweilen ganz unmöglich. Und selbst wenn die Schule das Ihrige that, wenn der Lehrer Freude hatte an seinen Jünglingen, sie das Rechte erkennen, lieben lernten — wie oft wird dann sein Wert in Kurzem wieder zerstört von den feindlichen Mächten, die das arme Mädchen, den mittellosen Jüngling umlauern! Wie oft scheint alle Mühe vergebens gewesen zu sein! Das scheint indeß nur so. Der Knecht des Guten, einmal in die Menschenbrust geworfen, mag erstickt, begraben werden von Leiden und Laster, von Noth und Sorge, dennoch glimmt er unter der Asche, den Schlacken fort; — nur eines Hauches bedarf es, ihn wieder anzufachen zur hellen und läuternden Flamme. Ist die Erinnerung einst empfangener Lehren auch unvermögend, vor dem Bösen zu bewahren — sie bleibt wenigstens meist ein Stachel, der das Gewissen nicht völlig entschlummern, das Gemüth nicht ganz versinken läßt im Abgrunde moralischen Schmutzes, der gleich dem physischen das Erbtheil der Armuth, des Elends zu sein scheint. Und das ist schon viel, unendlich viel. Glauben zu dürfen, es sei mir gelungen, in manche Seele ein gutes Samenkorn zu senken, das gilt mir mehr, als Rang und jegliche äußere Auszeichnung. Darum bin ich zufrieden, will auch nichts Anderes sein, als eben nur Armenlehrer!“

Der Kommissionsrath war eingetreten, und das späte Abendessen ward eingenommen, so weit die Aufregung jedes Einzelnen und das lebhafteste Gespräch es gestattete. Der Hausherr verhandelte leise mit seiner Frau. Er befand sich in jener gehobenen Stimmung, in der er zu wirklicher Großmuth hingerissen werden konnte. „Wir verdanken ihm einmal viel, und ihm persönlich, was könnten wir ihm thun und geben? Er braucht ja nichts — ich habe es Dir schon einmal gesagt, kenne diese Art Leute.“ Sein Scharfblick schien ihm aufrichtiges Vergnügen zu gewähren. „Einen Lohn nur wüßte ich für ihn — zugleich seiner und unser würdig und obenein — Ich weiß nicht, es ist freilich eine sentimentale Schwäche, aber es würde mich doch erfreuen, unser Mädchen stets so blühend und glücklich zu sehen, wie in diesem Augenblick. Dich nicht?“

Die Mutter blickte hinüber zu Aurelie, die ihre Augen, in ungewöhnlichem Glanze leuchtend, dem jungen Gelehrten zugewendet hatte, seiner Unterhaltung lauschend. Etwas beschämt sagte sie leise: „Lieber Schaffer, welche Mutter sähe ihr Kind nicht gern blühend und glücklich?“

„Ich habe eigentlich stets eine Vorliebe für die Gelehrsamkeit gehabt, hätte Oswald am Liebsten studiren lassen.“

Oswald, der dem Armenlehrer die achtungsvollste Zuvoorkommenheit widmete, hatte doch vernommen, wovon zwischen den Eltern die Rede sei. Er neigte sich zu ihnen. „Es würde mir die größte Freude sein, die ich heute und vielleicht für lange Zeit erleben kann, sähe ich meine Schwester so glücklich, wie sie es verdient.“ Der Hauch von Schmerzmuth und Resignation, der in seinem Wesen lag und ebensowohl den heutigen Erlebnissen als der dadurch hervorgerufenen körperlichen Angegriffenheit entsprang, rührte die Mutter außerordentlich.

Der Kommissionsrath hatte es für nöthig gefunden, nach den anstrengenden Ereignissen und den Fahrten in der Abendluft der Klatsche thätig zuzusprechen, um etwaigen üblen Folgen vorzubeugen. Die Maßigkeit des Armenlehrers ärgerte ihn. Er wandte

sich daher lieber dem jungen Doktor zu, und zwar in einer Weise, welche, zu einiger Bestürzung seiner Frau über diese Formlosigkeit, die Sache mit einem Schläge zum Austrag brachte.

„He, Doktordchen, müchtest wohl immer neben der Nachbarin bleiben?“ rief er neckend. „Und was meinst Du dazu, Aurelie?“

Angeregt durch die Gemüthlichkeit, welche sonst in diesem Hause nicht herrschte, hatte Ellen sich so in sein Gespräch mit Aurelie vertieft, daß er das Zeichen zum Aufstehen nicht gewahrte. Die Antwort, die ihm fast unbewußt entschlüpfte, war auch Ergebnis der heutigen Stimmung hier. „Wenn sie nicht reich wäre — ja, Herr Kommissionsrath.“

„Sie würden meine Tochter also ohne Mitgift nehmen?“

„Nur ohne Mitgift!“

„Das ist edel — lobe ich! Eine gemeine Spekulation abrigens, durch das Vermögen der Frau zum Manne werden zu wollen. Aurelie!“

Diese wußte nicht recht, wie ihr geschah. Auch der junge Mann konnte kaum glauben, es sei nicht Scherz, Ausfluß der Weinlaune. Es war ihm indeß vollkommen Ernst damit, nicht allein zum Entzünden des jungen Paares, sondern auch zur innigsten Freude des Armenlehrers.

Die Hausfrau fühlte sich davon eigenthümlich ergriffen. „Ich glaube, meine Tochter paßt für Ihren Pflege Sohn besser, als wir Beide für einander gepaßt hätten!“ Frau von Schaffer flüsterte es ihm zu und umarmte dann gerührt die Tochter und auch den Schwiegersohn. Der Armenlehrer aber faltete seine Hände wie zum Gebet und sprach mit zitternder Stimme: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!“

Während später das junge Paar sich von der Ueberraschung über diese unerwartete Wendung sammelte und von dem Glück der Zukunft träumte, sprach sich der Kommissionsrath noch gegen seine Frau aus. „Es ist im Grunde eine ganz gute Partie — bedenke doch: ohne Mitgift, ohne den Zehner, den mich der lustige Baron gelöst hätte.“

„Aber mein Gott, wir können unsere Tochter doch nicht darben lassen!“ wendete sie ein.

„Darben! Er wird sie schon anständig ernähren — ihren bescheidenen Wünschen gemäß. Sie macht nicht Deine Ansprüche an das Leben.“

Das konnte sie nicht in Abrede stellen, ihrem stolzen Sinn wollte die Güte dieser Partie indeß immer noch nicht recht einleuchten. Es war freilich unendlich besser, daß sie Ellen zum Schwiegersohn erhielt, als das Hausmädchen zur Schwiebertochter — welch' Schicksal ihr ja auch gedroht hatte. Und dann, der Doktor konnte und mußte emporgehoben werden. „Wie wär's, lieber Mann, wenn Du grade durch den Doktor zum Orden kämst? Ich habe eine Idee! Er ist ein sehr vielversprechender Gelehrter — alle Welt sagt es ja. Wenn Du es Dich nun etwas kosten ließe, daß er den alten Schriftsteller heraufgäbe? Ohne den Armenlehrer hättest Du einen bedeutenden Verlust gehabt. Und Verdienste um die Wissenschaft werden stets mit Auszeichnungen belohnt.“

Er mußte ihr recht geben, wiegte sich auch in den angenehmsten Träumen. —

Der Armenlehrer befand sich mittlerweile am Lager Hofens, die ihn zu sprechen verlangt, sobald sie zum Bewußtsein gekommen war.

„Warum hast Du mir das gethan, mir und Dir?“ fragte er mit sanftem Vorwurf.

„Ich bereue es jetzt von ganzem Herzen, daß ich mich nicht demüthigen konnte und mochte, so sehr ich mein Unrecht erkannte. Mir war's, als müßten die Leute doch und immer mit Fingern nach mir weisen.“

„Weißt Du nicht, daß über einen Sünder, der Buße thut, größere Freude ist, denn über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen?“

„Am Himmel,“ hauchte sie. Dann erhellte ein Lächeln ihr eingefallenes Gesicht. „Wenn ich genesen sollte, gehe ich in's Magdalenenstift. Aber ich werde nicht genesen. Versprechen Sie mir, daß ich nach meinem Tode nicht in die Anatomie komme, daß ich bei der Mutter begraben werde.“

Er gab das Versprechen, mit tiefem Schmerz empfindend, daß

er es bald genug zu erfüllen haben werde. Ihre Gesundheit war zu tief zerrüttet.

Daß ihr Vater sie besuchen wolle, erfreute sie lebhaft. „Nun werde ich meine Leiden geduldig als Strafe und Sühne hinnehmen.“ Erschöpft schloß sie die Augen.

Sie der besondern Sorgfalt der Wärter empfehlend, schied er und brachte den Rest der Nacht damit hin, Rüsse zu vergolden und Fäden an Aepfel zu binden. Hatte er doch Vieles, was zum Schmuck des Weihnachtsbaumes der Schüler dienen sollte, den Miller'schen Kindern besichert.

Mancherlei Gedanken zogen dabei durch seinen Sinn, heitere und trübe. Zunächst an den geliebtesten und begabtesten seiner ehemaligen Schüler und dessen unverhofftes Glück; an Aurelie, Malchen und Franz, aber auch an die arme Rose; dann an die Andern alle, die ihm in letzter Zeit näher gekommen waren, ihn beschäftigt hatten, vornehmlich sie, die schon vor so langer Zeit in seinen Lebenskreis getreten und aus demselben geschieden war. Erinnerungen an die entschwindende Jugend mischten sich denen so manchem herben Stunde des Leides in öder Einsamkeit. Heute empfand er das Alleinsein nicht — war die Stille rings belebt durch die mancherlei Gestalten, die sich in seinem Geist bewegten. Und da erklang ein zugleich lieblicher und hehrer Gesang, wie einst in der heutigen Nacht auf dem Felde bei der Stadt Davids. Er wollte seine Schüler in die Frühandacht führen und sie erwecken ihn aus seinem Sinnen durch jene Worte, die nach Jahrtausenden noch das Herz der Menschen bewegen und erheben werden, wie vor beinahe Jahrtausenden: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ Amen!

Aus den Erinnerungen eines irischen Polizeibeamten.

10. Eine Entführung in Irland.

Ich binirte zufällig in Moriarty's-Hotel mit einem Freund aus England, der in Gesellschaft eines anderen Touristen sich auf dem Weg befand, von den Herrlichkeiten Millarney's Augenschein zu nehmen, als ich, nachdem wir dem Wein schon ordentlich zugesprochen, den Vorschlag zu einem Besuch bei dem Major Boles machte.

„Boles?“ rief der Fremde. „Boles! Sie werden doch nicht den Polizeimagistratsbeamten meinen?“

„Niemand Anders.“

„Dann bin ich nicht dabei. Schon der Name ist mir ein Grauel. Er war die Ursache von all' meinem Unglück.“

„Wie so?“ fragte mein Freund.

„Ich will nicht behaupten, daß er mir absichtlich geschadet hat, und kann ihm auch keine ungebührliche Handlung zur Last legen; aber er war jedenfalls die Ursache, daß ich in Mißcredit kam und die Arme verlassen mußte.“

„Wie ging dies zu?“

„Ah, erzählen Sie.“

„Da ich mich so weit ausgelassen, so mögen Sie auch das Uebrige wissen. Meiner, noch eine Flasche Wein — denn wenn ich zu Boles wollt, rühre ich mich nicht von der Stelle. Wenn ihr erst meine Geschichte kennt, so werdet ihr sagen, daß ich recht habe.“

Er begann dann folgendermaßen: „Nachdem ich sechs Monate bei meinem Regiment gewesen, erhielt ich auf mein Ansuchen wegen dringlicher Familienangelegenheiten auf vierzehn Tage Urlaub, und verließ den Kasernenhof in größtem Vergnügen. Ich hatte mir einen neuen Frackanzug zugelegt, und mein Herz war so leicht, wie es Jugend, Gesundheit und Hoffnungsfülle nur machen konnten. Mein Freund Thompson wünschte mir noch gut Glück auf den Weg, als ich in einem jener Kumpellasten, die man damals Postkutschen nannte, von hinnen fuhr. — Ich habe zu bemerken vergessen, daß ich damals hier in dieser Stadt in Garnison lag und mein Bestimmungsort Buff war, wo ich einer Einladung des Sir Phelim O'Dowd zufolge drei Tage zu verweilen gedachte. Ich hatte die Einladung einer Jagdpartie zu danken, bei der ich Sir Phelim's Herz durch einen kühnen Satz über einen breiten Graben gewann, und

zwar über den Häupten eines Reiters weg, der mit seinem Thier bereits im Wasser zappelte. Freilich wusste der Baronet nicht, daß ich seine liebenswürdige Tochter von einem Ball in Limerick her kannte und mich bis über die Ohren in sie verliebt hatte. Man begreift daher wohl, mit welchem glücklichen Gefühl ich von der Gastlichkeit meines neuen Freundes Gebrauch machte.

„In Castle D'Tomb angelangt, sprang ich aus meinem wurmstichigen Zuhörwerk und eilte sogleich nach dem Besuchzimmer, wo die Familie bereits versammelt war. Nach einem herzlichen Willkommen stellte mich Sir Pbelim seiner Tochter und seiner Schwester, einer grell herausgeputzten alten Jungfer von fünfundvierzig Jahren vor.

„Meine Luise sah lieblicher aus als je; die kleine Täuschung, die sie spielte, indem sie unsere frühere Bekanntschaft verheimlichte, ließ ihr Anstich von einem feinen Noth überfliegen, und ich würde gerne die Hälfte der Schätze des Großmoguls, falls ich sie befehlen, darum gegeben haben, wenn ich nur für fünf Minuten den Papa und die Jungfer Tante hätte aus dem Zimmer fortjücken können. — Brauche ich zu sagen, wie glücklich ich war und wie schnell mir die Stunden entwandten? Ein Spaziergang im Wald, ein nobles Banket, ein unter der Last der Speisen schwindender Tisch, der trefflichste Claret, und dazu die ausgezeichneten musikalischen Leistungen meiner Luise — ich nenne sie so, um sie von der alten Jungfer Tante zu unterscheiden, welche den gleichen Taufnamen führte — kein Wunder, daß mir die Stunden wie Minuten entwandten. Ich konnte kaum meinen Ohren trauen, als Sir Pbelim's Diener meldete, daß es Mitternacht sei und in der Halle die Lichter auf uns warteten.

„Bis zu einer gewissen Ausdehnung vom Wein gehoben und von den romantischsten Liebesgefühlen getragen, trat ich meine Entdeckungstour nach meinem Zimmer an, denn ich hatte mir stolz eingebildet, es selbst finden zu können. Allein vergeblich suchte ich die Thüre zu finden, welche mir als die meines Schlafgemachs bezeichnet worden, bis mir endlich ein schmales Dienstmädchen, das gegen mich ihren irischen Kniz machte, in den Weg kam.

„Kommen Sie her, meine Kleine,“ begann ich, „und sagen Sie mir, welches mein Zimmer ist.“

„Nur gerade aus, Euer Ehren.“

„Sind Sie die Jungfer der Miß Luise.“

„Zu dienen,“ antwortete die häßliche Abigail.

„Hören Sie mich an, mein Kind (denn ich zweifelte nicht, daß eine so ansprechende Irländerin einen gewichtigen Einfluß haben müsse auf das Herz ihrer Gebieterin). Können Sie mir wohl ein Billet an Miß Luise besorgen?“

„Was nützen Sie mir zu?“

„Ach, lassen Sie sich erbitten. Ich verstehe nicht viel irisch, — also kurz — Sie bekommen dieß, wenn Sie mir den Gefallen thun.“ Ich hielt ihr ein Goldstück vor. „Wollen Sie?“

„Gi, das kann man verdienen,“ versetzte die lächelnde Rose.

„So warten Sie einen Augenblick, bis ich Ihnen den Brief bringe.“ Ich eilte in mein Zimmer, wo ich ein Blatt aus meinem Taschenbuch riß und folgendes niederschrieb:

„Theuerste Luise! Kommen Sie morgen Nacht um elf Uhr nach dem vorderen Thor. Eine Postkutsche wird dort bereit stehen. Vertrauen Sie der Liebe eines Jünglings, der es ehrenhaft meint, der aber, von Ihrer Schönheit bezaubert, den gewöhnlichen Regeln Trost bietet, da der warme Schlag des Herzens die kalten Gebote seines Kopfs nicht aufkommen läßt.

Ihr Anbeter . . .“

„Nachdem das Billet geschrieben war, versiegelte ich es mit einem Amorpelkaffee und übergab es der Jungfer, die mir für einen zweiten Sovereign versprach, binnen einer halben Stunde die Antwort zu bringen.

„Meine Freunde, hat von Ihnen je einer eine Antwort auf einen Liebesbrief erwartet? Nicht? O, so können Sie sich keine Vorstellung machen von dem Klopfen des Herzens, dem Jagen der Pulse, den fieberischen Schläfen und so weiter, von denen alle Dichter zu sprechen wissen. Genug; das Mädchen lehrte zurück, steckte das zweite Goldstück ein, gab mir ein von Moskau duftendes, wohlversiegeltes Billet und eilte lachend von hinnen. Mit zitternden Händen öffnete ich das kostbare Sendschreiben; es lautete:

„Mein theurer Sir! Ich fühle in der That, daß ich höchst unklug handle; aber die Liebe ist eine sinnberaubende Leidenschaft, die uns hinreißt, obgleich uns der Verstand Halt gebietet. Ach, ich schäme mich fast, während ich diese Worte schreibe, daß ich nach so kurzer Bekanntschaft mich ergebe; doch schon diese kurze Bekanntschaft überzeugte mich, daß Sie ein Mann von Ehre sind. Ich werde dort sein. Die Ihrige — leider nur zu viel die Ihrige.“

Luise D'Tomb.

„Mit welchem Entzücken läste ich diese Himmelspost. In meinem Feuereifer hätte ich das Blatt fast verschlungen. Und doch tauchte wieder und wieder der garstige, selbstsüchtige Gedanke in mir auf: Ist dieses Betragen nicht allzu übereilt? Ist es zu loben, daß sie sich schon bei dem ersten Anlauf ergab? Doch nein; es ist die Wirkung — die Allgewalt der Liebe!“ Ich kämpfte jedes Murren, jedes Bedenken nieder und war bald versunken in entzückende Träume von meiner angebeteten Luise.

„Soll ich sagen, wie mir der nächste Tag entwand, wie ich ohne Unterlaß mein Herz im Zaum halten mußte, daß es mir nicht über die Zunge glitt, und wie ich mich nach der Nacht sehnte? Meine Luise blieb auf ihrem Zimmer; sie habe einen Natarth. Dieß war augenscheinlich eine Erdichtung, um ihre Aufregung zu verbergen, und ich machte mir den Spaß, die vergeblichen Annäherungen des Kapitäns D'Haggarty zu beobachten, der sich bei der Schwester des Baronets in Gunst zu setzen suchte. Die alte Dame wies ihn mit Geringschätzung zurück. Augenscheinlich erkannte sie in ihm den Menschen, der es nur auf ihr Vermögen abgesehen hatte, und behandelte ihn demgemäß. Dabei berief sie sich sogar auf mich; aber da ich zu sehr von meinem eigenen glücklichen Gedanken in Anspruch genommen und es mir keineswegs darum zu thun war, mich mit dem besten Schützen in Tipperary zu verfeinden, so lehnte ich zum großen Aerger der alten Jungfer jede Einmischung ab.

„Nach dem Diner brächte mir Pbelim, welcher den ganzen Tag über mehr als gewöhnlich herzlich gewesen, die Hand und stieß unter schlaudem Blinzeln mit mir auf den Toast an: „Glück zu, mein Junge; mögen Sie stets Erfolg haben im Krieg wie in der Liebe. Es kommt mir vor, Sie behandeln die Damen wie die Festungen — drauf los im Sturm!“ Dann brach er in ein Lachen aus und machte den Vorschlag, daß wir uns nach dem Besuchzimmer zurückziehen wollten.

„In dem Ton meines Wirthes lag etwas Redisches, was mich verwirrte. Es war, als ob er über einer Schallheit brülte; aber worin diese bestehen mochte, konnte ich mir nicht denken. Sollte mich Luise verrathen haben? Unmöglich. Die Jungfer hatte vielleicht nicht reinen Mund gehalten; allein wenn ich einem Vater seine einzige Tochter entführte, so hatte dieser doch keinen Grund zur Heiterkeit. Selbst die alte Miß D'Tomb ging lächelnd umher, und die einzige Person im Haus, welche eine able Laune zeigte (denn Luise kam nicht aus ihrem Zimmer), war der hibernische Kapitän.“

(Schluß folgt.)

Fliegende Blätter.

Sternschnuppen. Nach der hohen Hellsphärie, sagt Humboldt in seinem „Kosmos“, schauzen und pugen sich die Himmelslichter, und das sind die Sternschnuppen. — In der Waldgegend von Dinero, an den einsamen Ufern des Cassiquiare, werden die Sternschnuppen von den Einackonen noch trivialer „Farn der Sterne“, und der Thau, welcher perlartig die schönen Blätter der pelicenten bedeckt, „Spiegel der Sterne“ genannt. Obler und erfreulicher offenbart sich dagegen die symbolisierende Einbildungskraft in dem lithauischen Mythos: Die Spinnerin, *vorpega*, beginnt den Schicksalsfaden des neugeborenen Kindes am Himmel zu spinnen, und jeder dieser Fäden endet in einem Stern. Naht nun der Tod dem Menschen, so zersieht sein Faden, und der Stern fällt erbleichend zur Erde nieder.

Armen-Verpflegung. Berlin zählte am Schlusse des vergangenen Jahres 7152 Armenempfänger. Zu Zwecken der Armen-Verpflegung veranlagte die hiesige Kommune im vorigen Jahre 572,390 Thlr. Berlin zählte fäthlich 1071 arme Kranke, welche in Krankenhäusern auf Kosten der Kommune untergebracht waren. Außerdem wurden für Rechnung der Stadtgemeinde noch 34,917 Kranke in ihren Wohnungen während des Jahres 1866 behandelt.

Die Illustrierte Welt.

Sechzehnter Jahrgang.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.

Preis vereinbartlich

15 Sgr. oder 34 fr. rhein.

N: 34.

Stuttgart, 1868.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen

zum Preis von

5 Sgr. oder 15 fr. rhein.

Mit der Stahlschreib-Gratis-Zugabe: Das Winterbergnügen. Gem. von Th. Dixis, gest. von Seger.

Der Pfeifer von Hambledon.

Historische Novelle von Ferd. Flug.

(Schluß.)

„Holla! was gibt's? Halt! Hierher!“ hörte man aus dem Gastzimmer und von dem Flur bunt durcheinander rufen.

„Es ist auf dem Plaze außen,“ bemerkte der Pfeifer nach einem Augenblick des Lauschens und der gespanntesten Erwartung. „Allein in der That, was kann diesen Zwischenfall verursacht haben?“ Er hatte vorsichtig die Thür zu dem Gastzimmer aufgeschluckt, doch außer dem Schmied, der, von dem so plötzlich ausgebrochenen Lärm ebenfalls aus dem Schlafe aufgeschreckt, steht in starrer Stellung den Rest seiner Erinnerungen mühsam zu sammeln versuchte, befand sich Niemand in demselben.

Gefolgt von der Frau war der Spielmann noch einige Schritte vorgetreten. „Seltsam!“ murmelte er. „Aber auch der Bürgermeister befindet sich nicht mehr zur Stelle. Sollte er — Himmel! wenn das wäre.“

Im Begriff, ebenfalls den Andern nachzueilen, wurde er durch ein Jetergeschrei aus einem der entfernten Räume des Hauses zurückgehalten. Im gleichen Moment auch stürzte das Kind der Wirthin im Hemdchen und ganz außer sich vor Schrecken in das Zimmer. „Mama!“ schrie das kleine Wesen, bei seiner Mutter eine Zuflucht suchend. „Bitte, bitte, liebe Mutter, Martha artig sein! Huhu! Der schwarze Mann, zwei schwarze Männer! Hihhi!“

Die Mutter hatte, auf's Höchste erschreckt, ihr Töchterchen auf den Arm genommen, und versuchte dieselbe, unterstützt durch den Pfeifer, durch Schmeicheleien und Liebesworten zu beruhigen. Die Angst und der Schrecken des Kindes erwiesen sich indeß viel zu groß, um so leicht und unmitttelbar den von den Beiden angewendeten Beschwichtigungsmitteln zu weichen. Auf alle Beschwichtigungsversuche verhartete dasselbe nur bei seinem: „Der schwarze

Mann! Huhuhu! Hihhi! Eben sind zwei schwarze Männer aus dem Fenster gesprungen.“

„Es sind mein Lord und der König, von welchen Deine Martha spricht,“ hatte der Pfeifer unter dem Bemühen, das Kind beruhigen zu helfen, der Wirthin zugeflüstert. „Welches Glück, daß sich die allgemeine Aufmerksamkeit augenblicklich durch den Vorfall da vor dem Hause ausschließlich in Anspruch genommen findet. Unser ganzes Vorhaben hätte sonst an dem Umstand scheitern können,



Schwarz Wittenbach. Nach einer Photographie. (2. 309)

daß Da die Kleine gerade in dem Wohnzimmer schlafen gebracht hast. Doch gottlob! so dürfen wir die Flucht der Beiden jedenfalls wohl als gelungen ansehen."

"Was ist mit dem Kinde?" fragte der zuerst von Allen wieder in das Zimmer zurückgekehrte Begleiter des Schmieds.

"O nichts," beeilte sich der Pfeifer zu erwidern. "Das arme kleine Ding ist durch den Lärm um sie herum aus dem Schlafe erschreckt worden und meint in seiner Angst Gott weiß welche Schreckensgestalten um sein Bettchen gesehen zu haben. Doch sagt, was ist da draußen geschehen?"

"Nein, nein!" wiederholte Martha. "Ich habe sie gesehen, ganz genau, es sind zwei schwarze Männer durch das Fenster gesprungen."

"Es ist das ein verfluchtes Haus," äußerte der Andere salbungsvoll und ohne auf die an ihn gerichtete Frage direkt zu antworten, "gleich dem Hause des Weibes von Endor, zu welchem Saul hinausgeht in der Nacht von Giboa, um den Geist Samuel's zu befragen. Da außen hat der böse, unbusfertige Rebelle, der Seemann oder Schmuggler, was er ist, bei dem Versuch, sich an seinem Feind aus dem Fenster der Kammer herabzulassen, in welcher er verwahrt worden, so eben das Bein gebrochen, und wer weiß, ob nicht auch das Kind recht gesehen hat und die bösen Geister, oder der leidige Satan selbst nicht ganz offen in diesen Mauern ihr Wesen treiben."

"Wie denn, meint Ihr den Tom Lymrie?" richtete der Pfeifer die erstaunte Frage an den Mann.

"Ich meine den frechen Spötter, welcher vorhin hier so laut das Wort geführt hat. Die Strafe für alle seine ruchlosen Lästereien hat ihn ereilt, als er sich erhob zu fliehen, wie Achan fliehen wollte nach böser That vor Josua. Doch da ist er selbst."

Wirklich wurde Lymrie so eben von einigen Dragonern und Wägern in das Zimmer getragen, und auf zwei schnell zusammengeklappten Tischen niedergelegt. Bei dem von ihm angestellten Fluchtversuch war er aus der zuvor schon von dem Begleiter des Schmieds angegebenen Ursache aus beträchtlicher Höhe zur Erde gestürzt und hatte sich bei diesem schlimmen Fall den Schenkel gebrochen."

Der Korporal und der Bürgermeister befanden sich in einem heftigen Streit begriffen in der Begleitung des Verletzten.

"Das Unglück wird verfolgen die Gewaltthätigen," entschuldigte sich der Erste wider die Vorwürfe des Letzteren. "Ihm ist nur geworden, was er selber verschuldet. Warum, wenn dieser Mann gerechte Sache zu haben meinte, hat er zu fliehen versucht?"

"Sei dem nun, wie ihm wolle. Jedenfalls aber muß dem so Verunglückten Hilfe geschaffen und ein schleuniger Verband angelegt werden. Ich selber will den Wundarzt herbeirufen."

"Nein, nicht Ihr," hielt der Korporal den Bürgermeister zurück. "Gerade dieser Fall soll mir doppelt zur Warnung dienen. Doch gottlob!" er ließ seinen Blick prüfend über die Versammlung schweifen, "noch befinden sich ja alle meiner Obhut Anvertrauten zur Stelle. Nein, Ihr bleibt hier in diesem Zimmer und einer meiner Dragoner mag den Wundarzt herbeirufen."

Die Wirthin hatte nur, von ihrem guten Herzen berathen und geleitet, ihr Kind in dem Lehnstuhl vor dem Kamin niedergelegt und den ersten Verband wie die Sorge für den Verwundeten übernommen. Die Ungeberdigkeit, mit welcher dieser jedoch ihre Bemühungen zurückwies, erhöhten noch die allgemeine Verwirrung. Keiner hatte unter all' diesen aufregenden Szenen darauf geachtet, daß der Schmied, wahrscheinlich in der Absicht, seine heiße Stirn in der freien Luft zu kühlen, oder aus sonst einem Anlaß aus der Thür getaumelt war.

"Rezt oder nie!" flüsterte der Pfeifer dem Bürgermeister zu. "Schnell folgt mir. Alles befindet sich zu unserem glücklichen Entkommen vorbereitet."

Die Gelegenheit erschien in der That augenblicklich zu günstig, und seine eigene Lage erwies sich zu bedenklich, als daß dieser nur einen Moment hätte zögern sollen, den letzten ihm noch gebotenen Ausweg einzuschlagen, sich allen seinen Verlegenheiten zu entziehen und mit einer einzigen, scheinbar völlig ungefährlichen Handlung gleichsam den ganzen Vorthiel der Situation wieder auf seine Seite zu bringen.

Einige Minuten nach der Entfernung der Beiden erschallte vom Hofe der Ausruf: "Halt! Steht, oder ich schieße! Werdet Ihr stehen?" Eine Sekunde darauf fiel ein Schuß.

Die Frau war bei dem plötzlichen Knall todtenbleich geworden, die Anner verlagten ihr den Dienst, sie wankte und würde zu Boden gestürzt sein, wenn einer der Bürger sie nicht aufgefangen hätte. "Allmächtiger!" schrie sie ganz außer sich, "es ist Tim Neil. Sie haben ihn todtgeschossen!"

"Also der Tim!" tobte Lymrie auf seinem Schmerzenslager. "So, daß ihn nicht nur diese eine, daß ihn tausend Augen getroffen hätten! Hinaus, ihr da, haltet ihn auf!"

Zum Glück waren die meisten Anwesenden, und war unter den ersten auch der Korporal schon hinausgeeilt, um sich von der Ursache des unerwarteten Vorfalls zu unterrichten.

"Er ist todt!" hörte man rufen. "Der arme Kerl war sinnlos betrunken. Er hat sicher keine Ahnung davon gehabt, welcher Gefahr er sich aussetzte, als er das Haus verlassen wollte."

"Es ist ein verfluchtes Haus!" erneute unter dem allgemeinen Lärmen der Begleiter des Schmieds seine vorige Behauptung. "Der Tod weilt in ihm und das Verderben. Schüttelt den Staub von euren Füßen, ihr Alle, und laßt uns von dannen weichen. Der böse Feind geht in diesen Mauern um, daß er die Augen derer, welche in ihm weilen, mit Blindheit schlägt und ihre Seele mit seinen Blendwerken verstricken möge."

Die Wirthin war, mit einem raschen Entschluß sich aufraffend, dem traurigen Zuge entgegengestürzt, welcher sich eben durch die Thür bewegte. In derselben ward der Schmied von einigen Dragonern hereingetragen und auf der nächsten Bank niedergelegt. Unbekannt mit dem ertheilten Befehl, hatte er den Versuch, das Gekochte zu verlassen, mit dem Leben bezahlt. Eine Kugel war ihm in die Schläfe gedrungen, und nur von Zeit zu Zeit erschütterte noch ein krampfhaftes Zucken seinen Körper.

"Gottlob!" flüsterte die Frau mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung, und die Hände wie zum Gebet ineinandergefaltet, "es ist nur dieser. Und ich sehe Tim nicht mehr, so muß er also doch glücklich das Freie gewonnen haben."

"Hieher, Korporal!" schrie Tom diesem zu. "Es ist der Pfeifer, welcher das Weite gesucht hat. Nach ihm nach! Er darf nicht entkommen. Ich will Ge... In seinem halb wahnsinnigen Eifer hatte er sich, ohne an sein gebrochenes Bein zu denken, von seinem Lager zu schwingen versucht und war mit einem furchtbaren Schmerzensgebrüll auf dasselbe zurückgefallen.

In der That, warf der Korporal mit einem mißtrauischen Blick in die Runde sich die Frage auf, "wo ist der fremde Krämer oder Pfeifer hingelommen?"

"Achtet doch nicht auf das unsinnige Gerede dieses Betrügels," war ihm die Frau schnell besonnen in's Wort gefallen. "Das Wundstieber spricht bereits aus ihm. Der Tim Neil hat sich da in der Kammer neben meinem Schenkelverschlage auf das Bett ausgestreckt. Ueberzeugt Euch selbst. Doch da ist der Doktor."

Mehr noch als die Dazwischenkunft des Letzteren hatte jedoch ein Ausruf seines vorigen Gegners den Korporal von dem weiteren Verfolg der Sache abgelenkt. Von dem Schwärmer war das geschehene Unglück als eine Folge des Greuels erastinianischer Ketzerei gedeutet worden, zu welcher geistlichen Sekte sich der alte Reitersmann und die meisten seiner Dragoner bekannten, und über dem so neu entflammten theologischen Streit wurde von den Betheiligten alles Andere vergessen.

Auf Anordnung des Arztes war Lymrie in einer entfernten Kammer auf ein Lager gebracht worden. Deutlich noch unter diesem Vorgang erschallte Pferdegetrappel vor dem Hause und trat der Lieutenant in Begleitung des von ihm herbeigerufenen Generals Harrison in das Zimmer.

"Wo ist der Bürgermeister?" unterbrach der Erstere den ihm abgestatteten Bericht des Korporals.

"Eben war er noch hier zur Stelle," versetzte der Reiter mit einem verwunderten Blick auf seine Umgebung. "Ach ja, ich erinnere mich, er wird sich bei dem Seemann befinden, welcher durch einen Sturz aus dem Fenster das Bein gebrochen hat und den sie zur Anlegung des nöthigen Verbands vor einer oder einigen Minuten in dem Hinterhause auf ein Lager gebracht haben."

„Was da, all' das wird sich später finden,“ unterbrach der General, eine große, plumpe Gestalt mit rothem und gemeinem Gesicht, das von dem Lieutenant angestellter Verhör. „Schnell führt mir die Gefangenen hierher zur Stelle.“

Mehrere Dragoner eilten aus dem Zimmer. „Die eiligen Thoren,“ rief der Begleiter des Schmieds hinter ihnen her. „Siehe, die Gefangenen Deines Bogens und Speers werden Dir entrückt sein, denn Er, welcher richten wird den Berg Esau's und falsche Bekenner machen wird zu Stroh und Uebelgesinnte zu Stopfeln, wird kommen in der vierten Nachtwache, und das Haus Jakob's wird werden zur Beute und das Haus Joseph's zur Feuerflamme.“

„Was meint der Kerl?“ richtete der General die erstaunte Frage an den Lieutenant.

„Was ich meine,“ übernahm der Schwärmer selber die Antwort. „Nun denn, dieß Haus ist versucht, sage ich Dir. Die bösen Geister gehen darin um. Frage das unschuldige Kindlein, welches dort in dem Sessel schlummert. Es hat die schwarzen Gestalten mit eigenen Augen an seinem Bettchen vorüberstreifen sehen.“

Der Oberst Windham und seine Schwester waren von einigen Dragonern in das Zimmer geführt worden. „Sowohl das Gemach, in dem der Gefangene aufbewahrt worden ist, welcher sich für den König ausgegeben hat,“ berichtete ein anderer Dragoner mit schreckenbleichem Angesicht, „wie die Kammer oben unter dem Dach befinden sich leer.“

„Ich mußte es wohl,“ triumphirte der rechtshaberische Eiferer, „daß ihr die, so ihr sucht und wohl verwahrt zu halten meintet, nicht finden würdet. Wie könnte es auch anders sein in einem Hause, in welchem das Götzenbild des Graftinianismus aufgerichtet worden ist.“

„Schweig, Unglücksrabe!“ herrschte ihm der General zu. Der Lieutenant war schon auf die vorherige Erwähnung der schwarzen Gestalten durch den Schenkverschlag in die Küche gestürzt.

„Sie sind entflohen!“ stieß derselbe in einer Art Gebrüll dort den Ruf aus. „Durch den Schlot entflohen! Seht hier noch die schwarzen Tappen auf den Steinfliesen des Fußbodens.“ Der General und alle anderen Anwesenden, mit Ausnahme des Obersten Windham und seiner Schwester, waren ihm nachgerollt.

„Gerettet!“ erhob die Letztere in der glücklichsten Begeisterung ihre Augen und Hände gen Himmel. „O, mein Gott, Beide gerettet! Bruder, mein theurer Bruder, begreift Du denn, Beide gerettet. O, welches Glück!“

„Der Himmel gebe, daß Deine Vermuthung sich verwirklichen möge,“ entgegnete der Oberst, mit gespanntester Aufmerksamkeit auf jedes Geräusch im Hause lauschend. „Indeß, und wenn sie auch aus diesem Hause entkommen sein sollten, so bleibt, nachdem diese Schelme einmal die von mir gedungene Barke losgelassen haben, sowohl für den König wie für Deinen Lord noch immer das Aergste zu fürchten.“

Thüren wurden in den entfernteren Theilen des Hauses auf- und zugeschlagen, schwere, bespornte Stiefel stürmten Trepp auf und ab. „Zu Pferde, ihr da!“ erschallte der Ruf von dem Vorflur des Oberstods. „Niemand verläßt das Haus! Wo steht denn der Bürgermeister? Hieher zur Stelle mit ihm und allen Andern.“

Schon einen Moment zuvor war die Wirthin auf den neu ausgebrochenen Lärm in das Gastzimmer gestürzt, um nach ihrem Kind zu sehen, und beinahe im gleichen Augenblick steckte auch der Pfeifer durch die vorsichtig aufgeschlossene Küchentür sein lustiges Gesicht in das Gemach.

„Nun denn,“ rief er, „Betsy, liebe Betsy, da bin ich wieder.“

„Tim! Du,“ mit einem Freudenruf war ihm die Frau um den Hals geflogen. „Aber um Gottes willen!“ erinnerte sie sich; „Alles ist entdedt. Schnell fliehe, rette Dich!“

„Wah! laß die Schelme doch ihre Wuth, sich so löstlich geprellt zu sehen, in alle Winde ausschreien,“ lachte der Mann. „Der König und mein Lord befinden sich am Bord der Barke Lymrie's, und bevor der Tag anbricht, denke ich, werden sie die halbe Fahrt nach Frankreich schon zurückgelegt haben. Durch mich übersendet Seine Majestät Gruß und Dank an Sie, mein Herr Oberst, und an Malady, und bin ich von Mylord Hamilton zugleich beauftragt, den gleichen Gruß für Malady noch die beiden Worte: Treue

und Beständigkeit“ hinzuzufügen. Was aber den Bürgermeister angeht, so dürfte der Lieutenant da oben weiblich seine Stimme anstrengen müssen, um ihn mit seinem Rufen noch erreichen zu können. Hahaha! ich habe dem alten Gauner, nachdem ich ihn einmal außen hatte, so lange mit der Spitze meines guten Dolches unter der fünften Rippe gekipelt, bis er sich entschlossen hat, die Reise mit nach Frankreich anzutreten.“

„Das hast Du gethan! — Aber der Niels Dennison wird sicher zurückkehren.“

„Wo denkst Du hin!“ war der Pfeifer der Frau in's Wort gefallen. „Der Bürgermeister wird sich nach dem, wozu er so, freilich ohne es zu wünschen oder zu wollen, mitgewirkt hat, weiß Gott hüten, seinen Fuß noch einmal an diese Küste zu setzen. Was habe ich sonst aber zu fürchten? Jeder Verdacht ist mit seiner anscheinend freiwilligen Entfernung von mir auf ihn abgelenkt worden, und wenn sich wirklich auch noch der Schatten eines solchen auf mich lenten sollte, so fehlen diesem puritanischen Gefindel doch jetzt im gleichen Maße die Zeugen wie die Beweise, um selbst nur vor einem ihrer Militärgerichte, geschweige gar vor irgend einem ordentlichen Gerichtshofe des Landes sowohl gegen mich wie gegen sonst wen in der Welt eine Klage erheben und erhärten zu können.“

„In der That, mein waderer Mann,“ stimmte der Oberst bei, „nicht nur Euch selber, sondern auch uns, meine Schwester und mich, habt Ihr durch Euren glücklichen Einfall jeder wirklichen Gefahr entzogen. Dank Euch! An meine Brust, meine Schwester! Der König ist frei! Der König ist gerettet! Herr Du mein Gott, Dir sei Preis und Dank! Du hast meine Hoffnung nicht zu Schanden werden lassen.“

„Wah!“ erwiderte der Pfeifer auf einen letzten Einwurf der ihn zärtlich umfaßt haltenden Frau. „Sei doch nicht thöricht, Betsy. Was in aller Welt habe ich dafür zu haften, daß mein von ihnen wider Recht und Gesetz gefangen gehaltener Begleiter über all' dem Lärm im Hause heimlich das Weite gesucht hat? Gewiß und wahrhaftig, mir droht nicht mehr die geringste Gefahr, und willst Du, liebe Betsy, so können wir morgen schon unsere Hochzeit feiern. Bevor aber noch viele Jahre in das Land gehen, sage ich Dir, wird es dennoch wiederum in allen Orten singen und klingen in Altengland:

„Der König soll haben das Seinige wieder!“

Die Brüder Achenbach.

II.

Oswald Achenbach.

(Bild S. 397.)

Aus der großen Familie des wanderlustigen alten Achenbach sollte noch ein zweites, und zwar kein secundäres, sondern ein ebenbürtiges Talent ersten Ranges erstehen. Oswald Achenbach, der am 2. Februar 1827 zu Düsseldorf geboren ward, wuchs bereits unter den Augen und der künstlerischen Anleitung des Bruders auf, dessen Schüler er wurde, wenn er auch Anfangs den Unterricht der Akademie genoss. Andreas war in jener Zeit, als Oswald in sein Atelier eintrat, vorzugsweise mit italienischen Stoffen beschäftigt, und so entstand in dem aufmerksamen Schüler die Neigung für jenes Land, für das er sein ganzes Leben eine besondere Vorliebe behielt. Nur in seiner allerersten Zeit holte er Motive aus deutschem Alpenland, später gehörten seine Bilder ausschließlich Italien, das er zu wiederholten Malen in seiner ganzen Ausdehnung besuchte. Der Kreis seiner Bilder ist somit enger gezogen, als bei seinem Bruder, aber kaum ein anderer Maler hat dieß Land so treu erfasst, und wir sehen ihn auch in seinen Bildern von den nordischen Seen, durch die römische Campagna nach dem Golf von Neapel, dem er in jüngster Zeit seine herrlichsten Kompositionen entnahm, hinabsteigen; wir dürfen wohl sagen: Kompositionen, denn Oswald neigt sich weit mehr der idealistischen Richtung zu. Es ist selten ein bestimmter, durch Naturschönheit oder geschichtliche Erinnerungen ausgezeichneter Punkt, den er malt, sondern er schildert lieber, wie die Sonne des Endes untergeht,





Seitdem der hermetische Verschluss des Landes aufgehört hat, gelingt es unternehmenden Aulis oft in ganzen Gesellschaften zu flüchten. Man begegnet ihnen im englischen Indien, auf Singapore, Java, sogar in Kalifornien. Dort beweisen sie, wie intelligent und spekulativ sie sind und daß nur der ununterbrochene Druck im Vaterland und der beschränkte Beschäftigungskreis jede Regung des Geistes zurückdrängt. Im Ausland ist der Fluch von ihnen genommen und so haben sie sich in Java z. B. des ganzen kleinen Handels und in San Francisco der lohnendsten Handarbeiten bemächtigt. Sie treten als Speisewirthe, Limonadenhändler, Kuchenbäcker, auch als Gauller und Poffenreißer auf, sind meistens strebsam und gelangen bei ihrer Ausdauer und Mäßigkeit bald zu Wohlstand.

Eine Verlobung im sechzehnten Jahrhundert.

(Zur S. 401.)

Vor 300 Jahren war die Sitte der Stammbuchblätter als Erinnerungzeichen jugendlichen Zusammenlebens viel verbreiteter als in unseren Tagen, auch wurden diese Angelegenheiten in luxuriöserer Weise ausgestattet und zogen die Zeichner, Miniatur- und Wappenmaler, namentlich in Universitätsstädten, daraus einen hübschen Verdienst. Daneben hatten die spätern Nachkommen noch einen guten Gewinn, welcher keineswegs zu unterschätzen ist, diesen nämlich, daß nicht allein der Ton des freundschaftlichen Verkehrs junger Leute untereinander, ihre Sinnes- und Denkweise im Freundschaftsverhältnis, sondern die Personen selbst in Tracht und Erscheinung unmittelbar vor Augen geführt worden, so daß ein großer Theil der Stammbuchblätter unserer Ahnen als Kultur-, Kostüm- und Modebilder das Leben der Zeit auf die anschaulichste Weise illustriren. Die großherzogliche Bibliothek zu Weimar besitzt einen reichen Schatz dieser Art in der umfangreichen Sammlung von Stammbüchern, welche von großem Interesse ist und in kulturgeschichtlicher Hinsicht nicht geringe Bedeutung hat. Das vorstehende Bild ist eine etwas größere Ausführung eines solchen Stammbuchblattes, welches, eine Verlobung darstellend, Sigmund Geuder von Heroldsberg seinem Freund Melchior Pfinning von Hensfeld „zum Zeugniß inniger Bruderschaft und Freundschaft“ am 18. Mai 1596 malen ließ.

Nachts sieht man die Braut und deren Vater oder Vormund dargestellt, links den Bräutigam mit seinem Freund oder Brautwerber, zwischen beiden den Narren, zum offenen Fenster hereinsehend und seine Glossen machend.

Die Braut hat mit der Linken das Oberkleid etwas emporgenommen, wodurch die reiche Garnitur des Unterkleides zum Vorschein kommt. Die Rechte reicht sie dem Bräutigam. Die farbigen Aermel sind, nach der Mode der Zeit, in das Gewand eingnäht. Auf der Brust trägt sie eine schwere goldene Kette mit einem Medaillon, und um den Hals eine Krause von mächtigem Umfang. Auf dem Kopf hat sie einen Federbusch, damals der Truher (Herausforderer) genannt, welcher in einem goldenen Schaft steckt und an eine goldene Haube, gleich dem Helmschmuck auf den Wappenbildern, befestigt ist. Die Haube war das Zeichen des Gehorsams, welchen sie dem Mann schuldig war. „Darum tragen die Weiber,“ sagt Spangenberg im Ehespiegel, „Schleier, Hauben, Mägen und andere Teden über ihren Häuptern, daß man daran sehen soll, daß sie nicht frei und ihre eignen Herren, sondern einem Andern unterwürfig seien.“ Die Bräute trugen goldene Hauben. Der Anzug des Bräutigams ist fast eben so luxuriös als der der Braut. Die mit Gold besetzten Schlitzen des Wamms lassen ein grünes Unterwamms durchblicken, das wie die Hosen mit Gold gestickt ist; die orangefarbigen Strümpfe, der zierliche Spitzenkragen und der elegante Hut charakterisiren den vornehmen Mann. Mit der Rechten ergreift er die Hand der Braut, die Linke legt er auf die Brust, Liebe und Treue gelobend, eine Versicherung, welche der neben ihm stehende Freund mit aufgehobener Hand wiederholt. Dabei trägt dieser den mit Federn geschmückten Hut in der Hand und zieht den mit goldenen Knöpfen besetzten Mantel eng um die Schultern. Die anliegenden, bis auf die Schöße herabgehenden Weinleider sind spanische Tracht, während der Bräutigam in diesem

Kleidungsstück der französischen, der Brautvater der deutschen Mode folgt. Dieser stattliche Herr mit gestreiftem Mantel und verbrämtem Wamms trägt die berühmten Fluderhosen, welche bei Edelknechten meist von Seide und Goldstoff waren und wozu 60—80 Ellen Zeug verwendet wurden. Ja, manchmal verschwendete man 130 Ellen für dieses Kleidungsstück und ließ es bis auf die Knochel herabfallen. Gleichzeitige Schriftsteller erzählen, daß Mancher sich durch diese Tracht zu Grunde gerichtet habe, „weil für eine Hose mehr darauf ging, als ein ganzes Dorf eintrug“. Prediger und Obrigkeit mußten lange Zeit gegen die unsinnige Mode eifern und einschreiten, bis es gelang, sie abzuschaffen. — Als Schlussstein für die feierlich ernste Szene erscheint, zur Abrundung des Ganzen und als natürlicher Gegensatz, der Narr mit beehrter Schellenkappe und zweifarbigem Anzug. Er bildet das prosaische Korrektiv für den etwa zu weit gehenden Idealismus der Ueberschwinglichkeit und ist im Geschmade der Zeit sowohl als des burschikosen Sinnes — denn man kann annehmen, daß das Stammbuch einem Studenten bestimmt war — eine Warnung vor der Unfreiheit, mit welcher die Ehe und das Philistertum drohen. Die Geberde des Narren weist höhnisch auf die beiden feierlich schwebenden Brautleute hin und deutet durch die Handstellung an, daß auch Zeiten kommen könnten, wo diese Herzen kalt und verstimmt sich von einander ablehren würden. So bedenklich die Beigabe des Narren unserer Zeit und unserer Sitte erscheinen mag, so darf sie doch nicht ernster aufgefaßt werden, als sie gemeint ist: weniger als eine Triviolität, denn als ein Schwanf und eine Niederei.

Die Jahreszeiten des Waidmanns.

Von

C. Frhr. v. Thüngen.

III.

Der Herbst beginnt. Blühendes Haidkraut bedeckt den Waldboden, Sommerfäden fliegen durch Wald und Flur, welche beide wieder mehr belebt werden, denn mancher Vogel rüftet sich zum Zuge. Der edle Hirsch tritt auf die Brunnst. Am schiffigen Ufer des Sees läßt der stattliche Kämpfe sein weithin hallendes, tief gurgelndes Geschrei vernehmen. Am jenseitigen Ufer antwortet ihm sein Nebenbuhler. Um diesem den Besitz streitig zu machen, durchschwimmt er den See; doch jener kommt dem Eindringling schon entgegen und dringt auf ihn ein. Kräftig schlagen die Geweihe an einander, daß es weithin durch die abendliche Stille dröhnt. Unaufhaltsam kämpfen die Erbitterten fort, bis der Schwächere, von Wunden bedeckt, weicht. Der Sieger begibt sich zu seinem Trupp Wild und läßt im Triumph doppelt mächtig sein Gurgeln ertönen.

Der erste September, der Tag des Aufgangs der niederen Jagd, ist gekommen. Wohlgerüstet, nicht allzuträuf, ziehen wir aus, den treuen Hühnerhund an der Seite, der uns freudig folgt, als wisse er, was der heutige Tag für ihn zu bedeuten habe. Ein schöner Herbsttag bricht an. Die Stoppeln auf den Feldern sind mit Tausenden von Spinnengeweben überzogen. Bald liegt ein großes Kartoffelstück vor uns, das mit seinem eigenthümlich scharfen Geruche alle Erinnerungen an früher erlebte Feldjagden auf einmal in's Gedächtniß zurückruft, und wir beschließen, dasselbe zuerst abzuschauen. Bald steht „Feldmann“ vor; ruhigen Schrittes sind wir ihm gefolgt und veranlassen ihn mit einem „Avance“ einzuspringen. Mit einem geräuschvollen „Wrrrr“ fährt ein starkes Volk Hühner heraus, zwei Schüsse verlassen den Lauf und schnell überbringt uns der Hund unsere wohlverordnete Beute. So geht es mit Aufsuchen und Schießen der Hühner fort, bis der einbrechende Abend zur Heimkehr mahnt. Ruhig bricht die Nacht ein. Am Himmel glitzern in wundervoller Reinheit unzählige Sterne und lassen auf einen zwar kalten aber schönen Morgen schließen, der sehnlich manchen Jäger wieder hinauslockt zu Waidmanns Lust und Juhns und Hafens Tod.

Kaub schütteln die Herbststürme die Blätter von den Bäumen. Rote Beeren leuchten durch den Wald, und manche ist von Men-

Blind.

Novelle

von

Karl Glabich.

1.

In einem Hinterzimmer der H.'schen Restauration, dem „Klubtempel der lustigen Sieben“, herrschte am heutigen Abend eine besonders festliche Stimmung. Um den großen, runden Eichentisch, auf den hochlehnigen, altmodisch geschnittenen Stühlen saßen sie — ihrer Sechszehn — schon das Halstuch gelodert, die Rodärme ausgestreift, die Gesichter in rötlicher Verklärung leuchtend; denn vor ihnen aufgesperrt blühte bereits eine stattliche Batterie leerer Flaschen, und eben leuchtete Ganymed in Gestalt eines kleinen, freundlichen Kellners wieder unter der Last zweier eisgefüllten Champagnerkabel herbei, die er mühsam auf den Tisch wälzte. — „Holla! frische Labung! Stürzt die Gläser, Kameraden!“ — und die Pfropfen knallten, die Gläser schäumten und klangen zusammen, — „Eros, Baccho!“ scholl es jubelnd aus sechs Kehlen, und, die Vibration zu krönen, zog der duftende Cigarrenrauch der Havana wie eine dicke Opferwolke zu dem braungetafelten Plafond auf.

„Aber, Teufel noch mal! wo bleibt unser Doktor?“ rief jetzt der lange Affessor Wildram, indem er durch seine Brillengläser einen feuchten Blick auf den leeren Stuhl ihm gegenüber warf, „der Mann versteht den Paragraphen neun unserer Ortsregel zu auffallend; ich beantrage, dieß crimen auf's Nachdrücklichste zu ahnden, wenn er kommt!“ — „Bon! wenn er nun aber nicht kommt?“ warf ihm sein behäbiger Nachbar zur Linken lachend in's Wort, — „vielleicht fürchtet er ein Rencontre, ihr kennt ja den Weiberfeind! Also dacht' ich —“ — „Was dacht' ich?“ unterbrach ihn der Affessor, „willst Du, Rechtsanwalt, dem Verbrecher das Wort reden? Pünktlichkeit ist die Seele des Geschäfts, und wenn unser Präses du jour, Freund Eduard, welcher dem Gotte Hymen gestern einen kleinen Finger gereicht, will sagen sich verlobt hat, — wenn er zur Feier dieses außergewöhnlichen Ereignisses eine außergewöhnliche Sitzung für heute Abend Punkt neun Uhr anberaumt, so darf ich fünf Minuten nach Neun — versteht ihr mich? — keinen mehr sehen, der nicht da ist!“

Beifälliges Lachen krönte diese donnernd gesprochenen Worte des Affessors, der aufgesprungen war und jetzt in seiner ganzen majestätischen Länge, die knöcherne Faust auf das Glas gestemmt, da stand und einen pathetisch fürchterlichen Blick wie fragend langsam die Runde schweifend ließ. Das Gelächter verstummte. „Wer ist wider mich?“ rief er mit schauerlich hohler Stimme. — „Keiner!“ hallte es dumpf gespenstisch wieder, „er sei verdammt!“ — Eine Tobtenstille beginnt. Plötzlich öffnet sich die Thür und herein tritt — *lupus in fabula*: der Doktor. Er staunt, dann schüttelt er den Kopf, und indem er seitwärts der Thür Gut und Ueberzieher aufhängt, grüßt er: „Guten Abend!“ Keine Antwort. Die Grabesstille dauert fort. Sein Staunen wächst. „Was soll das?“ fragt er. Abermals peinliche Pause; dann wie aus sechs-fachem Geistermunde schallt es dumpf grollend: „Verdammt!“ — und wiederum Pause. Das Gesicht des Ankömmlings zieht sich lang und länger, schon läuft er Gefahr, bumm auszusehen, — da endlich — ausplayendes homerisches Gelächter, das sich nicht eher beruhigt, als bis er unwillkürlich mit einstimmt.

Der eben eingetretene Siebente vom Klub ist eine auffallend wunderliche Erscheinung, die unser Auge wider Willen halb fesselt, halb abstoßt. Wenn man die kleine, untersepte Figur mit einem Anfluge von Budek, auf den hochgezogenen Schultern diesen großen Kopf mit dem struppig wilden Haar, dem breiten Munde und der plebejisch aufgetupften, biden Nase, von welcher in zwei tiefen Falten ein ewig faunisches Lächeln in den borstigen Vollbart herabsinkt, — wenn man diese Figur mit einem ersten Blicke mustert, so findet man sie widerwärtig häßlich. Aber dieser Mann sieht euch an, spricht mit euch — und siehe da! ihr vergesst, was ihr eben gefunden. In diesem dunkeln, brennenden Auge, in dieser bangvollen, glodentiefen Stimme liegt ein Zauber, der euch selbst bestreift — wenn er's drauf abzieht! Denn dieses Auge und

diese Stimme — müßt ihr wissen! — können just eben so unangenehm wirken und den Eindruck des Widerlichen, welchen das übrige Extérieur dieses Mannes macht, um ein Erkelliches steigern. Dann wird sein Blick stehend wie das Auge des Basilisken, seine Stimme dröhnend und gellend wie der Ton einer zersprungenen Blode; dann ist dieser Mensch in der That, ja dann ist er zum Abschrecken häßlich. Drei Dinge sind es nächst dem, welche den Doktor Stellers zu einem *homo excelsus* gemacht haben, — denn jedes Kind der Residenz kennt ihn: — daß er erstlich ein Augenarzt von europäischem Renommee, dann der geistreichste, wichtigste Sarlast und endlich der enragirteste Weiberfeind ist, den die Welt kennt. Im „Klub der lustigen Sieben“ ist er von jeher das Agens, die Seele der Unterhaltung gewesen. Dieser kleine Zirkel von Menschen, die sich sonst vielleicht kraft ihrer gesellschaftlichen Stellung völlig fremd geblieben wären, — ist doch der Eine unter ihnen Kaufmann, der Andere Künstler, der Dritte Jurist und so weiter, — hat von ihm erst Begriff und Wesen empfangen; die in Allen zwar gleich gearteten, aber isolirten Triebe nach geistreicher Schelmerei sind durch ihn concentrirt und zu einer dauerfähigen Harmonie verbunden worden. Schon die großartige, imponirende Auffassung dieses Bundes, der sich im Paragraphen zwei der vom Stifter entworfenen Statuten ausspricht, verbürgt seine Lebensfähigkeit: „Die Zahl der Mitglieder darf immer nur sieben sein. Mit dieser bedeutungsvollen Zahl bildet unser Bund den modernen Gegensatz zu den antiken sieben Weltweisen; wir wollen sein die sieben Weltnarren, und die Aufgabe eines jeden von uns ist, ähnlich wie jene eine Spruchformel aufzufinden und der Nachwelt zu hinterlassen, in welcher die Quintessenz der Weltnartheit nach einer von den sieben Seiten des Lebens hin (— denn das Leben ist nichts als eine böse Sieben! —) zu präzisem Ausdruck gelangt sei.“ Der Meister und Stifter hatte diese seine Formel bereits gefunden, sie lautete also: „Der Teufel, d. i. der Feind der Welt, heißt Weib. Darum hüte Dich, dem Weibe zu folgen, sonst bist Du des Teufels!“ Wir lassen dieß Paradoxon stehen, wie es steht, ohne es weder zu bestritten noch zu verteidigen; vielleicht begegnen wir einmal in den Spalten der *Diasalalia* oder des Deutschen Museums einer Abhandlung des Doktor Stellers über diesen seinen Wahlspruch: dann wollen wir reden!

Als das stürmische Gelächter der sieben Weltnarren sich einigermaßen gelegt hatte, saß der Doktor bereits an seinem Plaze und schlürfte behaglich lästern den ersten Zug aus dem perlenden Epiglas. Dann griff er vor sich hin nach der offenen Cigarrentafel, die auf dem Tische stand, und während er die saperbe Havana sorgfältig in Brand setzte, begann er, mit dem gleichgültigsten Gesichtes Finen um den Andern anblinzelnd: „Bravo, Freunde, bravissimo! Die Nartheit schiffet schon mit vollen Segeln, wie ich sehe. Fahren wir fort! — Apropos! was veranlaßte denn diesen eben vernommenen, abnormen Ausdruck höheren Blödsinns? He, Wileam, gib Auskunft!“

Mit diesen Worten wandte er sich an einen jungen, hübschen Mann, welchen der lange Affessor vorhin mit Eduard bezeichnet hatte; Wileam nannte der Doktor ihn spottweise, weil dessen Ausspruch also hieß: „Die dümmsten Tröpfe in der Welt sind die sogenannten Prinzipienreiter; Prinzipien sind Unsinn; Prinzipien gleichen Wileam's sprechendem Esel.“

Eduard Walter war Apotheker und hatte sich jüngst erst selbstständig etablirt, hierauf unter den Töchtern des Landes sich umgesehen, ob eine unter ihnen, die da würdig wäre, ihm als ehelich Gemahl und Hausfrau in die neue Wirthschaft zu folgen. Seine Wahl war geglückt. Gestern hatte er Verlobung gehalten, heute setzte er im Zirkel seiner Freunde dieß kleine Trinkgelage in Scene, um in Gemeinschaft mit ihnen der Fortuna zu opfern, die sich ihm so gnädig erwiesen hatte.

„Was fragt Ihr, Meister?“ erwiderte er auf die Anrede des Doktors in lustig salbungsvollem Tone, — „wie? Ihr gabt ein Geheiß und seid dessen selbst nicht eingedenk? Ihr gebietet uns, was Nichtens ist, und thut doch selbst Unrecht? Mein Wort der Einladung ist ergangen an jeden von Euch, daß er sich einfinde mit dem Glodenschlag Neun des heutigen Abends, zu derselben Stunde, die uns von je und bis an's Ende der Zeiten zur Zusammenkunft von Euch festgesetzt und sanctionirt ward. Die Schüler waren da,

aber der Meister fehlte. Da ging ein Murren aus von den Lippen des langen Affessors und wuchs von Mund zu Mund gleich einer Lawine und ballte sich zusammen zu einem Fluche, der da gesücht ward von den sechs Schülern wider den Meister: Du sollst verdammt sein! Wozu? Das ist meines Amtes nicht, die Majorität entscheide!"

"Bravo! Bravo!" riefen die Andern, und ein Durcheinander von Stimmen erhob sich: "Sechs Bouteillen Champagner!" — "Nichts da! Das könnte ihn veranlassen, uns mit Asa foetida zu vergiften! Eine halbe Stunde im Winkel stehen!" — "Was Befehrs! Paragroph neun der Statuten sechzigmal herlesen!" — "Ah bah! Schülernig! Nein! eine Stunde lang jeden Witz hinunterschluden, der ihm auf der Zunge liegt!" — "Ober drei Unzen Hirschhorn! Das gäbe ein Schauspiel, wenn Kälte und Wollust sich die Haare raufen um die arme Seele des Doktors!"

Ein schallendes Gelächter begleitete diesen Witz des kleinen Rechtsanwalts; aber um die Lippen des Doktors spielte nur ein flüchtiges Satirnlächeln, ruhig ließ er den Strom über sich verlaufen, dann blies er eine dicke Rauchwolke vor sich hin und sagte gelassen spöttisch: "So recht, Kinder! Ich habe meine Freude an euch, denn ihr seid rechte Narren geworden: buntschwedig, wie die Fäde der Nartheit, ist eure Redeweise. — Aber wahr ist wahr! Ich habe wider euch gefehlt und wider mich selbst. Ich könnte mich vertheidigen und sagen, übermäßige Geschäfte hielten mich ab, eine außerordentliche Konfultation, zu der ich plötzlich gerufen worden, machte mir früheres Kommen unmöglich, — aber la raison sous la folie! Ich fühle mich schuldig und strafe mich selbst am Hartesten, daß ich überhaupt hier bin."

"Was? was soll das heißen?" riefen Alle wie aus einem Munde.

"Tragt ihr noch?" fuhr der Doktor gelassen fort. "Einen Nienkamp hat mich's gelockt, heute unter euch zu erscheinen, heute, wo ich sicher Gefahr laufe, ein paar Stunden lang das ungewaschenste, widerwärtigste Geträtsch über einen Gegenstand hören zu müssen, der bis jetzt, Gott sei Dank! unserem Unterhaltungsdunststreife ziemlich fern geblieben!"

"Ah, er meint das Weiberthema!" lachte der Affessor. "Gut also! Wenn er die Strafe selbst über sich verhängt, soll er genug zu schmecken bekommen!"

"Und ich," grinste der Doktor, "will die Zähne zusammenbeißen, ich will versuchen, ob ich's hinunterschluden kann; wo nicht, so spuck ich aus, — und dann, Gefellen, nehmt euch in Acht, daß ich euch nicht besudle!"

Er stürzte hastig ein Glas Wein hinunter, um den Unmuth zu ersticken, der wider Willen in ihm aufstieg. — Eine kurze Pause entstand, indeß eine beinahe peinliche Stimmung die Gesellschaft drückte.

Eduard bemerkte sich ihrer zuerst, indem er lächelnd anhub: "Wir begreifen Dich nicht, Doktor! Woher dieser räthselhafte Widerwille gegen die Frauen?"

"Was geht's euch an?" war die Antwort. "Habt ihr Gefallen am Weibsvolke, seid zufrieden! Jedem Narren gefällt seine Kappe, und 's ist nicht die einzige Verrücktheit in der Welt, sich in verliebten Duseleien zu wiegen."

"Als ob Du nie geliebt hättest!" warf ihm Einer in's Wort.

"Nie!" presste der Doktor heraus; aber dieser wilde Blick, den er gleichzeitig dem Sprecher in's Antlitz warf, sagte das Gegentheil; es schien, als sah' er die graue Wahrheit wie eine Meduse auf dessen Lippen thronen, als lämpfe er in wahnwitziger Verzweiflung mit dem tödtlichen Zauber ihres Anblicks und lönte den Gedanken nicht fassen, daß er unterliege.

"Aber, Doktordchen," spottete der lange Affessor, "Du ereiferst Dich umsonst, es glaubt Dir ja doch Niemand! Pah! da müßte Einer wirklich aus ganz besonderem, transcendentalem Stoffe zusammengesetzt sein, wenn er niemals etwas von Liebe erfahren sollte!"

"Und wenn!?" sagte der Doktor, dessen Blick sich plötzlich fast in Eis verwandelt hatte, "was sieht's euch an? Dankt ihr der blöden Faulheit eures Schicksals, das sich noch nie von seiner einödnigen geraden Straße in Nacht und Nebel verirrt hat. In der That! habt ihr je anders eine Fahrt gemacht, als in bequemer

Kutsche, am hellen Sonnentage, auf chaußirten Wegen? Ihr Tröpfe! was wißt ihr von der Gefahr des einsamen Nachtwanderers, der müde und sehnüchtig nach einem gastlichen Herde in der Irre läuft? Plötzlich taucht ein Rast vor ihm auf, schimmernd, lodend, glückverheißend, — er eilt ihm nach — es tanzt wie Elfenpud vor ihm her — der Arglose folgt — und folgt — siehe da, jetzt hält es! Ein buntschillernder Blument Teppich, auf dem es stillsteht; der Unglückliche hebt den Fuß, über den Teppich hinwegzuwandeln, und — jach! stürzt er — stürzt und versinkt in einem schlammigen Sumpfe. Sumpf und Irrlicht! Da habt ihr das Wejen vom Weibe!"

"Sagt der Doktor! Schlimm, wenn es das wäre!" warf der Rechtsanwalt lachend dazwischen.

"Es ist so!" fuhr der Doktor fort. "Bah! Lehrt mich die Weiber kennen! Getüchtete Gräber, wiederhol' ich euch, Fallgruben, in die auch der klügste Philosoph einmal stolpert! Nichts wahr an ihnen, nichts stichhaltig als die Lüge, jenes uneligiethatengeldend einer rucklosen Fee, das ihnen mit allen Reizen der Verführung in die Wiege gelegt ward."

"Wui, Doktor!" rief sein Nachbar zur Rechten, ein würdiger Professor, ihm im Tone der Entrüstung entgegen, "pfui, schäm' Dich! Du kannst Du derartig blasphemiren in Gegenwart eines Bräutigams, unseres werthgeschätzten Hoeses!?"

Das war Wasser auf die Mühle des langen Affessors.

"Ja!" schrie er, "es ist schändlich! Da glaubt nun Einer noch an Sitte und Reinheit in der Welt, an Treue und Liebe, an hohe und göttliche Frauenwürde, — wiegt sich befeligt in ihrem Rosentraume; rrr! trachtet solch' ein widerwärtiger Nabe, der sich vom Nase mästet, ihm heiseren Spott in's Ohr, daß er jählings aufwacht, um dem verschwundenen Traume seiner Liebe, dem gestohlenen Himmelsglauben bitter nachzujweinen."

"Großer Gott!" rief der Doktor schrill aufschend, "was ein Blend! — Himmelsglaube — Träume der Liebe — ha ha ha! — Anschauung statt blinden Glaubens! ist das Schiboleth unserer Zeit und, ich denke, das einzig wahre!"

"Ein Glüd," sagte Eduard, der bisher nachdenklich geschwiegen hatte, "daß die Voraussetzung dieser These, der ich übrigens von ganzem Herzen beipflichte, falsch ist! Unser Doktor hat sich wie ein Wiber in sein festverschauhtes Paradoxon eingenistet, und wir werden ihn schwerlich herausziehen. Aber dennoch behaupte ich, daß seine Ansicht, das Wahrzeichen einer gewissen modernen Philosophenorte, nur eine traurige Verirrung der Vernunft ist."

"Bah!" machte der Doktor verächtlich und stierte in sein halb-leeres Glas hinein, das er mit beiden Händen umfaßt hielt.

Eduard fuhr fort: "Nach der Meinung dieses verbißenen Nisogons wären die Frauen das absolut Böse in der Welt. Aber gibt es denn überhaupt ein solches? Alles Böse ist nur eine Trübung der ursprünglich reinen Menschlichkeit; das vergängliche Attribut aber eines Gegenstandes — kann es denn jemals gegenständig zu dem Gegenstande selbst gedacht werden? — Ein absolutes Gute — ah, ja wohl! das erkennen wir an, es heißt: Gottheit — Weltseele — gleichviel! und eben das ist ja die schöne Aufgabe der Menschheit, das Böse — als trüben Anhauch an ihr, dem Spiegel der Gottheit, allmählig zu verwischen, diesen Spiegel zu reinigen, wie er im Anfang war, da noch keine Sünde ihn bestet hatte. Freilich ist auch das Weib menschlich geartet und darum nicht makellos; ja, ich gestehe selbst und die Geschichte bezeugt es durch ihre Borgias und Messalinen, daß, wo es mit der Sünde sich gemein macht, sogar die Schranken der Menschlichkeit von ihm können niedergerissen werden, — aber was beweist das? Je bemerkbarer und je abscheulicher die Flecken eines Glases sind, von um so reinerem Kristalle ist es gebildet, — und so tief das Weib sinken kann, so hoch erhaben über dem Dunststreife des Mannes leuchten die Vorbilder holder, reiner, edler Weiblichkeit in der Geschichte und weit mehr noch im stillen, dunkeln, verborgenen Raume der Alltäglichkeit, im friedlichen Gehege des Hauses und der Familie! — Seht mich an! ich sitze heute als Bräutigam unter euch; was der Doktor absprechend von Glaubensdusel gesagt hat, mag seine Anwendung finden, wo es will — nur bei mir nicht. Mein Kopf ist klar und mein Verstand helle, und meint ihr, ich hätte blindlings gewählt, ohne vorher geprüft, sonbirt, beobachtet zu

haben? Ich will den Glenden als einen Nubel kennzeichnen, der meine Braut der Falschheit bezüchtigt! — Wahrlich, wer, wie ich, die schöne Gelegenheit fand, nur einmal unter der milden, anmuthigkeithern Sonne eines reinen Frauenherzens zu wandeln, mer den heimlichen, süßen Zauber nur einmal in sich empfunden hat, der wie ein magischer Aether dem Wesen eines holden Weibes entströmt, — der fürwahr muß mit sittlicher Entrüstung dem banalen Nufug entgegentreten, der das leuchtende, heilige Banner der Frauenwürde in Felsen herabreißt und in den Noth tritt!"

Der junge Mann sprach diese letzten Worte in einem Tone flammender Begeisterung, der die Herzen seiner Zuhörer unwillkürlich mit fortriß. Stürmischer Beifall krönte seine Rede. Der Doktor aber saß, den Kopf tief in die Hand gestützt, wie in sich versunken am Tische, lautlos, düster, — dann judte es wie ein Hauch schmerzlicher Erinnerung über sein Antlitz, er strich sich mit der Hand über die Stirne, als wolle er sich wachrufen — stand auf — reichte Walter die Hand und, indem er einen tiefen, seltsamen Blick auf ihn heftete, sagte er: „Selig, wer wie Du dem Kreuze huldigt! In hoc signo vinces! — Gute Nacht!" Damit wandte er sich hastig, griff nach Hut und Ueberzieher und war zur Thüre hinaus, ehe noch die Freunde sich von ihrem Erstaunen erholen konnten. Aber der Geist einer ungezwungenen Unterhaltung war geflohen. Die Glode der nahen Naithsabr schlug Mitternacht, als bald nachher auch die Uebrigen schweigsam und in gedrückter Stimmung aufbrachen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Erinnerungen eines irischen Polizeibeamten.

10. Eine Entführung in Irland.

(Schluß.)

„Um elf Uhr fand allgemeiner Rückzug statt, und ich lauschte an der Thüre meines Schlafzimmers, ob im Hause Alles ruhig sei. Die erste Stille war schon nach zehn Minuten eingetreten. Meine Uhr zeigte halb Zwölf, als die bestochene Abigail erschien und mich vorsichtig nach dem Gartenthor führte, wo die Postkaise wartete. Sie bestand darauf, daß ich einsteige. Nachdem ich dieß gethan, entfernte sie sich, um ihre Gebieterin zu holen. O, mit welcher Ungeduld sah ich der Ankunft des theuren Wesens entgegen. Bald ließ sich ein leichter Fußtritt vernehmen, und einen Augenblick später hatte ich Luise mit meinen Armen umschlungen. Ihr Erröthen wurde durch einen dichten Schleier verbüllt; aber wie ich sie an meine Brust drückte, fühlte ich das Klopfen ihres Herzens.

„Mit einem wilden Hurrah, das ich vergeblich zum Schweigen zu bringen suchte, peitschten die Postillone auf die vier Pferde, welche ich für diesen Anlaß gemiethet, los, und dahin rasselte das gebrechliche alte Fuhrwerk. Luise sank in meine Arme, und zum ersten Mal drückte ich einen Kuß auf ihre süßen Lippen, das heißt, so weit es der neidische Schleier gestattete. Sie leuchtete, und ich hatte sie eben meinen Namen hauchen hören, als ein wahres Erdbeben auf mich hereinzubrechen schien, das mich aus meinem Glückstraum aufschreckte. Im nächsten Augenblick lag ich der Länge nach auf der Straße. Die Postillone hatten eine Ede zu scharf genommen, das Rad sich an einem hohen Stein verfangen, und die Chaise war umgestürzt, während die Pferde, welche das Vordertheil des zertrümmerten Wagens mit fortzuschleppten, noch eine Strecke weiter sprengten. Unverletzt erhob ich mich von dem Boden und eilte auf meine angebetete Luise zu, welche die Besinnung verloren hatte. Vergeblich versuchte ich sie aufzurichten oder zum Bewußtsein zu bringen. Es war sehr dunkel. Ich erhob ihren Schleier, konnte aber ihr liebes Gesicht nicht sehen; ebenso wenig vermochte ich zu entdecken, ob sie einen ernstlichen Schaden genommen hatte, oder nicht. Zum Glück vernahm ich jetzt den Hufschlag eines Pferdes. Ich rief aus Leibeskräften, und zu meiner großen Freude kam der Kapitän O'Haggarty herbei, der aus dem Sattel sprang und mir bereitwillig Beistand leistete. Auch einen Karmelnecht hatte mein Rufen herbeigeführt. Ich setzte mit wenigen Worten dem Kapitän meine Lage auseinander, und er

versicherte mich seiner Unterstützung. Der Knecht hatte eine Laterne bei sich; wir ließen ihr Licht auf das Gesicht meiner Luise fallen. O Himmel, daß ich jenen Augenblick vergessen könnte! Ich schrie laut hinaus in grimmigem Unmuth, während der Kapitän einen seiner schwersten Flüche losließ. In meinen Armen lag allerdings Luise O'Dowd, aber nicht meine Luise, sondern ihre alte Tante. Vor Aerger ließ ich sie geradezu in den Noth fallen, aus dem sie sich rasch erhob, scheinbar durch ein Wunder wieder zum Bewußtsein zurückgekehrt, um in tausend Schmähebren über meinen jetzt am Tag liegenden Widerwillen auszubrechen.

„Andererseits erging sich Kapitän O'Haggarty gegen mich in den ehrenrührigsten Bezeichnungen, unter denen Ausdrücke wie 'Verräther', 'Verführer' noch die mildesten waren. Ich konnte keine Aufklärung geben, ohne meine Luise bloßzustellen, und enthielt mich daher jeglicher Vertheidigung; dagegen erklärte ich im Trost gegen ihn und die verliebte Alte, daß er mich mit Anbruch des Tages bei dem achten Meilensteine der Limerider Straße treffen werde, wo wir die Sache mit dem Pistol abmachen wollten.

„So trennten wir uns, und er führte seine ehrwürdige Geretete im Triumph wieder nach Haus. Beschämt und voll Aerger suchte ich die Wohnung des Jägers Tim Sullivan auf, den ich, obgleich es schon Mitternacht war, bei einem Glas Toddy noch wach zu finden hoffen durfte. Der würdige Hofmann bewillkommete mich mit lautem Jubel und ließ sogleich eine frische Flaschenbatterie anrücken. Dann stellte er mich dem Major Boles vor, einem schönen Mann mit einem heiteren Lächeln auf dem Gesicht, der mit am Tisch saß und an den Libationen seines Wirthes wohlgemuth Theil nahm.

„Ich war entzückt; denn aufrichtig gestanden hatte mich ein gewisses Bedenken angewandelt, für die bevorstehende Affaire mir den Beistand Tim's als Sekundant zu erbitten. Es war nicht recht, einen Mann, der eine Frau und ein halb Duzend Kinder hatte, in einen solchen Handel zu verstricken; allein wie konnte ich's ändern? Fand ich vor Tagesanbruch nicht einen Sekundanten, so hatte ich zu gewärtigen, von Kapitän O'Haggarty als Feigling verschrien zu werden. Unter solchen Gedanken war ich dem Jägerhaus zugewandelt. Aber nun sah ja gerade ein Mann, wie ich ihn brauchte, mit am Tisch. Seinem Titel nach mußte er ein Militär sein; das Schicksal selbst hatte ihn mir zugeführt.

„Eine halbe Stunde saß ich ruhig bei meinem Toddy und studirte, wie ich dem Major beisommen wollte. Es war ein kühner Schritt; allein ich hatte keine andere Wahl. Den Umstand, daß ich ihn nicht kannte, brauchte ich nicht so hoch anzuschlagen, denn unter Militärpersonen besteht immer eine gewisse Freimaurerbrüderschaft. Ich erlaute meine Gelegenheit, und auch hierin begünstigte mich das Glück, denn Tim wurde abgerufen, weil an einen der besten Jagdhunde des Baronets etwas gekommen war. Ich säumte nicht, ihn um seinen Beistand anzugehen. 'Major,' sagte ich, 'es ist wohl von einem Fremden eine gewagte Zumuthung, aber die Dringlichkeit des Falls wird mich entschuldigen. Wollen Sie mir sekundiren?' — 'Ich weiß nicht, wie ich Sie verstehen soll.' — 'Die Sache ist einfach,' entgegnete ich hastig, 'denn ich wünschte die Sache vor Sullivan's Rückkehr abgethan zu sehen; ich habe mit Tagesanbruch ein Duell abzumachen.' — 'Und das sagen Sie mir?' — 'Ja, Major, in der Hoffnung, daß Sie mir als Sekundant Ihren Beistand leihen wollen.' — 'Als Sekundant — ha ha ha! — ein Kapitalspaß. Ich verstehe.'

„Nun konnte ich freilich um's Leben nicht eifern, was den Major zu einer solchen Heiterkeit bestimmte, denn mir kam die Sache wahrhaftig nichts weniger als zum Lachen vor. Er mußte doch begriffen haben, was ich wollte. Etwas Kleinlaut erwiderte ich: 'Sie verstehen mich?' — 'O ja, vollkommen. Jetzt muß ich fort; aber ich werde unfehlbar am Platz sein. Mit Tagesanbruch haben Sie gesagt?' — 'Ja.' — 'Aber Sie haben mir den Ort noch nicht genannt und den Namen Ihres Gegners. Das muß ich wissen, wenn ich zu rechter Zeit eintreffen soll.' — 'Mein Gegner ist O'Haggarty.' — 'Ah, da nimmt mich's nicht Wunder, wenn Sie Angst haben. Es ist der beste Schläger in Irland.' — 'Ich habe keine Angst, Major; aber unter den eigenthümlichen Umständen...' — 'Schon gut; ich begreife,' erwiderte Boles und brach wieder in ein Lachen aus. 'Wo ist das Rendezvous?' —



lächeln den bei Besuchen unvermeidlichen schwarzen Kaffee trank, den siebenten dieses Morgens, wie er ablehnend versichert hatte. Die Gräfin spielte nachdenklich mit ihrem Fächer, bis sich der aufwartende Diener mit dem Kaffeegeräth entfernt hatte, dann neigte sie das Haupt ein wenig vor, und sagte mit einem scharfen Blicke ihrer grauen Augen: „Nun, Don Vincenzo, und das Ende?“

„Das Ende,“ erwiderte dieser und strich mit der Hand über den flachen, dreieckig aufgeträumten Hut, der auf seinen Knien lag, „das Ende ist, daß die Waise nun mit achtzehn Jahren aus dem Kloster in das Haus ihres Vormundes kam. Er ist ein Ehrenmann, aber er und seine Frau sind alt und ruheliebend, der junge Gast ist ihnen lästig. Nicht daß das Mädchen große Ansprüche macht, es ist ein gutmüthiges Geschöpf und bereit, sich unterzuordnen — dennoch wünscht der Marchese, sie bald zu verheirathen, und hat sich in dieser Hinsicht an mich gewandt. An wen hätte ich aber eher denken sollen als an Sie, verehrte Gräfin, und Ihren trefflichen Arcangelo? Die Partie wäre in jeder Beziehung passend, die Familie ist angesehen, und wie schön würde Ihre Campagna bei Cattajo sich durch die daranstoßende der Dal Bosco abtunden.“

Gräfin Regia nickte. „Das wäre immerhin etwas,“ sagte sie, „aber —“

„Außerdem besitzt die junge Dal Bosco noch, wie Sie wissen, mehrere Güter und eine hübsche Summe in Papieren, wenn auch keine reiche Erbin, ist sie doch eine gute Partie, und daß sie keine näheren Verwandten besitzt, ist für ihren künftigen Gatten auch von Werth.“

Während der Geistliche sprach, hatte die Gräfin ihren Entschluß gefaßt. „Weiß mein Sohn von der Sache,“ fragte sie, und da Don Vincenzo bejahte, zog sie die Klingel und befahl dem eintretenden Diener, den Grafen Arcangelo zu rufen. Dieser, ein schlanker, junger Mann, mit einem jener blassen, anziehenden Gesichter, wie man sie zuweilen in den höheren Ständen Italiens trifft, kam alsbald. „Du weißt, wovon hier die Rede ist,“ sagte seine Mutter, „sprich also Deine Meinung aus.“

„Don Vincenzo weiß, daß ich persönlich nicht abgeneigt bin, diese Verbindung einzugehen,“ antwortete der junge Graf. „Amabile Dal Bosco ist ein hübsches Mädchen, ich sah sie bei der letzten Prozession an meinem Fenster, und ihr bescheidenes Wesen gefiel mir; ich glaube, daß ich mit ihr leben könnte. Uebrigens — wie Sie wollen, Mutter, wenn Sie einverstanden sind, bin ich's.“

„Ich bin es nicht!“ sagte die Gräfin sehr bestimmt. „Ihr seid Beide zu jung, ihr würdet eine Menge Kinder bekommen und dadurch ginge das Familiengut in zu viele Theile. Besser, Du wartest noch einige Jahre, bis sich etwas Wünschenswertheres bietet.“

„Lassen wir's denn!“ sprach der Sohn misanthropisch. „Und doch — es thut mir leid! Wenn man dahinlebt und Tag für Tag das Gleiche bringt, wenn man weiß, morgen werde es sein wie heute und gestern, und aber ein Jahr ebenso, wird Einem jede Veränderung erwünscht. Was habe ich von meiner Jugend? Was sah ich bisher, oder, wenn ich nicht genießen soll, wofür habe ich zu sorgen? Mir liegt nichts an dem Mädchen, nichts an der Heirath, allein froh wäre ich, wenn einmal ein Ereigniß einträte, das Abwechslung in mein einsames Dasein brächte.“

Gräfin Virandi begriff, was er meinte. Seit Jahren hatte er zu reisen gewünscht, ohne ihre Erlaubniß erhalten zu können, aber dieß war das erste Mal, daß er sich bestimmt und bitter über sein bisheriges Leben aussprach. Dieses Zeichen der Rebellion beunruhigte sie: sie sah, daß sie in Etwas nachgeben müsse, um nicht ihre Autorität im Großen zu gefährden, und nach ihrer Art rasch entschlossen, antwortete sie mit völliger Ruhe: „Du hast ganz recht, mein Sohn, auch wollte ich Dich fragen, ob Du nicht Lust hast, meinen Oheim, den Cardinal in Rom, zu besuchen?“

Die freudige Ueberraschung des jungen Mannes zeigte dem Geistlichen, daß seine Unterhandlung geglückt sei, und er empfahl sich, um wo anders mit größerem Glücke anzuklopfen.

Bald darauf reiste Virandi ab. Jung, unverdorben, tiefer gebildet als die meisten seiner Landsleute und Standesgenossen, empfänglichen Geistes und dichterischen Herzens, gab er sich mit Entzücken den wechselnden Eindrücken der fröhlichen Gegenwart und einer fremdartig bedeutenden Vergangenheit hin, betrachtete, stu-

dirte und genoß dabei mit vollen Sinnen die ungewohnte Freiheit. So vergingen, ihm fast unbemerkt, Wochen und Monate, er fühlte sich sehr glücklich und bewahrte dem Mädchen, welches mittelbar Ursache seiner Reise gewesen, eine Art dankbaren Antheils. Es freute ihn, als er durch Briefe seines Bruders Nano erfuhr, die junge Dal Bosco sei die Frau seines besten Freundes, des Grafen Antonio Soreggia geworden. Im Neujahr berief ihn seine Mutter nach Padua zurück, und er schied mit schwerem Herzen von der ewigen Stadt, aber je mehr er sich der Heimat näherte, desto mehr nahm die Freude über das Wiedersehen seiner Lieben zu, bis er endlich Mutter und Bruder jubelnd in die Arme schloß und von ihnen gleich freudig begrüßt ward. Ihnen zunächst kam Soreggia, der am Tage von Virandi's Ankunft die beiden Brüder im Zimmer des Ältern aufsuchte. Sie hatten sich viel zu erzählen, die zu Hause Gebliebenen viel zu fragen, und Arcangelo hatte sich lange darauf gefreut, diesen Vertrauten die Ergebnisse seiner Wanderungen mitzutheilen. Er sprach lang und lebhaft; Soreggia lag indeß auf dem Divan ausgestreckt und als Zuhörer; Nano unterhielt sich damit, seinen Hund heimlich zu plagen; die Sonne schien auf den bunten Estrich des hohen lustigen Gemaches, und alle Drei waren in der behaglichsten Stimmung. „Immer,“ sagte Arcangelo, „wird mir diese Zeit unvergeßlich bleiben — ich habe viel gesehen, viel gedacht, das bildet einen Gewinn für's Leben!“

Nano rief lustig: „Nur, hoffe ich, wird die Fremde bei Dir nicht wirken, wie bei dem kleinen Abbate Caligieri, der sechs Wochen in Florenz war und sich nun auf den Toskaner spielt und den ergötlichsten grammatikalischen Unsinn schwatzt. Verwünschter Arel! Als ob man nicht wüßte, daß seine Mutter eine Wäscherin vom Portello gewesen!“

Die Andern lachten, und Arcangelo sagte: „Du hörst ja, daß ich mein Venetianisch nicht verlernt. Mein Herz blieb der Heimat getreu. Im Ernste, ich kann euch das wunderbare Gefühl nicht schildern, mit welchem ich Padua wieder sah. Schon als ich die altbekannten Formen der euganäischen Hügel erblickte, hätte ich singen mögen, aber dann, wie die Thürme der Vaterstadt vor mir auftauchten, die lichten Kuppeln der Justizkirche, die dunkleren vom altherwürdigen Bau des Heiligen^{*)}, ward mir seltsam zu Muth, fast als ob mein ganzes bisheriges Leben, auch diese letzte Zeit, nur ein Vorspiel gewesen und ich erst jetzt zu leben anfangen sollte.“

„Glückliche Phantasterei!“ sagte sein Bruder. „Meinst Du nicht, Toni, es gehöre ein Voetenhirn zu solchen Träumen? In meinen prosaischen Augen ist unsere erhabene Stadt noch gerade so ehrwürdig und langweilig als je.“

„Und dennoch verstehe ich Arcangelo,“ entgegnete Soreggia. „für ihn war diese Zeit reichhaltiger als sonst Jahre, und in begreiflicher Täuschung meint er, es müsse sich die Heimat verändert haben, gleich ihm selbst. Die Ernüchterung wird nicht ausbleiben, wenn er sieht, wie ganz hier Alles am alten Flecke geblieben.“

„Nicht Alles,“ sprach der ältere Virandi. „Dast du doch auch bei Dir Manches verändert. Du hast geheirathet; bist Du zufrieden?“

Der Freund antwortete mit seiner gewöhnlichen gleichgültigen Ruhe: „Sehr zufrieden! Meine Heirath war durch den Tod meines langjährigen Hausfreundes, des Cavaliere Marelloni nothwendig geworden. Du weißt, daß er mich zum Erben eingesetzt. Seine Güter sind ausgedehnt, jedoch in großer Unordnung: da waren neue Pflanzungen zu machen, die meisten Pächterhäuser neu zu bauen, Schulden zu zahlen, Prozesse zu führen, kurz, ich brauchte bares Geld. Welches aufnehmen wollte ich nicht, und so war eine Heirath das einfachste Mittel, und meine Mutter hatte auch bald eine passende Braut gefunden. Ich bin ein Glückskind, meine Frau hat nicht nur Vermögen, sondern ist auch, was ich laun fordern konnte, ein ganz angenehmes Geschöpf: hübsch, gutmüthig, verständig, sehr schlichtern, aber das kümmert mich nicht. Im Umgang ziehe ich lebhaft, geistreiche Frauen vor, im Hause sind solche stille, nachgiebige Weiblein bequemer.“

„Hältst Du sie verschlossen, oder darf man sich ihr vorstellen?“

*) Der Antoniuskirche, welche, wie der hochgeehrte Schupfbrüder Padua selbst, nur Il santo genannt wird.

Soreggia fragte zurück: „Bin ich ein Türke? Im Gegentheil, es ist mir lieb, wenn meine Frau Gesellschaft sieh, vielleicht thaut sie allmählig auf, und ich habe nicht Zeit, mich viel mit ihr zu beschäftigen, meine Güter nehmen mich sehr in Anspruch.“

„Ja,“ sagte Nano, „und dann ist eine gewisse Marchesa wieder hier und, wie die Welt sagt, ein weiblicher Othello an Eifersucht.“

Der Freund zuckte lachend die Achseln. „Willst Du meine Frau sehen,“ sprach er dann zum älteren Virandi, „so komm! Ich stelle Dich ihr vor.“

Sie gingen. Der angenehme Eindruck, den Amabile dal Bosco auf Arcangelo im vorigen Jahre bei flüchtigem Anblicke gemacht, wiederholte sich. Doch fand er sie verändert; ihre Züge hatten von ihrer ersten Mundung verloren, auch war sie noch gewachsen. Jetzt war sie über Mittelgröße, schlank, beinahe schmächtig gebaut, ihr Gesicht, wie ihre ganze Erscheinung, nicht auffallend schön, aber sehr lieblich, die Stimme wohlklingend, jede ihrer Bewegungen von vollendeter Anmuth. In ihrem einnehmenden Lächeln, im Blicke ihrer braunen Augen lag etwas Kindliches; man sah, sie war Frau geworden, ohne die Träume und Hoffnungen der Jungfrau gelannt zu haben. Die Schüchternheit, von welcher ihr Gatte gesprochen, mochte theilweise daher rühren, größtentheils schien sie Virandi von einem äußeren Drucke hervorgerufen. Der Grund desselben war unschwer zu errathen. Soreggia's Eltern lebten noch; der Vater war einer jener unbedeutenden Menschen, deren Dasein man nur am Spieltische bemerkt. An diesem brachte er seine Abende zu, den Tag meist im Caffeehause und ließ seine Frau, ein stolzes, herrschsüchtiges Weib, im Hause schalten und walten. Seit Antonio herangewachsen, theilten sich Mutter und Sohn in das Regiment; später hatte dieser geheirathet, und die jungen Eheleute lebten jetzt nach Landesitte mit den Eltern, als Kinder des Hauses, ein Verhältniß, das, in der Theorie sehr schön, im wirklichen Leben tausend Mißlichkeiten hervorzurufen geeignet ist. Das italienische Sprüchwort sagt: Waren Schwiegermutter und Schwiegertochter von Juder, dennoch würden sie herbe — und die Gräfin Marina Soreggia war nicht von Juder.

Der junge Beobachter sollte seine Vermuthung bald bestätigt finden. Er hatte mit dem Freunde einen Spaziergang durch die Stadt gemacht und ihn dann nach Hause begleitet. Amabile empfing die Beiden sehr freundlich, sie war heiter und gesprächiger als sonst, bis die Gräfin Marina in das gemeinsame Empfangszimmer trat und die Führung des Gespräches übernahm. Von da an ward sie still und schien sich unbehaglich zu fühlen. Man redete, wie natürlich, von Arcangelo's Abwesenheit und den Veränderungen, die sich während derselben ergaben, die Soreggia's berichteten von Heirathen, Sterbefällen u. s. w. und erwähnten unter Anderem den Tod eines Kaufmanns Lucchini. „Nun,“ sagte Virandi, „da wird man wohl bald von einer Hochzeit hören; das Verhältniß der Frau mit dem Advokaten Oherardo hat lang genug gedauert.“

„Oherardo will nicht,“ erzählte Soreggia. „Weiderseitsige Freunde und besonders die Geistlichkeit thaten ihr Möglichstes, ihn zur Heirath zu bewegen, selbst der Bischof interessirte sich dafür, er blieb standhaft bei seinem Nein, denn, sagte er, wo sollte ich dann meine Abende zubringen?“

Arcangelo lachte. Gräfin Marina setzte hinzu: „Es ändert im Grunde wenig, da er sich bereit erklärte, des Kaufmanns Kinder zu Erben einzusetzen, und Sie wissen, er ist reich.“

„Ein Beweis, daß solche Verhältnisse doch auch ihr Gutes haben,“ sagte Virandi mit leisem Spotte. „Die jungen Lucchini's sind ihrer Mutter dafür Dank schuldig.“ — Raum ausgesprochen, bereute er die unbeachtete Rede, weil er sich zu spät erinnerte, daß die Erbschaft, von welcher ihm Soreggia gesagt, auf ähnlichem Grunde beruhe. Amabile ahnte es nicht; eine leichte Röthe überflog ihr anmuthiges Gesicht, während sie lebhaft erwiderte: „Das ist Ihr Ernst nicht, Graf Arcangelo! Welcher Mann von Ehre würde sich durch eine solche Wabe nicht erniedrigt fühlen?“

Dieser bestimmte Ausdruck eines reinen Herzens traf Amabile's Schwiegermutter und Gatten sehr empfindlich, der Letztere erwiderte auch und sagte, verlegen lachend: „Das sind Klosteransichten! Wirst Du niemals die Welt kennen lernen?“

Marina schwieg, aber Virandi erschral vor dem tödtlichen Gift-

blide, den sie auf die junge Frau heftete. Amabile bemerkte ihn ebenfalls, und ohne zu begreifen, was sie begangen, wechselte sie die Farbe und nahm von diesem Augenblicke an keinen Theil mehr am Gespräche, obwohl die ältere Gräfin es nicht an beißenden Anspielungen fehlen ließ, welche um so tiefer verlegen mußten, weil sie die Maske mütterlicher Freundschaft geborgt hatten.

Virandi fühlte aufrichtiges Mitleid mit der schloß Angegriffenen, ein Mitleid, das ihn sogar bewog, seinen Freund auf die Lage derselben aufmerksam zu machen. Soreggia war nur im Anfange überrascht, er hatte nichts bemerkt, dazu kümmerte er sich zu wenig um seine Frau, doch konnte er seine Mutter gut genug, um die Sache wahrscheinlich zu finden. Er versprach, zu beobachten und nöthigenfalls Abhülfe zu schaffen, und schon nach einigen Tagen sagte er dem Vertrauten: „Du hast ganz recht, das muß anders werden.“ Er hielt Wort. Amabilen einen Antheil an der Führung des Hauses zu sichern, oder auch nur sein Hauswesen ganz von jenem der Eltern zu trennen, hätte, weil mit der Sitte im Widerspruch, zu viel Aufsehen erregt, doch setzte er durch, daß sie mindestens in dem Flügel des Palastes, welchen das junge Paar bewohnte, als unumschränkte Gebieterin galt; er gab ihr eigene Equipage, eigene Diener, die in ihrem Solde standen und nicht wie bisher die anerkannten Späher der alten Frau bildeten, und erlaubte ihr auszugehen, wann sie wollte, zu empfangen, wen sie wollte. Nur die Mahlzeiten und einige Abendstunden sollte sie noch im Kreise der Familie zubringen.

Ein solches Maß von Freiheit war nicht ohne Kämpfe zu erreichen; hätte Soreggia dem Freunde nicht sein Wort gegeben und wäre nicht etwas von Marina's Starrsinn auf ihn übergegangen, er würde kaum seinen Willen durchgesetzt haben. So hielt er aus, trotz der heftigsten Auftritte mit seiner Mutter, bei welchen sich Amabile leidend verhielt, wie immer, deren nächste Folge aber doch war, daß die bisher unbegründete Abneigung, welche die ältere Gräfin Soreggia gegen die jüngere hegte, sich in einen ihrer Meinung nach gerechtfertigten Haß verwandelte, der sich auch auf Virandi erstreckte, dem sie mit Recht großen Einfluß auf die letzte Verlangen ihres Sohnes zuschrieb.

Lebhafter noch und mit tiefer Dankbarkeit fühlte Amabile die Veränderung ihrer Lage. Damals wäre es Soreggia leicht gewesen, sich ihrer Neigung für immer zu versichern — er unterließ es. In die Bande einer stolzen Schönheit verstrickt, verschmähte er die bescheidene Innigkeit, mit der ihm seine Frau entgegenkam, die Aeußerungen ihrer Erleutlichkeit fielen ihm lästig, und er war unvorsichtig genug, ihnen ein Ende zu machen, indem er ihr sagte, daß sie, was geschehen, zum größten Theile Virandi's Zursprache verdanke. Amabile war aus Gewohnheit verschlossen; sie nahm die Mittheilung ihres Gatten schweigend hin, aber sie war davon tief ergriffen. Früh verwaist, war sie von Kindheit auf allein gestanden; einige Mädchenfreundschaften hatten durch ihren Austritt aus dem Kloster geendet, und seit ihrer Heirath hatte sie sich einsamer gefühlt als vorher; Soreggia's gleichgültige Freundschaft war so wenig geeignet sie anzuziehen als die herbe Art seiner Mutter. Er hatte Schwestern, doch waren diese verheirathet und dadurch dem Vaterhause entfremdet. Ueberhaupt fehlt in Welschland häufig jene Innigkeit der Familienbande, wie sie der Norden kennt. Schon die Erziehung bedingt dieß. Der Stolz unserer deutschen Mütter, ihre Kinder, sind gar manchen Italienerinnen eine Last, welche sie möglichst bald abzuwälzen streben. Mit drei bis vier Jahren schon werden die Kinder auch guter Häuser in Privatschulen geschickt, wo sie halbe Tage verweilen, um wenig oder nichts zu lernen. Später kommen die Knaben meist in Erziehungsanstalten, die Mädchen in's Kloster, aus welchem sie treten, um bald zu heirathen. So bleiben die Geschwister von den ersten Jahren an geschieden, die tausend süßen, gemeinsamen Erinnerungen, welche dem Familienbunde solchen Reiz verleihen, fehlen ihnen; sie waren sich nie vertraut, dem Egoismus, der anerzogenen Sucht nach Gelde wird es leicht, das geloderte Band zu zerreißen. Daher die Kälte zwischen nächsten Verwandten, daher die große Zahl von Rechtsstreitigkeiten zwischen Familiengliedern. Mit dieser Gleichgültigkeit vereinigt sich oft großer Familienstolz, doch gilt er dem Hause, dem Namen, nicht den Menschen. Ohne Zweifel gibt es viele ehrenvolle Ausnahmen, Familien von innerem Werthe und äußerer

Liebenswürdigkeit; die Soreggia's gehörten nicht dazu, und Amabile stand mit ihrem warmen Herzen ungeliebt und unbeachtet zwischen ihnen. Sie war daran gewöhnt und hatte sich in den Gedanken ergeben, ihr ganzes Dasein in solcher Vereinsamung zuzubringen, es fiel ihr nicht ein zu klagen, doch fühlte sich ihre Seele wie gelähmt von dem Froste, der sie umgab. Nun kam dieser Fremdling, dessen freundlicher Blick schon sie wohlthuend berührte, welchen sie kaum ein paarmal gesehen, und woran Niemand gedacht, erkannte er, und statt sich mit unthätigem Mitleiden zu begnügen, sprach und handelte er für sie. Wodurch sie diese Theilnahme verdient, wußte sie nicht, wagte auch nicht, ihm wörtlich dafür zu danken, wenn gleich ihr ganzes Benehmen diesen Dank ausdrückte. Sie fühlte unbegrenztes Vertrauen zu ihm; war er in ihrer Nähe — und bald geschah dies jeden Tag — so war sie heiterer und bewegte sich mit größerer Sicherheit und Lebhaftigkeit, sie wußte sich dann unter seinem Schutze. Dennoch, hätte ihr damals Jemand gesagt: „Du wirst ihn lieben, Du liebst ihn schon jetzt,“ ihre Antwort voll unbefangener Ueberzeugung wäre gewesen: „Wie sollte ich? Ich bin ja verheirathet!“

Er kam allabendlich. Das waren frohe Stunden! Sonst war diese Tageszeit eine sehr unangenehme für die junge Frau.

(Fortsetzung folgt.)

Die besten Arbeiter.

Erzählung.

(Fort S. 411.)

Vor vielen Jahren war es mir immer eine Freude, wenn ich den schönen, geordneten, kleinen Pachtthof Samuel Glaubig's besuchte. Ueberall fühlte man die fleißige und kluge Hand, welche in der Wirthschaft waltete. Wohlhabenheit und Zufriedenheit hatten ihren Sitz an dem freundlichen Orte aufgeschlagen, der so einladend aus dem hellen Grün schaute. Aber für Samuel Glaubig und Bäteli, seine Frau, hatte das Alter die wachsende Last der Schwäche gebracht, und die Pächterin konnte zuletzt den Hof und Stall und das Haus nur noch von ihrem Herdwinckel aus hinter dem Spinnrade überwachen. Auch der Pächter leitete die Saat und Ernte nur noch von der Schwelle des Pachthofes aus, und die Sachen gingen nicht mehr wie sonst ihren geregelten Gang, sondern nach Lust und Unlust der Arbeiter. Und so ging es bald vergab mit dem schönen Pachtthof, der sonst ein Stolz der ganzen Gegend gewesen. Es hätte freilich können anders sein, denn Samuel und Bäteli besaßen einen Sohn, der ein kräftiger und hübscher Burche war und des Vaters Stelle wohl vertreten konnte: aber in der Nähe des Pachtthofes war ein ausgebeuteter, prächtiger Wald, in dem es Wild in Hülle und Fülle gab: und Klaudius liebte die Jagd über Alles. Und was noch schlimmer, der Weg zur Stadt konnte in weniger als einer Stunde zurückgelegt werden, und wenn er sein erlegtes Wild getreulich nach dem väterlichen Pachtthof gebracht, so ruhte er sich regelmäßig in den Wirthshäusern der Stadt von des Tages Last und Hitze aus. Die große Nachsicht, mit der Samuel und Bäteli von je ihren einzigen Sohn behandelt, hatten ihn frühzeitig zum Herrn seiner Handlungen gemacht, und ohne gerade einen schlimmen Gedanken dabei zu haben, hing er ganz nur seinen Launen und Liebhabereien nach. Dabei hatte er wohl seine Eltern unendlich lieb, so weit dies möglich war, ohne ihnen ein Opfer zu bringen. Aber damit mußte doch am Ende die Wirthschaft zu Grunde gehen, auch die vielen Ersparnisse aus früheren Zeiten konnten den Pächter nicht davor schützen. Denn bereits hatte man sich genöthigt gesehen, Hand an sie zu legen. Bäteli, die gute Mutter, gab ihrem Sohne freilich keine Schuld, sie hielt sich ganz an die unfähigen Dienstleute, an die faulen Mägde und war fest entschlossen, sie Alle auf einmal zu entlassen. Als nun der Sohn einst wieder nach der Stadt ging, und sich von seinen Eltern, wie es seine Gewohnheit war, verabschiedete, sagte die Mutter zu ihm: „Du hast vielleicht in der Stadt etwas zu thun, was eilig ist; wenn Du aber fertig bist, dann könntest Du wohl noch ein wenig weiter gehen und Dich umsehen, ob Du nicht

zwei tüchtige Mägde und drei fleißige Knechte findest; Du kannst ihnen einen guten Lohn versprechen, und sie gleich mitbringen; die Leute, die wir jetzt haben, taugen Alle nichts und ruiniren nur Haus und Hof; sie arbeiten Alle zusammen nicht mehr, als wir, Dein Vater und ich, einst allein vor uns gebracht.“ Klaudius versprach, zu thun, wie seine Mutter verlange, und machte sich auf den Weg.

Als er in die Stadt gekommen, hielt er sich nicht lange auf, sondern ging alsbald weiter auf der Landstraße und fragte in allen Dörfern und Höfen nach Arbeitern, und der hohe Lohn lockte auch Viele, die sich selbst das beste Zeugniß gaben; damit war aber Klaudius nicht gedielt, und so schritt er immer wieder weiter, da ihm die Leute nirgends recht gefallen wollten.

So war er schon mehrere Tage fortgewandert, als er eines Morgens beim Austritt aus dem Wirthshaus, wo er übernachtet, einem Nachbar seiner Eltern begegnete, der hier einen Viehhandel abgeschlossen. Klaudius unterrichtete ihn von dem Zweck seiner Wanderung und von der Schwierigkeit, zu finden, was er suchte. „Nun, da brauchst Du nicht weiter zu gehen,“ sagte der Nachbar, „Du findest hier, was Du brauchst.“ — „So zeigt mir die Häuser, wo ich anklopfen muß, um zu suchen, was meine Mutter wünscht.“ — „Da brauchst's auch nicht vieler Thüren; eine genügt und dahin führ' ich Dich. Aber sage nicht gleich, was Dich herführt, sondern sieh' Dir die Leute erst mal an, und wenn ich Dir dann einen Wink gebe, magst Du sprechen.“ Der Nachbar brachte ihn denn in ein Haus, wo die beiden Alten durch die große Zahl der Jahre, wie Samuel und Bäteli, gebeugt und schwach schienen: aber doch leuchtete aus ihren Blicken die Zufriedenheit, mit der sie auf den wohlgeordneten Haushalt blicken konnten. Die größte Keilichkeit herrschte im ganzen Haus, die Zimmer waren wie frisch gefegt, die Fenster mit blendend weißen Vorhängen geschmückt, kein Staubchen war auf den Möbeln, und Klaudius überschaute das Ganze mit einem Blick angenehmer Ueberraschung. „Ihr erlaucht wohl,“ sagte der Nachbar, „daß mein Freund, der der Sohn eines Pächters ist, euren Hof und eure Ställe besieht?“ Das ward denn auch mit Freuden gewährt, und nachdem man sich Haus und Hof genau besichtigt, fragte Klaudius unwillkürlich, wie groß die Zahl der Knechte und Mägde sei, die Alles in solcher Ordnung erhielten. „Es sind nur zwei,“ antwortete der Nachbar, „die beiden Schwestern, ein junges Mädchen und eine junge Frau, und diese hat noch für ihre kleine Familie zu sorgen.“ — „Das wären ja gerade die Zwei, die meine Mutter brauchte,“ sagte Klaudius. — „Wenn sie nur mal eine hätte, das genügte,“ bemerkte der Andere, „denn der Pachtthof dieser Leute ist doppelt so groß, als der eure. Vom Hause hast Du jetzt genug gesehen, sieh' Dir nun auch die Arbeiter an.“ Der Nachbar führte ihn auf's Feld und in die Weinberge hinaus, und wiederum drängte sich ihm die Frage auf, wie viel Arbeiter so große Arbeit zu Stande brachten. „Dort die Drei sind's, die Du im Felde stehen siehst.“ — „Nun, was brauch' ich mehr, da wären auch sie gefunden.“ — „Drei, es genügte für Dich ein einziger, wenn ich die Arbeit, die sie auf eurem Hofe zu verrichten haben, mit der hiesigen vergleiche! Aber verlange noch nichts, und sieh' Dir mal die Leute bei Tische an.“ Die drei jungen Leute und die beiden Alten saßen an einem Tische; die beiden Schwestern, welche an dem Mahle Theil nahmen, gingen ab und zu, um auf- und abzutragen. Man lud die Fremden ein, sich niederzulassen. Klaudius kam gerade neben das junge Mädchen zu sitzen. Er gedachte sich während des Mahles zu erkundigen, wie groß der Lohn sei, den sie für ihre Arbeit erhalte; aber noch ehe er sich den Muth gefaßt, obgleich er das ganze Essen über unausgeseht mit seiner Nachbarin geplaudert, stand das Mädchen auf und sagte: „Geseignete Mahlzeit, Vater!“ Ihr folgte die Schwester und die Knechte, welche mit dem gleichen Wunsche sich von Tische erhoben. So erfuhr er, daß die, die er für besoldete Knechte und Mägde hielt, die Kinder des Hauses waren, und er hätte sich wohl, zu sagen, was ihn in das Dorf geführt. Als Klaudius allein war mit seinem Nachbar, sagte dieser, als ob er ahnte, was ihn so nachdenklich machte: „Um ein Haus vorwärts zu bringen, sind die besten Knechte und Mägde die Herren selbst und ihre Kinder.“ Klaudius mußte den ganzen Tag an diese Worte denken und auch seine Tischnachbarin wollte



Aus der Judengasse in Stuttgart.

(Fort. 2. 409.)

Es gibt nicht wohl einen Staat in Deutschland, welcher die Juden barbarischer behandelt hätte, als das alte Herzogthum Württemberg; erst das Königreich Württemberg vertauschte diese Unbulsamkeit mit einer vollständig bürgerlichen Gleichstellung der Juden und Christen. Die Herzoge Eberhard (1457—1496), Ulrich (1498 bis 1550) und selbst der milde Christoph (1550—1568) hatten sie aus dem Lande verbannt und ihnen bloß den Durchwandel ohne allen Verkehr mit der Bevölkerung gestattet. Herzog Friedrich zeigte sich etwas duldsamer, aber die „Landschaft“, d. h. die Stände des Herzogthums, waren auf der Hut, tadelten die Toleranzmaßregeln des Herzogs und setzten deren Zurücknahme durch, indem sie die Juden schilberten als „hochbeschwerliche Leute, welche mit unehrlichem, unziemlichem Gewerbe das Volk verderben, zu üppigem, verschwenderischem Leben, sogar zu Raub und Stehlen treiben und das Betrüben viel weniger lassen können, als die Plage das Mäusen“ (18. März 1598); die Landesordnung von 1621 endlich bezeichnet die „Jüdischheit“ als „schädlich nagende Wurm“, gestattet aber den Juden, beim Durchzug durch das Herzogthum unter Begleitung eines christlichen Aufsehers, den sie selbst bezahlen mußten, eine Nacht zuzubringen. In Stuttgart mußte dieses Uebernachten in der „Judengasse“ stattfinden, und so erscheint diese in dem dichtbevölkerten östlichen Stadttheil, im sogenannten „Rohnewiertel“ gelegene Straße weniger als eine Straße, deren Häuser im Besitz von seßhaften Juden waren, denn als eine Herberge für die nach der Landesordnung durch das Herzogthum ziehenden Israeliten. Die stuttgarter Judengasse entbehrt, im Gegensatz zu ihrer frankfurter Namensschwester, jenes romantischen und geheimnißvollen Wesens, das Letztere so ungemein interessant macht. Ihre Häuser sind meist niedere, zweistöckige, höchstens dreistöckige Gebäude von hausbadener, nüchternen Fachwerkkonstruktion, bewohnt von Weingärtnern und kleinen Handwerksleuten u. dgl. Daher sticht das in unserer Abbildung gegebene Haus mit seinen Rundbögen und Wappensteinbildern, und ionischen Säulen im Erdgeschoß immerhin vortheilhaft von seinen Nachbarn ab. Es soll das Haus des berühmten Landverderbers Joseph Süss Oppenheimer, Finanzministers unter Herzog Karl Alexander von Württemberg (1734—1737), aus der ersten Zeit seines stuttgarter Aufenthalts gewesen sein. Auf dem Höhepunkt seines Glüdes und seiner Macht angelangt, hat er sich jedoch in einem fashionableren Stadttheil ein prächtiges Hotel erbauen lassen. Dieses schmückte er auf's Kostbarste aus, zahlreich war seine Dienerschaft, sein Stall voll außerlesener Pferde, seine Tafel, an welcher zu sitzen die vornehmsten Beamten für eine Ehre halten mußten, mit außerlesenen Speisen und Getränken besetzt.

Er, der auf die raffinierteste Weise das Volk ausfaugte, Alles zum Regierungsmonopol gemacht, das Vermögen der Korporationen, der Wittwen und Waisen geplündert und den schamlosesten Aemterhandel eingeführt hatte, nur um dem allezeit geldbedürftigen, kriegslustigen und verschwenderischen Herzog zu dienen, wobei natürlich ein großer Theil des Ergebnisses dieser blutsaugerischen Geldschneidereien in seine eigene Tasche floß, trachtete nach den höchsten Würden. Schon unterhandelte er wegen Erhebung in den Adelsstand am wiener Hof und dachte sogar an — den Landeshofmeister, d. h. an die Stelle des dirigirenden Ministers. Da starb Karl Alexander im ludwigsburger Schloß am 17. März 1737 überraschend schnell. Man sagt, durch diesen Tod seien weitgreifende Anschläge gegen die Verfassung des Landes, die evangelisch-lutherische Kirche Württembergs (der Herzog war katholisch) u. dgl. zu nichte gemacht worden. Unmittelbar nach dem Gange des Herzogs wurde Süss durch den Burggrafen von Nöder verhaftet, und zwar auf der fluchtähnlichen nächtlichen Reise nach Stuttgart, wo er bei der nunmehrigen Herzogin-Wittve das ihm von Karl Alexander ausgestellte sogenannte „Legitimationsdekret“ vom 12. Februar 1737, das befahl, ihn für alle seine vergangenen und künftigen Handlungen nie zur Verantwortung zu ziehen, als Schutz gegen die, wie er wohl wußte, unausbleibliche Verfolgung der „Landschaft“ geltend machen wollte. Nach der Sage ereilte ihn

auf dem Brücklein über den Feuerbach bei Ruffenhäusen sein Geschick, und heute noch geht im Munde des Volks das Sprüchlein:

„Da sprach der Herr von Nöder:
Halt! oder stirb entweder!“

Seine Vergehen zu untersuchen wurde eine eigene Kommission von Mitgliedern des Geheimenraths, der Regierung und der Juristenfakultät Tübingen eingeleitet. Das Volk lehnte nach seinem Blute, und mit der Anklage war sein Schicksal entschieden. Man spricht nichts Gutes von der Art der gegen ihn verhängten Untersuchung. Die Unparteilichkeit der Richter litt unter dem Haß, den das Volk, das er dem Land zugefügt, und der Uebermuth, mit dem er in den Tagen seines Glüdes Alle behandelte, hervorgerufen hatte. Er allein wurde zum Tode verurtheilt, seine Gehäusen, die Hallwachs, die Remchingen, Wähler, Scheffern u. dgl. kamen besser, meist mit Verbannung und Herausgabe des Erpfehten davon. Am 4. Februar 1738 wurde Süss das Todesurtheil eröffnet. Er stand tief erschüttert und bat um sein Leben. Alles wollte er dafür hingeben. Erst als er sah, daß nichts ihn retten konnte, verwandelte sich seine Niedergeschlagenheit in Zorn, laut klagte er seine Richter der Ungerechtigkeit an und forderte sie vor Gottes Gericht, um Rechenschaft von seinem Blute zu geben. Gewiß würde heutzutage kein ordentliches Gericht in einem solchen Falle auf den Tod erkennen. Nur mit Gewalt konnte er auf den Karren des Henkers gebracht werden. Langsam fuhr er nun unter einer starken Bedeckung von Grenadieren zum Richtplatz. Hintendrin eine zahllose Menschenmenge, die ihn mit Scheltworten, Spottliedern, Stein- und Eisenwürfen verfolgte. Er erlitt den Tod am Galgen, indem er in einem für den Goldmacher Honauer (1597) besonders dazu gefertigten Käfig aufgehängt wurde. In zahllosen Flugschriften in gebundener und ungebundener Rede sprach sich der Haß gegen Süss und seine Anhänger damals aus, die Juden in Jüth dagegen erklärten ihn für einen Heiligen und Märtyrer. Seine Geschichte ist, besonders was seine letzten Tage betrifft, ausführlich beschrieben, auch sein Bild mit Kupferstichen von seiner Hinrichtung, dem Galgen mit dem Käfig u. dgl. beigelegt. Die Titel der wichtigsten Schriften sind: Cürlose Nachrichten aus dem Reiche der Beschneitten, Unterredungen zwischen Süss und Jud Joseph Süss Oppenheimer 1737 und 1738, vier Stücke, 4. Bernhard's ausführlicher Diskurs von des Juden Süss letzten Tagen 1738, 4. Der in den Lüften schwebende jüdische Heilige 1738, 4. Wilhelm Hauffs Genus aber benützte diese interessante Episode aus der württembergischen Geschichte zu einer seiner reizendsten Novellen, zu dem „Jud Süss“.

Wo bleiben unsere Schwalben?

Wenn das Mittelalter an Leichtgläubigkeit laborirte, so dürfte die charakteristische Krankheit unseres kritischen Jahrhunderts der „Unglaube“ sein. Mit dem bequemen: „Das ist unmöglich!“ fertigen Gelehrte und Ungelehrte gar zu gerne unbequeme Fragen ab und leugnen oder verdächtigen vornehm-geringschätzig selbst Thatfachen. So wird manche Entdeckung, manche sinnreiche Erfindung als Charlatanerie mit verächtlichem Lächeln bei Seite gelegt, um nach Jahrhunderten vielleicht mit Applaus aus dem Schutt der Vergessenheit hervorgeholt zu werden. Ein solches Schicksal dürfte der Kraft bevorstehen, die wir als „Ed“ bis auf Weiteres ad acta gelegt haben; ja, vielleicht taucht die Meerschlange noch einmal in optima persona auf und beweist auf trockenem Boden, daß sie von einer „Rischkarawane“ sich doch ganz wesentlich unterscheidet. — So verhält es sich auch mit dem Leben einiger Thiere unter ungewöhnlichen Bedingungen oder in ihnen fremden Elementen. Wie lange hat man das Wandern der Aale in benachbarte Schotensfelder lächerlich gemacht, das Leben der Kröte in festen Mergel, resp. Sandsteinlagern für unmöglich gehalten, und heute noch leugnen gewisse Priester der Wissenschaft hartnäckig die Existenz jener indischen Begräbnismäurer, indem sie, trotz aller Zeugen, lieber einen Betrug annehmen, als einen theoretischen Satz umstoßen. Heute noch bin ich ein Dilettant in den Naturwissenschaften, doch darum auch durch unumstößliche Dogmen gegen neue Lehren der Empirie nicht gewappnet. Man verzeihe mir deshalb,

wenn ich eine vielleicht als abgethan geltende Frage wieder in's Leben zu rufen wage: Wo bleiben unsere Schwalben?

Als unwissender, also auch unbefangener Knabe staunte ich nicht wenig, als an einem Januartage unser Aufseher eine Schwalbe in's Zimmer brachte, die er beim Schlagen einer Wuhne unter dem Eise hervor an einem Rinsenhalm hängend aus dem Wasser geholt haben wollte. Das erstarrte Thierchen lebte in der warmen Stube allmählig wieder auf, versuchte sogar seine Flügel, starb jedoch bald; ob in Folge des plötzlichen Temperaturwechsels oder aus Mangel an Nahrung, konnte ich in meinem siebenten Jahre freilich nicht beurtheilen. Solche Eindrücke sind bleibend; meine Uebersetzung stand für alle Zukunft fest, und ich fand es nur ganz in der Ordnung, wenn ich hier und da von ähnlichen Erfahrungen hörte. Als ich später jedoch für die Naturwissenschaft mich zu interessieren begann und fast überall, wo ich mein Schwalbenthema auf's Tapet brachte, auf Unglauben stieß, selbst bei Autoritäten, die mir als Nachbarn imponirt hatten, bedurfte es eines guten Theiles Pietät, um an jener Jugenderinnerung festzuhalten. Um so mehr regte mich später die Erzählung eines Freundes an, eines Naturforschers von Profession, der nebenbei freilich auch ein wenig Poet war, welchen ich hier, so weit mein Gedächtniß gestattet, wortgetreu selbst sprechen lassen will. — „Es war einer jener unvergleichlichen Herbsttage, von denen die Dichter sagen und singen, wie von einem langen Aufe voll Weh und Lust, in dem Himmel und Erde beim Scheiden noch einmal ineinander schmelzen. Ich lag lang ausgestreckt in meinem Kabin, umschattet vom hohen Schilf des Sees, durch das weiche Sonnenlicht über mein Gesicht streiften. Zur Entenjagd war ich ausgefahren, doch wie beraubt vom Reize dieser stillen Natur, von diesem leise zirpenden, hummenden, plätschernden Leben um mich, hatte ich mit dem Mordgedanken auch das Mordgewehr fallen lassen. Es kam eine Stimmung über mich, in der es mich wie Jovell dünkte, hier, im großen Dom des Herrn die tausend und abertausend andächtigen Väter durch einen Laut zu unterbrechen. So mochte ich sinnend und dachtend wohl eine Stunde mit offenen Augen einem Traumleben mich überlassen haben, als ein eigenthümlich idyllischer Ton, mit rasch anschwellender Stärke sich mir nähernd, meine ganze Aufmerksamkeit auf einen Punkt richtete. Wie eine dunkle Wolke zog ein Vogelichwurm in unberechenbarer Höhe über mir fort, weite Kreise um den See beschreibend. Es waren Schwalben, das verrieth der pfeifartige Flug, dafür zeugte das nervenschütternde Getöse, das, aus einer Region Nebeln ausgestoßen, mir das Herz horbar klopfen machte. Immer tiefer senkte sich der Schwarm, immer heller tönte der tausendstimmige Ruf. — Wie ganz anders klang mir sonst meiner trauten Hausfreundin liebliches Gezwitscher; dich war kein Gesang, es klang bald wie der hundertfältige Schmerzensschrei, wie das Entsetzen gefallener Geister, die aus dem Himmel in den Tartarus geführt werden, bald wie die elegische Klage stiller Ergebung oder das Schwanenlied eines sterbenden Liebings.

„Unglücklich theilte sich der Schwarm, und während der eine Theil in immer engeren Kreisen herabstieg, strebte der andere aufwärts. Da plötzlich fuhr, schnell wie der Gedanke, die untere Wolke herab auf den See mit einem leuten, hellenden Ton, der mir wie das Springen einer überspannten Saite durch die Seele schritt. Noch hörte ich rings um mich im Hohlrauh ein Plumpen und Plätschern — wie wenn Schloßen in's Wasser fallen — noch fernen Scheidegruß der abziehenden Schaar, dann war's stille wie im Grabe. Ueber mir und um mich war nichts zu erblicken, alles Leben schien ausgestorben. — Sobald ich den ersten überwältigenden Eindruck abgeschüttelt, trieb mich halb Neugier, halb Theilnahme zu Nachforschungen an. Doch soviel ich rings auch suchte, nirgends, weder über noch unter dem Wasser, fand ich eine Spur, die mit dem oben Erlebten sich hätte können in Zusammenhang bringen lassen. Mein zerlindetes Halmdien, keine auf der unbewegten Oberfläche des Wassers schwimmende Feder verrieth, was ich zu finden erwartete. Ebenso resultatlos blieben meine Bemühungen, durch Aufwachen des Grundes oder Streifen des Hohlrauh einen der verschiedenen Vögel wieder zu erblicken. Mein Freund, den ich alsbald von dem Erlebten in Kenntniß setzte, ließ sogleich einige Leute mit Reiskähnen im Hohlrauh herumfischen; umsonst. So mußte ich endlich es mir gefallen lassen, daß man mein Abenteuer

für einen Irrthum oder doch für einen lebhaften Traum ansah und schließlich auf meine Kosten sich lustig machte.

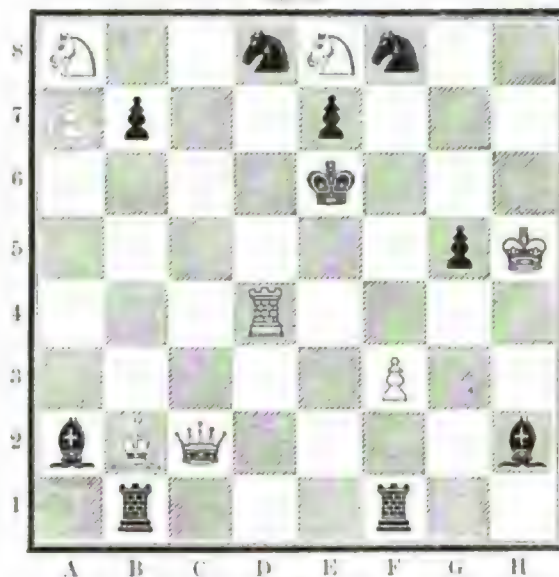
„Doch sollte mir später, es war im Januar des folgenden Jahres, eine vollständige Genugthuung und Ehrenerklärung werden. Bei Gelegenheit eines Fischzuges hatte man in der von mir bezeichneten Gegend in einem Netze fünf Schwalben zu Tage gebracht. Sie waren unmittelbar nach dem Herausziehen nicht so durch und durch naß, wie man bei Vögeln, denen die Feldrüse der Schwimmvögel fehlt, hätte erwarten sollen, und zwar unbeweglich, doch nicht stief wie im Tode. Leider konnten mit ihnen keine Wiederbelebungsvorrichtungen angestellt werden, da die Nücker sie an der rauhen Winterluft stundenlang hatten liegen lassen, bis sie völlig hart gefroren, ehe sie ihren Rind dem Herrn abliefern. Jetzt war augenscheinlich der Tod eingetreten. Eine Oeffnung sämtlicher Vögel ergab jedoch, daß noch vor Kurzem Leben in ihnen gewesen war. So gewann ich für meine Erzählung mindestens einen kleinen Kreis Gläubiger, mit dem ich mich schon trösten und begnügen muß, wenn das schwer in die Waagschale fallende Gewicht naturwissenschaftlicher Nachbarn gegen mich sich erklären und kein „gefeierter Name“ auftreten sollte, um meine Glaubwürdigkeit zu retten.“

Schach.

(Recept von Jean Daireur.)

Den 2. W. ...

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 367:

Weiß.

Schwarz.

- | | |
|-----------------------------------|--------------------------|
| 1) 1. D 1 — D 5 ♗ . . . | 1) C 6 nimmt D 5 oder A. |
| 2) 2. C 2 — B 4 . . . | 2) A 5 nimmt B 4. |
| 3) 3. B 1 — D 3 ♗ . . . | 3) A. B 6 — C 6. |
| 4) C 4 nimmt B 4 Schach und Matt. | |

A.

- | | |
|--------------------------------------|------------------------------|
| 1) 1. B 7 nimmt C 6 . . . | 1) R. B 7 — C 1. |
| 2) 2. D 5 — D 4 ♗ . . . | 2) A 5 nimmt C 2. Am besten. |
| 3) 3. C 2 nimmt A 5 Schach und Matt. | 3) C 3 nimmt D 4. |

(Andere Varianten fñhrt.)

Fliegende Blätter.

Nikolaus Savage gerieth im Jahre 1630 auf den Guss, Wagen und Pferde in Paris besändig zum Vernehmen bereit zu halten. Das geschah und weil der Mann in einem Hause der Straße St. Martin wohnte, welches „Hotel d'Arc“ hieß, so benannte man das Räderwerk nach diesem Hause.

Ein Zug aus Pestalozzi's Leben. Während der Kriegsjahre suchte Pestalozzi in Basel den Kaiser Alexander auf. Im Ueber für die Sache



heißt der solideste aller Commentbrüder. Mehr und mehr stoh ich die Aneipe und vergrub mich in meine Kollegienhefte und Handbücher. Nun, beim Zeus! es verlohnte sich, und ich promovirte summa cum laude zum Doktor. — Jetzt freilich kamen ein paar Tage, so zu sagen aus Rand und Bänden; aber ich fühlte mich nun auch berechtigt zum Sinnengenuße, nachdem der Geist von mühevoller Thätigkeit an- und abgesehen war. Ich hatte die letzten Wochen förmlich gebüßelt, — jetzt wollte ich auch uneingeschränkt einmal dem dolce far niente huldigen. Enfin! Nach einer Reihe übermüthig durchschwärmter Tage, als ich genug hatte und der Ueberdruß mich anwandelte, beschloß ich zu reisen, um vor Allem einmal in frischer Gebirgsluft die doppelmatratten Seelenflügel zu baden.

Mittel, um eine solche Vergnügungsreise recht con amore zu genießen, hatte ich hinreichend. Das Erbtheil, welches mein vor zwei Jahren verstorbenen Vater mir hinterlassen, war, wenn auch ziemlich bescheiden, immerhin noch zur Hälfte nicht aufgezehrt; also packte ich meinen kleinen Handkoffer und eine leichte Ledertasche, an die Seite zu hängen, mit der nöthigen Wäsche und elidien Büchern voll, und setzte mich in der Frühe eines schönen Julimorgens auf die Eisenbahn, um zunächst das Städtchen F... zu erreichen, das, am Anlaufe einer romantischen Gebirgskette gelegen, der Punkt ist, von wo aus ich meine Fußtour beginnen wollte. Im Waggon mir gegenüber saß ein junger, munterer Student, mit dem ich bald ein lebhaftes Gespräch angeknüpft hatte. Wir fanden Gefallen aneinander. Er erzählte mir, daß er auf der Fahrt zu seinem Onkel, einem reichen Gutsbesitzer in der Nähe von F..., begriffen sei, und da er erfuhr, daß ich eigentlich ziellos in die Welt hineinschlendere, lud er mich ein, mit ihm zu kommen. Ich hatte nicht Lust, mich gleich irgendwo festzusetzen, und schlug ihm sein Anerbieten ab; indessen ließ er nicht nach, zu drängen, bis ich schließlich das Versprechen abgab, wenigstens im Verlaufe der nächsten acht Wochen — so lange werde er sich dort aufhalten — und sobald mich meine Wanderung in seine Nähe führe, ihn aufzusuchen, um, wie er mir fest und fröhlich versicherte, noch einige überaus vergnügte Tage ländlicher Nachkur zu verleben.

F... war in einigen Stunden erreicht; wir trennten uns mit einem freundlichen Händedruck, und während er in der schweren Landkutsche, die ihn am Bahnhof erwartet hatte, linksab die Chaussee entlang hinfuhr, wanderte ich schon auf einem Feldwege rechts den nahen Hügeln zu, die mir wie die geöffnete Pforte eines geheimnißvollen Gebirgstempels blühend entgegenlachten.

„Kommen Sie ja!“ hatte mir der junge Mann noch aus dem Wagen heraus nachgerufen, — „ich melde Sie meiner Cousine und ihren Eltern bestimmt an; Sie können eines gastlichen Empfanges gewiß sein!“

Ich schmeifte wohlgemuth weiter, — bald durch liebliche Thäler, wo das hellgelbe, äppige Kornfeld mit dunkeln, saftigen Wiesen wechselt; bald schmale Bergsteige empor, die sich durch dichtgewachsenes Tannenholz schlängeln, wo das Harz duftet und der Fuß des Wanderers auf der nabelndurchwirkten Moosbede wie auf einem spiegelglatten Parquet dahinschreitet; bald hielt ich an einem Felsvorsprung, im Anschauen jenes herrlichen Tableaus verfunken, das sich mir plötzlich aufgerollt hatte: bläulicher Nebeldunst, von den Goldstrahlen des Lichtes getränkt, lag wie ein Hauch göttlicher Poesie auf der fernen Landschaft, und die sehnstüchtige, ahnungsvolle Seele hätte sich Flügel gewünscht, um in die dämmernde Ferne hinein, weit, weit über die leiz hingehauchten Konturen jenes schimmernden Gebirgsrahmens hinaus sich aufzuschwingen und all' die Herrlichkeit der Welt mit einem, einem durstigen Zuge zu schlürfen. Bald wieder, wenn die Sonne niedersank, schlenderte ich an einem weidenbeschatteten Wasser entlang und streifte das hohe Nöhrich mit meinem Wanderstoke, Penau's wunderbare Schifflieder vor mich hinhummend; bald endlich tauchte ich in andächtiger Entzückung dem Lauten der Abendglocke, das von dem Kirchturme jenes friedlichen Dorflens niederklang, wohin ich den müden Schritt zur Nachtruhe lenkte. — Ach, solche Wanderung ist schön, doppelt schön, wenn man allein ist, wenn kein störendes Gesehwäg den reinen Genuß ihrer Poesie verklammert!

Und dennoch! Ein Ton war es immer, der als ein fremdartig Element in jede Harmonie des Genußes hineinklang: nicht störend,

nicht widerwärtig — aber unruhvoll, seltsam aufregend. Welch' ein Ton? — „Ich melde Sie meiner Cousine an!“ hatte der junge Mann mir nachgerufen. Das war nur so ein hingeworfenes Wort, — aber hingeworfen wie ein Funke in bürres Meilig: es begann zu glimmen, und glimmte und glimmte fort — ohne Brand, ohne Flamme zwar, — dennoch verzehrend!

War es nicht seltsam? Der bloße Begriff, die bloße Andeutung eines weiblichen Wesens, das ich kennen lernen sollte, war im Stande, mich in so sieberhafte Unruhe zu versetzen! Noch nicht einmal den Namen dieser Cousine kannte ich, — und war sie schön? war sie häßlich? interessant oder langweilig? alt oder jung? sanft oder übermüthig? Nicht der leiseste Anhalt zur Beantwortung dieser Fragen war mir gegeben. Aber das war's ja! So formte ich den gegebenen Begriff eigenmächtig zu einem Götterbilde zusammen, dem ich wie Pygmalion in inbrünstiger Umarmung Leben gab, um dann in schwärmerischer Verehrung vor ihr auf die Knie zu sinken. Du lächelst über meine Leidenschaft von damals? Nicht zu voreilig, Freund! Bedenke die Zeit, die vorangegangen! Noch war ich nicht in entfernteste Beziehung zu den Frauen getreten. Unter meinen Jugendbekannten zählte ich sonderbarer Weise nur Anaben, und als ich älter geworden, lebte ich einzig meinen Studien und vergaß, was um mich her vorging. Ach, ich hatte leicht vergessen! Kein Mensch, und am Allerwenigsten ein Weib oder Mädchen, kümmerte sich um den einsamen, wortkargen, häßlichen Burschen. Ja, Freund! die Häßlichkeit, diese Bürde einer inermütterlichen Natur, lastete schon damals auf mir, nur daß ich sie nicht fühlte, nur daß ich mich ihrer traurigen Konsequenzen noch nicht bewußt war, wie zu einer Zeit, die bald kommen sollte! Wie gesagt: Bekanntschaften mit dem schönen Geschlechte hatte ich bis dahin nicht und suchte sie nicht, und Avancen, wie wohl anderen jungen Leuten, waren mir nie gemacht worden. So war ich nunmehr in die zwanziger Jahre gelangt, ohne noch jemals eine Regung der Leidenschaft in mir verspürt zu haben. Aber die Liebe, dieser „gefällige Wahnsinn“, ist jedes Menschen Erbtheil! Und je länger sie in unfreiwilligem Schlummer gefesselt lag, um so gewaltiger und stürmischer ist ihr Aufstand, wenn die Fesseln fallen. Furchtbar ist ihre Macht für jede Zurücksetzung, die an ihr verübt ward!

Es waren noch keine vierzehn Tage vorüber, als ich, schon bei unruhigen Umherschweifens satt, an einem Vormittag an der Grenze jenes Gutes stand, welches dem Onkel meines kürzlich erworbenen Freundes, dem Vater meiner unbekannten Götterin gehörte. Das Gut lag in einer nicht gar bergigen, aber anmuthigen Gegend. Saftige Hügel, von dichtem Laubholz bekrönt, bildeten den Hintergrund zu dem reinlichen, idyllischen Bilde, das, zur Linken und Rechten von hohen Pappelalleen eng begrenzt, vor mir lag. Inmitten eines kleinen Komplexes freundlicher Dorfbäuschen und Gärten, auf der Höhe eines mäßigen Plateaus ließ sich das in einfach erstem Style erbaute, zweistöckige Herrenhaus und dessen geräumiger Hof, dahinter ein gartenartiger Park, schon von ferne erblicken. Somit bedurfte ich keines Wegweisers. Langsam, mit einem Herz klopfen Schritt ich die Dorfstraße entlang, die zum Schlosse führt; schon stand ich vor dem breiten, offenen Thore und war im Begriff, muthig einzutreten, als ich hinter mir Fußstapfen vernahm. Ich wandte mich um und erblickte zu nicht geringer Freude meinen jungen Freund aus dem Waggon vor mir, dem ich mich nun sofort übergeben konnte. Auch er hatte mich auf der Stelle erkannt, sprang jubelnd vom Herbe, drückte mir herzlich die Hand und rief ein lautes Willkommen. „Nun, das freut mich“, sagte er, „daß Sie Ihr Versprechen so bald wahr machen! Geben Sie mir nur rasch Ihren Arm, daß ich Sie im Triumph hineinführe! Sie werden mit Ungeduld erwartet!“

Der gute Junge! Er hatte, wie ich später erfuhr, meine Persönlichkeit schon im Voraus in einem Pichte erscheinen lassen, das eine unwillkürliche Spannung, eine nothwendige, hochgeschraubte Neugier in Allen hervorrief, das Objekt seiner jugendlichen Exaltation endlich von Angesicht zu Angesicht zu sehen. In seinen Augen, nach seiner Schilderung war ich ein Ausbund von Gelehrsamkeit und Bildung, von Geist und Witz, von Verstand und Dichterseele! Die Enttäuschung mag im ersten Augenblicke groß gewesen sein, als ich vor die guten Leute hintrat und dieselben

mundi in der Verwirrung des neuen und unerwarteten Eindrucks nichts weiter für seine Empfehlung einzusetzen hatte, als ein häßliches, verschrobenes, verkümmertes Aeußere. Ich sah es wohl an dem verhaltenen Spotte, der leis über die Gesichter zuckte: der liebe, einsältige Freund hatte mir einen gar schlechten Dienst erwiesen!

Wir waren zu ebener Erde links in ein großes, braungetäfeltes, mit alterthümlichem Schnitzwerk verziertes Gemach eingetreten; einige Hirschgeweihe und Jagdflinten, die an den Wänden umherhingen, deuteten an, daß die edle Passion des Waidwerks hier zu Haus sei. In der That war der pensionirte Hauptmann von A..., der Onkel meines jungen Freundes, ein leidenschaftlicher Jäger, der alle seine müßigen Stunden fast in Wald und Feld zubrachte. Er war eine hohe, kräftige, militärische Gestalt mit verwitterten Gesichtszügen, der man es nicht ansah, daß ihr zu Zeiten ein beschwerliches Robagra viel zu schaffen machte. Heute hatte es ihn wieder einmal garstig gepackt und er mußte verdrüsslich das Haus hüten. Als wir eintraten, hatte er eben einige Zeitungen, wie es schien, mit flüchtiger Langeweile durchblättert; rasch warf er sie auf den Tisch hin und erhob sich mühsam vom Sopha, mir die Hand zu einem freundlichen, kurzen „Willkommen!“ reichend.

„Wir kennen ja den Herrn bereits,“ rief er seinem Neffen, als dieser mich förmlich vorstellen wollte, zu, „also keine Umstände! Da — meine Frau! Hier — Celestine, meine Tochter!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vereat den Duellen!

Von

Dr. Hugo Schramm.

„Die Moral des Duells macht das Duell unmoralisch, oder richtiger, verleiht die Unmoralität, welche auch dem freiwilligen Spiele mit dem eigenen Leben anhaftet.“

Eine förmliche Duellwuth noch in unsern Tagen?! Man müßte sie für unmöglich halten, hätten nicht jetzt die Chronikschreiber fast allwöchentlich einen oder sogar mehrere eklatante Fälle des faustrechtlichen Ueberbleibfels — Duell genannt — zu verzeichnen.

Angeichts dieser tief bellagenswerthen Thatsache ist es die Pflicht der gesamten Presse, immer wieder und unermüßlich darauf zu dringen, daß sich endlich die civilisirte menschliche Gesellschaft zur Emanzipation von einem gemeinschaftlichen Uebel aufraffe, das wir, wie gesagt, lebiglich als einen schreienden Anachronismus, als die Folge eines Wahnes, eines der gesunden Vernunft hohnsprechenden Vorurtheils über Ehre und Muth anzusehen haben, vererbt aus einer Zeit, wo noch rohe Gewalt allein herrschte, weil der Staat selbst noch eine rohe Mischung von Ordnung und Unordnung, Sitte und Unsitte, Recht und Unrecht war. Seitdem wir uns aber aus dem Naturzustande und den loseren Staatskonstruktionen des Mittelalters zu einem verdichteten, solidarisch zusammengefaßten Staatswesen emporgearbeitet haben, worin auch die Verletzungen der Privatchre als mittelbare Verletzungen der Gesamtheit strafrechtlich verfolgt werden, ist jedwede eigenmächtige Rache der Ehre ein gewalthätiger Verstoß gegen die öffentliche Ordnung, und jede Faust, diejenige in der Tasche ausgenommen, eine Faust auf dem Auge des Staates.

Der Staat von heute hat die Rechtsordnung übernommen und kann keine Ausnahme gelten lassen, indem sich eine Partei zugleich zum Richter aufwirft, und zum Nachrichter obendrein. Das Schlimmste indessen, weil das Komischste, scheint an der duellistischen Selbsthülfe, daß sie überhaupt nicht einmal eine Hülfe ist. Der Zweikampf als Genugthuung ist etwas Tragikomisches, denn er kann wohl zu einem Unfall, aber sicher nicht zu einem Beweis führen: „Du schlägst den Gegner todt, nicht seine Meinung!“ Meiner angetasteten Ehre vermag zudem nur der Beweis Satisfaktion zu geben, daß sie eben gerade unantastbar ist.

Die wahre Ehre eines Menschen beruht ja, wie Arthur Schopenhauer, der „einsame frankfurter Philosoph“, in seinem kritischen

Erfurte: „Von dem, was Einer vorstellt“, so wahr gesagt hat, lebiglich auf seinem eigenen Thun und Lassen, nicht aber auf dem, was Andere von ihm denken oder auch nur zu denken vorgeben, indem sie schimpfen. Auf Letzterem, auf dem, was ein Mensch leidet, was ihm widerfährt, beruht bloß die Aftersche, der zuliebe der Coder der sogenannten ritterlichen Ehre geschaffen worden ist. Sie liegt demnach in der Hand, ja hängt an der Jungenspiße eines jeden, und kann, wenn dieser zugreift, jeden Augenblick auf immer verloren gehen, falls nicht der Betroffene durch den bekannten Herstellungsprozeß, in dem Kugel, Stoß oder Hieb eine oft so verhängnißvolle Rolle spielen, sie wieder an sich reißt. Demzufolge mag das Thun und Lassen eines Mannes so rechtschaffen und edel, wie nur möglich, sein Gemüth das reinste und sein Kopf der eminenteste sein: dieß Alles ist doch nicht im Stande zu verhindern, daß ihm seine Ehre verloren geht, sobald es irgend Einem, und wäre dieser irgend Eine ein Tagedieb, ein Spieler, Schuldenmacher, kurz ein Taugenichts, der nicht werth, dem Andern die Schuhschrauben zu lösen, und der zwar nicht die Ehrengesetze, wohl aber die Ehre selbst unzählige Mal verletzt hat, — sobald es irgend Einem, sagen wir, beliebt, ihn zu schimpfen oder ihm überhaupt durch etwas „zu nahe“ zu treten. Es kann hierzu keine bessere und zugleich die Gesetze der ritterlichen Ehre treffender kritisirende Illustration geben, als die folgende:

Der Ende des Jahres 1866 verstorbene preussische General von Pfuel wohnte im Jahre 1848 als Ministerpräsident den Verhandlungen der Kommission der Nationalversammlung bei, welche über die, von ihm selbst auch befürwortete Abschaffung des Adels berieth. Die betreffenden Debatten dauerten sehr lange und der alte Herr wurde davon so ermüdet, daß er einschlief. Als er nun wieder aufwachte und hörte, daß die Debatten noch immer fortbauerten, rief er aus: „Ist denn der Adel noch nicht todt?“ Einige Tage später trat auf der Straße ein Fährlich an ihn heran und fragte: „Sind Sie der General von Pfuel?“ — „Aufzuwarten.“ — „Dann muß ich Ihnen nur sagen, daß Sie ein ganz gemeiner Kerl sind!“ Was that nun der so schwer „Beleidigte?“ Nichts Anderes, als daß er höflich grüßend entgegnete: „Wirklich? das habe ich noch gar nicht gewußt. Ich danke Ihnen,“ und den ebenso albernen wie unverdächtigsten jungen Menschen verblüßt stehen ließ. Freilich war General Pfuel weiter nichts als ein — ehrlicher Mann, und das ist bekanntlich, wie Lessing das Stammetzger Minna von Barnhelm's zu dem Bedienten des Majors Tellheim sagen läßt, verwünscht wenig. Deshalb trägt ja auch bloß das preussische Volk den Namen Pfuel's in seinem Herzen.

Daß übrigens auch der seltsame, barbarische und lächerliche Coder der ritterlichen Ehre nicht aus dem Wesen der menschlichen Natur hervorgegangen ist und nur den Kontrast zwischen anspruchsvollem Ursprung (einer achtungswerthen Mannhaftigkeit) und donquijotisch entstellter Erscheinung zeigt, lehrt schon ein flüchtiger Blick in die Geschichte.

Weder das Herdenvolk der Griechen und Römer, noch die Ägypter, Araber, Perser, Indier und alle hochgebildeten Völker Asiens und Afrikas mußten irgend etwas von jener Ehre und deren Mordraptus, dem Duell. Als einst ein Teutonenhäuptling den Marius zum Zweikampf herausgefordert hatte, ließ der Römer dem Teutonen sagen: wenn er seines Lebens überdrüssig wäre, so möge er sich an dem ersten besten Baum erhängen. — Als Sokrates von einem Flegel gestochen wurde — heutzutage würden wir sagen „touchirt“ — und seine Schüler ihn fragten, ob er das „auf sich sitzen lassen“ wolle, antwortete dieser größte Weise des Alterthums, der es nachmals verschmähte, dem gewissen Tode durch die von seinen Freunden vorbereitete Flucht zu entgehen, und mit größter Seelenruhe den Giftbecher leerte: „Wenn mich ein Esel gestochen hätte, sollte ich mit einem Esel anbinden?“ — In Plutarch endlich lesen wir, daß der Flottenbefehlshaber Curybiades gegen Themistokles im Wortwechsel den Stod aufgehoben habe, nicht jedoch, daß dieser darauf das Schwert gezogen, sondern vielmehr, daß er gesagt habe: „Schlage mich, aber höre mich!“ Mit welchem Unwillen und Entsetzen muß doch der Leser „von Ehre“ eine dieser Mittheilung leider nicht beigefügte Notiz vermissen, nach welcher das athenienische Offiziercorps sofort erklärt habe, unter solch einem Themistokles nicht weiter dienen zu können und zu wollen!

Wurden doch bekanntlich im Jahre des Heils 1864 mehrere, der katholischen Konfession angehörende preussische Offiziere, die Grafen Kerstenbrod, die auf Grund der Gebote ihrer Kirche*) in Zukunft jedes Duell wie jede Hülfe bei einer solchen „Schlägerei mit Anstand“ — welch' logische Resonanz! — zu verweigern sich entschlossen hatten, aus derselben Armee entlassen, deren großer König, Friedrich II., die Unsitte des Duells so gründlich verabscheute, daß er einmal den Plan faßte, sie vermöge eines Fürstentumsgreffes abzustellen. Was nützen da alle Duellverbote, wenn der Zweikampf, wie sich aus jenem Faktum ergibt, beim Militär noch immer prinzipiell geboten ist?!

Nach der Ansicht Schopenhauer's scheint der eigentliche Grund, aus welchem sich die Regierungen scheinbar beeifern, das Duell zu unterdrücken, und, während dieß offenbar zumal auf den Universitäten sehr leicht wäre, sich stellen, als wolle es ihnen nur nicht gelingen, folgender zu sein:

Der Staat sieht sich außer Stande, die Dienste seiner Offiziere mit Geld zum Vollen zu bezahlen; daher läßt er die andere Hälfte ihres Lohnes in der Ehre bestehen, welche durch Uniformen, Titel und Orden repräsentiert wird. Um nun diese ideale Vergütung ihrer Dienste in hohem Maße zu erhalten, muß das Ehrgefühl auf alle Weise genährt, geschärft, allenfalls auch etwas überspannt werden; da jedoch zu diesem Behufe die bürgerliche Ehre nicht ausreicht, schon weil man sie mit jedem theilt, so wird die ritterliche Ehre zu Hülfe gerufen und besagterweise aufrecht erhalten. Während aber die bürgerliche Ehre — um auf den Kern der Sache noch näher einzugehen — in der Meinung besteht, daß wir vollkommenes Vertrauen verdienen, so besteht die ritterliche Ehre in der Meinung von uns, daß wir zu fürchten seien. Nun würde der Grundsatz, daß es wesentlich sei, gefürchtet zu werden, als Zutrauen zu verdienen, weil ja auf die Gerechtigkeit der Menschen wenig zu bauen ist, gar nicht so falsch sein, wenn wir noch im Naturzustande lebten, wo jeder selbst sich schützen und seine Rechte persönlich verteidigen mußte. Allein im Stande der Civilisation, wo, wie gesagt, der Staat Person und Eigenthum zu schützen übernommen hat, ist es wirklich ganz gleichgültig, ob Jemand fürchterlich sei oder nicht. Demgemäß hat auch die ritterliche Ehre sich auf solche Vereinträchtigungen der Person geworfen, welche der Staat nur leicht oder wohl auch gar nicht bestraft, weil sie sich mehr oder weniger im Bereiche der Nützlichkeiten bewegen, zu deutschen Minderen sind. Und in der That sehen wir den ritterlichen Ehrencoder mit der meisten Begierde von Kindern ergriffen, nämlich von jenen großen Kindern, welche farbige Masken, Bänder und „Pierzipsel“ tragen, und dem Knabenalter noch zu nahe stehen, um den Knaben spielen, deren wonnenvolles ja gerade im Prügeln und Balgen besteht, mit einem Male Valet sagen zu können**). Dessenungeachtet erscheint es seltsam, daß der Student, dieses Doppelwesen zwischen Knabe und Mann, darein mehr Ehrgeiz setzen soll, durch seine Lust zu Schlägereien in die Kindersphäre zurückzuschreiten, anstatt in die Mannesphäre vorzuschreiten. Oder ist es nicht ein schmerzlicher, grell schreiender Widerspruch, daß wir denselben Jüngling, der sich z. B. als Hörer der Rechte auf das wichtigste Männeramt und nach dem modernsten Stande der Wissenschaft vorbereitet, gleich darauf einen blutigen Macheakt vollziehen sehen, welcher ein bitterer Hohn auf Alles ist, was er soeben noch aus dem Munde eines vielleicht in ganz Europa berühmten Rechtslehrers vernommen; einen Macheakt, dessen Gegenstand nicht selten gleichfalls der Minderstufe und dessen Form einer Kriminalprozeßordnung angehört, die vor vierhundert Jahren gegolten hat? „Habt ihr darum, studierende Jünglinge Deutschlands, die Weisheit Latiums und Griechenlands zur Kleezettel erhalten, um zur Nichtsthuur eures Wand-

bels einen Coder des Unverständes und der Brutalität zu machen, welchen ihr nicht von einem einzigen eurer Klassen bestätigt, wohl aber von der ganzen Bildung des Alterthums und von der ganzen Wissenschaft der Neuzeit, die euer Stolz ist, unter die fragenhaften Kinderpiele verwiesen seht?“

Doch am Meisten muß es wohl überraschen, daß bisweilen selbst der Wissenschaft und Volksvertretung angehörige Männer nicht so viel Besonnenheit des modernen Kulturmensenthums besitzen, um sich der Tyrannei jenes Staates im Staate zu entziehen und sich nicht zu Sklaven jenes ritterlichen Schwindels zu machen, — Männer, die doch ohne Frage etwaige persönliche Rücksichten ihren „öffentlichen Pflichten“ nachzusetzen haben. Als ob sich Systeme, Wahrheiten und Ueberzeugungen auf der Mensch vertheiligen und lösen ließen! Einer Zeit gegenüber seine errungenen Ueberzeugungen mit dem eigenen Herzblute zu besiegeln, dokumentirt den Geisteshelden. Einen Einzelnen dagegen, der durch unsere ausgesprochenen Meinungen sich beleidigt wähnt, nur durch die ultimatio der blutigen Waffen bekämpfen zu wollen, setzt gewöhnlich eine gewisse Beschränktheit, Einseitigkeit und Kleinlichkeit in der Geistes- und Charakteranlage des Individuums voraus. Schon Herder sagte:

„Weisheit und Wissenschaft sind Waffen gegen das Kaiser.
Du, ein gewaffneter Mann, willst kein Gegner sein?
Irrt der Blinde, so zeigt jeder mitleidig den Weg ihm,
Stürzt der Seher hinab, wird er von Allen verlacht.“

(Schluß folgt.)

Fliegende Blätter.

Die Reiternatur eines Dichters. Von dem österreichischen Dichter nehmor Grillparzer zirkulirt folgendes Wort: Vor Kurzem begab sich eine Deputation zu dem Dichter, um ihn zu bewegen, sich dem Kreise anzuschließen, der die Errichtung des Schiller-Denkmal in Wien bespricht. Grillparzer war wie immer, wenn man ihn aus der reinen Ruhe seines Geistes aufricht, voll von Wonne und Ader. Er sei auch, sagte er schließlich, gegen die Monumento-Manie, er liebe die Dichter-Standbilder nicht. — „Nun,“ sagte man ihm, „das ist ein Schicksal, dem Sie sich nicht werden entziehen können; wie lange noch, und Wien wird Ihr Wärmestück umschließen!“ — „Wenn es kein durchsicht sein muß,“ sagte Grillparzer lächelnd, „so bin ich, daß man mir eine Reiternatur leze; denn auf die Unsterblichkeit kann ich noch lange warten, und da dürfte ich in Folge des Stehens sehr müde werden.“

Rath nach der Natur. In S. Francisco hat sich in letzter Zeit eine Gesellschaft junger Männer gebildet, die, wie sie für sich selbst mögliche Kränkung des Körpers erhebt, so auch für das weibliche Geschlecht, und damit für die künftigen Generationen, nur von einem gesunden Körper heil erwartet; die jungen Männer haben sich demgemäß feierlich verpflichtet, keine junge Dame zu heirathen, deren Körperproportionen unter ein gewisses Maß betragen. Ohne Zweifel wird jeder der jungen Bräutlichen, sobald ihn Amer's Heil getroffen, vom Vereine mit einem eleganten Hosiad ausgestattet werden müssen. Ob er seine Resonzen bei den bestehenden konventionellen Formen und Gebräuchen unternehmen kann, ist mehr wie zweifelhaft, und er sich der Verliebte, wenn die Geliebte unter dem Maßstab, aber über alle Massen reizend ist, vom Verein zurückhalten lassen wird, steht auch dahin.

Buchstabenräthsel.

Drei Zeichen machen sich sehr breit
Mit Tosen und mit Krachen,
Sie schau'n herab auf uth're Leut',
Sie können Alles machen,
Sie können unbeschränkt befehlen
Wohl über Millionen Seelen.

Sie rufen Alle auf zum Krieg,
Zum scharfen Krieg des Geistes.
Hervor! Wer triumphirt im Sieg?
Wer sich's getraut, der leist' es!
Es schallet seines Namens Ehre
Wohl weithin über Land und Meere.

Ein Zeichen dran, und tief herab
Führt Dich mein Wort auf Aeden,
Der Weg ist dunkel wie zum Grab,
Doch hat er Hah und Geleisen.
Hüt' Dich vor Fall, vor Sturz und Wettern,
Sonst vor Grinden und Zerfchmettern
Rufst Du umsonst nach Hül' und Rettern.

Reaktion, Trud und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

*) Die kirchlichen Prinzipien gegen das Duell gründen sich vornehmlich auf das in der Lehre des Christenthums allgemein gültige Gesetz: „Du sollst nicht tödten.“

**) Hierbei möge zugleich eines Ausspruchs Fr. Spielhagen's in dessen „Problematischen Naturen“ über den „Comment“ der Studenten gedacht werden: „Der ganze sogenannte Comment ist der abominabelste Unsinn, verderblich für die Gesundheit, viel verderblicher aber noch für die Moral, denn er zwingt die jungen Gemüther, ihr eigenes Denken und Fühlen bereich dem Reich eines barbarischen Ehrbegriffes, der lächerlichsten Karrikatur eines Coder der Moral, die je erfinden ist, zu opfern, und gewöhnt sie auf diese Weise schematisch an jenes blinde, katzenische Gehorchen, welches mir die eigentliche Sünde gegen den heiligen Geist zu sein scheint.“



des Ausdrucks, einer Fülle des Tons, daß sogar die Spieler im Nebenraum ihre Karten weglegten und zuhörend in den Saal traten, und Soreggia seinen Ausgang verschob, um sich den Sängern anzuschließen. Er störte sie so wenig, als sein Fortgehen sie bestimmte, ihr Gefühl war noch in jenem glücklichen Zustande, wo die Leidenschaft schlummert und die junge Liebe das Leben mit holdem Schimmer erhellt. Die Kinder freuten sie sich des Tages, ohne zu ahnen, welchen Gefahren sie in ihrer seligen Unbefangenheit entgegentrieben.

Audere sah schärfer. Gräfin Marina's erfahrenen Augen konnte eine Neigung nicht verborgen bleiben, welche zugleich den Frieden ihres Sohnes zu stören und die verhasste Schwiegertochter zu beglücken bestimmt schien. Sie sprach mit dem Ersten darüber, aber vergebens, er fand seine Frau zu kühl, um eine Leidenschaft empfinden, zu unbedeutend, um sie einem geistig hochstehenden Manne, wie Virandi, einflößen zu können. In seiner gewohnten lässigen Gutmüthigkeit erklärte er, daß er sich auf die Weiden verlasse, und dankte seiner Mutter für ihre wohlgemeinten Bemühungen.

— Sie gab darum das Spiel nicht auf, durch dritte Personen wußte sie ihm Anspielungen zu Ohren zu bringen, die ihn verletzen mußten, und wie die Malschucht überhaupt nichts lieber aufgreift, als ähnliche Verhältnisse, und um so mehr vermuthet, je weniger sie weiß, fehlte es auch an Solchen nicht, die von der Gräfin Soreggia unabhängig gleiche Nachrichten in der Stadt weiter verbreiteten. Es war Antonio unlieb, doch fand er sich genöthigt, dem Geschwätz ein Ende zu machen, und als die beiden Freunde eines Tages nach ihrer Gewohnheit in der Stadt herumerschlenderten, lenkte er den Schritt nach einem einsamen Stadttheile, wo zwischen ausgedehnten Gärten nur vereinzelte Gebäude, meistens Klöster, liegen und wo man in der hereinbrechenden Dämmerung kaum einen Menschen mehr traf, und wie sie in dem Platanengange hinschritten, begann er: „Höre, Arcangelo, ich habe Dir etwas zu sagen, was mir peinlich genug ist, thue mir die Liebe, und erlaube mir die Sache nicht durch falsche Auffassung.“ Dann erzählte er von dem Gerüchte, der Freund liebe seine Frau, und wie er von den verschiedensten Seiten Warnungen, selbst Spott zu hören bekommen, und fuhr fort: „Dieses Geschwätz, wenn gleich an sich leer, ist begreiflich. Ihr seid Beide jung, meine Frau auffallend hübsch, und Dir, dem Dichter, traut man im Voraus ein leicht entzündliches Herz zu. Ich kenne euch und weiß, daß ich mich auf euch verlassen kann, Dir traue ich unbedingt und Amabile ist in solchen Dingen wie ein Kind. Dennoch kann dieß nicht so fortbauern, und so widerwärtig mir ist, den eifersüchtigen Ehemann spielen zu sollen, muß ich Dich doch bitten, mir zu helfen, damit das Gerüchte aufhöre. In solchen Dingen schadet auch der Schein.“ — Er hielt inne, weil aber Virandi schwieg, fuhr er nach einer Pause fort: „Es fällt mir nicht ein, Dich um das gänzliche Aufhören Deiner Besuche zu bitten, die ich selbst am Schwersten vermissen würde, aber Amabilens wegen wäre es gut, Du kämest wenigstens eine Zeitlang nicht mehr täglich. Es ist der größte Beweis unserer Freundschaft, daß ich Dir dieß aufrichtig sagen und dabei überzeugt sein kann, Du zürnest mir nicht, Arcangelo!“

Dieser fuhr auf. „Verzeih“, sagte er erröthend und fuhr mit der Hand über die Stirne, „ich war in Gedanken und verstand Dich nur halb. Was meinst Du eigentlich?“

Wenn es unangenehm ist, einmal eine solche Mittheilung zu machen, so wird die Wiederholung geradezu peinlich. Soreggia fühlte es, und obwohl ihn Virandi versicherte, er finde seine Handlungsweise ganz natürlich, blieb er verstimmt, und da auch der Freund schweigsam war, benutzte er bald darauf einen Vorwand, um ihn zu verlassen, der in unglaublicher, wenn auch bisher gewaltsam niedergelämpfter Erschütterung zurückblieb. So mag einem Nachtwandler zu Muth sein, der auf steiler Felseshöhe in unbedenklicher Sorglosigkeit geschritten und nun, vom Anrufen erwacht, mit Entsetzen seine gefährliche Lage sieht und die Nacht des Schwindels fühlt, der ihn hinab zu reißen droht. O, und wie lodend war diese Tiefe!

Soreggia's Wort klang ihm in den Ohren nach: „Meine Frau ist auffallend hübsch.“ War sie denn wirklich so hinreißend schön? Er erinnerte sich, daß er ehemals Andere schöner gefunden, daß auch er sie nur hübsch genannt; wie kam es, daß sie ihm jetzt nicht mehr als eine schöne Frau unter Vielen erschien, sondern als die

einzige, daß ihre Erscheinung ihm der Anbegriff alles Besten, Höchsten, Reinsten war, das Urbild aller Schönheit, aller Liebenswürdigkeit? Woher kam der wahnsinnige Wunsch, den er nie gehabt und der jetzt seine Pulse in Fieberhitze fliegen machte, der Wunsch, Amabile in seine Arme zu fassen und ihr eine Leidenschaft zu gestehen, von der er selbst vor einer halben Stunde nicht gewußt? Er griff sich an die Stirne, an die Augen, er presste die Hände zusammen, daß die Nägel in's Fleisch eindringen und sprach zu sich: „Ist dieß Verrücktheit? Kann man so plötzlich wahnsinnig werden?“ Sein Herz fragte entgegen: „Möglich? Weil Du Deine Empfindung für das holdste Geschöpf anders nanntest, war sie darum weniger Liebe, und trägt Du nicht seit Wochen die stumme Seligkeit in Dir, ihr nahe zu sein und nur in ihr und für sie zu leben?“

Die laue Frühlingsluft strich um sein Haupt und spielte mit seinen dunkeln Locken. Ringsum war tiefe Stille, nur in einem nahen Garten sang eine Nachtigall. Er lehnte an einem Baumstamm und überließ sich fast willenlos dem Traumleben der Monatsnacht, das mit schmerzlicher Sehnsucht durch seine Seele zog. Was konnte er auch hoffen? Amabile war streng sittlich und seines Freundes Frau. Wie ein Blitz durchdrachte ihn der Gedanke, daß es nur von ihm abgehengen, sie zu besitzen. Das war Lust in die Wunde! Er schrie wild auf und halb sinnlos vor Pein warf er sich in die belebteren Gassen, um im äußeren Gewühl den Schmerz zu ersticken, welcher sein Inneres zerriss.

Er trat in ein Kaffeehaus, in dem sich die eleganten jungen Leute der Stadt zu versammeln pflegten und wo sein Erscheinen, seit Langem eine Seltenheit, mit lautem Jubel begrüßt ward. Die Wellen eines lebhaften, ziemlich ausgelassenen Gesprächs gingen schon hoch, als er kam, und Anfangs still gab er sich bald einer wilden Lustigkeit hin, welche sonst nicht in seiner Art lag und die ihm heute weniger als je von Herzen gehen mochte. Er scherzte, spottete, lachte, daß seine Umgebung versicherte, ihn nie so froh gesehen zu haben, und doch verließ ihn keinen Augenblick das dumpfe Gefühl namenlosen geheimen Glücks, und mitten in dem lärmenden Treiben überkam ihn einigemal der Gedanke, dieß Alles könne nichts sein, als ein böser Traum, aus dem er bald zum holden Frieden der letzten Vergangenheit erwachen müsse.

Es war schon spät, als einer von der Gesellschaft einer Wahrsagerin erwähnte, welche zu jener Zeit viel von sich reden machte, und vorschlug, dieselbe einmal gemeinschaftlich zu besuchen.

„Gut“, rief Virandi, „aber warum ein andermal und nicht jetzt, wo wir eben in rechter Stimmung für Teufelspud sind? Die Mitternacht ist ja den Hexen günstig, und so dünkte ich, wir versuchten ihre Kunst.“

Die Gefährten waren bereit; singend und lachend zog die frohe Schaar zum Hause der Wahrsagerin, die, vielleicht an nächtliche Besuche ihrer Kunden gewöhnt, noch wachte und sie ohne Zeichen der Verwunderung empfing. Von Hexenwesen war nicht mehr bei ihr zu sehen als bei vielen ihrer Landsmänninnen gewissen Alters; das Zimmer, in welchem sie die Gäste empfing, erschien bei der spärlichen Beleuchtung gerade so öde und unwohnlich, wie jedes andere in einem welschen Bürgerhause; sie selbst, seit Sonnabend nicht mehr geklämt, trug nun gegen Ende der Woche denselben Schein aufstrebender grauer Härden um ihr Haupt, welcher jeder alten Italienerin aus dem Volke das Ansehen gibt, als sei sie eben von einer Lustreise heimgekehrt. Dabei glänzten in ihrem bräunlichen Gesichte ein paar scharfe, kluge Augen und die langen, mageren Finger mischten mit handwerksmäßiger Schnelligkeit ein schmieriges Kartenspiel, das sie alsbald vor den Gästen aufzulegen und ihnen Wertwürdiges aus ihrer Vergangenheit und Gegenwart aufzuzählen begann. Arcangelo hörte eine Weile zu, dann sagte er mit laun verhehlter Geringschätzung: „Das Alles sind Dinge, die Du recht gut von unsern Dienern erfahren haben kannst, wenn Du gleich vorgibst, uns nicht zu kennen. Was soll uns die Vergangenheit? Wenn Du mir die Zukunft nicht vorzubilden weißt, gebe ich keinen Pfennig für Deine Kunst.“

Sie mischte auf's Neue, legte die Karten achtsam auf und antwortete nach kurzer Betrachtung, indem sie sich über den Tisch zu ihm beugte und ihn mit durchdringendem Blicke ansah: „Ich kenne Sie, Graf Virandi, aber nicht von Ihren Dienern erfuhr ich, was in den Karten steht. Sie haben recht, um die Zukunft

zu fragen, Ihre Vergangenheit ist todt, und in Völbe steht Ihnen großes Glück und großes Unglück bevor."

"Das kannst Du jedem sagen, denn wer lernte diese beiden Wechselfälle nicht kennen?"

"Keiner wie Sie, keiner so bald als Sie!" rief das Weib. "Und noch eins. Nehmen Sie sich vor Anhöhen in Acht, Ihnen droht ein gefährlicher Sturz!"

Er ward sehr ernst. "Du magst die Wahrheit sagen," sprach er leise, "nur irrst Du vielleicht in der Zeit. Vielleicht ist Alles, was Du mir ankündigt, schon geschehen und meine Seele liegt heimlich zerschmettert am Boden und ächzt über den Sturz."

Sie schüttelte den Kopf. "Meine Karten sprechen von Ihrer Zukunft. Glauben Sie nur und Sie werden sehen!"

Er stand auf und indem er ihr ein Goldstück hinwarf, sagte er dumpf: "Ich will nichts weiter hören!" und ging. Die Andern folgten, man lehrte in das Kaffeehaus zurück; doch gelang es Virandi nicht mehr, seinen Geist zu der gewaltsamen Heiterkeit der letzten Stunden hinaufzuschrauben. — Spät in der Nacht kam er heimkehrend an dem Palaste Soreggia vorbei; er sah die Föhne zusammen und eilte vorüber. Erst in der völligen Stille seines Schlafgemachs brach sich die furchtbare Spannung, die auf seinem Herzen gelastet, er warf sich auf's Lager und ein Strom von Thränen, so mächtig, so unaufhaltsam, wie er sie seit seines Vaters Tode nicht mehr geweint, brachte ihm zwar nicht Erleichterung, aber Erschöpfung, daß er in tiefen, schweren Schlaf versank, aus welchem er spät und mit einem Gefühl von Betäubung erwachte.

Erst jetzt, da er sie nicht mehr sehen sollte, konnte er begreifen, wie tief der Gedanke an Amabile mit seinem Wesen verwachsen war. Vom Augenblicke des Erwachens an hatte er den ganzen Tag das angenehme Gefühl mit sich getragen, daß er sie am Abende sehen werde, einzelne ihrer Reden hatten ihm stundenlang in den Ohren getönt wie liebliche Musik, wie die Arien, welche sie gesungen und deren Nachklang ihm den Tag zu erheitern vermochte; bei Allem, was er gethan und gesprochen, war, ihm selbst unbekannt, ihr Urtheil maßgebend gewesen, und nun? — Den ganzen Tag war er unfähig für jede Beschäftigung, fast für jeden Gedanken, als für jenen an den Abend mit seiner tödtlichen, unaussfüllbaren Leere, und da endlich die Stunde erschienen, in welcher er die Geliebte zu begrüßen gewohnt war, duldete es ihn nicht mehr im Zimmer. Auf Umwegen schlich er zu Soreggia's Palaste, und durch einen Pfeiler des gegenüberstehenden Hauses verborgen, blickte er lang auf die Fenster, hinter denen sie weilte. Die Läden waren geschlossen, daß nur ein schmaler Lichtstreifen auf die einsame Gasse fiel, aber nachdem er eine Weile in dumpfem Warten geharrt, zuckte Arcangelo zusammen, Amabile fing zu singen an, und wie die süßen Klänge gedämpft zu ihm gelangten, zogen sie sein Herz mit sehnsüchtigem Drange nach ihr hin. Er wußte, daß sie ihn erwartete, ihm war, als rufe ihn das Lied, welches er ihr gelehrt, und ohne zu wissen, was er that, machte er einige hastige Schritte nach vorwärts, dann schlug er die Hände vor's Gesicht und wandte sich mit unterdrücktem Seöhnen ab. "Vorbei! Vorbei!"

Wieder besuchte er das Kaffeehaus, ohne sich jedoch länger dort aufzuhalten. Er war selbst nicht zum Reden gestimmt, das heitere Gespräch der Bekannten erschien ihm schal und nichtig, dabei fühlte er sich unendlich wund und verletzte ihn jedes unartige Wort. So trieb er sich in den Gassen umher, bis er zu müde war, um weiter zu gehen, und immer wieder führte ihn sein irrender Schritt der einen Stelle zu, die zu betreten ihm unterlag war.

Auf ähnliche Weise brachte er die nächsten Tage zu, rast- und planlos von einer Unruhe herumgehelt, die er nicht zu bemeistern vermochte. Was ihn bisher beschäftigt, hatte seinen Werth für ihn verloren, weil es denselben nur in Verbindung mit Amabilen besaß. So hatte er in letzter Zeit begonnen, ein Tagebuch, welches er während seiner römischen Reise flüchtig geführt, zu ordnen und auszufüllen, theils für sich, theils mit der Aussicht auf eine mögliche Veröffentlichung, hauptsächlich aber, wie er sich jetzt erst getraut, für Amabile. Er hatte eifrig daran gearbeitet, ihr Lob, ihre Theilnahme waren sein schöner Lohn; nun wandte er sich mit Abtheilung davon weg, denn eben um dieser Reise willen hatte er, gleich Esau mit dem Pinfengerichte, ein ganzes reiches Erbe von Glückseligkeit verscherzt.

Er empfand neidische Erbitterung gegen Soreggia, der, in die alten Bande verstrickt, seine Frau zu vernachlässigen fortfuhr und, wie sich Arcangelo sagte, um elender Glasfitter willen das Auwel unbeachtet ließ, dessen Besitz ihn selbst zum glücklichsten Menschen gemacht hätte. Und dennoch — durfte er ihn anklagen? Hatte er nicht das Gleiche gethan?

Eine ablere Zeit konnte die Gräfin Virandi nicht wählen, um nun ihrerseits mit einem Heirathsvorschlage hervorzutreten, der allerdings glänzend war, denn es handelte sich dabei um die Verbindung mit einer der ersten und angesehensten Familien des Venetianischen, deren Erbtochter als eine Schönheit galt, um die schon Mancher vergebens geworben. Erst nachdem sich die Gräfin unter der Hand erkundigt und befriedigende Antwort erhalten, sprach sie mit dem Sohne darüber und war überzeugt, den lebhaftesten Dank für ihre mütterliche Fürsorge zu ernten. Um so größer war ihr Erstaunen und wohl auch ihr Aerger, als dieser den Antrag bestimmt zurückwies, indem er nicht ohne Bitterkeit denselben Grund anführte, welchen sie im vorigen Jahre seiner Heirath mit Amabile Dal Bosco entgegengesetzt. "Dieser Grund," sagte sie, "war ganz richtig für eine gewöhnliche Partie, aber eine solche kommt Dir vielleicht im Leben nicht wieder; es wäre Anevel, sie zu versäumen."

Arcangelo zuckte die Achseln. "So schlagen Sie meinen Bruder Namo vor," antwortete er. "Namo ist ein Virandi so gut wie ich." "Du bist nicht klug!" rief die Erzürnte. "Namo ist ein guter Burche, klug und anständig; aber Du weißt selbst, daß seine äußere Erscheinung so wenig als sein Benehmen geeignet sind, ihn einem Hause zu empfehlen, das mit Recht die größten Ansprüche macht."

"Das thut mir leid," sagte er sehr kalt. "Auch ich mache einen Anspruch, nur einen, jedoch einen großen. Ich verlange, daß meine Frau mich glücklich mache, und das, Mutter, kann keine, die Sie mir zu verschaffen vermöchten. — So werde ich nie heirathen!"

Er verbogte sich mit lässlicher Artigkeit und ging. Segia blieb in großer Entrüstung zurück. Sie war in ihrer Weise eine gute Mutter und hielt sich für eine noch bessere; hätte man ihr gesagt, sie trage Schuld am Unglücke ihres Sohnes, sie wäre über den ungerechten Vorwurf empor gewesen. Eben so tief verletzte sie nun sein schroffes Ablehnen einer Verbindung, in welcher sie den Wispelpunkt ihres mütterlichen Wirkens sah. Immer wieder kam sie in den nächsten Tagen darauf zurück, und es gab einige heftige Austritte zwischen Beiden, vor denen sich Arcangelo nur zu retten wußte, indem er vorgab, auf einem Landgute nachsehen zu müssen, wo Namo seit kurzem Versuche mit Seidenwärmervucht, einer damals im Paduanischen fast fremden Industrie, gemacht hatte. Er wollte nur eine Woche ausbleiben; vor seiner Abfahrt hatte er noch eine endgültige Erklärung mit seiner Mutter, bat um Verzeihung, wenn er sie verlegt, und war so warm, so hingebend herzlich, daß selbst das ziemlich unzugängliche Gemüth der alten Gräfin bewegt ward und sie ihn für den Augenblick versöhnt scheiden sah, wenn sie gleich die Hoffnung nicht aufgab, ihren Willen später noch durchzusetzen. Welche Frau verzichtete auch so leicht auf ein selbstentworfenes Heirathprojekt?

Auf diese Seite hin hatte Virandi mit seiner kurzen Abwesenheit den Zweck erreicht; wenn er aber gehofft, durch Entfernung aus Amabilens Nähe sein eigenes Herz zu beschwichtigen, sollte er sich bald enttäuscht fühlen. Er war zu wenig praktisch, zu gleichgültig gegen äußern Gewinn, als daß ihm der emsige, laun zu befriedigende Appetit der unschönen Haupen mehr abgenothigt hatte, als ein flüchtiges Erstaunen. Die Zankereien mit dem bäuerischen Bäcker widerten ihn an, und so fand er sich bald weniger beizufügt als in der Stadt. Dazu kam noch eine Reihe der herrlichsten Sternennächte voll Duft und Nachtigallensalat, wie sie nur der Süden so weich, so milde, so beräuhend lieblich kennt. Wie sollte er Ruhe finden in dem berausenden Zauber dieser Stunden, die selbst ein kühleres Herz zu lebhaftem Schlage gebracht hätten? Er durchwachte die Nächte zwischen reizenden Phantasiebildern eines unerreichbaren Glücks und bitterem Gram, die Tage verschlief er größtentheils oder brachte sie müthig und abgespannt zu, und da er nach der Stadt zurückkehrte, war er nur tiefer in die Bande der Leidenschaft verstrickt.

(Fortsetzung folgt.)

Sterzing in Tyrol.

(Bibl. C. 421.)

Die Brennerbahn hat dem Reisenden ein Stück Welt erschlossen, in welches er sonst nur mit Schwierigkeit zu bringen vermochte, oder welches er der Schwierigkeit wegen meistens ganz bei Seite ließ. Eine Station der Brennerbahn heißt nun Sterzing, und dieß ist ein so eigenthümliches Städtlein, daß sich ein Weg hinein, um die Seltsamkeit seiner architektonischen Bieder zu besehen, ganz gut lohnt.

Sterzing liegt einerseits an dem Abhange des Brenners und bildet mit seinem anderen Ende die Morte zu dem berühmten „sterzinger Moos“. Dieses ist eigentlich der ehemalige Grund eines Sees, welcher austrodrönte, noch lange Zeit sumpfige Stellen bildete und nun als Weide für Rasse und Schafe dient. Diese Ebene hat in vielen Kriegen und namentlich dem französisch-tyrolischen eine große Rolle gespielt, wir werden noch darauf zurückkommen.

Der Volkswitz hat sich des sonst öden und unlieblichen Ortes bemächtigt und ihn als Sammelplatz für alle verblühten Jung-

frauen und Hagestolzen, sowohl im Leben als nach dem Tode, bezeichnet. „Sie gehört auf das sterzinger Moos“ ist ein Verdammungsurtheil, welches den höchsten Spott einerseits, den größten Aerger andererseits zu erwecken vermag.

Sterzing ist ein Städtchen mit beiläufig 1500 Einwohnern, an welchem rückwärts die Eisad fließt und das eigentlich nur aus einer Hauptgasse besteht. Die ringsum liegenden Berge lieferten einst reichen Metallsegen an Silber, Kupfer, Eisen, Blei und Galmei. Im Mittelalter und bis zum Beginne des 17. Jahrhunderts erhoben sich hier reiche Geschlechter, welche von den erschlossenen Schätzen ihres Grundes und Bodens zierliche Häuser, prächtige Gebäude mit Erlern, Steinschnittwerk u. errichteten. Die Reste davon sind überall sichtbar und geben dem Städtchen einen malerischen Reiz. Man wandert unter Arkaden, Thürmfeuten, sieht Brunnen mit verkommener Pracht und empfängt ganz romantische Eindrücke.

Die Bergschätze waren schon den Römern bekannt, die Stadt an der italischen Straße hieß Ripitenum, und dadurch, daß von dem gewonnenen Silber hier so viele Sesterzen geprägt wurden, erhielt die Stadt den heutigen Namen Sterzing. Zahlreich sind die Römerdenkmale, welche hier gefunden wurden.



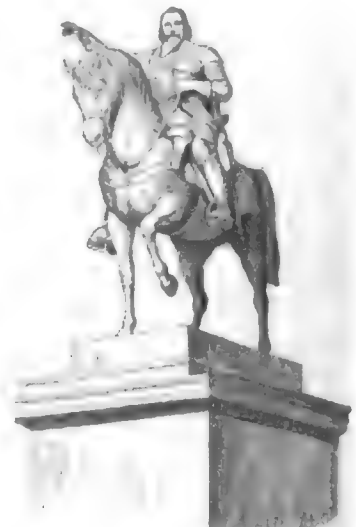
König Max Joseph.



König.



Prinz von Bayern.



Kaiser Max.

Denkmäler, errichtet von König Ludwig I. in München. (Z. 425.)

Die sterzinger Märkte, durch Arbeiten ausgezeichnet, brachten der Stadt bald hohen Gewinn, sehr oft ward sie aber auch durch Kriege hart mitgenommen. Die Feinde bemühten sich um diesen Schlüssel zur Eisad. In den Zeiten der Reformation mußte sie gegen Moriz von Sachsen verteidigt werden, in dem bayerischen Kriege gegen Kurfürst Emanuel, im französischen Kriege anfänglich gegen die republikanische Armee unter Joubert, dann wurde ihr Name ruhmvoll genannt in der Landbesetzung 1809. Hier drang Andreas Hofer dem Feinde in die Flanke und nahm einen großen Theil auf dem sterzinger Moos gefangen. Hier war es, wo die kämpfenden Bauern den prächtigen Gedanken hatten, Feuerwagen vor sich herzuschieben und so den feindlichen Kugeln ein unschädliches Ziel, sich aber ein sicheres Versteck zum vernichtenden Treffen zu geben! Vor der zweiten Schlacht am Berge Isel warf der Kapuziner Haspinger die Feinde von den Grenzpforten hierher zurück und schlug sie dann im Vorrück am Isel gänzlich!

Die Stadt macht in ihrer Hauptgasse jenen erwähnten eigenthümlichen Eindruck; was dahinter liegt, ist ärmlich und verworren, man gelangt durch kleine, enge Gäßchen an die Eisad zu Mühlen, Hammermoleen, Radschleifen u. s. w.; die Metallherstellung genügt nicht mehr zum Erwerbe der Bewohner, und wird hier auch Wein und Holz geschmitten.

Es gedeiht auf der Höhe, in welcher die Stadt liegt, nahezu 3000 Fuß über Meeresfläche, nicht mehr Weizen und Korn, nur Hafer, welcher aber sehr gut der auf dem Moos betriebenen Viehzucht zu statten kommt.

Wertwändig ist auch noch die Pfarrkirche, welche nicht unmittelbar in der Stadt, sondern in der Nähe derselben steht. Sie ist ein Mittelpunkt für die in der Umgegend zerstreute Bevölkerung. Sie entstand im 15. Jahrhundert aus allgemeinen freiwilligen Beiträgen und hat noch viele Theile des ursprünglichen schönen gotischen Stiles. Jede der riesigen Säulen, welche die drei Schiffe der Kirche tragen, wurde von einer anderen Gemeinde gespendet und trägt deren Bezeichnung. Eine Inschrift lautet für die Nachwelt: „Siehe, das hat die fromme Altvord mit dem Schatz der Gebirge Deiner Andacht gebaut!“

Die glänzende Vergangenheit scheint nicht mehr erneuert werden zu können, es müßten denn plötzlich die versiegten Adern des Bergsegen in neuen Gängen gefunden werden, was märchenhafte Hoffnung zu sein scheint. In das stille Leben des eigenthümlichen Städtchens wird aber sicherlich größere Regsamkeit und Bewegung gebracht werden durch die Reisenden auf der Brennerbahn inmitten Tyrols, welche Sterzing ein Augenmerk schenken mögen.



ein sprechender Zeuge für die so legendreiche Regierungsperiode König Ludwig's I. Auch der Volksbildung, der Wissenschaft hatte er sein Augenmerk zugewendet, die Universität Landshut nach München verlegt und Männer wie Olen, Görres, Schubert und Walter als Lehrer hieher berufen. Eine nationale That war ferner der 1828 mit Württemberg abgeschlossene Zollverein; 1829 folgte der Abschluß mit Preußen, und es fielen nun mehr und mehr die Schranken, wodurch die deutschen Stämme sich wie wilde Thiere gegen einander abgesperrt sahen.

Die dreißiger Jahre brachten das hambacher Fest. Die Demagogengefahr wurde über Gebühr erschreckend dargestellt und die Demagogenvorfälle daher auch in Bayern über alles gerechete Maß hinaus ausgedehnt. Dann gewann die ultramontane Partei einen mächtigen Einfluß auf den König auszuüben, bis die bekannten Vorfälle von 1848 diese Partei stürzten und Ludwig I. nöthigten, seine Krone niederzulegen. Seither lebte er als Privatmann; er begab sich jedes direkten oder indirekten Eingreifens in die Politik. Dagegen streute er mit freigebiger Hand Wohlthaten ohne Beispiel unter das bayerische Volk aus, half Kirchen und Schulhäuser bauen, unterstützte gemeinnützige Anstalten, ernannte strebsame Künstler, errichtete Denkmäler und war Helfer und Tröster für so Viele, deren Namen die Öffentlichkeit nicht genannt hat. Man kann wohl sagen: er war einer der populärsten Fürsten, die auf Bayerns Boden gewandelt. Seine Menschenfreundlichkeit lebt in unzähligen, theils wahrhaft rührenden Anekdoten fort. Noch im letzten Jahr hatte er, über 81 Jahre alt, die pariser Weltausstellung und namentlich die damit verbundene Kunstausstellung besucht und dieselbe mit dem größten Interesse, ja mit peinlicher Genauigkeit förmlich studirt und so seinen stets frischen Kunstsinn bis zum Ende seines Lebens bewahrt. Uebermüdet und körperlich gebrochen langte er gegen Ende des letzten Jahres in seinem Winterquartier Nizza an, um dort die Augen für immer zu schließen.

Die abessinische Expedition.

Ueber die riesigen Bergrücken Habesch's wälzt sich in diesem Augenblicke ein Heereszug, aus dem die langgestreckten Hälse afrikanischer Kameele hervorragen. Eine englische Streitmacht brach aus Europa auf, um gegen Magdala, die Zwingsburg des Königs von Abessinien, zu ziehen und die widerrechtlich Gefangenen dieses Fürsten zu fordern. Theodoros, König von Abessinien, der seit mehr als dreißig Jahren über Abessinien herrscht, ist ein Christ, der durch glänzende Waffenthaten und durch die rauhe Strenge und Gerechtigkeit seines Wesens sich unter einem kriegerischen Volke einen mächtigen Thron aufgebaut und viel zur politischen und religiösen Reform seines Landes gethan. Zu Anfang der sechziger Jahre siedelten sich deutsche Arbeiter in Abessinien an: diese Gunst hatte der berühmte Missionär Arapf von König Theodor erteilt. Es waren Jüglinge des basler Missionsinstitutes, denen freie Religionsübung gestattet, aber jeglicher Bekehrungsversuch streng untersagt war. Sie scheinen sich jedoch nicht an die königliche Verordnung gehalten zu haben, und Theodor, der sie interniren ließ, faßte auf's Neue Mißtrauen gegen die Missionäre, die schon öfter seine religiöse Autokratie zu untergraben gedroht hatten. England, das seit lange in Verbindung mit Abessinien gestanden, hatte um jene Zeit ein Konsulat in Massuah errichtet, dessen erster Vertreter ein lebhafter Parteigänger der Eroberungspolitik Theodor's geworden, was seine Regierung nicht gerade mit günstigen Augen ansah; er erhielt deshalb in Kapitän Cameron einen Nachfolger, der die ausdrückliche Weisung hatte, sich aller politischen Einmischungen zu enthalten. Das entsprach aber den Wünschen Theodor's keineswegs, da er gerade in diesem Augenblick von der Verbindung mit England gegen die Türken, d. h. Egypten, sich viel Erfolg versprochen, denn diese hielt er für den Erbfeind Abessinien's, der nach seinem Lande strebe. Die Verstimmung über die Reserven Cameron's trat bald zu Tage: die Fremden wurden strenger überwacht, die Reformen in europäischem Geiste sistirt. Theodor richtete an Frankreich und Englands Königin im Herbst 1862 eigenhändige Schreiben, worin er um Errichtung von Gesandtschaften

an seinem Hofe ersuchte. Frankreich lehnte höflich ab, England antwortete gar nicht. Kränkte dieß schon Theodor auf's Tiefste, so kam noch ein anderer schwarzer Punkt hinzu. Mit Cameron waren zwei zur anglikanischen Kirche übergetretene Juden, Stern und Rosenthal, eingetroffen, welche den Eifer von Proselyten nur allzu früh an den Tag legten. Sie sollten sich auf die Judenbekehrung beschränken und nur zur abessinischen Landeskirche betheuern. Aber sie lehrten sich nicht an diese Vorschriften und fielen in den bekannten Fehler der Missionen, sich in die Politik zu mischen. Ueberdies hatte sich Stern in einem von ihm veröffentlichten Buche erlaubt, von König Theodor verächtlich zu sprechen, namentlich ihn den Sohn einer Quacksalberin zu nennen. Vom König darob zur Rede gestellt, legte Stern zufällig die Hand an die Lippe, was in Abessinien das Zeichen der Verachtung ist. Theodor ließ, darob emport, Stern prügeln und in den Kerker werfen. Das gleiche Schicksal fanden Rosenthal und ein dritter Missionär Had nebst ihren Frauen. Und als Konsul Cameron Einsprache erhob und die Gefangenen reklamirte, ward auch er nicht verschont, namentlich da endlich ein Brief von Russell anlangte, über den er in die höchste Wuth gerieth. „Ich habe an die Königin Viktoria geschrieben,“ rief er, „nicht an diesen Russell!“ Cameron ward in's Gefängniß geworfen. Die Mißachtung von England, welches dem Konsul befohlen hatte, den Hof Theodor's zu verlassen und nach Massuah zurückzukehren, erzürnte ihn nun gegen alle Engländer, und der Erste, der in Fesseln geschlagen wurde, war ein Jre Cairns und sein Diener M'Cilvie. England sandte nun einen Armenier, Beamten des Konsulats in Aken, dem es aber nur mit Mühe gelang, sich Gehör zu verschaffen. Die Gefangenen wurden zwar freigegeben, aber eben so bald wieder eingezogen und nach Magdala in festen Gewahrsam gebracht, wo sie in Fesseln liegen und in schmutzigen Kerkern verkommen.

England verhandelte auf diplomatischem Wege, aber nutzlos, und es wurden im Parlamente wie in der Presse die Stimmen, welche die Befreiung verlangten, lauter und lauter. Vereits in der ersten Hälfte des vorigen Jahres ging ein Ultimatum an Theodor ab, welches die Freigebung der Gefangenen und Absendung an die Küste bis zum 17. August verlangte. Aber Theodor, der inzwischen auch drei Deutsche, Brandeis, Schiller und Staiger, sowie einen Ungarn Öhler und einen Franzosen Walern festgesetzt, kümmerte sich wenig darum. Die Sache verschleppte sich durch falsche Gerüchte. Erst als man erfuhr, daß die Strenge Theodor's eine weit verzweigte Erhebung im eigenen Lande verursacht und ihn von den Gefangenen abgeschnitten, votirte England in einer außerordentlichen Verbsitzung die Mittel zu einer Expedition gegen König Theodor, von der freilich die Vortruppen (im Oktober) bereits abgegangen waren. — Das schwierige Terrain und das gefährliche Klima machen die Expedition zu einer der kostspieligsten und gefährlichsten, welche die Kriegsgeschichte kennt, aber Sir Robert Napier hat dieselbe bis jezt so glücklich geleitet und steht Magdala bereits so nahe, daß man an einem glücklichen Erfolge nicht mehr zweifelt, namentlich da sich die Fürsten, welche unter Theodor's Oberhoheit stehen, der Sache sehr günstig zeigen. Eine der interessantesten Episoden dieses Heereszugs war die Zusammenkunft Sir Rob. Napier's mit dem Fürsten von Tigre, und wir freuen uns, den Lesern dieser Blätter einen deutschen Originalbrief aus dem englischen Lager über jene Zusammenkunft vorlegen zu können, welcher aus Dols vom 28. Februar datirt ist.

„Am 26. d. Mts. fand endlich die vielbesprochene Zusammenkunft mit dem Fürsten von Tigre statt. Wir brachen am frühen Morgen von Ababaga nach Mai-diab auf: zwei Eskadronen des dritten Bombay-Kavallerieregiments, fünf Kompagnien des vierten Infanterieregiments (Mingo-own), vier Kompagnien des zehnten Native-Infanterieregiments und vier zwölfpfünder Armstronggeschütze. Mai-diab, sechs Meilen von unserem Lager entfernt, liegt in einem Wiesengrunde in einer wenig malerischen Gegend, von einem kleinen Wasser durchflossen. Kein Baum, kein Gebüsch gab uns gegen die Hitze ein wenig Schatten. So warteten wir einige Stunden, bis sich auf der jenseits des kleinen Flusses gelegenen Anhöhe eine Menge bewaffneter Abessinier versammelte und ein rothes Zelt die Ankunft Kassas verkündete. Die kriegerische Macht vermehrte sich von Minute zu Minute, Heiter auf Pferden

und Eisen kamen zum Vorschein und eine Musik von Trommeln und Pauken ließ sich hören. Unsere Vorbereitungen waren bald getroffen und eine Deputation, von einem Trupp Kavallerie begleitet, wurde in's abessinische Lager entsandt, um die Ankunft des Kommandirenden der englischen Expedition anzuzeigen. Kassa empfing sie in seinem reich mit bunten Teppichen ausgeschmückten Zelt, von seinen Großwürdenträgern umgeben; einige flüchtige Worte wurden gewechselt -- dann setzte sich der ganze Zug, mit einer herzerreißenden Musik von Trommeln und Pfeifen an der Spitze, in Bewegung. Die ganze Nacht mochte etwa 3000 Mann sein, darunter 80 Reiter. Jeder war bewaffnet und alle mit erdennlichen Handfeuerwaffen vertreten. Die Meisten hatten Schild, Speer und einen kleinen trummen Säbel, und machten in ihren verschiedenen Trachten den Eindruck eines durchaus kriegerischen Gebirgsvolls. Ohne Bekleidung an den Füßen sind sie an das Marschiren auf steinigem Boden gewöhnt, klettern wie Gensfen auf den Bergen umher und würden uns in diesen Gegenden an Ausdauer jedenfalls weit überlegen sein. Es ist zu verwundern, wie alle diese Waffen europäischen Ursprungs bis hieher gekommen sind. In Massuah hauptsächlich soll früher und auch jetzt noch ein großer Handel mit Europäern getrieben werden, den Theodoros beim Antritt seiner Regierung hatte verhindern wollen, es aber nie hat durchsetzen können.

Auf der andern Seite des kleinen Gewässers sah man Sir Robert Napier auf einem reichgeschmückten Elephanten, von seinem ganzen Etape umgeben, sich dem Punkt nähern, wo die seit mehreren Tagen von englischer Seite sehnlichst erwünschte Zusammenkunft stattfinden sollte. Unter Salven der Infanterie und dem weitintönenden Feuer der Armstrongkanonen geleitete der Kommandirende den abessinischen Fürsten in sein Zelt. Nach einigen Worten der Höflichkeit ging der General auf den Zweck seiner Mission ein und sprach den Wunsch aus, daß mit Kassa's Unterstützung nicht allein die Befreiung der Gefangenen bald erreicht werden, sondern auch Englands Einfluß dazu beitragen möchte, Frieden zwischen den feindlichen Fürsten von Abessinien zu stiften. Das Land sei nun schon seit vielen Jahren hauptsächlich durch König Theodoros der Verwüstung und Uneinigkeit preisgegeben. Hunderte von Meilen lagen brach, keine Straßen ermöglichten den Handel, weil überall das Vertrauen und die Ruhe fehlten. Wie könne sich das mit dem christlichen Glauben vereinigen, dem der größte Theil Abessiniens ergeben sei? -- Sir Robert Napier bat Kassa, mit seinem Nachbarkönig, dem Herrscher von Lasta, durch dessen Gebiet wir auf dem Wege nach Magdala zu marschiren haben, Frieden zu schließen. Er werde Alles dazu thun, die feindlichen Gefühle zwischen Beiden zu beseitigen, und hoffe ein dauernd gutes Verhältniß zu gründen. Dann empfing Kassa mehrere Geschenke, worunter ein arabischer Schimmelhengst General Napier's, und ein Mahl zum Schluß besiegelte die Freundschaft. Nachmittags fand ein Exerciren der englischen Truppen statt, worauf der Kommandirende seinen Gegenbesuch im abessinischen Lager abstatte. Kassa und sein Gast nahmen auf einem Divan Platz, während die englischen Begleiter à la turquo sich auf ausgebreiteten Teppichen lagerten. Bald schwebten die neuen Freunde in den Genüssen des Landes: es wurden Kuchen, Honig und Wein präsentiert. Ich brauche nicht zu sagen, daß diese Mahlzeit nicht gerade einladend war -- die Kuchen, von unsern Wirthen mit schmutzigen Fingern zerrißen, glichen in Geschmack und Aussehen großen überreifen Pilzen, und der Wein war ein schlechtes, halb süß halb saures Getränk (man konnte dabei nicht lachen, dabei nicht fröhlich sein) -- aber in solchen Momenten gilt es, gute Miene zum gut gemeinten Spiel machen. Unsere Bundesgenossen hätten es uns mit Recht übel genommen, wenn wir unter ihrem Dach europäische Sitten und Geschmack nicht hintangesetzt hätten. Zum Schluß des Festes folgte ein Ohrenschmaus, ein Gesang, von Trommeln und Pfeifen begleitet, wobei unter dem Lachen und Jubeln der schwarzen Menge, die das Zelt umstanden, die Humpen noch einmal geleert wurden. Als Zeichen der größten Verehrung überreichte Kassa dem englischen General beim Abschiede ein reich mit Silber verziertes Fächerfell und ein breites, silbervergoldetes Armband, beides Auszeichnungen, welche abessinischen Kriegerern nur für außerordentliche Leistungen verliehen werden. Mit diesem Schmud

kehrte Sir Robert Napier auf dem Leibesel Kassa's unter dem Jubel der Menge in sein Lager zurück.

Kassa's Vorgänger haben zu wiederholten Malen Theodoros' eiserne Hand fühlen müssen. Als Theodoros auf seinen Kriegszügen, vom Glück begünstigt, alle Könige Abessiniens und auch den von Tigre, Abie, besiegt hatte, ernannte er in diesem Lande einen Statthalter und kehrte nach dem Süden zurück, wo die Galla-Stämme seine Grenzen bedrohten. Nach erhoben sich die Unzufriedenen und setzten einen Vetter Abie's Namens Negusie auf den Thron. Fünf Jahre war er Herrscher in Tigre und stand an der Spitze eines zahlreichen Heeres, ehe es dem Kaiser möglich war, wieder heraufzukommen. Durch einen klugen Rückzug wußte Negusie sich Theodoros' Verfolgung zu entziehen; er umging ganz Abessinien und kam von Tembelas den Mareb hinunter in's Tigre zurück, wo er noch ein Jahr völlig ungestört blieb. Da erschien im Jahre 1861 Theodoros plötzlich, überschritt den Tallage und stand Negusie mit einem an Lichtigkeit weit überlegenen Heere gegenüber. Negusie, geschlagen, suchte auf der Flucht zu entkommen, wurde aber gefangen genommen und starb einen schmachvollen Tod. Europas Einfluß, Negusie auf den Thron von Abessinien zu setzen, wobei der aus früheren Erzählungen bekannte Missionär Jacobi thätig war, wird manchen Lesern vielleicht bekannt sein.

Die Zusammenkunft, sowie Kassa's Persönlichkeit hat uns Allen angenehme Eindrücke zurückgelassen, und wir hoffen, wenn er Wort hält und unsere Etappenpunkte mit Proviant versieht, so daß wir nach Antalo in kurzer Zeit schaffen können, was die Schiffe an Vorräthen heranbringen, einen raschen Vormarsch auf Magdala in einigen Wochen anzutreten. Ein genauer Zeitpunkt läßt sich nicht angeben, denn hier ist nicht mit Eisenbahn- oder Wagentransporten zu rechnen, und die vom Lande zu liefernden Lebensmittel kommen unregelmäßig und unzureichend ein. Es ist aber jedenfalls der Plan des Generals Napier, in Antalo eine Nacht von circa 2000 bis 2500 Mann zu vereinigen, die Nationen für zwei Monate mitzunehmen und einen Vorstoß auf die Pergeße zu machen, wo wir Alle hoffen, daß Theodoros uns die Stirne bietet. Antalo bleibt unter allen Umständen der Hauptstützpunkt für den Fall, daß wir unverrichteter Sache zurückkämen oder der Kaiser in's Innere entflieht, wohin wir ihm in der Regenzeit nicht folgen könnten. Die Schwierigkeiten auf den steinigten Gebirgswegen nehmen nicht ab, aber trotz vieler Mühe in großer Hitze brachten die Artilleristen ihre zwölfpfünder Kanonen über die Hindernisse hinweg. Diese Geschütze vor Magdala zu haben, wird vielleicht von größtem Nutzen sein."

Bilderräthsel.



Auflösung des Räthfels Seite 379:

Der Handschuh.

Wilhelm reichte Cigarren umher. Ich nahm; Falken jedoch dankte, indem er einen Blick voll Ironie auf mich heftete und dann Celestine ansah. Ich verstand diesen Blick recht wohl und sagte rasch, ihn parierend: „Zunächst, mein Fräulein, hätte ich mich Ihrer gütigen Zustimmung zu versichern, wenn ich in Ihrer Gegenwart rauchen will, — das fordert freilich der Anstand! Allein schon das Anerbieten Ihres Cousins, der Ihre Niece in dieser Beziehung in jedem Falle kennt, enthält a priori die Bejahung meiner Anfrage und Sie gestatten —?“

„Gewiß, gewiß!“ rief Celestine lebhaft, „ich schene den Rauch nicht! — Und warum refüsieren Sie heute, Herr von Falken, wandte sie sich verwundert an ihren Nachbar, „da Sie das wissen und sich doch sonst keine Schranken hierin setzen?“

„Ah!“ sagte ich zu mir selbst, „also eine Falle, die Du mir legen wolltest, Dursche!? Warte! Du öffnest Dein Visir zeitig genug, um Dir Aug' in Auge zu begegnen!“

„Nun, meine Liebe,“ erwiderte Falken den naiven Angriff des Mädchens, „wenn Ihnen der Dampf von Dreien nicht zu viel wird — meinethalben!“ und er griff ebenfalls nach einer Cigarre.

„Wagen Sie's immerhin!“ sagte Celestine, „ich will muthig Stand halten! Sie, Herr Doktor“ — und sie wandte sich an mich — „scheinen mir ein sehr leidenschaftlicher Verehrer des Tabaks zu sein! Ich sah es an dem verständigen Behagen, womit Sie das braune Ding da behandeln.“

„Allen Respekt, mein Fräulein, vor Ihrem Scharfblick!“ rief ich lachend. „Ja, es ist wahr! und soll ich Ihnen eine Apologie meiner Leidenschaft halten?“

„Ich bin eben auf dem Wege, es für Sie zu thun!“ fuhr sie in heiterster Laune fort; „nur haben Sie Nachsicht mit meiner Dialektik, wenn sie Ihnen nicht präzis genug scheint! — Die Cigarre ist das treffendste und darum eigentliche Attribut des Mannes. Der Mann repräsentirt die Arbeit, die Thätigkeit, das Streben nach Vorwärts; das Weib hingegen die Ruhe, den Stillstand, den Genuß dessen, was jener hervorbringt. Der rege arbeitende Genius unseres Jahrhunderts hat sich das Feuer und den Dampf unterthanig gemacht; sein grubelnder Verstand hat ihre geheimen Tiefenkräfte aufgespürt und sie zu Flügeln seiner himmelanstürmenden Begier erkoren. Was folgt? Die Unterjochten, die Sklaven müssen ihm nunmehr auch Tribut zollen, und den geeignetsten, indem sie fort und fort wiederum neue Gedankenbrände in ihm ansachen. Das thut denn in redlichem Gehorsam auch die Cigarre, jenes zierliche Konglomerat von Dampf und Feuer, wie mich mein Venau und andere erhabene Geister, welche aus dem brennenden Tabak ihre brillantesten Ideen fogen, gelehrt haben! — Wahrlich, ich für meinen Theil möchte gar keinen Mann, der nicht Raucher wäre!“

„Bravo, Bravissimo!“ riefen Wilhelm und ich in Eklase; von Falken verzog seine Lippen nur zu einem gezwungenen Lächeln. — „He, Freund! was sagen Sie zu dem Medetalent meiner reizenden Cousine?“ rief Wilhelm, indem er mich herzlich bei der Schulter packte.

„Ich bin erstaunt,“ sagte ich, — „und auch wieder verlegen! Ich sehe mich in der Lage eines unbeholfenen Mädelchens, Ihnen, mein Fräulein, gegenüber; ich, der Mann, muß den fürsprechenden Schutz einer Dame mir gefallen lassen, weil ich ihn durch mich selbst kaum ersetzen könnte!“

„O, wer das glaubte!“ warf Celestine scherzend ein. „Es ist wahr, uns Frauen rühmt man eine sehr ausgebildete Suada gern nach, wenn das in den meisten Fällen nicht geradezu als Vorwurf gemeint ist; — aber wie wird sich eine Dame unterstehen wollen, gegen den überwältigenden Nebenfluß der Gelehrsamkeit, der resultatreichen, gründlichen Forderung jener Herren Männer aufzukommen, zu denen auch Sie gehören!“

„Sie erweisen mir allzuhohe Achtung, meine Onäbige; woher wissen Sie —?“

„Das kann Ihnen wohl gleich sein! Ich bestrehe auch vorläufig auf keinen Beweis meiner Annahme, die werden sich, will ich hoffen, mit der Zeit bieten, und Sie erlauben mir dann wohl, je zuweilen als gelehrige Schülerin zu Ihren Füßen sitzen zu dürfen!“

„Ah!“ rief ich verwirrt, „daß solch' schöner Mund auch die scharfe Lauge des Spottes austräufeln kann!“

„Nicht doch! Nicht doch!“ fuhr sie in brotligem Ernste auf und

wandte sich gegen Wilhelm, der bisher still lächelnd sich auf seinem Stuhl gewiegt hatte, — „vertheidige Du mich doch, Cousin, wenn der Herr Doktor mir so schwarzen Verdacht aufbürdet! Wiederhole jetzt, was Du früher —“

„Nun, lassen wir das!“ unterbrach Wilhelm das schallhafte Mädchen, indem er, sich vorlehrend, seinen Stuhl wieder auf die vier Beine setzte und seine Cigarre abstrich, „der Doktor soll uns lieber etwas von seinen letzten Irrfahrten erzählen! Was haben Sie in den vierzehn Tagen Alles gesehen und erlebt? Alons, Freund! Eine Reisekizze!“

„Ja, ja! Auch das! Wir bitten darum!“ rief Celestine eifrig.

„Was kann der Herr viel erlebt haben?“ ließ sich jetzt Falken in ziemlich bissigem Tone vernehmen. „Wenn es noch eine Nilfahrt oder eine Reise nach dem Himalaya gewesen wäre! Da ließe sich erzählen; aber —“

„Sie haben vollkommen recht!“ gab ich meinem satirischen Gegner zur Antwort; „ich habe statt Löwen und Nilpferden leider nur friedlich waidendes Rindvieh wahrgenommen, und das kennt man hier zu Lande zur Genüge.“

Der Hieb saß; von Falken biß sich ergrimmt auf die Unterlippe, während die Andern ein leises Nüchtern nicht unterdrücken konnten. Celestine brach indeß diese drohende Phase des Gesprächs rasch ab, indem sie einfiel: „Nun, das thut ja auch nichts, Herr Doktor! Wir lieben auch solche Genrebilder in holländischer Manier; also bitte — bitte! erzählen Sie!“

Ich befand mich wirklich in einer seltsamen Stimmung. Sollte ich an die Aufrichtigkeit dieses Mädchens glauben? War es ihr Ernst mit jener pathetisch ausgesprochenen Bewunderung? — Oder vermochte sie derartig zu heucheln, daß ihr Spott nur das täuschende Gepräge der Wahrheit trug? Wie dem auch sein mochte, mein Egoismus entschied für das Erstere; ich besann mich zudem, welche jugendliche Exaltation ich an Freund Wilhelm schon bei unserer ersten Begegnung wahrgenommen und daß das gläubige Gemüth eines jungen Mädchens leicht durch eine solche hingetrisfen werden könne; vielleicht auch mochte sich Celestine bei meinem Anblick des oft bewährten Spruches erinnern: ein edler Kern in rauher Schale — genug: diese rasche Gedankenkombination schloß ich mit dem entschiedenen Vorsatz, den „edlen Kern“, soweit er überhaupt da war, gehörig bloßzulegen und, da ich so unerwartet glücklich herausgefordert worden, meine sämtlichen Geisteskräfte einen Sturm auf das scheinbar so leicht entzündliche Herz meiner schönen Zuhörerin laufen zu lassen.

Ich erzählte — erst schlicht und einfach, so lange eben die wahrhaften, sehr gewöhnlichen Erlebnisse meiner Wanderung nur eine platte, simple Darstellung zuließen, aber allmählig begann ich in's Reich lieblicher Dichtung mich aufzuschwingen, und warm und licht ward meine Darstellung: Pastellzeichnungen à la Zister, die ich vor dem Auge des lauschenden Mädchens aufrollte; und alle Schatmeien und Blüten Pan's ließ ich aufspielen zu einem Wald- und Wiesenkonzert, das ihre Sinne lieblich schmeicheln umfloß. Ah! ihr Auge glänzte, wie das feuchtlächelnde einer Taphnis, wenn ihr der liebende Amant Blumen in den Schooß wirft, damit sie Kränze um ihr schönes Haupt flechte. Und als ich meine Schilderung mit einer Paraphrase des glücklichen Agas schloß, in das ich nunmehr geflüchtet sei, da stand sie auf, lohnte mir mit einem sonnenhellten, vielverheißenden Blicke und sagte: „Ihre meisterhafte Schilderung, Herr Doktor, möchte ich wohl einmal gedruckt lesen, um sie mit mehr Behagen zu genießen! Wie soll ich Ihnen danken? Am Besten, ich mache eine Anleihe bei Jemand, der Ihnen in gleicher Höhe, wenn auch auf anderem Felde begegnet.“

Damit ging sie zum Piano, das in der Ecke am Fenster stand, öffnete es und intonirte mit virtuoser Begeisterung — Beethoven's herrliche Pastoralfonate. Sie war entzückend, wie sie so dasaß und in wönniger Vertöhrung sich dem Spiele jener süßen Melodien hingab. Ich nahm wie abwesend Wilhelm's Hand und presste sie fest in die meine; es war die Ueberfülle seliger Empfindungen, die sich in solcher Art Ausdruck verschaffte. Wilhelm lächelte mich mit befriedigtem Stolge an und wollte eben ein triumphirendes Wort sprechen, als von Falken ihn beim Arm nahm, wegzog und ihm eine leise Bemerkung zuflüsterte. Dann nahm er seinen Hut und empfahl sich mit einer spöttisch kurzen Verbeugung, die von Cele-

stinen und mir flüchtig erwiedert wurde. Wilhelm begleitete ihn hinaus. „Entschuldigt einen Augenblick!“ rief er uns zu und — ich war mit Celestinen allein.

Ich fühlte eine eigene Beklemmung plötzlich mein Herz fassen, — ich sah auch das Mädchen verwirrt; ein halb ängstliches „Wo hin, Wilhelm?“ war über ihre Lippen geglitten, — sie brach ihr Spiel mitten im Takte ab, — eine leichte Röthe flog in ihr Antlitz, — ich wollte etwas reden, die Worte versagten mir, — ich kam mir in diesem Augenblicke unendlich dumm vor.

„Ich halte Sie gar zu lange auf,“ sagte Celestine endlich mit leiser, unsicherer Stimme und erhob sich, — „Sie müssen unsern Park einmal durchstreifen; es gibt da recht hübsche Anlagen — reizende Aussichten —“

„Ach, mein Fräulein!“ fuhr ich ziemlich ungeschickt heraus, „was sind mir alle Anlagen und Aussichten der Welt in einem Augenblicke, wo ich, von Ihnen geleitet, die bezaubernden Fluren der Zukunft zu durchwandern begann? Warum entziehen Sie mir Ihre Hand nun so plötzlich? Witten auf der Insel der Seligen stehend, werde ich mich schwerlich wieder zurecht finden!“

„Da kommt Wilhelm zurück!“ erwiederte sie schallhaft, indem sie ihre Stiderei am Fenster zur Hand nahm, — „vielleicht weiß er den Cicerone besser zu machen, als ich; ich würde Sie am Ende noch weiter in die Irre führen!“

„Wohl! Wohl!“ setzte ich mit einem schwer verhaltenen Seufzer hinzu. Unser Gespräch war zu Ende. Die Brust voll gährender Hoffnungen folgte ich Wilhelm, um mit ihm bis zum Abend noch einige Stunden gedankenlos Feld und Wald und Park zu durchstreifen und dann ziemlich frühe, zwar ermüdet, aber in tiefster Seele aufgeregt, mein Lager zu suchen. Von Schlaf war in dieser Nacht wenig die Rede.

„Desto mehr wieder von Träumen,“ bemerkte Eduard.

„Wie anders?! Dieselben Träume wie am Morgen, nur intensiver, glühender, leuchtender, weil das Dunkel der Nacht sie umgab. Ach! die Liebe ist ja ein unermüdlicher Dauerläufer in dem blühenden Fregarten der Träumereien, und wenn sie auch immer wieder an ihren Ausgang zurückkommt, stets beginnt sie ihren Lauf von Neuem. Allein Sorge nicht! Ich will Dich mit einer ähnlichen Relapitation nicht langweilen! Mit dem Eingange meiner Erzählung war ich so ausführlich, weil der Mensch im Hochsommer sich am Oestersten und Liebsten die Frühlingsantecedentien seiner Liebe vorhält. Die Wurzeln einer jäh aufschießenden Leidenschaft, weil sie von der ersten Erinnerung, die sich nur an die Blüte hält, nicht beachtet werden, verwachsen und verwirren sich allmählig solchergestalt ineinander, daß es viel Zeit und Mühe kostet, will man sie späterhin sich wieder einmal zurechtlegen. Laß mich jetzt rascher vorwärts kommen!“ (Zerückung folgt.)

Ein Verrat den Duellen!

Von Dr. Hugo Schramm.

(Schluß.)

Wenn vor ein paar Jahren der liberale preussische Abgeordnete Stavenhagen, ein ehemaliger General übrigens, im Abgeordnetenhaus erklärte, das Duell sei allerdings ein Vorurtheil, ein so tief wurzelndes Vorurtheil aber, daß er für sich selber schon nicht anders könne, als es mit sich in's Grab zu nehmen, so war dieß wohl ein bedeutames Geständniß; allein hat es denn nicht schon noch tiefer gewurzelte Vorurtheile gegeben, von denen, als das Urtheil kam, die Menschen doch einfachen, daß sie weichen mußten, wie die Vergangenheit der Gegenwart? „O, die Menschheit hat viel süßere Gewohnheiten als das Duell sich abgemöhnen müssen, denen sie nachgegangen mit Leib und Seele. Die feste Erde unter den Füßen hat das Vorurtheil einbüßen müssen vor der Gewalt des kopernicanischen Sonnen Systems, welches unsern Planeten den Laufpaß erteilte. Nicht einmal der Teufel, ohne welchen das menschliche Herz gar nicht schien auskommen zu mögen, konnte sich halten. Seit Luther dem Teufel das Dintensäß nachgeworfen, sitzt der Teufel in der Dinte, und wer weiß, ob unserm ohnehin

schwarzen Teufel der weiße Teufel der Chinesen nicht bald in dem Dintensäß die Gesellschaft leisten müssen. Ist doch die ganze Ritterlichkeit des Mittelalters aus dem Sattel gehoben, warum sich gerade an das Ueberbleibsel des Duells anklammern? Aber man sagt: das Mittelalter sei mit seinen Sitten doch respektabel, und weil die Sitte des Duells eine derselben gewesen ist, setze es uns wohl an, sie auch zu respektiren. Nun, die Spartaner waren gewiß sehr respektable Leute und haben die Sitte des Diebstahls gehabt, den sie als eine gymnastische Fertigkeit hoch in Ehren hielten. Dagegen gilt bei unsern germanischen Stammesgenossen, den Holländern, die doch unzweifelhaft ebenfalls respektable „Mynheeren“ sind, derjenige für geächtet und vererbt seine Achtung auf seine Nachkommen, welcher im Zweikampfe seinen Gegner tödtlich getroffen hat. In England ist das Duell, will man den nationalen Faustkampf, das Boxen, nicht dazu rechnen*), selbst in der Armee und Flotte bereits ganz aus der Mode gekommen, und steht dort die vollständige Unterdrückung des Duells am Ehesten zu erwarten. Schon im Jahre 1765 ward ein Großheime des Dichters Lord Byron vor das Oberhaus gestellt und des Todtschlages für schuldig gefunden, weil er seinen Gutsnachbar im Duell erschossen hatte. Im heutigen England nöthigt die Strenge der Polizei jedes Paar, das sich den Genuß eines Zweikampfes verschaffen will, zu einem Ausfluge nach Frankreich. Abgesehen von diesem lustspieligen Zwange, der das Duell zu einem großen Luxus macht, hat sich auch die öffentliche Meinung mit steigender Energie gegen eine Gewohnheit erklärt, die als ein Nest der alten Barbarei aufgefaßt wird. Seit einer Reihe von Jahren besteht ein Verein gegen das Duell (Anti-duelling Association), dessen Mitglieder die Verpflichtung übernehmen, jede Herausforderung zurückzuweisen und für ihre Ansicht Propaganda zu machen. Der Thätigkeit dieses Vereins ist die größere Strenge der Polizei und Gerichte gegen Duelle zuzuschreiben. Schon 1843 zählte der Verein 416 Mitglieder, worunter 38 Lords und Edhne von Lords, 18 Unterhausmitglieder, 20 Baronets, 35 Admirale und Generale, 56 Schiffskapitäne, 32 Obersten, 26 Majors, 42 Hauptleute, 26 Lieutenants und 28 Advokaten waren. Seitdem hat sich die Zahl bedeutend vermehrt.

Sobald das Vorurtheil bekennet, ein Vorurtheil zu sein, ist die Macht des Urtheils schon auf dem Wege, in der Aufdämmerung. Wie die Sachen bei uns freilich noch liegen, wissen wir recht wohl, daß alles Eiserne und die bündigsten Beweisführungen gegen das Duell im Allgemeinen noch Schläge in's Wasser sind, daß die klaren Auseinandersetzungen vielleicht wohl allgemeine Zustimmung hervorrufen, in jedem einzelnen Falle aber, wo nur Affekt und Leidenschaft thätig sind, federleicht in die Waagschale fallen. Oder man mißbilligt das Duell im Principe und man schlägt sich doch, um nicht als „feig“ zu erscheinen, um eine Probe persönlichen Muthes abzulegen. Hierzu ist nur beiläufig zu bemerken, daß der „Muth“ nicht selten bloß in der stupiden Furcht vor der vermeintlichen Verachtung besteht, die den Duellweigernden trifft; diese erscheint als das größere Uebel, und um ihr zu entgehen, stellt sich auch der Feigste auf die Mensur. Es wird im Leben oft genug beobachtet, daß der Raufbold sich schwächere Gegner aussucht und, wenn er unvermuthet einem ihm überlegenen Feinde begegnet, sich schlecht schlägt. Beim Duell auf Stoß und Hieb gibt es eine Methode versteckten Auskneifens (Zurückweichens), die durch schnelles Voltigiren in Ausführung gebracht wird. Der Verfaßter, der selbst übrigens, wie er bekennen muß, als ehemaliger Korpsstudent seine üblichen Paukereien gehabt hat, aber eben auch gerade deshalb nicht ganz unberechtigt zu einem Urtheil ist, kannte einen göttinger Studenten, der dieses Auskneifen mit solcher Virtuosität auszuüben verstand, daß seine eigenen Freunde von ihm sagten, er habe bei seinen Duellen den Weg von Göttingen bis Lüneburg hin und zurück gemacht. Ebenso kann man von Offizieren hören, daß die Raufbolde des Regiments vor dem Feinde sich am Schlechtesten bewährt haben. Doch dieß, wie gesagt, nur nebenbei; wir kommen wieder darauf zurück, daß wir recht gut wissen, wie das eingetrostete

*) Ueber die nichtswürdige Variation des modernen Duells, welche sich aus Amerika in jüngster Zeit leider auch nach Deutschland veriri hat, und bei der die Zweikämpfer zwischen einer geladenen und ungeladenen Pistole lösen oder auch durch Würfel und schwarze und weiße Augen ihre „Ehrensachen“ erbeizigen lassen, ist selbstredend vollends gar kein Wort zu verlieren.

Vorurtheil, Ehrenhändel nur durch einen Zweikampf zum Austrag bringen zu können, bei uns noch immer viel stärker ist, als bessere Einsicht. Wir können daher auch nichts Anderes vorläufig anstreben wollen, als das, daß die öffentliche Meinung ihre mächtige Stimme erhebe, um die Ergreifung energischer Maßregeln zur Bekämpfung des besagten Vorurtheils zu verlangen.

Für die hauptsächlichsten aber halten wir einerseits die Aufhebung der Militärgerichtsbarkeit und die Aufhebung der Universitätsgerichte.

Wenn unter Militärs und Studenten die barbarische Unsitte des Duells zumeist noch in ihrer Blüte steht, so hat ganz zweifelsohne jene exceptionelle Jurisdiction einen großen Antheil daran. Derartige gesonderte Rechtsstellungen verleiten die Betreffenden nur zu leicht, sich auch gesonderte Rechts- und Ehrenanschauungen zu bilden oder erschweren es ihnen, die eingebildeten los zu werden. Darin liegt der Fluch der Ausnahmen in der öffentlichen Rechtspflege, daß sie fortzeugend Ausnahmen gebären. Der Militär darf durch keine aparte Gerichtsbarkeit in die Vorspiegelung eingelullt werden, etwas Anderes als ein Bürger in Waffen zu sein^{*)}, und der Studierende, sich für etwas Anderes zu halten, als einen Sohn des Vaterlands, dem er mehr schuldet, weil er mehr die Wohlthaten des Unterrichts in dessen wissenschaftlichen Instituten genießt. Dann werden auch die Militärs wie die Studenten sich leichter des Wahns und des Danks entschlagen, als ob ihre Ehre eine andere und ihr Schutz der Ehre ein anderer sei.

Andererseits aber erscheint als sehr wesentlich in der Sache eine betreffende Aenderung der allgemeinen Straf- und Civilgesetzgebung. Jene fehlt entschieden, indem sie unter Aufstellung höchst lahmher Gründe ein eigenes Verbrechen des Zweikampfes geschaffen und aufrecht erhält, wo doch entschieden lediglich die juristischen Elemente unbekannter gemeiner Verbrechen und sonstiger Delicte, als: Mord (vollbracht oder versuchter bei jedem Duell mit Schusswaffen), öffentliche Gewaltthatigkeit, Schlägerei (mit schwerer oder leichter Körperlicher Verletzung) und dergleichen vorhanden sind, vor deren Anwendung jene epigonischen Landfriedensbrecher kein Privilegium beanspruchen dürfen. Viele auch dadurch mancher Duellant in einen geringeren Straffah, so hätte man die Hauptsache gewonnen; das Kind wäre bei seinem rechten Namen genannt. Das Civilrecht aber müßte jeden, der sich an einem Duell als Förderer, Beförderer, Zeuge, „Unparteiischer“ oder wie sonst immer fördernd betheiligt, als einen Blod- und Schwachsinrigen ansehen, der demgemäß unter Mordel zu stellen sei. Die kalte Douce einer solchen civilrechtlichen Folge würde sicherlich gar manches aufbrausende Gemüth noch bei Zeiten zur Besonnenheit zurückbringen.

Endlich gibt es unseres Erachtens Niemanden, der die Grundlagen des modernen Staatslebens so völlig mißkennt und mißachtet, als ein Duellant. „Mut ist ein ganz besonderer Saft“, und soll und muß es ein Mann vergießen, dann hat ein hochheiliges Anrecht darauf nur einzig und allein das Vaterland, auf dessen Altar Gut und Blut zu opfern die höchste Ehre und Pflicht gebieten. „Jede Kraft dem Vaterlande!“ Wie sehr wird dieses schöne und wahre Dichterwort durch die Barbarei jenes kaltblütigen Schlächterthums — Duell geheiß — zur Ironie! Wir stimmen daher auch noch dem von einem „Kulturbelebten“ gemachten Vorschlage bei, einen jeden, der so handgreiflich an den Tag legt, daß ihm die Grundbegriffe des staatlichen Gemeinwesens, des constitutionellen Staatsbürgerthums abgehen, daß er dem Gemeinwohl gegenüber seine persönlichen Ansichten, seine selbstische Autorität geltend macht, der activen und passiven Wahlrechte, deren Ausübung durch die Mordelverhängung bloß suspendirt würde, für ganz verlustig zu erklären.

Durch solche Maßregeln gelänge es sonder Zweifel, der Sonne der Freiheit, der Wahrheit und des Rechts auch in dieser Beziehung zum endlichen und baldigen Siege über die Macht des Vorurtheils und Irrthums zu verhelfen!

Ja, finster ist's auf Erden noch all und überall
In Pforten und Palästen, auf Bergen und im Thal,

^{*)} Weib auch in anderer Beziehung eine solche Annahme führt, dafür hat leider die neueste Zeit so manche traurige Belege geliefert: man denke nur an den jüngsten Bürgermord in Berlin, durch den Lieutenant Schewe.

So lange noch die Presse die schweren Ketten trägt,
So lang' ein andrer Glaube die Zwietracht noch erregt,
So lange noch die Unschuld aus dumpfer Keiterslust,
Von Haus und Hof geschieden, nach der Erlösung ruft,
So lang' auf dem Schauplatz noch fliehet Menschenblut,
Vor einem todt'n Bildniß man noch Abbitte thut,
So lange noch die Angel durchbohrt des Gegners Brust,
Und sich noch Völker schlachten mit Kannibalenlust,
Steig', Morgenroth der Freiheit, empor in voller Glut!
Wach' auf, was schläft! entzünde Thatkraft und Heldenmuth!
Du klares Licht der Wahrheit, heizprangend tritt hervor!
Illuminir' die Geister! Zeiteich' des Irrthums Her!
Du Flammenkralch des Rechtes, wann Ungewitter bräut,
Schlag' durch' treib' auseinander all' Ungerechtigkei!
So glühe, glänz' und flamme, du hehrerab'ne Drei!
Auf daß die ganze Erde ein Sonnenempet sei!”

Fliegende Blätter.

Der Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Dieß Wort hat sich längst wieder bewahrheitet. In England stellt eine Dame bei ihren neuen Diensthöten, den sie bekam, eine Probe der Ehrlichkeit an, indem sie ein Geldstück in einer Weise irgendwo hinlegte, daß es als verloren oder verassen angesehen werden konnte. Die meisten Diensthöten behielten das Geldstück, dann aber machte die Dame Lärm und überheuerte sie dem Verdras. Manche davon kam nicht mehr aus der Verbrecherhöhle, in welche sie dadurch gerieth. Eines dieser Mädchen heirathete nachher einen Groggner, und es wurde ein Nachplan verabschiedet. Als die Dame wieder ein Mädchen suchte, ward ihr ein schlauer, in die Verführung eingeweihtes Mädchen zugesendet, das sie auch nahm. Dieses Mädchen ließ das vingelegte Geld liegen, aber im Schlafzimmer der Dame, wohin immer Geschäftsleute kamen, eine fünfzigpfundnote fallen. Die Dame hob sie auf und verwendete das Geld zu ihrem Nutzen; sie glaubte, ein Geschäftsmann habe die Note verloren. Kaum hatte sie aber dieselbe ausgegeben, ward sie verhaftet und in Untersuchungshaft gesetzt, denn die Note war gefälscht. Die Groggner konnten aber nicht stille sein und es kam endlich heraus, wie die Sache sich zugetragen.

Rösselsprung.

brü:	de	sang	wo	bleib	wo	läufst	de
so	sich	der:	den	ich	man:	te	rie:
ti:	daß	dand	dir	le	red	rei:	nach
er:	mein	nicht	nach	le:	weis	ei:	ge:
die	auf	neut	herz	de	ge	tem	de
manet	ile	treu	ble:	kann	in	ten	auch
schaft	freund:	ver:	fil.	mit	einst	er:	rie
weis	ver:	freund:	schaft	her	ge:	ich	bis

Auflösung des Rösselsprungs Seite 355:

Spricht das Leben Dich an mit all' seinen Schmerzen und Freuden,
Gib Dich auch freudlich ihm hin!
Aber treibt es Dich kalt hinaus in die lieblose Menge,
Zieh' in Dich selber zurück!
Denn nur im Herzen allein wirst Du das wahre Glück finden,
Nach dem ja so Viele geirret;
Doch selten wohl Einer errang!

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS



ter Mitglieder oder Jöglinge der Universität und bliden feierlichererst in die Welt hinaus; über ihren Häuptern rauschen die frischgrünen Baumwipfel, zu ihren Füßen ziehen die Wellen, und von dem entferntesten, einsamsten Ende des Plages herüber glänzt die Justiniuskirche, eines der edelsten Werke palladianischer Kunst. So verlassen sonst dieser Raum, zur Marktzeit konzentriert sich hier das weltliche, wie in der Antoniuskirche das fromme Interesse, und dieß nicht nur in den Tagen des eigentlichen Viehmarktes, wo der Platz mit Pferden, Kindern, Schafen u. s. w. überfüllt ist, denn hier herum liegen die Stallungen, hier werden die Thiere ausgestellt und versucht und für die kommenden Wettrennen eingeführt. Diesen Jahren sind hauptsächlich die Frühstunden gewidmet, bevor die Hitze Menschen und Thiere zu sehr ermüdet, und das umsonst gegebene Schauspiel zieht immer Schaa ren eifrig theilnehmender Zuschauer an. Außer Offizieren sieht man kaum Reiter, die Pferde gehen vor sehr leichten, zweirädrigen Wägelchen, von denen die ältere Gattung zwischen hohen Wä dern eine Art Sesselfchen für den selbstlenkenden, alleinigen Inassen bietet, während die andere sich der gewöhnlichen Form nähert. Bei diesem Fahren wird eben so viel Geschwindigkeit des Lenkers, als Dressur des Thieres gefordert, denn nur wenige Schritte, mit denen das letztere aus der vorgeschriebenen Art eines eigenthümlich raschen Trabes in Galopp über schlägt, genügen, um ihm bei den Wettrennen den Preis zu entziehen. Diese Rennen, welche Mitte und Ende Juli stattfinden und eine zahllose Menschenmenge in athemloser Spannung erhalten, sind zugleich Gipfelpunkt und Schluß der Festzeit. Mit ihnen endet die Oper, sowie andere ähnliche Unterhaltungen, die fremden Gäste ziehen fort, bald von den vielen einheimischen Familien gefolgt, welche nach alter Sitte die Herbstmonate auf dem Lande zuzubringen pflegen; mit den eintretenden Ferien verschwinden Anfangs September auch die Studenten, die bis dahin noch einiges Leben oder wenigstens Lärmen hervorgebracht, und auf die erst noch heitern Gassen lagert sich tiefe, gründliche Langeweile.

So war seit alten Zeiten die fröhliche Feier des Antoniusmarktes. Die letzten Jahrzehnte brachten durch ihre politischen Wirren eine längere Unterbrechung derselben, denn so lang es als wichtigste patriotische Pflicht jedes italienisch gesinnten Venetianers galt, daß er seine Tage in anständiger Langeweile zubringe, hielten nur mehr Kirche und Handel den alten Gebrauch aufrecht, während das heitere Volksfest der Wettrennen ganz aufgehört hatte und die Oper zu einem Schatten ihres alten Glanzes herabgesunken war. Die jüngsten Umwälzungen in Venetien werden der Festzeit neues Leben bringen, allein gewiß, unbefangenen lebhafter ging es zur Zeit her, in welcher sich die hier erwähnten Ereignisse zutrug; damals war die Politik noch nicht auf die Gasse hinabgestiegen, und wenn sie auch in den Salons mit Eifer betrieben ward, störte sie doch keinen Einzigen, sich mit süßlicher Lust und Ausgelassenheit an den Festen des Jahres zu betheiligen, und wirkte besonders die Eröffnung der Oper entzündend auf jedes junge Paduanerherz. Dazu war auch Arcangelo zurückgekehrt, durfte er doch hoffen, wenn auch nur von ferne, die Geliebte dabei zu sehen.

Er war Nachmittags angelangt und ging mit Mutter und Bruder in die Loge der Ersten. Rano entfernte sich bald und kam nicht wieder, und den ganzen Abend hindurch konnten sie ihn verfolgen, wie er plaudernd bald in dieser, bald in jener Loge verweilte. Arcangelo blieb, auf dem Nacktfuß halb verborgen, und war einigen älteren Herren dankbar, deren Besuch ihn der Nähe überhob, seine Mutter zu unterhalten. Soreggia's Loge lag ihrer fast gegenüber, so daß er mit vollen Zügen die Freude von Amabilens Anblide genießen konnte. Ihre Schwiegereltern waren mit ihr, Bekannte des Hauses kamen und gingen, sie schien zerstreut und rebete wenig. War es Täuschung, daß sie ihm ernster, bleicher vorlam, als gewöhnlich, und daß sie heimlich etwas im Saale zu suchen schien? Und jetzt — nein, das war keine Täuschung! — jetzt, wo ihr Blick den seinen getroffen, stieß das lieblichste Roth über die erst noch blaffen Wangen, und die trüben Augen leuchteten in frohem Glanze. Er regte sich nicht; sie wandte sich gegen die Bühne, und als nach längerer Zeit ihr Auge wieder auf ihm ruhte, lag etwas darin wie ein stummer Vorwurf.

Eine beglückende Ahnung stieg in ihm auf. Er hatte sich in der letzten Zeit oft gesagt, daß er, wäre Amabile seine Frau ge-

worden, sie mit wärmster Liebe umgeben und behütet hätte, bis nach des großen Dichters Aussprüche: *amor, che a null' amato amar perdona*, auch in ihrem Herzen die Reigung wach gerufen; aber nie hatte er sich gestattet zu hoffen, sie kenne und erwidere sein unausgesprochenes Gefühl. Auch jetzt schalt er sich einen selbstfüchtigen Thoren, daß er wünschen könne, ihr kares Dasein durch eine unselige Leidenschaft getrübt zu sehen, und dennoch fühlte er neue Kraft in seinen Adern und nahm in seinen Schummer süßere Träume mit.

Den nächsten Tag ging er zum Hochamte in der Antoniuskirche, bei welchem Paduas schöne Welt zugleich Gott und der Gefallsucht dient. Ernst, wahrhafte Andacht findet man dort in den Morgenstunden. Hunderte betreten in stiller Sammlung den ehrwürdig dämmernden Raum, knien vor dem Antoniusaltare, legen endlich bittend die Hand auf den dunklen Stein, von dem es heißt, er habe dem frommen Mönche als Sterbelager gebient, und hoffen an der Stätte, wo seit Jahrhunderten so Viele Erhöhung gefunden, auch für ihre Schmerzen und Sorgen Trost und Linderung zu erlangen. Es liegt eine eigenthümlich geheimnißvolle Weihe um solche alte Zufluchtsorte des Gebetes, aber man muß selbst beten, um sie ganz zu empfinden.

Bei den eleganten späteren Messen ist wenig davon zu finden. Wie im Theater, wie auf der Gasse sucht da Eitelkeit die Eitelkeit, man kommt, um die Musik zu hören, um zu sehen und gesehen zu werden, und verborgen im Gedränge wird manch' heißer Blick, manch' flüchtiger Händedruck in den Hallen ausgetauscht, die nur der Andacht geweiht sein sollten. Ein ähnlicher Gedanke zog auch Amabilens Freund hin, allein vergebens durchstreifte er den Raum der Kirche, sie war nicht zu finden.

Erst am Nachmittage, da er, mit einem Bekannten durch die Gassen schlendernd, die Vorbereitungen zur großen Prozession betrachtete, sah er sie als Zuschauerin auf dem Balkon einer befreundeten Familie. Sein Begleiter verließ ihn, um die Frauen des Hauses zu besuchen; er blieb allein und suchte einen Platz, von welchem er den Umgang und — mehr noch — die Geliebte sehen konnte. Beim Beginne des Zuges gesellten sich sein Bruder Rano und Soreggia zu ihm und machten halbblaute Bemerkungen über die Mitglieder der zahlreichen Bruderschaften, meist Handwerker, welche im ungewohnten Laleare ehrbar links einherschritten, während zerlumpte Buben neben ihnen herliefen und das abtropfelnde Wachs der Fackeln in großen Papierbüten sammelten. Später, als der Zug vorbei war und das Volk sich regellos nachdrängte, wurde Rano durch eine Menschenwelle von den Gefährten getrennt, und Soreggia benützte den Augenblick, um Virandi zu sagen: „Du bist entweder beleidigt, oder hast mich neulich vollkommen mißverstanden. Niemals dachte ich daran, Dir mein Haus ganz zu verschließen, und jetzt bitte ich Dich, komm' manchmal wieder! Dein Ausbleiben fällt auf, Amabile hat es schon besprochen und ich wünschte nicht, daß die Welt, am Wenigsten daß meine Frau bemerkte, es sei etwas zwischen uns Weiben vorgefallen. Wir sind heute Abend zu Hause, mußten unsere Loge einem halben Duzend vicentiner Verwandten abtreten, erwarten ein anderes Duzend aus Venedig und Treviso als Abendgäste, darunter einige ganz angenehme Leute, die Du kennst. Willst Du kommen? Wir wäre es doppelt lieb, weil ich der Marchesa Romilda versprochen habe, sie auf ein Ständchen zu besuchen, und Du mich bei den Gästen ersetzen könntest.“

Virandi nahm die Einladung mit einer stummen Dankbarkeit an, welche Antonio schwerlich passend gefunden hätte, und es überkam ihn eine eigene Nührung, als er Abends die Räume wieder betrat, nach denen er sich so lange gesehnt, weil sich die geliebteste Gestalt in ihnen bewegte. Er hoffte auf stillfreudige Stunden, wie er sie oft hier verlebte, aber er fand sich bald enttäuscht. War auch die äußere Umgebung gleich, er war es nicht, er hatte das ruhige Genügen verlernt, mit welchem er sonst die holde Gegenwart genoß, und diese Wiederkehr rief eine heftigste Aufregung in ihm wach, gegen welche er umsonst ankämpfte. Die lärmende Gesellschaft, die sich hemmend zwischen ihn und Amabile drängte, verstimmt ihn noch mehr, er ward gereizt und bitter, bis die Freundin, welche sein Kommen freudig begrüßte, sich verlegt von ihm zurückzog und er endlich mit dem schmerzlichen Gedanken schied,

vor dem wir stehen, bald ist es eine breitblättrige Palme, bald sieht uns ein Heiligenbild oder eine ernste Statue aus den Tropfgebilden an, bald sehen wir die feinsten Falten und Spitzenenden eines zierlichen Vorhanges, bald haben wir das Auge hoch über unser Haupt emporzulenken, bald sind wir umschlossen, daß wir aus den Krümmungen, Windungen und Oeffnungen hinausschauen, wie aus einem Erker oder Bogenfenster in Straßen, Säle, Hallen, Kirchen!

Es gibt einen Tanzsaal, ja sogar einen Kälvarienberg darin, einen Dom und einen griechischen Tempel mit zum Theil umgestürzten Säulen, versteinerte Wasserfälle die Menge; das Auge wird nicht müde, zu sehen und Neues zu entdecken; je wacher Verstand und Phantasie, desto reicher und immer neuer die Gebilde!

In dem Wasser des Sees lebt ein eigenthümlicher aalähnlicher Fisch, bei dem man sein Auge wahrnimmt und von dem immer einige Exemplare zur Ansicht für die Gäste bereit gehalten werden.

Die Wege sind jetzt vorzüglich erhalten und gepflegt, man geht aber Brücken und Dämme und lebt stundenlang in einer ganz eigenthümlichen Welt unter der Erde, in einer kühlen, feuchten Temperatur.

Aber beim Ausgange sich im Rundgange zuwendend, sieht das Auge doch mit wachsendem Entzücken aus der Ferne einen bald blaugrünen, bald weißgrünen Stern, welcher wächst und immer größer wird: es ist das Tageslicht, in welchem des Menschen eigentlichtes, erquickendes Dasein ist; man eilt ihm zu, man schreitet allmählig in Dämmerung vorwärts, man begrüßt die Pforte und das Tageslicht, man steht wieder unter Gottes freiem Himmel, man leuchtet auf, man fühlt sich erleichtert, wie erwachend aus einem märchenhaften Traume!

Das Auge hat sich wieder zu gewöhnen an die Farben des Tages, des Grünen und des Gelbes unter der Sonne, aber man fühlt ihren Strahl oder des Tages Helle mit Befriedigung; — so wunderbar es da unten ist — glücklich, wer athmet im rosigen Licht!

Die Jahreszeiten des Waidmanns.

Von

G. Frhr. von Thüngen.

IV.

Bereits deckt der Frost die Landschaft. Heulend raßt der Sturm über den kalten nackten Boden, doch bald ist die Luft wieder ruhig. Schneewolken ziehen am nächtlichen Himmel hin. Leise fängt es an zu schneien, bis die Flocken immer dichter kommen und den Wald wie die ganze Landschaft mit weißem Leidentuche überziehen. Der Winter ist in's Land gekommen!

Ein schwacher, röthlicher Streif am Firmamente verkündet den Morgen. Blutroth steigt endlich die Sonnenscheibe über den Waldsaum empor und übergießt den vom Schnee zauberisch verwandelten Wald mit rosigem Lichte. Reisen und Goldhähnchen flattern mit leisem Gezwitscher durch die Aeste. Auf der maellosen weißen Decke sieht man die Fährten des Wildes. Hier die geschnurte Fährte des Fuchses; dort sind Rehe flüchtig über den Weg gegangen. Drei Waidmänner kommen heran, mit präsendem Blicke die Fährten musternd. Das Dickicht wird umstellt und die die Jäger begleitenden Dachshunde von den Jangleinen gelöst und auf die Fährten gesetzt. Drei Füchse, zwei Rehböcke und ein nach vielen Mühen ausgepürter Baumwarter sind die Beute des Tages.

Jetzt ist des Fuchses schlimmste Jahreszeit gekommen; denn nicht nur, daß es jetzt schmale Wiesen gibt, sondern auch sein Walz ist dem Jäger werth und keine Mühe wird gescheut, um seiner habhaft zu werden. Schwannenhals und Zellereisen werden aufgestellt, Luderpläthe errichtet und was nicht hier vom Jäger erbeutet wird, wird auf den Treibjagden erlegt, die nun auch fleißig abgehalten und wo auch Hasen und Rehe geschossen werden. Aber auch dem übrigen Raubzeug wird fleißig nachgestellt. Und, wenn der Nordwind pfeifend graue Vögel vor sich herreibt und die Schneeflocken immer dichter und dichter herabfliegen, dann greifen wir nach der erprobten Doppelflinte und eilen an den Fluß, wo das Wassergeflügel, Wind und Wetter scheuend, sich unter dem hohen Ufer verbirgt und daher leicht von uns beschlichen wird.

Überall herrscht reges Waidmannsleben, überall Waidmannslust und „Waidmanns Heil!“ Und so geht es fort, bis der nahende Februar den Schluß der Jagdaison gebietet und wir nun von den glücklichen Erinnerungen zehren müssen, bis uns neues „Waidmanns Heil“ zu Theil wird.

Von unten herauf.

III.

Michael Schluppach.

Von

August Frierabend.

Vor hundert Jahren lebte im stattlichen und großen Pfarrdorf Langnau, dem Hauptort des lieblichgrünen und gewerbreichen Emmenthals, ein höchst origineller Naturarzt, der insofern eine Art von Weltruhm besaß, als Kranke nicht nur aus allen Ländern Europas, sondern auch aus dem fernen Asien und Afrika Hülfe bei ihm suchten und oft auch fanden. Die französischsprechenden Fremden nannten ihn „Médecin des Alpes“ oder „de la Montagne“, die vornehme Welt der Schweiz den „Doktor-Micheli“, die Emmenthaler aber den „Schärer-Micheli“. Michael Schluppach war einfacher Bauernleute Kind und wurde zu Biglen, einem kleinen Dorfe zwischen Thun und Burgdorf, im Jahr 1707 geboren. Da der talentvolle Knabe keine Lust zur Landwirthschaft, wohl aber zur Arzneikunst zeigte, so that ihn der Vater nach beendigter, dürftiger Dorfschule zum „Langnauer-Schärer“, der damals als einer der „Berühmtesten“ weit und breit galt. Bei diesem Meister blieb er volle vierzehn Jahre, und zwar zuerst als Lehrbursch, hernach als „Gesell“. Während dieser langen Zeit lernte er eifrig in den Kräuterbüchern des Schärers, noch mehr aber in der Natur, indem er sich auf seinen Streifereien über die Alpen und durch die Bergthäler und Schächten mit den Arzneipflanzen bekannt machte, Kunde und Klagen zergliederte, und durch fleißige Beobachtung der Kranken sich jene wunderbare Gabe erwarb, die seinen Weltruhm gründete, nämlich die Kunst, die Krankheiten der Menschen rasch zu erkennen. Bald war der Gesell dem Meister über den Kopf gewachsen. Sein heiteres, zuversichtliches Auftreten war ganz geeignet, ihm das Vertrauen der Leute zu erwerben. Da diese eben von ihm geboltet werden wollten, so beschloß Micheli, das Geschäft auf eigene Faust anzufangen. Er heirathete eine mittellose, aber wadere hübsche Nachbarestochter, die ihm tüchtig haufen und sparen half, und eine einzige Tochter gebar, aber ihm frühe durch den Tod entrisen wurde. Er heirathete dann die „Jungfrau“ (Wagb), deren Thätigkeit er während der Krankheit seiner ersten Frau kennen gelernt hatte, und die als ebenso umsichtige Hausfrau wie verständige und wihige Gesellschafterin die Bewunderung und Huldigungen der Großen der Erde in hohem Grade sich gewann, aber mit seinem richtigen Takte zu würdigen wußte.

Micheli betrieb seinen Arztberuf in der patriarchalischen Weise, wie es hausfrende Tyroler als Nebengeschäft noch heutzutage in der Ostschweiz zu thun pflegen. Mit einem Säcklein voll Arzneien, dem Aderlaß- und Schröpfknapper, Rasirmesser und Zahnschlüssel auf dem Rücken, durchzog er das Emmenthal und Entlebuch von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, rasirte, schröpfte, ließ zu Ader und riß Zähne aus, je mehr je lieber. Überall war er wegen seiner muntern Späße und kernweise gerne gesehen und gewann sich die Herzen der Kranken wie Gesunden. Für seine ärztlichen Bemühungen wurde er indessen nicht immer mit barem Gelde, sondern sehr oft mit Lebensmitteln und Naturalien bezahlt, und er sah sich daher bisweilen genöthigt, ein Wägelchen zu entleihen um das naturwüchsige Honorar sich nachfahren zu lassen.

Es währte viele Jahre, bis sein Ruhm über die Grenzen der beiden Emmenthaler hinaus drang, der sich dann in außerordentlicher Weise ausbreitete. Zwei pariser Damen wurden die Verländerinnen des auswärtigen Ruhmes des „Médecin des Alpes“. Die eine, welche viele Jahre kinderlos war, lehrte mit ihrem Gemahl mit frohen Mutterhoffnungen von Langnau nach der stolzen



Seinestadt zurück. Der andern hatte Micheli Dinge aus den Augen herausgelesen, deren Geheimniß sie verborgen währte. Damit war sein Ruhm und Glanz gegründet! Als wäre in dem abgelegenen Bergdorfe Langnau ein neues Bethesda entstanden, strömten von nun an bis zum Tode des Wunderdoktors tausend und tausend Kranke dahin, und das Dorf gewann bald den Anblick eines sehr besuchten und vornehmen Kurortes. Glänzende Wagen rollten schaaarenweise daher. Nicht nur die Wirths-, sondern auch die meisten Privathäuser waren mit Gästen angefüllt, und selbst die ärmlichsten Hütten hatten vornehme und einträgliche Einquartierung. Micheli hatte sich auf einem der anmuthigen grünen Hügel, welche das Dorf umgeben, ein geräumiges, hölzernes Haus gebaut mit prächtiger Aussicht auf die Oberländerberge, welches stets von Kranken vollgepfropft und vom frühen Morgen bis zum späten Abend von Hülfsbedürftigen umlagert war. Micheli hatte diesen Ruhm nie gesucht, aber er verstand es bei seinem klaren Verstande vortrefflich, den Wunderglauben seiner Zeit durch Einwirkung auf die Einbildungskraft zu Heilzwecken auszubenten. Er besaß das Talent, den fremden Besuchern die Geheimnisse aus dem Urin-gläse oder aus den Augen herauszulesen, die er durch Vertraute bei der Ankunft derselben im Wirthshause hatte erspähen lassen. Ohne Unterschied des Ranges fanden die Hülfsbedürftigen bei ihm der Reihe nach Zutritt, wie sie angekommen waren. Der Marquis, der Lord, der Staroste, die Durchlaucht und der Prinz mußten eben wie der Bauer und Knecht oft stundenlang warten, bis sie beim Wundermaune zugelassen wurden. War dann der ersehnte Zeitpunkt endlich gekommen, dann fand der Eintretende in der Apotheke den wohlbeleibten, alten Mann in seinem Lehnstuhl sitzend, meistens in Hemdärmeln ohne Rod, die schwarze Sammetmütze auf dem Kopf. Nachdem er den Kranken freundlich begrüßt, ließ er diesen auf einen Stuhl sich gegenüber sitzen, und während er einige Fragen an ihn richtete, haßte sein durchdringender Blick lange auf dem Gesichte desselben. Nach kurzer Untersuchung erfolgte dann kurz und bündig sein Urtheil über die Natur der Krankheit und deren Verlauf, das wie der Wahrspruch eines erleuchteten Propheten mit blindem Vertrauen entgegen genommen wurde; worauf die Kranken sich unbedingt seiner Behandlung unterzogen.

Wenn Micheli auch von der Unheilbarkeit einer Krankheit überzeugt war, so pflegte er doch niemals der betreffenden Person das Leben abzuspreden. Er sprach dann vielmehr sein Bedauern aus, daß er den Kranken nicht in Behandlung nehmen könne, „weil die Luft von Langnau zu rauß sei, diejenige im Welschland werde für ihn von besserer Wirkung sein“. Der Rath der Luftänderung im Welschland galt dann auch als Paß in die Ewigkeit. Das hatte er auch einmal gegenüber einer lieblichen, aber leichenblaffen jungen Dame gethan, der Tochter vornehmer und reicher Eltern und der Braut eines trefflichen Mannes, der sie begleitete. Die Dame, welche die Bedeutung der Lebensart kannte, verlangte eine unumwundene Erklärung über ihre Krankheit, indem sie auf Alles gefaßt sei. Da entgegnete Micheli: „Wenn der Spätherbst kommt, und das Laub von den Bäumen reißt, wird auch der Tod den jungen Leib in's Grab reißen.“ Und so war es. Die Dame, welche sich nicht abweisen lassen wollte, starb in Langnau. Glücklich war ein durch Mißhale und Auschwweifungen ganz heruntergekommener Ludwigsritter, dem Micheli ebenfalls das „Welschland“ angerathen hatte, der sich aber durchaus nicht von Langnau fortweisen lassen wollte. Darüber ärgerlich, erklärte Micheli in derber Weise dem Dolmetsch: „Der Mensch muß fort, sonst krepirt er hier.“ Der Franzose, der das Fremdwort wohl verstand, erklärte: „Ihm sei der Kirchhof von Langnau grab so gut, wie ein anderer, wenn es gestorben sein müsse. Fortschicken lasse er sich nicht, er kenne aber das alte Sprüchwort: *Point d'argent, point de Suisses*,“ und damit warf er einen goldgepuderten Beutel auf den Tisch. Aber Micheli ließ mit seiner Schweigehere nicht spassen. „Er soll zum Teufel gehen mit seinem Gold,“ rief er erzürnt und warf dem Franzosen den Beutel vor die Füße. Dieser blieb vor Erstaunen einen Augenblick stumm, und warf sich dann dem Arzte mit den Worten um den Hals: „O, mein lieber Doktor, Ihr seid kein Mensch, Ihr seid ein Engel!“ Micheli mußte über den Starrsinn des Franzosen lachen, gab nach, behielt ihn im Hause, und

stellte ihn gegen seine Erwartung glücklich wieder her zur allgemeinen Verwunderung aller Gäste. Die gesunde, würzige Bergluft, das frische Quellwasser, die einfachen Nahrungsmittel bei fleißiger Bewegung waren die großen Heilmittel seiner berühmten Wunderkuren. Wohl verabreichte er auch Arzneimitteln, denen er ganz seltsame Namen gab, so Maria Theresia, König von Preußen, Gut General von Lentulus, Paschal Paoli u. s. w.

Bei seinen Mahlzeiten, an denen Fürsten und Bettler theilnahmen, herrschte stets heitere Fröhlichkeit. Der weltberühmte „Bergarzt“ wurde natürlich von Hypochondristen fleißig aufgesucht, und verstand es vortrefflich, dieselben durch kluges Eingehen auf ihre verschrobenen Vorstellungen entsprechend zu behandeln. Eine Unzahl von derlei Kuren wird noch jezt vom Volke im Emmen-thal erzählt. Hievon nur einige Beispiele. Ein reicher Bürger glaubte, sieben Teufel im Leibe zu haben und suchte bei Micheli Erlösung von denselben. Dieser auf die Wahnvorstellungen des Kranken eingehend, fand sogar noch die Anwesenheit eines achten, und zwar des Beckebubs in eigener Person, stellte aber durch eine strenge Austreibungskur Erlösung in Aussicht. Willig erklärte der Beseffene seine Zustimmung und bereitete sich durch mehrtägiges strenges Fasten darauf vor. Micheli bediente sich zu seinen Heilzwecken auch der Elektricitätsmaschine und mit derselben ertheilte er dem eingebildeten Kranken immer stärkere Schläge, indem er dann bemerkte: daß wieder ein Teufel von ihm gewichen sei; und beim achten, der dem Beckebub galt, lud er dann die Maschine in der Weise, daß der Schlag ihn zu Boden warf. Nun erklärte er den Bauer als erledigt, und getroßt ging er von dannen. Ein anderer Mißthätiger behauptete, eine Spinne im Magen zu haben. Schüppach brachte ihn durch Opium in Schlaf, und ließ während desselben eine große Kreuzspinne einfangen. Beim Erwachen schob er dem Kranken Fliegen mit abgerissenen Flügeln in den Mund, die ihn vollends aufwachten, und wies ihm der Wunderdoktor die Kreuzspinne, die er durch die Fliegen in den Mund herauf gelockt habe. Auch er war von der Einbildung geheilt. Einem mißthätigen Engländer, der sich als todkrank nach Langnau tragen ließ, verordnete er vor jeder andern Kur eine vierwöchige Fußreise nach Mailand bei schmäler Lebensweise und gesteigerter Stundenzahl der Tagesmärsche. Der Sohn Grins befolgte den Rath und kehrte geheilt nach Langnau zurück. Einer Frau, die sich bitter über die Zankucht und den Jähzorn ihres Mannes beklagte, gab er als untrügliches, sympathetisches Mittel eine Arzneiflasche, von der sie immer einen Löffel voll in den Mund nehmen und darin behalten solle, so oft sie die Anzeichen des Jähzorns an ihrem Manne wahrnehme. Auch dieses sympathetische Zaubermittel that seine gute Wirkung. Micheli war nicht der Mann, der mit sich spassen ließ. Einmal war er eben in seiner Apotheke beschäftigt, für die Frau eines armen Tagelöhners Arzneien zu bereiten, als der mit Goldborden geschmückte Palai eines deutschen Prinzen die Thür aufriß und erklärte, der Prinz verlange auf der Stelle den Doktor zu sprechen. Micheli schüttelte gelassen den Kopf und bemerzte: „Prinz hin, Prinz her! Er ist ein Mensch wie ein anderer. Bei uns richtet der zuerst an, der zunächst am Hasen ist. Der Herr Prinz mag warten, bis dieser Danner da g'ferget ist.“

Ein andermal hatte ein reicher Arzt von Bern dem „Wasserg'schauer in Langnau“ in einer Flasche Pferdeharn zugesandt, mit der Bemerkung, das Wasser sei von einer schwerkranken, hochgestellten Person, die aber unbekannt sein wolle. Micheli packte eine Schachtel mit Heu und Haber und übergab sie dem Boten mit der Weisung, man solle den Patienten nur an diesem Mittel nie Mangel leiden lassen, dann werde er an Kräften und am Leib schon zunehmen. Für die Schachtel ließ er sich dann vier herner Dublonen bezahlen. Einmal war große Gesellschaft bei Micheli, darunter ein russischer Fürst mit seiner jungen Tochter von seltener Schönheit und ein junger französischer Marquis. Während der Arzt nach seiner Art sehr ergründet mit den Gästen sprach, trat ein armer Greis mit langem, weißem Bart in's Zimmer. Sogleich ging Schüppach auf ihn zu, bot ihm die Hand und erkundigte sich um sein Befinden. Darüber wendete sich der Marquis spottend zu den Damen und bemerkte: „Ich biete Ihnen eine Wette von zwölf Louis'd'or an, meine verehrtesten Damen, daß keine von Ihnen den guten alten Schweizer da wird küssen mögen.“ Die junge

sie ließ sich bereits die Ausstattung mit Grafentronen anfertigen, und Beide hatten sie noch bei Lebzeiten der Ermordeten eine Verlobungsfeier mit geladenen Gästen gehalten.

Die moralische Fäulnis, welche in diesem Prozesse zur Schau kam, erregte den Ekel und Widerwillen, wie er bei Mordern zuvor nicht in der Öffentlichkeit zum Ausbruche kam. Ueberall in vorhergegangenen Fällen zeigte sich ein Rest der Menschlichkeit, die Verirrung oder Reue oder Verwahrlosung aus Armuth. Hier war ein Kavalier, welcher, aus einem hochgeachteten, wenn auch nicht begüterten Hause stammend, in seinen Briefen eine Rohheit und Bildungslosigkeit entwickelte, wie sie schwer genug zu bezeichnen ist. Er kann es mit seiner Liebe zu ihr nicht ehrlich gemeint haben, denn gleichzeitige Liebesbriefe an eine Andere schwärmen in den gleichen leidenschaftlichen Ausdrücken. Er drängt sie zum Morde, daß sie Gräfin werde. Sie geht auf den Mord ein, aber sie bewahrt die Theelanne, sie bewahrt die Briefe des Grafen, um Mittel zum Zwange gegen ihn zu haben, falls er sein Wort nicht hielte oder sonst ungeberdig würde.

Eine Person wie Julie Ebergényi, welche notorisch ihre Verwandten und Quartiergeber verlassen mußte, weil ihre unsittlichen Beziehungen zur Männerwelt schandebringend und belästigend sind, wird die Geliebte eines Grafen und sein Ideal, für das er morden zu wollen unternimmt. Er besitzt leineswegs die Mittel zur Erhaltung für sie, ja sie ist selbst fast mittellos, denn ihr getäuschter Vater muß sich wegen der Ausstattung an Verwandte wenden, sie aber lebt als große Dame, und woher sie die Geldmittel nahm, um ihre Wohnung, ihren Luxus zu bezahlen, konnte dem Grafen, Geliebten und künftigen Gatten nicht verborgen sein.

Derartige Protektionen schaffen dieser Dame den Titel und Charakter einer „Chrenstiftsdame!“ und sie bezahlt dafür den Betrag in Dutaten.

Sie reist mit Mordplänen nach München, in einer Toilette, als handle es sich bloß um eine Komödie; sie macht auf dem Wege dahin im Eisenbahnwagen die Bekanntschaft eines Commis, sie besuchen zusammen das Theater, er nimmt den Thee in ihrem Zimmer ein — ihr Benehmen gegenüber den Männern, nach dem

Morde, bei der Abreise auf dem Bahnhofe, zwingt den Commis zu unschmeichelhaften Aeußerungen gegenüber der Baronin und Chrenstiftsdame.

Der junge Graf wollte zuvor schon Personen zu einem Mord-

morde dinge! Während sie morden geht, schreibt er die ausgelassensten Briefe an sie. Ja, er adressirt noch aus dem Gefängnisse Briefe, welche einen Mangel an jeglicher Moral und Kenntniß der wirklichen sittlichen Welt in härtesten Zügen kennzeichnen.

Und wenn man diesen Prozeß übersieht, fragt man sich, ob Dersel Traum oder Wirklichkeit, die uns umgibt.

Ueber letztere ist kein Zweifel. Und es muß zur Ehre der Menschheit und aller betroffenen Stände und Kreise angenommen werden, daß hier Ausnahmen der eraltirtesten Art vorhanden waren. Für die Sehnsucht bethörter Herzen und Wahnsinniger, welche mit dem Hinausgelangen in eine ihnen fremd gewesene Welt schon das Glück erhascht zu haben meinen, ist hier ein erschütterndes Beispiel in der Verstößen und Ermordeten gegeben. — Das glänzende, aber nicht redliche Glend, welches die Straßen mit Brunn durchzieht, möge einen Moment erschrecken und tief bedenken, daß nicht Titel, nicht Würden ehren, wenn nicht der moralische Halt, wahre sittliche Weltbildung die Brust zieren!

Julie von Ebergényi wurde in Ermangelung eines genügend formalen Geständnisses und in Berücksichtigung der Aufstachelung als Weib zu zwanzig Jahren Kerker, verschärft durch Taten und wöchentliche Einzelhaft in jedem Jahre, verurtheilt. Gegen die Schuld hat selbst der Vertheidiger keine Verurteilung erhoben; nur der unglückliche Vater versucht noch eine Milde rung der Strafe. Sie hat diese bereits und sofort einen Tag nach der Verurtheilung ohne weiteres Parren angetreten.

Noch ist das Drama nicht ganz zu Ende. Graf Gustav Chorinsky, als Zeuge und zur Konfrontation in Wien nicht benötigt, wird vor das Gericht in München zu treten haben. Man ist natürlich

auf jedes seiner Worte gespannt, ebenso auf den Ausspruch der bayerischen Richter, und wie sich die Wagschalen zwischen Leben und Tod am Schlusse des Ganzen neigen?



Graf Gustav Chorinsky. (Z. 438.)



Julie v. Ebergényi. (Z. 439.)

Blind.

Novelle von Karl Glabich.

(Fortsetzung.)

3.

Der Doktor hielt einen Augenblick inne, als fänne er nach, welch' neuen Faden zur Ausfüllung er aufnehmen solle; dann fuhr er fort: „In den nächsten Tagen fiel nichts Besonderes weiter vor. Die Vormittagsstunden benötigten wir, Wilhelm und ich, zu Ausflügen, um die anziehendsten Punkte der Landschaft kennen zu lernen; oder ich übte mich im Reiten, worin Wilhelm mir Unterricht erteilte, obgleich mein excentrischer Lehrmeister mich oft den unbeholfensten Klotz nannte und die ganze Vitae humoristischer Dressurfläche über mich ausgoß; oder wir machten mit dem Onkel, der wieder frisch auf den Beinen war, kleine Jagd- und Jagd-Exkursionen, wobei ich wiederum zu meiner Schande bekennen muß, daß sich das impertinente Hasenvolk zum Beispiel sehr unverschämmt gegen mich benahm; oft pflanzte sich so ein Moosje Lampe dicht vor meinem Rohre an, machte mir ein spöttisches Männchen und lief erst von dannen, wenn mein Schuß weitaus von seinem Pelze vorbeigebrannt war. Das lieferte denn mancherlei Scherz und Kurzweil, und ich war stets der Erste, der seine verunglückten Hinterkugeln und Jagd-Exkursionen bei der Mittagstafel humoristisch-läuglich zum Besten gab.

Auf solche Weise machte ich mir den spottliebenden Onkel bald geneigt; auch die Tante hatte mich gern, und meinem Genossen Wilhelm ward ich von Tag zu Tage unentbehrlicher. Wie aber stand es mit Cölestine?

Anfangs konnte ich mir ihr Benehmen gar nicht recht klar machen; sie verhielt sich auffallend schneigsam, sie wich mir aus, wo wir nicht unumgänglich zusammenkommen mußten. Das war nur eben bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten der Fall und allenfalls ein Ständchen Nachmittags, wenn wir — wie ich am Tage nach meiner Ankunft vorgeschlagen hatte — bei heißem Wetter den Kaffee unter einer schattigen Lindengruppe im Parke einnahmen.

Eines Tages hatte ich mit Wilhelm einen weiteren Ausflug nach dem ein paar Stunden entfernten K... unternommen, wo für den Onkel ein notwendiges Kaufgeschäft abzumachen war, — und wir kehrten ziemlich spät erst zurück. Das Essen war längst vorüber. Der Onkel hatte sich bereits zur Mittagsruhe hingelegt. Uns Beiden wurde nachserviert. Nur die Hausfrau war mit am Tische. Cölestine, sagte sie, sei mit einem Buche in den Park gegangen. Wir hatten bald abgeessen. Wilhelm ging nach seinem Zimmer, um einen Rapport über das abgeschlossene Geschäft aufzusetzen und sonst Mancherlei in den Wirtschaftsbüchern, deren Führung sich der junge Mann sehr angelegen sein ließ, zu regulieren. Ich ließ seine Entschuldigung dieserhalb gern gelten; die Cigarre im Munde, die Hände auf dem Rücken, schlenderte ich gemächlich in den Hof hinaus, weilte einen Augenblick bei der Arbeit des Schirvogtes, der in der heißen Sonne vor dem Geräthschuppen sitzend einen Pflug ausbesserte; wechselte einige Worte mit dem Inspektor, der eben sein Pferd bestieg, um nach einer entlegenen Wiese, wo geheut wurde, hinauszureiten, und wandte dann meine Schritte instinktmäßig dem Parke zu.

Durch einige verschlungene Alazengänge, an wohlgepflegten Rabatten vorüber, welche dem Parke in der Nähe des Schlosses noch mehr das Ansehen eines Gartens gaben, gelangte ich bald an die bekannte Laruswand, hinter welcher ein saftiger Rasenplatz mit der oben angedeuteten Gruppe von vier im Ringe stehenden, ineinander gewölbten Lindenbäumen sich darbot. Unter dieser Gruppe waren um einen eichenen Tisch herum Bänke, von natürlichen Baumwurzeln gestochen, aufgestellt, und von hier aus genoß man, wenn man das Larusgehäbe hinter sich hatte, einen herrlichen Blick auf das in englischem Stile gehaltene kleine Wiesenplateau, welches weiterhin sanft abfallend durch einen schwimmenden Gürtel von Silberpappeln begrenzt ward, durch den hier und da der Spiegel eines von Schwänen und anderem Wasservogel belebten Weihers bligte. Den Hintergrund bildete die dunkel aufsteigende Masse des eigentlichen Parkes, die mit der niedrigen,

breitgeflachten Buche anhub, um in die schlaute Föhre und die hochaufgeschossene Tanne überzugehen.

Hier erblickte ich Cölestine auf einer Bank sitzend, in die Lektüre eines Buches versenkt, das, wie es schien, ihre ganze Seele fesselte. Sie fuhr erst mit einem leisen Ausrufe des Schreckens auf, als ich dicht vor ihr stand. Indem sie das Buch zuschlug, nicht ohne vorher ein Merkband zwischen die Blätter gelegt zu haben, bei denen sie geendet, wollte sie halbängstlich und verwirrt sich erheben; aber ich brückte sie sanft zurück und sagte: „Wenn ich sitze, mein Fräulein, so verzeihen Sie und ich gebe wieder! Aber darf man nicht wissen, welch' interessante Lektüre Sie da beschäftigt, — so interessant, scheint es, daß Sie kein Ohr mehr für die profane Außenwelt haben?“ Ich deutete auf das Buch, das vor ihr auf dem Tische lag.

„Freilich wohl!“ sagte sie lächelnd, — „ich war auch im Olymp bei Apollo. Da!“ Sie schlug das Buch auf und wies mir den Titel desselben: es waren Chamisso's Gedichte.

„Ah!“ rief ich angenehm überrascht. „Sie lesen Chamisso? Gedichte freilich waren in so zarter Hand zu vermuthen, — aber eher hätt' ich auf Heine oder Geibel gerathen.“

„Wie denn? und warum nicht Chamisso?“ unterbrach mich Cölestine etwas hastig. — „Ist er etwa kein Dichter für uns Frauen?“

„Nicht ausschließlich!“ sagte ich.

„Ei freilich! Die Herren Männer wollen ihr Vorrecht selbst im Reiche der Poesie nicht lassen. Wir sollen immer und überall in den Grenzen des Theetischen bleiben, und mit den Mousquetairen begnügen, als ob wir einen gar so verzärtelten Geschmack hätten und eine kräftigere Speise uns schaden könnte!“

„Nicht doch! Ich spreche ja nur von einer gewöhnlichen Wahrnehmung, und Sie werden mir nicht leugnen, daß uns die beiden Genannten weit öfter in Goldschnitt und Theetischformat begegnen, als Chamisso! Chamisso ist als Dichter eine Doppelnatur: halb Frauen-, halb Manneslebe; keines von den zwei Geschlechtern kann sagen: er gehört uns ganz an! Und die Frauen im Allgemeinen sind ihrer empfindungsvollen, begehrlischen Natur nach — (verstehen Sie mich recht!) — weit eher geneigt, jede Halbheit von sich abzustößen und nur jene gelten zu lassen, die ihnen uneingeschränkt huldigen.“

„Wie Sie uns erkannt haben!“ rief Cölestine leicht spottend, — „und dennoch werden Sie zugeben —“

„Daß es Ausnahmen gibt — o ja! Tiefere Naturen, welche das Gesetz geistiger Einheit im Dualismus begreifen! Und ich treue mich, mein Fräulein, auch an Ihnen diese Beobachtung zu machen.“

„Sehr verbunden!“

„Obwohl — Sie sehen, ich bin zum Streiten aufgelegt; zürnen Sie?“

„Zurückhin! Ich bin gerüstet.“

„Obwohl ich gleich hinzusetze, daß das Frauenherz immer sein Recht wahr, auch wo die Einsicht vorherrscht.“

„Deutlicher, bitt' ich!“

„Das heißt in diesem Falle: Sie lesen Chamisso, aber am liebsten, wenn er von und zu Ihnen redet! Darf ich den Beweis liefern?“

Ich griff nach dem Buche, und ehe Cölestine es hindern konnte, schlug ich es an der Stelle des Merkbandes auf; ich las: „Frauenliebe und Leben“ — Nummer vier —

„Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein!“

„Da!“ rief ich und hielt es Cölestine lächelnd vor Augen.

Eine leichte Röthe überflog ihr Antlitz. Rasch entzog sie mir das Buch und sagte wie schmallend: „Soll das Spott sein, mein Herr, dann gehen Sie!“

„Spott? Aber, wo denken Sie hin, Fräulein? Ist Spott die Waffe, die man in einem ehrlichen Streite braucht? Und einen solchen gilt's doch?“

„Ah, richtig! Zweikampf also? Und Sie machen den ersten Ausfall wider mich? — Aber gestehen Sie: das Experiment war doch zu wohlfeil, um damit Effect zu machen! Das konnte mir auch ein minder geistreicher Kopf sagen: Sie haben da eine Au-

zahl Berichte vor sich, mein Fräulein, — ich will wetten, Sie haben von dem Besten gegessen!"

"Die Metapher ist gut; nur fragt sich's: ist dieß das beste Gericht auch? Ohne Gleichniß also: ist dieser Liebercollus, Frauenliebe und Leben' das Vorzüglichste, was unter Chamisso's Gedichten sich vorfindet?"

"Wollen Sie das ableugnen?"

"Oh ja! Warum nicht?"

"Ah, mein Herr!! Das wäre denn wirklich" — —

"Neu — ? oder wie wollen Sie sagen?"

"Julian Schmidt der Zweite! Hahaha — kostbar! Aber nur zu! Wepfen Sie Ihr kritisches Messer wider die Voltäggötter! Reißten Sie der Menge den Hor ab, der sie blind machte gegen die Gebrechen ihrer Lieblings!"

"Was sagten Sie mir doch vorhin, mein Fräulein? Soll das Spott sein, dann gehen Sie!"

Ein verlegenes Lächeln spielte momentan um ihre Lippen.

"Aber, Sie wollen mir diese Lieder herabsetzen! Mit welchem Rechte? frag' ich. Wo haben sie denn ihren Ruhm, ihre Popularität her, wenn nicht auf Grund ihres unaustauschbaren Werthes?"

"Popularität, mein Fräulein? — Um! das ist ein gar faden-scheiniges Privilegium und hat wenig Verdienst in den Augen Besonnenen. Was in der Welt ist nicht schon populär gewesen, das, bei Dichte besehen, nur die Ausgeburt einer schlaunen Spekulation war?"

"Aber Sie verlieren sich in der That weit, mein Herr! Wie wollen Sie diese Ihre letzte Aeußerung meinem Dichter gegenüber verantworten?"

"Gott bewahre mich, wenn das ihm gilt! — Ich will Popularität ja nur von wirklichem Verdienste, von unleugbarem, innerem Werthe unterschieden wissen, — und es wird sich hier fragen: liegen diese Vorzüge den genannten und freilich auch populären Frauenliedern Chamisso's zu Grunde? — Ich bezweifle es auf die Gefahr hin, in Ihren Augen, mein Fräulein, als der prosaischste, kaltherzigste Barbar zu erscheinen! — Was macht denn Lieder populär? Daß sie gesungen werden — unstreitbar! Mit allen Drehorgeln um die Wette leiert das Volk tagtäglich: 'Ach, wie ist's möglich dann' — 'Herbrud' die Thräne nicht' — 'Wir winden Dir den Jungfernkranz' — 'Du hast ja die schönsten Augen', — nun, das sind doch wohl Lieder, die populär sind! Lieder, die, wie Keimel sagt, schon förmlich zersungen worden! Ach, manch' Goethe'sches Lied erfreut sich der Ehre nicht! Aber soll es darum schlechter als jene sein? — Und wenn nun gar Leute, wie Mendelssohn, Schumann, Löwe, Schubert u. A., jenen Chamisso'schen Gedichten ihr musikalisches Lustre als Crillette aufleben — was Wunder, daß sie in den Salons und Theegirten gesuchte Waare werden, und daß man sie ohne Weiteres in jene Rubrik einschreibt, welche die verdächtige Bezeichnung 'populär' trägt?"

"Was Ihnen nur wohl dieß Wort gethan hat? Kein spanischer Kampffstier kann den rothen Lappen des Toreadors mit so wilder Racheluft zerfetzen, als Sie dieß arme Wörtlein! — Nun, ich lasse es Ihnen zulieb fallen. Aber nun stehe ich frei da, das rothe Tuch schütz mich nicht mehr, — also ernstlichen Angriff, wenn's beliebt!"

"O, ich bin sehr bereit! Aber ich bitte, lassen Sie ab, mein Fräulein! Mein nächster Ausfall schon könnte Sie verlegen, — und das wolle Gott nicht!"

"Bin ich ein Kind? Bin ich wehrlos gegen Angriffe? — Nur zu! Entweder Sie besiegen mich oder liegen vor mir im Staube. Fines von Weiden!"

"Nun denn — — diese Gedichte sind unwahr!"

"Ah, mein Herr!"

"Empfindungen, welche der Dichter so himmelblausfarben illustriert, können im Busen irdischer Wesen nicht Platz greifen!"

"Das heißt, Herr Doktor?"

"Eine Liebe dieser Art ist undenkbar!"

"Sie glauben an Frauenliebe überhaupt nicht?"

"O gewiß, mein Fräulein!"

"Und haben Sie — wurden Sie jemals gel — —"

Sie stockte und wandte sich rasch ab.

"Geliebt!?" vollendete ich leise, wie fragend. — Nein! — Wollte Gott, daß ich es sagen dürfte! Lieben — geliebt werden!"

Ach! es mag wohl ein großes Glück sein, — aber ein vollkommenes? Wer weiß das?"

"Ah!" rief Celestine und sprang auf.

"Wollen Sie gehen?" fragt' ich.

"Ja!"

"Und Sie zürnen — ?"

"Wohl sollt' ich! Aber mit einem Feinde, der sich unbeholfen selbst entwaffnet, habe ich Mitleid. Adieu!" — Sie zog rasch ihr Tuch über die Schultern und war entflohen, ehe ich noch ein Wort der Erwiderung finden konnte. Ich rief ihren Namen; er prallte ungehört an die Logushede.

Lange stand ich, den Blick mechanisch in jene Richtung gewendet, in welcher Celestine verschwunden war. Mein Kopf brannte; heißwilde Gedanken tummelten in ihm durcheinander; ich hatte Mühe, einen Faden zu gewinnen.

"Also Mitleid — nur Mitleid!" sagt' ich mir. "Und das wäre die ganze Ausbeute meiner forschenden Dialektik? Gar nichts weiter? Aber ich Narr! Unser Gespräch auch auf eine Höhe zu schrauben, von der ich, so unsicher meiner Sache, herabstürzen mußte! So viel zu wagen, um am Ende nichts zu erreichen, als ein beschämendes — Mitleid! Mir ganz recht! Warum mußst' ich so mit frecher Hand in das Heiligtum der Poesie greifen, auf so schonungslos Art meinen kritischen Biß üben an dem Edelsten, Ruhmvollsten, was je aus Dichtermunde geflossen, so läppisch muthwillig das Tabernakel eines Frauenherzens erbrecen wollen? O, mir hätte noch etwas ganz Anderes dafür gebührt, als Mitleid — Verachtung! — Ich hatte mich misguthig auf die Bank zurückgeworfen und starrte, die heißen flachen Hände auf meine Stirne gepreßt, wie betäubt in's Blaue. Ach, ich hätte laut weinen, hätte wie einen Schulbuben mich selbst züchtigen mögen für meine Unart! — Endlich sprang ich auf; ich raunte fort, diesem marternenden Selbstbewußtsein zu entfliehen, — umsonst! es klammerte sich fest an mich!"

So voll qualender Unruhe war ich ein paar Stunden umhergeirrt, hatte den weiten Park nach allen Richtungen hin durchwandert, und es begann schon zu dunkeln, als ich müde und abgeheft meine Schritte wieder dem Schlosse zuwandte. Auf Nebenwegen, wie ein scheuer Fieh, stahl ich mich längs der Gartenseite hin, um so unbemerkt als möglich in's Haus schleichen zu können. Ich mußte unter den Fenstern jenes Zimmers vorüber, in welchem ich Celestine am Tage meiner Ankunft zum ersten Male gesehen hatte. Ein Fensterflügel stand offen, — plötzlich hör' ich die Klänge des Pianos; aus der Art des Spieles erkannte ich sofort, wer spielte. Ein paar wilde, abgerissene, hart aneinander gestoßene Akkorde hoben an, dann glitt ein sehnstüchtig unruhvolles Arpeggio über die Saiten, aus dem nur einzelne Töne accentuirt herausquollen, wie spähende Vorboten eines Klagesanges, der jetzt in breitem Larghetto vollwogig dahersaß. Ich blieb stehen wie angezaubert und lauschte. Bald wechselte aber das Tempo; es wurde rascher und rascher, ein beschwingtes Presto flog endlich aus den Saiten empor, wie ein gehektes Wild aus dem Dickicht des Forstes hervorbricht. Auch dieß wahrte nicht lange. Mattigkeit hemmte die wilde Flucht und wieder langsam, in erschöpftem Gange, tiefathmend schritt die Melodie hin, wurde leis und leiser und ging nach einem sanften Vermittelungsakkorde in jene wunderbar ruhende Komposition Schumann's über:

„Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein;"

und eine schöne, bewegte Frauenstimme sang leise mit:

„Wo ich hin nur blicke,
Seh' ich ihn allein;
Wie im wachen Traume
Schwebt sein Bild mit vor,
Taucht aus tiefem Dunkel
Heller nur empor.
Sonn' ist licht, und farblos
Alles um mich her,
Nach der Schwärmern Spiele
Nicht begehrt' ich mehr,
Nächte lieber weinen
Still im Kämmerlein;
Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein."

Gefang und Spiel verhauchten allmählig, es wurde still. Mein Herz war voll Thränen. Ich sprang auf, eilte in's Haus, riß ungestüm die Thür auf und sah noch eben einen Augenblick Celestine am Flügel sitzen, ihr schönes Haupt gedankenvoll in die Rechte gestützt, während ihre Linde lautlos über den Tasten ruhte. Bei dem Geräusch, welches mein Eintritt verursachte, flog sie auf, raffte noch eilig eine Schreibmappe vom Flügel und huschte durch die Seitenthür fort, ohne mich nur eines Blickes zu würdigen. Reumüthig hatt' ich um ihre Verzeihung stehen wollen, — ach! und sie hörte nicht, wollte mich nicht hören! Veltommen starrte ich noch auf die Stelle hin, wo sie verschwunden, — da, was seh' ich! ein weißes Blatt schimmert dort auf dem Boden, sicher ihrer Mappe entfallen! Ich hob es auf. Unwillkürlich fielen meine Augen auf die zierliche Schrift, die darauf stand. Ich las und las, und eine Empfindung unennbaren Entzückens durchflog meine Pulse; es waren folgende Zeilen, die erst noch vor Kurzem geschrieben schienen:

„Wie übel sind wir Frauen berathen, daß unsere Liebe keinen Maßstab bei Männern findet; man müßte lieben können ohne das Geliebte; man müßte seine Liebe in das tiefste Verließ des Herzens einsargen können, damit kein Mannesauge sie je gewahr werde. Sie treiben ihren Spott mit dem verwaiseten Kinde, wo es sich sehen läßt; und wenn es sich gar einsam fühlt und seine Arme verlangend ausstreckt nach Einem, der des Weges daherkommt, und traurig bittet: Nimm mich mit Dir! — so juckt auch dieser die Naseln, lacht in sich hinein und sagt spöttisch: Die arme Kleine! sie ist dem Himmel entlaufen oder — dem Zollhaus! Gehe heim, meine Tochter!“ und schreitet herzlos vorüber!“

Konnt' ich mich täuschen? Sage selbst, Freund! Wenn ich das vorherige Ereigniß damit zusammenhielt, sprach da aus diesen Zeilen nicht klar und deutlich das Bekenntniß: ich liebe ihn!?

„Ohne Zweifel!“ bemerkte Edward zustimmend.

„Wie nun, wenn Du dieß willkommenes Blatt zum Vermittler Deines Segengeständnisses machtest?“ dachte ich bei mir selbst. „Aber nein! Noch ist die Stunde nicht günstig, denn sie zweifelt an meinem Herzen; sie würde mich unglaublich anstarren, wenn ich ihr sagte, welch' ein glühend Verlangen sie in mir gewedt habe! Nein, nicht dieß Blatt — die Zeit muß Vermittlerin werden zwischen uns Weiden, und nur ein gläubiges Vertrauen zu mir kann einst die Brücke bilden, über welche mein Herz zu dem ihren überschreitet!“ — Das Blatt freilich behielt ich. Ach! dieß kostbare Vermächtniß hatt' ich ja um kein Königreich wieder aus den Händen gegeben. Vielleicht vermisse es Celestine gar nicht, oder wenn sie's vermisse, wer konnte ihr sagen, daß ich's habe? — Ich ging hinaus auf mein Zimmer und vergrub den glücklichen Schatz in die geheimste Tiefe meines Koffers, den ich doppelt und dreifach zuschloß. Dann trat Wilhelm bei mir ein; sein munteres Gepolter brachte mich rasch wieder in das alte Geleise und ich folgte ihm beruhigt zur Abendtafel.

Onkel und Tante saßen bereits am Tische; auch Herr von Falten, den ich seit dem Tage meines Entressens nicht wieder gesehen, war da; nur Celestine fehlte, sie hatte sich unwohl melden lassen. Das waren denn zwei unangenehme Eindringende auf einmal, die mich gleich wieder anfaßten. Aber die Meldung, daß Celestine unpäßlich, war nur von flüchtiger Wirkung gewesen. „Ueber das zimperliche junge Volk!“ hatte Herr von A... räsioniert, — „nur ein feuchtes Pästchen darf sie 'mal anhauchen, gleich klagen sie über Migräne, Kopfschmerz und weiß der Teufel was Alles! Müßen nur erst ein paar derbe Stürme unter ihrer Nase wegsaufen, nachher werden sie schon lernen Stange halten, — gelt, Alte?“

„Nicht brummen, Väterchen!“ hatte die Tante hierauf erwidert, und strich ihm eben den Schnurrbart vom Munde, um einen herzigen Schmah darauf zu drücken, als wir eintraten.

„Oh was! brumm' ich denn?“ rief der Gelüste und lachte herzlich. — „Sie, Falten, hab' ich wirklich gebrummt?“

„Bewahre!“ ließ sich der Angeredete vernehmen, — „das ist ja einmal Ihre derbe Art, Nachbar!“

„Ganz recht!“ fuhr der Alte vergnügt fort, — „und die läßt sich nicht ausrotten; 's ist eben Unkraut! — Ah, Jungens!“ rief er uns entgegen, — „ja, wo steht ihr? Wieder geschwärmt, auf der Jagd gewesen, Löcher in die Luft geschossen? He, was?“

„Nichts da, Onkel! Hast Du vergessen, daß wir in J... waren und daß wir von dem Spazierritt vollatmt genug hatten?“

„Ah ja — besonders Du da! (Auf mich weisend.) Na, wie ist's, Doktor? Parirt der Schimmel schon auf Mandare?“

„Versteht sich, Herr Hauptmann! Ich ziehre nächstens einen Wettritt mit Ihnen!“ erwiderte ich anzüglich.

„O, Sie Galsenvogel!“ lachte prustend der Alte, indem er an seine Gichtbeine faßte. — „Geschicht mir ganz recht! — Na nu, laßt mir aber die Suppe nicht kalt werden!“

Natürlich war diesem humoristischen Entree die Begrüßung mit Falten vorangegangen. Die Unterhaltung setzte sich während des Essens in ziemlich derselben Laune fort. Auch die frostige Spannung, die sich bei Falten's Anblick zuerst wieder bei mir geltend gemacht, ließ nach, — heute war er gesprächiger, harmloser, zu-traulicher als sonst — vielleicht nur scheinbar? Gleichviel! Auch ich fand mich behaglicher, munterer, gleichmüthiger — bis auf die kleine Unruhe, die Celestine's Unwohlsein mir verursachte. „Aber 's kann nicht gar schlimm sein!“ dachte ich, „wären sonst die Eltern so ruhig? Wer weiß — vielleicht Feinewegen? Ja, wie anders? Nun, dann — felice notte, mi' angelo!“

Das Tischgespräch drehte sich hauptsächlich um die Einladungen und Vorbereitungen zu dem auf nächsten Sonntag zu feiernden Erntefeste. Herr von A... hatte die Mittheilung hievon mit den Worten an mich gemacht: „Sie haben bis jetzt wenig Unterhaltung bei uns gehabt, lieber Doktor; das thut mir recht leid! Aber Landleben ist einmal kein Stadtleben; hier bringt ein Tag wie der andere das nämliche Einerlei, die nämliche Langeweile, — und 's ist ein übel Ding, Unterhaltung schaffen zu wollen, wo keine da ist. Wenn wir unsern Gästen auch das Möglichste versprechen, — der gute Wille bleibt doch im Hintertreffen und kann nicht loskriechen. Na, Gott sei Dank, daß wir das Erntefest 'mal beim Widel haben! 's ist damit auch gerade nichts Neues, aber es soll Ihnen so leidlich Vergnügen machen, dafür steh' ich!“

„Ueberdies,“ fügte Herr von Falten hinzu, „wiederholt sich das Fest in acht Tagen bei uns drüben: die Meldung hab' ich heute zu später Abendstunde noch machen wollen, — und es ist wohl selbstverständlich, daß ich in Gesellschaft meiner lieben Nachbarn auch Sie, Herr Doktor, zu meinen Gästen werde zählen dürfen!“

„Sehr verbunden!“ nickte ich.

Es wurden nun, wie gesagt, alle nöthigen Vorbereitungen zunächst für das diesseitige Fest verabredet. — Am nächsten Morgen saßen wir, Wilhelm und ich, zu Pferde und machten die Einladungsrunde auf sämtlichen Nachbargütern, auf denen zuvörderst, die ein Kontingent junger Damen zur Verherrlichung unserer Festfreude aufzuweisen hatten. Nicht zu vergessen, daß noch erst ein kleiner Liebestreich von mir verübt ward, ehe wir von Haus wegritten. In der frühesten Morgenstunde, als noch der Thau auf den Gräsern bligte, war ich schon hinab in den Garten gegangen, hatte heimlich einen Strauß von Monatrosen und Cypressengrün gewunden und in den Kelch der Mittelrose ein blaues Brieflein gesteckt, worin ich Celestine reumüthig um Verzeihung für gestern ansuchte; dann war ich vorsichtig am Weinspalier bis zu dem Fenster ihres Schlafzimmers hinaufgeklettert und hatte mein Bouquet dort niedergelegt in der Hoffnung, daß sie es beim Öffnen des Fensters noch zu rechter Zeit finden werde. Glädlicher Gedanke! Als wir zum Hofe hinausritten, glaubte ich die weiße Gestalt Celestine's schon hinter der Gardine wahrzunehmen, wie sie meinen Strauß in den Händen hielt und ein Lächeln der Befriedigung ihr schönes Antlitz verklärte! (Fortsetzung folgt.)

Tumaco.

Elyse von Friedrich Gerstädt.

Wenn man alle die kleinen Städtchen oder Hafenplätze an der ganzen Westküste des tropischen Amerika betrachtet, so findet man (mit Ausnahme von sehr wenigen) nur elende Fischerdörfer, theils auf Pfählen, theils direkt in den Schlamm hineingebaut, während sie von dem ewigen Regen der bewaldeten Küstenfriche nie Zeit

bekommen, auch nur abzutrocknen. Eben so merkwürdig ist dabei die Indolenz der dort wohnenden Menschen, die sich von Früchten halb ernähren könnten, wenn sie nicht eben zu faul wären, auch nur den Kern dafür in die Erde zu stecken.

So trifft man in den verschiedenen kleinen Plätzen von Nueva Granada und Ecuador, wo sich ein wirkliches Städtchen gebildet hat, wie z. B. Buenaventura oder Esmeraldas — nicht einmal eine Kotospalme an, von andern Früchten nicht zu reden, und sie laufen sich lieber ihren Bedarf von anlaufenden Manoes.

Eine sehr freundliche Ausnahme von dieser Regel macht die kleine, am Ausflusse des Miraflusses liegende Insel Tumaco, und schon die Einfahrt ist entzückend.

Die ganze Insel sieht dabei reinlich und blank aus, denn sie besteht aus meist sandigem Boden, wenn sie auch — mit Ausnahme eines an der Spitze liegenden Hügels, der el morro genannt wird, sehr niedrig oder vielmehr flach ist.

Kotospalmen wiegen schon von dem Hügel aus ihre herrlichen Kronen den ankommenden Fremden entgegen, und überall, wohin das Auge fällt, trifft es auf die breitblättrige Banane oder das dunkle Laub der Mangas und anderer Fruchtbaume. Unten an dem hellen Strand stehen dabei die auf Pfählen gebauten Hütten einzelner Fischerleute, und ihre schlanken Manoes ziehen lange, lichte Furchen durch die See.

Das klingt nun allerdings Alles sehr romantisch und sieht auch in der That so aus — wenn man sich nur ein klein wenig davon entfernt hält — rückt man der Sache aber etwas näher auf den Leib, so findet man in ihnen denselben elenkenhaften Schmutz, dieselbe Armuth wie in allen anderen, und wo sich die Phantasie junge, blühende Indianer malte, die friedlich und glücklich unter ihren Palmen leben, zeigt uns die immer und ewig mit der Poesie im Streit lebende Wirklichkeit einen Haufen schmutziger Negerfamilien, — die alten Damen ewig in Streit und Hader miteinander, und Kinder dabei — ich gehe gleich zum Frühstück und möchte mir den Appetit nicht gern auch nur mit ihrer Beschreibung verderben.

Wie allenthalben an der Küste, haben aber in der That die Neger in wirklich bedrohlicher Weise überhand genommen. Vor sieben Jahren noch gab es dort allerdings schon viele Neger, aber unter der eigentlichen Mischlingsschicht der Mestizen oder von Weißen und Indianern Abstammenden standen sie doch immer noch vereinzelt da. Jetzt dagegen bilden sie in entschiedenster Weise die Mehrzahl, und wohin man sieht, begegnen Einem die unangenehmen schwarzen oder braunen Gesichter mit den unvermeidlich schwarzen Wollköpfen.

Abkömmlinge von Indianern sieht man hier nur noch selten, und dann auch meist nur in Vorbereitung zu einer andern Rasse mit Negern oder Mulatten verheirathet.

Uebrigens ist gerade diese kleine Insel kein so gar unbedeutender Platz, denn theils zieht der Fruchtbau, der auf ihr und den benachbarten Ufern des Mira getrieben wird, viele kleine Fahrzeuge hierher und erhält dadurch einen Verkehr mit der Küste; denn die Goldminen von Barbacoas im inneren Land, wohin man den größten Theil des Weges auf dem Fluß gelangt, haben viele Menschen, besonders Fremde dorthin gezogen, und ziehen nun alle ihren Bedarf entweder von Panama über Tumaco, oder in vielen Fällen von Tumaco selber. So bringt denn der Dampfer allmonatlich eine gar nicht etwa so unbedeutende Fracht nach dem kleinen Ort (als er das letzte Mal herauskam, weit über 700 Ballen und Mästen), sondern es wird auch von Tumaco besonders Chinارينde, Orquilla, Kautschuk und einige Nebenartikel verschickt, während Mehl, Salz, wie überhaupt alle Produkte einer nördlichen Zone, mit europäischen oder nordamerikanischen Industriewaaren dafür den Austausch bilden. Uebrigens nimmt der Dampfer auch von hier nicht selten bedeutende Sendungen von Goldstaub mit, während die von Barbacoas nach Panama gehenden Handelsleute ihre Waaren, die sie einkaufen, meist mit Goldstaub zahlen.

Nun sollte man allerdings denken, daß Tumaco ein kleiner, wirklich reicher Platz sein müsse, und Thatfache ist, daß von Einzelnen Geld genug verdient wird. Wer aber von Fremden hierher geht, hält sich nur eben zu diesem Zweck hier eine Zeitlang auf, nimmt sich — so lange er hier bleibt — in wilder Ehe eine eingeborne Frau, und lebt indessen, mit deren Hilfe, so ärmlich und

einfach wie die übrigen Landeslinder auch. Wirklich dauerhafte oder nur mit Ziegeln oder Schiefer gedeckte Häuser findet man deshalb nirgends. Es ist Alles nur temporär aus Bambus gebaut und mit Palmblättern gedeckt: nur sehr wenig Häuser mit Bretterwänden, und das Städtchen, bei dem die hohe Flut kaum einen Seitenweg zum Passiren läßt, macht deshalb auch einen sehr ärmlichen Eindruck, sobald man es erst einmal betreten hat.

Seinen Deutschen hat aber Tumaco ebenfogut wie Buenaventura oder jeder andere Punkt der bekannten Erde, wenn auch dieser Deutsche eigentlich ein polnischer Jude ist, der aber recht gut deutsch spricht und mit einer deutschen Frau verheirathet ist. Soust leben hier noch einige Franzosen, die recht gute Geschäfte machen, und dann ein Italiener. Engländer oder Amerikaner sind keine hier ansässig, sie halten sich meist im Innern, in dem kleinen Städtchen Barbacoas, nahe den Goldminen auf.

Scharade.

Die ersten Sulken springen,
Die letzten Sulken klingen,
Die Ersten treiben
Und schreiben,
Die Letzten schneiden
An Leiden und Freuden,
Die Virsten deden und jieren,
Die Letzten zur Klarheit führen,
Das Ganze ward sonst sehr goldkühn,
Doch ist's jetzt völlig unglückselig,
Die Schaar, die's sonst bereitet sein,
Geht handgewappnet jetzt allein.

Auflösung des Buchstabenräthfels Seite 420:

Schach. Schacht.

Räthfelsprung.

	sto:	sones:	huc:	schüt:	del:	mons:	
und	nach	fül:	mal	der	träu:	wie	unt
den:	hm:	ten:	de	ter	ter	wei:	ter
ban	te	ein:	weis:	her	auch	e	(spricht)
ten	ruf	hül:	ja:	alles	rlau:	teigt	ter
te	her	gräht	schen	stürmt	ast	den	c
te:	freis	mit	baum	aus	schme	nn:	der
den	ten	den	sich	um	doch		

Auflösung des Räthfelsprungs Seite 432:

Wie einst auch ich in die Gefilde eile,
Wo sich erneut das brüderliche Band;
So lang ich noch auf dieser Wüste weile,
Bleibe Dir mein Herz mit Freundschaft treu verband.
Bewirkt sie nicht, die Freundschaft kann dem Leben,
Wo Vieles kühnt, noch manche Reize geben.



Die Illustrierte Welt.

Sechzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1868.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. N. 38. Alle vier Wochen ein Fest von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 15 fr. rhein.

Mit der Stahlschreib-Gratis-Zugabe: Das Winterbergnügen. Gem. von Th. Piris, gest. von Geyr.

Arcangelo Lirandi.

Von Anton Feld.

(Fortsetzung.)

Blitzartig durchzuckte Lirandi der Gedanke, ob sie wünsche, daß er rede und selbst einer Erklärung entgegenkomme? Im nächsten Augenblicke verwarf er ihn, als ihrer unwürdig, indeß sie im gleichen Tone gehaltenen Vorwurfs weiter sprach: „Lassen Sie mich aussprechen, was mich in der letzten Zeit oft verlegt. Es ist nicht Alles mehr, wie es war. Was Sie zuerst von uns abzog, weiß ich nicht, aber nie hätte ich gedacht, daß Ihre Freunde vom wichtigsten Schritte ihres Lebens durch einen Dritten Nachricht erhalten sollten!“

„Von welchem Schritte?“ fragte er aufrichtig erstaunt. „Ich verstehe Sie nicht.“

„Sie sind verlobt; es heißt, Ihre Hochzeit solle noch diesen Herbst stattfinden. Wie ich Sie kenne, Graf Arcangelo, werden Sie Ihre Hand nur mit dem Herzen hingeben — und dieß konnten Sie uns verschweigen!“

„Wer sagt das?“ rief er aufspringend und biß die Zähne auf einander.

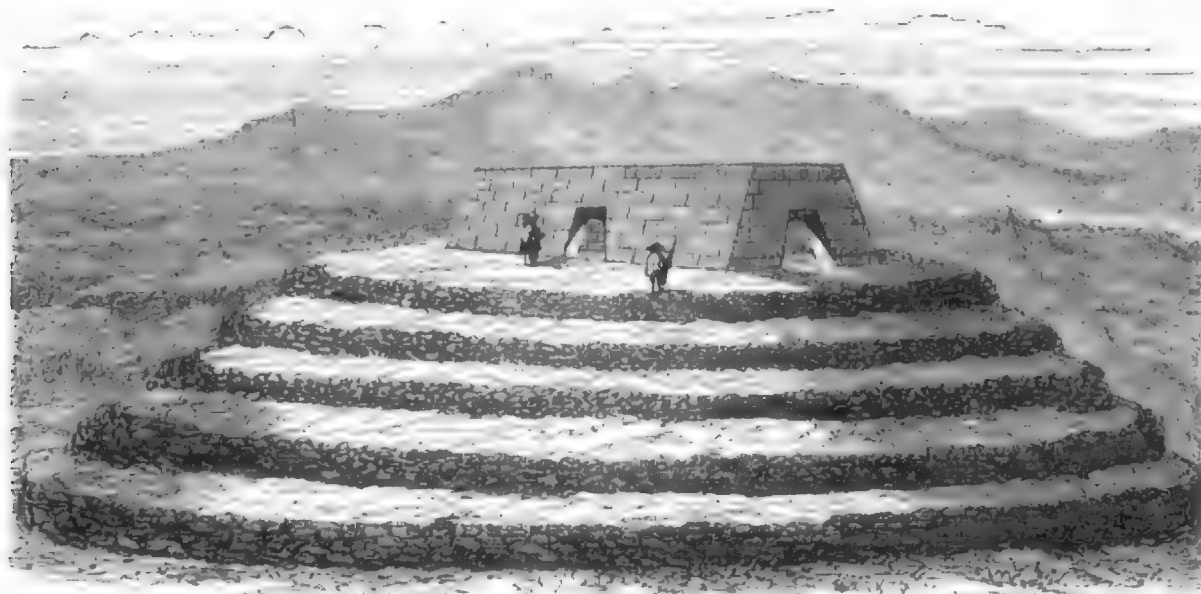
„Meine Schwiegermutter erzählte mir's vor einer Stunde.“

„O.“ sagte er heftig, „dann wundere mich die Lage nicht mehr. Das Weib muß verleumben, es liegt in seiner Art, aber daß Sie, Sie Amabile, ihm glauben konnten! Wissen Sie denn nicht, oder wollen Sie nicht wissen, daß ich auf Erden nur eine Einzige lieben kann, nur Sie, Amabile!“

Er stand vor ihr, seine Augen flammten im Feuer der mächtigsten Empfindung, sie hatte etwas vorgebeugt, mit fliegendem Athem und wechselnder Farbe seiner Wange gelauscht, jetzt schlug sie, wie in sich zusammenschauernd, die Hände vor das Gesicht, und er sah, wie durch die schlanken, weißen Finger schwere Thrämentropfen rollten. „Liebste, Einzige.“ sprach er sehr innig, „habe ich Sie verlegt? Zürnen Sie — zürnst Du mir, Amabile?“

Sie schüttelte das schöne Haupt, und wie er ihr langsam die Hände vom Antlitze nahm, leuchtete ihm aus ihren Augen ein glänzender Liebesstrahl voll seliger Schar entgegen. „Laß mich weinen.“ sagte sie flüsternd, „diese Thränen thun mir wohl!“

Er setzte sich neben sie und den Arm um ihren Leib legend, zog er die Geliebte näher an sich, sie lehnte den Kopf an seine Brust, und während er sie mit tausend Schmeicheln und Liebesbetheuerungen überschüttete, blieb sie still und nahm schweigend das ungewohnte Glück in ihrer Seele auf, und vor der holden Klarheit ihres Wesens verstummte die trübe, schwüle Leidenschaftlichkeit,



Tempel des Quirico-Gotico. Nach Garcilaso de la Vega. (2. 117.)

welche in der letzten Zeit sein Inneres beherrscht, und wich tief-seligem Genügen.

Lirandi zerstörte selbst den schönen Augenblick, indem er jubelnd ausrief: „So bist Du nun mein, und nicht die Welt, nicht Dein Gatte sollen Dich mir nehmen!“ Denn wie er Soreggia nannte, riß sie sich aufspringend mit einem dumpfen Entsetzenslaute aus seinen Armen los. „O Gott,“ sagte sie und legte die Hand an die Stirne, „ist es denn möglich, daß wir ihn vergessen konnten?“

Auch Lirandi war aufgestanden und wollte sich ihr nähern, sie wies ihn mit einer Bewegung voll stiller Hoheit zurück und sagte leise und tief traurig: „Wir haben sehr unrecht gehandelt! Es war ein wunderbarer Augenblick — und dennoch unrecht! Ach, Arcangelo, warum verschwiegen Sie Ihr Gefühl nicht länger? Dann durste ich Sie noch sehen, nun müssen wir auf immer scheiden!“

„Amabile,“ rief er tödtlich erschrocken, „daß kann Dein Ernst nicht sein!“

Ihre Blässe, der bittere Kummer in den schönen Zügen zeugten für die Bedeutung ihrer Worte. „Es muß nun Alles vorüber sein,“ sagte sie, „wir müssen uns gewöhnen, ohne einander zu leben. So leben Sie denn wohl, mein Freund, und wenn Ihnen meine Bitte etwas gilt, so versuchen Sie nie mehr sich mir zu nähern, betreten Sie unser Haus nicht mehr — ich möchte Sie abweisen — und folgen Sie mir auch jetzt nicht!“

„O,“ rief er und presste die Hände zusammen, „Du weißt nicht, wie Du mich marterst!“

„Leide ich denn weniger als Du?“ fragte sie mit zudender Lippe; doch bezwang sie die hervorquellenden Thränen, wandte sich und schritt rasch und ohne umzublicken dem Hause zu, während Arcangelo im Sturme der süßesten und bittersten Empfindungen zurückblieb. Plötzlich, in einem Anfälle von Jörn, sagte er den Fächer, welchen sie auf der Bank unter den Nichten vergessen, und zerbrach das kleine, elfenbeinerne Kunstwerk zwischen den Händen, wie aber die feinen Stäbe knisternd absprangen, war ihm, als habe er die Geliebte selbst verletzt und drückte er die Trümmer an seine Lippen, an sein Herz. Dann warf er sie weg, verließ ungehoben den Garten und kam in einer Aufregung heim, daß sein Bruder, der ihm auf der Treppe begegnet und in sein Zimmer gefolgt war, erschrak. Aus halben Aeußerungen und Ausrufen Arcangelo's errieth er so viel, daß dieser, um nicht mißdeutet zu werden, sich genöthigt fand, das Geschehene zu erzählen. Er war überrascht von Nana's kühler Auffassung einer Sache, die sein Blut noch immer fieberhaft wallen machte. „Das ist also Alles?“ sagte der jüngere Bruder und setzte sich gemächlich auf das Sopha. „Und deshalb diese Klagerufe? Ein Anderer an Deiner Statt wäre sehr zufrieden. Du hast eine Erklärung gewagt und — das ist die Hauptfache — bist nicht abgewiesen worden. Was das Verbot der Rückkehr betrifft, schreckt es mich wenig, im Anfang sagt jede Nein. Ich traue der schönen Soreggia zu, daß es ihr Ernst sei, dennoch bereut sie vielleicht jetzt schon den unbedachten Ausspruch. Sie kann Dich nicht verbannen, ohne Aufsehen zu erregen, und nichts ist dem Aulse einer Frau gefährlicher als Aufsehen; so halte ich Dich nicht für gebunden; ob Du aber gut thust, Dich dieser Neigung hinzugeben, ist ein Anderes, und darin hat Amabile recht. Du bist für heimliche Verhältnisse nicht gemacht; Deine Gefühle bedürfen Luft und Sonnenschein, die Unruhe, das Geheimniß, Vielen der Hauptreiz einer solchen Verbindung, würden Deine nur zu empfindlichen Nerven heillos zerrütten, das zeigt sich schon jetzt.“ Er wurde beim Reden wärmer und sprach noch lange ernster und eindringlicher, als sonst in seiner Art war. Arcangelo hatte sich auf einen Stuhl geworfen und hörte anscheinend so aufmerksam zu, daß Nana hoffte, bleibenden Eindruck auf ihn gemacht zu haben; als dieser aber schwieg, sagte er, und in seinen dunkeln, schönen Augen lag ein seltsamer Glanz: „Du hast vollkommen recht, Nana, sie kann mir ihr Haus nicht verschließen, und beim Himmel, sie soll es auch nicht! Habe Dank für Deinen Rath und lebe wohl!“ Damit nahm er seinen Hut und ging. Von Nana's ganzer, langer Liebe hatte er, wie das meistens geschieht, nur beachtet, was mit seinen Wünschen übereinstimmte. Der Rathgeber blieb Anfangs ziemlich verdrießlich zurück, doch suchte er die Achseln und fing an ein Liedchen zu trällern, welches damals die ganze Stadt sang, vom ersten Nobile bis zum Lastträger.

Arcangelo war unterdessen rasch dem Palaste Soreggia zuge-schritten. Er wagte nicht, Amabilens Aussprüche direkt entgegen zu handeln, aber er wußte, daß Soreggia um diese Stunde für kurze Zeit nach Hause zu kommen pflegte, bevor er seinen Abend bei der schönen Marchesa Romilda beschloß, und war gewiß, daß er ihn zur Begleitung auffordern werde. So geschah es denn auch. Sie trafen Gesellschaft in dem langen, schmalen Saale, der, durch die ganze Breite des Hauses gehend und von beiden Seiten mit Fenstern versehen, den lüftigsten, luftigsten Raum einer italienischen Wohnung bildet. Vater Soreggia saß bei seinem gewöhnlichen Spiele; um die beiden Frauen des Hauses hatte sich ein kleiner Kreis von Besuchern versammelt und trank während des Plauderns den unvermeidlichen schwarzen Kaffee. Die junge Soreggia blickte auf, als die beiden Männer eintraten, und ein leichter Schatten flog über ihr anmuthiges Gesicht, doch war ihr Gruß so ruhig und kaum merklich lächler als gewöhnlich, und nur wer sie so genau kannte und beobachtete, wie Arcangelo, konnte wahrnehmen, daß ihre Finger bei der Arbeit zitterten, von welcher sie ihre Augen nur flüchtig erhoben hatte. Lirandi war gewohnt, daß sie ihn mit einer leichten Bewegung den Platz neben sich anwies, heute regte sie sich nicht, um seinem Stuhle Raum zu geben, Andere rüdten nach, und das unterbrochene Gespräch ward bald gleich lebhaft fortgesetzt, fast ohne daß sich Amabile daran betheiligte. Sie blickte kaum von der Arbeit auf, nur einmal, da die Mutter Soreggia erzählte, der Gärtner habe Amabilens Fächer zerbrochen auf dem Nichtenhügel gefunden, flog ein scheuer, fragender Blick zu ihm hinüber.

„Wollen Sie,“ sagte er gegen sie gewendet, „mir den Fächer anvertrauen? Ich weiß einen geschickten Elfenbeinarbeiter, der vielleicht im Stande ist, den Schaden gut zu machen.“

Noch vor wenigen Stunden hätte die junge Frau den Antrag unbedenklich angenommen, jetzt erwiderte sie rasch und bestimmt: „Ich danke Ihnen, Graf Arcangelo! Es ist nichts mehr gut zu machen und Ihre Mühe vergebens!“

Er fühlte den tiefsten Sinn ihrer Worte, und wie er sie schweigend betrachtete, bemerkte er in den weichen Linien ihres Mundes einen Zug stiller Entschlossenheit, der ihm früher nie so lebhaft aufgefallen, und mußte sich gestehen, daß ihr Wesen ihm wenig Raum zur Hoffnung lasse. Dennoch ging er am folgenden Tage in der gewöhnlichen Besuchsstunde zu ihr. Sie war, hieß es, nicht zu Hause, und die gleiche Antwort ward ihm, so oft er in den nächsten Tagen den Versuch wiederholte. Es war klar, daß sie auf ihrem Vorsatze beharrte, und so schmerzlich ihm diese Ausschließung von der geliebten Nähe fiel, zwang ihm doch ihre ernste Pflichttreue erhöhte Achtung und dadurch vermehrte Liebe ab. Er gab den Kampf auf, der, an sich fruchtlos, ihm Amabilens Werthschätzung rauben konnte, ging nicht mehr zu ihr und suchte auch sonst nicht sich ihr zu nähern. Sie an einem dritten Orte, gleichgültig unter Gleichgültigen, zu sehen, ertrug er nicht. — So folgte denn naturgemäß der mächtigen Aufregung dieser letzten Zeit eine um so tiefere, nachhaltigere Abspannung. Er zog sich von aller Geselligkeit zurück; mit wem hätte er auch von der Geliebten reden gelernt, und was schien ihm noch wichtig, als allein der Gedanke an sie? Damit entging ihm jede äußere Anregung und die erzwungene, fortdauernd gleiche Arbeit konnte der unbeschäftigte Sohn eines reichen Hauses nicht, und doch ist eben dieser immerwährende Anspruch, welchen die Arbeit, trotz Freude und Schmerz auf den Menschen macht, eine ihrer größten geistigen Segnungen. Sie wird dadurch zum Regulator unseres Innern, der, ohne unsern Empfindungen ihre Kraft zu rauben, das schädliche Uebermaß derselben beruhigend abschwächt.

Diesem Uebermaße gab sich Amabilens Freund willenlos und völlig hin. Tagelang lag er jetzt in kühlerem Brüten auf dem Sopha und schweifte Nachts unruhig und einsam in der Stadt herum, schlief wenig und zu ganz ungleichen Stunden, oft noch weniger und erstetzte die mangelnden Kräfte durch maßlosen Gebrauch von schwarzem Kaffee und ähnlichen Reizmitteln. Dabei verfiel er so sichtlich rasch, daß ihn selbst entferntere Bekannte auf der Gasse um sein Befinden anredeten. Der Einzige, welchem er noch Vertrauen schenkte, war sein Bruder, der seine Klagen mit großer Geduld anhörte und an seinem Kummer insofern Theil

nahm, als er aufrichtig bekehrte, eine so reich organisirte Natur, wie die Arcangelo's, solcher Herrlichkeit verfallen zu sehen.

Weniger scharfsichtig und ganz mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, ahnte die Gräfin den Zustand ihres Sohnes nicht, sonst hätte sie den Moment schwerlich geeignet gefunden, nochmals von ihrem Heirathsprojekte anzufangen. Er wies es noch entschiedener und herber zurück als vorher. Der Mutter gegenüber bewahrte er dabei noch äußere Artigkeit; um so rückhaltloser und bitterer sprach er sich gegen Nano aus. „Diese Frau,“ sagte er, „hat mich durch ihre Herzenskälte, ihre Habgucht elend gemacht, nun meint sie ihr Werk zu krönen, indem sie ein schönes, lebenswürdiges Geschöpf an mich leitet, das sich in dieser Verbindung wie an einen Leichnam geschmiebet vorkommen müßte. Und zu solch' frevelhaftem Schacher mit Menschenglück sollte ich mich hergeben!“

„Die Mutter liebt Dich und meint es gut!“ sagte Nano.

„Liebt mich?“ rief der Bruder. „Sie hat mich nie geliebt! Immer war ich ihr nur ein Mittel, Ansehen und Reichthum auf den Namen Virandi zu häufen und auf diese Weise ihrem Stolz zu genügen. Um mich, um die Bedürfnisse meines Herzens hat sie nie gefragt!“

Es war das erste Mal, daß er sich so heftig über seine Mutter aussprach, denn beide Söhne waren gewöhnt, sie mit Ehrfurcht zu behandeln, um so mehr fühlte sich Nano durch des Bruders Worte verletzt. „Du bist sehr ungerecht!“ erwiderte er lebhaft. „Meiner Ansicht nach hast Du alle Ursache zur Dankbarkeit, wenn die Mutter auch nicht auf Deine Weise bestrebt ist, Dein Glück zu gründen. Du selbst wirst dich dereinst einsehen, wenn sich die Aufregung, welche Dich jetzt beherrscht, mit der Zeit beruhigt und Du begreifen lernst, daß Amabile Soreggia zwar eine lebenswürdige Frau ist, aber nicht die Einzige, und wer weiß, ob Du dann nicht bedauerst, eine Verbindung zurückgewiesen zu haben, um welche Dich Viele beneiden würden.“

Arcangelo schwieg, aber die Erkenntniß, daß Nano an der Dauer seines Gefühls zweifle, ließ ihn von diesem Augenblicke an auch gegen den Bruder mißtrauisch werden. So tief hatte sich diese unselbige Leidenschaft schon in sein Herz gefressen, daß sie ihm sogar jene gleichgültig machte, welche ihm bisher durch Bande des Blutes und der Gewohnheit am Nächsten standen.

(Fortsetzung folgt.)

Die glückliche Mutter.

(1816 S. 49.)

Das wahre Glück ist unabhängig von äußeren Umständen und Zufälligkeiten; die Vorrechte der Geburt, die Unabhängigkeit der Lebensstellung, hoher Rang und glänzender Reichthum können wohl über die Sorgen des Ordenslebens hinwegtragen, aber an und für sich sind sie durchaus keine Garantie für inneres Glück. Mancher hat, was er nur immer wünschen mag; aber es nagt ein Wurm in seinem Innern, es fehlt ihm die Zufriedenheit mit sich selbst, die sittliche Harmonie, welche dem Leben erst Inhalt und Werth gibt; es fehlt jener vornehmen Dame bei allem Glanz, der sie umgibt, an der reinen Daseinsfreude, die sie aus dem Anblick der Ihren schöpfen soll. Und wenn das Glück der hochgeborenen Mutter, wie sie ihre lieben Kleinen herzt und läßt, wirklich rein und ungetrübt ist, so kann es doch nicht größer und schöner sein, als es jene Mutter aus dem Volke empfindet, die im Walde für des Lebens Nothdurft Kräuter und Beeren gesammelt hat und vom Lächeln ihres Säuglings entzückt ist, dessen weiches Aermchen sich um ihren Hals schlingt. Darin liegt eben auch die hohe Gerechtigkeit der Vorsehung, daß das gesunde Fühlen und Denken an kein Vorrecht gebunden ist.

Und Himmelsbewonne und Seligkeit,
Sie strahlen aus Mutterbrüsten.
O, wie dieses Lächeln sie froh erfreut!
Wer saßt ihres Herzens Entzücken?

Im Lande der alten Inka's.

(Bilder S. 445 u. 448.)

Altes Peru, Land der Inka's, mit deinen weissen patriarchalischen Fürsten und deiner hohen Kultur, deiner Macht, deinen Wunderwerken, die noch heute das Staunen des Reisenden erregen; deinen Tempeln, welche den Glanz der Feenpaläste in Tausend und Eine Nacht überboten; mit deinen Trophäen, welche die Inka's auf den Schlachtfeldern vom Aequator bis zu den Schlachtfeldern Chiles gewannen — du Peru, wo man Triumphgesänge anstimmte zum Lobe Inti's, der lichtstrahlenden, geheimnißvollen Gottheit, und zum Preise der Wohlthaten, die von den Inka's ausströmten; du Land, einst Schauplay der Größe und Herrlichkeit, wie tief bist du gesunken! Wie viel des Leides, des Elends und der Entwürdigung ist seit jenen längst verschwundenen Tagen des Glüdes nun über dich gekommen! Wo sind sie, deine Schätze, wo ist deine Herrlichkeit?

Seit Pizarro und dessen spanische Raubgenossen, diese eisengepanzerten, berittenen Banditen, den letzten Inka, den siebzehnten in der Reihe, vom Throne stießen, ist allmählig tiefer Verfall über das einst blühende Peru gekommen. Da, wo ein theokratisch-patriarchalisches Kommunismus herrschte, der den Anlagen, Fähigkeiten und Bedürfnissen des Volks entsprach, finden wir heute, nach mehr als dreihundertjährigem europäischem Einflusse, nur die Anarchie einer sogenannten Republik, und statt einer fleißigen Bevölkerung unthätige Kreolen oder Mischlinge. Noch kein europäischer Reisender ist durch das gesegnete Land gezogen, der nicht diese Eindrücke mit zurückgebracht hätte, und man mag eine Gegend Perus aufsuchen welche man will, sei es die Küstenlandschaft, die Bergketten der Anden, die Urwälder und Ströme im Osten — stets begegnet und derselbe Verfall.

Wer vom stillen Ozean über Jolay und Arequipa nach dem Innern des Landes vordringt und die hohen Rämme der Anden überstiegen hat, der trifft zunächst in der Provinz Cuzco auf eine kalte Hochebene, welche man als die Region des Collao bezeichnet. Nirgends wächst dort ein Baum oder auch nur ein Strauch auf den Hügeln oder in den Thälern und Schluchten, deren strömende Gießbäche in den Titicaca-See münden. Nur Moos und fienfartige Pflanzen gewahrt das Auge des Reisenden, und kleine Seen, von stunden- oder meilenweitem Umfange, sind hier wie überhaupt in den Provinzen des Collao sehr häufig. Schafe, Rindvieh und Alpakas gedeihen vortreflich, ohne daß die Menschen sich viel um sie bekümmern. In früheren Zeiten war auch der Bergbau von Erheblichkeit, aber nun sind viele Gruben längst verschüttet, andere geben kaum noch den vierten Theil des einstigen Ertrages, da es sowohl an Kapital wie an Arbeitskräften fehlt. Uebrigens finden die Indianer auch heute noch in den Gebirgsgegenden des Collao Fundstätten edler Metalle, kennen auch manche, die früher im Betriebe waren; allein sie hüten sich wohl, davon etwas verlaufen zu lassen. Die Erinnerung an die früheren Qualen und Frohnden ist in ihnen noch zu lebendig.

Daß aber die vielgerühmte Silberausbeute Perus, die einst ganz Europa in Staunen versetzte, wahrhaft großartig gewesen sein muß, dafür zeugen noch die massiven silbernen Altäre und Kirchengeschloßthürme der kleinen Orte, die gerade in dieser Gegend liegen. Cuzco, Pucara, Aguas Calientes in der Nähe der Guilcomayo-Quellen — sie alle sind reich an solchen Schätzen. Aber zu diesen und der immer im Jesuitenstyle erbauten Kirche des Ortes stehen die elenden Häuser der Bewohner im seltsamen, schroffen Gegensatz. Die Mauern sind aus ungebrannten Lehmziegeln, sogenannten Tapias, aufgeführt; das Dach besteht aus Stroh und Schilf, welches in der Nordküste wächst.

So ist auch die Stadt Sicuani beschaffen, eine der nächsten Stationen nach der alten Inkahauptstadt Cuzco zu. Zur Zeit der panischen Vizekönige mag sie 7500 Einwohner gehabt haben, jetzt aber zählt sie nur 3000. Ein Hospital, das für Männer und Frauen der Vizekönig Gil de Lemos im 17. Jahrhundert hier gründete, ist mit seinem Erbauer wieder von der Erde verschwunden, und so finden wir denn außer den Kirchen kein öffentliches Gebäude mehr in Sicuani. Berühmt geworden ist die Geschichte





100

100

100

100

<p>1. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>2. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>3. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>4. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>5. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>6. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>7. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>8. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>9. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>10. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>11. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>12. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>13. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>14. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>15. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>16. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>17. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>18. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>19. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>20. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>21. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>22. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>23. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>24. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>25. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>26. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>27. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>28. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>29. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>30. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>31. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>32. <i>...</i></p>	<p>...</p>
<p>33. <i>...</i></p>	<p>...</p>



endlich schloß sich der ganze übrige Zug von ländlichen Festgenossen. — An der Hausthür angelangt, hielten die Vorrreiter sammt der Musik zu beiden Seiten, um den Erntekranz in die Halle durchzulassen, dann formte der Zug draußen sich zu einem Halbkreise, und die Musik, welche jetzt die Oeffnung der Thür einnahm, begann schmetternd die fromme Kirchenweise:

„Nun tanzt Alle Gott!“

in welche die ganze Versammlung, drinnen wie draußen, mit andächtiger Begeisterung einfiel. Nach Beendigung des Chorals hielt der Hausherr eine kurze, kräftige Ansprache, worin er das allgemeine Dankgefühl, das sich heute in süßem Pflichtbewußtsein zum Geber alles Guten aufschwang, noch einmal betonte, dann den Fleiß, die unverdroßene Dienstreue seiner Untergebenen gebührend belobte und schließlich die humoristische Einladung an sie Alle ergehen ließ, heute auf des Herrn Unkosten einmal zu jubiliren, was das Zeug halte! — Ein donnerndes Hoch und dreimaliger Tusch folgte auf diese Anrede; dann ward unter juchzenden Musikklängen der Erntekranz an die Decke gezogen und die geschmückten Aderwerkzeuge wie Trophäen an den Wänden der Halle aufgesperrt; Wein und Kuchen wurden inzwischen herumgereicht und dann nahm die eigentliche Lustbarkeit mit dem Erntetanz ihren Anfang. Da war es denn kurios anzusehen, wie die bide, resolute Großmagd vor den Herrn Hauptmann hintret, mit unbeholfen feierlicher Grandezza ihren Knix machte, und der nun lachend zum Tanze anschritt. 's wollte partout nicht gehen. „Die verfluchten Knidbeine!“ schrie er einmal über's andere, „müssen mir solche Schande machen!“ Nun, zur Noth humpelte er einmal herum, dann fiel er athemlos, pustend und kopfschüttelnd auf die Treppe. „'s geht nicht! 's geht nicht! Nach! Du's besser, Alte!“ rief er scherzhaft seiner Frau zu, als diese mit dem stämmigen Großknechte antrat. Freilich ging's da auch besser, — ja, was Wunder? sie war auch ein Frauenzimmer, ble 's Tanzen loshat, noch frisch auf den Beinen, — und ihr Cavalier auch nicht uneben! Hei! der gab Euch im wildesten Dreher ein Double vor! — Celestine ward von einem der Vorrreiter engagirt, Wilhelm von der ersten Aufmagd, ich von der Tochter des Schirvogtes, und so kam jeder unserer Gäste an die Reihe. Als dieß zu Ende, erscholl abermals dreifacher Tusch, und der Zug setzte sich unter Vorantritt der Musik wieder in Bewegung nach dem Dorftruge hinab, wo sich der Jubel nun erst recht geben ließ.

Wir Schloßleute brachten den Rest des Nachmittags mit allerhand andern Vergnügungen hin: Reisen- und Pfänderspiele kamen an die Reihe, eine kleine Wasserfahrt auf dem Parkweiher ward gegen Abend unternommen, mit Feuerwerk und bengalischer Beleuchtung; allmählig begannen Park und Garten sich in ein bengalisches Lichtmeer zu verwandeln, und wunderbar gespenstig ragten die dunkeln Lindenwipfel über den flammendstrahlenden Quirlanden, die, zeltartig unter ihnen ausgepannt, auf uns herableuchteten, als wir später zu Nacht aßen. Der freie Platz vor der Tafel bis zum Weiher hin gab endlich den herrlichsten Tanzplatz, ein kleines Musikcorps war aus der Stadt noch besonders requirirt worden, und kaum also war das Essen halb abgetragen und die Champagnergläser schäumten, so begann auch schon der nächtliche Reigen, der in dieser magischen Beleuchtung, unter den Klängen einer halb unsichtbaren Musik, an ein Wundermärchen des Orients streifte.

Tanz und Wein hatten die Lebensgeister allmählig auf's Höchste entflammt, und man gab sich einer ungefesselten Lust hin. Hier und da löste schon ein trauliches Pärchen, und auch Wilhelm wandelte längst, seine Brünnet am Arm, auf und ab, um das süße Liebesgeflüster den Ohren Ueingezeichnet zu entziehen. Bah! unnöthige Vorsicht! Wer von den Meisten hatte jetzt noch Zeit, sich um Anderer Liebesfaden zu kümmern, da schon das eigene Herz sich traulicher Zwiesprache hingab. Was mich anbetraf, ich hatte an diesem Abend nur Augen für Celestine. Sie tanzte viel und mit mir am Deftesten. O Gott! welch' ein Wonneschauer durchrieselte mich, da sie mir im Arme lag und ich ihre Taille umschlang, und ihr leuchtendes Auge in das meine blickte, und ihr duftender, warmer Athem meine Wange berührte! Und welch' entzündender Frohsinn, ja Ausgelassenheit sie umströmte! wie ihr sprühender Humor und ihr jubelndes Lachen Alles um sie her zu gleicher Erregtheit fortriß! O, sie war bezaubernd! Ich hatte in meiner Blin-

den Ekstase eben nicht viel Zeit, meine Umgebung zu beachten; endlich fand sich ein solcher Augenblick der Muße. Celestine war so eben dem Arme eines schon halb taumelnden Landjünglers entschlüpft, der sie in einem rasenden Schnellwalzer umhergejerrt und erbarmungslos abgehetzt hatte. Erschöpft, athemlos, mit hochgerötheten Wangen warf sie sich mir zunächst auf eine Bank am Tische und säckelte sich mit ihrem Taschentuche Luft zu.

„Celestine!“ flüsterte ich besorgt, „Sie thun des Guten zu viel!“

„Bah! bah!“ hauchte sie, und dann mir in's Ohr sichernd: „aber der gute Pipow tanzt entsehrlich! Sie müssen ihm Unterricht geben, Doktor! Denn Sie — ah, wahrlich! Sie könnten Terpsichore selbst beneiden!“

„Ah! Schmeichlerin!“ lacht' ich und mochte wohl auch erröthen; aber ich sah mich doch stolz im Kreise um, ob auch dieß Compliment wer gehört habe. Da erblickte ich Falten, wie er in unheimlicher Aufregtheit, sein glühendes Auge starr auf Celestinen hastend, uns gegenüber saß, als könne er sich nicht satt saugen an ihrem Anblick. Ein dümmler Verdacht stieg in mir auf; doch ich hatte nicht Zeit, darüber Klar zu werden, denn schon begann ein neuer Tanz wieder und ich wurde von Aurelien — da dießmal Damen engagirten — hinweggeholt. Das Herz voll Unruhe, hatte ich rasch meine Tour beendet und slog wieder zum Tische — er war leer! weder Falten noch Celestine zu erblicken!

Was war das?? Sollte gar der Glende — ha! ich Narr! welch' ein erbärmlicher Argwohn! — Aber lebend und in allen Nibern erregt rannt' ich in die Finsterniß hinein, Licht suchend; sieh' da, endlich! Ein weißes Kleid schimmert mir entgegen — es kommt eilig näher — Celestine! Gottlob, sie ist es! — und wie mein Auge sich tiefer in das Dunkel bohrt, seh' ich hinter ihr einen Mann seitwärts in das Gebüsch hineinstürzen, und ich höre ihn noch wild anlachen und höre noch die höhnischen Worte: „Nun, auf ein ander Mal, Schächchen!“ — und ich stehe allein mit Celestinen.

Zitternd lehnt sie an meiner Schulter, ihre Hand ruht schwer auf meinem Arme und ein mühlames Schluchzen ringt sich aus ihrer Brust auf. „Das — o! das —!“ stöhnt sie in abgebrochenen Lauten. „Gott — Gott im Himmel! hätt' ich das ahnen können!“ Und ein Strom von Thränen rollt plötzlich über ihre Wangen.

„Celestine!“ rufe ich angstvoll, — „Celestine!“

Sie richtet ihr Haupt auf, fährt hastig mit dem Taschentuche über ihr Antlitz und athmet tief auf, als wolle sie einen Zentner druck von ihrer Brust wälzen.

„Mein Gott! Celestine — was ist Ihnen?“

„O, nichts! Gehen wir!“

„Wer war jener Mann? Ich beschwöre Sie —!“

„Gehen wir!“

„Falten?! O, antworten Sie, Celestine! Es war Falten?!“

„Ja!“ hauchte sie kaum hörbar.

Ein Hornesglut kochte plötzlich in meinem Herzen.

„Ha! der Glende!“ knirschte ich — „und was wollte er? Raum wag' ich schon zu fragen: was that er Ihnen? Es wäre entsehrlich!“

Noch einmal zuckte es jäh durch ihre Glieder, aber eben so schnell raffte sie sich auf, sah sich schon um und riß mich mit Sturmeshaft vorwärts. An einer lichteren Parkstelle blieb sie auf einmal wieder stehen, drückte fester meine Hand, und den umflorten Blick zu mir aufrichtend, sagte sie wie bittend: „Verzeihen Sie sich, Doktor! Mir war Gott gnädig, er sandte mir Ihre Hülfe — ich danke Ihnen!“

„Celestine!“ — und ich hielt sie bebend zurück, da sie schon wieder fliehen wollte, — „wenn Sie mir Dank schulden, o! dann bitte ich, geben Sie mir Vertrauen statt dessen! Erklären Sie mir —“

„O, was noch erklären? Ahnten Sie nicht längst, wie dieser — dieser Mann sein Neß nach mir auswarf, wie sein heimliches und offenes Begehren nach mir zielte? Aber ich achtete dessen nicht, er war mir gleichgültig gewesen von jeher; zu einer förmlichen Werbung, dacht' ich, werde ihn mein Venehmen nie herausfordern. O, ich ahnte die Sinnenglut nicht, die in ihm lodert!“

the book is a collection of essays by various authors, each of whom has contributed to the field of research on the topic. The book is organized into two main sections: the first section contains a series of essays that provide a historical overview of the field, while the second section contains a series of essays that focus on more recent developments in the field. The book is written in a clear and concise style, and it is well organized and easy to read. The book is a valuable resource for anyone interested in the field of research on the topic.

ACKNOWLEDGEMENTS

The author would like to thank

the following people

for their help and support during the writing of this book. The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book. The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book. The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book. The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book.

The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book. The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book. The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book. The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book.

The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book. The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book. The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book. The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book.

The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book. The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book. The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book. The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book.

The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book. The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book. The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book. The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book. The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book.

The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book. The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book. The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book. The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book. The author would like to thank the following people for their help and support during the writing of this book.

the book is a collection of essays by a number of authors, including a number of prominent scholars in the field. The book is divided into two main parts: the first part contains a series of essays that explore the historical development of the concept of the 'self', while the second part contains a series of essays that explore the contemporary significance of the concept. The book is written in a clear and accessible style, and it is a valuable resource for anyone interested in the history and philosophy of the self.

The book is a collection of essays by a number of authors, including a number of prominent scholars in the field. The book is divided into two main parts: the first part contains a series of essays that explore the historical development of the concept of the 'self', while the second part contains a series of essays that explore the contemporary significance of the concept. The book is written in a clear and accessible style, and it is a valuable resource for anyone interested in the history and philosophy of the self.

The book is a collection of essays by a number of authors, including a number of prominent scholars in the field. The book is divided into two main parts: the first part contains a series of essays that explore the historical development of the concept of the 'self', while the second part contains a series of essays that explore the contemporary significance of the concept. The book is written in a clear and accessible style, and it is a valuable resource for anyone interested in the history and philosophy of the self.



THE JOURNAL OF THE ROYAL ANTHROPOLOGICAL INSTITUTE



mir Du! Sie will mich nicht sehen, und ich habe Niemanden, der für mich redete."

"Poet, Poet!" rief Nano halb lachend, halb ärgerlich. "Ist es denkbar! Der Mensch kommt ein halbes Jahr lang täglich in's Haus und verläßt, Jemanden von der Dienerschaft für sich zu gewinnen!"

Arcangelo versetzte lächelnd: "So arg ist es nun wohl nicht. So ist zum Beispiel die alte Katalina mir sehr gewogen."

"Wer ist das?"

"Amabilens alte Wärterin, seit den Kinderjahren bei ihr und ihr unbedingt ergeben."

"Das klingt vernünftiger," sagte der Bruder. "Ich will mit dem alten Weibe reden und denke morgen oder übermorgen Dir Nachricht geben zu können."

Er hielt Wort und es gelang ihm leicht, die Alte zu gewinnen, welche der stilleummer ihrer Herrin mit Angst, Soreggia's Vernachlässigung seiner schönen Frau schon längst mit Erbitterung erfüllt hatte. "Er ist nicht bössartig," sagte sie, "aber was von Naken stammt, fängt Mäuse — Etwas hat er doch von der Mutter!" Virandi hatte ihre Zuneigung erworben und außerdem theilte sie mit Vielen ihres Geschlechtes die Lust, bei heimlichen Liebeshändeln mitzuhelfen; so erklärte sie sich bald bereit, das Mögliche für ihn zu thun. Die Einwilligung ihrer Gräfin müsse er selbst erlangen, meinte sie, doch könne sie ihm dabei behülflich sein.

War es Folge des gefassten Entschlusses oder seiner Hoffnung, die Geliebte wiederzusehen, Arcangelo war diesen Tag heiterer und theilnehmender, und zeigte gegen Mutter und Bruder Etwas von der alten Herzlichkeit. Dabei war er sehr unruhig, ging mehrere Stunden in der Stadt herum und besuchte einige Orte, die ihm früher lieb gewesen. Auch zu der Wahrsagerin ging er, diehmal allein. Er verhehlte ihr nicht, daß die erste Hälfte ihrer Prophezeiung sich erfüllt, und befragte sie dringend um seine Zukunft. Das Weib war zu klug, als daß es seinen letzten Ausspruch geändert hätte, lag doch nichts daran! Er zahlte reichlich und schied anscheinend zufrieden.

Die junge Soreggia war gewohnt, täglich in der Antoniuskirche die Messe zu hören, zu so früher Stunde, daß sie meist nur Bauern und Handwerksleute in den weiten, dämmernden Räumen traf und um so ungestörter beten konnte. Katalina begleitete sie. So war es auch an einem Morgen gegen Ende des Julimonats. Die immer, hatte die schöne Frau um Kraft gebeten, damit sie ihren Vorsätzen treu bleibe, und ging nun langsam mit niedergeschlagenen Augen dem Ausgange zu. Erst in der Nähe der weiten, flachen Marmorschale mit dem Weihwasser blickte sie auf. Neben dem Becken, an den massiven Pfeiler gelehnt, stand ein bleicher Mann und sah ihr mit heißem, tieftraurigen Blicke entgegen. Ihr Fuß stockte einen Augenblick, dann aber, als folge sie einem unwiderstehlichen Antriebe, machte sie ein paar rasche Schritte gegen ihn hin; er tauchte seine Fingerspitzen in das Wasser und bot ihr an denselben das geweihte Raß. Amabile trug jene leichten Seidenhandschuhe, deren schwarzes Netz nur die Handfläche umhüllt, und wie sie das Weihwasser von ihm annahm, berührten ihre bloßen Finger weich und warm die seinen. Es durchzuckte Beide seltsam heiß, sie blickten sich tief und forschend in die Augen, als suchte Jedes in des Andern Seele die eigene schmerzliche Sehnsucht, dann machte Amabile erröthend das Zeichen des Kreuzes und wollte sich mit einer leichten Neigung des Hauptes der Pforte zuwenden. Er vertrat ihr den Weg. "Amabile," sagte er leise und seine Stimme zitterte vor innerer Bewegung, "ich muß Sie ungehört sprechen, wär' es auch nur auf eine Viertelstunde. Haben Sie Erbarmen und willigen Sie ein, mich zu hören!"

Sie schüttelte den Kopf und antwortete dumpf und ohne ihn anzusehen: "Sie haben mir nichts zu sagen, Graf Virandi!"

"So ganz verstoshest Du mich," sprach er eben so leise, aber noch leidenschaftlicher, "und meinst dem Gotte zu dienen, der doch das zerrückte Mahr nicht bricht? Nie hast Du ein besseres Wort gethan, als wenn Du mich anhörst! Du weißt nicht, Du kannst nicht ahnen, wie elend ich bin! Und ich verlange ja nur ein kurzes Lebenswohl! Man will, daß ich Padua verlasse; soll ich von hier scheiden, ohne Dir gesagt zu haben, was mein Herz zerreißt, scheiden, ohne daß mir Dein Gruß den Abschied ersüßerte?"

Amabile ward todtbleich. Sie erkannte, daß Entfernung das beste Beruhigungsmittel für den Freund sei, aber ihr war, als ob damit die letzte Spur von Glück aus ihrem Leben schwinde, und unfähig zu reden, schwankend im Kampfe zwischen Wunsch und Pflichten, rang sie schweigend die gefalteten Hände, auf welche schwere, bittere Thrämentropfen niederfielen.

"Ich will sanft und ruhig sein, wie ein Kind," sprach er flehend, "ich will Dich nicht ängstigen, nicht erschrecken, wenn ich Dich nur noch einmal sehen darf. Noch einmal — laße mich das Glück Deiner geliebten Gegenwart genießen und dann komme, was kommen muß! Um meiner und Deiner selbst willen, Amabile! Du liebst mich doch auch und sehnst Dich nach mir. Bei dieser unserer Liebe, bei Allem, was Dir jemals theuer war, beschwöre ich Dich, habe Mitleid mit uns, Amabile!"

Seine Augen sprachen noch wärmer und inniger als seine Lippen, und wie laut stimmte das Herz der unglücklichen Frau in seine Bitten ein! Es war der letzte, schwache Versuch des Widerstandes, daß sie zögernd entgegnete: "Und wollte ich auch, wie könnt' ich? Ich selbst habe Ihnen den Weg zu mir verschlossen."

Die alte Katalina war bisher eine schweigende Zuhörerin geblieben, jetzt trat sie einen Schritt näher und sagte, ihrer Berathung mit Nano gemäß: "So lange ich hier bin, läßt sich eine solche Zusammentunft leicht machen, nur müßte sie heute noch stattfinden, denn wie Sie wissen, Gräfin, reise ich morgen zu meiner kranken Tochter nach Friaul. Auch sonst ist der heutige Tag günstig. Seit Wochen reden unsere Leute vom Wettrennen, das diesen Abend stattfindet, sie werden mir's danken, wenn ich daheim bleibe und dadurch allen Andern der Besuch des Schauspiels möglich wird. Sie müssen dazu gehen, Gräfin, Ihre Abwesenheit fiele auf, aber wenn nach geendetem Rennen die Korfsofahrt beginnt, schützen Sie Kopfschmerzen vor und fahren nach Hause. Die alte Frau Gräfin hat noch kein Jahr die Korfsofahrt ausgelassen, sie wird es auch diehmal nicht thun, und so haben wir über eine Stunde Zeit. Kommen Sie etwas früher, Graf Virandi, ich werde sorgen, daß Sie Niemand sieht."

"Darf ich?" fragte er sehr innig.

Ein reizendes Lächeln flog über Amabilens Gesicht. "Komm!" sagte sie mit ausbrechender Empfindung. Sein Antlitz hellte sich auf, mit einer lebhaften Geberde stummen Dankes kreuzte er die Arme auf der Brust und trat zurück, sie tauschten noch einen heißen Blick, und Amabile verließ mit ihrer Begleiterin die Kirche, welche sie mit so ganz anderen Gefühlen betreten. Er sah ihr schweigend nach, dann setzte er sich in einen Vetsuhl, verbarg das Gesicht in den Händen und blieb lange unbeweglich in dieser Stellung; endlich ging auch er.

Die sommerlichen Wagenrennen bilden wichtige Stunden im Leben Paduas. Vom frühen Morgen an herrscht rege Thätigkeit auf dem ausgedehnten Prato della Valle; die Rennbahn wird vorbereitet und umzäunt, am äußern Rande des länglichrunden Platzes eine Tribüne neben der andern errichtet, und sobald sich Nachmittags die ärgste Sonnenglut gemildert, strömt das schaulustige Volk herbei, die bereiteten Räume zu füllen. Wenige Kupfermünzen erkaufen einen Stehplatz auf den kunstlosen Gerüsten, auf welchen sich Kopf an Kopf drängt, wie die Tribünen enden, fällt das ärmere Volk den Raum, hinter einander gegen die Schranken drückend, oder von Gestarren herabblidend in fröhlichster, lauter Erregung. Andere bilden eine farbige Umrahmung der Insel inmitten des Rennplatzes, über ihren Häuptern in den Platanenwipfeln haben sich schwarzjüngige, zerlumpfte Jungen den schwanlenden Sit er wählt, diesen gegenüber in sicherer Höhe der Häuserreihe blicken von Fenstern, Balkonen und flachen Dachern gepuckte Frauen herab. Obst- und Wadwertverkäufer winden sich, ihre Waaren anpreisend, durch die Menge; und wer schilderte den Karbenglanz dieses lebensvollen Wildes unter dem tiefblauen, südlichen Himmel, oder den übermüthigen Lärmen der lustigsten Ungebild? Endlich wird das Zeichen gegeben und aus den geöffneten Pforten schießen die kleinen, zweispännigen Wagen hervor, gepuckte Karren nach antilem Muster, welche der Führer, selbst in phantastisch römischer Tracht, stehend lenkt. Die gedehnte Mündung entlang saufen sie, die langen, bunten Bänder an den Köpfen der Pferde, an Haupt und

Leib ihrer Fenster flattern im scharfen Luftzuge, und mit athemloser Spannung folgen ihnen der Zuschauer Mide in leidenschaftlicher Theilnahme. Mit hellem Jubel wird der Sieger begrüßt; lauterer Spott noch geleitet allzumeist zurückgebliebene Bewerber, und solche Theilnahme steigt nur mit der Zahl der Rennen, bis, nachdem kaum das letzte vorüber, das Volk die Schranken übersteigt oder zerbricht und die buntwogende Menge sich in den erst noch freien Raum ergießt. Und nun beginnt auch die Korfahrt, die unentgeltliche Ausstellung von schönen, gezierten Frauen, eleganten mairländer Wagen und wohlgenährten Pferden der paduaner Aristokratie.

Unter Allen, welche damals dem Wettrennen beizuwohnen, wußte wahrscheinlich nicht Einer weniger, was sich um ihn herum begab, als Arcangelo Livandi. Er hatte sich mitten im Gedränge einen Platz erwählt, der ihm den Anblick der breiten Altane gestattete, auf welcher die Familie Soreggia dem Rennen beizuwohnen pflegte, und stand in Betrachtung der Geliebten versunken und von steigender Angst gequält, ob sie ihr Wort halten könne oder wolle, ihm die ersuchte einzige Zusammentkunft zu gewähren. Weiter als an diese nächste Stunde dachte er kaum, aber das Blut wich völlig aus seinen immer bleichen Wangen, wenn ihn die Furcht erfaßte, daß auch diese Hoffnung unerfüllt bleiben könne.

Lauter, stürmischer Jubel schreckte ihn aus seiner Traumwelt auf. Die Menge jauchzte einem Gefährte zu, welches sie sich von Anbeginn zum Liebling erkoren und das eben zum zweiten Mal den Preis davongetragen. Aufstehend frug er seinen Nachbar, einen behäbigen Bürger, der aus voller Kehle in den Beifallsruf einstimmte, beim wievielten Rennen man sei, und schaute auf des Mannes hocherstaunte Gegenfrage, ob er leidend sei, daß er nicht wisse, es sei eben das vorletzte zum Ziele gelangt, bestige Kopfschmerzen vor. „Ei, Signor,“ sagte Jener, „da könnten Sie sich an Niemand Bessern wenden, als an mich. Meine Barbierstube ist ganz nahe und ich selbst bin Meister in der Kunst, die Ader zu schlagen. Einige Unzen Blut und ich wette, Sie sind frisch wie eine Rose!“

Arcangelo hörte ihn nicht mehr; mit Mühe bahnte er sich den Weg durch die Volksmassen und eilte durch die vereinsamten Gassen nach Soreggia's Hause. Am Seitenthürchen erwartete ihn die Vertraute und führte ihn in ihre eigene Kammer. „Alles geht gut,“ sagte sie. „Das Haus ist leer und wenn meine Gräfin nicht zuletzt noch Strupel bekam, muß sie in wenigen Minuten hier sein. So warten Sie denn, Herr Graf, aber seien Sie vernünftig und lassen Sie sich nicht am Fenster erblicken!“ Sie ließ ihn allein in lebhafter Unruhe. Schien es ihm doch, als ob die Zeit stille stehe! Der langsame Gang der alterthümlichen Stehuhr auf dem Kasten marterte ihn; wie stürmisch flogen dagegen seine eigenen Pulse! Wie fieberhaft schlugen seine Zähne zusammen! Fast hatte er schon die Hoffnung aufgegeben, die Freundin zu sehen, da tönte Haderrollen die Gasse her und vorsichtig neben den dichten, dunkelblauen Leinwandvorhängen hinausspähend, erkannte er Soreggia's Wagen, der vor dem Palaste hielt. Der Bediente zog die Klingel und die Pforte öffnete sich. Einige Minuten später fuhr der Wagen wieder fort, dem Prato della Valle zu. Amabile war gekommen und allein!

(Fortsetzung folgt.)

Die Seemannskinder.

(Fik. E. 461.)

Das schönste Lob eines Genrebildes oder, wie Vischer das Wort so hübsch verholmet hat, eines Sittenbildes, ist, wenn es sich selbst erklärt und uns kein Räthsel aufgibt. Wir fühlen uns gleich so beglückt vor einem solchen Bilde, und verständnißfüllig ruht unser Blick nur um so freudiger auf der Tafel, auf der wir Zug um Zug herauszufinden suchen, den der Künstler der Natur abgelauscht. Wer könnte sich dieß kleine, reizende Sittenbild der Seemannskinder nicht selbst in allen Zügen deuten? Fern weilt der Vater der Familie auf dem Meere, das hier so ruhig, so schön, so klar ist und dort vielleicht seine trägerischen Wogen zum Himmel thürmt und mit Tod und Untergang droht. Das liebende Weib,

die Mutter der Kinder, ist wohl in der nahen Hütte mit Vorbereitungen für den Empfang des langersehnten beschäftigt. Der kleine Sohn, der Stolz der Familie, der bereits den Drang zu des Vaters gefährlichem Berufe unzweideutig kundgibt, und ein Segelboot gebaut — ein Wunder von Geschicklichkeit — hat seinen ältern Bruder und seine jüngere Schwester an's Ufer gebracht, um Zeugen seines Triumphes in der Schiffbaukunst zu sein, den er auf dem kleinen Pfuhl erlebt, welchen die letzte Ebbe gebildet. Aber wir überraschen uns über einer Erklärung des Bildes und haben ihm doch mit vollem Rechte nachgesehen, daß es sich selbst erklärt!

Dschirdsche.

(Fik. E. 457.)

Der Nil, der mit seinem Schlamm das Land, das er durchströmt, so unendlich fruchtbar macht, richtet auch seine Verwüstungen an: dort die kleine Stadt Dschirdsche, welche zwischen Siut und Luxor liegt, ist ein interessanter Zeuge. Der Strom, dessen Lauf gerade an diesem Orte gewaltjam gegen Westen drängt, greift die Ufer in unerhörter Weise an und reißt große Erbstüde los. Bedeutende Strecken sinken bei jeder Ueberschwemmung ein und mit ihnen reißt das Wasser einen Theil der Stadt mit sich fort. Sie bietet darum auf der einen Seite einen seltsam schreckhaften Anblick durch ihre zerissenen Häuser, Wohnungen, Keller und Gräber, aus denen häufig in ihre Gräbtücher gehüllte Leichen hervorsehen, welche Mumien gleich abwarten, bis die nächste Ueberschwemmung sie mit sich auf den Grund des Nils hinabschwemmt, wo die Krotobile sich mit ihrem Begräbniß beschäftigen werden: auf der anderen Seite bietet sie durch die Gärten, welche die Stadt umgeben, einen ungemein freundlichen Anblick. Die Stadt ist nicht groß, sie zählt nur 800 Einwohner, aber ihr Handel hat noch immer Mächtigkeits, darauf deutet schon der umfangreiche Bazar, dem freilich nur wenige größere Wohnhäuser, aber um so schönere Moscheen das Gleichgewicht halten. Dschirdsche hat die Spuren des Christenthums, dem es seinen Ursprung verdankt, noch bewahrt; seine Bevölkerung besteht größtentheils aus nicht unirten Aegyptern. Die Zahl der Kirchen ist ziemlich groß. Die Katholiken haben nur eine, und diese mit einem dazu gehörigen Hospizium oder Herberge gehört der französischen Propaganda, welche auf eigene Kosten darin Missionen unterhält. Die Kirche in Dschirdsche ist die vorletzte katholische Kirche, wo der Gottesdienst nach römischem Ritus gehalten wird. Die letzte ist in Nagod. Die Umgegend von Dschirdsche ist sehr schön und bietet reichlich Gelegenheit zur Jagd, und auch wir wollten uns diese zu Nutzen machen, um nicht immer auf die unvermeidlichen Hühner unseres Schiffslochs angewiesen zu sein, aber die Hitze trieb uns bald wieder auf das Verdeck. Während wir die Mannschaft erwarteten, die sich im Café gütlich that, betrachteten wir uns die belebte Szene des Ufers. Kinder, nackt wie Wilde, spielen am Rand des Wassers und wälzen sich im Staube. Die Wäffel, die Kamele kommen langsam herab, um ihren Durst zu löschen, und die schönen schlanken Gestalten der jungen Mädchen, welche die Amphoren fällen, bieten einen überaus reizvollen Anblick. Ein alter Türke mit grauem Bart und grünem Turban setzt sich zu uns auf das Deck und plaudert mit dem Reis. Er raucht eine prächtige, kostbare, bemalte Pfeife, die mit Silber und Seide umwunden ist. Er ist ein Marabout, ein Heiliger aus der Gegend, der in großem Ansehen steht. Als wir endlich aufbrechen und an den letzten Häusern vorbeifahren, haben wir zu unserem nicht geringen Schrecken noch einmal jenes obenbeschriebene Schauspiel, denn aus dem Flußufer ragt eine Leiche hervor, die mit den Füßen bis an's Anie ganz in der Luft hängt, wenigstens zwanzig Fuß über den gelben Wogen des Stroms, der mit jeder Welle ihre Unterlage wegpült und sie dem unvermeidlichen Ziele näher bringt. Welche wunderbare Inkonsequenz der Menschen! In dem Lande, wo ehemals die Gräber Weltwunder waren, wo riesenhafte Arbeiten hauptsächlich darauf abzwedten, den Todten einen ewig dauernden Bewachsam herzustellen, wo zu diesem Zwecke es nicht genug feste Granitarten, nicht hinreichend unzugängliche Felsen und Höhlen gab, in einem Lande, wo heute noch die Begräbnißplätze so geachtet sind, daß die

THE JOURNAL OF THE
ROYAL ANTHROPOLOGICAL INSTITUTE



THE JOURNAL OF THE
ROYAL ANTHROPOLOGICAL INSTITUTE

teur) oder die Buchstaben BC (Vab- [schlechter] Charakter) mit indischer Tinte eingeätzt werden, und die stripes vermittelst der cat o' nine tails, d. i. die neunschwänzige Rake oder Peitsche in neunter Potenz, da sie neun mit Knoten versehene Riemen hat. Die Exekutoren sind die Trommelschläger! Auf ein gegebenes Zeichen saust die Rake nieder auf den Rücken des Delinquenten, wo augenblicklich neun blutrothe Streifen erscheinen; beim zweiten Schlage rieselt das Blut hervor, der dritte reißt die Haut ab, schon der vierte nimmt Fleischstücken mit.

Oft, sehr oft schon hat man von der Abschaffung dieser entsehrlichen Strafe gesprochen, aber immer vergebens! „Was, keine Peitsche?“ rief einst Wellington im Parlamente aus; „das ist ja unmöglich! Wenn ich Schlachten gewonnen habe, so verban! ich es nur der Rake. Ihr werdet eher ohne Violine Dirnen zum Tanzen bringen, als ihr unsere Soldaten ohne Peitsche führen könnt.“ Daß seitdem die Moralität in der englischen Armee nicht besser geworden, erhellt aus der Diskussion, welche am 10. März 1864 im Parlamente darüber stattgefunden hat. Der Marquis Hartington erklärte, daß nach der Meinung der Offiziere die Armee die Peitsche nicht missen könne, da sie zu viele Subjekte der verworfensten Art enthielte, mit denen ohne eine solche Strafe gar nicht auszukommen wäre! Im vorigen Jahre veröffentlichte auf Verlangen des Hauses der Gemeinen das Kriegsministerium die Zahl der in der englischen Armee von 1863 bis 1865 ausgepeitschten oder gebrandmarkten Soldaten. Demzufolge erhielten im Jahre 1863 518 Soldaten 24,150 Hiebe und wurden 186 Soldaten mit dem Buchstaben D, 113 mit BC gebrandmarkt; im Jahre 1865 wurden 441 Soldaten ausgepeitscht und erhielten 1502 das Zeichen D, 90 die Buchstaben BC. Dabei muß man unwillkürlich an jene Stelle in Wallenstein's Lager denken:

Der Soldat muß sich können fühlen.
Wer's nicht ebel und nobel treibt,
Lieber weit von dem Handwerk bleib.
Sagt mir, was hat er an Gut und Werth,
Wenn der Soldat sich nicht selber ehrt!

Aus den Erinnerungen eines irischen Polizeibeamten.

12. Geprüfte Liebe.

„Ich habe Sie um einen Besuch gebeten, mein lieber Voles, um in einer für meine Familie wichtigen Angelegenheit Ihren Rath zu hören,“ sagte P. D. zu dem Major, als dieser zu dem Kaufmann in das Comtoir trat. — „Wenn ich Ihnen irgendwie dienen kann, so gebieten Sie über mich.“ — „Sie erinnern sich der Marie Toovey, welche Sie mir vor sechs Jahren als ein zuverlässiges Mädchen für meine Kinder empfohlen haben?“ — „Freilich; ihr Vater ist ein grundehrlicher Mann in Ardara, und das Mädchen wurde in P.'s Sonntagsschule erzogen.“ — „Nichtig, und bis vor einige Tage habe ich sie immer für das respektabelste junge Frauenzimmer gehalten, das mir je vorgekommen.“ — „Und jetzt haben Sie Grund anders von ihr zu denken?“ — „Leider. Vor einiger Zeit machte ich nämlich die Wahrnehmung, daß mir eine kleine Summe fehlte; ich paßte fortan auf und bemerkte, daß diese Diebereien systematisch fortgesetzt wurden. Dies konnte nur durch einen Hausdieb geschehen. Mein Verdacht fiel zuerst auf meinen Stallbuben, einen etwas ungeordneten Menschen. Um hinter die Sache zu kommen, zeichnete ich einige Geldstücke, legte sie mit zwei oder drei Ginepfunnoten in diese Schublade und ließ gleichsam zufällig den Schlüssel auf dem Tisch liegen. Nachdem ich so meinen Plan eingefädelt, machte ich einen Ausgang, um bei einem Freund zu diniren, kehrte aber zu spät zurück, um am gleichen Abend noch eine Untersuchung vorzunehmen. Am andern Morgen untersuchte ich meine Halle und bemerkte nun wirklich, daß mir eine Pfundnote und drei halbe Kronen fehlten. Ich ließ nun alle meine Dienstleute antreten, theilte ihnen bei verschlossener Thüre mit, was vorgefallen, und forderte den Dieb auf, sein Verbrechen zu bekennen, da ich dann der Sache keine weitere Folge geben wollte. Niemand wollte sich jedoch schuldig wissen, und sie ließen sich gutwillig gefallen, daß ich eine Visitation vor-

nahm. Denken Sie sich nun, lieber Voles, mein Erstaunen, als ich nach vergeblicher Durchsuchung des Bedienten und einiger weiblicher Dienstboten in dem Tascheninhalt Ihres Schützlings zwei von den gezeichneten Kronen vorfand, die ich mit einer Bestimmtheit erkannte, daß ich darauf zu schwören im Stande bin. Ich forderte Marie auf, mir diesen seltsamen Umstand zu erklären und zu sagen, wie sie zu diesem Gelde gekommen sei. Vergeblich. Sie gerieth wohl in eine schreckliche Aufregung und brach in einen förmlichen Schluchzkrampf aus, aber Auskunft wollte sie nicht geben. Sie ist jetzt drunten in einem Zimmer unter der Bewachung eines Polizeidiener's. Da ich sie so viele Jahre im Haus gehabt, so möchte ich ihr wo möglich den Jammer ersparen, sie in's Gefängniß abführen zu lassen; deßhalb erlaubte ich mir auch, das Willel an Sie zu schreiben und Sie hieher zu bitten, damit Sie mir beihilflich seien, der Sache auf den Grund zu kommen.“ — „Dat sie Bekanntschaften — männliche oder weibliche?“ — „Nicht daß ich wüßte.“ — „Ist sie viel von Haus abwesend?“ — „Nie.“ — „Weiß Ihre Familie, was vorgefallen ist?“ — „Nein; sie ist gegenwärtig in Kilrush, mein ältester Sohn ausgenommen, der mir im Geschäft hilft und gestern Abend nach Waterfort ging, von wo ich ihn heute um ein Uhr zurück erwartete. Von den Meinigen weiß daher Niemand, was für eine Entdeckung ich gemacht habe.“ — „Kufen Sie das Mädchen; wir wollen sie miteinander ver-

hören.“ Das arme Geschöpf trat ein; sie war mehr todt als lebendig. Als sie des Polizeibeamten ansichtig wurde, bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen und brach in einen Strom von Thränen aus. Eine Weile schluchzte sie so heftig, daß selbst der Major sie anzu- reden zögerte. Er ließ sie auf einen Stuhl sitzen und ein Glas Wasser trinken; darauf wurde sie ruhiger, und er begann nun: „Marie Toovey, ich bin hieher gerufen worden, um Sie wegen des Diebstahls zu befragen, der in diesem Hause stattgefunden hat. Da ein Theil des zum Rebus der Entdeckung gezeichneten Geldes bei Ihnen gefunden wurde, so habe ich allen Grund, Sie für die Schuldige zu halten.“ — „Ach, es ist leider wahr. Ich bin ein unglückliches Mädchen,“ rief die Verzichtete, sich vor dem Polizeichef auf die Kniee werfend. — „Und doch kann ich kaum glauben, daß Sie bei der guten, religiösen Erziehung, die Sie genossen, so schlecht und so undankbar sollten gewesen sein, Ihren Dienstherrn zu bestehlen. Lieber würde ich dieß jedem Andern im Haus zutrauen, als Ihnen.“ — „Ach, Sir, freilich bin ich's gewesen, Sir. Ich bin ein schlechtes, undankbares Ding und bekenne mein Verbrechen.“ — „Sind Sie von Jemand dazu angestiftet worden, hat Ihnen Jemand gerathen, diesen Diebstahl zu begehen?“ — „Nein, Niemand, es trägt Niemand eine Schuld, als ich.“ — „Dennoch hatte ich es für meine Pflicht, Sie noch weiter in's Verhör zu nehmen. Sie haben Mitschuldige, und die muß ich entdecken.“ — „O nein, nein, ich habe keine; auf mir lastet Alles.“ — Der würdige Kaufmann nahm nun das Wort und sagte: „Marie, der Stallknecht Michael hat mir verrathen, er habe Sie vorgestern Abend mit einem fremden Mann im Garten sprechen sehen.“ — „Das ist nicht wahr, eine Lüge!“ entgegnete das Mädchen leidenschaftlich. — „Haben Sie dieß schon Jemand mitgetheilt?“ fragte Voles den Kaufmann. — „Keinem Menschen.“ — Voles wandte sich wieder an das Mädchen. „Sie bestehen also darauf, daß Sie allein schuldig sind?“ — „Sie hatte jetzt ihre Ruhe wieder gewonnen und antwortete mit einem festen „Ja“. — „Nennen Sie auch die Folgen? Ich muß Ihnen bemerken, daß ein Hausdiebstahl besonders schwer bestraft wird.“ — „Ich weiß es.“ — „Und doch wollen Sie, was allein Sie retten kann, Ihre Mitschuldige nicht nennen?“ — „Ich habe keine, ich bin allein schuldig, ich bekenne es.“ — „Rehmt sie fort, Sergeant. Ich werde bald in dieser Sache Klarer sehen.“ Das unglückliche Mädchen wurde abgeführt; sie zeigte bei ihrem Abgang eine gewisse Festigkeit, als fühle sie sich erleichtert, nachdem sie ihr Gewissen durch ein offenes Bekenntniß entlastet hatte.

Der Major wandte sich jetzt an seinen Freund. „Wenn Sie nicht auf dem Gegentheil bestehen, will ich dieses Mädchen nicht vor morgen in das Gefängniß setzen lassen; vielleicht entdecken wir in der Zwischenzeit ihre Mitschuldigen. Sonderbar! sehr sonderbar! doch, beim Götze, ich kann nicht glauben, daß Marie das





auffallen. Also fügen wir uns! Nur ganz fremd will ich in dieses Meer voll Klippen hineinfahren, und damit Sie, Doktor, mich wieder erkennen, werde ich Fenella, die stumme Fischerin, sein und ein blaues Band an meiner Schulter tragen; — sein Sie Masaniello!" Und so geschah's denn. Ich war Masaniello, — und bald hatt' ich auch mein italienisches Fischer mädchen aus dem Wirrwarr von Maslen herausgefunden. O, sie hätte des blauen Bandes an ihrer Schulter nicht bedurft, an ihrem Auge allein, das verrätherisch durch die Larve bligte, hatt' ich sie erkannt! — Eine kleine Portion Eitelkeit ist an Frauen immer zu entschuldigen, — sie ist ja einmal ihr Erbtheil, und es fragt sich noch sehr, ob nicht gerade diese Eitelkeit die Mutter der Grazie ist, die wir so gern an ihnen bewundern? Celestine mochte wohl fühlen, wie reizend sie in ihrer zierlichen Verkleidung sich ausnahm; ihre angeborene Munterkeit drängte sich gewaltthum durch die Eiseuhülle der Zurückhaltung, die sie bei Tag beobachtet; sie war wieder ganz Leben, ganz Frohsinn; mit offenen Armen gab sie sich wieder dem Genuße des Augenblicks hin und ließ sich von den Wogen des Tanzes und der Musik umrauschen. Nun, ich gönnte ihr das Vergnügen; blieb doch meine Stimmung unverändert, war ich doch stets in ihrer Nähe und auf dem Posten, den sie mir vorsorglich angewiesen.

Mitternacht war nahe und die Flügel der Lust fingen an lahm zu werden. In dem großen Tanzsalon geborchten nur wenige Paare noch den Klängen der schläfrigen Instrumente. Viele der Gäste waren schon ausgebrochen, die Uebrigen wandelten zur Abkühlung im Park brunter oder hatten sich gruppenweis in den Zimmern zerstreut, wo auf kleinen Büffets Erfrischungen aller Art bereit standen. Celestine saß in Gesellschaft ihrer Eltern und einiger Damen ausruhend vor dem Divantische, wo ihnen Kaffee servirt wurde; mir war es Bedürfnis, frische Luft zu schöpfen, und da ich meinen Schüpling so gut in Sicherheit wußte, stahl ich mich für einige Augenblicke von dannen, schritt durch die Reihe der Zimmer, deren letzte schon dunkel und leer waren, und trat hinaus auf den Balkon, wo ich mich aufathmend auf einen Stuhl warf und, den Kopf an die thautühle Mauerlehne gelehnt, mit wollüstigem Behagen die frische Nachtlust einjog.

Ein leiser Windhauch flüsterte in den dunkeln Baumwipfeln, und der sternbesäete Himmel wölbte sich wie ein tiefblaues Friedenszelt über meinem Haupte. Weißer Nebeldunst lag auf den Bergen, gleich den Gipfeln eines Schleiers, welchen die Nachtgöttin über die schlummernde Erde gebreitet. Ach! ein Gefühl seliger Ruhe überkam auch mein Herz, ich schloß die Augen und ein wacher, süßer Traum umfloß alsbald meine Sinne. — Da, wo das stille Orionbild leuchtet, sprang plötzlich der Himmel auseinander. Eine weiße Lichtwolke quoll hervor aus seinem Schooße und senkte sich wallend hernieder. Und wie sie näher und näher kam und schon inmitten des weiten Luftraumes schwebte, siehe! da floß sie allmählig zusammen und nahm Gestalt an: und es war ein Weib in weißem Gewande, das weit hinter ihr herflog — also, daß es den Saum der Himmelswölbung berührte, und goldene Fäden umringelten ihr Antlitz und ein Kranz, aus Sternen und Lilien geflochten, glänzte auf ihrem Haupte; in ihrer Rechten trug sie einen Cypressenzweig und eine Rose in der Linken. Aber ihr Antlitz war noch verschleiert. Jetzt ruhte sie schwebend im Aether — eine Zeitlang — dann löste sie den Schleier von ihrem Haupte, daß er gleich einem Nebel wieder aufzog, — und ihr schönes Antlitz wandte sich mir zu; ich starrete entzückt in dieß Antlitz: es war das Celestine's! Und wieder schwebte sie abwärts, schon durchjudete mich ihre Nähe, ihr duftender Athem umhauchte mich, mit ihrem weichen Finger berührte sie mein Auge, daß ich es aufschlug, — und siehe! da stand sie vor mir! Kein Traum mehr, keine Lichtgestalt vom Orion, — aber sie selbst — im Gewande Fenella's, und ihr Erkennungszeichen, das blaue Band, flatterte im Nachtwinde an ihrer Schulter.

"Celestine! Sie?! O, bleiben Sie!" fuhr ich rasch auf, als sie eine Bewegung zum Gehen machte.

"Nicht lange!" sagte sie leise, — "wenn man uns hier entdeckt!" — Aber sie trat wieder näher. "Ah!" machte sie dann, indem sie tief Athem holte, — "wie Einem die frische Luft wohlthut!"

"Nach der Hitze und Aufregung da drinnen, nicht wahr? O, nicht die Frische allein dünkt mir erquickend, auch die traumhafte Ruhe, die uns hier umfängt, der leise Flügelschlag heiligen Friedens, der über unsern Häuptern weht, thun Einem so wohl, wenn man diesem wilden, bacchantischen Getöse entronnen ist, das uns sinnebetäubend umschwirrt hat! Ich weiß nicht — hat meine Brust schon die Elastizität der Jugend nicht mehr, ist sie so frühe schon gealtert? Aber sie war dem Berspringen nahe!"

"O, in acht Tagen, Doktor, altert man so geschwind nicht. Vor acht Tagen freilich waren Sie ein Anderer; heute hätten Sie der Nämliche sein können, aber Ihre Stimmung machte Sie ipso facto!"

"Und that es die Hitze nicht auch Anfangs? O, Celestine — Sie haben schlecht Wort gehalten!"

"Wort?! Wie, lieber Doktor — hab' ich irgend ein Versprechen gemacht?"

"Nicht verlaubar! Nicht mir! Aber wollen Sie leugnen, was Sie sich selbst — in Ihrem Innern gelobt, wohl auch geloben mußten, als wir heute morgen hier eintrafen — besonnene Zurückhaltung? Ah, und ich habe mich Ihrer Stärke gefreut, Celestine, — bis —"

"Bis zum Abend? Dann nicht mehr? — O, sagen Sie's mir heraus — schelten Sie mich! Ich bin ein einfältig Kind, das man mit funkelndem Spießzeug berubigt!"

"Ah — nicht so! Ich mache Ihnen ja keinen Vorwurf. Gut, wenn Ihr kindliches Herz im Strome heiteren Lebensgenusses sich wohl fühlt! Wer möchte der Mume das Licht rauben, zu dem sie verlangend sich hinneigt? Weil Andere, überdrüssig des Tages und der gemeinen Luft, sich in das Dunkel zurückziehen, soll man's auch von ihr fordern? Nein, das wäre grausam!"

"Also der Tag — vielmehr der Abend heute verdross Sie! Und, lieber Doktor, warum das?"

"Fragen Sie? Mußt' ich nicht stets der Gefahr eingedenk sein, die Sie umschwebte? Sah ich nicht immer, das Meer voll Klippen vor mir, in das Sie waghalsig hinausfuhren? — Aber ohne dieß auch wäre ich der misanthropische Gast dieses Hauses gewesen, der ich so war! Erinnern Sie sich des Tages meiner Ankunft bei Ihnen! An dem Tage lernt' ich Falten zuerst kennen. Dollen Sie wissen, welchen Eindruck dieser Mann in der ersten Stunde unseres Begegnens auf mich gemacht hat? Die Antwort wird Ihnen das Gedächtnis an jenes kleine Rencontre geben, das mir gleich damals schon mit ihm aufstieg. Instinctiv sah ich mich hier einem unreinen, falschen, gefährlichen Charakter gegenüber, mit dem ich jede Verührung scheuen mußte. Und was Sie vor acht Tagen mich fragten, Celestine, ob ich seine Absichten nicht schon früher geahnt habe? O, deutlich! Denn ob ich auch keiner physiognomischen Studien mich rühmen darf, Eins las ich doch unverkennbar auf diesem heuchlerischen Antlitz, das die gemeine Sinnenglut so tief zu verbergen wußte: eine wüste Verleththeit, die man blasirt nennt, lag in scharfen Strichen darin ausgeprägt. Der Mann, sagt' ich mir, hat gelebt — und sein Vermögen mit ihm. Aber will er die Spanne Zeit, die er zum Ueberflus hinzubringen hat, plötzlich mit Entbehrung gemischt leben? Will er gezwungen sein, den verschwenderischen Gewohnheiten seines Dandathums plötzlich Ballet zu sagen? O, es gibt ja ein Mittel, dieß drohende Gespenst abzuwehren, — zwar ein sehr gewöhnliches, sehr unsanftes in den Augen honeste Leute, — aber was thut's auch! Hat doch manch' Anderer schon die Hand eines Weibes zum Rockanker gebraucht, um das sinkende Schiff seiner Existenz wieder flott zu machen, — warum soll er's nicht, da ihm das Wasser schon an den Hals steigt? Das ungefähr — das las ich auf seinem Antlitz, und ich habe recht gelesen: die jägelose Verschwendungssucht, die ich heute hier wahrnahm, und das traurige Mehrbild hievon, das sich in anderweiter Beobachtung mir aufdrängte, haben meine Ahnung bestätigt. Sie, theure Celestine, hätten nur die Zahl jener armen, unschuldigen Opfer vermehrt, die noch immer und immer diesem gefährigen, trägen Götzen der Weltlust andemfallen!"

Während ich so sprach, hatt' ich theilnehmend ihre Hände ergriffen und fühlte sie leise zittern. Aber sie erwiderte nichts. Ein kurzes Schweigen trat ein, bis ich mit bewegter Stimme fortfuhr: "Ich hab' Ihnen das gesagt, Celestine, weil Sie es gewollt."

The first of these is the fact that the
theoretical framework of the study is
based on a number of assumptions which
are not always explicitly stated. These
assumptions are often taken for granted
and are not always subject to critical
examination. This is a common problem
in many areas of research and it is
important to be aware of it.

The second of these is the fact that the
methodology of the study is often
described in a way which is not
always clear. This is often due to the
fact that the methodology is not always
fully described in the literature. This
can lead to a number of problems, such
as the fact that the methodology is not
always clearly defined and the fact that
the methodology is not always clearly
described.

The third of these is the fact that the
results of the study are often not
clearly stated. This is often due to the
fact that the results are not always
clearly stated in the literature. This
can lead to a number of problems, such
as the fact that the results are not
always clearly stated and the fact that
the results are not always clearly
described.

The fourth of these is the fact that the
conclusions of the study are often not
clearly stated. This is often due to the
fact that the conclusions are not always
clearly stated in the literature. This
can lead to a number of problems, such
as the fact that the conclusions are not
always clearly stated and the fact that
the conclusions are not always clearly
described.

The fifth of these is the fact that the
implications of the study are often not
clearly stated. This is often due to the
fact that the implications are not always
clearly stated in the literature. This
can lead to a number of problems, such
as the fact that the implications are not
always clearly stated and the fact that
the implications are not always clearly
described.



The sixth of these is the fact that the
limitations of the study are often not
clearly stated. This is often due to the
fact that the limitations are not always
clearly stated in the literature. This
can lead to a number of problems, such
as the fact that the limitations are not
always clearly stated and the fact that
the limitations are not always clearly
described.



sein Schicksal zusehe. Sie hatte sich den Tag über hundertmal gesagt, seine Entfernung sei gut und nothwendig, dennoch empörte sich ihr Herz dagegen, daß sie selbst das Wort der Verbannung aussprechen solle. Einen Moment sah er den innern Kampf ihres Wesens und athmete unwillkürlich leichter, im nächsten hob sie den Blick zu ihm auf und sprach bestimmt: „Gehen Sie, mein Freund, es ist das Beste für Sie und für mich.“

Er biß die Zähne zusammen. „Der Entschluß wird Ihnen leicht!“ stieß er unmutig hervor.

Die Thränen traten der jungen Frau in die Augen. „Das war hart,“ sagte sie leise.

Er sprang auf und nahm ihre Hand. „Verzeih' mir,“ rief er. „Ich weiß ja, daß ich ungerecht bin — aber es zerfrisst mir das Herz!“

„Und meinst Du denn,“ entgegnete sie, „daß ich nicht leide? Du ahnst nicht, wie ich in diesen langen, bitteren Tagen mit mir gekämpft und Gott um einen Ausweg angerufen. Dieser Zustand, dieses nutzlose, verzehrende Ringen gegen die Unmöglichkeit kann nicht fortbauern, ohne uns Beide zu Grunde zu richten! — Dieß ist ein Ausweg, ich nehme ihn an als von Gott gesandt, wenn er uns auch schrecklich scheint. Uns kann nur Entfernung helfen und vielleicht die Zeit. Gehen Sie denn, Arcangelo, verlassen Sie Padua, aber nicht für Wochen, wie Ihr Bruder will. Reisen Sie, legen Sie weite Räume, trennende Jahre zwischen uns — Ihr Geist ist reich und kräftig, er wird diese Fesseln aufreibender Sehnsucht abschütteln, und vielleicht, wenn wir uns nach langer Frist wiedersehen, sind wir ruhiger geworden und können uns noch als Freunde nahestehen, weil uns ein besseres, höheres Glück versagt war; vielleicht auch finden Sie anderswo ein Weib, das Ihnen zu werden vermag, was ich nicht konnte, nicht durfte.“ — Ihre Stimme brach, sie schlug die Hände vor's Gesicht und lehnte sich bitterlich weinend in die Sophaede.

„Du siehst selbst,“ rief Arcangelo, „wie falsch Deine Reden sind! Ich Dich vergessen, ich von einer Andern das Glück verlangen, welches nur Du mir zu bereiten fähig bist! Gibt es denn noch ein Drittes für Dich und mich? Und Dich soll ich aufgeben, Dich in der Gewalt eines Mannes lassen, der Dich nie zu würdigen verstand, und elend und hoffnungslos in die Tiefe hinausgehen! Muß ich es denn wirklich, Amabile, muß ich? — Was kann es Dich kümmern, wenn ich nur von ferne die Freude Deines Anblicks genieße, daß Du mich verbannt willst?“

Sie blickte nicht auf, ihr ganzer Körper bebte von der Gewalt des kaum bezwingbaren Schluchzens und nur halb laut sprach sie: „Geh!“ Und da er wieder in sie drang, legte sie die Hand auf die Brust und rief: „Du tödstest mich, Arcangelo!“

„Ja,“ antwortete er, „Trennung ist Tod, der Tod unserer Seelen!“ Und in wilder Bewegung warf er sich ihr zu Füßen und drückte seine brennende Stirne an ihr Gewand; sie neigte sich zu ihm und legte die Rechte auf sein dunkles Haar, und zusammenschauernd fühlte er ihre warmen Thränen auf sein Haupt fallen. Keines wußte mehr was es sprach, in stammelnden Lauten, heißen Ausrufen der Leidenschaft, zitternden Bitten und Schwüren ewiger Treue durchbebt sie die Blut der gewaltigsten Empfindung. Da schlang Arcangelo die Arme um der Geliebten Kniee und rief: „Trennung ist Tod — aber der Tod vereint uns! Laß uns sterben, Amabile! Das Leben bietet uns nur Elend, und welche bezaubernde Seligkeit wäre es, mit Dir in die Nacht zu stürzen! Lege Deine Arme um meinen Hals, ein Sprung aus jenem Fenster und uns scheidet nichts mehr!“

Mit einem dumpfen Schrei der Enttäuschung riß sich Amabile auffpringend von seiner Umschlingung los. „Dieß ist Wahnsinn,“ sagte sie strenge, „frevolhafter Wahnsinn! — Arcangelo, ich kenne Dich nicht mehr!“

Auch er war aufgestanden und mit verschränkten Armen vor sie tretend, sprach er finstern Blickes: „Du hast recht, ich bin nicht mehr, der ich war, und Du trägt die Schuld. Für Deine Liebe warf ich Alles hin, was mir vordem werth war, jeden Entschluß, jede Hoffnung, jeden Wunsch — ich bin nur mehr die Ruine des früheren Arcangelo.“

„Verzeihe mir Gott, wenn Du wahr sprichst,“ rief sie schauernd, „und verzeihe Dir den namenlosen Gram, den Du auf mich

häufst! Ich will nichts weiter hören, Graf Virandi! Verlassen Sie mich!“

Sie stand von ihm abgewendet, er sah nur den Umriss ihrer glühenden Wange und das Steigen und Sinken ihrer Brust. Umsonst versuchte er sich ihr zu nähern, sie wies ihn mit entsetzlicher Handbewegung zurück. Er blieb eine Weile unentschlossen, dann sagte er tief traurig: „Du entlässest mich, Amabile, und hast keinen milden Gruß, keinen Blick für den Scheidenden? Sonst geben sich Freunde die Hand zum Abschied — aber ich soll Dir ja ganz fremd werden!“

Sie regte sich nicht; er preßte die Hand an's Herz und sagte dumpf: „So lebe denn wohl, sei glücklich und vergiß mich!“

„Leb' wohl!“ erwiderte sie kaum vernehmbar, aber als er zögernd der Thüre zuschritt, wandte sie sich langsam gegen ihn und blickte ihm nach und dann mit einem unartikulirten Ause, einem jener gewaltigen Naturlaute, wie sie nur die tiefste Erregung kennt, warf sie sich an Arcangelo's Brust. Schwindelnd im Uebermaße von Glück und Schmerz preßte er sie an sich, drückte brennende Küsse auf ihre Lippen, ihre Augen, ihre Stirne, da riß sie sich plötzlich von ihm los und stürzte aus dem Zimmer. Er hörte das Vorstieben des Riegels, im Fiebertaumel rüttelte er an der Pforte und rief bittend, beschwörend den Namen der Geliebten; sie antwortete nicht, noch regte sie sich, nur einmal schien ihm, als höre er unterdrücktes Stöhnen. Er war allein und in wilder Aufregung, als Natalina kam und ihm sagte, es sei hohe Zeit, daß er gehe, der Graf lehre heim. Er sah sie mit glanzlosen Augen an, ohne sie zu verstehen, sie sagte ihn bei der Hand und zog ihn mit sich fort zur Hintertreppe, wo sie ihn vorsichtig spähend hinausließ.

Eine Stunde später sandte Gräfin Virandi um ihren älteren Sohn. Von der Hofsfahrt heimgelehrt, hatte sie von ihrem Advokaten überschickte Schriften gefunden, welche sich auf den mailänder Prozeß bezogen und die sie mit ihrem künftigen Bevollmächtigten durchzugehen wünschte. Längere Zeit suchte man ihn vergebens, endlich fand ihn der alte Kammerdiener, wie er eben heimgekehrt, am Geländer des Säulenganges lehnte, welcher das erste Stodwerk gegen den Hofraum abschloß, und nachdenklich in die Tiefe starrte. Der alte Menego war seit vielen Jahren im Hause und gewohnt, seine jungen Gebieter als halbe Knaben zu betrachten, jetzt sagte er mit der ganzen Vertraulichkeit eines italienischen Dieners den Träumer am Arme und sagte: „Was treiben Sie denn, Graf Arcangelo? Die Eccellenza wartet, wir Alle rennen und lahm um Sie, und Sie stehen da, als ob Niemand um Sie fragte.“

Virandi fuhr auf. „Ich dachte nur,“ sagte er, „daß diese offenen Logengänge gefährlich sind. Wie leicht stürzte hier Jemand hinab! Und meinst Du nicht, Menego, er müßte augenblicklich todt bleiben?“

„Wenigstens könnte er Arme und Beine brechen,“ sagte der Alte. „Uebrigens mit der Hilfe des heiligen Antonius und der seligen Jungfrau Maria läßt sich Manches überleben. Ich sah einmal ein Kind vom zweiten Stodwerke herabstürzen, ohne daß es verletzt ward. Freilich verlorbte sich seine Mutter zur Madonna vom Berge Carmel und ging dann barfuß mit der Prozession. — Lassen Sie das aber jetzt sein und gehen Sie zur Eccellenza, sie wird sonst allzu ungeduldig.“ Arcangelo zuckte die Achseln und ging, aber einen weniger aufmerksamen Zuhörer, als ihn, konnte Gegia schwerlich finden. Er war so auffallend zerstreut, daß sie endlich die Papiere wegschob und fragte: was ihm sei? Er entschuldigte sich wieder mit Kopfschmerzen und sein verstörtes Aussehen machte den Vorwand glaublich, und setzte hinzu, er sei eigentlich Abschied zu nehmen gekommen, weil er noch in der Nacht nach Venedig zu fahren gedente, um dort die nöthigen Vorkehrungen für seine Reise zu treffen. Die Mutter billigte den Entschluß, und da auch Nana kam, besprachen sie längere Zeit, wie sich Alles während Arcangelo's Entfernung gestalten werde, und empfahl ihnen dieser einige bevorzugte Untergebene. Er hatte schon früher Verbe bestellt, und als nun der Diener kam und meldete, der Wagen stehe bereit, sprang er auf und fiel mit dem Rufe: „Mutter, liebe Mutter!“ der alten Dame um den Hals. Seine Nührung war so sichtbar, daß selbst Gegia's kaltes Herz sich davon ergreifen fühlte und sie, ihn bei beiden Händen fassend, besorgt und mit ungewohnter Wärme fragte, ob er ernsthaft leidend sei und die Reise ihm unlieb? Sie ließ sich ja noch immer aufgeben.

Er verneinte lebhaft. „Ich sehne mich nach dieser Veränderung,“ sagte er, „sie soll mich heilen. Aber, liebste Mutter, geben Sie mir Ihren Segen, bevor ich scheide. Als ich ein Kind war, thaten Sie es immer, ehe ich Sie verließ, und ich hielt mich dadurch gesichert. Ihren Segen, Mutter!“

Sie gab ihn; Er schied und sie blieb zurück, selbst überrascht über die Weichheit, zu der seine Wunderlichkeiten sie fortzureißen vermocht. Nana begleitete ihn. Er hatte aufrichtiges Mitleiden mit des Bruders Zustande, war jedoch so froh, ihn endlich aus drückenden Banden halb befreit zu sehen, daß er unwillkürlich in Blick und Ton seine Freude verrieth, und so sah sich der unglückliche Mann bis zuletzt selbst von seinen Nächsten unverstanden. Bevor er einstieg, nahm er Nana beiseite und sagte ihm: „Höre mich! Ich habe der Mutter den Abschied erspart; ich lehre nicht mehr hieher zurück, sondern setze von Venedig aus meine Reise fort. Hier hält mich nichts mehr. Das Lebenswohl ist gesagt, und nun brennt mich der Boden unter den Sohlen. Nöthiges könnt ihr mir nachsenden, sobald ihr, wahrscheinlich morgen noch, von mir hört.“ Er faßte des Bruders Hand und fuhr sehr innig fort: „So lebe denn wohl, mein Nana, und gedenke meiner in Liebe. Sage auch der Mutter, sie möge mir verzeihen, ich war ihr in dieser letzten Zeit kein guter Sohn und Du kein guter Bruder. Ersetze Du mich ihr und, o Bruder, hüte Dich vor jeder Leidenschaft. Du siehst, was sie aus mir gemacht!“ — Er umarmte ihn heftig, auch Nana war sehr bewegt, aber ohne selbst in diesem Augenblicke die ganze Bedeutung des Abschiedes zu ahnen. Dann stieg Arcangelo ein, der Wagen rollte fort und trug ihn mit seinen zerstörten Hoffnungen einer füstern Zukunft entgegen.

Samah, das alte Epiphania in Syrien.

(Bilder S. 469 und 472.)

Man hat den Städten des Orients nachgesagt, daß sie einer glänzenden Theaterdecorations gleichen, die in der Nähe besehen ihre Schönheit einbüße. Meistens ist es so, doch gibt es Ausnahmen von der Regel. Eine solche ist Samah, die gewerthätige Handelsstadt an der großen Karawanenstraße zwischen Damaskus und Aleppo. Von einer der Höhen aus gesehen, welche die Stadt gegen die bis hierher vordringende syrische Wüste und deren Stürme schützen, gewährt sie mit ihren schlanken Minarets und luppelförmigen Moscheen einen entzückenden Anblick. Samah ist ein bedeutender Ort mit 30,000 Einwohnern, deren Behausungen dieselbe Farbe zeigen, wie der Boden, auf welchem sie stehen, über das Ganze aber ist der Reiz des Orients in seiner Fülle ausgegossen, zumal über den majestätischen Frontes, den Bahr-el-Asi, der zwischen grünen Gärten und uralten Bäumen seine Wogen an der Stadt hinrollt. Zwei oder drei Stodwerle hohe Aquadukte durchschneiden ihn und erhalten das saße Wasser des Flusses durch enorme Schöpfräder zugeführt, um damit die obstreiche Umgebung zu bewässern, die oft unter der Dürre des heißen Klimas leidet. Nach der einen Seite des Ortes zu liegt die schön geschwungene Kette des Libanon, deren Berge sich dunkelblau am hellblauen Himmel abheben; auf der andern umgibt die steinige Wüste, hier und da durch dürre Hügel unterbrochen, gleich einem mächtigen, aber leblosen Meere die Stadt.

Steigen wir hinab an die Ufer des Frontes! Alle Bäume Europas, Afriens, Afrikas scheinen hier in üppiger Pracht vereinigt zu sein und vorzüglich zu gedeihen. Außer den Wasserleitungen durchschneiden ihn noch Wehre, welche das flüssige Element stauen und in kleinen Kasernen den Feldern zuführen, um so ein freundliches Kulturbild hervorzuzaubern, dem wir im Oriente nicht allzu häufig begegnen. Samah ist sicherlich die angenehmste Stadt Syriens und Damaskus weit vorzuziehen; nichts, nicht einmal ein Konsulatsgebäude, erinnert dort an Europa oder die Küstenstädte, wo die Konsulatsfahne eine der gewöhnlichsten Erscheinungen ist. Vereinsamt am Rande der Wüste gelegen, hat es auch theilweise eine Wüstenbevölkerung in sich aufgenommen: Kurden, Beduinen, Turcomanen, welche in ihren malerischen Kostümen die reichen Wazare fallen, die wohl versehen sind mit heimischen Baumwollen- und

Seidenwebereien, vor Allem aber mit den vielgesuchten arabischen Mänteln, die von hier auf den Karawanenwegen durch den ganzen Orient gehen. Dieser Handel hat nicht wenig dazu beigetragen, die Bevölkerung wohlhabend zu machen, und auch die kleine, hier lebende griechische Christengemeinde nimmt an diesem Reichthum Theil. Aber wehe demjenigen Christen, der dieses dem unduldsamen Muselman zeigen wollte! Alle leben, so zu sagen, unter dem Messer, zittern für ihr Leben, wie einst die Juden unter uns, und müssen armselig und schmutzig einhergehen.

Samah hat noch viel von seinem mittelalterlichen Charakter bewahrt, und namentlich zeigt das Innere mancher Häuser mit seinen Gallerien und Bogengängen, gepflasterten Höfen und schönen Arkaden reiche Anklänge an die Architektur der alten Zeit. Welche Ereignisse sind aber auch über die Stadt dahingegangen! Unter dem Namen Amatta, der heute noch widerklingt, wurde sie von den Phöniziern gegründet, dann kamen die Syrier; als Sie eines eigenen Königreichs eroberte sie Tiglathpileser mit seinen Assyriern, um die Einwohner nach dem entvölkerten Kanaan zu versetzen. Als Epiphania glänzte es dann in der mazedonischen Zeit und nach kurzer Herrschaft fiel es den Arabern in die Hände, die, seine Wichtigkeit am wasserreichen Frontes erkennend, die gewerthätige Handelsstadt aus ihm schufen, als die es noch heute vor uns steht.

Das Nebrett.

(Bilder S. 473.)

Auf einsamen Pfaden in den waldbumkränzten Höhen des Starnberger- und Ammersees begegnen wir gar häufig Gruppen betender Leute, die vor einem Baume knien und eine stille Andacht verrichten. Ein Marienbild oder ein Gekreuzigter mahnt an Wegen und Stegen gar oft im Bayerlande und Tyrol zu einem kurzen Gebet, und wir gingen still vorüber, weil wir auch hier ein solches Bild unter dem schützenden Dache des Baumes angebracht wähen. Einmal aber traten wir doch näher heran und wir gewahrten eine Anzahl wunderlich geschnittener und bemalter Bretter, die an den Baum geklebt waren und denen die Andacht der umherknienenden Leute zu gelten schien. Auf freundliche Ansprache erfuhren wir freilich wenig: die guten Leute beteten, weil's so Sitte sei, für die arme Seele der Verstorbenen vor diesen „Nebrettern“, wie sie sie nannten. Wir sahen näher zu und fanden, daß auf den Brettern Name und Stand irgend eines in der Gemeinde Verstorbenen angegeben war, und der Name führte uns auf die Sache. Zu der Zeit, als man die Leichen noch ohne Sarg, nur in ein Linnen gewickelt begrub, dienten Bretter als Unterlage, auf denen man sie in die Grube senkte. Diese Bretter, welche den Hinterbliebenen ein Heiligthum blieben, stellte man nun gewissermaßen als Denkmal im grünen Walde unter mächtigen Bäumen auf, und diese Bretter tragen noch heute den Namen Nebrett vom althochdeutschen Ne — die Leiche. So hat sich denn die fromme Sitte erhalten, obgleich die Leichen längst in Särgen zur Erde bestattet werden, bis sie einst alle verfault sein werden, und auch dieser Brauch außer Übung und vergessen sein wird.

Jenseits der Mittagslinie.

Eine Humoreske.

1.

Wir führen den Leser nach einer kleinen deutschen Universitätsstadt und weisen ihm zwei Jungfrauen, die eben im Schimmer des Abendroths an den grünen Ufern eines klaren Bächleins hinabwandeln. Jung scheinen sie zwar nicht mehr zu sein und auf den süßen Namen „Frau“ dürfen sie leider auch keinen Anspruch machen. Daß sie demungeachtet sich in ihrer beschränkten Heimat eines allgemeinen Ansehens erfreuen, darf man schon daraus schließen, daß sie von allen Vorübergehenden mit Achtung begrüßt werden. Aber wie ein schillerndes Kleid je nach seiner Beleuchtung

1.1 绪论	1.1.1 绪论
--------	----------



1.2 绪论	1.2.1 绪论
--------	----------

2.

Die besten Dienstboten erhalten die Frauen selten durch die Commissionsbureaus, sondern durch besondere und gelegentliche Empfehlungen; auch führen die Heirathsanträge öffentlicher Blätter, wie sie unserer heutigen Bildungsstufe gerade nicht zur Ehre gereichen, in den wenigsten Fällen zu befriedigendem Abschluß. Auch hier führen gelegentliche und persönliche Vermittlungen viel eher zum Ziele, obgleich das Verdingen und das Kluppeln zu den undankbarsten Geschäften gezählt werden dürfen. Aber trotz aller bitteren Erfahrungen in dieser Beziehung gibt es dennoch Leute, die sich solcher Aufgabe mit aller Lust und Leidenschaft widmen. Zu diesen Leuten gehörte in unserer kleinen Universitätsstadt auch Frau Start, die, sobald sie in Erfahrung gebracht hatte, in welchen Nöthen sich Herr Christian Mauser, der Jugendfreund ihres Mannes befand, letzterem keine Ruhe ließ, bis er jenen zu einem Besuche einlud.

Christian Mauser lebte in der nahen Residenzstadt und gehörte dem Kaufmannsstande an. Lange, lange Jahre war er in einem größeren Handlungshaufe als Buchhalter beschäftigt, und wenn er auch nicht die Seele des Geschäfts genannt werden konnte, so war er doch als brauchbare Rechenmaschine und als treuer, gewissenhafter und pünktlicher Arbeiter beliebt. Bei seiner geregelten, nach der Schnur abgemessenen und fast dürftigen Lebensweise hatte er sich so viel erspart, daß er sich der Erfüllung seines schönsten Traumes, sich eine selbstständige Existenz gründen und ein eigenes, wenn auch noch so bescheidenes Geschäft antauchen zu können, bereits nahe zu sein glaubte. Dazu bedurfte er nur noch einer Frau, und zwar einer solchen, die ihn im Geschäft unterstützen und ihm ein „entsprechendes Vermögen“ beibringen konnte.

Zu tief war ihm die Lebenssonne schon unter seinen Horizont hinabgesunken, zu sehr mahnten ihn die Entbehrungen und seine eigenen körperlichen Gebrechen schon an die Winterseite seines Lebensbals, als daß er die Ehe noch als eine Frage des Herzens, mit den süßen Schauern jugendlicher Leidenschaft, unbedachter Hingebung und schnuckelwonniger Schwärmerei zu betrachten vermochte; sie war ihm vielmehr zu einer Sache verständiger, kluger und selbstlicher Berechnung geworden.

In letzterer Zeit faßte er seinen Entschluß immer ernster in's Auge, denn schon hörte er das „Zu spät“ mit scharfem, herbem Tone in seinen Ohren klingen. Mehrmals nahm er seine Zuflucht zu dem „nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ einer Zeitungs-Annonce, laut deren er sich deshalb zu solchem Schritte veranlaßt sah, weil es ihm nicht vergönnt sei, sich des Umgangs mit dem weiblichen Geschlechte zu erfreuen. Meistens blieben solche Heirathsgefuche ohne alle Erwiderung, aber einige Mal hatten sie doch den Erfolg, daß einige Photographieen ausgewechselt wurden. Damit endeten dann die Korrespondenzen, sei es, daß die aufgestellten Bedingungen einer- oder andererseits nicht beliebt wurden, oder sei es, daß Mandibat und Mandibatin einem durchaus unlustlichen Photographen in die Hände gefallen waren.

Solche getäuschte Hoffnungen verfehlten unseren guten Christian jedesmal in schmerzliche Aufregung und verbreiteten über sein ganzes Wesen eine gewisse wehmüthig-poetische Stimmung, die ihn sogar nach dem Wüchterschrank drängte, wo er ein vergriffenes, schmutziges Exemplar der Heine'schen Lieder hervorholte, aus welchem er sein Lieblingslied halb recitirend, halb singend in die Nacht hinaus klagte:

Ein Nichtenbaum steht einsam,
Im Norden auf kahler Höhe,
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.
Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Ein solcher Nothruf mochte wohl zu den Ohren der Frau Start gedrungen sein, und in einer solchen Stimmung kam dem Berzweiferten die Einladung seines Jugendfreundes in die Hände. Herr Start hatte es nicht versäumt, den Grund seiner Einladung deutlich genug, aber doch in solch' mystischer Färbung anzugeben, daß er die Neugierde des Herrn Christian Mauser in hohem Grade erweckte. Wie hätte dieser nun widerstehen und noch lange zögern dürfen?

Sein Prinzipal gewährte ihm die Erholungsreise, um die er

vorsichtigerweise nachsuchte, Angesichts seiner ununterbrochenen langen Dienstjahre, mit zuvorkommender Bereitwilligkeit. Hoffnungs- und glückestrunken reiste er schon am folgenden Tage ab. Daß, wie man gewöhnlich behauptet, die Freude reißelig mache, bewies er zwar gegen seine Mitreisenden nicht; denn schweigsam verbarnte er in der bequemen Ecke des Postwagens, seine Nachbarn von Zeit zu Zeit nur mit stolzem, triumphirenden Lächeln musternd, als dürfe er sich eines seltenen Sieges schon versichert halten.

Glückwünschend wurde er bald von Herrn und Frau Start begrüßt. Bis in die späte Nacht hinein und unter lebhaftem Gespräch saßen die drei beisammen, Plan und Absicht überlegend, das zu Beginnende berathend und unter Lobpreisungen auf alle die Vorzüge der Auserwählten immer wieder auf das Wohl des hoffnungsvollen Bräutigams trinkend. Eines genußreicherer Abends konnte sich Christian nicht erinnern; selbst dem Weine sprach er heute kräftiger zu, als er's für Börse und Gesundheit zuträglich halten mochte, und im Schlafe noch umgaukelten ihn dießmal die holden Bilder einer Doris und Lina, die er des andern Tages in leibhafter Gestalt schauen sollte. Ihn quälte nur noch der eine Gedanke, ob ihm die Wahl nicht zu schwer werden möchte.

3.

Schon am folgenden Morgen sandte Frau Start ihre Dienerin weg, um sich, ihren Eheherrn und ihren vor Ungeduld brennenden Gast bei Fräulein Lina auf den Abend zum Thee anzufragen zu lassen; denn der erste Angriff sollte, als voraussichtlich erfolgreich, auf diese unternommen werden, hatte ja Herr Mauser im Verlaufe seiner gestrigen Unterredung nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß zarte, schlanke und schwächliche Tauten seinem Geschmade mehr zusagen, als solche, die seine eigene Gestalt nach jeder Dimension in Schatten stellen würden.

„Sie werden mir alle höchlich willkommen sein,“ ließ Fräulein Lina zuredeln und konnte ihre aufrichtige Freude nicht verbergen; hatte ja Frau Start schon früher manch' geheimnißvolles Wortchen über ihres Vaters Freund, seine einsame trostlose Lage und sein stilles Verlangen nach dem goldenen Glück eines eigenen Herdes fallen lassen; auch die Hoffnung auf seinen bevorstehenden Besuch wurde dabei ausgesprochen und wiederholt betheuert, daß er einer braven und tüchtigen Hausfrau würdig sei.

Letztere Bemerkung glaubte Lina natürlicherweise nur auf sich beziehen zu müssen, und so sah sie heute sich vor die Entscheidung ihres Schicksals gestellt. Vergessen und verleugnet waren mit einem Male all' die Gelübde steter Unabhängigkeit und Ehelosigkeit, und die geschworene Feindin aller Männer, dieser treuesten und selbstsüchtigen Geschöpfe unter der Sonne, erklärte es für eine der edelsten Aufgaben des Weibes, sich an ein solches Wesen anzuschließen, ihm sich ganz und gar hinzugeben und für dasselbe die letzten Kräfte aufzuopfern.

Welche Mühseligkeit legte sie nun an den Tag! Da mußte gepuht und geschweurt, gebraten und gebaden werden. Die theuersten Kleinodien wurden hervorgeholt; Silbergeschirr und Gläser, die bis jetzt im staubigen Kasten geruht und für die gewohnten Kaffeegäste als zu kostbar angesehen waren, schauten in neuem Glanze das Tageslicht wieder. Aber der hohe Ehrenstag verlangte auch Zeugen, denn ohne solche ist jedes Fest freuden- und inhaltslos; unser Stolz und unsere Lust wachsen mit der Menge der Theilnehmenden. Daher wurden die endlosen, kaum zu überwindenden Geschäfte für Fräulein Lina noch durch die vielen Einladungen vermehrt, die sie ergehen zu lassen hatte, und ihr Dienstmädchen beklagte heute einen schweren, arbeitsvollen Tag. Dann die Sorge um Frisur und Toilette! Die leuchtendsten Gewänder wurden herbeigetragen, Blumen und Bänder nur in den brennendsten Farben, in Roth und Gelb, ausgewählt und heute in Schminke- und Pomadehäfeln die kühnsten Griffe gethan.

Die erste Einladung ging natürlich an die Bufenfreundin; aber Fräulein Doris nahm sie nur mit erzwungenem Lächeln auf. „Die Falsche, die Treulose!“ murrte sie zwischen den Zähnen, sobald sich Lina's Dienstmädchen wieder entfernt hatte; denn augenblicklich ahnte sie, um was es sich heute handelte, und sie schwankte lange in ihrem Entschlusse, ob sie der Einladung Folge leisten sollte oder nicht. Aber konnte sie der Freundin den Sieg, welchen sie selbst

im Stillen längst zu erringen hoffte, so widerstandslos überlassen? „Nein,“ sagte sie, „für so geschmacklos kann ich den Herrn Mauser doch nicht halten, daß er den unansehnlichen, bleichsüchtigen, leibarmen Anirps mir vorziehen sollte!“

Auch sie machte sich jetzt an ihre Toilette. Weiß und Blau, dachte sie, diese Farben der Unschuld und Bescheidenheit werden mir am Besten stehen und das glänzende Roth meiner Haare am Nachdrücklichsten hervorheben. Indessen beschloß sie, sich an ihrer bevorzugten Freundin einweilen dadurch zu rächen und zugleich damit einen ersten schlaun Angriff gegen Herrn Mauser in's Werk zu setzen, daß sie heute Abend etwas später, als zur bezeichneten Stunde, in die Gesellschaft treten wollte; denn jene sollte ihre Unentbehrlichkeit und Ueberlegenheit zu fühlen bekommen, diesem aber wollte sie in um so interessanterem Lichte erscheinen. Eine kleine Unpäßlichkeit mußte nach diesen beiden Seiten hin als angebliches Mittel dienen. Doris und Lina traten also diesen Abend in einer ihrem sonstigen Wesen durchaus entgegengesetzten Rolle auf: Erstere, die aus granitem Stoff geschaffen, als schmachtende Dulderin und Passionsblume; Letztere aber, die körperlos schattenhafte, als jugendlich strahlende, duft- und Lebensprübende Frühlingsrose. Und vor ihnen stand, in Gestalt des Herrn Mauser, der schwarzgefärbte Merkur, der sich wie ein Herkules am Scheidewege geberdete.

4.

Im Hause der Fräulein Karoline Storch begann es etwas lebhafter zu werden; zwar fuhren keine Stadtwagen vor und die Treppe wimmelte nicht von betretenen Dienern, denn die Honoratioren des Städtchens zogen es aus wohlbelannten Gründen sämmtlich vor, sich auf eigenen Füßen und in wahrer Haltung herzubewegen; zu dieser Haltung gehörte es aber auch, daß Jedes Schawl, Ueberzieher u. s. w. auf eigenen Armen mitklebte. Unruhig trippelte Lina hin und her, dort die Ankommenden in üblicher Weise zu empfangen, hier eine kurze Frage nach dem Befinden derer Angehörigen richtend, dort wieder eine solche Frage selbst flüchtig beantwortend und dann wieder irgend eine Anordnung treffend. Vor Allem aber erkundigte man sich nach dem fremden Herrn aus der Residenz, und neugierig wendeten sich die Mäde nach der Thüre, sobald auf's Neue angeklopft wurde und weitere Gäste eintraten.

Endlich trat der Erzhute in Begleitung des Herrn und der Frau Stark mit feierlichem Ernste ein und lautlose Stille herrschte plötzlich durch das ganze Zimmer. Von den Einführenden der Hauswirthin und von dieser der übrigen Gesellschaft vorgestellt, verneigte sich Herr Mauser wiederholt nach den verschiedenen Seiten in so formgerechter Weise, als käme er so eben aus der Schule eines Tanzmeisters; dann begann er, während alle seine Bewegungen mit dem Interesse der Vernbegierde beobachtet blieben, gegen Fräulein Lina gewendet: „Nicht als Unbekannter betrete ich Ihr werthes Haus; denn ich habe durch meine Freunde so viel Nahmenswerthes schon von Ihnen vernommen, daß ich mich glücklich schätzen muß, das Bild, das ich mir im Stillen längst von Ihnen entworfen, nun auch näher in's Auge fassen zu dürfen, und ich verspreche mir einen höchst genussreichen Abend.“

„O, Herr Mauser,“ erwiderte Lina nicht ohne einige Verlegenheit, „Sie erweisen mir zu viel Ehre, und nur Ihrer großmüthigen Rücksicht werde ich es zuschreiben dürfen, wenn es Ihnen in meinem kleinen Freundeskreise und bei meinen bescheidenen Anerbietungen behagen sollte.“

„Bitte, bitte, mein werthes Fräulein! Ich fühle mich schon so sehr heimisch bei Ihnen, daß ich in dieser Stunde nur die Kette eines dauernden Genusses begrüße.“

Dies war in Lina's Augen eine erste, förmliche Liebeserklärung, die ihr so sehr zum Herzen drang, daß sie Zeit gewinnen mußte, sich wieder zu fassen, und mit herablassender Freundlichkeit forderte sie ihre Gäste auf, sich niederzusetzen. Auch diese waren von der Begrüßungsweise des Herrn Mauser so überrascht, daß sie lange in ein nachdenkliches Schweigen versanken und unter stummen Bewegungen der Aufforderung ihrer Wirthin folgten.

Diese bedauerte nichts, als daß ihre Freundin noch nicht gegenwärtig und Zeuge ihres ersten Triumphes war. Auch die übrigen Anwesenden schienen deren Gegenwart schmerzlich zu vermissen, denn sie war ja immer die Seele ihrer Gesellschaft, die Gedanken

und Unterhaltung weckende Sprecherin gewesen. Kein Wunder also, daß sie, freilich zu Lina's Verdruss, alsbald der einzige Gegenstand des Gesprächs wurde. Man äußerte die verschiedensten Vermuthungen und ließ sogar Bestärkungen laut werden, als müßte ihr ein besonderer Unfall zugefallen sein. Schon wollte man einen Voten nach ihr absenden, als sich die Thüre öffnete und Fräulein Dorothea Siglen eintrat.

Ein lauter Jubelruf begrüßte sie; alle Herzen fühlten sich wie von einem drückenden Alpe befreit; wie die aus düsterem Gewölke hervorbrechende Sonne ihre Lichtstrahlen über die Auren dahin gleiten läßt, so schweifte Doris' Auge mit freudlichem Gruße durch den Saal, alle Bewillkommungen mit einem Male gnädig erwidern; dann näherte sie sich ihrer Freundin und entschuldigt sich über ihr Ausbleiben so laut, daß es Jedermann vernahmen mußte.

„Nur ein ziemlich heftiger Anfall von Migraine,“ sagte sie, „konnte mich am rechtzeitigen Erscheinen verhindern, meine Beste; ich würde heute lieber vorgezogen haben, zu Hause zu bleiben, wenn Du mich nicht davon benachrichtigt hättest, daß Dir die Ehre eines fremden Besuches zu Theil geworden sei,“ setzte sie mit einem schmachtenden Blick auf jenen hinzu.

Herr Mauser erhob sich und wurde ihr nun gleichfalls vorgestellt. „Nach all' den Klagen und Besürchtungen, die Ihre Abwesenheit in der verehrten Gesellschaft hervorgerufen,“ begann er, „hätte ich es als ein Unglück betrachten müssen, um die Ehre gerade Ihrer Gesellschaft betrogen worden zu sein, und doppelt schmerzlich hätte ich es empfunden, wenn ein Unwohlsein die Veranlassung dazu gewesen wäre.“

„Wie dankbar muß ich solch' wohlwollendes Mitgefühl anerkennen, verehrtester Herr,“ erwiderte Fräulein Doris in wehmüthig seufzendem Tone; „aber ich bitte die verehrte Gesellschaft um Nachsicht, sie durch mein verspätetes Eintreten in ihrer ersten Unterhaltung unterbrochen zu haben!“ Mit diesen Worten ließ sie sich an der Seite ihrer Freundin, die sich über letztere Begrüßung des Herrn Mauser nicht besonders erbaut zeigte, nieder, und beide Mädelinnen saßen nun dem neuen Gäste gegenüber.

Dieser war nun das Ziel vereinter Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten, in welchen sich Doris und Lina gegenseitig zu überbieten suchten; jede war bestrebt, ihre ganze Liebenswürdigkeit, den ganzen Schatz ihres Wissens und geistigen Vermögens zu entfalten, nur daß es diese mit lebendigerem Feuer, jene mit kolder Zurückhaltung und wehmüthvollem Ernste that, wobei ein riesiger Fächer einen großen Theil der Rolle übernahm. Absichtlich lenkte Doris die lebendige Unterhaltung bald auf die Vorzüge eines Stilllebens innerhalb eines durchaus begrenzten Familienglücks, und pries dabei den hohen Werth einer praktischen, selbst den Mann in seinen mühevollen Geschäften unterstützenden Hausfrau, während Lina so dann die Vorzüge des Städtelbens mit den rosigsten Farben zu schildern unternahm. Letztere gab Herrn Mauser Gelegenheit, alle Neuigkeiten aus der Residenz mitzutheilen, wodurch er einerseits die Gelegenheit ergriff, der Unterhaltung, welche doch eine zu abschließliche und verhängliche Wendung zu nehmen drohte, eine allgemeinere Grundlage zu verleihen, und andererseits konnte er seine aufmerksamen Zuhörerinnen dabei unbefangener betrachten und beobachten. Unterbrochen wurde der Fluß seiner Rede nur, wenn er den Mund wieder durch einen frischen Trunk neigte und auch die Umsitzenden diese Gelegenheit wahrnahmen, um irgend eine Stärkung zu sich zu nehmen, wobei es Fräulein Doris nicht überwinden konnte, irgend eine tadelnde Bemerkung zu äußern: bald war ihr die Mißbill zu sauer, der Wein nicht rein genug, der Kuchen zu süßig u. s. w. — Ausstellungen, die ihre Freundin wohl zu pariren mußte, aber doch mit sichtlichster Empfindlichkeit aufnahm.

Die übrige Gesellschaft hatte mit dem Augenblick, da Herr Mauser seine „Geheimnisse aus der Residenz“ zu enthalten begann, ihre besonderen Unterhaltungen plötzlich unterbrochen und seinen Worten wie einem Fatale zu lauschen begonnen, und im Herzen pries Jedermann die liebenswürdige Gabe seiner Rede, den Reiz, die Tiefe und die Bildung seines Geistes. Aber auf die Dauer läßt sich doch Niemand gern das Wort vom Mund nehmen und selbst die geistreichste Unterhaltung wird am Ende monoton, langweilend und ermüdend; darum wurde es mit allgemeinem Beifall begrüßt, als Eines aus der Gesellschaft plötzlich den Vorschlag



Blind.

Novelle von Karl Glabisch.

(Fortsetzung.)

5.

Eine lange Pause trat ein. Eduard saß, den Kopf auf die Sophabühne gestützt, tief in Gedanken versunken; sichtlich hatte ihn der Eindruck des eben Vernommenen überwältigt. Der Doktor war aufgestanden und an's Fenster getreten; er sah auf die Straße hinab und seine Finger trommelten mechanisch an die Scheiben. Endlich sprang Eduard auf, strich sich mit der Hand über die Stirn, murmelte etwas wie: „Entsetzlich!“ vor sich hin und trat hinter den Doktor, seine Hand auf dessen Schulter legend. Dieser wandte sich um, — seine Wimper zitterte, er konnte eine Thräne nicht los werden, die sich ihm unwillkürlich in's Auge geschlichen. Da sagte Eduard seine Hand und sagte mit bewegter Stimme: „Armer Freund, was hab' ich hören müssen? O, jetzt begreife ich —!“

„Na, was da? Geschehen ist geschehen!“ rief der Doktor und versuchte zu scherzen, — „komm' her! Ich hab' mich trocken geredet — einen Schluck noch!“

Er setzte sich und goß den Rest des Weines in die Gläser. Eduard machte eine abbrechende Bewegung und ging mit großen Schritten im Zimmer umher.

„Weißt Du, Freund,“ hub er nach einer Pause des Nachdenkens an und blieb vor dem Doktor stehen, der den Wein nicht angerührt hatte, sondern zurückgelehnt wieder träumerisch vor sich hinstarrte, — „weißt Du? so fürchterlich das ist, was Du mir erzählt hast, so zweifelhaft klingt es!“ (Der Doktor fuhr auf.) „Still! still! Ich sage nicht, Du betrügst mich, aber vielleicht bist Du selbst — der Betrogene! Denn such'! Ich laun's nicht glauben, kann den Gedanken nicht fassen, daß ein Weib so — geartet sein könne!“

„Und doch, Wetter, doch ist's so! — Aber genug! Ich habe Dich schon zu lang aufgehalten. Laß uns zu Tisch gehen!“

Er nahm Hut und Stod und wollte Eduard eben zur Thür hinauschieben, als sein Diener eintrat und ihm einen Brief überreichte. „So eben gebracht!“ sagte er mit höflicher Kürze und ging wieder. Der Doktor ergriff das Schreiben und las folgendes:

„Herrn Doktor Stelter hier.“

„Gw. Wohlgeboren“

werden hierdurch im Interesse einer Unglücklichen um geneigten Besuch gebeten — wo möglich heute noch! Das Loos einer bekümmerten Familie ruht in Ihren Händen. Zögern Sie nicht!

Den 27. Oktober 186...

Mit Hochachtung

ergebenst

Gustav von K...

Thomasstraße 14 — 1 Treppe.“

Die Freunde sahen sich einander starr an. von K...! Ja, war denn das Zufall? War's Täuschung? Aber nein! da stand's ja — in großer, klarer, deutlicher Schrift: Gustav von K...! „Acht Jahre!“ sprach der Doktor vor sich hin, „acht lange Jahre ist dieser Name nicht über meine Lippen gekommen! Heute zum ersten Male nenn' ich ihn wieder, — und da tritt er lebendig vor mich hin, nimmt menschliche Gestalt an — bei Gott! das ist Zauberput!“

„Gustav — hm! wer ist denn dieser Gustav?“ fragte endlich Walter.

„Eklestinens Bruder, vermuthlich. Ich erinnere mich, damals von einem solchen gehört zu haben, daß er als Matrose zur See sei.“

„Nun, wie dem sein mag — aber wirst Du hingehen?“

„Ich möchte nicht, ein Widerwille hält mich ab, — und doch muß ich! Die Pflicht des Arztes gebietet — ich darf nicht Mensch sein!“

„Gehe getroßt, Freund! Eine leise Ahnung sagt mir: das ist Gottes Fügung! Dir soll Dein einschwundenes Blut auf diesen Wege wieder ausfließen!“

„Wer d'rann glauben könnte! — Na, wir wollen sehen!“ Er steckte den Brief ein, nahm Eduard's Arm und sie gingen zu Tisch.

In der sanften Nachmittagsstunde treffen wir unsern Doktor auf dem Wege nach der Thomasstraße. Es ist eine ziemliche Strecke, die er bis zum andern Stadthore, über dessen Bereich die genannte Straße noch hinausliegt, zu machen hat. Er hätte eine Droschke nehmen können, aber in seiner jetzigen Stimmung war ihm Laufen Bedürfnis. Welche Gedanken tummelten sich in seinem Kopfe, als er so dahinschritt! — „Wer ist die Unglückliche, von welcher in dem Briefe die Rede war? Ist's Mutter oder Tochter? Und wenn die Letztere, wie werde ich mich Eklestinen gegenüber halten können? Zwar — eine Wunde wird ihre kranken, vielleicht blinden Augen decken, — denn augentrunk ist sie, sonst würde man mich nicht berufen haben, — und so bin ich ihrerseits vor Erkennung sicher! Ob Eduard's Ahnung sich erfüllt? Ich glaub's nicht! Da gehe ich hin, auf den Kopf der Schlange, die da im Schloße liegt, meinen Fuß zu setzen, — und sie wird aufwachen und gereizt noch einmal ihr Gift nach mir ausspeien! — Und warum geh' ich denn? warum zieh' ich den Fuß nicht zurück? Mein Gott, ich darf nicht! Die Pflicht des Arztes ist in anderem Sinne gleich der des Richters: Beide kennen ein Ansehen der Person nicht — Beide müssen oft erst den Menschen in sich erwirgt haben, ehe sie zum Urtheil schreiten, und dann bricht dieser den Stab über dem Haupte seines Bruders — und jener rettet seinem Todfeinde das Leben!“

So in Gedanken versenkt, hatte der Doktor ziemlich das Ende seiner Wanderung erreicht. Er war vor dem Thore ein Stadtwegs hinausgeschritten und bog jetzt rechts in die Thomasstraße ein. Seine Augen suchten an den Häusern entlang die Nummer vierzehn. Hier war sie! Das Haus lag ein wenig zurück hinter einem kurzen, dichten Vorgarten, dessen hohe Bäume es halb im Versteck hielten. Im Sommer mußte diese Art Villa einen reizenden Aufenthalt bieten; jetzt im Herbst und bei der rauhen Witterung, die heute herrschte, war der Eindruck ein trübseliger. Die Bäume standen schon halb entblättert, — Sträucher und Bege bedeckte gelbes, trodenes Laub, das unter den Füßen des Doktors raschelte, als er durch den Garten hinschritt. Die Hausthür war offen; er stieg die breite Treppe hinauf und befand sich vor einer doppeltthürigen Glaswand, auf der ein unbekannter Name zu lesen war. Er stand unschlüssig, aber man mußte ihn vom Fenster aus bemerkt haben, denn noch bevor er die Glasthe anging, öffnete sich eine der Thüren und ein junger, hübscher Mann trat ihm mit lebhafter Begrüßung entgegen. „Herr Doktor Stelter?“ — „Habe die Ehre!“ — „O gut, daß Sie kommen! Bitte nur einzutreten!“

„Meine arme Schwester,“ begann der junge Mann, als sie im Zimmer waren und der Doktor auf einen Augenblick der Einladung, gefälligst Platz zu nehmen, gefolgt war, — „meine arme Schwester ist, fürcht' ich, dem Erblinden nahe. Unsere Eltern sind untöricht. Auf Ihnen beruht jetzt unsere Hoffnung!“

„Bin ich der erste Arzt,“ fragte der Doktor, „dessen Hülfe Sie beanspruchen?“

„Nein! Wir bewohnen zehn Meilen von hier ein Landgut und sind erst gestern hier angekommen. Als die Spuren der Krankheit auftauchten —“

„Wie lange ist das her?“

„Ein Jahr — konsultirten wir zunächst unsern Hausarzt. Er nahm die Kranke in Behandlung. Nach sechs Monaten jedoch, da keine Besserung eintrat, erklärte er sich unmächtig; er habe sich, sagte er, mit Augenheilkunde speziell nie abgegeben —“

„Unverantwortlich!“

— „und so nahmen wir zu einem Arzte in F... unsere Zuflucht, der in dieser Branche, wie man sagte, Auf habe.“

„Nun?“

„Auch das half nicht. Der Mann kam zu selten; mochte der weite Weg ihn verdrießen, mochte er die Gefahr der Krankheit nicht recht erkannt haben, — genug, es wurde schlimmer und schlimmer. Jetzt, sagte unser Vater, jetzt geht's nicht mehr anders, wir müssen Hülfe in der Residenz suchen! Wenn das Mädel um ihr Augensicht läme, es wäre entsetzlich! Wer bringt sie aber dahin? Die Mutter ist zu schwach für die Reise, — mich hält die verdammte Nichts fest! Da zur guten Stunde lehrte ich heim, — ich war zur See in Ostindien gewesen. Jetzt, Junge — pad' Du auf! Nimm das Mädel mit! Zeig' sie dem Stelter, der ist ein Wun-

bermann — der hat Vertrauen — der wird sie uns wieder gesund machen! Sag' ihm, der heiße Dank einer bejammernswerthen Familie — und so weiter!" — Nun also, lieber Doktor, da sind wir und vertrauen uns Ihrer Kunst an! Sehen Sie, was noch irgend zu machen ist! Retten Sie meine arme Schwester!"

"Mit Gottes Beistand — gewiß! Führen Sie mich zu ihr!" Sie traten in ein Zwischenkabinet rechter Hand. „Einen Augenblick!“ winkte Gustav und öffnete behutsam die Thüre des Nebenimmers. „Celestine, der Arzt ist da. Darf er eintreten?“ — „Ich bitte!“ hauchte drinnen eine leise Stimme. Einen Augenblick stand der Doktor wie betäubt. Also doch!? Keine Täuschung!! Nein! Das war ihr Name gewesen, den er gehört — ihre Stimme, die er vernommen; o, diese weiche, süße, zauberische Stimme — er kannte sie noch! Sie klang ihm noch im Ohre von jener Nacht her, jener entsetzlichen Nacht — o weg, weg mit der Erinnerung!! — Er raffte sich gewaltsam auf und trat näher. Eine tiefe Dunkelheit herrschte im dem Zimmer. Nicht einmal das graue Dämmerlicht des Herbstabends fand durch die dichtgeschlossenen Jalousievorhänge Einlaß. Nur allmählig konnte das Auge die unbestimmten Umrisse einzelner Gegenstände wahrnehmen. Vorsichtig schritt der Doktor zum Fenster und schlug langsam die Gardinen zurück. Jetzt erst sah er die Kranke deutlich vor sich. Sie saß, die Hände in den Schooß gefaltet, auf einem Lehnstuhl, der hinter einen Schreibtisch am Fenster gerückt war. Sie trug ein graues, faltiges Hauskleid, ein weißes Tuch schlang sich um ihr blondes Haar und bedeckte ihre Augen.

Eine Minute lang ruhte der erschrockene Blick des Doktors auf dieser Trauergestalt. War es denn möglich? Diese feuchten, mageren, durchsichtigen Hände, diese leidvoll gebeugte Haupt, diese thränenfalten, blutlosen Wangen, diese bläulich geäderte, bleiche Stirn, und nun gar — als er leis und mit verstellter Stimme sie begrüßte und zum Fenster geführt und das weiße Tuch aufgehoben — diese selbigen, blutumlaufenen Pupillen, die ihn glanz- und lichtlos anstarrten, — o heiliger Gott! was war aus dem blühenden Engel geworden? Welch' grauenhaftes Geschehnis hatte die rothe, verwüstende Hand an dies reichgeschmückte Heiligtum gelegt, vor dem er einst bewundernd und anbetend seine Kniee beugte? — Und ob sich die Verachtung, die er vor diesem Weibe empfinden sollte, auch noch so fest an sein Herz klammerte, — das Mitleid stieß sie hinunter, und sein menschliches Erbarmen preßte ihm heiße, bittere Thränen in's Auge.

Wie eine gebrochene Dulderin saß sie vor ihm, und als er ihr das Haupt zurückbeugte und das weiche Augenlid aufhob, unter welchem die blutdurchschossene Netzhaut zu sehen war, und nun mit theilnahmvollem Tone anhub: „Die Augen sind allzusehr entzündet. Sie haben viel geweint — weinen noch viel. Das dürfen Sie nicht!“ — da zitterte seine Hand und er mußte ablassen. Aber auch die Kranke war bei dem Schalle seiner Stimme leis zusammengezuckt, — ob eine dunkle Ahnung plötzlich in ihr aufstieg? Wer weiß? — Aber er hatte ihre Bewegung nicht empfunden.

Er legte ihr das weiße Tuch wieder um und sagte noch einmal, nur eindringlicher: „Sie dürfen nicht weinen! Sonst weicht ja die Entzündung nicht — und das muß sie! Darf ich um Feder und Papier bitten?“

„Auf meinem Zimmer,“ bedeutete ihm Gustav.

„Sie werden eine Salbe erhalten, womit Sie die Stirn über den Augen zweifach in Größe einer Erbse einreiben. Thun Sie das regelmäßig! Morgen um diese Zeit komm' ich wieder. Gott befohlen!“

Er ging. In Gustav's Zimmer schrieb er das Rezept, empfahl, es sofort nach der Apotheke zu senden, gab noch einige Diätanweisungen für die Kranke und machte sich rasch auf den Heimweg. Welcher Widerstreit der Empfindungen sein Herz aufregte, welche Bilder vor seinem inneren Gesichte auf- und abtauchten und ineinander schwammen, in jener Dämmerstunde, da er brütend auf seinem Sopha zu Hause lag, und noch die Nacht hindurch, da nach spätem Einschlummern wilde, unruhige Träume sein Lager umschwirren, — das ist leichter zu fühlen als zu sagen. Möge die Phantasie des geneigten Lesers diesmal ein Uebrigtes thun und auf unsere schwache Schilderung Verzicht leisten!

Mit dem besten Vorsatze, sich zusammenzunehmen und den Verstand über das Mitleid siegen zu lassen, trat der gute Doktor am nächsten Tage wiederholt seinen Weg an. Das Oktoberwetter war heute freundlicher denn sonst. Die Sonne blühte noch einmal recht mild und warm auf die Erde nieder, als stünde sie zu langem Abschied gerüstet am Himmel. Den halb nackten Bäumen that die Wärme ordentlich wohl. Ihre losen Blätter blieben heute ungeschlüssig an den Zweigen hängen, als dächten sie, der Frühling solle noch einmal andrehen. Die letzten Wandervögel verschoben ihre Reise auf morgen, um ja nicht zu früh fortzuziehen aus ihrer lieben, schönen Heimat.

Ah, nur zwei Augen konnten die scheidende Herrlichkeit nicht mehr mit ansehen. Hinter den dichtgeschlossenen Gardinen jenes Adjimmers saß die arme Blinde, in Nacht gehüllt, und hatte keine Ahnung, wie freundlich das Sonnenlicht um ihre Fenster spielte, wie nedlich der weiße Mariensommer seine glühenden Fäden in die Luft spann. Ein alter Frühling stand vor den Augen ihrer Seele; aber seine Blumen waren vertrocknet, seine Lieder verstummt, seine Sonnen erloschen, ein Trauertuch lag über den erstorbenen Gefilden. — „Sie dürfen nicht weinen!“ hatte ihr der Arzt gestern gesagt, mit einer Stimme — ja, was war's doch, das sie beim Klang dieser Stimme so durchzuckt hatte? Ein Schall, als höre sie aus tiefen Felsengängen ferne Wasser daherrauschen, als sollten alle Lebensquellen ihres erstarrten Frühlings jäh wieder aufbrechen! Ach! ihr dankte, der Geist der Liebe müsse sich lörringen aus dieser Stimme und ihr zurufen: ich weiß, wer Du bist! Und Du hast ein Recht, zu weinen!

Wie ist doch der armen Blinden auf einmal? Richte Blut überströmt ihr blaßes Antlitz, ihre Brust hebt sich schnell athmend, die weißen Hände schlingen sich krampfhaft um ihre Stirn; sie springt auf, — eine Sekunde lang steht sie hoch aufgerichtet, die erloschenen Augen starr auf einen Punkt bestend; dann tasten ihre Hände vorwärts — schwanken Fußes erreicht sie das Piano, das drüben an der Wand steht; nun schlägt sie es auf, setzt sich und singt in gebrochener, schluchzender Melodie jenes Lied aus „Thänen“:

„Ich hab' ihn im Schlafe zu sehen gemeint,
Noch juckte vor Entsetzen mein Haar sich empor,
O, hätt' ich doch schlaflos die Nacht durchweint,
Wie manche der Nächte zuvor.“

Ich sah ihn verflört, zerrissen und bleich,
Wie er in den Sand zu schreiben schien,
Er schrieb unsre Namen, ich kannt' es gleich,
Da hab' ich wohl laut geschrien.“

Er fuhr zusammen, vom Schrei erschreckt,
Und blühte mich an, verflummt wie das Grab,
Ich hielt ihm die Arme entgegengestreckt,
Und er — er wollte sich ab.“

— Sie hat längst geendet. Ihr Haupt ruht in die Rechte gestützt auf dem Lichthalter, der über die Tasten herausragt. So ungefähr hatte sie an einem Abend vor acht Jahren gesehen, als sie bedeutungsvoll jenes andere Lied Chamisso's gesungen:

„Seit ich ihn gesehen,
Staub' ich blind zu sein.“

Damals hatte sie einen Zuhörer draußen vor dem Fenster gehabt, und heute? — Heute wieder, und gar den nämlichen. — Eben war er in den Garten getreten, als die Klänge des Instruments anhuben. Er hatte betroffen aufgehört; auch ihm war die Erinnerung an jenen Abend gekommen, da er Celestinen zuerst belauscht hatte, und wie damals stand er auch jetzt wieder, in die Weinreben gedrückt, unter dem Fenster und sog mit zurückgehaltenem Athem, gespannt lauschend, jeden einzelnen Ton ein. Und auch jetzt wie damals raffte er, als die Musik verstummt war, seine wirren Sinne zusammen, sog in's Haus, sprang die Treppe hinauf — nur diesmal zu ihr nicht — in das Zimmer des Bruders trat er, warf nach rascher Begrüßung Hut und Stod ab, sich selbst in einen Sessel, und indem er versuchte, seiner aufgeregten Stimmung möglichst Herr zu werden, begann er also: „Es ist ein Punkt noch, Herr von A..., der in unserem gestrigen kurzen Gespräch nicht berührt worden. Die Veranlassung, die mögliche Veranlassung, mein' ich, aus welcher die Krankheit Ihrer kranken Schwester entsprungen ist. Sie begreifen, wie wichtig diese Kenntniß für einen Arzt! und es ist eine tadelnswerthe Ferrentrennung

von mir gewesen, nicht schon gestern diese Frage an Sie zu richten. Wenn also keine schuldige Discretion Sie abhält —

„O, durchaus nicht!“ entgegnete Gustav. „Auch ich weiß, daß die Diagnose des Arztes meistens nicht sowohl auf den physischen, wie auf den geistigen Lebensvorgängen seines Patienten zu fußen hat, und ich war stets der Meinung, ein ehrenhafter Arzt müsse wie ein Beichtvater angesehen werden, dem man sein unbedingtstes Vertrauen zu widmen habe. — Es sind nun acht Jahre her, — damals war ich von Haus fort, und so erzähl' ich, was mir nachträglich berichtet worden. — da brachte mein Cousin Wilhelm während seiner Ferienzeit einen jungen Studiengenossen aus der Residenz auf unser Gut mit. Der junge Mann war nicht hübsch, vielleicht das Gegentheil davon; aber diesen Mangel wog er durch eine Reihe blendender Geistesvorzüge auf, die ein gleichgeartetes, dafür empfängliches Herz wohl bestechen konnten. Daß meine Schwester ein solches befiel, daß sie zu jener großen Gattung von Frauen nicht zählt, die in sinnlicher Oberflächlichkeit nur an den Reizen des Aeußeren hängen, denen ein schmutztes Gesicht jeden Mangel an Geist und Seele aufwiegt, — das sag' ich ihr mit gerechtem Stolz nach. Kurz und gut, das Interesse, das jener junge, geistvolle Mann ihr einflößte, wuchs täglich und stündlich, bis es, von ihr selbst kaum geahnt, den Höhepunkt erreicht hatte, wo es — zur Flucht umschlug. — Ob er, in dessen Brust ein ähnliches Gefühl flammte, sich des Eindringens bewußt war, den meine Schwester von ihm empfangen? Gewiß! Zwar es ist ein eigen Ding mit der leisen Liebe eines Mädchens — der ersten zumal, die wie ein Traumbild herabfährt: der jähe Glückstrom, der sie hochauflutend plötzlich umrauscht, — sie weiß nicht, von wannen er kommt, — er bedrängt sie, und wie trunken auch in dieser neuen, fremden Wonne ihr Herz schwelgt, sie zittert, es benimmt ihr den Athem, — ja wahrlich! es ist noch kein Geständniß einer ersten, jungfräulichen Liebe gehört worden, das nicht unter Thränen seligen Schmerzes erpreßt ward! Ihre Menschenkenntniß, Herr Doktor, wird dieser zwar etwas dichterischen, aber doch wahren Bemerkung beipflichten, und hieraus erklärt sich die scheue Zurückhaltung meiner Schwester von der Stunde an, wo die Ahnung dieser ungelanten Leidenschaft über ihr Herz kam. Von Seiten des jungen Mannes war hie und da wohl der Versuch eines Geständnisses gemacht worden, — aber da wich sie stets aus, und jener hatte geduldig, bis, dacht' er wohl, der rechte Augenblick von selbst komme. — So waren Wochen verstrichen; in einsamer Stille hatten die Beiden das reiche Korn ihrer Liebe gepflegt und sich der nahen, beglückten Ernte gefreut, — da, an Einem Tage, in Einer Stunde sollte ein plötzlicher Hagelschlag all' ihre Hoffnungen zu Boden schmettern! Freilich — lange genug stand schon die Wetterwolke am Himmel — aber kaum sichtbar. Wie geheim auch die stille, unausgesprochene Verhältniß gehegt ward, — Einer hatte es früh genug ausgespürt, um noch bei Zeiten dazwischen zu fahren. — Es war dieß Einer unserer Gutsnachbarn, der sein Auge wohl auch und vielleicht vordem schon auf Colesfine gelenkt hatte. Was sein Interesse für sie derartig steigern konnte, daß, als auf einen seiner Anträge eine Ablehnung gefolgt war, er sich nicht scheute, zu einem gemeinen, niederträchtigen Betrüge seine Zuflucht zu nehmen, — das zu untersuchen, ist hier der Ort nicht. Genug! es war an einem Sonntage, und meine Familie war nebst vielen Anderen aus der Umgegend bei Herrn von Hatten — so hieß der Nichtswürdige — zu einem glänzenden Feste versammelt. Der junge Doktor — jetzt fällt mir auch kein Name bei: Waldow — war gleichfalls anwesend. Der Tag war unter Lust und Frohsinn veronnen, und am Abend gipfelte sich die Festfreude in einem Scherze, welchen die abhurde, süßige Laune des Gastgebers erfunden und auf's Brillanteste in Szene gesetzt hatte: einem Sommernachtsmaskenballe. — Von Alters her haben Masken und Mummenchänze das Privilegium ungebundener Freiheit gehabt, und ist dieß Terrain immer das günstigste gewesen, die gährende Leidenschaft frei mouffiren und Liebesaffären und galante Intriquen ungehindert spielen zu lassen; diese Erfahrung mochte der schlaue Teufel wohl in Rechnung gebracht haben, und der Erfolg stimmte für ihn. — Es war nahe an Mitternacht. Musik und Tanz gingen zu Ende. Viele der Gäste hatten sich schon entfernt. Colesfine saß mit unsern Eltern und einigen Freundinnen noch in

munterem Geplauder beisammen; man wollte sich erst ein wenig erholen, ehe man aufbrach. Waldow hatte Anfangs wohl auch dagehessen, war dann aber aufgestanden und hatte sich geräuschlos entfernt. Eine halbe Stunde mochte seitdem verlossen sein, da ertönt plötzlich aus einem der anstoßenden Zimmer ein geller Nothschrei! Alles erschrickt — man springt auf, eilt hinzu — und siehe da: ein Bild des Grauens entrollt sich! Hatten, von einem Messer durchbohrt, liegt am Boden und wälzt sich röchelnd in seinem Blute, — um ihn gruppiert stehen mit todblaffen Gesichtern einige Herren, und Ottilie, des Verwundeten Schwester, kniet ihm händeringend zu Hülfe. Nur ein angstvolles Flüstern: „Was gibt's? was ist vorgefallen? wer hat's gethan?“ und in zerrissenen, abgebrochenen Tönen die Antwort: „Waldow! Einen Liebeshandel hätte er mit der da, Ottilien, gehabt — aber sie hätte ihn verrathen — und man hätte seinen Spott an dem Betrogenen geübt — dieser Hatten am Schonungslosten — und das Geplauder hätte Waldow belauscht — und wäre dann hergefallen über den Helden — und also hätte er die Muthat vollbracht!“ Das floß so von Mund zu Munde — jetzt schlug es an das Ohr meiner Schwester; sie drängt durch den dichtgeschlossenen Kreis näher heran — eine bange Ahnung bewältigt sie — ihr Blick fällt auf Ottilien; und abermals ein Schrei — und auch sie stürzt ohnmächtig zu Boden. — Nun die Lösung des grauenvollen Räthsels? Wie ein Blitz durchzuckte es die Umstehenden, als sie Colesfines Augen gefolgt waren: man gedachte einer wundersamen Aehnlichkeit, die in Größe, Wuchs, Gang und Sprache zwischen Ottilien und ihr von je geherrscht hatte; nun verglich man die Erscheinungen Beider: an Beiden sah man in Schnitt und Farbe das gleiche Kostüm Renella's, sogar ein blaues Band an der rechten Schulter war nachgeahmt, und kurz, eine abscheuliche Komödie war hier gespielt worden, und dieß — die Katastrophe!“

Der Erzähler machte eine willenslose Pause; er sah betroffen in das plötzlich so leichenblasse Antlitz seines Zuhörers. Ein namenlos wider Schmerz zuckte in diesen aufgewählten Hatten und arbeitete mühsam, sich durchzubrechen. „Um Gott! was ist —?“ wollte Gustav besorgt anheben. Da schlug der Doktor beide Hände in's Gesicht, daß ihre Finger sich tief in's Fleisch gruben, und ein qualvoller Seufzer entrang sich seinen Lippen, dem ein Strom von heißen Thränen nachströmte.

Lang dauerte dieser leidenschaftliche Erguß des Schmerzes; aber allmählig ermüdete er, die Hände sanken kraftlos herab, dann erhob sich die Linke, um das abgewandte Haupt des Doktors zu stützen, die Rechte machte eine kurze Bewegung nach Gustav hin, und mit gebrochener, leiser Stimme bat er: „Enden Sie!“

Dem Erzähler war seltsam zu Muth; er wußte nicht, sollte er fortfahren? Aber ein wiederholtes „Enden Sie!“ ließ ihn wieder zu Wort kommen. „Ich habe nicht viel weiter mehr zu sagen,“ hub er mit unsicherem Tone an. „Die Ohnmacht meiner Schwester löste sich, als man sie von dem Schauplatz des Schreckens entfernt hatte. Man brachte sie nach Haus. Am andern Tage hatte ein hitziges Fieber sie ergriffen, das wochenlang währte. In ihren wilden Phantasien rief sie verzweifelt den Namen des Geliebten, — er kam nicht, sie hatte ihn auf immer verloren! Allmählig zwar genas sie, aber die ewige Thränenflut hatte ihre Augen geschwächt. Wohl sagte man ihr besänftigend: „Weine nicht! Schone Deine Augen!“ — umsonst! Es vergingen die Jahre, — aber ihre Wunde vernarbte nicht, ihr Herz weinte ohne Aufhören — und nun — Sie sehen, Herr Doktor, welch' traurige Folge das gehabt hat!“

Während Gustav so sprach, war die Stimmung des Zuhörers eine gefästere geworden. Der aufbäumende Schmerz hatte einer ruhigen Bequemlichkeit das Feld geräumt. Jetzt stand er auf, machte ein paar Gänge durch's Zimmer und blieb dann vor Gustav stehen, indem er, dessen Hand fassend, langsam die Worte sprach: „Lieber Freund — ich danke Ihnen! Bevor ich noch das Werk der Heilung an Ihrer Schwester gelebt, haben Sie es an mir gethan: denn auch ich war blind — und Sie haben mich sehend gemacht! Und nun erschrecken Sie vor dem nicht, was ich Ihnen jetzt sage: Ich bin jener Waldow!“

Gustav erschrak doch. Die Mittheilung war denn doch zu überraschend. „Sie?“ stammelte er, sich mechanisch aufrichtend. „Sie — Doktor Stelter?“



Figure 1



Figure 3



Die Illustrierte Welt.

Sechzehnter Jahrgang.

Jeden Sonntag eine Nummer von 12 Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 64 fr. rhein.

N^o. 41.

Stuttgart, 1868.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 fr. rhein.

Mit der Stahlschreib-Gratis-Zugabe:

Das Winterbergnügen.

Gem. von Ch. Davis, gest. von Geyr.

Arcangelo Sirandi.

Von Anton Feld.

(Schluß.)

In Mestre traf er Bekannte. Eine große Gesellschaft vornehmer junger Venetianer war nach Padua gekommen, um dem Wettrennen beizuwohnen, und lehrte nun, die Nachtkühle benützend, in heiterster Stimmung nach Venedig zurück. Sirandi, Allen bekannt, Einigen verwandt, wurde fröhlich begrüßt. Er verhielt sich Anfangs hier, wie später auf dem Postschiffe, auf welchem er die Ueberfahrt mit ihnen machte, leidend gegen sie, indem er ihre Scherze gleichgültig still hinnahm, ohne sie durch unfreundliches Abwehren zu reizen. Er war zu ausschließlich mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, als daß Jene ihn noch zu stören vermocht hätten; und so bildete sein Ernst einen scharfen Gegensatz gegen ihre übermüthige Lustigkeit. Nach längerer Fahrt näherte sich die Barke dem anmuthigsten Raume, welchen Menschen geschaffen, der Piazzetta des heiligen Markus. Schon erhoben sich im hellen Morgenlichte des Dogenpalastes edle, gewaltige Form und der orientalisirte reiche Bau der Markuskirche, schon glänzten ihnen vom Uferrande die beiden Säulen entgegen, zwischen welchen kein Venetianer durchschreitet, weil dort ehemals die Richtstätte für Verbrecher lag. Da wandte sich einer der jungen Leute zu Sirandi und fragte, wohin er gehe. Er nannte den Markusthurm.

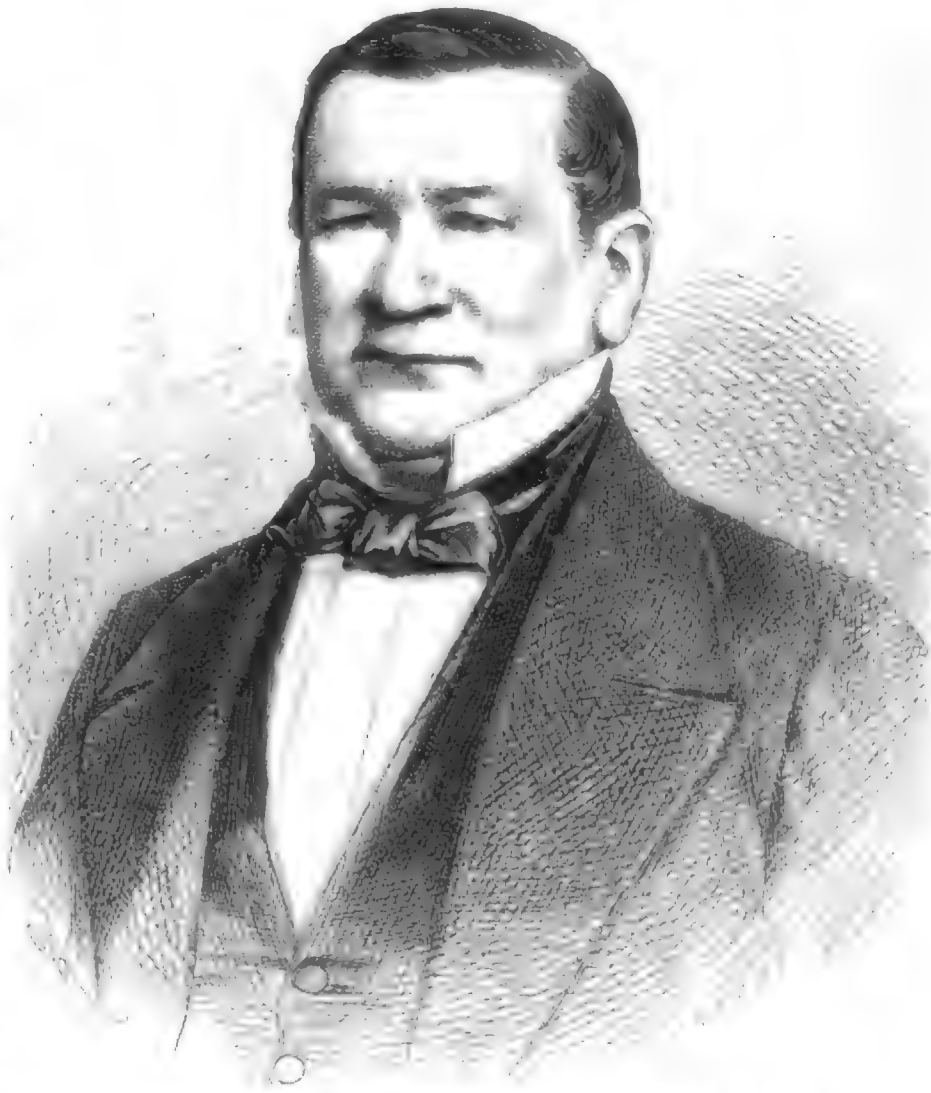
„Und dann?“

„Dann,“ erwiderte er mit einem Lächeln, dessen Seltsamkeit ihnen erst später auffiel, „dann wieder herab.“

„Arcangelo hat recht,“ sagte der Frager, gegen die Uebrigen gewendet, „jeder reisende Engländer besteigt den Markusthurm, und ich möchte wetten, von uns Allen hier, den Eingebornen der Stadt, war kaum Einer oben. Wie war es, wenn wir, die hier zusam-

men sind, ihn Alle begleiteten, die Gelegenheit zu so löhmem Entschlusse lehrt vielleicht nicht wieder.“

In froher Gesellschaft laun fast jeder ungewöhnliche Vorschlag



August von der Heydt, 1. preussischer Finanzminister. Originalzeichnung. (© 493.)

auf Bestimmung rechnen, und so erklärten sich die Uebrigen sogleich einverstanden. Arcangelo nahm es schweigend hin, nur als sie ausstiegen und zum Thurne gingen, sagte er rasch: „Ich habe vorher noch einen Gang,“ und wandte sich gegen die Kirche. Einige folgten ihm in dieselbe und sahen, wie er sich nahe dem Eingange auf die Kniee warf und tief vorgebeugt mit aufscheinend großer Inbrunst betete.

Er war bisher sehr blaß gewesen, jetzt war sein Antlitz sehr erbleicht, auch behielt er den Hut in der Hand und ließ die Luft durch sein Haar ziehen, als er mit den Andern dem nahen Thurne zuschritt. Bald umfing sie die feuchte, dumpfe Luft desselben, und nicht ohne Seufzer erstiegen seine Begleiter die ungewohnte Höhe. Die schöne Aussicht entschädigte sie für die kleine Mühe. Zu ihren Füßen lag die Stadt, von all' den kleinen und größeren Wasseradern durchzogen, in denen Venedigs Leben pulst; weiterhin dehnte sich die Lagune mit ihren Inselchen, die wie Blütensträuße auf der glänzend ruhigen Wasserfläche ruhten, und hinter der langgestreckten grünen Scheidelinie des Vido lag das adriatische Meer in tiefer Bläue, während gegen Norden dämmernd lichtblaue Gebirgszüge den Horizont begränzten. Eine Weile standen die jungen Leute und betrachteten das Gesamtbild mit lauten Ausbrüchen der Bewunderung, dann aber wandten sie sich an den sie begleitenden Thurmwächter, damit er ihnen die Einzelheiten desselben erkläre. Virandi schloß sich ihnen nicht an; während sie, dem Manne folgend, der Offseite der Plattform zugingen, stand er am Geländer und blickte nach Westen, wo seine Heimat lag, und seine Seele sandte der Geliebten das letzte Lebewohl. — Zufällig wandte sich Einer aus der Gesellschaft gegen ihn und sah, daß er den Hut wegwarf, auf Stirn und Brust das Zeichen des Kreuzes machte, sich über die Steinbrüstung schwang und in die Tiefe stürzte. Der laute Schreckensruf des Zuschauers machte die Gefährten aufmerksam, und im nächsten Momente klang auch schon von unten der dumpfe Schlag eines schwer auffallenden Körpers. Außer sich vor Entsetzen eilten sie hinab und fanden den Unglücklichen, von zusammengelaufenem Volke umgeben, mit zerschmetterter Hirnschale am Boden liegen. Er mußte augenblicklich todt geblieben sein.

Ein Oheim Virandi's wohnte unfern vom Markusplatze. Zu diesem ging einer der jungen Männer, um ihm den Vorfall zu melden, und der angesehene Mann traf sogleich Anstalten, den Leichnam in seinen Palast bringen zu lassen, während er selbst bei geistlichen und weltlichen Behörden die nöthigen Schritte that, damit seines Neffen unseliges Ende als Wirkung plötzlichen Wahnsinnes, nicht als vorbedachter Selbstmord angenommen werde, und derselbe ein stilles, kirchliches Begräbniß erhalte, was ihm denn auch der Familie zulieb gewährt wurde. Dann nahm er Ertrapost und eilte möglichst schnell nach Padua, und in jener Zeit, wo es weder Eisenbahn noch Telegraphen gab, gelang es ihm, zuerst die Kunde dorthin zu bringen. Er stieg im Gasthose ab, ließ Nano rufen, und beredete mit dem tief Erschütterten die Art, wie der Mutter das Aergste zu verbergen sei. Nano übernahm es, ihr mitzutheilen, daß Arcangelo in Venedig plötzlich an einem hitzigen Fieber erkrankt und von den Aerzten so gut wie aufgegeben sei. Die Nachricht ergriff Gecia sehr, und sie sprach den Entschluß aus, an sein Krankenlager zu eilen und ihn zu pflegen. Nano stellte ihr vor, da der Bruder in des Oheims Hause auf's Beste aufgehoben sei und ohnehin Niemanden mehr erkenne, setze sie, des Reisens seit Jahren ungewohnt, sich umsonst den Aufregungen eines solchen Schrittes aus, auch werde sie vermuthlich zu spät kommen. Eine zärtlichere Mutter hätte sich nicht abhalten lassen; Gräfin Virandi zu überreden gelang ihnen, und sie blieb in lebhafter Unruhe daheim. Den nächsten Morgen brachte Nano die Nachricht vom Tode ihres älteren Sohnes. Er verließ sie in der nächsten Zeit fast nie und unterdrückte mit großer Selbstüberwindung jedes Wort, aus welchem sie Arcangelo's wirkliches Ende hätte errathen können. Ihre übrige Umgebung beobachtete die gleiche Vorsicht, und so erfuhr Gräfin Virandi nie, auf welch' furchtbare Weise ihr Sohn den Tod gefunden.

Auf weniger milde Art gelangte die Trauerkunde zu Derjenigen, die den unglücklichen Selbstmörder am Meisten liebte. Es war am zweiten Abend seit ihrem Abschied von ihm, daß Amabile einsam in der Dämmerung im Gesellschaftssaale saß, zu jener für

Frauenherzen gefährlichsten Stunde, wo die Hände unbefähigt sind und die ungetheilten Gedanken um so freier ihr Ziel wählen können, und sich zwischen Lust und Schmerz des Aeußeren glühende Worte, die leidenschaftliche Umarmung zurückerief, welche ihr ganzes Wesen durchbebt hatte. Die Erinnerung reichte hin, ihr Herz rascher schlagen zu machen und heiße Rösche auf ihre Wangen zu rufen. Da trat ihre Schwiegermutter ein, setzte sich zu ihr und war so freundlich, daß Amabilen die Ahnung von etwas Unerfreulichem überkam. Marina sprach Anfangs von unbedeutenden Dingen, aber plötzlich richtete sie die Augen scharf auf die junge Frau und sagte: „Weißt Du auch, liebe Tochter, daß es allgemein heißt, nur Deinetwegen habe sich Arcangelo Virandi vom Markusthurme herabgestürzt?“

Amabile schrie nicht auf und machte keine Bewegung, doch war ihr, als risse etwas in ihrer Brust, ihr Herzschlag stockte, betäubt und schwindelnd sank sie in den Lehnstuhl zurück; sie hörte, daß Marina fortredete, aber ohne sie zu verstehen, ohne bestimmt zu denken, nur mit dem dumpfen Gefühle unsägliches Elends. Die tiefe Dämmerung verbarg diese halbe Ohnmacht den erbarmungslosen Blicken der alten Frau, und diese, welche ihre Schwiegerschwägerin überraschend gleichgültig fand, verschonte sie mit keiner Einzelheit des traurigen Ereignisses. Endlich kam Amabile wieder zu sich, und die kalte Stimme neben ihr brachte sie zum Bewußtsein ihres Unglücks und zugleich zur Ueberzeugung, daß ein einziger Jammerlaut ihren Ruf für immer zu Grunde richte. „Dies Letzte sollt ihr mir nicht nehmen!“ dachte sie, und da nun die Alte schwieg, als erwarte sie Antwort, raffte sie sich gewaltsam auf und fragte, was sie befehle.

„Ich mahnte Dich nur an die heutige Abendgesellschaft bei der Marchesa Lucia, der wir beizuwohnen versprochen,“ sagte Marina, und setzte mit triumphirendem Spotte hinzu: „Ich gehe jedenfalls hin. Bei Dir ist das anders, Du wirst heute nicht Lust haben, Menschen zu sehen.“

„Warum nicht?“ entgegnete die junge Frau, und erschrocken laß über den harten, kalten Ton ihrer eigenen Stimme. „Ich will nicht, was mich abhalten sollte, Sie zu begleiten!“

Die Gräfin war sehr überrascht: „Wie Du meinst,“ sagte sie, „Du mußt wissen, was Du thust. Zu meiner Zeit hätte man tiefer. Willst Du aber kommen, so bereite Dich, in einer halben Stunde fahre ich fort.“

Amabile stand auf und verließ den Saal mit gleichem, sicherem Schritte. Später, da sie durch die Zimmer ging, welche die Gesellschaftszimmer von den ihren trennten, lehrte der peinliche Schwindel von vornhin wieder, und lehnte sie sich schwankend an die Mauer, allein die Angst, sich zu verrathen, gab ihr neue Kraft, und plötzlich kam ihr der Gedanke, ob das Ganze auch wahr sei, ob Marina nicht vielleicht ein müßiges Stadtgeschwätz aufgegriffen und verdreht, um sie damit zu quälen? Sie flog fast durch die Wohnung, und in ihrem Ankleidezimmer angelangt, zog sie ungestüm an der Klingel, welche ihr Kammermädchen herbeirief. Sie ließ sich die Haare ordnen, und während dieser Beschäftigung genügte ein Wort an das geschwätige Ding, dem ohnehin die Neuigkeit auf der Zunge brannte, um von ihr eine ausführlichere Erzählung von Virandi's Selbstmorde zu erhalten, verbrämt mit all' den Fabeln, welche fast zugleich mit einer ungewöhnlichen Begebenheit entstehen. Die Herrin hörte schweigend zu, ohne eine Miene zu regen, sah sie doch im Spiegel den neugierig forschenden Blick des Mädchens. Erst als diese geendet und sie selbst im Gesellschaftszimmer war, sandte sie es weg nach dem Wagen. Sie selbst blieb eine Weile unbeweglich stehen, die Hände fest ineinander gepreßt, dann sah sie in den Spiegel. Ein erstarrtes, todtähnliches Angesicht sah ihr entgegen. Sie legte sonst nie Noth auf, diesmal schminnte sie sich und bebielt den Gebrauch, der ihr einen Anschein heiterer Gesundheit gab, fortan bei. Das Mädchen kam wieder und berief sie zur alten Gräfin, mit der sie zu der Gesellschaft fuhr, in welcher ihr Eintritt Bewunderung und eine allgemeine Pause hervorrief. Virandi's Tod war eben Stoff des Gesprächs gewesen, und der jungen Soreggia Namen zugleich und nicht ohne häßliche Bemerkungen genannt worden. Sie begriff die Bedeutung dieses Schweigens, und gerann es über sich zu lächeln und zu plaudern, als ob nichts Ungewöhnliches in ihr Leben getreten; ja, als ihre Schwiegermutter

selbst das Gespräch auf das Ereigniß des Tages brachte, vermochte sie in ruhigem Tone zu sagen, ihr Mann sei mit dem Todten sehr befreundet gewesen und werde den Verlust schwer empfinden.

Man hatte vorausgesehen, daß sie in Krämpfen und Ohnmachten liege, und hatte sie verurtheilt und zu gleicher Zeit ein wenig bemitleidet; jetzt, wo sie sich in unbefangener Gleichmuth, mit rothen Wangen und lächelnden Lippen zeigte, rief ihr Erscheinen allgemeine Enttäuschung hervor. Eine Liebe, wie die Arcangelo's, ist so selten, daß man ihr zürnte, sie nicht getheilt zu haben. „Sie hat ihn nicht geliebt,“ hieß es, „das elende Weib hat kein Herz!“ — Niemand ahnte, welcher zersißende Schmerz sich hinter dieser kühlen Außenseite verbarg.

Ziemlich früh gab Gräfin Marina das Zeichen zum Aufbruch. Schweigend lehrten die beiden Frauen heim; Marina war ärgerlich über die Ruhe ihrer Schwiegertochter, und diese fühlte sich zu erschöpft, um ihre Rolle noch länger fortspielen zu können. — Und nun war sie endlich allein, in ihrem Zimmer und für einige Zeit vor Störung sicher! Mit zitternder Hast schob sie die Riegel vor und warf ihren Schmutz von sich, und dann, der ganzen Wildheit ihres Jammers Raum gebend, rang sie die Hände gegen den Himmel und warf sich mit einem lauten Verzweiflungsschrei zu Boden. Ihr Leib zuckte unter der Gewalt des lang zurückgehaltenen Schmerzes und heiße, schwere Thränen flossen über die nun leichenblaffen Wangen. So lag sie lange, ganz ihrem Kummer hingegeben, da fiel ihr ein, daß ihr bitteres Tagewort noch nicht geendet und sie bereit sein müsse, ihren Gatten zu empfangen, wenn er, wie manchmal geschah, Abends noch auf ein Blauesröndchen zu ihr kam. Daß er diesmal bald erscheinen werde, bezweifelte sie nicht, mußte ihm doch daran liegen, ihre Stimmung zu erforschen. Langsam stand sie auf, legte nasse Tücher auf ihre brennenden Augen und stellte ihre zerlöthte Kleidung wieder her. Sie war kaum damit fertig, so kam Soreggia. Ihm gegenüber, der selbst tief gedrückt war, brauchte sie nicht heiter zu scheinen, allein die Aufgabe, vor seinen argwöhnischen Blicken das rechte Maß des Kammers zu halten, war fast noch schwerer. So verging der unglücklichen Frau dieser erste Abend, und ihm folgten Tage und Wochen voll von den bittersten, stummen Kämpfen. Sie blieb sich äußerlich gleich, mit eiserner Willenskraft erstickte sie jeden Ausdruck des Grams, und es gelang ihr, Alle zu täuschen, selbst ihre Schwiegermutter war genöthigt zuzugeben, wenn Amabile nur einen Funken Liebe für Virandi gehegt, sei ihr Betragen unmöglich. — Sie zahlte einen hohen Preis dafür.

Sechs Wochen nach Arcangelo's Tode war Soreggia für einige Tage auf sein Landgut gegangen und hatte seine Frau zurückgelassen. Da erwachte einmal Nachts die Kammerjungfer, welche an solchen Tagen neben Amabilens Zimmer schlief, und es schien ihr, als höre sie ihre Gebieterin stöhnen. Leise ging sie hinein, aber wie sehr erscharr sie, als sie die junge Gräfin in völliger Erschöpfung auf die Kissen hingesunken fand, während ihren blassen, halbgeöffneten Lippen ein Strom dunkelrothen Blutes entquoll. Ihr Hilfseschrei erweckte das Haus; man sandte um einen Arzt, um Soreggia, der augenblicklich nach Hause eilte und eben noch recht kam, um das Ergebniß einer Verathung zu hören, zu welcher, auf des Hausarztes Wunsch, zwei der ersten Aerzte Padua's ihm beigezogen worden waren. Der Ausspruch klang trostlos. Alle Drei kamen überein, der Gräfin Krankheit müsse sich schon seit einiger Zeit vorbereitet haben, und fragten, ob Niemand Anzeichen derselben bemerkt? Nun erst erinnerten sich Alle, daß Amabile in den letzten Wochen die Hand öfter mit rascher, zuckender Bewegung an die Brust gelegt, weil sie aber nie geklagt und blühend ausgesehen, hatte man dieß für zufällige Angewohnung gehalten. Jetzt war es zu spät, und die Aerzte empfahlen dringend, daß die Kranke möglichst bald mit den Sterbfakramenten versehen werde. Ihr Gatte sollte sie darauf vorbereiten. Er entschloß sich schwer zu dieser Mittheilung, die den Meisten wie ein Todesurtheil erscheint; die Leidende selbst kam ihm jedoch zuvor, indem sie mit sichtlicher Unruhe ihren Beichtvater zu sprechen verlangte. Dieser, ein ehrwürdiger, ällicher Priester, erschien alsbald und blieb längere Zeit mit Amabile allein, dann trat er eilig in's Vorgemach, wo die Familie wartete, und berief mit einer Stimme, welche noch von Nahrung zitterte, Soreggia zu der Kranken. Der Graf folgte ihm gepreßten Herzens.

Er hatte seine Frau nie eigentlich geliebt, aber ihre liebenswürdigen Eigenschaften hatten ihr sein Wohlwollen gewonnen, und nun er auf dem Punkt stand, sie zu verlieren, überkam ihn eine Ahnung dessen, was er an ihr hätte besitzen können, und wie er ihr bleiches, liebliches Gesicht erblickte, auf dem er schon die Hand des Todes ruhen sah, traten ihm Thränen in die Augen. Er beugte sich über sie und fragte, was er ihr thun könne? Sie sah den Geistlichen an, und dieser gehorchte ihrer stummen Aufforderung. „Die Gräfin,“ sagte er, „hat sich mit Gott versöhnt, sie wünscht aber auch menschliche Verzeihung, Ihre Verzeihung, Herr Graf, denn sie sündigt sich gegen Sie eines großen Unrechts, nicht der That, aber des Gedankens schuldig.“

„Ja, Antonio, vergib mir!“ sprach die junge Frau sehr leise, und mühsam den Kopf erhebend, sah sie ihn mit den großen, dunklen Augen stehend an. „Ich habe Arcangelo Virandi sehr geliebt. Mir zu lieb gab er sich den Tod, seinetwegen sterbe nun auch ich!“

Das Blut stieg in Soreggia's Wangen, allein wie konnte er der Sterbenden gegenüber den zärtlichen Ehemann spielen? Zu einem Tone, der zu artig war, um herzlich zu sein, bat er sie, Alles zu vergessen und jetzt nur auf das Wichtigste, ihre Gesundheit, zu denken; seiner Verzeihung, wenn ihr daran liege, könne sie gewiß sein. Damit drückte er einen kühlen Kuß auf ihre Stirn und ging — und kam nicht wieder.

Sie empfand seine Kälte, ohne sich dadurch gekränkt zu fühlen, ihre Gedanken waren zu vollständig von der Erde abgelöst, welche ihr keine Freude mehr bot, als daß Irdisches sie noch zu bewegen vermocht hätte. So lag sie noch zwei Tage hin, fast ohne zu sprechen, dann wiederholte sich der Blutschmerz, und nach demselben schlief sie ein, um nie mehr zu erwachen. Bis zuletzt waren nur der Geistliche und ihr Kammermädchen bei ihr, während ihre Familie im Nebengemache des entscheidenden letzten Augenblicks harrete. Nach ihrem Tode verreisten die Soreggia's, um in der Ferne für einen Kummer, den sie nicht empfanden, Zerstreuung zu suchen. Amabilens Leiche blieb vereinsamt, wie sie selbst es im Leben gewesen. Ihr Wittwer heirathete wieder, und sie wäre gänzlich vergessen, wenn sich nicht ihr Bild mit der Erinnerung an den unglücklichen Selbstmörder vereint hätte, dessen Namen in seiner Heimath noch immer mit mitleidigem Grauen genannt wird.

August von der Heydt.

(Bibl. C. 481.)

Eine behäbige Finanzgröße — so erscheint Herr von der Heydt in Original und Bild, ein Mann, der, was er hat, auch festzuhalten versteht, was nicht nur von seinem Geld, sondern auch von seinem Amt gelten mag. Der Sohn eines Banquier zu Elberfeld, wurde er frühzeitig in die Geheimnisse des Finanzverkehrs eingeweiht und stand mit seinen beiden Brüdern, Daniel und Karl, eine Zeitlang an der Spitze des väterlichen Geschäfts. Daneben offenbarte er eine rege Theilnahme für die Interessen seiner Vaterstadt als Stadtrath und Mitglied der Centralschulbehörde. Schon 1831 wurde er Mitglied des Handelsgerichts, zu dessen Bezirk die Kreise Elberfeld, Lennep und Solingen gehören und das die höhere Instanz für fünf Jährigerichte bildet. Im Jahr 1840 wurde er zum Vorsitzenden dieses Gerichts ernannt. Als Landtagsmitglied wohnte er den Landtagen von 1841, 1843 und 1845 bei, wo er in Fragen der Industrie, des Handels, des Verkehrs und des Geldwesens als sachkundiger Rathgeber, gewissermaßen als Autorität geschätzt wurde. Auf dem vereinigten Landtage bestritt er die jährliche Einberufung der Stände, Erweiterung des Petitionsrechts, Wegfall der Zweidrittelmehrheit, erklärte sich gegen das mittelalterliche Erbschaft, das den bureaukratischen Namen *itio in partes* führt, und gesellte sich zu denen, welche eine Umwandlung der ständischen Verfassung und eine konstitutionelle forberten. Mit vielseitiger Erfahrung in gebiegender Geschäftskennntniß verband er große Gewandtheit der Rede und Geschick, sich in parlamentarischen Formen zu bewegen. Als die ereignißvollen Jahre mit ihren rück- und vorwärtslaufenden Bewegungen kamen, sah er darin eine gewaltthätige Unterbrechung organischer Entwicklung und konnte sich daher mit

den dermaligen Zuständen kaum befreundeten. Dann trat er in das Ministerium Monteußel ein, wurde Handels- und Finanzminister, und bewährte sich in dieser Eigenschaft bald als eine Kraft, die man nicht mehr entbehren durfte. Ihm vorzüglich verdankt man den Vertrag mit dem Steuerverein und den Abschluß des Handelsvertrags mit Oesterreich. In dem preussischen Postwesen hatte er die Herabsetzung des höchsten Portosafes um die Hälfte, die Einrichtung stehender Postbureaus auf den Eisenbahnen und die Dezentralisirung der Verwaltung durch die Gewährung besonderer Oberpostdirektionen für jede Provinz eingeführt. Den Ostseehandel bedachte er durch die Einrichtung regelmäßiger Fahrten zwischen Stettin und Petersburg, Stettin, Stralsund und Hirtsholm, Stettin und Stockholm, Stettin und Kopenhagen. Der Förderung des Eisenbahnwesens schenkte er seine besondere Aufmerksamkeit, und die musterhafte Einrichtung dieses Instituts in Preußen kommt wohl hauptsächlich auf Rechnung seiner energischen und umsichtigen Thätigkeit. Die übrigen Verkehrsmittel mußten mit den großen Verbesserungsanstalten gleichen Schritt halten. Ebenso suchte er die in Preußen darniederliegenden Gewerbezweige zu heben und neue einzuführen. Beim Eintritt des Grafen Bismarck in das Ministerium verließ von der Hand dasselbe, um jedoch bald wieder seine frühere Funktion als Finanzminister zu übernehmen. Das vergrößerte Preußen hat auch der Thätigkeit und den Aufgaben des preussischen Finanzministers einen erweiterten Kreis erschlossen. Geboren den 15. Februar 1801 zu Elberfeld, hat sich Herr von der Handt noch die volle Rüstigkeit des Schaffens bewahrt.

Deutsche Lieder mit Illustrationen.

Maurisches Ständchen.

(S. 118 S. 485.)

Ich will vor Deiner Thüre steh'n,
Bis ich, mein Liebchen, Dich geseh'n,
Und ständ' ich auch die ganze Nacht;
Du sollst am Fenster Dich nur zeigen,
Zu mir Dich freundlich niederbeugen,
Mir sagen: ich habe Dein gedacht.
Ich werde immer Dich begleiten,
Und müß' ich kämpfen, müß' ich streiten,
Wohin es sei —, Dir folge ich!
Du sollst die Blicke zu mir senden,
Nach mir nur freundlich hin Dich wenden,
Mir sagen: ja ich liebe Dich.
Weit von des Ebro's schönem Strande
Gilt ich Dir nach in ferne Lande,
In Deiner Nähe muß ich sein!
Sieh', stehend steh' ich vor Dir nieder:
O gib mir meine Ruhe wieder,
Und sage: ewig bin ich Dein.

Aus den Erinnerungen eines irischen Polizeibeamten.

13. Ein kleiner Irrthum.

Georg L. war ein vertrauter Freund des Majors. Der Letztere hatte ihm einen kleinen Dienst erwiesen, und Georg besaß ein dankbares Herz; er pflegte daher oft und herzlich zu erklären, daß er für diesen Freund durch Feuer und Wasser gehen würde. Andererseits hatte auch mein Verwandter eine große Zuneigung zu dem jungen Mann, der entschieden einer der besten Reiter und Schützen, dabei auch einer der frohlichsten Gesellschafter in dem County Limerick war. Kein Wettrennen, kein Nachtgelage, keine Kirchweih konnte stattfinden, ohne daß Georg daran Theil genommen hätte; überhaupt galt keine Orgie als vollständig ohne die Gegenwart dieses jungen Mannes, der es im Trinken und Singen mit der

durstigsten und kräftigsten Aehle zwischen dem Suir und Shannon aufnahm. Ich brauche nicht zu sagen, daß bei solchen Gelegenheiten unser Freund die Seele und das Leben des ihn umgebenden Kreises war. Man hatte ihn darum überall gern, er wurde aufgesucht und gerieth deshalb bisweilen in Gesellschaften, die seiner nicht würdig waren. Bei einem derartigen Anlaß geschah es denn auch, daß ihm folgender Vorfall zustieß. Nachdem Georg den Tag über in Killaloe geschäftig hatte, verbrachte er seinen Abend in einem Landstädtchen unweit von Birdshill. Halb im Schummer packte er mechanisch aus seiner Koffer fort, als aus der anstossenden Schenkstube der Schall von Stimmen an sein Ohr schlug. Sitz schnell zur Hand, wo es eine Lustbarkeit oder einen Streit gab, zögerte Georg nicht, in das Gemach zu treten, in welchem es augenscheinlich sehr hitzig herging; doch konnte er sogleich bemerken, daß die Sprecher sich nur mit großer Wärme unterhielten, ohne daß eine Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen stattgefunden hätte. Bei seinem Eintritt wurde es mit einem Mal stille. Er bat die Leute, sich nicht stören zu lassen. Einer, der das Hauptwort zu führen schien, richtete einige Fragen an ihn, und als dieser erklärte, daß Alles in Ordnung sei, wurde der unterbrochene Faden wieder in halbem Flüstern aufgenommen. Man hielt Georg augenscheinlich für einen englischen Touristen, der nichts vom Irischen verstand, und achtete daher nicht weiter auf ihn, indem die Unterhaltung einfach in dieser Sprache fortgeführt wurde. Dies war nun allerdings ein Irrthum, denn Georg kannte die Sprache seiner Heimat so gut als Einer und hörte aufmerksam zu, während die im Zimmer den Plan zu einem grausamen Anschlag besprachen. Was ihn übrigens mehr als alles Uebrige entsetzte, war aus dem Munde eines kläglich aussehenden Krüppels mit brandrothem Schwam der Vorschlag, daß „Major Boles, dieser Fluch der Welt, abgethan werden müsse und daß man dieses Geschäft ihm überlassen solle“. Dieses freiwillige Erbieten fand keine Einsprache, da wohl Niemand den kleinen Elenden um die Gefahr, die man bei einem solchen Unternehmen lief, beneidete. Er erhielt daher ein förmliches Mandat zu Ermordung jenes Teufelsbratens, Tom Boles genannt, und um seinen muthigen Entschluß zu kräftigen, wurde ihm ein frisches Glas Punsch vorgelegt. Der Zwerg schenkte nicht zurück vor der Gefahr, sondern schien sich im Gegentheil auf das ihm geschenkte Vertrauen viel einzubilden. — Es wurde Georg schwer, an sich zu halten, während die Bande eines Ausführenden die That besprachen, welche augenscheinlich auf einem längst entworfenen Plan beruhte; er unterdrückte übrigens seine Bewegung und sann auf Mittel, dem blutdürstigen Entwurf vorzubeugen. Er war allerdings Willens gewesen, an dem Birdshill zu übernachten; jetzt aber ließ es ihm keine Ruhe mehr, und es drängte ihn fort zu Boles, den er sogleich von Allen unterrichten wollte, was er gehört hatte. Der Wirth konnte ihn mit einem Wägelchen nach Limerick versehen; ehe er jedoch aufbrach, schaute er noch einmal in die Schenkstube hinein. Zu spät, die Gäste waren aufgebrochen und hatten sich entfernt. Er machte sich's fast zum Vorwurf, daß er dieß gebuldet; doch wie hätte er als ein einzelner, unbewaffneter Mann es hindern können? — Der Kutscher mußte im Galopp nach Limerick fahren und that es auch sehr bereitwillig, da ihm sein Passagier eine halbe Krone Trinkgeld versprochen hatte, wenn der Weg in einer Stunde zurückgelegt werde. Was lag daran, wenn darüber auch der arme alte Gaul fast zu Grunde ging? — Georg L. hatte kaum eine Meile zurückgelegt, als er ein einzelnes Individuum einholte; zu seiner Freude erkannte er in demselben den schuftigen Zwerg, der sich anbeisch gemacht hatte, seinen Freund zu ermorden. Er ließ sogleich halten, sprang herunter und packte den Kerl, der sich durchaus nicht wehrte (was hätte ihn auch ein Widerstand gegen einen solchen Herkules genügt?), als er auf das Wägelchen geworfen und nach Limerick mit fortgenommen wurde. Wie sie sich dem Haus des Majors näherten, bewachte Georg seinen Gefangenen besonders scharf, weil er erwartete, daß derselbe jeden Augenblick einen Muthversuch machen werde. Doch der Elende, der seiner Gefahr bewußt sein mußte, that nicht den mindesten verdächtigen Zug. Der Major befand sich in seinem Landhaus, das, wie wir wissen, ihm gelegentlich als Polizeibureau diente; Georg fuhr daher in vollem Triumph mit seinem Gefangenen nach Rathbone. Wir saßen eben



beim Nachtessen, als P. anlangte. Dieser bestand darauf, ehe er einen Bissen oder Tropfen zu sich nehme, seine Geschichte zu erzählen, die mich, ich gestehe es, mit unbefreiblichem Schrecken erfüllte. Ganz anders erging es Voles, den die Gewohnheit oder vielleicht sein Beruf viel hartschlägiger gemacht hatte; er blieb ruhig sitzen, ohne die mindeste Erregtheit kundzugeben. Georg schien die Kälte, mit der seine Mittheilung behandelt wurde, etwas empfindlich zu machen; man schenkte vielleicht seiner Erzählung nicht den gebührenden Glauben, und er vermaß sich hoch und theuer, daß jedes seiner Worte buchstäbliche Wahrheit sei. „Und wo ist der Schurke, der mich ermorden soll?“ — „Ich ließ ihn unter Bewachung zweier von Ihren Leuten mit dem Bedeuten, den Kerl niederzuschleichen, wenn er es versuchen sollte, zu entweichen.“ — Voles klingelte und ertheilte Befehl, den Gefangenen vorzuführen. Georg P. hatte sehr anschaulich beschrieben; die Schilderung des Ungeheuers, das jetzt vor uns stand, hätte nicht treuer sein können. „Ist dieß der Mann?“ fragte Voles. — „Ja,“ antwortete sein Freund. — „Ich dachte mir's,“ sagte der Major. „Nehmt ihn fort und verwahrt ihn in der Bühnecammer über der Küche. Gebt ihm auch etwas zu essen; wir dürfen ihn vielleicht hängen, aber nicht verhungern lassen. Ich komme bald nach, um ihn zu verhören.“ Der Mörder wurde abgeführt. Denke man sich jedoch Georg's Entsetzen, als er deutlich bemerkte, wie sein Freund, der Polizeichef, mit einem halben Lächeln dem blutdürstigen Gefangenen verstohlen zublinzelte. Was konnte dieß zu bedeuten haben? P. wurde unwillig und hätte gern den Major darüber zur Rede gestellt; doch gab ihm dieser keine Gelegenheit dazu und wußte jeder Frage durch ein gastfreundliches Drängen, von dem, was der Fisch bot, Gebrauch zu machen, auszuweichen; man könne ja nach Aufklärung des innern Menschen weiter von der Sache sprechen. Georg mußte sich natürlich fügen, und wir nahmen die lang unterbrochene Abendmahlzeit wieder auf; doch schien es mir befremdlich, daß mein Schwiegervater eine gewisse Unruhe zeigte und ungewöhnlich lange bei Tisch zögerte. Wir waren zu Ende, als plötzlich an die Thüre geklopft wurde und auf das „Herin“ des Majors ein über und über mit Roth besprühter Polizeireiter (ich glaube, es war der Sergeant Mac Grath) eintrat. Der Mann hatte augenscheinlich einen scharfen Nitt gemacht; er trat auf seinen Chef zu und küßte ihm etwas in's Ohr. Im Nu klärte sich das Gesicht unseres Wirths. „Geht ihnen entgegen und bringt sie hieher, sobald Ihr könnt,“ sagte er. — „Sehr wohl,“ entgegnete der Sergeant salutirend und entfernte sich. — „Jetzt noch ein Glas Orog.“ — „Nicht doch,“ erwiderte Georg, „Sie haben mir eine Erklärung versprochen, und ich denke, sie ist meinerseits wohl verdient worden.“ — „Das ziehe ich nicht in Abrede, allein auch ich handle nicht ohne gute Gründe. Mein Wort darauf, in zehn Minuten soll Ihnen Alles klar sein.“ — Diese Frist war kaum abgelaufen, als wieder geklopft wurde, und zur Thüre herein trat der weitesteste Sergeant, welchem nicht weniger als vier gefesselte Arrestanten, von einem halben Duzend mit Karabinern bewaffneten Polizeidienern eskortirt, folgten. Voles behandelte die Sache als ein Alltagsereigniß und wandte sich ruhig mit der Frage an Georg, ob er diese Männer kenne. „Beim Himmel, ja; es sind die vier Schurken, die ich vor zwei Stunden an dem Birdshill einen Mordplan ausbeden hörte,“ rief er, erstaunt die Augen weit aufsperrtend. — „Können Sie darauf schwören?“ — „Gewiß; aber wie sie hieherkommen, ist mir unbegreiflich. Ich habe dabei keine Hand im Spiel gehabt, sondern nur den andern Glenden festgenommen, der . . .“ — „Wst! kein Wort darüber,“ unterbrach ihn Voles hastig. „Es ist genug. Sergeant, diese Leute werden in das Countinghaus geföhrt, aber jeder in eine besondere Zelle. Fort mit ihnen!“ — Die Gefangenen wurden abgeführt. Georg, der jetzt wirklich zornig war, wandte sich entrüstet an seinen bisher so hochgeschätzten Freund. „Major Voles,“ sagte er, „ich wäre für Sie in den Tod gegangen, aber jetzt haben Sie mich beleidigt, indem Sie meine wohlgemeinten Anstrengungen mit solcher Geringschätzung behandeln.“ — „O, nicht doch.“ — „Wie, haben Sie nicht alle meine Angaben mit Gleichgültigkeit und Kälte aufgenommen? Haben Sie nicht dem Glenden zugelächelt, der Sie ermorden wollte? Allerdings ist die Wande ohne meine Beihülfe zur Post gebracht worden, und so sind meine Dienste unnütz.“ — „Georg,

mein Junge, sprechen Sie nicht wie ein zürnendes Kind. Sie sollen Alles erfahren, müssen mir aber versprechen, das, was ich Ihnen jetzt mittheile, als das strengste Geheimniß zu bewahren. Für Ihren Dienst bin ich Ihnen hoch verpflichtet, denn Sie sind jetzt der Mann, den ich diesen Schurken, welche ich schon lange auf dem Korn habe, als Zeugen gegenüber stellen kann, ohne daß ich nöthig hätte, meinen werthvollsten Approver, dessen Verlust ein schwerer Schlag für den öffentlichen Dienst wäre, zu compromittiren. Wäre es nöthig gewesen, die Ueberführung auf sein Zeugniß zu gründen, so hätte er in der ersten Stunde nach der Gerichtsverhandlung außer Landes gehen müssen, da ihm Irland nirgends mehr eine sichere Stätte geboten haben würde. Sie dagegen laufen als ein freier Grundbesitzer keine solche Gefahr, und durch Ihre Vermittlung ist mir ein höchst werthvoller Spion erhalten geblieben.“ — „Und wer ist denn dieses kostbare Kleinod?“ — „Der junge Herr mit dem anziehenden Aeußern, welchen Sie mir zuführen so freundlich waren — der kleine Gentleman, der sich in das Vertrauen jener Stroße einschlich, indem er sich erbot, mich zu ermorden. Er hat sein Nachtessen erhalten, ohne Zweifel auf Ihre Gesundheit getrunken und schnarcht jetzt wahrscheinlich keine zehn Schritte von uns. Es thäte mir unendlich leid, wenn ihm nur ein Härchen in seinem rothen Schopf gekränkt würde.“ — „Aber wie kam es dann, daß die Polizei auf mein Geheiß hin ihn festgenommen hat?“ — „Auf Ehre, meine Leute kennen die Kotte, die er für mich spielt, eben so wenig, als sie Ihnen bekannt sein konnte. Aber vergessen Sie nicht — es muß reiner Mund gehalten werden. Sie wissen jetzt bereits mehr von meiner Taktik, als irgend Jemand in dem County. Diese mordlustigen Dursche wollen wir bei den nächsten Affisen deportiren lassen, und Sie werden die ganze Ehre von der Sache haben.“ — „Der Teufel auch!“ brummte Georg. „Saubere Ehre, nachdem ich wie der helle Katt darein getappt bin.“

Die Treppen der Bastille.

Der Platz, auf welchem sich einst die Bastille, Frankreichs berühmtestes Staatsgefängniß, in düstern Umrissen erhob, ist heute voller Sonnenschein und Leben. Eine hohe, schlanke Säule, mit dem Genius der Freiheit gekrönt, erhebt sich in die Lüfte, und dort, wo einst die Seufzer und Verwünschungen der unglücklichen Eingeschlossenen zum Himmel stiegen, ertönen gegenwärtig die hellen Stimmen spielender Kinder. Die Bastille hat nicht die geringste Spur hinterlassen. Das Grab hat sich geschlossen, und geräuschlos zieht das pulsirende Leben darüber hin. Sie wurde 1376 vollendet, und nachdem sie länger als vier Jahrhunderte ihre würdevolle Bestimmung erfüllt, sah der glorreiche 14. Juli 1789 ihren Fall. Sie wurde vom Volke eingenommen und zerstört. Noch leben einige wenige Greise, welche dem Sturme bewohnten.

Der blutige Kampf, welcher dem Untergang der alten, feudalen Feste voranging, ist bekannt. Davon, wie von dem entsetzlichen Tode des Gouverneurs und den Greuelthaten der erbitterten Massen kein Wort. Dagegen will ich versuchen, gestützt auf historische Dokumente der damaligen Zeit, eine kurze, genaue Beschreibung der Bastille zu geben und so vor den Augen der Leser das verschwundene Phantom von Stein als eine geschichtliche Merkwürdigkeit noch einmal vorzuführen.

Als der König Karl V. die Bastille erbauen ließ, wurden zuerst nur zwei Thürme konstruirt, beide durch einen Bogengang verbunden und bestimmt, den Eingang in die Stadt zu vertheidigen. Diese beiden Thürme wurden „der Schatz“ und „die Kapelle“ genannt. Später wurden noch zwei andere Thürme angefügt und mit den Namen: „Thurm Vertaubdiere“ und „Thurm der Freiheit“ belegt. Erst im Jahre 1383 ließ Karl VI. vier weitere Thürme erbauen und dann sämmtliche acht durch feste Mauern verbinden und mit breiten Gräben umgeben.

Das Mauerwerk dabei erhielt eine Stärke von neun Fuß.

Die Thürme der Bastille haben dann mehrere Male zum vorübergehenden Aufenthalt der französischen Könige gedient. Heinrich IV. z. B. bewahrte seinen Schatz darin auf. Andere hielten ihre religiösen Übungen darin ab.

Es scheint übrigens, als habe man nicht gezögert, die Feste sofort ihrer eigentlichen düsteren Bestimmung zu übergeben. Die Chronik erzählt, daß Hugo Aubriot, Vorstand der Kaufmannschaft von Paris, welcher am 22. April 1370 den Grundstein zur Bastille gelegt hatte, bereits 1381 darin eingeschlossen und für sein ganzes übriges Leben gefangen gehalten wurde. Die Bastille ward also ihrem Gründer ebenso verderblich, wie der eiserne Käfig dem Bischof von Verdun, der ihn zur Qual Anderer erfunden hatte und selbst darin sterben mußte.

Jeder einzelne Thurm bestand aus fünf Etagen und jede Etage bildete ein Gefängniß. Die Calottes — niedrige, enge Löcher unmittelbar unter der Plattform — galten neben den Cachots für die entschlichsten. Im Sommer brennend heiß, im Winter unerträglich kalt, waren sie mit den berüchtigten Gefängnissen der Kellern Kammern Benebigs eng verwandt. Eine schmale Oeffnung in der hier oben sechs Fuß dicken Mauer, zum Ueberfluß noch mit starken Eisenstäben nach außen verwahrt — erhellte mit nothdürftigstem Licht diesen Ort des Schreckens.

Alle Gefängnisse der vier unteren Etagen waren unregelmäßige Vierecke von 15—16 Fuß Durchmesser und ziemlich derselben Höhe, also den Calottes weit vorzuziehen. Einige besaßen sogar mehrere Fenster, doch waren dieselben auch hier durch das Mauerwerk sehr verengt. Und dennoch gönnte der grausame Gouverneur öfters den unglücklichen Gefangenen auch diesen schwachen Lichtschimmer nicht. Er ließ an der Ausmündung der Fenster Kästen von Holz oder Eisen anbringen, um den erheitern Strahl des Tages ganz zu verbannen und jeden Blick nach außen, auf Paris oder grüne Gefilde, dem sehnen Auge des armen Eingekerkerten zu verwehren.

Jede Zelle wurde durch zwei Thüren von starken Eichenbohlen verwahrt. Diese waren außerdem mit Eisenbändern beschlagen, und ihre schweren Riegel und kolossalen Schloßer erfüllten beim Oeffnen und Schließen den ganzen Thurm mit betäubendem Geräusch.

Jedes dieser Gefängnisse war numerirt und der unglückliche Bewohner wurde mit dieser Nummer bezeichnet und angerufen. Der Eingang zum Thurm war ebenfalls durch eine Doppelthür geschlossen, selbst auf den Treppen befanden sich zu jeder Etage Sicherheitsthüren.

Die sogenannten Cachots befanden sich in den Kellergewölben, 10 Fuß unter dem Niveau der Höfe, 5 Fuß über dem Wasser der Umfassungsgräben. Wenn möglich, waren sie noch entschlicher, als die oben beschriebenen Calottes. Das beklagenswerthe, ohne Recht und Recht hineingestohene Opfer fand bald, — beraubt des Lichtes und der Luft, von feuchten, abtrübenenden Dämpfen umgeben, von allerhand Ungeziefer geplagt, von gefräßigen Ratten benagt, — das Ende seiner Leiden und seines Lebens. Das ganze Meublement dieser Lebendigengräber bestand aus einem großen Stein mit Stroh bedeckt, und diente als Lager für den Gefangenen.

Die übrigen Zellen waren mit einem Matrasenbett, zwei Tischen, drei Stühlen, einem Leuchter, zwei Krügen, Gabel, Löffel, dem nöthigen Waschgeschirre und — jedoch nur ausnahmsweise — mit einem Kamin ausgestattet. Die Wände waren kahl, nur hier und da mit Namen, mit Zeichnungen in Kohle oder Kreide, mit Versen, Sentenzen x. versehen, wie sie eben die Langeweile der verschiedenen Gefangenen hervorgerufen hatte.

Die Bastille konnte ungefähr fünfzig Internirte separat beherbergen. Es sind aber oftmals mehr als hundert darin und dann natürlich Mehrere in einer Zelle eingeschlossen gewesen. Das Gebäude, welches sich zwischen dem hinteren — dem Brunnenhof — und dem vorderen großen Hof erhob und erst im 15. Jahrhundert erbaut worden war, diente im Erdgeschoß zur Küche, Apotheke, Waschanstalt und zu Wohnungen für die Schließer. In der ersten Etage befand sich der Gerichtssaal und die Wohnung vom Lieutenant des Königs. Die übrigen Etagen waren für die Hausoffizianten, Aerzte, für den Kapmajor x., oder auch für vornehmere oder schwer erkrankte Gefangene bestimmt.

In der Tiefe des Thurms der „Freiheit“ — wohl nur in bitterer Ironie so genannt, da er der düsterste und gefürchtetste war — befanden sich die oft genannten berüchtigten „Dublietten“.

Der Bedauernswerthe, welcher insgeheim aus der Welt geschafft werden sollte, wurde in nächstlicher Stunde aus dem Schlummer

gerissen und zu einem Saal geleitet, welchen man sehr bezeichnend das „letzte Wort“ nannte. Diesen schaurigen Ort betrat jeder Gefangene nur zitternden Herzens. Der matte Schimmer einer einzigen Lampe beleuchtete die Wände und ließ im Halbdunkel allerhand Marterwerkzeuge, Dolche, Stride und ungeheure Ketten erblicken.

Ein finsterner, mittheilsloser Richter, den Schreden in den Augen und Drohungen auf den Lippen, versuchte nun dem Verlorenen noch Geständnisse zu entlocken, um dadurch neue Opfer für seine Blutgier erreichen zu können. War diese Formalität erfüllt, so wurde der Verurtheilte auf ein Zeichen des Richters durch einen Aufseher nach den Dublietten geführt.

Diese Kammer zeigte durchaus nichts Verdächtigtes, nichts Furchterliches. Sie wurde im Gegentheil durch zahlreiche Wachskerzen erleuchtet, und frische Blumen erfüllten mit berauschendem Duft die Atmosphäre. Eine erfinderische Grausamkeit hatte das Grab überhäuft und diesen Apparat aufgestellt, um dem Sterbenden noch einen letzten Blick auf des Lebens Annehmlichkeiten zu gönnen und ihn so des Todes Bitterkeit doppelt fühlen zu lassen.

Denn kaum hatte der Arme das Gemach betreten, seine Augen erheitert umherschweifen und vielleicht erneute Lebenshoffnungen in der göngstigten Brust auftauchen lassen, als inmitten seiner Unterhaltung mit dem Aufseher eine Fallthür unter seinen Füßen sich öffnete und ihn der Abgrund verschlang. Ein entschlicher Schrei, und Alles war zu Ende! Die Wände des finstern, engen Schlundes waren mit Messerklingen garnirt, welche den fallenden Körper zerfleischten und ihn zur Unkenntlichkeit verstümmelt unten im Wasser anlangen ließen.

Diese Löcher nannte man die „Dublietten“. Fast sollte man diese Art von heimlichen Hinrichtungen bezweifeln und an so viel Barbarei nicht glauben, wäre nicht in unsern Tagen durch Henri Plon der authentische, auf offizielle Urkunden gestützte Bericht darüber im Moniteur universel lang und breit veröffentlicht worden.

Mit der Regierung der Königin Katharina von Medicis scheinen übrigens die Dublietten verschwunden zu sein. Bei der Zerstörung der Bastille fand man keine mehr. Die einzig noch sichtbare Dubliette befindet sich im Schloß des Loches in der Touraine und entstammt den Zeiten Ludwig's XI.

Ob man die Bastille vollständig demolirte, hat man das Innere, Keller und Gräben ganz genau durchsucht, aber nur einige Leichname gefunden.

Auf dem Platz, wo die erstürmte Zwingsburg gestanden, errichtete man 1790 ein Denkmal der Freiheit. Dieselben Steine, welche gedient hatten, um unzählige, durch Kabale oder Lettres de cachet Verdamnte, meistens Unschuldige einzuschließen, wurden zu dem Tempel der Humanität und Brüderliebe verwandt. Dort, wo der Schmerzenseufzer und das Todesstöhnen lebendig Begrabener vergebens vor den Ohren tyrannischer Herrscher verhallte, stiegen nunmehr die Melodien patriotischer Lieder zum Himmel. Die Ketten lagen zersprengt!

Viele Steine wurden angelauft und sowohl in Frankreich, als auch im Ausland als Merkwürdigkeit und zur Erinnerung an die Erstürmung bewahrt, bei welcher sich der Heroismus und die Tapferkeit des Volkes in so glorreichem Lichte gezeigt hatte.

Heute noch kann man im Hause Nr. 4 auf dem Boulevard St. Martin zu Paris eine Treppe mit ausgetretenen, behauenen, fast marmorweiß gebleichten Stufen finden, welche die Bewohner, die Nachbarn, der Eigenthümer, der Concierge den Neugierigen mit Stolz zeigen als „die frühere Treppe der Bastille“.

Als ich sie betrat, erinnerte ich mich einer hübschen Anekdote, welche Frau von Genlis in ihren Memoiren erzählt.

„Wie ich,“ sagt dieselbe, „St. Denis besuchte, betrat ich auch, selbst bewegt, das Kloster der Karmeliterinnen, wo eine Brinjeßin, die Tochter eines Königs von Frankreich, sich freiwillig für ewig einschloß hatte. Ich bat, sie sehen und sprechen zu dürfen. Madame Louise von Frankreich gestattete dieß in ihrer Güte und unterhielt sich längere Zeit sehr gnädig mit mir. Da erlaubte ich mir auch die Frage: was denn wohl, nach dem Austritt aus glänzenden Kreisen, unter den schweren Pflichten, welche das düstere Klosterleben auferlege, das für sie am Schwerlichsten zu Ertragende gewesen sei? — „Sie werden es kaum glauben mögen,“ ver-



Blind.

Novelle von Karl Glabish.

(Schluß.)

6.

Was wurde in dieser Nacht wohl unter den Sternen verhandelt? Lichtweiße Traumengel schwebten darunter her und beriethen sich flüsternd und drückten sich klug lachend die kleinen Hände, bevor sie herabflogen und in zwei dunkle Häuser hineinschlüpften, — Eins Thomassstraße, das Andere St. Jakobsvorstadt. — Und als der Morgen anbrach, warum leuchtete die Sonne heute gar so freundlich? Freundlicher, als sie noch je den jungen Lenz begrüßt hatte, — und sie stand schon im Herbst? — Und als der Abendhauch aufstieg, warum wollte sie heute gar nicht aufbrechen? Warum schaute doch ihr feuchtglinzendes Auge unverwandt auf jenes Edsenster mit den grünen, halbgelüfteten Vorhängen? Wir erfahren's, wenn wir neugierig selbst hineinblicken. Im Dämmerlicht, wie von einer Glorie umflossen, steht da ein Paar liebender Menschen und hält sich lustathmend umschlungen und seine Lippen ruhen selig auf ihrer Stirne.

O, nun ist Alles — Alles gut! Der alte Frühling ist wieder jung worden, seine Blumen duften, seine Vögel jauchzen, seine Sonnen leuchten wieder, — und die frischen Waldbäche rauschen wieder lustig durch's Grün herab und plaudern mit den Zweigen, die da traumversunken an ihrem Ufer sitzen und erzählen, wie schauerlich ihnen zu Muth war, als sie in tiefer Felsnacht, erstarrt und angefesselt, so gar — gar lange geschmachtet.

„Und so ging's uns, Geliebte — nicht wahr?“

„O, frage nicht! Noch ist mir, als sollt' ich's nicht glauben, als könnte solch' namenloses Glück in kein Menschenherz kommen! Hab' ich Dich wirklich, Du Heißgeliebter, in meinen Armen? Ist's wirklich kein Traum? Ach! wenn man so viele Jahre umsonst geweint, so viele Jahre umsonst in Schmerzen gerungen hat, — sieh', da lernt man wohl seine Wünsche entmuthigt in's Grab legen!“

„Ja — und sieh', Schatz! Man gräbt sie ein, man glaubt sie gestorben und denkt ihrer nicht mehr, — da haben sie tief in der Erde indeß gewirthschaftet, haben gewebt und gesponnen und sich eingepuppt, und nun sie ihre Wandlungen durchgemacht, siehe! da brechen sie eines Tages ihre Hüllen und flattern empor als schöne, bunte, leichtflügelige Schmetterlinge, und nun ist der leuchtende Aether ihr Element und süßer Blumenthau ihre Speise!“ —

Was bleibt dem Erzähler dieser Geschichte, der sein Liebespaar durch alle Schmerzen und Prüfungen glücklich so weit gebracht hat, noch zu berichten übrig? Nur Weniges!

Die tägliche Freudenloft schlug bei der Kranken erschütlich an. Ihre Wangen rötheten sich wieder und die blauen Adern an ihren Stirnschläfen traten tiefer zurück und verblaßten; die frische, rosige Jugend goß mit der Zeit wieder all' ihre Reize über die holde Gestalt hin. Der Doktor war täglich bei ihr, — jede Stunde, die er seinem Geschäft draußen abringen konnte, brachte er im traulichen Gespräch bei ihr zu; und was den Heilungsprozeß anlangt, so hatte der Doktor wohl recht, zu sagen: die Liebe werde sein Substitut sein, — ja, einen trefflicheren hätte er nicht wünschen können! — In acht Tagen war jede Entzündung gewichen, — und nun stand freilich noch das Schlimmste bevor: die Operation selbst! Ah bah! der Doktor hatte frohen Muth und Celestine vertraute ihm: das war vor der Hand Alles, was Noth that!

An einem Mittwoch-Nachmittag finden wir uns unsichtbar in dem dunkeln Gemach ein, wo eben das ernste Werk vor sich gehen soll. Die Blinde sitzt inmitten des Zimmers auf ihrem Lehnstuhl; zur Linken vor ihr steht ein kleiner Tisch, auf welchem der Doktor in diesem Augenblicke seine Instrumente ausbreitet. Eine weiße Schüssel, mit einem Heilwasser angefüllt, worin Leinwandlappen aufweichen, daneben. Vor dem Doktor steht Gustav, eine Astrallampe, deren halb niederageschräubte Flamme noch durch ein starkes Milchglas gedämpft wird, in der Hand haltend. Die Fenster sind dichter als je verhangen, keine Spur von Tageslicht findet Eingang. Auf den Gesichtern der Männer ruht eine gemessene, feierliche Stimmung; nur die Kranke lächelt.

Zusatz. Zeit. 68. XI.

Jetzt tritt der Doktor an sie heran und ergreift ihre Hände.

„Bist Du gefaßt, Celestine?“ fragt er mild.

„Ich bin's!“ antwortet sie ruhig.

Ein Händedruck belohnt sie. Dann hebt er das Tuch von ihren Augen und nimmt ein kleines, blitzendes Stahlmesser vom Tisch auf. „Es wird schmerzen,“ sagt er, „presse die Zähne aufeinander!“

„Ich will schon!“ ist ihre sanfte Entgegnung; wie ein duldsames, gläubiges Kind sitzt sie unter seinen Händen.

Auf einen Wink ist Gustav mit dem Lichte näher getreten. Jetzt — „mit Gott!“ — ein rascher, sicherer Schnitt! (die Arme stöhnt, aber sie zuckt nicht) — schnell den getränkten Lappen aufgelegt, — nun ein zweiter Schnitt — dieselbe Prozedur mit dem andern Auge, — unverweilt wird die Binde wieder herabgezogen und fest um die Stirne gelegt; ein tiefer Athemzug aus der Brust des Doktors, er wirft sein Instrument weg, und mit dem Jubelrufe: „Glücklich vollbracht!“ umschlingt er die Geliebte und drückt einen glühenden Kuß auf ihre Lippen.

Eine Zeitlang ruht diese, von Schmerz bewältigt, in halber Ohnmacht unter ihm, ein leises Zucken fliegt manchmal durch ihren Körper; — aber allmählig läßt der Krampf nach, — die Brust hebt sich, ein leises, mattes „Ach!“ drängt sich durch ihre Lippen, ihre bleichen Wangen röthen sich wieder, — mit Hast strecken sich ihre Arme empor und schlingen sich in dankbarer Freude um den Hals ihres geliebten Retters.

„Und nun,“ sagt der Doktor, indem er sich aus der langen Umarmung sanft löst, — „nun geh' zu Bett, Kind. Du mußt Ruhe haben nach der Aufregung. Und um Gottes willen das Tuch nicht verrückt — es wäre Alles verloren! — Schid' das Mädchen herein, Gustav — sie soll ihr auskleiden helfen!“

Gustav drückt ihm tief bewegt beide Hände und eilt hinaus.

„Du, habe Geduld, Schatz!“ fährt der Doktor fort, indem er seine Instrumente zusammenrafft, — „in acht Tagen, so Gott will, siehst Du mich wieder!“

„Kommst Du früher denn gar nicht?“

„Ei gewiß — Schelm Du! So verstehe mich doch: in acht Tagen siehst Du mich wieder!“

„Ach ja — ja freilich!“ jauchzt sie. „Aber acht Tage! Das wird mir eine Ewigkeit währen!“

„So! — Trägst Du so groß Verlangen danach? — Ach, Du mußt wissen, Celestine,“ — und er sprach das mit einem eigenen Ausdruck — „ich bin in der Zeit nicht hübscher geworden!“

„Nicht?! — Geh', Du Bösewicht!“ lachte sie und strich ihm über das Gesicht hin, — „aber Deine schönen Augen hast Du gewiß noch, die mir damals so tief in's Herz drangen? — und auch Deine Stimme ist noch wie damals, so klangvoll — so weich — so wohlthuend!“

„Ach ja! — Nun, wenn Du damit genug hast —?“

„Vollauf, Herzensschatz!“

Und noch einen Kuß und er nahm Abschied für heute.

An die sechs Wochen sind verstrichen, daß wir das bekannte Hinterzimmer bei B... nicht mehr besucht haben. Und was hätten wir da thun sollen? Der Narrenklub war ja auch fort. Seit jenem bösen, verhängnißvollen Abend, wo die Geister des Widerspruchs so ergrimmt aufeinander pflaßten, war das Band ihrer Eintracht auf wer weiß wie lange gelöst, und Niemand empfand Lust, es wieder zusammenzuflicken. Es mußte der Rechte, der Urheber nur wieder kommen, — und wirklich kam er! Eines Morgens hielt jeder von den Sechsen einen Schreibebrief in Händen und las erstaunt:

„Heute Abend im Tempel — Versöhnungsfest!“

Guer Doktor.“

Einer war freilich darunter, der nicht gar so erstaunt hoch sprang, dessen kurzes Selbstgespräch etwa so lautete: „Na, ob ich's nicht gedacht habe!“ Das war Eduard Walter. Daß sich der Doktor jetzt gar wie ein Dackel eingrub und für keinen seiner Freunde zu sprechen war — nicht für ihn einmal, — das erschien ihm denn doch problematisch. „Bist ein kluger Junge!“ sagte er sich manchmal, wenn er in das Haus der St. Jakobsvorstadt hineinschritt und Niemanden zu Haus fand und der Diener beharrlich

rapportirte: „Krankenbesuch.“ — „Wo?“ — „Thomaststraße!“ — „O, meine Ahnung! 's ist richtig!“ — Einmal hatte er den glücklichen doch glücklich am Treppenabsatz erwischt. „Na, gar so eilig, Alter? Wohin denn?“ — „Hab' keine Zeit. Laß mich!“ — „Nur Eins: wie steht's mit dem Bewußten denn eigentlich — he?“ — „Danke! 's macht sich!“ — „Gelt Du, meine Ahnung?“ — „Ja, sollst recht haben!“ hatte jener lachend gerufen und war entsprungen.

„Geht mal Acht, Kinder!“ sagte Eduard sehr geheimnißvoll, als am Abend des besagten Tages die Sechse wieder um den Eichenisch herumsaßen und der siebente Stuhl noch leer war, „geht Acht! Heute passiert was!“

„He?“

„Hat's euch nicht baß verwundert, daß der Alte selbst wieder einsädelte? He, was? Na, ich verrath' nichts — aber soviel sag' ich: ihr sollt euer blaues Wunder erleben!“ Und er lachte sich seelenvergnügt in's Häuslein.

„Ja, was tausend, ist denn?“

„Will er etwa den Wanderstab aufnehmen und zu den Chinesen umiedeln?“

„Oder steckt ihm die Melancholie in der Halsbinde?“

„Und will d'rum ein Nothpeccavi machen?“

„Vielleicht ein Reformedit vorlegen, daß solche vertrackte Thematika künftig erklündet werden —“

„Wie das Weiberthe — 's sah' ihm ähnlich!“

„Bah! bah! bah! bah!“ warf der Affessor dazwischen, „ihr trefft das Rechte noch lang nicht! Ich hab's: er ist in's Frauenlager übergegangen! Koft auf!“

„Rechte, langer Laban! Diesmal trifft Du's!“ ließ sich eine lachende Stimme hinter ihm vernehmen. Alles wandte sich um. Der Doktor stand auf der Thürschwelle.

„Na, Kinder, wie geht's? Lang nicht gesehen!“ setzte er fröhlich hinzu, indem er Hut und Ueberzieher ablegte. „Seht! der Affessor ist ein Malchizterl, macht mich beim Eintreten gleich schamroth. — Nun, gebt mir nur erst ein Glas her!“

Man war ihm hurtig zu Diensten. Er stieß an, trank, schnalzte vergnügt mit der Zunge und sprach weiter: „Daß ich mein Gerständniß nur kurz mache: unser Bund besteht fort, aber meine Devise hört auf! Mein Weiberbaß hat ein Ende! — Na, staunt nicht! fragt nicht! Freund Eduard wird euch das in gefällig konstruirtem Bericht auseinanderlegen; ich sehe schon, er brennt drauf. Nun aber sag' mir einmal, Zunge: wann machst Du Hochzeit?“

„Am Zwanzigsten dieses.“

„Schön! Dann ist am nämlichen Tag — meine Verlobung!“

„Was? Mit Cölest —?“

„Mit Cölestinen!“

„Ah!“ machte Eduard.

„Ah!“ machten die Uebrigen und rissen vor Erstaunen den Mund auf. Der Doktor mußte hell aufhachen.

„Ja — wie nun?“ stammelte der lange Affessor, der zuerst wieder Luft schnappte. — „wie steht's mit dem Neugeld?“

„Wird gleich deponirt — aber in Flüssigem! — Louis! Champagner!“ — Und die Pfropfen knallten, und der Doktor hob sein schäumendes Glas auf: „Ein Hoch den Frauen!“ rief er begeistert, und — „Hoch! Hoch!“ wiederhallten die Freunde und Klängen jauchzend zusammen. —

Jenseits der Mittagslinie.

Eine Humoreste.

(Schluß.)

5.

„Tausend Dank, meine Herren, für Ihre so aufopfernde Güte!“ begann Fräulein Doris, als sie in Begleitung der Herren Startl und Mauser in ihr Zimmer trat; „ohne Ihre Unterstützung hätte ich mein Haus wohl schwerlich erreicht, nun aber hat mich die frische Luft wieder etwas gestärkt, und ein Gläschen guten alten Weins wird meinen geschwächten Nerven vollends aufhelfen. Darf

ich Ihnen nicht ebenfalls eine kleine Erfrischung anbieten? Rade, flugs eine Bowle Punsch!“ rief sie ihrer Dienerin zu, indem sie Herrn Startl, dessen schwache Seite sie wohl zu würdigen wußte, freundlich listig zuwinkte.

„Ich werde Sie auf keinen Fall verlassen,“ versetzte Herr Mauser zärtlich, „bis ich mich Ihrer gänzlichen Wiederherstellung versichert halten darf; indessen muß ich Ihr gütiges Anerbieten dankbar ablehnen, da ich es für Pflicht erachte, zu Ihrer Freundin zurückzulehren, um mich für den genussreichen Tag noch insbesondere für verbindlich zu erklären. Im Drange der Umstände habe ich sogar versäumt, mich überhaupt von ihr zu verabschieden.“

„Dazu hat es morgen noch Zeit, mein Freund,“ beruhigte Herr Startl, dem schon der saße, warme Dunst seines Lieblings-trankes in die Nase roch und den Niemand vortrefflicher zu bereiten verstand, als eben Doris, „auch sind wir ja durch die Umstände unseres Weggangs hinlänglich entschuldigt und dürfen außerdem mit Recht vermuthen, daß sich die gesammte Gesellschaft indessen aufgelöst und entfernt hat.“

Wiederholt von Doris zum Weiben ermuntert, gaben die Herren bald jeden weiteren Widerstand auf, machten sich's bequem und harrten ohne Gewissensbisse der dampfenden Schüssel, sich einweilen an heiterem Wechselgespräche erbauend, unter dessen belebendem Einflusse Fräulein Doris sich sichtlich erholte.

Wieder nach ihrem Befinden befragt, antwortete sie: „Wäre ich heute zu Hause geblieben, so würde meine leichte Unpäßlichkeit keinen so krassen Charakter angenommen haben; aber die dumpfe Lust, der erstickende Tabatsqualm (Herr Mauser rauchte, aus Rücksicht der Sparsamkeit, nicht), dann das zu fette, unfertige Badewort und die säuerliche Milch! Ich bedauerte meine Freundin, daß sie nicht besser bedient worden, wo sie doch einen besondern Aufwand machen wollte, der ihr wehe thun muß —“

„Wehe thun, Fräulein Doris?“ fragte der erstaunte Mauser.

„Sie ist freilich nicht in der angenehmen Lage, um —“

„Sie? und bei ihren jährlichen Einkünften?“ unterbrach Herr Startl neugierig und wegen seines Freundes etwas unangenehm betroffen.

„Ihnen, Herr Startl, darf ich unter dem vollen Vertrauen auf Ihre Diskretion wohl mittheilen, was nur mir bekannt und noch nie aus meinem Munde gekommen ist; auch vor Ihnen mache ich keinen Hehl, Herr Mauser, denn Sie lehren zur Stadt zurück und werden eben so bald alle Ihre hiesigen Freunde wieder vergessen —“

„Wer weiß, wer weiß!“ schmunzelte Herr Mauser pfffig; „aber erzählen Sie doch — sie ist nicht in der angenehmsten Lage, sagten Sie.“

„Ihnen, Herr Startl, ist es nicht unbekannt, daß in Australien noch ein älterer Bruder meiner Freundin lebt; von diesem erhält sie eine jährliche, zu einem bescheidenen Gebrauche gerade hinreichende Unterstützung. Dieß ist ihr ganzer Reichthum. Sollte aber diesem Bruder etwas Menschliches begegnen, und wir sind ja keinen Tag unseres Lebens sicher, so würde die geizige Schwägerin auch nicht einen Pfennig mehr entbehren wollen, und Lina sähe einer traurigen Zukunft entgegen.“

„Das wäre wahrhaftig sehr schlimm für sie,“ versetzte Herr Mauser und versank in ein ernstes Nachdenken.

„Wer hätte das auch vermuthen können!“ ergänzte Herr Startl.

„Und dazu die verwerfliche Leidenschaft des Kartenspiels, dieses elenden Behelfes der Langeweile und Gedankenlosigkeit,“ fuhr Doris fort. „Bemerkten Sie nicht, wie glücklich sie der kleinste Gewinn schon machte, aber ebenso sehr schmerzt sie auch der geringste Verlust. O, eine Frau sollte niemals spielen, steht es schon dem Manne nicht wohl an, so macht es die Frau gerade hassens- und verabscheuungswerth. Diese entstellten, von Leidenschaft bewegten Züge, diese gemeine Freude an unredlichem Erwerb und an dem Verluste seines Nächsten und Vertrauesten und hinwiederum dieser nach Mache dürstende, niedrige Schmerz über den eigenen Verlust! Nicht zu vergessen vollends des Verlustes an Zeit und Arbeit und Alles dessen, was inzwischen daheim zu Grunde geht. In diesem Sinne muß jeder Spieler verlieren.“

Herr Mauser hörte solcher weisen Rede voll stummer Bewunderung, seine innigste Uebereinstimmung nur durch freundliches

Kopfniden zu verstehen gehend, während Herr Start nur beschäftigt war, sich den übrigen Zuckersaft des ihn bereits umnebelnden Bunsches von den Lippen zu lecken.

„Aber nun wieder auf meine Freundin zurückzukommen,“ fuhr Doris fort, „so möchte ich wohl wünschen, daß sie vor jenem belagerten Werthen Trauerfall eine anständige Versorgung finden würde, wenn es nur nicht zu spät für sie wäre!“

„Zu spät? Wie so das, mein bestes Fräulein?“ fragte Herr Mauser.

„Je nun, wenn man den Fünfzigsten so nahe ist, wie sie.“

„Den Fünfzigsten? Sie täuschen sich, Fräulein, — mit solch' blühendem Roth auf den Wangen und solchen blendend weißen Zähnen! Unmöglich!“

„Unsere Toilettenchemie kennt Mittel, um auch die störendsten Mängel verhallen und den reizendsten Jugendschimmer wieder hervorzaubern zu können.“

„Also Trug und Täuschung?“

„Nicht anders, mein Verehrter!“

Herr Mauser begleitete diese Worte mit einem sehnsüchtig verlangenden Blicke nach der goldenen Leinwand seiner Nachbarin, rückte ihr immer näher, schaute ihr immer tiefer in's Auge und vergaß in ihrem Anschauen vollständig, wie er eine Stunde zuvor noch für eine ganz Andere geschwärmt. Noch kostete er eine lange, süße Stunde des vertrauesten und lebendigsten Austausches ihrer innersten Gedanken, bis der Ruf des Nachtwächters zur schmerzlichen Trennung mahnte.

Schweigend schritt Herr Mauser neben seinem schlaftrunkenen Freunde dahin und dessen Hause zu. Auch in seiner jetzigen Stimmung bedurfte er wieder eines gesammelten, dichterischen Ausdrucks, und wo sollte ihm dieser verwandter und voller entgegenstehen, als aus seinem Heine. Laut pffte er daher den zweiten Vers der Doreleg mit gefühlvollem Nachdruck vor sich hin:

Die schönste Jungfrau sitzet,
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blühet,
Sie lämmt ihr goldenes Paar.“

6.

Der Vorfall des gestrigen Tages hatte schon am nächsten Morgen die Kunde durch das ganze Städtchen gemacht; man lief von Haus zu Haus und steckte überall die Köpfe zusammen, sich in allen möglichen Vermuthungen ergehend. Merkwürdig aber war, daß, nachdem die eine Ansicht die herrschende zu werden begann, Herrn Mauser's Versuch liege eine besondere Absicht zu Grunde, das Urtheil über den Charakter und die Vorzüge des fremden Herrn gerade in sein Gegentheil umschlug. „Ich glaube doch nicht,“ hieß es hier, „daß Doris an dieser veralteten und verwiterten Gestalt Geschmack finden kann.“ — „Unmöglich,“ wurde es dann anderwärts laut, „kann Lina glücklich mit ihm werden, und mit seinem Reichthum wird es ebenfalls nicht weit her sein, da er nöthig hat, seine Liebe nach dem Gelde abzuwägen.“ — „Auch sein Ruf,“ ließ sich eine andere Stimme vernehmen, „muß nicht der vornehmste sein, sonst wäre es ihm gewiß möglich gewesen, sich unter den Residenzdamen eine Lebensgefährtin auszuwählen.“ — „Ja, wer weiß, wie viele Körbe er nun schon bekommen hat,“ erwiderte dann ein Dritter, „und nun will er's in der Provinz versuchen.“

In dieser Weise setzte sich das Gerede fort, nur daß Niemand mit Bestimmtheit sagen konnte, wem seine Bewerbung eigentlich gelten möge. Nur Doris und Lina waren sich in diesem Punkte bereits klar; denn nicht mit Unrecht durfte sich jene den endlichen Sieg zuschreiben, während diese zu resigniren begann. Mit ihrem feinen Spürsinn hatte Lina das ganze Spiel ihrer gegnerischen Freundin durchschaut, und wie sie dasselbe in ihren eigenen vier Wänden noch zu Ende führte, konnte sie sich so wohl vorstellen, als wäre sie selbst Augenzeuge gewesen.

Mit dem Gefühle verletzter Würde und mit abgemessener Kälte, jedoch nicht ohne Verwirrung, erhob sich deshalb Lina, als sich jetzt die Thüre öffnete und Herr Mauser eintrat, um seinen Dank sagungs-, zugleich aber auch seinen Abschiedsbesuch bei ihr abzustatten.

Herr Mauser zeigte sich nicht weniger verstört und befangen,

und dieß um so mehr, als ihn sein erster Blick überzeugen mußte, daß er sich gestern in einer vollständigen Täuschung befunden hatte, indem von Lina's Antlitz jetzt alle Schöne und Jugendfrische gänzlich verblühen schien. Hatte er sie doch in ihrem verichwenderischen Buge und unter dem Gesichtspunkte glänzender Vermögensaussichten betrachtet, während sie jetzt als Enterbte und in ihrer so schmutzigen, reizlosen, häuslichen und prosaischen Alltagserscheinung vor ihm saß.

Sich auf den mit verblühtem Aih überzogenen Sopha neben ihr niederlassend, stotterte er die nichtsagendsten Dankesbezeugungen heraus und vermochte in seiner Verlegenheit die weitere Unterredung mit nichts Anderem einzuleiten, als daß er sich ungeschickterweise nach Lina's persönlichen Verhältnissen erkundigte.

„Wie ich vernommen,“ begann er, „so stehen Sie ja ganz einzelt im Leben da, Fräulein Storch (gestern nannte er sie stets mit ihrem Taufnamen); außer einem Bruder besitzen Sie keine Verwandten mehr, und selbst dieser lebt in dem fernen Australien?“

„Das hat Ihnen meine Freundin mitgetheilt, Herr Mauser, und Sie hatten also gestern Abend noch die Güte, sich mit meinen eigensten Verhältnissen zu beschäftigen?“ antwortete Lina mit bitterer Ironie.

„Sollte ich mich hierin verfehlt haben?“ entgegnete Herr Mauser, indem er wohl fühlte, daß er hier einen gefährlichen Boden betreten und bereits einen Mißgriff gethan hatte. „Ist es so unerlaubt, sich des Näheren nach Denen zu erkundigen, für welche man einmal ein tieferes Interesse empfunden?“

„Einmal, sagen Sie — und die schnell entzündete Flamme ist dem Erloschen wieder nahe?“

„Wie Sie aus solch' unschuldigem Wortlein nur eine so schlimme Deutung herausfinden mögen, Fräulein Storch!“

„Nur keine Ausflüchte, Herr Mauser! Sie entkommen mir nicht. Gestehen Sie nur, daß Fräulein Doris Sie noch genauer in meine Verhältnisse eingeweiht?“

„Nicht daß ich wüßte.“

„Was ich bester, danke ich nur meinem gnädigen Bruder — ist dem nicht so, mein Herr?“

„Und sollte dieß Ihnen zum Vorwurf gereichen können?“

„O, ich kenne sie, die falsche, neidvolle, heuchlerische, bössartige Schlange! Sie hat Ihnen wohl noch Anderes vertraut? Weil sie mir das Glück einer Verbindung mit Ihnen mißgönnte und weil sie selbst Sie mit ihren Reizen zu umstricken gedachte, hat sie mich bei Ihnen verleumben und verlästern müssen. So wissen Sie denn, Herr Mauser, daß ihre geistige Krankheit und ihr ganzes Benehmen nur reine Verstellung und Verrechnung war. Trauen Sie diesem Weibe nicht! O, ihr Herz ist so falsch wie ihre Zähne und ihre rothen Haare! Gehen Sie hin zu ihr und schauen Sie sie des Morgens in ihrem Mahlkopfe und mit ihrem zahnlosen Munde — und räumen Sie sich Ihrer schönen, jugendlichen, fünfzigjährigen Braut!“

Wie von einer giftigen Ratter gebissen, sprang Herr Mauser in die Höhe. Eine solche Unterhaltung länger fortzuführen, sah er sich außer Stand, und, von allen seinen Himmeln grausam herabgestürzt, eilte er nach dem Hause seines Freundes zurück. Hier schrieb er an Doris ein kurzes Billet, worin er sich damit entschuldigte, keinen persönlichen Abschied von ihr genommen zu haben, daß ihn wegen dringender Geschäfte ein Telegramm plötzlich nach der Stadt zurückgerufen hätte. Von einem Wiedersehen aber schwieg er weislich.

Noch an gleichem Abende verließ er die kleine Universitätsstadt, die ihn mit neuen, zwar schmerzlichen, aber dennoch äußerst heilsamen Erfahrungen bereichert hatte. Wieder saß er schweigend in einer Ecke des Postwagens; aber seine Seele bewegten diesmal ganz andere Gedanken und Empfindungen, als vor drei Tagen.

Sein Name lebte noch lange in dem kleinen Städtchen fort; aber Doris und Lina wichen allen befalligen Erörterungen und dadurch einander selbst für immer aus, daß sie den geliebten Ort baldmöglichst verließen, um sich an anderen Orten anzufiedeln. Sie blieben für dieses ganze Leben einander fremd und ferne. Wie und wo sie ihr Dasein beschloßen, ist uns unbekannt geblieben.

Herr Mauser aber lernte sich mit seinen bisherigen Verhält-

nissen wieder vollständig auszuföhnen; ja er fand sein ganzes Genügen darin, sich den Geschäften seines Brodherren mit pünktlichem und gewissenhafterem Fleiße zu widmen als je zuvor. An das Heirathen dachte er nicht mehr, und wenn er dennoch in seiner alten, an Kargheit grenzenden Sparsamkeit verharrte, so setzte er seinen Stolz darein, mit seinem Erworbenen einst die Kinder einer armeren Schwester zu beglücken.

Einem Freunde, der sich einst ebenfalls in Heirathsangelegenheiten an ihn wendete, gab er den wohlgemeinten Rath, sich nur von der Stimme seines Herzens und seiner uneigennütigen Neigung leiten zu lassen, und einem zweiten schrieb er sogar die freilich etwas dunklen, aber tiefgefühlten Verse in das Stammbuch:

„Ist's Neigung, ist es Gottes Wille,
Was aus des Herzens Tiefe spricht? —
Wie dem auch sei: Ergib dich stille,
Auf and're Stimmen horche nicht!
Die den Magnet nach seinem Pole
Geheime, dunkle Kräfte ziehn,
Er weist nach keinem Glück und Noth
Dich Hoffnung, Wunsch und Streben hin!“

Die Wette.

... Lassen Sie mich alsdann eine kleine Geschichte aus dem Paris unserer Tage erzählen, deren Authenticität mir verbürgt worden ist. Wir befinden uns im Foyer der großen Oper und bemerken dort eine Gruppe von fünf bis sechs jungen Leuten, in heiterster Unterhaltung begriffen. Es sind Künstler: Maler und Bildhauer. „Es ist, wie ich behaupte,“ sagte lebhaft der Eine von ihnen, „nur die Geldmacht kann heute erfolgreich den Künstler protegiren. An diese muß man sich anlehnen. Auch ich habe mir die Gunst eines Crösus zu erwerben gewußt. Wie will ich es mir unter dem Schutze seiner Millionen wohl sein lassen! Es ist eine Narrheit, jetzt noch an die Göttlichkeit der Kunst glauben zu wollen. Sie sinkt, wie Alles, herab zum Handelsartikel, und nicht Talent, nur Protektion entscheidet. Kaum war ich meinem Crösus vorgestellt worden und hatte einen Gruß mit ihm gewechselt, als er mir zur Aufmunterung 10,000 Franken zusicherte, wenn ich die Ausschmückung seines Speisesaals übernehmen würde.“ — „Das beweist weiter nichts, als daß Du bei dieser Malerei al Fresco ein erträgliches Geschäft gemacht hast,“ bemerkte ein Anderer. — „O, mein Theurer, das beweist noch etwas Anderes!“ — „Vielleicht daß Du ein Meisterstück für 10,000 Franken liefern wirst?“ — „Nein, es beweist, daß ich dadurch auf den richtigen Weg kommen werde, mein Glück zu machen. Sobald ich in der Gunst des Herrn Bankier K. bin, werde ich fast täglich mit einer Einladung zum Essen beehrt, ich sehe mich dabei unter der Elite der Finanzwelt, der Presse und der Diplomatie, und werde dadurch mehr und mehr bekannt und berühmt.“ — „Höre, Freund, ich bekomme Lust, mich ebenfalls den Begünstigten Deines Crösus beizuzählen, umso mehr, als er eine sehr liebenswürdige, heirathsfähige Tochter hat.“ — „Unmöglich, Vester, Du mußt dort durch eine einflußreiche Persönlichkeit eingeführt sein.“ — „Ist nicht nöthig, ich stelle mich selbst vor. Werde schon einen Vorwand finden.“ — „Ich wette, was Du willst, Du wirst nicht angenommen.“ — „Gut, ich halte die Wette!“ — „Was gilt's? Ein splenbides Frühstück für uns Alle!“ — „Angenommen!“ — Der unter den Wettenden genannte Bankier ist nicht allein einer der reichsten Kapitalisten, berühmt durch seine glücklichen Finanzspeculationen, sondern auch bekannt als der größte Feinschmecker. In beiden Richtungen ist sein Ruf unantastbar. Er kennt die Künstler der Tafel auswendig. Varenne ist ihm ebenso genau bekannt als Carême. Seine Soupers vereinigen die Crème der Vorse, der Literatur und der Kunst, welche er lebhaft protegirt. Herr K. spielt ebenso gewandt den Staats- und Weltmann, wie den Mäcen, oder vielmehr seine Klasse verleiht ihm das Recht, diese hochtrabenden Titel beanspruchen zu dürfen. Seine bevölkerten Salons eröffnen den Blicken der Zeitgenossen die Aussicht auf die Meister der Palette und des Meißels, welche durch die Gunst des Augenblicks sich der Beachtung erfreuen. Der junge Künstler, welcher gewettet hatte, sich bei dem Bankier einzuführen und wenigstens

einmal bei ihm zu diniren, war einer unserer bekanntesten Historienmaler, besaß bereits den ersten Preis von Rom, und seine Leistungen fingen an, durch eine wohlwollende und anerkennende Kritik gehoben zu werden. Seine Zukunft erschien also durch die glänzenden Aussichten gesichert. Er entstammte einer angeesehenen Familie, sein Auftreten zeugte von der besten Erziehung und es mangelte nur eine reiche Braut, welche er begierig zu finden strebte, um seine Erfolge und sein Glück vollständig zu machen. Am Tage nach der Wette finden wir den entschlossenen Künstler, gestützt auf sein empfehlendes Aeußere, seinen Geist, seinen Ruf, Punkt 6 Uhr, der Stunde des Diners, am Hotel des Kapitalisten, in dem Augenblick, als dieser eben aus dem Wagen stieg. Man begrüßt sich am Ausgang der Treppe. Der Maler nannte seinen geachteten Namen und schien durch diesen, wie durch sein Auftreten, dem Bankier eben nicht zu mißfallen. „Mein Besuch bezweckt, Ihnen, mein Herr, ein höchst vortheilhaftes Geschäft vorzuschlagen. Ich werde Ihnen Gelegenheit geben, mit einem Schlage eine halbe Million zu gewinnen. Hören Sie die Bedingungen und Sie werden dann selbst den augenblicklichen, gefahrlosen Gewinn der Speculation anerkennen.“ — „Sehr verbunden, mein Herr, ich werde Ihre Vorschläge hören, doch im Augenblick habe ich große Eile,“ bemerkt der Bankier, welcher Hunger hat und vor Allem Gastnom ist. — „Ich muß aber auf meiner Bitte in Ihrem eigenen Interesse bestehen,“ bat dringend der Maler. — „Es sei, doch werden Sie vorher mit mir essen und dann vom Geschäft sprechen. Jetzt muß ich mich zu Tisch setzen.“ — „Mein Gott, wenn es nicht rücksichtslos wäre, ... Ihre gütige Einladung ...“ — „Ohne Umstände, machen Sie Gebrauch davon, kommen Sie ...“ Und der Bankier öffnet die Thür. Man tritt ein, man spricht, ein wenig beileer vielleicht als gewöhnlich, doch wie immer vorzüglich. Alsdann treten der Maler und der Millionär in das Privatkabinett des Letzteren, in das Allerheiligste ein, wo das mächtige Kapital, das moderne goldene Kalb, seine Orakelsprüche erteilt. Herr K. bat, Platz zu nehmen. Bis hierher war das Geschick dem Maler günstig gewesen, er hatte seine Wette gewonnen. Die Idee jedoch, welche er hinsichtlich des proponirten Geschäfts, unter welchem er sich Eintritt verschafft, verfolgte, mußte ihm höchst gewagt erscheinen. Dennoch begann er gegenüber seinem gastfreundlichen Wirth im bescheidensten Ton: „Sie beabsichtigen, mein Herr, wie ich höre, Ihre Fräulein Tochter zu verheirathen?“ — „Wenn es so wäre, mein Herr! ...“ — „Man setzt hinzu, daß Sie ihr eine Mitgift von einer Million zusicherten?“ — „Auch dieß ist möglich.“ — „Mein Name ist, wie Sie mir zu versichern so freundlich waren, Ihnen nicht unbekannt. Sie wissen vielleicht auch, daß, nachdem ich bereits den ersten Preis von Rom erhalten, ich auch durch die goldene Medaille geehrt worden bin, welche mir meine Bilder auf der Weltausstellung eingetragen haben.“ — „Aber ...“ — „Daß Alles Ihnen mitzutheilen, war nothwendig, um Ihnen die Vortheile des Geschäfts, welches ich vorzuschlagen gekommen, in helles Licht zu setzen. Bewilligen Sie mir die Hand Ihrer Tochter und ich werde mich mit nur einer halben Million Mitgift begnügen. Ich erlasse Ihnen also die Hälfte und so werden Sie neben einem Schwiegersohn mit Talent und glänzender Zukunft ohne die geringste Gefahr auf einen Schlag 500,000 Franken gewonnen haben!“ Anfanglich schien der Bankier an eine Mystifikation zu glauben und geneigt, dem kühnen Werber die Thür zu weisen. Nach einiger Ueberlegung wurde jedoch das Mißtrauen durch bessere Gefühle verdrängt, das Gesicht des Millionärs klarte sich auf, und indem er wohlwollend die Hand gegen den Künstler ausstreckte, gab er diesem lächelnd die Erlaubniß, sich ebenfalls in die Reihe der zahlreichen Bewerber um die Liebe seiner Tochter stellen zu dürfen. Der Künstler hat diese Erlaubniß so gut zu benutzen verstanden, daß er von Mademoiselle K. allen anderen Konkurrenten um ihre Hand vorgezogen wurde. Die Heirath ist denn auch vor Kurzem vollzogen worden, und alle drei Kontrahenten scheinen von dem Geschäft befriedigt. Wenigstens versäumt der verheirathete Künstler nie, seinem wettlustigen Freund, wenn er ihm begegnet, lachend zuzurufen: „Tausend Dank, mein Lieber, Du hast mich auf eine famose Spur gebracht.“

Medaillen, Tausch und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

THE JOURNAL OF THE ROYAL ANTHROPOLOGICAL INSTITUTE

Volume 100, Part 1, 2000

CONTENTS

Editorial
The Journal of the Royal Anthropological Institute
1999-2000



Figure 1. A large tree in a field, with a person standing near its base.

auf dem einfachen Morgenanzug wirklich sehr hübsch ausfiel. „Das ist nun einmal ihre Passion,“ fuhr sie, sich nach dem Korridor umwendend, fort, „obwohl Niemand solche Arbeit von ihr verlangt, und sie doch wahrlich ihre Zeit besser anwenden könnte!“

„Aber Mama, mit wem sprichst Du denn da?“ flüsterte das junge Mädchen erstaunt; „doch Niemand Fremdes?“

„Fremd, und doch nicht fremd,“ entgegnete die Mutter geheimnißvoll. „Eigentlich sollte ich den Besuch Dir zur Strafe ganz für mich behalten, zumal Du doch gar nicht präsentabel bist.“

„Für mich doch sicher präsentabel,“ sagte jetzt eine Männerstimme im Korridor, „und was die Strafe anbelangt, so trafe die hauptsächlich mich. Deshalb, liebe Tante —“

„Ach, der Ewald, wahrhaftig der Ewald!“ rief jetzt Adele lebhaft, auf einen jungen Mann zueilend, der eben in der Thür erschienen. „Nein, wie nett von Dir, uns so zu überraschen! Aber ich kann Dir noch nicht einmal die Hand reichen — Du müdestest sonst daran kleben bleiben! Doch einen Kuß sollst Du haben zum Willkommen, Du lieber, alter Ewald!“

Damit hielt sie ihm freundlich die feischen Lippen hin, die der junge Mann leicht berührte. Eine lebhafteste Röthe stieg dabei in seinen Wangen auf, während Adele ganz unbefangen sagte: „Und nun, bitte, geht alle Beide in's Zimmer und macht die Küchentür hübsch zu, denn Zug kann mein Auchen nicht ertragen, sonst fällt er, und die Kathrine hält es mir vier Wochen lang vor. Ich komme gleich nach!“

Mutter und Gast entfernten sich, während Adele sich beeilte ihren Auchen fertig zu machen.

Die Frau Kathin Brömmel war seit vielen Jahren Wittwe und lebte allein mit ihrer einzigen Tochter Adele und — nicht zu vergessen — der alten treuen Dienerin Kathrine. So lange ihr Mann lebte, war auch ein Neffe desselben, Ewald Brömmel, in ihrem Hause erzogen worden; nach dem Tode des Herrn Kath aber glaubte die Wittwe allein den Pflichten gegen den Neffen nicht gewachsen zu sein, und übergab den vierzehnjährigen Knaben der Fürsorge einer andern Verwandten desselben, die, alleinstehend, wie sie war, gern die Sorge für den ruhigen, fleißigen Ewald übernahm, zumal ihre beschränkten Verhältnisse ihr die kleine Summe, welche der Vormund für die Erziehung seines Mündels bestimmt, sehr willkommen machten. Die Frau Kathin dachte vielleicht auch, es sei nicht gut, daß der unbemittelte Knabe mit ihrer Adele zusammen aufwache. War diese auch sieben Jahr jünger als er, so hatte der Vetter dem kleinen Cousinchen von Anfang an doch eine so warme Zuneigung entgegen getragen, war ein so unermüdblicher Spielgefährte, ein so treuer Wächter, ja ein so aufmerksamer Diener des lebhaften, kleinen Mädchens gewesen, daß die vorzügliche Mutter Möglichkeiten für die Zukunft vorausah, die durchaus nicht nach ihrem Geschmade waren. So wurden die Kinder denn getrennt; da aber Tante Minchen — Ewald's neue Pflegerin — in demselben Orte wohnte, so sahen sie sich, so lange der Knabe das Gymnasium besuchte, doch fast täglich, und die Frau Kathin konnte es nicht hindern, daß das Verhältniß der beiden Kinder ein recht inniges war. Erst als der junge Ewald zur Universität abging, trennten sich die Beiden für längere Zeit. Tante Minchen, die an keinen Ort gefesselt war, zog nach dem ersten Quartal auch dorthin, denn das Geld für den Mittagstisch und die Wäsche war ja gar nicht aufzutreiben, und wie sahen die Sachen obendrein aus! Auch war die Versuchung so groß in den Universitätsstädten, die jungen Leute waren alle so leichtsinnig, verstanden nichts vom Einrichten, vom Sparen — nein, da mußte sie selbst dazwischen sein, um ihren Jungen zu bewachen und darauf zu sehen, daß er nicht über die Stränge schlüge! So zog sie denn hin, und der junge Student konnte die Tante Kathin und seine liebe kleine Adele in Brachfelden nur selten besuchen, bis die Studienjahre zurückgelegt und der Doctor juris glänzend gemacht war. Seit kurzem aber hatte sich der junge Mann als Advokat in Löh, einer Universitätsstadt seines Vaterlandes, niedergelassen — natürlich wieder mit Tante Minchen! — und von dort aus besuchte er jetzt zum ersten Male die lieben Verwandten in Brachfelden.

„Aber woher kommst Du denn jetzt eigentlich?“ fragte Adele, die inzwischen ihren Auchen besorgt, ihren Anzug geordnet und den lieben Gast im Wohnzimmer aufgesucht hatte. „Du wolltest ja

eine größere Ferienreise machen? Und wo ist Dein Koffer oder Reisefad? Das Prinzessinnenzimmer wird sich so freuen, seinen alten Gast einmal wieder zu sehen!“

„Ja,“ sagte die Kathin lächelnd, „unser Hauswirth wollte das Zimmer neulich neu tapezieren, Adele aber hat für die Tapete mit den wunderlichen Figuren und Blumengewinden, und so ist sie geblieben.“

„Es wär' auch schade, sie abzureißen,“ meinte Ewald. „Die viele Geschichten hast Du uns nicht erzählen müssen, liebe Tante, von Adels's Prinzessinnen, den Damen in weißen Kleidern, die sich in Rosenguirlanden wiegten; und weißt Du noch, Adele, wie ich Dir einmal den großen Schrank abrücken mußte, weil Du so gern wissen wolltest, ob die rosa Prinzessin, welche auf dem einen Bild in's Wasser stürzte, auf dem nächsten, hinter dem Schrank nicht wieder zum Vorschein käme?“

„Ja, die Sache machte mir große Sorge,“ lachte Adele; „und wie enttäuscht war ich, als nach allen Deinen Anstrengungen nur das alte Bild mit der Muschel und den Schwänen zum Vorschein kam! Aber Mama, hast Du Ewald schon ein Frühstück angeboten? Er kommt wohl heute schon weit her und ist hungrig?“

„Mit nichts, Cousinchen, ich komme eben vom Frühstück, und zwar aus der goldenen Traube!“

„Ah, der Herr Doktor ist im Hotel abgestiegen,“ sagte die Tante mit einem Ton, der vorwurfsvoll klingen sollte. „Nun, wie Du willst. Du weißt, daß Du mir jederzeit willkommen bist.“

„Ich danke Dir, Tante, und aufrichtig gesagt, wäre ich auch wie sonst zu Dir gekommen, wenn ich nicht einen Reisefährten bei mir hätte. In Löh nämlich habe ich die Bekanntschaft eines sehr talentvollen Studenten, des jungen Dorn, gemacht, mit dem ich in der letzten Zeit viel verkehrt, und der mir vorzuschlug, mich auf meiner Ferienreise zu begleiten. Seit einigen Tagen streifen wir nun auch in den Bergen herum, und mein junger Freund, der die Gegend noch nicht kannte, war ganz entzückt davon. Da hatten wir uns neulich Abends so gründlich in einem prächtigen Walde verirrt, daß wir unser Gasthaus nicht mehr auffuchen konnten und in einer Höhlerröhre um Obdach baten. Das wurde uns nun auch gewährt; aber wie sah es drinnen aus! Eine kranke Frau, hungrige Kinder, kein Bett, keine Lebensmittel — es war ein Elend zum Erbarmen! Dorn, der so etwas wohl noch nicht gesehen, war außer sich, und als wir am Morgen schieden, ließ er seine ganze Reiselasse zurück. Ihr könnt euch denken, wie erstaunt und glücklich die Leute waren; wir aber — und das ist das Schlimme bei der Sache! — konnten nun nicht weiter, sondern mußten linksun lehr machen. Zu dem Umweg über hier reichte meine Aarschaft inbesh noch, und so langten wir gestern Abend in der goldenen Traube an.“

„Nun, dann bin ich Deinem Freunde doppelt dankbar!“ sagte Adele; „einmal, daß er so gut gegen die armen Leute war, und dann, daß Du in Folge dessen hierhergekommen bist.“

„Ja, darüber freue ich mich auch,“ versetzte Ewald, „zumal da morgen der zwanzigste August ist. Ich habe den Tag nicht vergessen!“

„Wirklich? Dann sollst Du zum Lohn morgen auch ein Stück selbstgebackenen Auchen haben!“ rief Adele.

„Ja,“ sagte ihre Mutter, „und sollst Adels's Geburtstag feiern helfen. Wir wollen nämlich mit einigen Bekannten eine Waldpartie machen, und wenn Du und Dein Freund uns begleiten wollt, so werdet ihr herzlich willkommen sein.“

„Gern werden wir kommen, ich gewiß, und Dorn sicherlich auch. Aber ich muß mich einmal nach ihm umsehen — er ist ganz fremd hier in der Stadt und nur mir zu Gefallen mit gekommen. Also auf Wiedersehen!“

„Und Du gehst, ohne Deine alten Freunde zu begrüßen, oder nur nach ihnen zu fragen?“ rief Adele, ihn zurückhaltend. „Der General fragt wahrhaftig schon die ganze Zeit über an der Borthür. — Komm', Alter,“ fuhr sie fort, die Thür öffnend, zu der ein großer, schöner Jagdhund hereinsprang. „Sieh' nur, wie er sich freut, wie herzlich er Dich begrüßt. Ja, du vergißest deine alten Freunde nicht, du Treuer, du hast den Ewald gleich wieder erkannt, nicht wahr, alter General! Und er hatte sich nicht einmal nach dir erkundigt!“

„Nun, dann bitte ich tausendmal um Entschuldigung, und thue es jetzt nachträglich,“ sagte Ewald, den Hund streichelnd.

„Danke der gütigen Nachfrage,“ erwiderte Adele mit einem Knix, „der Herr General haben sich ja meist ziemlich wohl befunden, bis auf zeitweiliges Podagra in dem verletzten Fuße. Aber wirklich,“ fügte sie ernsthaft hinzu, „ich glaube, er leidet zuweilen noch an der alten Wunde.“ Damit hob sie den linken Hinterfuß des Thieres in die Höhe, an welchem die Wunde gespalten war — eine Verletzung, welche dem Hunde den Beinamen General eingebracht, denn Ewald hatte früher behauptet, er habe diese Wunde in einer Schlacht erhalten.

„Und Prinz Viribi?“ fuhr Ewald in seinen Fragen fort.

„Theilt das Schicksal vieler Großen!“ seufzte Adele; „ist exilirt!“

„Exilirt? und wohin?“

„Auf mein Zimmer. Seine Stimme hatte sich so entwidelt, und er ließ sie so ununterbrochen hören, daß Mama's Nerven es nicht aushalten konnten. So wurde er auf mein Stübchen verbannt, zu seinem großen Kummer, denn obgleich er dort frei herumfliegen kann, so ist er doch ein großer Freund der Geselligkeit, wie Du weißt, und fühlt sich dort einsam. Nur zuweilen hole ich ihn her — das sind dann immer Feiertage für ihn.“

„Noch ganz meine alte, liebe Adele,“ sagte der junge Mann, indem er einen Blick auf das liebliche Mädchen heftete, in dem wohl noch zärtlichere Ausdrücke lagen. „Nun, grüße Prinz Viribi von mir, und ich würde ihm nächstens meine Aufwartung machen; und — ach, die Tante ist fortgegangen — ich will ihr eben adieu sagen.“

Er verabschiedete sich bei der Tante und dann bei Adele, welche ihn noch einmal mahnte, doch ja seinen Freund mitzubringen — es kämen so viele Mädchen und so wenige Herren! — Dann verließ er langsam das Haus, um seinen Freund in der goldenen Traube aufzusuchen.

II.

„Gehst Du nicht ein wenig mit spazieren?“ fragte Adele am Nachmittage desselben Tages, indem sie den Kopf durch die Thür von ihrer Mutter Zimmer steckte. Es hat sich jetzt etwas abgelüftet und der General will durchaus hinaus!“

Die Frau Nathin saß an ihrem Schreibtisch, in einer Art Laube, die von hohen, großblättrigen Topfgewächsen gebildet war. Bilder, Statuen, hübsche Nippfachen waren geschmackvoll im Zimmer vertheilt, allerdings ein wenig zu reichlich, so daß Ewald es das Museum zu nennen gepflegt und Kathrine nie von der Idee zurückgekommen war, die Sachen existirten ausschließlich zu dem Zweck, ihr, oder jetzt Adelen, mehr Arbeit beim Abputzen zu machen. Die Frau Nathin aber fühlte sich nie glücklicher, als wenn sie in diesen Umgebungen sich ihren Lieblingsbeschäftigungen, der Musik, dem Malen oder Schriftstellern, hingeben konnte, denn sie betrieb alle diese Künste und hatte wenigstens in der ersten glänzenden Erfolgszeit. War sie doch in ihrer Jugend die Primadonna in den Konzerten der kleinen Stadt gewesen und hatte, ungleich so vielen Frauen, auch nach ihrer Verheirathung die lang gepflegte Kunst nicht vernachlässigt. Um so mehr hatte sie bedauert, daß ihre Tochter weder zur Musik noch zur Malerei Talent zeigte, überhaupt zu wenig von ihnen, der Mutter, poetischen Neigungen geerbt zu haben schien; vielleicht aber waren gerade diese poetischen Neigungen daran schuld, daß Adele sie nicht theilte, denn die Kleine hatte gar oft, wenn sie zur Mutter gewollt, hören müssen: die Mama läßt sich, oder malt, oder schreibt, Du darfst sie nicht stören, und hatte Schelte bekommen, wenn sie das Verbot überschritten, so daß sie immer nur von dem dummen Klavier und dem häßlichen Malen sprach und, als man ihr später Unterricht in diesen Künsten ertheilen wollte, sich gar keine Mühe gab, sie zu erlernen. So war denn Adele, wie ihre Mama seufzend sagte, ein ganz unausgebildetes, prosaisches Mädchen geblieben, und die Frau Nathin verlangte von der Tochter nur, daß, wenn ihr einmal der Sinn für diese Künste abging, sie wenigstens sie nicht im Dienste derselben stören solle.

Mit einem verdrießlichen Gesichte sah sie deshalb von ihrer Arbeit auf, als Adele die Aufforderung zum Spaziergehen an sie wiederholte.

„Du weißt doch, daß ich ungestört bleiben will, wenn ich arbeite,“ sagte sie etwas heftig; „Ewald unterbrach mich diesen Morgen schon, Du jetzt — es ist wirklich unerträglich!“

„Aber, Mama,“ entgegnete Adele sanft, „Du machst Dich krank mit Deinem Arbeiten. Der Arzt hat Dir Bewegung und frische Luft verordnet, und statt dessen . . .“

„Ja, ja, ich weiß; aber erst muß der Geist befriedigt werden, dann der Körper. Geh' nur, Adele,“ fügte sie freundlicher hinzu, „ich werde später auch noch ein wenig in den Garten hinabgehen; aber jetzt störe mich nicht länger.“

Adele schloß die Thür, setzte den runden Hut, den sie am Arme trug, auf, rief dem General, der schon lange ungeduldig auf das ersuchte Zeichen gewartet hatte, und verließ das Haus. Wie gewöhnlich wählte sie den Weg nach dem nahen Lennergrunde, einem hübschen, von Bergen eingefassten Thale, durch das sich die Lenner, hier ein ziemlich breiter Fluß, schlängelte. Mit empfänglichem Sinn freute sie sich über den bunten Blumenflor, der die Gärten schmückte, über den Segen der Obstbäume, welche der Ernte entgegenreisten, über den herrlichen Blick in die Berge, welche jetzt, gegen Abend, den verhallenden blauen Dufte abgestreift hatten, den die Sonnenstrahlen um sie gewebt, und lodend und zauberisch wie immer aus der Ferne herüberwinkten. Gar oftmals blieb das junge Mädchen stehen, um sich all' dieser Schönheiten zu freuen; ihr Begleiter aber, der General, theilte ihre Neigungen nicht, sondern vertiefte sich bald in das Studium eines Krautfeldes, auf dem seine feine Jägersnase ein Häselein wittern mochte, und sprang bald in großen Sägen voraus mit einer Lebhaftigkeit, die schlecht zu seinem Invalidenthum und zu seiner Generalswürde paßte.

Jetzt hatte Adele den Fluß erreicht, der an beiden Seiten von dichten und zum Theil ziemlich hohem Gesträuch eingefast war, während sich weiterhin äppige Wiesen dehnten. Nur ein schmaler Pfad führte zwischen ihnen und dem Flusse hin.

„Will doch einmal sehen, was meine Kranken machen,“ sagte Adele, „und ob die Feindin wieder viel Unheil angerichtet hat!“ Dabei blickte sie aufmerksam in das Gras hinein, das mit zahlreichen, hoch aufgeschossenen Edelmanns- oder Wucherblumen vermischt war. „Richtig!“ fuhr sie fort, „da ist wieder eine! Arme Blume, und launst dich nicht wehren gegen die heimtückische Feindin!“

Sie hatte eine Edelmannsblume entdeckt, deren Kronblätter ineinander gerollt waren; vorsichtig öffnete sie dieselben und fand, wie sie erwartet, eine Spinne darin, die sich dort eingesponnen und dadurch die Blume tödtete.

„Dir ist nicht mehr zu helfen,“ sagte sie fast traurig, indem sie die häßliche Spinne entfernte; „aber jene dort . . .“

Sie nahm dieselbe Operation bei einer andern vor und war bald so in ihre Beschäftigung vertieft, daß sie nicht auf das laute Bellen des Generals achtete, mit dem dieser ein paar Wachteln verfolgte, die er in einem angrenzenden Kornfelde entdeckt und aus ihrer friedlichen Behausung vertrieben hatte. Plötzlich jedoch hörte das Bellen auf und gleich darauf ertönten ängstliche Laute, die vom Fluß her zu Adele drangen. Erschreckt eilte sie der Stelle zu, indem sie nach dem Hunde rief; bald aber bemerkte sie diesen im Wasser, wie er den Kopf nach ihr hinwandte und unter ängstlichem Winseln mit den Fluten kämpfte.

„Ach, gewiß hat er wieder den Krampf in dem kranken Fuß bekommen!“ rief Adele, sich am Ufer niederverwerfend. „General, mein armer, lieber General, wenn ich dir doch helfen könnte!“

Sie suchte an dem steilen Ufer niederzusteigen, um das arme Thier zu erreichen; aber bald fühlte sie, daß der weiche Boden unter ihren Füßen wich, und sie mußte sich an das Strauchwerk anklammern, um nicht selbst in's Wasser zu fallen.

„Und so soll ich dich vor meinen Augen umkommen sehen!“ rief sie, in Thränen ausbrechend. „O, warum kann ich nicht schwimmen! Mein armer General!“

In diesem Augenblick aber wurde ihre Aufmerksamkeit durch ein Geräusch auf das gegenüber liegende Ufer gelenkt. Dort theilte sich nämlich eben das Gebüsch und ein junger Mann trat daraus hervor. Ein Blick zeigte ihm, was zu thun sei; rasch warf er Rock und Weste ab und stürzte sich in das Wasser, das er mit geübter Hand theilte.



DR. J. H. HARRIS, JR.,
CHICAGO, ILL.

The American Medical Association is a non-profit corporation organized for the purpose of promoting the science and art of medicine and the health of the people. It is the largest and most influential of the medical organizations in the United States. Its members are physicians, dentists, and other health care professionals. The Association's primary concern is the advancement of the medical profession and the improvement of the health of the public. It does this through a variety of activities, including the publication of journals, the holding of conferences, and the provision of educational programs.

The American Medical Association is a non-profit corporation organized for the purpose of promoting the science and art of medicine and the health of the people. It is the largest and most influential of the medical organizations in the United States. Its members are physicians, dentists, and other health care professionals. The Association's primary concern is the advancement of the medical profession and the improvement of the health of the public. It does this through a variety of activities, including the publication of journals, the holding of conferences, and the provision of educational programs.



Pyramiden!" ruft er aus und beugt das Haupt und küßt die heilige Erde.

So sehr ist Egypten heute ein anderes geworden, daß es seine alten Bewohner nur noch in den großartigen Monumenten vergangener Tage wieder erkennen. Wo das buntbewimpelte Ruder-Schiff seine Furchen im heiligen Vater Nil zog, da peitschen jetzt die Furchen der Dampfer die Flut, und Moscheen erheben sich an der Stelle alter Tempel. Du suchst die „zehntausend“ Städte am Nil und findest elende Dörfer, die Bewohner in einem entsetzlichen Schmutz; eine Masse beißenden Ungeziefers, gegen das nur die Haut eines Fellah gefühllos ist. Das Volk ist über alle Beschreibung faul, verschmigt und diebisch. Wo sind die fleißigen Handwerker von ehemals? Und auch arm ist der Fellah, so arm, daß er nur zweimal im Jahre Fleisch essen kann, sonst sind rohe Zwiebeln und ein schlechtes, über getrocknetem Mist gebadenes Brod Jahr ein, Jahr aus die einzigen Nahrungsmittel dieser Leute. Ihre Wohnungen sind nur aus Erde gemacht und gleichen eher den Höhlen wilder Thiere, als menschlichen Häusern. Fenster gibt es darin nicht — denn das Ganze ist eine künstliche Erdhöhle mit einem Loch statt der Thüre.

Der alte Egyptianer schüttelt das Haupt über den Verfall seines Landes. Welch' ein Unterschied zwischen dem früheren weltberühmten Reichthum und der Armuth dieser Völker, welche nur noch auf den Trümmern einer ehrwürdigen Vergangenheit leben!

Weiter zieht unser Schiff nilaufwärts. Dort erscheinen schlanke Minarets und luppelige Moscheen in herrlicher Lage am Ufer des Stroms. „Sonderbare, mir ganz fremde Stadt!" ruft der Alte aus. „In meiner Zeit war sie noch nicht vorhanden. Wie heißt sie?"

Minieh!

Landen wir. Ja, die Stadt ist neu und doch brängt sich vielfach das Alterthum in sie hinein. Die Treppen jenes Hauses gehören zu einer mit Relieffbildern geschmückten Tempelwand, der steinerne Tisch ist ein Stück von dem Palmenkapital einer Säule, der Aloy, auf dem die Frau das Bröckchen Knüttelholz haßt, ist das ehrwürdige Haupt einer Königsstatue. Endlich sehen wir auch etwas Industrie. Dort zieht sich Töpferwerkstatt an Töpferwerkstatt hin. „Ja, das sind noch die alten Formen, das ist der bauliche Krug, das sind die Drehscheiben, wie sie zu meiner Zeit benutzt und hergestellt wurden. Nur der Wilderschmud fehlt!" ruft der Alte aus. Aber sonst erinnert ihn kaum etwas an die Vergangenheit — nur der Nil fließt mit gleicher Wasserfülle, Leben spendend, dahin.

Ihm eilen wir zu, und lustig bläht der Nordwind das dreieckige Segel der Dahabieh; sie führt uns weiter stromaufwärts nach dem Tempel von Deuderah, den Ruinen von Marnal, Theben, Luxor — dort ist der Alte wieder zu Hause, dort fühlt er sich heimisch, wenn auch unter Trümmern, dort kann er wieder eingehen in eines der zahlreichen Felsengräber, nachdem er gesehen, wie sein Egypten zerfallen ist. Aber eine Ahnung, daß eine neue, bessere Zeit anbrechen kann, nimmt er mit hinab in die lähle Todtenhalle. Er sah die Dampfer und Maschinen, er sah zwischen den elenden Landeskindern ein neues, fremdes Geschlecht aus dem Norden, das mit seiner Thatkraft Alles umgestaltet. Und wenn der Alte dann wieder einmal sein Grab verläßt, dann findet er es wohl besser — aber von den Ruinen, die heute noch an „Aemi" erinnern, werden dann höchstens noch die Pyramiden übrig sein.

Der Gott der Liebe.

(Nro 2. 406.)

Das Werk des modernen Künstlers, das auf der neuesten Ausstellung zu Paris viel Glück machte, wußten wir mit keinen sinnigeren Worten zu verherrlichen und zu umrahmen, als mit denen, welche unser Herder dem griechischen Dichter des Alterthums nachgedichtet:

Gott der Liebe, Du großer, reiner, lieblicher, süßer
Gott, mit dem Bogen und Pfeil und flügeligen Feuerlaufes
Schnellen Anfalls, der mit Göttern und Menschen sein Spiel hat

Du freibarer, doppelgehaltiger, der Du den Schlüssel
Trägst zu allem, zum himmlischen Reiter, dem Meere, der Erde,
Und was sterblichen Menschen die allgütige Götter
Leben und Geißt gibt, was der weite Tartarus inn'hat
Und das salzige Meer — von allem bist Du der König —
Komm, ich rufe Dich, Seliger, komm zu Deinen Geweihten
Neuen Sinnes und treibe von mir unnütze Lust ab.

Remontirung in Schwaben.

(Nro 2. 407.)

Auf die Gefahr hin, von den Nationalökonomien gewisser Parteien für Goldschreiber des Militarismus, Korporalismus und Caesarismus erklärt zu werden, sprechen wir hier aus, daß wir anderswo, so auch in Schwaben keine staatliche Institution beliebter ist, als das Heer, und kein Stand respektirter, als der des Soldaten. Wer in Garnisonsstädten lebt, kann sich von der Richtigkeit dieser Behauptung jeden Augenblick überzeugen. Ohne uns, außer der Erwähnung, an den zarten Banden länger aufzuhalten, welche zwischen Mars und Venus sich zu knüpfen pflegen, wollen wir nur an die Ausdauer erinnern, mit welcher die Civilbevölkerung jeden Alters und Geschlechtes Meuten, Wachparaden, Exercitien, ja sogar Manövern anwohnt; an den Stolz der Knaben, welche auf dem Marsch das Gewehr eines Soldaten tragen, auf dem Paradeplatz bei windigem Wetter den sich produzierenden Militärmusikern die Notenblätter halten dürfen; an den Lustre, der auf jede Gesellschaft fällt, der sich eine Militärperson anschließt; an die Zugut unserer Stutzer und Zierbengel endlich, sich an den Arm eines geschniegelten Offiziers zu hängen und mit ihm die Promenade der eleganten Welt hin- und herzuflaniern. Es sind das Dinge, die wir, wie gesagt, jeden Tag vor Augen haben können, die aber eben in Folge ihrer Alltäglichkeit kaum mehr beachtet werden. Auf dem Lande jedoch, in Gegenden, wo die beschnurrbarten, läbel-rässelnden Herren in des Königs Rod zu den größten Seltenheiten gehören, liegt die Sache anders. Wir haben es miterlebt, daß Gegenden, in welche auf Uebungsmärschen und Manövern Truppen einrückten, in die größte Aufregung kamen. Männiglich ließ das Geschäft stehen, eilte aus der Werkstatt und vom Fluge weg dahin, wo die Trompeten schmetterten, die Bajonnette bligten und die Geschütze brummt. Was aber weiblich war, verschärfte auf mehrerlei Weise die Neize und träumte von nichts als einquartierten Offizieren, Gesellschaften, Tanzkränzchen, Ballen und was drum und dran zu hängen pflegt. Wer von uns Civilisten Aug war, hielt sich über diese Zeit der Invasion resignirt im Hintergrunde, nur die Narren rollten die Augenbrauen und ließen ihrer beider Zunge in schonungslosen und düsteren Betrachtungen über die flatterhafte Natur des Weibes freien Lauf. Trotzdem ging die Sache ihren Gang. Eines Tages aber bliesen die Trompeten und rasselten die Trommeln, und die Regimenter zogen wieder ab. Und es gab Thränen, und wenn wir nicht irren, Versprechungen und Gelöbniße, in denen Liebe und Ewigkeit eine große Rolle spielten. Nach drei Tagen jedoch versiegten die Thränen, die Versprechungen waren vergessen und die Gelöbniße wurden belächelt. Und wer, nämlich die Klugen, rückten wieder in unsere alte Stellung als angenehme Schwerendüher ein, zu welchen uns Natur und Kunst gemacht hatten. Souvent femme varie! Die Raisonneur aber blieben noch lange in der Acht und hatten Mühe, sich wieder möglich zu machen. Aehnlich, nur in kleinerem Maßstabe verhält es sich, wenn von einer Anzahl Offizieren und Unteroffizieren jährlich die Remonteanläufe gemacht werden. Siderlich gehören auch diese Offiziere, Militärhierärzte und Unteroffiziere zu den gefährlichsten Gästen unserer biederen Landbesitzer. Aber der bößlinger Neß, der möhringer Silberkraut, der schödingener Strohgau, Bauer und der oberchwäbische Hofbesitzer wissen sich trefflich zu rechter Zeit von gemüthvollen Aufwallungen frei zu halten und bei den Remonteanläufen ihr Interesse mit Geschick zu verfolgen. Es gebietet uns der Raum, in die Geheimnisse des Pferdehandels näher einzubringen, aber so viel können wir versichern, daß die Anläufe der Remontekommission bei fremden Pferdehändlern, wie sie ab und zu gemacht werden, sicher ein ganz

wohlthätiger Dämpfer auf die erstaunlich hoch gehaltenen Erwartungen der bauerlichen Werdebefitzer darstellen. Kann der Bauer nur höchst selten dem Nizel widerstehen, den Städter aber den Löffel zu barbieren, so ist er geradezu unfähig Entsaugung zu üben, wenn es sich um den R. Fiskus, oder wie jener schwäbische Bauer las: um den „Karl Fiskus“ handelt. Demgemäß sind ihre Forderungen nicht selten kolossal gespannt und müssen von den Remonteoffizieren zu nicht geringem Mißvergnügen der Befitzer mit Ernst und Nachdruck auf das rechte Maß zurückgeführt werden. Eine solche Szene führt uns der gewandte Stift des Künstlers vor; sie ist so trefflich charakterisirt, daß wir der Mühe überhoben sind, noch Weiteres zu ihrer Erklärung beizufügen.

Napoleon's Finanzminister.

Achille Fould.

Das hätte sich wohl Herr Achille Fould, als er noch mit seinem Bruder Benedikt Chef des Hauses Oppenheim und Comp., und in den letzten Jahren des „Bürgerkönigs mit dem Regenschirm und dem Juste-milieu-Systeme“ obscurer Deputirter war, nimmermehr träumen lassen, daß er einst Minister in Frankreich und der „alte Freund“ eines Kaisers werden würde. In der That mußte auch erst das Unglaublichste geschehen, mußte Ludwig Napoleon durch den „Willen des Volkes“ Präsident der Republik und Gründer des zweiten französischen Kaiserthums werden, damit der israelitische Bankier, der nur an materiellen Gütern, weniger jedoch an geistigen Fähigkeiten reich war, eine hervorragende Rolle in dem Lande spielen konnte, das zu allen Zeiten und in allen Branchen bedeutende Kräfte hervorzubringen pflegt. Ebenso wenig als große Charaktere oder große Geister fand der Bonapartismus große Talente, die ihm zu folgen sich hätten bereit finden lassen. Er mußte sich mit Helfershelfern minorum gentium begnügen. Doch selbst Herr Fould war mit seinen Diensten nicht gleich bei der Hand, als die Staatsstreichgewalt zu ihrer Unterstützung Kräfte warb. An den Tagen der blutigen Entscheidung ließ er sich ebenso wenig auf der Straße als im Elysée blicken. Während die Herren v. Morny, St. Arnaud und Maupas *«avec une sorte de gaieté»*, mit einer Art Fröhlichkeit, — arbeiteten, wartete Herr Fould in irgend einem Versteck den Lauf der Dinge ab und ging dann dahin, wohin sich das — Glück gewendet hatte. Ohne seine Einwilligung war sein Name auf die Liste der Männer gesetzt worden, aus denen Louis Napoleon sein Ministerium am 2. Dezember 1851 zusammengesetzt hatte; sein Gold freilich war zum Gelingen des Spieles eine mächtige Stütze gewesen.

Die Börse begrüßte den neuen Finanzminister mit wahrer Freude, denn sie wußte, daß er nicht, wie sein Vorgänger, in den staubigen Bureau's seine Carrière gemacht, sondern die längste Zeit seines Lebens hindurch dem Handelsstande angehört hatte.

Achille Fould war am 31. Oktober (oder 17. November) 1800 zu Paris als Sohn eines reichen Bankiers geboren und hatte sich erst in seinem zweiundvierzigsten Jahre entschlossen, den engen Kreis des Privatlebens zu verlassen und sich an den öffentlichen Angelegenheiten zu betheiligen, was schon damals den Franzosen israelitischer Abkunft frei stand.

Im Jahre 1841 machte ihn der Generalrath des Departements der Oberpyrenäen, wo Fould umfangreiche Güter besaß, zu seinem Sekretär; ein Jahr darauf wurde er in Tarbes zum Deputirten gewählt und nahm in der Abgeordnetenkammer unter den konservativen Mitgliedern Platz. Er stimmte denn auch unabänderlich für die Regierungspolitik, erlangte aber doch durch die Sachkenntniß, mit der er über Finanzen, Ackerbau, Handel, Gestrütweisen, die Remonten und öffentlichen Bauten sprach, einiges Ansehen.

Mit der Republik von 1848 trieb es Fould, wie so viele Andere seinesgleichen; er hatte für sie nichts als Fähigkeiten auf den Lippen, im Herzen dagegen hegte er Groll über die weit und tief gehende Freiheit, die seine kleine Seele laun lassen konnte. Als die provisorische Regierung, um sich aus den Geldverlegenheiten zu reißen, statt in der Verleugung von Privatinteressen ihr Heil zu suchen,

zur Auflage einer Steuer von 45 Centimes ihre Zuflucht nahm, war er der Erste, der gegen die Verwaltung des Finanzministers Garnier-Pagès auftrat, indem er die famose Broschüre *«Observations sur la situation financière, adressées à l'Assemblée nationale»* veröffentlichte. In diesen „Betrachtungen über die Finanzlage“ wurden alle Maßregeln der Regierung einer unbarmherzigen Kritik unterzogen und den Gegnern der Republik erwünschte Anhaltspunkte geboten. Nachher bewarb sich Fould um einen Sitz in der Nationalversammlung, wurde im Seine-Departement gewählt und trat in das Haus gleichzeitig mit dem Prinzen Louis Napoleon ein, dem er bereits von Dr. Béron an der Börse als einer der gewandtesten und glücklichsten Spieler vorgestellt worden war. Sein Bemühen, sich hervorzuthun, hatte Erfolg, denn er beantragte den Staatsbankrott, während Herr Villault, gleichfalls später kaiserlicher Staatsminister, das Recht des Proletariats auf Arbeit proklamirte. Glücklicherweise besaß aber Frankreich niemals, wie gesagt, eine ehrlichere, gewissenhaftere Finanzverwaltung, als die der zweiten Republik, und ebenso begrub sich so zu sagen die Republik unter den Barrakaden, hinter denen die Proklamation Villault's stand, der dann aus dem Feuer der „Gesellschaftsrettung“ zur Macht emporstieg.

Louis Napoleon hatte sich sehr bald näher an Fould angeschlossen und bewog ihn, aus dem Bankierhause Oppenheim und Comp. auszuscheiden, damit er sich mehr der staatsmännischen Thätigkeit widmen konnte. Als dann der Sohn der Königin Hortense Präsident wurde, war das Glück des Herrn Fould gemacht. Zwar traten zwischen diesem und Napoleon zuweilen Meinungsverschiedenheiten an den Tag, es störte dieß jedoch das sonst so gute Einvernehmen nicht im Mindesten. Auch die Gewissensthrupel, welche Herrn Fould am 20. Januar 1852 in Folge des die Konfiskation der Güter der Familie Orleans aussprechenden Dekrets bewogen, das Portefeuille niederzulegen, schien er bald überwunden zu haben, denn nachdem er am Tage seines Austritts zum Senator ernannt worden, ließ er sich kurze Zeit darauf wieder zum Staatsminister und Minister des kaiserlichen Hauses machen.

In der letzteren Stellung verscherte er die Gunst der Kaiserin, die er in ihren oft unüberlegten und verschwenderischen Ausgaben zu beschränken trachtete. Man erzählte allerlei Szenen, welche in Folge dessen sich ereignet hätten, doch Niemand weiß, wo die Fabel aufhört und die Wahrheit anfängt; nur ist sicher, daß eines Tages der Chemann über den Kaiser siegte, und Napoleon dem Staatsminister die erbetene Entlassung bewilligte. Als jedoch das Jahr 1861, namentlich durch eine wiederholte Mißernte, an die Finanzen so schwere Anforderungen stellte, daß sich Herr v. Fould denselben nicht gewachsen zeigte, mußte Fould, nachdem er bereits 1856 das Großkreuz der Ehrenlegion erhalten und 1859 Mitglied des Geheimraths mit 100,000 Franken Gehalt geworden war, wieder herbei, um als Finanzminister Rath zu schaffen.

Desfalls erwartete er sich den unbestreitbaren Nutzen, eines schönen Morgens dem Kaiser den Abgrund aufgedeckt zu haben und die Reform der Finanzpolitik zu unternehmen. Nichtsdestoweniger wird er als Reformator in der Geschichte keineswegs hervorragen. Seine Beschränkung der Willkür des Kaisers in der Anweisung unbewilligter Kredite stellte sich als unwirksam heraus, und seine Eintheilung des Budgets in das ordentliche, außerordentliche und nachträgliche ist eitle Spielerei behufs sophistischer Zahlengruppirungen. Er unternahm das letzte Anlehen in dem Augenblicke, als er das Schuldbuch für geschlossen erklärte, und er passionirte sich für Ersparungen in dem Momente, wo die mexikanische Schwinderei für ihn kein Geheimniß war. Sie hatten kein anderes Ergebnis, als mit der mexikanischen Expedition zu Gunsten der — „lateinischen Idee“ das Meer und dessen Material in den Zustand zu versetzen, welcher am Tage nach Königgrätz der schwersten Niederlage Frankreichs seit Jahrhunderten gleichkam. Die für Villault und viele Andere war Mexiko auch für Fould verberblich. Es störte alle seine Pläne und Berechnungen; es machte aus seinen sonst so freimüthigen, klaren, entschiedenen und entschlossenen Finanzberichten lauter Fiktionen und richtete seinen Kredit als Finanzminister zu Grunde. Die Börse selbst sah ihn mit einer nichts weniger als schmeichelhaften Gleichgültigkeit abgehen, als er sich vor den 1,200,000 Mann zurückzog, um das Portefeuille an Rouher abzugeben; noch

Der Wirthin Töchterlein.

Novelle

von

Germann Oelschläger.

Ich hab' Dich geliebet so manches Jahr
Und werde Dich lieben immerdar.

Auf der Bahnstrecke, welche den Reisenden von der münchener Hochebene über Regensburg nach Bayreuth und Hof bringt, fuhr an einem prächtigen Sommermittag ein bayerischer Offizier in voller Feldausrüstung.

Es war dies im Juli des Jahres 1866. Die mächtigsten Donner des unseligen Kriegswetters, in welchem Preußen und Süddeutschland aufeinander gestoßen, waren verhallt, die blut- und opferreiche Schlacht bei Königgrätz war geschlagen, und die Kunde von der unerhörten Niederlage, die Benedek's tapferes Heer erlitten, hatte die so siegesgewissen Gemüther zu Wien und München in jähem Schrecken erstarren gemacht; der bis in seine Wurzeln erschütterte alte Kaiserstaat hatte den Kampf aufgegeben, und nur Bayern und Württemberg versuchten noch, dem nun mit Uebermacht sich gegen sie heranwälzenden Feind die Stirne zu bieten. Es war umsonst; die Tage von Kissingen, Würzburg, Aschaffenburg, so ehrenvolle Zeugnisse sie der Bravour und dem Heldenthum der kämpfenden Truppen ausstellten, waren doch immer nur neue Stappen auf der Rückzugslinie der alliirten Süddeutschen, die überdies in dem babilonischen Korps einen mindestens zweideutig zu nennenden Bundesgenossen gefunden hatten, so daß endlich ein Waffenstillstand fertig gebracht wurde, aus dem ein dauernder Friede auf neuen, den Zeitverhältnissen entsprechenden Grundlagen hervorgehen sollte.

Noch schien eine offizielle Mittheilung von dem abgeschlossenen Waffenstillstand bei derjenigen preussischen Heeresabtheilung, welche unter dem Kommando des Großherzogs von Mecklenburg nach Bayern hereingebrochen war und nun über Hof und Bayreuth das bayerische Ostkorps bedrohte, nicht eingetroffen zu sein. In Regensburg wenigstens, das der oben erwähnte Offizier, der Held unserer einfachen Geschichte, eben verlassen hatte, trug man sich mit der Erzählung eines blutigen Zusammenstoßes, der den Tag vorher zwischen Preußen und Bayern in der Nähe von Bayreuth vor sich gegangen und in welchem die Letzteren in der Stärke eines Bataillons nahezu ausgerieben worden sein sollten.

Die guten Regensburger waren in nicht geringem Schrecken, wie ein toll gewordener Bienenschwarm rannten sie durch die Straßen, liefen sie auf den Bahnhof, stürzten sie die Kaffeehäuser, das Neueste und Allerneueste zu erfahren, die censurlos umherflatternden und schwirrenden Gerüchte zu erschöpfen und dann selbst wieder mit der unter solchen Verhältnissen, in denen das Einfache und Natürliche nicht mehr loht und reizt, nothwendigen Vergrößerung weiter zu tragen. Den Höhepunkt erreichte die Aufregung, als gegen Mittag der Redakteur irgend eines Winkeltblattes folgende ihm telegraphisch zugegangene Nachricht in einem Extrablatt drucken und an den Straßenenden anschlagen ließ:

„Weiden, 19. Juli, Vormittags zehn Uhr. So eben sind bei uns Preußen eingerückt. Sie bereiten Alles zum Weitermarsch vor.“

Zum Weitermarsch! Wem anders konnte dieser gelten, als eben der alten, heiligen Stadt Regensburg, und trugen sich nicht deren Einwohner noch lebhaft genug mit der Erinnerung an den Schreckenstag des 23. April vom Jahre 1809, da die französische Armee mit den Waffen in der Hand die Mauern der Stadt erstürmte, und Brand, Mord und Plünderung in wahrhaft grauen-erregender Weise durch die Straßen wütheten? Die Furchtsamsten schienen heute ein gleiches Unheil zu erwarten. Wohl besann man sich darauf, daß zwischen Regensburg und den preussischen Truppen noch ein bayerisches Korps stehe — aber war nicht anzunehmen, daß sich dieses bis zur Donau zurückziehen und unter den Mauern Stadthamhofs und Regensburgs erst dem heranziehenden Feind ein Halt zurufen werde? Wer vermöchte alle die Vermuthungen, Hoffnungen, Befürchtungen zu schildern, welche in solchen Augenblicken das leicht bewegte Herz des Menschen durchzittern! Genug, es

wäre Manchem ein nennenswerther Trost gewesen, wenn Einer den an das bekannte thurmhohe Haus gemalten Goliath an der Brückenstraße hätte lebendig machen und von seiner Wand herabsteigen heißen können, auf daß er sammt Lanze und Schwert Posto fasse auf der steinernen Brücke, und durch seine schreckliche Erscheinung schon allein der Stadt Schutz verschaffe, die ihn nun schon seit Jahrhunderten in aller Ehrfurcht, wie es sich ziemt, angestaunt und bewundert hatte.

C'est la guerre! hatte der erste Napoleon die Rede der Männer unterbrochen, die sich vor die Hufe seines Pferdes warfen und das Unglück und den Jammer der Bürgerschaft vorstellten, als er am Tage nach der Einnahme und Plünderung Regensburgs durch Stadthamhof ritt — nein, durch die Trümmer, durch die Ueberreste Stadthamhofs. Denn die Stadt, die ganze Stadt lag rauchend, verbrannt, verkohlt zu den Füßen des Siegers, ein Schutthaufen, so weit das Auge sah, eine Ruine.

Allerdings waren es die Oesterreicher gewesen, welche Stadthamhof in Brand gesteckt hatten. Aber war das nicht klug? Klug? Es war unumgänglich nothwendig, wenn man die über die Brücke nachstürmenden Franzosen an der Verfolgung hindern wollte. Es war unumgänglich nothwendig, ein Flammenmeer zwischen die beiden Armeen zu werfen, der einen zum Hinderniß, der andern zur Rettung. Es war unumgänglich nothwendig, den wehrlosen Einwohnern das Dach über dem Kopf anzuzünden, daß sie angstgehebt mit Zurücklassung aller Habe durch die brennenden Straßen rannten, und endlich, um nicht zu ersticken oder zu versengen, nur um das nackte, erbärmliche Leben zu retten, auf das freie Feld flüchteten, unter die Kugeln der Oesterreicher, die ihre Zerstörungsbatterien auf dem Dreifaltigkeitsberg aufgestellt hatten. Man mache sich ein Bild dieser entsetzlichen Noth, dieses unäglighen Jammers, dieses furchterlichsten Grauels! Ah, das ist barbarisch! höre ich Einen sagen. Barbarisch? O nein, c'est la guerre.

Auf der großen Brücke rangen die entseetzten Hausen Mann gegen Mann, sie standen auf gethürmten Leichen Brust an Brust, die Gewehre zerbrochen und die Bajonnette bogen sich in der Wuth des Kampfes. Die Gefallenen, die Verwundeten wurden hinab, über das Brückengeländer hinabgestürzt, wo sie der reisende Strom verschlang oder die zerschmetterten Leiber auf den Pfeilern liegen blieben. Ein oesterreichischer Offizier von achtzehn Jahren, der verwundet auf der Straße zwischen brennenden Häusern lag, flehte die heranstürzenden Sieger um Schonung seines Lebens. Man hieb ihn zusammen? Nein, man warf den unglücklichen Jüngling in's Feuer. Das Jesuitenloster St. Paul, das seit einigen Tagen zum Spital eingerichtet worden war, gerieth während der Beschießung in Brand. Das Gebäude, das mit Kranken und Verwundeten gefüllt war, stand bald in vollen Flammen. Die Fenster waren vergittert und Rettung nur durch die Thüren möglich. Die Gäßchen waren herzerreißend. Einige dreißig wurden durch opfermüthige Klammern dem Feuertode entrisen, um auf der Straße von den Franzosen niedergemetzelt zu werden; die Andern gingen gleich in den Flammen zu Grunde, und noch am andern Tage sah man die abgebrannten Arme, welche die Unglücklichen durch die eisernen Gitter gestreckt hatten, um sich zu befreien oder die Hölle Anderer zu erschlehen. Das ist ja himmelschreiend! höre ich wieder einen meiner Leser rufen. Himmelschreiend? O nein, Napoleon hat es gesagt: c'est la guerre.

Ein gräßliches Wort! Aber die Regensburger erinnerten sich seiner und mit ihm all' der blutestarrten Szenen, welche der Vater als Augenzeuge dem Sohn und dieser wieder seinen Kindern erzählt hatte. Doch wir sind inzwischen humaner geworden! Mit fünfzig Jahren? Um diese Frage zu beantworten, läme es darauf an, vorerst zu wissen, wie weit überhaupt jener andere, uns beschämende Theil unseres unsterblichen Ichs, jener Theil, den wir im gewöhnlichen Leben selbst unverholen und freimüthig genug als den thierischen zu bezeichnen pflegen, gezähmt und jener Tugend, die wir Humanität nennen, theilhaftig gemacht werden kann. Auf eben diesen haßlichen, niedrigen, entsetzlichen Theil unseres Selbst, der, zum Bewußtsein gekommen, uns vor uns selbst erschrecken macht, spekuliren eroberungslüchtige Fürsten, lorbeergerierge Feldherren. Beide haben Länder und Kränze feilsch durch den losgelassenen Teufel in uns gewonnen, und da dieß gewesen, so lange

die Welt besteht, so vermute ich, war auch ein halbes Jahrhundert nicht im Stande, viel daran zu ändern.

Oberleutnant Hellmann hatte indeß kaum Zeit und noch weniger Lust, sich solchen Betrachtungen hinzugeben. Am Tage nach dem heißen Treffen bei Kissingen hatte ihn seine Beförderung zum Oberleutnant ereilt, und nun, da er, der Jüngste in seiner Charge, sich beim Depot seines Regiments gestellt hatte, ward ihm der Befehl, so bald als möglich zu dem neugebildeten Reservebataillon desselben abzugehen, das in der Oberpfalz stand und einen Theil des Ostkorps bildete. Wo das neue Kommando, bei dem Hellmann sich nun zunächst zu melden hatte, lag, vermochte man ihm nicht genau zu sagen. Noch waren keine genaueren Nachrichten über die Ereignisse des vergangenen Tages eingelaufen, und es war nicht mit Bestimmtheit vorauszusagen, welche Bewegungen bayerischer Seits das Vorgehen des preussischen Korps zur Folge gehabt hatte.

Auf dem Bahnhof angelangt, der von einer aufgeregten, allen Schichten der Bevölkerung angehörigen Menge erfüllt war, verlangte Hellmann für den abgehenden Zug ein Billet nach Weiden.

Der Beamte am Schalter schaute den Offizier starr an und fragte, ob er nicht wisse, daß in Weiden bereits die Preußen eingedrückt seien?

Hellmann lächelte unglaublich. „Oder,“ sagte er bei, „haben Sie vielleicht von Ihren Kollegen in Weiden Bestätigung erhalten?“

„Nein, wir vermuthen, daß der Telegraph mit Beschlag belegt worden ist; jedenfalls lassen wir diesen Zug nur bis Schwandorf gehen, wo man die Sachlage doch schon genauer kennen muß, als hier.“

„Gut. Haben Sie alsdann die Güte, mir ein Billet bis zu dieser Station zu geben.“

Nach wenigen Minuten brante der Zug, der eine kaum nennenswerthe Zahl von Passagieren mit sich führte, zum Bahnhof hinaus und durch die leichte, schöne Gitterbrücke über den breiten Strom hin seinem Bestimmungsort entgegen.

Hellmann saß allein in einem Coupé und hatte es sich bequem gemacht. Die Reisetasche, aus der neben dem Notizbuch und einigen Karten der Hals einer gefüllten Weinflasche hervorsah, lag zur Seite und auf ihr das unentbehrliche Doppelglas, das früher nur auf die anmuthigen Reize der Ballettänzerinnen in der Hauptstadt gerichtet, jetzt gleich seinem Herrn den Leichtsinns über Bord geworfen und sich inzwischen die ernstesten Bilder zur Betrachtung ausersehen hatte. Zum Ueberflusse schnallte noch der Offizier den im Coupé hinterlichen Säbel ab und legte ihn zu dem Mantel auf den ihm gegenüber liegenden Sitz. Schließlich ward eine Cigarre aus dem umfangreichen Etui hervorgeholt und angezündet, und nun erst hatte Hellmann Muße, sich ganz und gar jener eigenthümlichen, nicht unbehaglichen Aufregung hinzugeben, die Einen überkommt, wenn man einer Zukunft entgegengeht, die in allen ihren Einzelheiten noch verhüllt und dunkel ist, und von der man allein weiß, daß sie kaum etwas Unangenehmes enthalten, jedenfalls aber bunt und bewegt sein werde.

Denn was versprach die Zukunft unserem Helden zu bringen? Ihm persönlich konnte nichts angenehmer und erwünschter sein, als wenn der Großherzog von Mecklenburg behauptete, von einem Waffenstillstand keine Kunde zu haben. Es mußte alsdann schon in den nächsten Tagen zum Schlagen zwischen größeren Abtheilungen kommen, und Hellmann brannte vor Begierde, nachdem er bei Cella, Hausen und Kissingen tapfer und unerschrocken im Feuer gestanden und heil aus demselben gegangen war, wieder Pulverdampf zu riechen und Kugeln um sich pfeifen zu hören. Wer einer wirklichen Gefahr — vielleicht wider Erwarten — glücklich entgangen ist, sehnt die zweite herbei, indem er an sein Glück und an sich selbst zu glauben beginnt.

Mittag war schon ziemlich vorüber, als der Zug seinen einstweiligen Bestimmungsort, Schwandorf, erreichte. Als Hellmann sein Coupé verließ, sah er vor sich ein tolles, brausendes, hin- und herflutendes Leben, wie es das richtige Soldatenherz so ganz und gar erfreut. Der Bahnhof war angefüllt mit Mannschaft und Offizieren aller Waffengattungen; auf dem Perron saßen, lagen und gingen die Leute in dichten Haufen; Jäger, Schützen und allerlei Fußvöll drängte sich bunt durcheinander, mit gebräunten

Gesichtern und abgetragenen Uniformen, die Hahnenfeder led auf der Mütze und das noch die Spuren des Divouals tragende Beinleid in die hohen, bis an die Kniee reichenden Stiefel gestülpt; da gab es tropige Physiognomien mit bligenden Augen, die der ungepflegte starke Vollbart und das um das Kinn herumlaufende Sturmband noch wilder erscheinen ließ — Physiognomien und Gestalten, wie man sie in der Garnison nicht zu sehen bekommt. Auf dem Boden lagen die Tornister umher; da und dort hatte sich ein Trupp zusammengethan und auf herbeigerollten leeren Bierfässern Platz genommen. Das Gewehr zwischen den Beinen, das volle Glas in der einen, die qualmende, kurze Pfeife in der andern Hand, lachte und sang der Chorus, daß Einem Hören und Sehen verging. Die Farben aller möglichen Regimenter waren vertreten — und fortwährend brachten neue, endlose Jüge von Amberg oder Cham her neue Abtheilungen, die von den schon Angekommenen mit donnernden Hurrahs empfangen wurden, was natürlich bei den Soldaten im Wagen einen gleich kräftigen, die Hallen drohnen machenden Dankesausbruch hervorrief. Da blieb es denn auch nicht aus, daß sich Freunde und Bekannte, die sich Jahre lang nicht gesehen, hier unerwartet zusammenfanden, und wie viel gab es nicht zu erzählen, wie viel zu berichten! Mit den Cigarren tauchte man Zeitungen aus, die Einem ein glücklicher Zufall nach langer Entbehrung in die Hände geworfen hatte, und die man nun auch dem Freunde nicht vorenthalten wollte, damit auch er sie schließlich zornig zusammenfalte, mit einer Verwünschung für die lägenhaften Zeitungschreiber. Glücklicherweise verhalte dieselbe ungehört in diesem Lärm und Chaos, das einem fremden und ungeübten Auge kaum entwirrbar schien. Drinnen in den Lokalitäten der Restauration drängten sich indeß Stabsoffiziere und Adjutanten um den armen Stappenkommandanten, ihn mit Fragen beströmend. Auf der dem Städtchen zugekehrten Seite des Bahnhofes aber standen Abtheilungen an Abtheilungen in Reih' und Glied, bereit zum Abmarsch, indeß andere wieder dem Thore der Stadt mit Trommelschlag zuzogen und auf dem großen, schönen Marktplatz hielten, wo es dem Stadtschreiber Mühe genug kostete, hinlänglich Quartierbilletts für die Mannschaft aufzutreiben. Frisches Brod war in dem Markte, der heute einem Heerlager gleich, schon im Laufe des Nachmittags nicht mehr zu haben.

Hellmann hatte vollständig Muße, das rege, bunte Leben sich anzusehen. Auf dem Bureau des Bahnhofsvorstandes erfuhr er, daß vor spät Abends kaum ein Zug in der Richtung nach Bayreuth befördert werden könne, daß aber Weiden, wie auch die weiter nördwärts gelegenen Stationen, noch durchaus von bayerischen Truppen besetzt seien, da das preussische Korps in Bayreuth stehen geblieben. Das unglückliche Treffen bei Senbottentreut bestätigte sich, und es gelang Hellmann sogar, direkte Nachrichten darüber zu erlangen, da Mächtige des dabei theilhaftig gewesenem Regiments bis nach Schwandorf versprengt worden waren.

Da Hellmann Muße genug genöthigt war, so entschloß er sich, Mantel und Reisetasche den sichern Händen des Bahnbeamten zur Aufbewahrung anzuvertrauen und inzwischen einen Gang nach dem Markte zu machen, der kaum zehn Minuten vom Bahnhof entfernt lag; da und dort stieß er auf befreundete Kameraden, auf Soldaten oder Offiziere, die er noch vor wenigen Wochen in der Hauptstadt, bürgerlichen Gesellschaften nachgehend, gesehen und gekannt hatte, auf ehemalige Studenten, Accessiten, welche Alle zu den Hahnen gerufen worden waren, und er mußte herzlich lachen, als sogar ein ihm wohlbekannter Theaterkritiker aus der Residenz im Waffencorrod auf ihn trat und ihm mit komischem Ernste die vorgeschriebenen militärischen Honneurs machte.

„Sieh' da,“ lachte Hellmann, indem er dem Freunde die beiden Hände entgegenstreckte. „Und muß ich so Sie wiedererkunden? Nun, die Schauspieler werden sich einen guten Tag gemacht haben, als sie von Ihrem Einberufungsschreiben hörten?“

„Und werden,“ entgegnete der Angesprochene, „ihr Haupt mit Asche bestreuen, wenn sie vernehmen, daß wider alle ihre Wünsche mich kein sicheres Geschick diesem irdischen Dasein entrückt hat.“

„Sie sind im Feuer gewesen?“

„War nicht von Bedeutung. Bei einem kleinen Vorpostengefecht oben im Thüringischen riß mir eine unhöfliche Kugel die Mütze vom Kopfe.“

„Welche Ueberraschung, daß wir uns hier gerade begegnen müssen,“ sagte Hellmann.

„Heute da, Herr Wetter, und morgen dort,
Die Einen der rauhe Kriegesleben
Regt und schüttelt von Ort zu Ort;
Ein Indes weit herum gewesen —“

bekamerte der ehemalige Theaterregisseur.

Der Oberleutnant schien indeß in Wallenstein's Lager nicht minder sattelfest zu sein, denn er frug mit bekannter Anspielung entgegen: „Nun, doch nicht etwa hinauf bis nach Temeswar?“

„Das eben nicht, obwohl es uns schon in manchem Bauernloch so hundeslecht ging, daß man ohne besondere Anstrengung der Einbildungskraft Alles zusammen für eine türkische Gegend hätte anschauen können.“

„Wui, Sie werden doch nicht jammern und es bedauern wollen, in des Königs Rod gesteckt worden zu sein?“

„Die Ehre wußte ich stets zu schätzen,“ lächelte der Bruder in Apoll und fuhr dann lebhaft fort: „Nein, Sie glauben nicht, wie ernstlich wohl mir dieser Griff in's volle Leben thut. Das Kriegstreiben gefällt mir, es regt mich auf, spannt meine Nerven an, und all' das Neue, das ich auf den fortgesetzten Märschen und mit jedem Tage, mit jeder Stunde sehe, die neuen Menschen, die neuen Gegenden, die neuen Verhältnisse — all' das übt den wohlthätigsten Einfluß auf meinen ganzen Organismus aus. Zudem lerne ich eine mir bis jetzt ganz fremd gebliebene Klasse von Menschen, den Soldaten, kennen, ich lerne den gemeinen Soldaten in seiner oft so harten Pflichterfüllung achten und schätzen, ich habe es hier mit ganzen Männern zu thun, deren Wohl und Wehe mich ernstlich besorgt macht, und deren Zuneigung ich mir zu erwerben suche, und — offen gestanden — es kommt mir oft genug vor, wie wenn wir uns daheim bis jetzt nur allzuviel mit Menschen beschäftigt und uns um Gestalten bekümmert hätten, die denn doch eigentlich innerlich recht leer und hohl sind, und eine nur auf Eitelkeit und lächerlicher Selbstüberhebung basirte Scheinexistenz führen. Man sieht alle diese Dinge in der Ferne ganz anders an, und ich fürchte mich ordentlich davor, wieder 'die Insel' zu betreten und den schlechten Lampengeruch des Theaters einzuathmen.“

„Das nenne ich gut gesprochen!“ rief Hellmann und citirte dann wieder:

„Sieh! Er! das hat Er wohl erwogen,
Einen neuen Menschen hat Er angetrogen,
Mit dem Helm da und dem Wehrgehang
Schleicht Er sich an eine würdige Weng —“

„Daß sich der klassisch gebildete Mensch doch selbst unter dem rauhen Kriegeshandwerk nicht verleugnet!“ spöttelte der Andere. „Uebrigens habe ich Ihnen einen Vorschlag zu machen: treten wir dort in die Aneipe, ein halbes Stündchen miteinander zu verplaudern. So viel Zeit bleibt mir noch bis zum Abmarsch. Es darf Ihnen aber nicht unangenehm sein.“ setzte er noch in dem bekannten Grundbaß des Vorking'schen Waffenschmiedes bei, und fuhr dann fort: „Jedoch habe ich eine Bedingung noch zu machen.“

„Und die ist?“

„Kein Wort vom Theater! kein Wort von der Bande! höchstens ein halbes vom Ballet, und das nur Ihnen zu lieb.“

„Auch das sei Ihnen erlassen.“

„Gut, dann wollen wir keine Minute versäumen. Wer weiß, wo wir morgen sind, drum —

— laßt uns heut
Noch schlürfen die Reize der köstlichen Zeit.“

„Einverstanden!“ scherzte Hellmann, „so lange wir nur keine andere zu schlürfen bekommen.“

Als Hellmann gegen Abend wieder dem Bahnhof zuschritt, fand er diesen von Truppen fast gänzlich entblößt; man hatte die Mannschaft inzwischen theils in der Stadt, theils in den umliegenden Dörfern untergebracht, und wieder andere waren nach Süden weiter dirigirt worden. So fand er denn auch Zeit, vom Etappenkommandanten zu erfahren, daß sein Bataillon die gegen Remnath zu liegenden Stationen besetzt halte und der Kommandant auf einer derselben zu finden sein werde. Der nächste Zug ging erst um zehn Uhr in der Nacht ab, Hellmann hatte also Zeit, in der Restauration des Bahnhofes einige Briefe zu schreiben, und war herz-

lich froh, als er, vom Herumstehen und Herumschauen müde, endlich wieder im Coupé saß. Zudem hatte sich das Wetter auf's Neue sehr unfreundlich gestaltet, der Regen schlug prasselnd an die Fensterscheiben, und beim Hinausschauen gewahrte man nichts als dicke Nacht, und nur dann und wann bligten, von Lichtern kleiner, am Ufer stehender Häuschen getroffen, die rauschenden Wellen der Naab auf, um gleich darauf wieder in das alte Dunkel zurückzusinken.

Schon war der Zug an mehreren Stationen vorbeigefahren; endlich bligte dem achsam Ausschauenden auf dem Bahnhofe zu Wernberg im trüben Scheine der Laternen ein Vajonnet entgegen.

„Posten!“ rief Hellmann, und die Schildwache näherte sich seinem Coupé.

„Ist der Major des xten Bataillons hier?“

„Ja wohl!“

Wenige Augenblicke nachher stand Hellmann vor seinem neuen Kommandanten, der sich's mit seinem Adjutanten und dem Bataillonsarzt in dem äußerst schmutzlosen Wartezimmer des Bahnhofes nach Umständen bequem gemacht hatte. Eine schüchterne Unschlittlerge erhellte spärlich den Tisch, an welchem die drei Offiziere Platz genommen hatten, und Hellmann machte dem Major, der ihm entgegengetreten war, seine dienstliche Meldung.

Es war schon spät nach Mitternacht, als sich die kleine Gesellschaft trennte. Wohl war der Stoff des Gesprächs — immer und immer der Krieg mit all' seinen tausendfachen Wechselfällen — noch lange nicht erschöpft; aber man nahm Rücksicht auf den neu-angekommenen Kameraden, der, da auf der Station selbst kein Unterkommen mehr zu finden war, noch in das eine gute halbe Stunde entfernte Dorf marschiren mußte.

„Sie werden auch dort alle Häuser belegt finden; klopfen Sie halt so lange, bis sich Ihnen gastliche Arme öffnen,“ meinte der Major.

„Auf die Arme würde ich verzichten,“ entgegnete Hellmann, „wenn mir das Glück nur bald einen trockenen Strohbund in den Weg wirft.“

„Am Besten wird es sein,“ meinte der Adjutant, „Sie suchen gleich das Haus auf, in welchem der Oberleutnant Kurz sein Quartier genommen; es ist das größte im Dorfe und somit hier am Ersten die Aussicht auf ein warmes Bett, das ich unter allen Umständen auch dem trockensten Strohbusche vorziehe.“

„Einverstanden!“ sagte der Major. „Und so machen Sie sich denn glücklich auf den Weg. Gerathen dürfte sein, Sie nehmen einen Unteroffizier oder Soldaten von der Stationswache mit, der Sie sicher führt und an Ort und Stelle bringt. Es ist eine pechschwarze Finsterniß draußen, daß man keine zwei Schritte weit vor sich sieht.“

„Gut; und nun gute Nacht, meine Herren!“

„Gute Nacht, Herr Kamerad! Kommen Sie gut nach Hause.“

„Danke!“

„Noch etwas!“ rief der Major nach. „Kommen Sie morgen gegen neun Uhr zum Rapport zu mir, damit wir Sie einer Kompagnie zutheilen.“

„Zu Befehl, Herr Major!“

Der Regen strömte und rauschte noch immer darnieder, und kalt piff der Wind über die Felder her, durch welche der Weg nach dem Dorfe führte. Es schlug eben ein Uhr, als Hellmann mit dem Unteroffizier das Stationshaus verließ. Der Offizier widelte sich dichter in seinen Mantel, denn die Aussicht, mit durch-nästen Kleidern auf dem Stroh schlafen zu müssen, war nicht angenehm.

Als sie das Dorf erreicht hatten, schritten sie die lange Häuserreihe, welche die einzige Straße zu bilden schien, hinauf, ob nicht noch irgend Jemand wach zu finden sein werde, an den sie sich wenden könnten. Aber Alles war still, Alles lag in größter Ruhe und schweigendem Frieden. Endlich bemerkten sie am untern Ende der Straße ein Licht, das durch eine offenstehende Thüre auf die nassen Steine und Wasserdümpfel zu fallen schien. Sie steuerten darauf zu und machten die erfreuliche Entdeckung, daß hier die Stationswache untergebracht sei. Die Mannschaft rauchte und spielte noch, der Posten schritt draußen im Regen mürrisch auf und ab.

Die Bauernfrau war schnell herbeigeholt.

„Kann ich noch ein Zimmer haben?“ frug Hellmann.

„Na.“

Hellmann's Ansprache waren auch offenbar übertrieben.

„So können Sie mir vielleicht ein Bett geben?“

„A Bett war schon noch da, aber dds steht halt im Zimmer, wo der andere Herr Oberst'nant schon schlafen thut.“

„Das ist ja prächtig!“ rief Hellmann entzünd. „Vorwärts, führen Sie mich auf das Zimmer! Gute Nacht, Leute!“

Mit Mühe klangen sie die enge Treppe hinan, während die Frau vorausleuchtete, und Hellmann ergötzte sich an der verduhten Miene seines aus dem Schlummer gestörten Schlafkameraden, der sich fruchtlos die Augen rieb und sich nicht in's Wachen zu finden vermochte. Er hatte vielleicht von einer feindlichen Ueberrumpelung oder dergleichen geträumt, jedenfalls aber hatte er sich bald genug von den friedlichen Absichten des unverhofften Gastes überzeugt, und überließ sich, nachdem er noch wie zu seiner Entschuldigung kurze, unverständliche Worte, als: hundemüde — Vivoual — Nachts vorher — Hundewetter — gestammelt hatte, wieder schleunigst dem Schlafe, dem sich auch Hellmann mit dem größten Vergnügen und der besten Erquickung hingab.

(Fortsetzung folgt.)

Wie lange kann der Mensch ohne Nahrung leben?

Eine bestimmte Antwort auf diese Frage zu finden, hat der Wissenschaft bis heute noch nicht gelingen wollen. Es wird überhaupt unmöglich sein, eine für alle Fälle geltende Frist festzustellen, da bei den gleichen äußeren Einwirkungen dennoch sehr viel auf Gewohnheit, Körperkonstitution, am Meisten aber auf die Willensstärke des Einzelnen ankommt. Die von der Medizin aufgestellte Hypothese besagt: daß beim völligen Mangel der Nahrung der Tod im äußersten Fall am neunten Tag eintritt. Viele schwächliche Naturen sterben schon nach drei Tagen.

Doch kommen hier und da bei Schiffbrüchen, Verschüttungen u. ganz erstaunliche Ausnahmen zur Erscheinung, welche aller Erfahrung widersprechen. Es kamen Beispiele vor, daß dergleichen Verunglückte monatelang ohne Nahrung verbrachten.

Zwei seltensten ärztlich beobachteten Fälle von Enthaltbarkeit will ich in Nachfolgendem mittheilen. Um das Resultat derselben noch auffallender erscheinen zu lassen, möge man bedenken, daß nicht äußerlicher Zwang, sondern der eigene eiserne Wille diese Menschen zu der qualvollen Pönitenz verurtheilte.

Am 5. April 1831 wurde ein Binger Namens Granier aus Toulja (Departement Haut-Garonne in Frankreich) unter die Anklage gestellt, seine Frau ermordet zu haben, denselben Tag noch verhaftet und in das Gefängniß von Muret gebracht. Im Laufe der Untersuchung, als sich die Schuldbeweise gegen ihn häuften und seine Verurtheilung nicht mehr zweifelhaft sein konnte, beschloß er am 15. April, keine Nahrung mehr zu sich nehmen zu wollen. Durch den Hungertod wollte er nicht allein der Schmach einer öffentlichen Hinrichtung entgehen, sondern auch seinen drei Kindern die kleine Besitzung der Familie erhalten, welche bei einer Verurtheilung vom Gericht konfiskirt worden wäre.

Wir folgen den authentischen Referaten des Gefängnißarztes über die beharrliche Ausführung dieses eigenthümlichen Entschlusses.

Am 20. April wurde Granier vom Gefängniß zu Muret nach dem Justizpalast zu Toulouse übergeführt. Dort wurden die strengsten Maßregeln gegen ihn ergriffen und er in Ketten gelegt. Bereits seit fünf Tagen hatte er jede Nahrung zurückgewiesen. Diese Weigerung setzte er beharrlich, trotz aller Bitten und Versuchungen, bis zum 17. Juni fort, an welchem Tage er endlich seinen Qualen erlag. Während dieser ganzen Zeit hatte er nur hier und da einige Tropfen Wasser zu sich genommen, um ein wenig den Brand, welcher in seinen Eingeweiden wüthete, zu mildern.

Doktor Castanet — der Gefängnißarzt — besuchte ihn zweimal des Tages. Nach neun Tagen, am 24. April, wurden die ersten Zeichen eintretender allgemeiner Abmagerung und Entkräftung sichtbar. Am 29. trat ein andauerndes Zittern ein, und doch fand Granier noch am 30. hinreichend Kraft, um das Schloß seiner

Kette zu sprengen. Am 18. Mai machte sich eine starke Beklemmung bemerkbar, am 6. Juni wurde das Athmen fast unmerklich, am 12. that der Puls 89 Schläge in der Minute, und am 17. machten eintretende Konvulsionen diesem langen, entsehligen Lebenskampf ein Ende.

Granier war 30 Jahre alt und volle 63 Tage ohne jede Nahrung geblieben. Dieser Fall mußte natürlich in der wissenschaftlichen Welt das größte Aufsehen machen. Man suchte nach analogen Beispielen, konnte aber nur ein einziges auffinden, welches in den „medizinischen Mittheilungen“ des englischen Doktors Robert Willan verzeichnet war.

Nach diesem ärztlichen Referat wurde ein junger Mensch von Magenbeschwerden und heftigen, innerlichen Schmerzen so sehr belästigt, daß er beschloß — durch mißverständliche Rathschläge und überspannte Geistesrichtung angetrieben — sich durch völliges Verzicht auf jede Nahrung zu heilen. Er verließ plötzlich seine Berufstätigkeit und seine Freunde, nahm eine Wohnung in einer abgelegenen, einsamen Straße, und sich alle Speise versagend, besetzte er nur von Zeit zu Zeit seine trockenen, brennenden Lippen mit einer Mischung von Wasser und einigen Tropfen Orangensaft.

Nach drei Tagen der Enthaltbarkeit hörte das drängende Verlangen nach Nahrung auf und der junge Mann setzte seine Studien ohne weitere Störungen in seiner Verborgenheit fort. Er machte sich nicht die geringste Bewegung, schlief sehr wenig und verbrachte den größten Theil der Nacht mit Schreiben und Lesen. Dabei nahm er täglich ungefähr eine halbe Flasche Wasser, vermischt mit dem Saft einer Axtels-Orange, zu sich. Während der letzten zehn Tage vor dem Besuch des Doktors nahmen seine Kräfte plötzlich so auffallend ab, daß er sein Bett nicht mehr verlassen konnte. Er begann ernstlich besorgt zu werden; bisher hatte er an eine Erhaltung durch übernatürliche Einwirkung geglaubt, aber seine Illusionen schwanden, als er die täglich mehr überhandnehmende körperliche Verfallung bemerkte.

Um diese Zeit entdeckten die Angehörigen seinen Zufluchtsort und überredeten ihn, den Besuch eines Geistlichen anzunehmen. Diefem gelang es, seine Einwilligung zu einer besonnenen Behandlung zu erhalten, welche ihn wieder herstellen sollte.

Doktor Willan wurde gerufen und besuchte den jungen Leiden den am 23. März 1786, am 61. Tag seiner Asteiung. Der Doktor fand ihn bis auf die Knochen abgezehrt und sein Gesicht erschien wie dasjenige eines präparirten Gerippes. Nur seine Augen ermangelten nicht des Glanzes, seine Stimme war noch deutlich und klar, der Geist aber bis zur Lethargie ermattet. Er hatte während seiner Einsamkeit angefangen, die Bibel abzuschreiben, und jedes Kapitel mit Erklärungen versehen. Der Doktor sah diese Arbeit, welche bis zum zweiten Buch der Könige geblieben war.

Vom 23. bis zum 28. schien durch den Einfluß einer angeordneten zweckmäßigen Lebensweise Kraft und Gesundheit wiederkehren zu wollen. Schon konnte sich der Geschwächte vom Bett erheben und in der Stube auf- und abgehen, als er plötzlich am 29. Gedächtniß und Sprache verlor. Dieser hoffnungslose Zustand hielt einen ganzen Monat an, am 29. April hatte er aufgehört zu leben.

Doktor Willan glaubte, daß dieser Fall seltener Ausdauer bei völliger Enthaltbarkeit zum ersten Male vorgekommen und nur dadurch möglich geworden sei, daß die Exaltation des Geistes und Gemüthes — welche beinahe dem Wahnsinn gleichsam — eine so große Macht auf den Körper ausgeübt habe, daß dieser mit seinen Bedürfnissen zurücktrat. Granier stand, wie oben erwähnt, unter dem Einfluß eines starren Entschlusses, eines starren Charakters und Willens. Es war nicht, was man gewöhnlich bei heroischen Thaten „Seelenstärke“ nennt, es war eine Aufregung, nicht weniger gewaltsam als die des jungen Engländer's, nur daß diese durch religiöse Schwärmerei und die andere durch die Furcht erzeugt wurde, die Nachtheile büssen zu müssen, welche eine Verurtheilung über den Mörder verhängt. Nur durch gewaltige äußere Einwirkungen konnte in beiden Fällen ein so unnatürlicher Entschluß gefaßt und mit so seltener, allen ärztlichen Wahrnehmungen widersprechender Ausdauer durchgeführt werden.



als Blumenvase dienend, jetzt mit allen möglichen hübschen Geschenken gefüllt war. Daß sich unter diesen Geschenken auch ganz moderne Probirte, wie Glacehandschuhe, Spitzenstrümpfen und dergleichen befanden, beweist durchaus nicht, daß die Fortuna keine wirkliche, echte, antike Fortuna war, sondern nur, daß die Götter über Raum und Zeit erhaben sind und folglich die Bedürfnisse aller Länder und aller Zeiten kennen.

„Und hier ist Ihr Geburtstagsglückchen, Fräulein Delschen,“ sagte die alte Magd hervortretend, als Adele jetzt alle Gaben der Mutter und ihre sinnreiche Anordnung bewundert hatte. „Nicht Ihr Stücken, sondern mein Kuchen, den ich doch noch gebacken habe, und er ist viel höher geworden als der Ihrige, und — ich gratulire auch vielmals, liebes Fräulein Delschen!“

Das junge Mädchen dankte gerührt der alten, treuen Dienerin, und dann kamen noch andere Gratulanten, Freundinnen und Verwandte, mit neuen Blumen und Gaben. Auch Ewald kam mit einem prachtvollen Strauß von lauter Rosen. Er hatte lange überlegt, ob er dem geliebten Mädchen nicht ein werthvolleres Geschenk machen dürfte? Er hätte es so gern gethan, und Adele, davon war er überzeugt, hätte es freundlich und unbefangen aufgenommen; aber ob es der Tante recht gewesen wäre? Und er selbst, gab er es unbefangen? Ach nein! er hätte in das Angebinde all' sein Wünschen und Hoffen, alle die Liebe niederlegen mögen, die er jetzt noch nicht auszusprechen wagte; denn wie durfte er, der junge, noch brodlose Advokat, das Schicksal eines andern Wesens mit dem seinen, noch so unsichern verbinden? Hatte er ohnehin doch zuerst an die alte Tante zu denken, die seit Jahren für ihn gesorgt, ihm so manches Opfer gebracht hatte; er mußte genug für Drei haben, ehe er es wagen durfte, seine Neigung zu der theuren Gespielin zu gestehen.

Unter solchen Gedanken hatte Ewald den Rosenstrauß gekauft, den er seiner Cousine bringen wollte. „Und Du, Dorn?“ fragte er seinen Freund, der ihn zum Gärtner begleitet hatte, „willst Du nicht auch mitgehen? Da die Tante Dich für den Nachmittag eingeladen hat, scheint es mir nicht mehr als billig zu sein, daß Du ihr vorher Deine Aufwartung machst.“

„Ach, Du weißt, ich liebe solche Ceremonieen nicht,“ erwiderte der junge Mann. „Zudem,“ sagte er lachend hinzu, „möchte ich nicht als dritte Person figuriren, wo ein solcher Rosenstrauß überreicht wird. Ich könnte da ein sehr überflüssiger Dorn sein.“

„Nun, wie Du willst,“ hatte Ewald nicht ohne ein leichtes Erröthen geantwortet und war allein zu Adele gegangen. Dorn's Befürchtung aber, die dritte Person bei der Gratulation zu sein, erwies sich als durchaus ungegründet, denn das Geburtstagskind war ganz von Freunden umdrängt, so daß Ewald auch nur wenige Worte mit ihr wechseln konnte und sich bald entfernte, mit dem Versprechen, sich nebst seinem Freunde zur bestimmten Zeit bei der Doppelheide am Eingang des Waldes einzufinden.

Nachmittags bewegte sich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft von der Stadt nach dem nahen Walde hin. Ein Theil derselben hatte sich bei der Festgeberin versammelt gehabt, die entfernter Wohnenden aber gingen direkt nach dem bestimmten Orte.

Unter den Ersteren befand sich ein junges Mädchen von lebhaften Gesichtszügen und schwarzen, glänzenden Augen. Olga von Hilgen, so hieß sie, war eine Tochter der besten Freundin von Adels Mutter, und deshalb auch Adels Freundin; einen andern Grund für diese Verbindung hatten die beiden Mädchen schwerlich zu nennen gewußt, denn große Sympathie herrschte nicht unter ihnen; eher beruhte das Verhältniß auf dem Grundsatz: les extrêmes se touchent.

„Wie angenehm, daß Dein Cousin gerade heute hier ist,“ sagte Olga zu Adele, als sie durch die Kastanienallee gingen, welche zu dem Walde führte. „Es fehlt und ohnehin so an Herren! Und weißt Du, ich finde, er hat sich recht zu seinem Vortheil verändert in den Jahren; als er von der Universität aus einmal bei Euch war, fand ich ihn doch sehr häßlich.“

„Ewald? Häßlich?“ sagte Adele — „wirklich, daran habe ich nie gedacht! Nun ja, er mag kein Adonis sein, aber er hat ein so gutes Gesicht und so liebe Augen —“

„Und hat Dich damit so innig angesehen, als er Dir den Rosenstrauß brachte. Diesen Morgen,“ lachte Olga, „ja, ja, ich

habe es wohl bemerkt! Nun, liebes Herz, ich habe ja auch durchaus nichts gegen ihn und —“

„Ich bitte Dich, Olga, sprich kein dummes Zeug,“ unterbrach sie Adele ernst, „Du weißt, daß Ewald so gut wie mein Bruder ist! Doch ich habe Dir noch nicht gesagt, daß er einen Freund mitbringt, denselben, der eigentlich die Ursache seines Hierseins ist.“ Und sie erzählte ihr und einigen hinzutretenden Freundinnen die Geschichte von der armen Köhlerfamilie, welcher die jungen Leute ihre Reise geopfert hatten.

„Wie schön, wie edel!“ rief Olga enthusiastisch; „o ich freue mich diesen Mann kennen zu lernen. Er ist hoffentlich recht arm, denn sonst hätte das Opfer weniger Werth. Aber sind das dort nicht die beiden Herren? Der eine wenigstens scheint Dein Cousin zu sein.“

In der That kamen die beiden jungen Männer, von denen die Rede gewesen, in diesem Augenblick von einer andern Seite her zur Gesellschaft, und Ewald bereitete sich, seinen Freund der Tante vorzustellen.

„Felix von Dorn; — meine Tante, Frau Mathin Bräuner, und da kommt auch meine —“

Aber er sprach das Wort „Cousine“ nicht aus, denn bei Adels Anblick hatte sich eine lebhafteste Bewegung in den Zügen seines Freundes gezeigt, er war auf sie zugeeilt und sagte, ihr die Hand reichend: „Wie freue ich mich, mein Fräulein, Sie hier wieder zu sehen!“

„Ach, Sie sind es?“ rief auch Adele, tief erröthend. „Und Sie sind wohl? es hat Ihnen nichts geschadet?“

„Aber was soll denn Herrn von Dorn geschadet haben?“ fragte jetzt die Mathin, welche dieser Scene, gleich den Uebrigen, mit großem Erstaunen beigewohnt hatte. „Und woher, Adele, kennst Du den Herrn? Er ist doch erst seit gestern hier?“

„Ja, und woher kennst Du meine Cousine?“ fragte auch Ewald, seinen Freund mit Blicken betrachtend, die in diesem Augenblick durchaus nicht viel Freundschaft verriethen.

„Sie haben also unser kleines Abenteuer nicht erzählt?“ fragte Felix, während eine helle Freude in seinen Augen aufleuchtete.

„Ich fand nicht Zeit dazu,“ erwiderte Adele etwas verlegen; „gestern Abend war die Mutter beschäftigt, und ich durfte nicht zu ihr, wie die Kinder vor Weihnachten, und diesen Morgen hab' ich's über den Geburtstag vergessen. Ja, Mama,“ wandte sie sich an diese, „dieser Herr ist der Lebensretter meines alten Generals, und eigentlich auch Deiner Tochter, denn ich hing an dem steilen Ufer wie der Mann im Syrerland zwischen Kameel und Drache.“ Und sie erzählte der neugierigen Gesellschaft das gestrige Abenteuer.

„Wie interessant!“ flüsterte Olga der Freundin zu, „daß ich doch noch etwas Romantiker in dem prosaischen Leben! Aber wer ist denn dieser junge Held eigentlich?“ Und sie bestürmte Adele mit Fragen, welche diese natürlich nicht zu beantworten wußte.

Mittlerweile war die Gesellschaft an dem bestimmten Orte, einem schattigen Abhang am Walde, angekommen und hatte sich dort gelagert. Es war ein hübscher Anblick, die jugendlichen Gestalten in den hellen frischen Sommeranzügen, unter denen die Frau Mathin, die einzige ältere Dame, im weißen Kleide wie eine volle Pflaume unter kleinen Frühlingsblumen thronte. Der Kaffee mündete, trotz der drückenden Wärme, trefflich, und Kathrinens Kuchen, den sie eigenhändig herum reichte, fand allgemeinen und wohlverdienten Beifall.

„Aber nun wollen wir spielen,“ rief Olga aufspringend. „Soll ich Stimmen sammeln?“ Und sie machte die Runde in der bunten Gesellschaft, um eines Jeden Vorschlag zu hören. Ein Wänderspiel wurde gewählt, und Alle theilnahmen mit ungezwungener Heiterkeit dabei.

„Was soll Der oder Diejenige thun, der dieses Pfand gehört?“ rief die Mathin, welche die Wänder in Empfang genommen hatte.

„Sie soll drei aus der Gesellschaft mit Blumen vergleichen,“ lautete die Antwort. Olga war die Besizerin des Pfandes, und bereitete sich, ihre Aufgabe zu lösen.

„Sie, Herr Doktor,“ sagte sie zu Ewald, „vergleiche ich mit dem Immergrün; Ihren Freund — und sie verbeugte sich vor Felix, der daneben saß — „mit — ja, mit dem Jasmin; und —“

hier wollte sie einen dritten Herrn nennen, dachte aber noch zur rechten Zeit daran, daß Ihre Freundinnen nicht verfehlt würden, ihre Bemerkungen gegen diese Einseitigkeit zu machen, und schritt deshalb auf Adele zu, indem sie sagte: „und Dich, liebe Adele, mit Deinem weißen Kleide und rothen Wandern, vergleiche ich einem Maasliebchen.“

„Bravo, Olga, die Vergleiche sind gut!“ rief die Mätzin. „Aber eigentlich sollte man die Begründung des Vergleichs immer hinzufügen, wie Du bei Adele gethan; so ist die Aufgabe doch zu leicht.“

„Und bei Adele hätte die Begründung auch etwas tiefer sein können,“ flüsterte Ewald seinem Freunde zu.

Felix antwortete nicht, sondern sah träumerisch in den Wald hinein.

„Herr von Dorn, Sie werden noch ein Pfand bezahlen müssen, wenn Sie nicht besser aufpassen,“ rief die Mätzin. „Hier ist Ihr Notizbuch, das ich im Pfand habe, und welches Sie mit einem Rathsel einzulösen sollen. Rasch, geben Sie diesen jungen Damen eine recht harte Nuß zu knaden.“

„Ein Rathsel?“ wiederholte der junge Mann, „wirklich, gnädige Frau —“

„O Sie wissen, hier wird kein Pardon gegeben. Ein Rathsel, oder dieß Taschenbuch ist mein, und ich habe das Recht, der Gesellschaft etwas daraus vorzulesen, womit sie sicherlich auch zufrieden wäre, nicht wahr, meine Damen und Herren?“

„O nicht doch!“ rief Felix, das Buch lachend an sich nehmend, „Sie würden Ihre Mühe schlecht belohnt finden. Nein, da gebe ich lieber das Rathsel.“ Und er war nach kurzem Besinnen im Begriff anzufangen, als plötzlich ein fernes Rollen ertönte.

„Der Donner, ein Gewitter!“ riefen Alle, und sprangen erschrocken auf. In der That hatte sich der westliche Himmel mit drohenden Gewitterwolken bedeckt, die sich mit großer Schnelligkeit weiter verbreiteten.

„Wie schade,“ riefen Alle durch einander, „wir müssen aufbrechen, rasch!“ Die Gastgeberin bat die Gesellschaft, sich nach ihrer Wohnung zu begeben, wo man den Abend zubringen wollte, und ging dann mit der Mehrzahl der Gäste voran; Adele blieb zurück, um Katharine beim Einpacken des Geschirrs zu helfen. Ewald und sein Freund, sowie Olga, erklärten mit Adele zurückgehen zu wollen.

„Es ist doch etwas Herrliches, ein Gewitter,“ sagte Olga, sich an die Doppelreihe lehrend, während Adele mit der Dienerin und zwei Mädchen, die diese zur Hälfte mitgenommen, auf dem freien Platz am Boden kniete, um die gebrauchten Sachen zu sammeln. „Sehen Sie nur, Herr von Dorn, wie prächtig der Blitz das Halbdunkel des Waldes erhellt! Und könnte man sich unter der Gruppe dort am Boden nicht eine Zigeunergesellschaft denken? Ihr Freund als Hauptmann, Adele als seine Geliebte —“

„Ich denke, sie sind beide zu blond, um als Zigeuner zu figuriren,“ unterbrach sie Felix.

„Freilich, Sie würden besser dazu passen,“ erwiderte Olga mit einem bewundernden Blick auf die elastische Gestalt und die glänzenden schwarzen Locken, die das schmale, ausdrucksvolle Gesicht lang umwallten.

„Liebe Olga, bleib doch nicht unter dem Baume, der noch dazu allein steht. — Du weißt, das ist gefährlich!“ rief Adele jetzt ihrer Freundin zu.

„Gefährlich? ich fürchte keine Gefahr!“ entgegnete diese. „Ich könnte mir eigentlich nichts Schöneres denken, als so von dem göttlichen Strahle wieder in den Schooß der Natur zurückgestürzt zu werden, ohne den ermüdenden Kampf mit dem Leben in voller Jugendkraft!“

Und die prächtige Giche mit dem einen Arm umfassend, so daß die schlankte Gestalt mit den glänzenden Augen, von dem hellen Gewande umflossen, wie die Dryade des Baumes erschien, bellarmte sie:

Ich möchte sterben in des Lebens Hülle,
Oh noch der Mittag sich zum Abend neigt,
Oh die zerbrechliche, die schwache Hülle
Die Spuren der verlebten Jahre zeigt.

Felix konnte nicht umhin, einen bewundernden Blick auf die interessante Erscheinung zu werfen, und einen zweiten, vergleichenden

auf Adele. Diese hatte eben den letzten Storb auf den kleinen Wagen gestellt, den die Mädchen fort zogen; statt des Hutes, den sie sorgfältig zugebedt, mit auf den Wagen gelegt, band sie sich ein weißes Tücheltchen um den Kopf, aus dem das lütbliehe Gesicht mit den klaren blauen Augen gar lieblich heraus sah. Felix gedachte wieder des innigen Blicks, mit dem diese Augen ihm gestern gedankt, dieses Blicks, den er die ganze Nacht hindurch sich zurückgerufen, den er wieder und wieder gefühlt, genossen hatte, und der Glanz von Olga's Augen ersloß davor. Diese erschien ihm wie die geheimnißvolle Waldfee, die man bewundert, aber nicht liebt; Adele wie das erste reine Weib, das der Mann tragen, schätzen, an's Herz ziehen möchte.

Olga war dem Blicke des jungen Mannes gefolgt und rief, plötzlich den Baum verlassend: „Ach, ich kann Dir wohl helfen, Adele? Ueber die Schönheit der Scene habe ich das ganz vergessen.“

„Ich danke Dir, Olga, wir sind jetzt fertig,“ erwiderte Adele freundlich. „Aber nun laßt uns eilen — das Gewitter kommt näher — ha!“

Diesen letzten Schrei hatte ihr der Blitstrahl ausgepreßt, der eben jäh und grell, von rollendem Donner begleitet, neben ihnen hinfuhr, gerade an der Doppelreihe herunter. In einem Nu stand der herrliche Baum in lichten Flammen, die prasselnd durch das Laubwerk emporlohten.

Ein Schrei, theils des Schreckens, theils der Bewunderung war auch den Lippen der übrigen Zuschauer entflohen; Olga war erblaßt und starrte nach der Stelle, wo sie noch eben gestanden, und die jetzt in heller Glut leuchtete; Adele aber hatte, gleichfalls todtentblä, die Hände gefaltet, und die in Thränen schwimmenden Augen zum Himmel erhebend, rief sie: „Gott sei Dank, o Gott sei Dank!“ Dann eilte sie, ihre Freundin zu umarmen.

„Ja, Gott sei Dank, daß Ihr Wunsch nicht so schnell erhört worden ist,“ sagte Ewald, sich zu Olga wendend. — „Aber wie Du zitterst, meine arme Adele.“ Und er legte stehend den Arm um sie.

Felix warf einen finstern Blick auf die Beiden.

„Sollen wir nicht gehen?“ fragte Adele leise.

„Geh'n — von einem solchen Schauspiel fortgeh'n?“ rief Olga.

„Nein, das vermag ich nicht!“

In der That war der Anblick des brennenden Baumes ein prächtvoller. Wie ein Löwe, von einer riesigen Schlange umwunden, so ächzte und krachte der mächtige Baum unter den tödtlichen Umarmungen des feurigen Gegners. Wie der alte Stamm, gleichsam Hülfe suchend, seine rasch verdorrten, entblätterten Aeste in die Lüfte streckte! Wie die zarteren Glieder, die noch eben so heiter betränzten Zweige, prasselnd dem Feind erlagen oder vom Stamme getrennt, verstümmelt zu Boden sanken; wie die Vögel, die in dem lauschigen Gezweig so lange ihre sichere Wohnstätte gehabt, ängstlich schreiend die verwüstete Heimat umflatterten, und von der steigenden Glut vertrieben, in weiteren und weiteren Kreisen ihre Klagen ertönen ließen. Aber der grimme Feind, die züngelnde, feurige Schlange, war taub gegen die Klagen, erbarmungslos für das Stöhnen ihres Opfers; triumphirend wand sie sich enger und enger um seine Glieder, gierig trank sie sein Blut, verzehrte sein Mark und ruhte nicht eher, bis von dem herrlichen Baume, der Jahrhunderte lang den Stürmen getroßt, den Mäuden Schatten, den Vögeln Obdach gegeben hatte, nichts übrig war, als der trastlose todte Rumpf.

Schweigend, wie sie dem Schauspiel beigewohnt, trat die kleine Gesellschaft den Rückweg an. Adels Wohnung war bald erreicht, noch vor dem Regen, der kurz darauf in Strömen niedergoß. Die versammelten Gäste empfingen die Hinzukommenden mit Vorwürfen über ihr langes Ausbleiben, erfuhren dann aber mit Staunen und Schrecken die Ursache desselben. Auch sie wurden durch den Vorfall ernster gestimmt; zum Tanzen, von dem die Rede gewesen, war man nicht mehr geneigt, und so trennte sich die Gesellschaft früher, als man beabsichtigt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein untergehendes Volk.

(Nöcker S. 505 u. 509.)

Nicht ohne Berechtigung wendet sich unsere Pietät dem Verschwindenden zu, während unsere Hoffnungen dem Emporauchsenden gehören; — nicht ohne Berechtigung, denn in der Vergangenheit kannten wir ein bestimmtes Gute, wußten um dessen unleugbares Dasein, hatten es selbst erprobt und von allen Tönen, die uns theuer waren, loben und preisen hören, während die Hoffnungen der Zukunft, sie mögen eine noch so solide Basis haben . . . eben nur Hoffnungen sind.

Mit einem ganz besonderen Gefühle sehen wir jedoch ein ganzes Volk verschwinden, ein Volk, dem unsere Vorfahren des Unrechts so viel angethan haben und dessen letzte Spuren wahrscheinlich sich zur Zeit unserer Enkel und Urenkel verlieren werden, — die Indianer Amerikas. Spanier und Anglo-Sachsen haben sich einen Welttheil zu eigen gemacht und im Namen der Kultur, des Fortschritts — ja des Christenthums haben sie nach und nach die Ureinwohner ausgerottet. Ihrem schönen Eigennutz, den sie mit jenen hohen Namen zu beschönigen und zu bedecken suchen, wird es bald gelungen sein, einen ganzen Menschenstamm von der Erde vertilgt zu haben, und in dieser Hakenarbeit gibt der lastblütige Nachkomme der europäischen Nordländer dem des rache- und blutdürstigen Spaniers nichts nach. Es ist schon viel und seit langen Jahren über die Unmenslichkeit der civilisirten Eroberer geschrieben worden, und alle Verurtheilung derselben ist fruchtlos geblieben. Das systematische Vertilgen der Indianer, sei es durch Pulver und Blei, durch Branntwein oder durch Staatsverträge, ist und bleibt ein Verbrechen an der Menschheit — jener Menschheit, die weit über Staaten und momentaner Civilisation steht. Fast mit Bedauern müssen wir es anerkennen, daß es die Jesuiten waren, welche im Beginn des vorigen Jahrhunderts in Paraguay und Uruguay am Meisten für die Indianer gethan haben und daß, wenn ihr Beispiel befolgt, ein neues Leben in diesen Volksstamm gekommen wäre.

Die dunkle Ahnung des Unrechts, welche dem Menschen selbst im Augenblicke des Begehens desselben innewohnt, hat auch schon die Wissenschaft bewogen, mildernde Umstände für das Verfahren der Civilisation zu suchen, und da war wohl der erste Schritt der, zu beweisen, daß die Indianer Amerikas keine selbstständige Menschenrasse zur Zeit der Entdeckung des Columbus waren, sondern ein Gemisch von einer amerikanischen Urrasse und eingewanderten asiatischen und amerikanischen Völkerschaften. Diese Annahme beruht auf einer großen Wahrscheinlichkeit, welche fast an Gewißheit grenzt, jedoch haben einige mikroskopische Untersuchungen des Dr. B. A. Browne von Philadelphia seit Kurzem diese ganze Annahme wieder in Frage gestellt. Dieser Gelehrte hat seine Beobachtungen auf die Haare der verschiedenen Rassen gebaut.

„Das Haar des Indianers,“ sagt er, „hat eine cylindrische Form, während das des Europäers und Chinesen oval ist; es tritt zwar, wie das des Europäers, im schrägen Winkel aus der Epidermis hervor, doch hat dasselbe keinen Mittelkanal für den Farbstoff, es ist derselbe vielmehr in der Rinde und in den Fibern vertheilt, und differirt also das Indianerhaar wesentlich vom Haar des Weißen dadurch, daß letzteres oval ist und einen Kanal zur Aufnahme des Farbstoffes hat.“ Die von ihm an Mumien und lebenden Indianern, todteten und lebenden Europäern angestellten Untersuchungen haben es stets bestätigt und sogar noch das Resultat gegeben, daß selbst die verschiedenen Haare der Weißen, in ihrer Form und im Dickenmesser, Abstufungen erleiden, welche sie entweder der cylindrischen Form des Indianerhaars oder der elliptischen des Regerhaars zuführen.

Wir sind überzeugt, daß auf dem von Dr. Browne eingeschlagenen Wege noch überraschende Resultate zu finden sind, und daß das Mikroskop auch auf dem Felde der Ethnographie, wie auf so vielen anderen, die wichtigsten Dienste zu leisten berufen ist.

Doch wenn auch mit Bestimmtheit nachgewiesen werden könnte, daß die amerikanischen Indianer zur Zeit der Entdeckung des Columbus keine reine Volksrasse mehr bildeten, so wäre dieß doch nicht im geringsten Grade eine Entschuldigung des Verfahrens der christ-

lichen Eroberer — sowohl der mittelalterlich-katholischen Spanier, als der protestantischen Nordamerikaner — gegen dieselbe. Ja heute — wo man in Europa gewaltig mit den Ueberresten mittelalterlicher Barbarei aufräumt, wo selbst die Todesstrafe in zehn Jahren keinen Verteidiger mehr finden wird, ist der amerikanische Farmer der unerbittliche Verfolger und Verleumder des Indianers. Es ist wahr, daß der Indianer sich meistens auf stetem Kriegsfuß mit dem Weißen befindet und gegen denselben Greuelthaten verübt, von denen wir nicht den entferntesten Begriff haben; aber wissen die Schuld dieser Schändlichkeiten ist, wer die Verantwortung dieser grenzenlosen Verwilderung trägt, das bleibt festzustellen — oder vielmehr das unterliegt keinem Zweifel, wenn man die Cherokee, die Choctas, die Creeks, die Seminolen und Delawares sieht. Diese Stämme haben eine geordnete Regierungsform mit einem Präsidenten an der Spitze; ihm zur Seite steht eine aus freier Wahl hervorgegangene gesetzgebende Versammlung; in Religion, in Kleidung, in Sitten und Allen, was den inneren Menschen ausmacht, stimmen sie vollkommen mit dem civilisirtesten Europäer überein, in den Wohnungen der Cherokee findet man reiche brüsseler Teppiche und Konzerflügel von Steinway — sie haben ausgedehnte Landgüter und gleich den Skavenbaronen des Südens hatten sie vor dem letzten Kriege zahlreiche Negerknechte. Und man möge uns nicht erwidern, daß die oben citirten Stämme vielleicht einer außerordentlich geistig privilegierten Indianerfamilie angehören; denn die Creeks, die Choctas und die Seminolen gehören demselben Muskogee-Choctas-Stamme an, zu dem die wilden Pascagoulas gehören und die Attapapas, die heute noch Menschenfresser sind.

(Schluß folgt.)

Was liefert uns der Weinstock?

Eine ökonomisch-technische Skizze.

Man darf das Wort „Weinstock“ nur aussprechen, um sofort ein angenehmes freudiges Gefühl in sich zu verspüren; denkt man doch gleich an die sonnigen Nebenhügel an der Mosel und an den herrlichen Rheinstrom, an die üppigen Rebengelände, die sich in den glücklichen gelegenen süblichen Ländern Europas von einem Meer zum andern hinziehen, und an die von Dichtern besungene Göttergabe, den goldenen Wein, ein Labial der Schwachen, eine Stärkung der Mägen, den Betrübten Trost und Freude spendend. Schon den ältesten Kulturvölkern war dieser unansehnliche, windende Strauch, die Weinrebe, bekannt, und wir wissen ja, wie der weite Stammvater des Menschengeschlechts, der fromme Noah, von Gott selbst in der Zucht des Weinstocks und in der Vereitung des Weins unterrichtet worden ist, und in welcher unangenehme Lage er sich auf einmal versetzt fühlte, weil er zu tief in's Glas gesehen. Das Lied hat später den gottesfürchtigen Noah gerechtfertigt, wenn es anhebt: „Wer niemals einen Rausch gehabt, das ist kein braver Mann“, und gewiß stimmen gar Viele der Wahrheit dieser Worte bei, die ebenfalls bei festlichen Gelagen im trauten Kreise frohlicher Freunde im Sinne des Liedes brave Männer geworden sind. Ein anderes Beispiel von der Kraft des Weines erzählt uns der Vater der Dichtkunst, der unvergleichliche Homer. Der „viersinnende“ Odysseus nemlich gerieth auf seinen Irrfahrten mit seinen Gefährten auf die Cyclopieninsel in die Höhle des eindäugigen Polyphemos. Dieser machte mit seinen ungebetenen Gästen gar nicht viele Umstände und verspeiste zu jeder Mahlzeit zwei von ihnen. Dem schlauen Odysseus behagte diese Situation keineswegs, „er sann auf Rettung und versühl“ auf den Gedanken, dem Ungeheuer von seinem rothfunkelnden Weine, den er in Schläuchen bei sich führte, zu trinken zu geben. Dem Cyclopien mündete der Wein ganz vortrefflich, und wenn man vom Hunger auf den Durst schließen darf, so mag er wohl nicht wenig zu sich genommen haben, doch zuletzt trat auch bei ihm der Moment ein, wo er „unter die Wand versank“. Diesen günstigen Umstand benützte Odysseus, um ihn mit einem glühenden Pfahle an seinem einzigen Auge zu blenden, wodurch es ihm und seinen glücklichen Gefährten dann ein Leichtes



war, zu entkommen. Wie die Griechen, so waren auch die Römer große Verehrer des Weines, und gerade sie waren es, welche den Weinstock nach Gallien und an den Rhein verpflanzten, wo jetzt noch die Weinkultur in höchster Blüte steht.

Was den Wein zu dem macht, was er ist, das ist hauptsächlich sein eigenthümlicher Wohlgeruch, das Bouquet, oder die, namentlich den edleren Weinarten in hohem Grade eigenthümliche Blume. Diese Blume rührt von verschiedenen Aetherarten her, als Cenanäther, Buttersäureäther u. A., die sich während der Gährung in dem Weine bilden. Das Bouquet, welches unter den deutschen Weinen, vorzugsweise bei den Rheinweinen, so sehr geschätzt wird, läßt sich noch erhöhen, wenn man dem Weine die getrockneten Blumenblätter der Weintraubenblüte hinzusetzt. Aus diesen Blättern wird auch eine Bouquetessenz bereitet, wodurch man bouquetaromen Wein verbessern und veredeln kann. Läßt man die süßen Trauben ganz eintrocknen, so daß vorzugsweise nur der Zuckergehalt zurückbleibt und die Wassertheile sich verflüchtigen, so erhält man die Rosinen, welche einen nicht unwichtigen Handelsartikel bilden. Auch die Aorinthen sind nichts Anderes als getrocknete, kernlose Weintrauben, die hauptsächlich in Griechenland als eine eigene Spezies wachsen. In Folge des Gährungsprozesses schlägt sich im Weine ein Bodensatz, die Weinhese, nieder, woraus der in mancherlei Gewerben und in der Medizin vielfach angewendete Weinstein bereitet wird. Die Weinhese dient ferner zur Fabrikation des Hefenbranntweins und die durch die Destillation entgeistigte Hefe kann trotzdem noch auf Weinstein, oder durch Verkohlen auf Drusenschwärze verarbeitet werden. Die zarten, äppigen, aber tauben Schosse, Reigen genannt, welche bei günstigem Wetter massenweise in den Weinbergen emporstehen, bilden ein für unsere wiederlaubenden Hausthiere vortreffliches Futter. Die Nebenblätter werden zum Verpacken von Früchten verwendet, und das Rebholz ist ein gutes Brennmaterial. Die sehr kalireiche Rebholzasche gibt eine nicht unbedeutende Ausbeute an reiner und guter Pottasche. Aus verkohltem und fein gemahlenem Rebholz gewinnt man eine brauchbare schwarze Farbe, das Rebschwarz.

Noch wichtiger für technische Zwecke sind die Träber oder Trester, welche auf der Kelter zurückbleiben, wenn der Most aus den Trauben ausgepreßt ist. Durch das mechanische Auspressen vermittelt einer Kelter schraube wird nicht aller Saft vollständig ausgetrieben, sondern es bleibt noch ein kleiner Bruchtheil davon in den Trestern zurück. Um diesen nicht verloren geben zu lassen, fabrizirt man — und das ist namentlich in Frankreich der Fall — einen sogenannten Nachwein. Man vermischt zu diesem Zwecke die Trester mit Wasser, setzt eine entsprechende Quantität Zucker hinzu und überläßt dieses Gemenge unter Abfluß der Luft der Gährung. Schließt man bei diesem Verfahren die Luft nicht ab, so erhält man einen guten Essig. Der Nachwein ist ein angenehmes, gesundes Getränk, wenn er auch an Güte dem echten Traubenwein nachsteht. In neuerer Zeit hat die Weinfabrikation solche Fortschritte gemacht, daß es nur Leuten von Fach möglich ist, den echten von dem unechten zu unterscheiden. — Unter Anwendung von metallischem Kupfer dienen die Trester auch zur Fabrikation der unter dem Namen Grünspan in den Handel kommenden schönen, grünen Malerfarbe. Sehr bekannt und verbreitet ist die Verwendung der Trester zur Gewinnung von Branntwein. Der Tresterbranntwein kommt zwar an Qualität den Fruchtbranntweinen nicht gleich, doch hat er einen entschiedenen Vorzug vor allen jenen Wässern, welche aus Kartoffeln, Rüben u. gebrannt werden. Bei dieser Art der Branntweingewinnung fallen noch werthvolle Nebenprodukte ab, als: Rohweinstein (sog. Kesselfloß) und ein lösliches Traubenöl, das ebenfalls als Bouquetessenz verwendet wird. Die durch Sieben ausgeschiedenen Traubenkerne liefern, wenn sie getrocknet sind, 10 bis 15 Prozent feines, wohlriechendes Speiseöl, (Traubenlernöl), und die ausgepreßten Celluchen können als Brennmaterial oder noch nützlicher als Gerbstoff benützt werden. Geröstete Traubenkerne liefern eines der besten Kaffeesurrogate.

Selbst jetzt sind die so vielfach ausgenutzten Weintrester noch nicht werthlos. Man verbraucht sie als Dünger, oder, mit Hädel vermengt, als Viehfutter, sie dienen als Rohstoff bei der Papierfabrikation, und in getrocknetem Zustande als Brennmaterial, aus dessen Asche mit Vortheil eine gute Pottasche gewonnen werden

kann. Die ausgenutzten Trester werden auch in eigens dazu eingerichteten Verkohlungsofen verkohlt und geben dann, auf's Feinste gemahlen, die Drusenschwärze, welche unter dem Namen frankfurter Schwarz bekannt ist. Daß auch aus der Weinhese Drusenschwärze fabrizirt wird, ist schon vorher erwähnt worden. Die allerwichtigste, weitaus vortheilhafteste Anwendung der ausgenutzten Trester besteht jedoch darin, daß man sie der trockenen Destillation unterwirft, wobei man ein sehr schönes Leuchtgas in reichlicher Menge erhält. Außerdem gewinnt man bei diesem Verfahren noch Theer, Ammoniakwasser und Tresterkohle. Der Theer ist dem Holztheer ähnlich und wird, wie dieser, zu allerlei Anstrich und zur Darstellung verschiedener chemischer Präparate, als: Carbonsäure, Photogen, Paraffin u. verwendet. Das Ammoniakwasser kann, mit seinem dreibis vierfachen Volumen Wasser verdünnt, als flüssiger Dünger unmittelbar angewendet werden; unvermischt übergießt man damit die Komposthäufen, um sie für Dünger herzurichten. Man kann auch Brachäder damit überfahren, wo es durch seine ägenden Eigenschaften die Vertilgung des Unkrauts und Bodenungeziefers bewirkt und noch nebenbei düngende Wirkung ausübt. Durch zeitweiliges Begießen der Gartenwege mit Ammoniakwasser erhält man dieselben immer rein von Unkraut. Das Ammoniakwasser dient auch zur Darstellung von Salmiakgeist, sowie zur Gewinnung verschiedener Ammoniakpräparate (Salmiak, schwefelsaures und essigsaures Ammoniak u.).

Der zum Zwecke der Reinigung des Gases verbrauchte Gasfall wird auf allen kalkarmen Bodenarten mit Vortheil zur Bodenverbesserung benützt, namentlich ist es zu empfehlen, solche Wiesengründe damit zu überfahren, welche statt guter Futtergräser nur Schilf, Dinsen und saures Gras liefern.

Diese bisher unbekannte, höchst rationelle Benützung der Weintrester hat erst neuerdings der Ingenieur Friedrich Algen aus Grünstadt (bayer. Rheinpfalz) in's Leben gerufen und sich für seine Erfindung in mehreren Ländern patentiren lassen. Die Trestergasbereinigung ist seit dem 1. September dieses Jahres auf der grünstädter Gasanstalt im Betrieb, und da sie unstreitig viel rentabler ist, wie jede andere, so wird sie nicht verfehlen, in all' den Gegenden, wo man das Material (die ausgenutzten Trester) billig haben kann, also in allen weinproduzierenden Ländern, die Aufmerksamkeit aller Sachverständigen auf sich zu ziehen. Hat sich einmal die Spekulation dieses neuen, vielversprechenden Industriezweigs bemächtigt, dann wird es möglich sein, daß mancher kleine Ort der Wohlthat der Gasbeleuchtung theilhaftig wird, der außerdem nie hätte daran denken können, Waslicht in seinen Mauern zu sehen. — Diejenigen unserer Leser, welche sich über diesen neuen Zweig der Gastechnik ausführlicher orientiren wollen, finden Aufklärung in Dingler's „Polytechn. Journal“ Jahrgang 1867, Seite 196, oder in Dr. H. Schilling's „Journal für Gasbeleuchtung“, Juliheft 1867, sowie auch in der volkswirtschaftlichen Zeitschrift „Der Arbeitgeber“ von F. und W. Wirth in Frankfurt a. M. 1867, Nr. 545, Seite 6465.

Diese gedrängte Skizze zeigt uns wieder so recht, wie sich die Industrie und die Technik an der Hand der Wissenschaft heutzutage aller Stoffe und Kräfte bemächtigen und zum Nutzen der Menschen verwerten. Wer könnte glauben, wenn er im Herbst in einem Weinberge sich die süßen Trauben schmecken läßt, daß ihre Atome so vielfache Wandlungen durchzumachen haben, und daß auch das edle „Gewächs des Weinstocks“ mitihilft, jenes Wort des Dichters fürsten wahr zu machen, das er wie eine unbewußte Ahnung auf seinem Todesbette ausgesprochen, und das die heutige Zeit gleichsam als ein heiliges Vermächtniß sich zu ihrer Treue erkoren hat: „Mehr Licht!“

Versailles.

Versailles ist bekanntlich das Hauptwerk des „großen Königs“; dafür gilt es wenigstens beim französischen Volke. Die Geschichtsschreiber freilich erzählen viel von größeren, von politischen Werken, unter anderen vom Ein- und Festlegen des französischen Hauses in Spanien, von der Abrundung des Landes, von der Feststellung der französischen Uebermacht und dergleichen. Das Alles ist dem Volke aber nichts gegen die Erschaffung von Versailles. Das gute

liebe Volk, das in den Niederungen des Thales in den Tag hinein lebt, weiß von den hochpolitischen Absichten seiner Regenten nichts. Nicht wegen der beabsichtigten Universalmonarchie ist ihm Heinrich IV. groß, sondern nur wegen der «poule au pot», und ebenso ist ihm der Enkel desselben, Ludwig XIV., «Louis le grand», nur darum bekannt, weil er Versailles und vieles Aehnliche gegründet und erbaut hat.

Versailles ist auch gewiß die sicherste Eroberung des unerfättlichen Eroberers; er hat sich damit persönlich ein ziemlich gutes Stück Land auf dem Gebiete der Kunst angeeignet. Er hatte eingesehen, daß Hibias unsterblicher ist als Perikles, und darum lag es ihm so sehr am Herzen, sich ein sichtbares Denkmal zu setzen. Zwar ist daselbst nichts von seiner Hand, das Schloß wurde sogar nicht unter seiner Regierung vollendet; nichtsdestoweniger aber ist Versailles «l'oeuvre de Louis quatorze». Alle die Künstler, die dabei mitgewirkt, sind dem Volke unbekannt; aber um so deutlicher stolzt überall des großen Königs Name dem Bilde entgegen, von allen Seiten her verfolgen uns die (Ludovici) und (Magnus), aus jedem Winkel strahlt die sinnbildliche goldene Sonne, und so lange Versailles steht, kann Ludwig der Vierzehnte unmöglich vergessen werden.

Insofern ist dem ruhmstüchtigen König sein Werk gelungen; in einer andern aber gelang es ihm nicht ganz so gut. Ludwig wollte nicht allein ein Schloß, ein großartiges Schloß, sondern auch zugleich eine Stadt, eine königliche Stadt anlegen. Leider vermochte er nicht über Menschen wie über Steine zu gebieten; Menschen lassen sich nicht so leicht verpflanzen. Wie öde, wie todt ist Versailles, und liegt doch mitten in der anmuthigsten Landschaft! Das Meiste ist palastartig gebaut, die Straßen sind königlich breit, größtentheils mit Bäumen bespant; Alles ist wohllich, geräumig, lustig; in seiner Art ist der Park ein Muster, Park und Paläste stehen Jedem offen, und jetzt ist Versailles gar in ein historisches Museum verwandelt, in dem Skulptur und Malerei jedem Geschmacks etwas bieten; bequeme Landstraßen führen dahin und zwei schnelle Eisenbahnen, und selbst die Seine ladet mit sanftem Wellengemurmel den genussüchtigen Pariser zur Fahrt dahin ein. Aber trotz Allem bleibt es für gewöhnlich öde und verlassen. Es ist langweilig wie eine klassische Tragödie.*)

Aber interessant ist Versailles, wenigstens historisch interessant; denn wer Versailles nicht kennt, kann die Literatur, die Geschichte, die alten Sitten der Franzosen in ihrem eigentlichen Wesen nicht verstehen; Versailles ist das treueste, vollständigste Bild einer ganzen Zeit.

Man sagt allgemein, Versailles sei großartig angelegt und in Allem seines Gründers würdig. Letzteres mag sehr wahr sein, was jedoch das Großartige anbelangt, so suchen wir es vergeblich. Das Schloß ist ohne Zweifel eines der größten — es bedeckt über 24 Morgen Land — und liegt auf einer Anhöhe. Absichtlich wurde es auf einer solchen errichtet, damit es aus weiterer Entfernung gesehen werde und einen großartigeren, königlichen Anblick biete. Aber es fiel ganz anders aus und es blieb bei der großartigen Absicht.

Von der pariser Straße aus weiß man eigentlich nicht, woher man den Palast ansehen soll; die Nebengebäude, die sich rechts und links symmetrisch anreihen und ein Hufeisen bilden, erstrecken durch ihre als Ganzes formlose Massen den Schloßtheil, worin sich die königlichen Gemächer befinden, so daß dieser Theil, eben weil alle zu einer großen Hofhaltung nothwendigen Räumlichkeiten hier auf einem Punkt gehäuft sind, höchst kleinbürgerlich sich darstellt. Vom Park aus ist es allerdings anders; hier steht die ganze, über 1200 Fuß breite Fronte ganz frei. Davor dehnt sich eine an sich wahrhaft großartige Terrasse aus, von der man auf majestätischen Treppen allmählig in den Park hinuntersteigt. Aber Terrasse und Treppen sind so breit und die Bodenerhöhung ist verhältnißmäßig so gering, daß man vor lauter Großartigkeiten das Schloß selbst nicht mehr sieht. Selbst wenn man am Ende des «Tapis vert» beim «Bassin d'Apollon» steht, sieht man nur den oberen Stod und vom ganzen Erdgeschoß gar nichts, so daß dieser wirklich schöne

Bau von keinem Punkte aus ganz übersehen werden kann; denn auf der Terrasse selbst, so groß sie auch ist, steht man doch viel zu nahe, als daß das Auge eine so übermäßig lange Fronte ganz zu fassen vermöchte. Es blieb also hier, wie gesagt, bei der großartigen Absicht, nach welcher das Schloß über den amphitheatralischen, mit Blumenbeeten, «geschorenen» Bäumen, Standbildern, Hermen, Vasen und reichen Wasserwerken geschmückten Gartenanlagen (eine Schöpfung Le Nôtre's, des berühmtesten Gartenkünstlers seiner Zeit), thronen sollte.

In der ganzen Schloß- und Parkanlage ordnet sich Alles — ein treues Abbild der monarchischen Gesellschaft — streng eilettenmäßig einander unter. Die hier zu Tage tretende Kunst ist leblos, der ganze Styl phantasielos, kalt, naturwidrig. Wenn man durch die Versailler Gärten wandelt, wird Einem gleich zu Muth wie unter einem Alpdruck. Es gibt ein deutsches Lied auf die Pappelstraße von Leipzig nach Halle; es sind nur einige Verse mit einem Refrain. Ein Wanderer schleppt sich von Pappel zu Pappel und sieht immer nichts, als zwei lange, lange Pappeln. Die Wirkung dieser endlosen Pappelallee ist natürlich eine tödlich ermüdende auf den Wanderer, der schließlich muthlos und erschöpft zwischen zwei Pappeln, aber noch immer nicht den letzten, auf den Boden sinkt. Nicht anders ist es auch im Park zu Versailles. Die breiten, langen Avenuen, in denen man stets dasselbe sieht, die einsörmigen Kreise, in welchen man sich unmöglich orientiren kann, die fortlaufende, gleichmäßig hohe Einsäumung der Gänge, diese unumgängliche Laubmauer, die dem Spaziergänger überall die Aussicht versperret, Alles macht hier die Natur zu einer Hölle, in welcher man, so sehr man auch die langen oder kurzen, die geraden oder krummen Beine anstrengen mag, nie vom Fleck kommt.

Weder wegen seines Schloffes also, noch wegen seiner steifen Gartenanlagen verdient Versailles die Beachtung der Fremden; vielmehr werden diese namentlich durch das in den fast zahllosen Gemächern des Schloffes aufgestellte, in seiner Art ganz unerreichte „historische Museum“ angezogen. Dasselbe ist eine Schöpfung Ludwig Philipp's, der seit 1832 alle dazu bestimmten Räume neu einrichtete, die geschichtlichen Bilder aus dem Louvre und anderen Schlössern hier vereinigen und durch die ersten Künstler Frankreichs die Lücken ausfüllen ließ, angeblich mit einem Kostenaufwande von über 15 Millionen Franken, meist aus seiner Civilliste. Die nachfolgenden Regierungen, die republikanische sowohl wie die kaiserliche, haben alle Anordnungen Ludwig Philipp's unberührt gelassen und sich bestrebt, das Fehlende zu ergänzen und das Werk fortzuführen. Obgleich so Versailles recht eigentlich eine Galerie neuerer Gemälde und Bildhauerwerke geworden ist, so blieb doch der geschichtliche Zweck vorherrschend; was diesem diente, wurde ohne Rücksicht auf Kunstwerth aufgenommen, so daß man in dieser Beziehung neben den glänzendsten Schöpfungen neuerer Kunst auch eine Menge künstlerisch höchst unbedeutender Erzeugnisse («croutes») der beiden letzten Jahrhunderte findet.

Das liebe pariser Volk kümmert sich blutwenig um die Kunst als solche. Nur an den großen Tagen, d. h. «Les jours du grand-eaux», ergiebt auch der pariser Becker seine großen Gewässer nach Versailles, aber auch da werden von der Menge die Galerien nur nebenbei betrachtet, um die Zeit bis zur Nachmittagsstunde, bis die großen Wasserwerke in Stand gesetzt sind, zu verbringen. Was man im Palaste viel mehr als die überreiche Gemäldesammlung und die unvergleichliche Skulpturensammlung betrachtet, das ist die königliche Pracht, die Anhäufung von reichen Materialien, das Gold, die Spiegel, die verschiedenen Marmorarten, das Erz, die Verzierungen, die Sessel und Tische, selbst den gewichsten Fußboden.

In dem ersten Zimmer neben der prachtvollen «Galerie de Louis XIV.» steht in einer Ode ein großer runder Tisch, der mit gelbem, mit goldenen Franzen besetztem Sammet bedeckt ist. Man sagt, es sei Ludwig's Arbeitstisch; da saß er, in dieser Ode, mit seinen Rathen; da wurde fünfzig Jahre lang das Schicksal Frankreichs verhandelt; aber der Tisch ist gar einfach, der Sammet, der aus derselben Zeit stammt, ist nicht prächtig genug, ist sogar abgeschabt; da geht also die Menge gleichgültig vorbei. Das anstoßende Zimmer ist das in seiner Einrichtung und Ausschmückung ziemlich unveränderte Schlafzimmer, von dessen Erker der erste Kammerherr des

*) Versailles hat mit Potsdam große Aehnlichkeit, selbst den Hederstein an Sand haben beide Städte gemein, dagegen fehlen dem ganz wasserlosen Versailles die schönen großen Wasserbetten der Potsdamer Havel.



von Schwandorf zu kommen und im Mittagslichte den fernen Höhenzirkel und alles Dörfer-Blühende unter sich zu sehen!" Es war nicht großartig, nicht überraschend, was sich den Blicken bot, aber idyllisch und einschlüpfend war es, die Naab still unter den Fenstern des Schlosses vorübergleiten zu sehen, während Schwandorf mit der über den Fluß sich spannenden Brücke links im blauen Dunst lag und jenseits sich grüne Ebenen mit Wäldern und Wiesen, Dörfern und Feldern ausdehnten.

Es war Hellmann angenehm, daß das Zimmer, welches ihm angewiesen wurde, an das Warnfeld's stieß, eines munteren, stets gut aufgelegten jungen Mannes, an dem er Gefallen fand, und ging alsdann, nachdem er von seinem neuen Quartier Besitz genommen, daran, sich mit den Verhältnissen seiner Compagnie näher bekannt zu machen. In den Freistunden vergnügte er sich mit Warnfeld und dem zweiten Lieutenant, der beim freiherrlichen Gutsverwalter Quartier erhalten hatte, in dem an das Schloß anstoßenden, weitläufigen und bäumereichen Park sich zu ergehen, oder Regel zu schieben. Auch bot die Naab willkommene Gelegenheit zur Schifffahrt, zu welchem Zweck stets einige elegante, dem Schloß zugehörige Kähne in Bereitschaft waren. Alle diese Vergnügen waren jedoch nur von getheiltem Genuß begleitet; noch hatte die Mannschaft fortwährende Marschbereitschaft, Niemand durfte sich allzuweit vom Dorfe entfernen, und die Offiziere mußten jeden Augenblick gewärtigen, von der Regelbahn oder vom Wasser durch einen Cüßboten hinweggerufen zu werden. Zudem vernahm man häufig von Schwandorf her, wo noch größere Truppenkörper lagen, dumpfes Trommeln, aus dem das lauschende Ohr regelmäßig Generalmarsch heraus hören wollte — so laus', daß eine fortbauende Erregtheit Platz griff, die sich selbst im Schlaf durch Hallucinationen äußerte, indem Hellmann wie Warnfeld öfter vom Lager aufstehen, in der Meinung, durch die Stille der Nacht den drohenden Appell der Trommeln vernommen zu haben.

Dieser unergüßliche Zustand fand ein willkommenes Ende, als Hellmann eine Aufschrift des Bataillonskommandos erhielt, in welcher ihm zur Kenntniß gebracht wurde, daß der Abschluß des Waffenstillstandes offiziell mitgetheilt worden sei, und daß demnach sämtliche Abtheilungen für's Erste in ihren Detachements zu verbleiben hätten.

Damit war doch einmal eine Entscheidung gegeben, und wenn sie auch nicht im Sinne der Offiziere ausgefallen war, denen ein sofortiges Aufbrechen aus ihrem Capua und Vormarschiren erwünscht gewesen wäre, so war sie doch immer noch angenehmer als die peinliche Ungewißheit. Mit der Aufhebung der Marschbereitschaft war nun auch dem Einzelnen wieder eine größere Freiheit der Bewegung vergönnt, und, wenn nur der Jour-habende Offizier beim Abendappell persönlich zugegen war, so sahen sich die beiden Andern im Stande, ihren Ausflügen und Spaziergängen eine größere Ausdehnung zu geben.

Einen der ersten Abende benützte Hellmann, die am Ufer der Naab hinaufleitende Landstraße hinzuschlendern, in ruhiges Nachsinnen versunken. Er hatte von Zeit zu Zeit das Bedürfnis, allein zu sein, mit sich allein zu verkehren, Dieß und Jenes, was ihm in seiner Brust in Unordnung gerathen war und ihn nun durch die schiefe Lage bedrückte, wieder zurecht zu rücken und an die richtige Stelle zu setzen. . . kurz, er war Einer von den Menschen, die das äußere Leben nur im Zusammenhang mit ihrem eigenen Ich empfinden, und die diesen Zusammenhang, gerade weil sie sich seiner fortwährend bewußt sein wollen, am Festesten auch verloren zu haben glauben, insofern zu viel Fremdes, Unharmonisches und Unverständliches in den Kreis eines Menschen sich drängt, daß der Faden also schier unsichtbar ist, der das Alles zu einem wohlbestimmten, geordneten und vom Verstand durchdrungenen Ganzen zusammenhalten soll.

Der Abend war ungemein lieblich; die Sonne, in tausend Funken zerprühend, dem Untergang nahe, auf der Ebene lag es noch wie flüssiges Gold, und dabei wehte ein so milber Geist des Friedens über die Landschaft, daß keine Stunde und kein Ort geeigneter schien, ein verlorenes Gleichgewicht der Seele ohne Gewalt, ohne Schmerz und Zwang, allein schon durch den unwiderstehlichen Befähigungszauber der Natur wieder herzustellen. Tiefe hat zu solchen Zeiten Etwas von dem kausen, frommen Blick einer Mut-

ter, der auch so stumm und doch so laut, so bescheiden, schüchtern und doch so überwältigend zu uns spricht.

Obne es zu merken, hatte Hellmann auf diese Art das Friedheim zunächst gelegene Dorf, das wir Dammhausen nennen wollen, erreicht und entschloß sich, da er auf seinen kleinen Wanderungen noch nie so weit gekommen war, die Straßen des Dorfs vollends hinauf zu gehen und dann außerhalb desselben zur Heimkehr umzubiegen. War ihm schon während seines Ganges aufgefallen, daß so viele Soldaten gleich ihm den Weg nach Dammhausen genommen hatten, so erinnerte ihn jetzt, als er eben um eine Gassenede bog und ihm die müßtonenden Kaufleute einer Blechmusik entgegen schmetterten, daß sich seine Leute beim Frührapport um die Erlaubniß gemeldet hatten, Abends nach Dammhausen gehen und an der Tanzmusik theilnehmen zu dürfen, die der dortige Wirth mit Hülfe einer durchziehenden böhmischen Musikbande den Tag vorher angekündigt hatte. Die Fenster des im oberen Stockwerke gelegenen Tanzsaales waren geöffnet, glühende Gesichter beugten sich von Zeit zu Zeit heraus, und ein dumpfes Lärmen und Summen war hörbar. Hellmann trat an das weitgeöffnete Hofthor des Gasthauses, das zur Rechten und Linken mit schmuden und frisch im Walde gehauenen Fichtenstämmen geziert war, und that einen Blick in den Hof, in welchem sich Soldaten und Bauernjungen mit Weibern und Dirnen, von Tanz und Wein erheit, herumtrieben.

Sonst wäre es wohl seine Reizung gewesen, sich den bunten Wirrwarr anzuschauen und sein Ohr einen Augenblick von den grellen Melodien der Böhmischenbande beunruhigen zu lassen, denn er liebte es, seine Beobachtungsgabe auch in solchen Kreisen und an solchen Orten zu üben; hier aber wollte er durch seine Gegenwart der Lust seiner Soldaten keinen Abbruch thun, in die sein Erscheinen doch immer eine kleine Störung geworfen hätte. Er zog es darum vor, seinen Weg durch das Dorf weiter fortzusetzen, und war eben im Begriff, vom Hofthor zurückzutreten, als der angsthafte Hüßschrei einer weiblichen Stimme an sein Ohr schlug.

Dem Thore gegenüber lagen die Scheunen, rechts ein langes, niedriges Gebäude, das vermuthlich die Wohnungen für das Dienstgeinde enthielt; zur Linken führte eine Thüre in das Gasthaus und aus dieser mußte der Schrei gekommen sein.

Hellmann lehrte wie der Witz um und stand im Nu unter der Thüre, wo die Soldaten schon zurückwichen. Ein Blick zeigte ihm, was vorging. Ein baumstarker Bursche von seiner Mannhaft, mit weintrunkenem Antlitze, stand in der Mitte eines roh auflaufenden Schwarms, hielt mit dem einen Arm ein sich sträubendes, häßlich gelleidetes Mädchen umschlungen und suchte, indem er das abgewendete Gesicht der Hüßerufenden mit Gewalt sich zu nähern suchte, einen Fuß auf ihren Mund zu drücken.

Fäher Zorn stürzte über den Offizier.

Im selben Augenblick schon hatte er den Trecken hinten beim Kragen gepackt und mit gewaltigem Rud an die Wand geschleudert. „Zurück in drei Teufels Namen!“ donnerte er und beim ersten Laut der alsbald erkannten Stimme hatte der Bursche das Mädchen aus seinen Armen gelassen.

Hellmann wandte sich mit tröstenden und entschuldigenden Worten zu dem Mädchen, das aber in der Verwirrung des Augenblicks keinen Laut hervorzubringen vermochte und sich glühenden Hauptes und zitternd mit beiden Händen an dem Stiegeengeländer festhielt. Die Ueberraschung über das plötzliche, unvermuthete Auftreten des Offiziers war bei der Armen kaum minder groß, als bei den Soldaten, die sich nun suchte, Einer nach dem Andern von der Szene zurückzuziehen suchten.

Hellmann entging diese Bewegung nicht. „Halt!“ kommandirte er; „daß mir keiner von der Stelle geht! Ist der Sergeant M^r hier?“ wandte er sich fragend an den Nächsten.

„Ja.“

„Dann holst Du mir ihn augenblicklich herbei, kommst aber selbst wieder mit hieher.“

Der Sergeant erschien. Der Soldat mußte ihn in aller Eile von dem Vorgefallenen unterrichtet haben, denn er begann sogleich bei seinem Eintreten sich mit verlegener Miene bei seinem Vorgesetzten zu entschuldigen, er sei im Garten mit Andern geseßen und habe von dem Auftritt nichts gesehen noch gehört.

„Es ist gut!“ bemerkte Hellmann kurz. „Notiren Sie mir

sammliche Leute hier, ich will ihnen zusammen einen Zetteltel geben, daß sie für ihr Leben lang darauf verzichten sollen, bei einem solchen Unfug wieder als stillvergünstigte Zuschauer dazustehen. Du, Burjache," wandte er sich zu dem Urheber der ganzen Szene, der bis jetzt, den Blick zu Boden gesenkt und wie vom Miß getroffen, regungslos in der Ecke gestanden hatte, „padst Dich augenblicklich nach Hause und meldest Dich bei Deinem Eintreffen in Friedheim beim Feldwebel. Morgen wirst Du das Weitere hören. Sie, Sergeant, sorgen mir, daß sich der Mann heute Abend nicht mehr hier blicken läßt. Im Betretungsfalle schaffen Sie ihn durch einen Unteroffizier nach Hause. Und jetzt Alle miteinander: lehrst euch, Marsch!"

Einen Augenblick darauf war der Vorplatz von der ganzen Schaar geräumt. Waldmann — so hieß der Arme, dessen Aufbegehren so unglücklich gescheitert war — wandte sich sogleich nach Rechts und schlug ganz betäubt und zerfchlagen den Weg nach Hause ein.

Hellmann war nun mit dem Mädchen allein und wandte sich, seine vorhin so fruchtlos begonnenen Tröstungsversuche fortzusetzen. Wie erstaunte er, als das Mädchen gefaßt und sicher auf ihn trat, mit einem Grade von Ruhe, der auch nicht die geringste Spur von der vorhergegangenen Aufregung ahnen ließ.

Betroffen irrt' sein Blick über die schöne jugendliche Gestalt, deren Oberkörper in eine einfache weiße Blouse gehüllt war, während das Gewand von schwarzem Stoff nach dem modernsten Zuschnitt niederfloß. Das nachtschwarze Haar war über die nicht eben hohe, aber in den Winkeln fast männlich ausgebildete Stirn leicht emporgestülpt und fiel dann in natürlich gerollten Locken zu beiden Seiten auf die Schultern. Das dunkle Auge, über das sich in schöner Schwingung die Brauen hingen, hatte, von den langen Wimpern beschattet, einen ruhigen Glanz, der nur bei erregteren Worten oder in Begleitung einer lebhafteren Gesticulation aufblitzte.

Hellmann war von der vollkommenen Schönheit des Mädchens, die durch einen bestimmten geistigen Ausdruck des Gesichtes noch gehoben wurde, überrascht, und natürlich, eine solche gerade hier zu finden, wäre ihm am Allerwenigsten eingefallen.

„Werden Sie Ihre Leute wirklich bestrafen?" frug sie Hellmann, bevor dieser nur selbst die Sammlung gefunden hatte, ein Wort an sie richten.

„Das fragen Sie, mein Fräulein? Bin ich nicht gerade Ihnen, der Beleidigten, diese Genugthuung schuldig?"

„Wenn ich nun selbst auf diese Satisfaction recht gerne verzichten und das verzeihen wollte, was in Unbesonnenheit und Aufregung geschehen ist?"

„Ihre Worte überraschen mich, mein Fräulein. Aber ich bin nicht im Stande, auch nur irgend ein Moment aufzufinden, das hier zur Entschuldigung dienen könnte, und verzeihen sollte man doch nur, wo man, wenn auch nur einigermaßen, zu entschuldigen im Stande ist."

„In der That?" rief das Mädchen lebhaft. „Ich meine, wer die Entschuldigung für sich hat, bedarf der Verzeihung nicht. Was Sie da sagen, ist engherzig, wenn auch die meisten Menschen solcher Moral hulbigen mögen. Bestehen Sie noch immer auf der Verzeihung der Soldaten?"

„Ich bedaure," entgegnete Hellmann piquirt, „daß gerade unser Stand eine derartige engherzige Moral vorschreibt, der ich folgen muß, so sehr sie auch von Ihrem schönen Mund verdammt werden mag."

„Ich kann Ihnen trotzdem nicht beistimmen oder Recht geben, und dann" — setzte sie schallhaft bei — „wer weiß, welche klassische Reminiscenz dem Hauptrevolver bei seinem Attentat vorgeschwebt haben mag?"

„Sie machen mich neugierig," bemerkte Hellmann gespannt.

„Ach was! Wissen Sie denn nicht...? Im Sturm erringt er der Minne Sold?"

„Ein vortreffliches Citat! Ich wüßte jedoch nicht," setzte Hellmann in ironischem Tone bei, „wie weit wir mit unsern Soldaten kommen würden, wenn sie wüßten, wie leicht ihnen von einer beleidigten Frau einer klassischen Reminiscenz halber verziehen werden kann."

„Vielleicht wäre nicht Jede das im Stande!" warf das Mädchen leicht hin, ohne sich durch Hellmann's spöttischen Ton beirren zu lassen. „Ich will Ihnen jedoch sagen, wie ich zu dem Citat gekommen bin. Ich habe erst vor wenigen Tagen in Schiller geblättert und unter Anderm auch Wallenstein's Lager wieder gelesen. Ich habe schon eine Menge Schiller'scher Verse im Kopfe, und da ist mir denn neben manchem guten und manchem unruhigen Ballast nun auch dieser hängen geblieben. Ich ahnte," setzte sie in ihrer scherzhaften Weise wieder bei, „damals nicht, wie sehr er mir dazu dienen würde, mir über eine unangenehme Situation hinwegzuhelfen."

„Man muß Ihnen zugeben, daß Sie unsere Dichter praktisch aufzufassen wissen."

„Woraus Sie mir hoffentlich keinen Vorwurf machen wollen!"

„Einen Vorwurf nicht — wenn auch solches Thun nicht immer ganz ungefährlich sein dürfte."

„Bei mir schon."

„Sie scheinen sich sehr sicher zu fühlen!" antwortete Hellmann und sagte dann, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, die Frage bei: „Darf ich, wenn ich nicht unbescheiden erscheine, wissen, wann Sie in Wallenstein's Lager gelesen haben?"

„Warum sollten Sie das nicht wissen dürfen? Das war — warten Sie nur — ganz richtig — das war vergangenen Sonntag, als ich, der ewigen Kriegsgeschichten müde, mich zu meinem Lieblingsplätzchen im Garten flüchtete."

„Vergangenen Sonntag also? Etwa Abends, gegen fünf oder sechs Uhr?"

„Nein, nein! Es war erst um Drei — die Glocke hatte eben zur Nachmittagspredigt geläutet."

„Das ist doch merkwürdig!" murmelte Hellmann vor sich hin.

„Was haben Sie?" frug das Mädchen.

„Nichts, nichts!" antwortete der Befragte rasch, sich aus seiner geistigen Abwesenheit aufraffend. „Es war nur eine unbedeutende Laune, eine zufällige Idee, die mir durch den Kopf fuhr. Erlauben Sie mir jetzt, mein Fräulein, daß ich mich beurlaube — ich habe schon zu lange die Liebesswürdigkeit Ihrer Unterhaltung mißbraucht."

„Wie? Sie wollen uns schon verlassen?" rief das Mädchen mit offenem Erstaunen. „Und das noch, bevor ich nur Gelegenheit fand, Ihnen meinen Dank für Ihre Hilfe auszusprechen?"

„Ich weiß nicht," entgegnete Hellmann in dem nämlichen satirischen Tone, den er schon oben angenommen hatte, „ob die bewußte klassische Reminiscenz nicht meine Hilfe, wie Sie sich jetzt auszudrücken belieben, eigentlich überflüssig gemacht hätte. Jedenfalls muß ich Ihren Dank als unverdient zurückweisen."

„Wui, das war unschön von Ihnen gesprochen!" sagte das Mädchen ernst. „Doch verzeihe ich Ihnen das, denn Sie kennen mich ja nicht. Sonst würden Sie auch den spöttischen Ton, der Ihnen sicher nicht so gut ansteht, als Sie zu glauben scheinen, kaum angenommen haben."

Diese Zurechtweisung — denn anders konnte man die Rede des Mädchens kaum nennen — verlegte Hellmann.

„Mein Fräulein —" begann er.

„Witte, keine Widerrede!" ward er unterbrochen. „Zur Strafe müssen Sie sich's gefallen lassen, daß ich Ihnen, bevor Sie gehen, noch den Garten, das heißt unser vom Wirthsgarten getrenntes Hausgärtchen und in ihm die Laube zeige, in welcher ich mir eben die klassische Reminiscenz, an der Sie so viel Anstoß zu nehmen scheinen, angeeignet habe."

Sie hatte diese Worte in lebenswürdiger, durch den leichten Ton fast hinreißender Art gesprochen, und ohne eine Antwort von Seite Hellmann's abzuwarten, schritt sie diesem durch den Hof voraus, und der Offizier folgte ihr halb mit widerstrebenden Gefühlen. Denn so Manches, was aus der Erscheinung des Mädchens sprach, klang ihm fremd und unverständlich.

Um zu dem großen, für die Gäste bestimmten Garten zu gelangen, mußte man den Weg durch die Scheunen nehmen. Des Wirthes Hausgarten lag zwischen den Scheunen und dem äußersten Flügel des Gasthauses, das die Wohnstuben der Familie enthielt. Man konnte von letzteren, die zu ebener Erde niedrig genug angebracht waren, in die Büsche und Räume des Gartens und auf das

Feld blicken, das sich draußen weit ausbreitete. Aus dem Feld führte ein schmaler Fußsteig gerade auf das Gärthchen zu, das auf diese Weise am äußersten Ende des Dorfes lag.

Auf dem Gange zum Garten blieb das Mädchen bei einem alten Bauern stehen, der ihnen eben des Weges entgegen kam.

„Nun, Michel, wie steht's mit der Kathrein?“

„Immer noch schlecht genug,“ klagte der Angesprochene, „sie hat eine schreckliche Brennhitze im Kopf und jammert Einem beständig die Ohren voll, daß sie nicht schlafen kann.“

„Ein Fieber vergeht nicht so schnell,“ tröstete das Mädchen.

„Sag' der Kathrein, ich wolle heute noch kommen und ihr Eis mitbringen zu Ueberschlägen; vielleicht helfen die.“

„Gott geb's! Laßt Euch nur bald sehen!“ antwortete der Bauer und trollte sich dann, die Hände zum Grusse auf dem Kopfe rüdend, weiter.

Nach ein paar Schritten bückte sich das Mädchen, wie um Etwas aufzuheben. Hellmann, der schweigend hinter ihr hergegangen, sprang artig vor in der Meinung, sie habe etwas fallen lassen.

„Es sind nur Blumen,“ sagte sie abwehrend, „welche die Burschen wieder im Garten abgerissen und gleich nachher weggeworfen haben. Ich mag den Unfug nicht leiden; so oft ihn aber der Vater schon verboten hat, bei diesen Menschen bleibt jedes Wort fruchtlos.“

Sie ordnete die schon halb welken Blumen zu einem kleinen Strauß und legte ihn alsdann auf den runden Tisch, der in der niedrigen, von wilden Reben gebildeten Laube stand.

„So, und jetzt bitte ich Sie, hier Platz zu nehmen,“ sagte sie, auf einen der um den Steintisch stehenden Feldstühle weisend. „Ich will inzwischen... Babette!“ rief sie, sich selbst unterbrechend, mit heller Stimme in das Zimmer hinein, dessen Fenster offen standen, die kühle Abendluft einzulassen — „Babette!“

Nach wenigen Minuten bog ein sonnengebräunter Arm die herabhängenden Zweige zurück und ein frisches, rundes Bauernmädchen im Sonntagstaate erschien unter dem Eingange, den Offizier höflich grüßend.

„Sei so freundlich, Wein mit Selterswasser zu bringen. — Sie werden, Herr Oberleutnant, hoffentlich nicht verschmähen, unser Gast zu sein.“

„Sie sehen mich in Verlegenheit.“

„Warum? Ich trinke mit Ihnen — Du bringst zwei Gläser, Babette — und so würden Sie mich beleidigen, wenn Sie meine Bitte ausschlagen.“

„Unter solchen Umständen kann ich wirklich nicht anders, als Ihre Einladung dankend annehmen,“ versetzte Hellmann.

„Dann laße ich auch den Vater bitten,“ wandte sich jene wieder an das Mädchen, „wenn er Zeit hat, einen Augenblick zu mir zu kommen. Sag' ihm, es sei ein Gast da.“

Die Bauerndirne entfernte sich, und das Fräulein, das nun neben Hellmann einen der Stühle ergriffen hatte, sagte, als jene aus dem Garten verschwunden war: „Babette ist meine Schwester.“

Der Offizier sah sie überrascht an.

„Sie hätten das wohl nicht geglaubt?“ lachte jene. „Ja, Barbara ist meine jüngere Schwester, ein herzensbraves, gutes Mädchen, dessen einziges Glück ist, sich in der Wirthschaft herumzutreiben, und die kein größeres Vergnügen kennt, als sich als Aidenputtel im Geschäfte zu tummeln, fleißig beizuspringen, wo man sie brauchen kann. Seit dem Tode meiner seligen Mutter ist sie neben meinem älteren Bruder, der die Metzgerei erlernt hat und nun auch im Geschäfte thätig ist, die einzige Stütze meines Vaters.“

(Fortsetzung folgt.)

Sprechcharade.

(Vierzeilig.)

Die ersten beiden Zeilen

gehören ist die schönsten Dichtungen. Wie viele Gebete werden gesprochen wie viele Lauben in Bewegung zogen, damit sie kommen.

Sie sind bei jedem Geschehnisse eine Aeußerung des Lebens.

Drei Klüßen gehen sie ihren Namen.

Sie verberden sich die Hoffnung und den Ertrag eines ganzen Jahres. Ein Prophet des alten Bundes suchte um sie und ward erhört.

Im siebenten Kapitel der Genesis finden sie als Faktoren eines Welt- ereignisses bedeutende Erwähnung.

Sie erquiden und erhalten die ganze Natur.

Werden sie dem Soldaten beim Kampf in die Augen getrieben, so geht oft die Schlacht verloren.

Entdecken wir sie bei einem Todtgegangenen nur in leiserer Form, so sind sie ein Zeichen erwachenden Lebens.

Sie verhüllen Alles in Finsterniß und tiefe Nacht.

Die besten letzten Zeilen

spielen in der Geschichte Wilhelm Tell's eine bedeutende Rolle.

Jedes Schultind gebraucht sie in bedeutender Zahl.

In der Hand des Künstlers entzünden sie das Publikum.

Wehe dem Menschen, dessen Rücken ihre Gehalt nachahmt!

Sie sind eine tüchtige Waffe, noch mehr waren sie es früher.

Sie sind Träger der Literatur.

Attribute sind sie Apollis und Dianens.

Die Baukunst, Zeichnenkunst und Malerei bringen sie hervor.

Den geistlichen Hand geführt, erregen sie Heiterkeit und Lust, Bewunderung und Nahrung.

Den geistlichen Hand geführt, entenden sie den Tod.

Die Geheimnisse des Staats, die zarten Sprüche der Liebe vertram man ihnen an.

Du findest sie, mehr oder weniger schön geformt, in Deinem eigenen Gedächtnis.

Edossens zeigte sich durch sie als überlegener, stehhafter Held.

Wo stündest Du sie nicht! Auf der Bahn und in der Kirche, in den Kantsleien und Schreibstuben, bei den Gelehrten und Ungelehrten, in der Wissenschaft und in der Kultur, in der alten und neuen Welt, bei Virgil und Homer; ohne sie wäre sogar Nimrod nicht der wadere Jäger vor dem Meere gewesen.

Das Ganze

ist eine Naturerlehnung.

Auflösung der Charade Seite 444:

Federmesser.

Rösselsprung.

o	lah	den	die	wie	stom	als	bauch
ie	zur	lie	als	seem	als	schwach	als
be	spur	nich	du	ten	lach	se	stom
luh	tuch	del	ver	stamm	rit	ach	als
ne	ed	vir	wan	nich	stark	als	rit
ed	nich	tut	ten	stark	re	glüht	ach
na	blüht	ten	geru	delst	lah	zum	blu
lah	vers	tie	als	der	me	se	e

Auflösung des Rösselsprungs Seite 444:

Den Baum umflüht mit lächer Haß

Nach einmal Acedentille,

Und schneeschütter bragt der As

Sich unter weicher Fülle.

Doch unten schon Sänegeklöckchen spricht,

Wie auch der Winter dräue, —

Und heller Zinkenruf begrüßt

Den Streifen Himmelsbläne.

Redaktion, Druck und Verlag von H. Hallberger in Stuttgart.



„Ja, bis zu meinem vierzehnten Jahre. Es war die schönste Zeit meines Lebens.“

„Ich glaube es Dir. Sie muß ein reizendes Kind gewesen sein?“

Brönner blickte seinen Freund forschend an. Eine Zeitlang ging er schweigend neben ihm her, dann sagte er: „Ja, Adele war ein so reizendes Kind, wie sie ein liebliches, vortreffliches Mädchen geworden ist. Ich liebte schon das Kind, liebe jetzt das Mädchen. Es wird meine einzige Liebe bleiben durch's Leben, was auch ihr Schicksal sein mag.“

Eine lebhafteste Röthe war in Felix' Antlitz aufgestiegen; er mußte augenscheinlich eine Bewegung bekämpfen, ehe er sprechen konnte. „Und erwiedert Adele Deine Reizung?“ fragte er dann.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Ewald. „Sie hat mich stets geliebt als ihren Verwandten — fast wie einen Bruder. Doch bei einer Natur wie die ihrige, die sich nicht in heftige Leidenschaften, sondern in ruhigen, tiefen Neigungen bethätigt, darf ich hoffen, daß sie Dem, welchem sie stets Achtung und Vertrauen geschenkt, wohl auch mehr gewähren wird.“

„Aber warum sie nicht fragen? warum hast Du es nicht längst gethan?“ rief Felix lebhaft.

„Warum?“ entgegnete sein Begleiter ruhig. „War ich, bin ich in der Lage eine Familie zu gründen? Adele ist jetzt achtzehn Jahre alt; ehe wir uns heirathen könnten, wäre sie drei-, vierundzwanzig. Soll ich da verlangen, daß sie sich jetzt schon binde? Das Herz ist wandelbar; was es mit achtzehn Jahren befreudigt, genügt ihm oft mit vierundzwanzig nicht mehr, und so umgekehrt. Ich befürchte das zwar nicht bei Adele, aber ich halte es für unrecht, ein Mädchen zu fesseln, ehe man ihr eine Zukunft bieten kann.“

„Deine Liebe ist sehr vernünftig,“ sagte Felix mit spöttischem Lächeln; „sie versteht sich vortrefflich in die Verhältnisse zu fügen.“

„Du irrst, nicht meine Liebe ist vernünftig, sondern ich bin es, muß es sein, — trotz der Liebe.“

„Die wahre Liebe ist über kleinliche Verhältnisse erhaben.“

„Die wahre Liebe denkt vor Allem daran, das Glück ihres Gegenstandes zu sichern.“

„Das höchste Glück liegt eben in der Liebe selbst. Alles Andere ist Nebensache.“

„So magst Du wohl sprechen,“ entgegnete Brönner, nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit, „der Du durch Deine Verhältnisse über die täglichen Sorgen erhaben bist. Ich aber, der ich dem Leben seine Güter abringen muß, und zuerst die Pflichten gegen meine alte Pfliegerin zu erfüllen habe — ich darf das, was Du Nebensache nennst, nicht gering achten. Es ist die nothwendige Grundlage des Glückes; erst wenn ich sie gelegt, darf ich daran denken, das höhere ersuchte Glück darauf aufzubauen.“

„Ein so langsamer Baumeister wird schwerlich je zum Ziel gelangen,“ bemerkte Felix.

Ewald zuckte die Achseln, schwieg aber. Als sie die Stadt erreicht, schlugen sie den Weg nach dem Hause der Frau Rathin Brönner ein, der Beide einen Besuch zu machen beabsichtigt. Dorn blieb stehen, als sein Freund eintreten wollte.

„Geh Du allein,“ sagte er, „und empfehl mich den Damen. Ich — ich gehe in's Gasthaus, um meine Sachen zu packen; ich will diesen Nachmittag abreisen.“

„Was fällt Dir ein, Dorn?“ rief Ewald erstaunt. „Was soll ich davon denken? Mein Freund,“ sagte er dann herzlich, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, „so war's nicht gemeint. Ich habe Dir als Freund mein Geheimniß vertraut, aber ich bin kein Cerberus, der den Eingang zum Paradiese Jedem verwehren mochte; — habe auch kein Recht dazu.“

Mit diesen Worten zog er den nur halb Widerstrebenden in's Haus, wo sie indeß nur die Rathin antrafen. Adele war zu ihrer Freundin gegangen, um sich nach dem Befinden zu erkundigen; der gestrige Vorfall mußte einen sehr mächtigen Eindruck auf sie gemacht haben.

„Es muß aber auch ein herrlicher Anblick gewesen sein,“ sagte die Rathin, „und ich bedaure sehr, daß ich ihn nicht mitgenossen habe. Olga konnte gar nicht aufhören, davon zu erzählen, und hat mich gebeten, ein Bild davon zu entwerfen. Nach ihrer leben-

bigen Schilderung und mit etwas Phantasie meinerseits wird das auch nicht unmöglich sein.“

„Ihre Fräulein Tochter war ja auch dabei,“ bemerkte Dorn.

„Adele?“ Ach, das arme Kind gestand, wenig von dem prachtvollen Schauspiel genossen zu haben; sie sei zu sehr ergriffen gewesen von der Gefahr, der ihre Freundin soeben entronnen. „Aber müssen immer nur wieder Gott danken!“ sagte sie mehrmals. Das ist nun eben ihre Auffassung. — Recht schade aber war es doch, daß der Vorfall unsern Abend so gestört hat, und wenn es Ihnen recht ist, meine Herren, so holen wir es heute nach. Wollen Sie den Abend bei uns zubringen? Du, lieber Ewald, bist ohnehin noch keine Stunde ruhig bei uns gewesen.“

Ewald versprach zu kommen, Felix aber meinte, er würde den Familienkreis stören, sprach vom Abreisen und dergleichen, ließ sich schließlich aber doch bestimmen, mitzukommen. Dann empfahlen sich die jungen Männer und gingen, beide ziemlich schweigmäßig, in ihr Gasthaus zurück.

Als sie Abends zur bestimmten Stunde bei der Rathin eintrafen, fanden sie auch Olga und deren Mutter, die Frau Majorin von Hilgen, dort. Letztere war eine angenehme, liebenswürdige Frau, aber im Gegensatz sowohl zu ihrer Tochter als ihrer Freundin, der Rathin, still und zurückhaltend. Man nahm den Dorn im Garten ein, ging dann aber hinauf, um zu musizieren. Die Rathin setzte sich zuerst an's Klavier; kaum aber hatte sie das brillante Vorspiel begonnen, als ein fröhliches Zwitschern im Nebenzimmer sich hören ließ. Die Spielerin sah verdrießlich auf.

„Verzeih, Mama,“ rief Adele, „ich hatte den armen Biribi ganz vergessen.“ Und sie eilte in's Nebenzimmer, Olga aber war ihr schon zuvorgekommen, und hatte ein dunkles Tuch über den Bauer gedekt.

„O nein, das nicht!“ sagte Adele, „mein armer Prinz soll nicht im dunkeln Gefängniß sitzen. Auch ist er so wohl erzogen, daß er solcher Mittel nicht bedarf.“

Und während Olga zum Klavier zurückkehrte, holte sie eine alte Puppe aus einer Kommode, befestigte sie an dem Käfig, und beobachtete, wie der Vogel sich ihr gegenüber setzte und die fonderbare Erscheinung, mit der er allerdings schon früher Bekanntschaft gemacht hatte, anstarrte.

„Amüsiere Dich gut, mein süßer Prinz,“ flüsterte dann das junge Mädchen, „und hörst Du wohl, sei hübsch still, daß die Mama Dich nicht wegkuckt, und pike auch Deinem Gesellschaftersfräulein die Augen nicht aus,“ sagte sie hinzu, als der Vogel sich jetzt dem schon sehr zertraptten Gesicht der Puppe näherte; „pfui, wer wird sich denn gegen eine Dame so betragen.“

Adele hatte so viel damit zu thun, den Vogel still zu halten und die Puppe zu beschämen, daß sie von dem glänzenden Vortrage der Mutter wenig hörte und sich erst, als er fast zu Ende war, nach dem Zimmer zurückwandte. Auf der Schwelle bemerkte sie Felix, der ihr zugewendet stand und sie augenscheinlich beobachtet hatte. Sie erröthete und eilte, zu den Uebrigen zu kommen.

Jetzt setzte sich Olga an's Klavier, und sang einige Lieder mit mehr starker als angenehmer Stimme. Es fehlte ihrem Vortrage nicht an Ausdruck, doch war er oft gesucht, manierirt, und die zarteren Stellen gingen ganz verloren.

„Und Sie, Herr von Dorn?“ sagte die Wirthin zu dem jungen Manne, „ich bin überzeugt, daß Sie auch musikalisch sind.“

„Gewiß,“ sagte Olga hinzu, „ich meine, man kann das den Menschen immer anschn.“

„Glauben Sie, gnädiges Fräulein? Ich fürchte, Sie würden sich doch öfter täuschen. Bei mir haben Sie indeß richtig gerathen, ich singe ein wenig, und wenn ich etwas Bekanntes unter diesen Sachen finde, und eine der Damen die Gabe haben will, mich zu begleiten —“

„O sehr gern,“ unterbrach ihn die Rathin, „Sie singen Tenor?“

„Bariton, fast Bass,“ entgegnete Felix und suchte unter den umherliegenden Noten ein Heft Schumann'scher Lieder hervor. Er wählte eines davon. Es war eines jener dunkeln, unheimlich schaurigen Gedichte, die der große Meister in der letzten Zeit vor seinem geistigen Tode vorzugsweise für seine Compositionen benutzte und durch die Composition erst noch recht schaurig und grauenvoll machte. Auch durch dieses Lied: „Der arme Vater,“ ging der Zug bitteren

Schmerz, wilder Verzweiflung, die schon am Geiste des armen Künstlers nagten, und welche im Liede wie in der Wirklichkeit mit dem Wahnsinn endeten.

Dorn's tiefe, metallreiche Stimme paßte gut zu den klagenden Tönen, aber war das Lied schon an und für sich grell genug, so ließ sein Vortrag das Schneidende, Wilde darin noch mehr hervortreten, und am Schluß besonders nahm seine Stimme einen so schrillen Klang an, daß Adele dabei schauderte.

Sie saß in einiger Entfernung von dem Sänger; dieser aber hatte sich so gewandt, daß er sie sehen konnte, und der Zug des Mißfallens, der über ihr Antlitz flog, entging ihm nicht. Die übrige Gesellschaft, nachdem sie sich einigermaßen von dem Eindruck des düstern Liedes erholt, bat ihn, mehr zu singen; er aber entschuldigte sich und trat dann zu Adele mit der Frage: ob sie nicht spiele oder singe?

„Nein,“ erwiderte sie, „ich verstehe Kein's von Beiden. Ich kann mich nur an der Musik, die And're vortragen, freuen.“

„Und das thun Sie auch nicht immer.“

„Warum?“ fragte Adele, stockte aber dann.

„Ihr Antlitz, mein Fräulein, ist ein treuerer Spiegel Ihrer Seele, als daß Sie Ihre Empfindungen verleugnen könnten,“ sagte Felix lachend. „Ich las darauf, daß Ihnen mein Gesang mißfallen.“

„Mißfallen? Ich sagte Ihnen ja, daß ich gar nichts von Musik verstehe; wie sollte ich dann wagen, ein Urtheil darüber zu fällen.“

„Ei nun, es gibt ein positives und ein relatives Urtheil. Ohne tieferes Verständniß wird man freilich nicht zu sagen wagen, Dieses ist gut, Jenes schlecht; aber ein Jeder weiß doch, was ihm gefällt oder mißfällt.“

„Nun wohl,“ sagte Adele, leicht erröthend, „da Sie es wissen wollen, so will ich es nicht verhehlen. Mir erscheint Musik nur dann schön, wenn sie mein Ohr und damit mein Gefühl angenehm, wohlthätig berührt, sei es in lieblichen, heiteren Klängen, in ernsten, getragenen Tönen oder in vollen, rauschenden Melodien. Das ist immer Licht: freundliches Sternenlicht, sanftes Mondenlicht oder glänzender Sonnenchein; Ihr Lied aber war wie grelle Blitzstrahlen — ich mußte an gestern denken; — das schmerzt das Auge und gibt uns statt des Genusses — Pein.“

Felix verstand wohl, was Adele meinte; aber es kränkte ihn, daß ihr sein Gesang, den man stets so bewunderte, nicht gefallen, daß sie das Lied, das er vorzugsweise gern sang und gerade gewählt hatte, um sie mit der Macht seiner Stimme, mit seinem ergreifenden Vortrag zu überraschen, nicht mochte. „Sie versteht eben nichts davon,“ dachte er, und sagte dann etwas pitirt: „Ich bedaure, mein Fräulein, Ihnen Pein verursacht zu haben, ich werde nicht wieder singen.“

Adele sah ihn erstaunt an. „Und ich nicht wieder aufrichtig gegen Sie sein,“ sagte sie dann mit einer Würde, die den jungen Mann erröthen machte.

„Verzeihen Sie!“ flüsterte er, aber sie hatte sich schon abgewandt und war zu ihrer Mutter getreten, die ein Buch mit Photographien besah, das Oswald mitgebracht.

Dorn biß sich auf die Lippen und stellte sich dann zu Olga, welche an einem Nebentisch vor der Zeichenmappe der Mathin saß. Sie besahen den Inhalt flüchtig, dann sagte Felix: „Wissen Sie wohl, gnädiges Fräulein, daß Sie mir noch die Erklärung Ihres geistigen Vergleichs schuldig sind? Sie erwiesen mir die Ehre, mich dem Jasmin zu vergleichen, bitte, welche Aehnlichkeit habe ich mit dieser Blume?“

„Eigentlich,“ erwiderte Olga, „hätte ich gar nicht nöthig, Ihre Frage zu beantworten, denn das Spiel verlangt keine solche Erklärung. Aber selbst wenn ich davon absehen will, ist es schwer, eine zu geben; Aehnlichkeiten sind ja überhaupt etwas so Subjunctives; was der Eine sieht, entgeht dem Andern, und in derselben Person finden wir zu verschiedenen Zeiten verschiedene Aehnlichkeiten. Wo diese sich nun gar auf Blumen beziehen sollen, liegt meistens wohl nur ein momentaner Eindruck, eine poetische Idee zu Grunde; so verglich ich Ihren Freund dem Immergrün, weil ich ihn für eben so beständig und ausdauernd wie diese Blume halte, Sie aber — und Sie erinnerten mich eben an den Jasmin,

diese Blume der Leidenschaft, und Ihr Gesang vorhin hat mir gezeigt, daß mein Eindruck ein richtiger war. Ich muß Ihnen für Ihr Lied noch danken; solcher Gesang ist erst wirklich Gesang, da Tönen nicht die Lippen, sondern die Seele, und jede verwandte Seele muß davon ergriffen werden.“

Felix antwortete nur durch eine stumme Verbeugung. Das war nun Lob; war er befriedigt? Nein; er mußte immer noch Adele hinübersehen, und als er endlich wieder sprach, war es ihr Name, der seinen Lippen entglüpfte.

„Und Adele — Fräulein Brönnner wollte ich sagen, dankte sie Ihnen Vergleich nur ihrer Kleidung, die an das Maasliebchen erinnerte?“

„O nein,“ entgegnete Olga, die nicht ohne Verdruss bemerkte, wie oft seine Blicke nach ihrer Freundin hinwanderten; „wenn Sie Adele näher kennen, würden Sie bald bemerken, daß der Vergleich tiefer geht.“

„Da ich zu einer näheren Bekanntschaft aber leider keine Aussicht habe,“ versetzte Dorn, „so würden Sie mich sehr verbinden, gnädiges Fräulein, wenn Sie mir die weitere Aehnlichkeit enthüllen wollten.“

„Nun,“ antwortete Olga zögernd, „Adele ist eben ein liebes, gutes, ja ich kann wohl sagen, ein vortreffliches Mädchen, dabei freundlich, lieblich — aber doch nur ein Maasliebchen —“

„Das heißt —?“

„Das heißt: ohne Duft.“

„Ohne Duft? Sie wollen Ihrer Freundin doch wohl nicht die Seele absprechen?“ fragte Felix lachend.

„Gewiß nicht,“ versicherte Olga. „Unter Duft verstehe ich hier nicht die Seele, sondern, was ihr allerdings nahe verwandt ist, die Poesie.“

„Ah so, Fräulein Brönnner ist nicht poetisch!“

„Ich bin weit entfernt, ihr einen Vorwurf daraus zu machen,“ fuhr die junge Dame lebhaft fort. „Solche Gaben und Neigungen lassen sich nicht erzwingen, sie sind freie Geschenke der Natur. Wer sie nicht besitzt, entbehrt sie vielleicht auch nicht, wie der Blindgeborene sich nicht nach dem Lichte sehnt; aber wer solchen Menschen näher tritt, fühlt den Mangel oft bitter. Bemerkten Sie nicht, wie Adele sich während des herrlichen Spiels ihrer Mutter stets fern hielt, wie sie später bei Ihrem Gesange, der Alle hinriß, nicht nur kalt blieb, sondern eher Mißfallen als Befriedigung zeigte? Hat sie wohl gestern unser Entzücken über den prachtvollen Anblick des brennenden Baumes getheilt? Nein, sie ist eben so mächtiger Empfindungen und Eindrücke nicht fähig, sie ist und bleibt stets — das Maasliebchen.“

In diesem Augenblicke drängte sich etwas durch die angelehnte Thüre herein, und Adels Hund sprang mit freudigem Anurren auf seine Herrin zu.

„Ach General, liebster General,“ rief diese, ihn schmeichelnd, „waren ja gar nicht eingeladen, haben sich die Hosen doch hübsch abgeputzt? So, und müssen auch die übrigen Gäste begrüßen — das ist recht.“

Der Hund war, als habe er Adele verstanden, zu Oswald gegangen, über den er wieder große Freude bezeugte, plötzlich aber blieb er wie sinnend stehen und sprang dann mit freudigem Wellen vor Felix in die Höhe.

„Das ist recht, das ist brav, Alter!“ rief Adele hinzutretend, „mußt Deinem Ketter ja danken. Thiere sind dankbarer als Menschen,“ sagte sie dann leise hinzu, während die übrige Gesellschaft aufbrach, um zu gehen, „ich habe Sie vorhin getränkt — und bin Ihnen doch so viel Dank schuldig.“

Sie reichte ihm treuherzig die Hand, welche Felix an seine Lippen drückte.

„Dank — und schuldig!“ entgegnete er dann, „das Wort ist sehr bezeichnend! O, ich hasse diesen Dank, den man schuldet, und der wie eine Schuld uns drückt, bis er abgetragen ist. Dankbarkeit ist kein freies, sprudelndes Gefühl, es beengt die Brust und läßt kein anderes für den Menschen, der es hervorgeufen, darin aufkommen. Werfen Sie sie ab, diese Last, wenn Sie es noch nicht längst gethan, ich möchte sonst bereuen, Ihren Hund gerettet zu haben.“

„Sie sind ein sonderbarer Mensch,“ sagte Adele, „man sollte

100





Pflanzenalter.

Skizze

von

Dr. Theodor Roffer.

Es gibt wohl kein Gesetz, das so ausnahmslos besteht, als das einer allmählichen Entwicklung.

Alles, was geworden ist, was besteht, ging hervor aus verhältnismäßig geringen Anfängen; allmählich strebte es empor, entwickelte sich langsam, aber stetig, bis es die ihm vorgeschriebene Größe und Ausbildung erlangt hatte, bis es als das Vollendete erschienen.

Und dies gilt nicht allein von allen materiellen Dingen; auch auf geistigem Gebiete ist es das allgemeine Gesetz der allmählichen Entwicklung, welches eine mählich zu erklimmende Stufenleiter geschaffen hat, auf welcher Sprosse um Sprosse erklümpert werden muß.

O, denke an Deine einsame Stubirube; lehre im Geiste zurück zu den frühen Tagen Deiner Kindheit, deren Bilder wie vom zarten Hauch umwoben in der Ferne liegen, und schaue die vielen Sprossen, die Du erstiegen in der langen Zeit, wo das Kind zum Mann sich entwickelte und reifte.

Wie selten aber beachten und würdigen die Menschen solche allmähliche Entwicklung, wie wenig bemühen sie sich, das aufzuspüren, was das schwache, unscheinbare Beginnen mit dem Vollendeten verbindet. Sagt doch Auerbach in seinem „Barfüßler“ so schön: Die Menschen beachten nur die Blüten und die Früchte mit theilnehmendem Auge, nicht aber jenen langen Uebergang, wo das Eine zum Andern wird. Ja gewiß; die Menschennatur neigt lieber zu der Annahme wunderbarer Erscheinungen hin, als daß sie die Bedingungen des Beginns und des allmählichen Werdens in den Dingen selbst suche.

Da alle Körper in der Natur den Gesetzen des Wachstums und der allmählichen Ausbildung unterliegen, und nach Erfüllung dieser Grundbedingungen in vielen Fällen das organische Leben abgeschlossen erscheint, so werden auch die Pflanzen eine gewisse Gesamtdauer des Lebens besitzen, oder, mit anderen Worten: sie werden ein bestimmtes Alter erreichen. Wir werden aber sehen, daß wegen der Verschiedenheit der Individuen, ihrer mannigfaltigen Organisation, der dadurch bedingten wechselnden Ernährungsweise und wie dergleichen Modifikationen noch mehr sind, auch hier kein allen Vorkommnissen streng anzupassender, allgemeiner Satz aufgestellt werden kann, sondern daß, wie überall, spezialisiert werden muß.

Nur bei den einfruchtigen oder monokarpischen Pflanzen ist das Alter ein genau bestimmtes. Wir verstehen unter einfruchtigen oder monokarpischen Pflanzen alle jene, welche, nachdem sie zum ersten Male geblüht und Samen getragen haben, absterben, und wir gruppieren sie wieder in einjährige oder Sommergewächse, welche innerhalb eines Jahres keimen, sich belauben, blühen treiben und Früchte reifen, wie beispielsweise das Sommergetreide, der Flachs und der Hanf; in zweijährige, bei welchen der einmalige Verlauf des Entwicklungsprozesses sich auf zwei Jahrgänge vertheilt, wie bei unserem Wintergetreide und dem Winterreps; und endlich in vieljährige, welche zwar ebenfalls nur einen einmaligen Verlauf ihres Entwicklungsprozesses durchzumachen haben, bei welchen jedoch die Entwicklung der vegetativen Theile mehrere, oft viele Jahre hindurch währt, worauf nach dem ersten Blühen und Fruchttragen die ganze Pflanze absterbt. Ein Beispiel für diesen letzten Fall liefert die sogenannte hundertjährige Aloe (*Agave americana*), welche in ihrem Vaterlande nach 5 bis 10 Jahren, in unseren Gärten aber oft nach 50 bis 100 Jahren zur Blüte gelangt, womit auch dann ihr Leben abgeschlossen erscheint.

Nur bei den einfruchtigen Pflanzen also tritt nach dem einmaligen Verlaufe der Entwicklungsstufen des Pflanzenlebens und mit Erreichung und Vollendung der höchsten Entwicklungsstufe in der Reifung des keimfähigen Samens der Tod des Individuums ein.

Anderes aber gestaltet sich das Verhältnis bei den sogenannten wiederfruchtigen Pflanzen, bei welchen sich die Stod-, Blüten- und Fruchtbildungen an ein und demselben Individuum öfter wieder-

holt, indem der nicht absterbende Stengel oder Stamm jedes Jahr neue, meist krautartige Triebe, und an diesen die Blüten hervorreibt. Auch hier haben wir wieder mehrere Abtheilungen zu unterscheiden; wir nennen perennirende Gewächse alle jene, bei welchen ein im Boden verborgener, wurzelartiger Stengeltheil den Winter überdauert und im Frühling Triebe über die Erde hervorwacht, welche, nachdem sie Blüten und Früchte getragen, noch in demselben Jahre absterben; als Holzpflanzen bezeichnen wir diejenigen Pflanzen, welche mit ihrem verholzten Stamm über der Erde ausdauern.

Namentlich die Letzteren, die Holzpflanzen, sind es, welchen wegen der ständigen Produktion neuer Knospen und der aus denselben hervorgehenden Triebe eine fast unbegrenzte Dauer zugesprochen werden kann.

Daß dies wirklich der Fall ist, können wir sehr leicht an Pappeln konstatiren, da dieselben, sind sie anders nicht gar historisch Ursprunges, eine sehr einfache Nachzählung ihres Alters gestatten.

Man hat, um das Alter eines Baumes zu bestimmen, nur die sogenannten Jahresringe, das sind die aus der Substanz des Baumes alljährlich abgelagerten und erhärteten Holzpartieen, zu zählen, und die Wichtigkeit dieser Altersbestimmung ist längst durch zahlreiche Beobachtungen bestätigt worden.

Zur Feier des Sieges von Murten, im Jahre 1476, wurde bei Freiburg in der Schweiz eine Linde gepflanzt; im Jahre 1831 hatte sie einen Umfang von 13 Fuß 9 Zoll, woraus mithin als Durchschnittszahl für die jährliche Zunahme des Stammes $1\frac{1}{2}$ bis 2 Linien sich ergibt. Bei Freiburg befindet sich in einem Dorfe eine Linde von erstaunlicher Größe, welche schon im Jahre 1476 wegen ihres kolossalen Umfanges berühmt war und welche im Jahre 1831, 4 Fuß vom Boden entfernt, 36 Fuß Umfang hatte. Berechnet man nach obiger erster Durchschnittszahl die alljährliche Stammumfangszunahme dieses Baumes, so geht daraus hervor, daß im höheren Alter der Zuwachs um etwa $\frac{1}{2}$ Linie jährlich abgenommen hat. Diese Linde weist immerhin noch auf ein Alter von 800 bis 1000 Jahren hin. Bei Neuenstadt am Neckar in Württemberg steht, nach Seubert, dem wir diese Mittheilungen verdanken, eine andere Linde, welche mindestens 750 Jahre, ja möglicherweise sogar nicht viel unter 1000 Jahre alt sein muß. Schon im Jahre 1226 war sie nach der Chronik als „der große Baum an der Heerstraße“ bekannt und hat auch dem Orte Neuenstadt die Bezeichnung: „Neuenstadt an der großen Linde“ verschafft.

Bekannt genug ist auch, daß die Eichen eine sehr beträchtliche Größe und Dike erreichen, und damit selbstverständlich auch ein hohes Alter. Direkte Zählungen von Jahresringen haben zu dem Ergebnisse geführt, daß Eichenbäume 800 bis 1000 Jahre alt geworden sind.

Auf dem Oelberge bei Jerusalem finden sich Oelbäume, deren Alter auf mehr als 2000 Jahre anzunehmen ist, und ein Kerkessod an der Grustkapelle zu Hildesheim soll aber 800 Jahre alt sein.

Unter den Nadelhölzern sind Beispiele hohen Alters von der Rothanne bekannt, bei denen Exemplare gefunden wurden, welche bei 10 Fuß Durchmesser auf mehr als 1100 Jahre schließen lassen. Ein Gleiches gilt von dem sogenannten Eibenbaume (*Taxus baccata*), welcher sich besonders durch die große Festigkeit und Härte seiner Holzsubstanz auszeichnet; auf dem Kirchhofe von Braburn in der Grafschaft Kent in England befindet sich ein solcher Eibenbaum, welcher schon im Jahre 1660 einen Umfang von 58 Fuß und 9 Zoll hatte; diese Umfangszahl zu Linien berechnet, ergibt die Zahl 2880; da aber Beobachtungen gelehrt haben, daß kein jährlicher Umfangszuwachs 1 Linie beträgt, so war er also im Jahre 1660 genau 2880 Jahre alt und hat nunmehr ein Alter von über 3000 Jahren erreicht.

Die sogenannte amerikanische Cypressen (*Taxodium distichum*), welche in den südlichen Staaten von Nordamerika und in Mexiko wächst, erreicht nicht selten bei 120 Fuß Höhe einen Umfang von 40 Fuß; von dieser ist beispielsweise ein Exemplar in den Gärten von Chapultepec, welches schon zur Zeit der spanischen Eroberung, also gegen das Jahr 1520 wegen seiner enormen Größe berühmt war,

unter dem Namen „Montezumas Cypresse“ bekannt; ein anderer ungeheurer Baum dieser Art steht bei der Stadt Oaxaca und hat nicht weniger als 37 1/2 Fuß im Durchmesser; daraus ergibt sich nach den auf die bekannten Zuwachsbeträge gegründeten Berechnungen für das Alter dieses Individuums nicht weniger als 4000, ja nach anderen Schätzungen sogar gegen 6000 Jahre. Von dem kalifornischen Mammutbaum (*Wellingtonia gigantea*) werden die riesenmäßigen Exemplare, welche die außerordentliche Höhe von 300 Fuß und darüber erreichen, auf 3000 bis 4000 Jahre geschätzt (Seubert).

v. Humboldt hat einen den Palmen im Neuhieren ähnlichen Baum, den Drachenbaum (*Dracaena Draco*), welcher auf der Insel Teneriffa steht, genau beschrieben. Dieser Baum hat 45 Fuß im Umfang bei einer Höhe von 50 bis 60 Fuß und wurde schon von den ersten Besuchern dieser Insel im 15. Jahrhundert in gleicher Größe, wie er jetzt noch dasteht, angetroffen. Man darf sicher annehmen, daß er gleichfalls mehrere tausend Jahre alt ist.

Das großartigste und einzig dastehende Beispiel aber eines hohen Alters im Pflanzenreiche bietet der Affenbrodbaum oder Baobab (*Adansonia digitata*), ein in Senegambien und in ganz Mittelafrica vorkommender Baum. Bei 80 bis 100 Fuß im Umfang, welchen man schon sehr früh beobachtete, war die Höhe verhältnismäßig nur gering, denn sie betrug nur 30 bis 40 Fuß; dagegen ist die Krone ein wahrhaft riesiges, hochgewölbtes Laubdach, welches von Ferne sich nahezu wie ein kleiner Wald aufsieht.

Zur Beurtheilung der Zunahme dieses Pflanzenriesen in der Dide, sagt Seubert, war der Umstand sehr günstig, daß man eine von den ersten europäischen Besuchern jener Gegend, 300 Jahre früher, eingeschnittene Inschrift im Innern des Stammes, bedeckt von den 300 indessen nachgewachsenen Jahresringen, wieder fand; hieraus und aus anderen an gefällten Bäumen angestellten Messungen, ergab sich für die Zunahme des Stammes folgende Progression: Ein Durchmesser von 2 Fuß entspricht einem Alter von 30 Jahren, ein Durchmesser von 4 Fuß einem Alter von 100 Jahren, ein Durchmesser von 14 Fuß einem Alter von 1000 Jahren, ein Durchmesser von 18 Fuß einem Alter von 2400 Jahren, ein Durchmesser von 30 Fuß einem Alter von 5150 Jahren.

Da nun letztere Zahl noch nicht einmal die beträchtlichste beobachtete Dide war, so kann man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß manche dieser übrigens noch kräftig vegetirenden und reichlich blühenden Bäume 6000 Jahre und darüber alt sind.

Staunend müssen wir bei der Großartigkeit dieser Erscheinungen in der Pflanzenwelt stille stehen; ein Gedanke, denn leichte Bräuden wölben sich die Gedanken, trägt uns zurück zu den ersten Anfängen dieser Riesen, denn auch sie entstanden aus dem unscheinbaren Samen, den die Hand des Menschen, die unsichtbare Hand des Zufalls vielleicht, zur Stunde noch dem Schooße der Erde vertraut.

So vielgestaltig und mannigfaltig, so formenreich und massenhaft äußert sich das Leben in der organischen Natur; und finden wir nicht auch diese Erscheinungen im menschlichen Leben wieder, mit seinem ewigen Werden und Hinschwinden, seinem ewigen Kommen und Gehen?

Aber wer sieht auch hier mit theilnahmzvollen Blicken den Uebergängen zu, wessen Auge folgt mit treuer Obhut den vielen Bindegliedern, welche das Kommen, das Sprossen, das Blühen, das Reifen — die Frucht bedingen, erzeugen und vollenden?

Fliegende Blätter.

Zur Geschichte des russischen Doppeladlers. Im Innern der Sophienkirche zu Konstantinopel befand sich bis zur Eroberung der Stadt durch die Türken im Jahr 1453 als Zeichen des griechischen Kaiserthums das Bild eines Doppeladlers, das jedoch damals von seiner früheren Stelle verschwunden und wohl Jahre nachher an einem christlichen Heze Europa wieder zum Vorschein kam. Iohann Paläologos, der Bruder des unglücklichen Konstantin, floh nach der Katastrophe des Kaiserreichs mit seiner Tochter Sophia, der einzigen Erbin des Kaiserhauses, nach Achaia nach Rom. Iohann starb bald darauf, Iohannes III. von Rußland aber vermählte sich im Jahre 1467 mit der genannten Prinzessin Sophia, welche den erwähnten Doppeladler als Wappstein nach Moskau brachte. So war es dem griechischen Kaiserthum beizubringen, nicht nur in glücklichen Tagen seiner Weltmacht und seiner

Kraft das Christenthum nach Rußland zu bringen, sondern auch nach seinem grauenhaften Schiffbruche mit seinem Doppeladler das Wappen der nordischen Kaiser zu schmücken. Aber auch Konstantinopel selbst hat dieses Abzeichen des griechischen Kaiserreichs fortwährend treu bewahrt; denn es befindet sich noch an der Außenseite der schönen Pforte der großen Kirche, und auch der Patriarch von Konstantinopel hat als Oberhaupt der griechischen Kirche während der Zeit nach dem Untergange des griechischen Kaiserreichs bis auf unsere Tage in seinem Antepiegel den Doppeladler beibehalten.

Das größte Hotel in San Francisco. Das Wharfeer-Hotel ist ein Riesenwerk, das auf einem kalifornischen Stamme gegründet ist und starke Zweige treibt. Alles wird nur gegen baar geliefert. Sein Bett muß bezahlt sein, ehe Du hineinkommst. Ein großer Restaurant liefert zu verschiedenen Preisen, die von 15 Cts. an aufwärts steigen, viertausend Mahlzeiten täglich, und braucht dazu durchschnittlich hundert Tausend Eier, ein halbes Acker, hundert Pfund Butter, drei Tonnen Mehl, hundert Pfund Kartoffeln, hundert Pfund Fleisch und Fisch, zwei Kühen Rindern, hundert Kühen Kälbern, vierhundert Pfund Trübsüßer und Gännen, und vierhundert Quart Milch.

Kampf zwischen einem Affen und einer Rabe. Ein englischer Jäger hatte kürzlich in Indien Gelegenheit, den Kampf zwischen einer Tigerkatze und einem schwarzen Affen zu beobachten. Der Affe hielt mit seinen hinteren Händen die Vorderextremitäten der Gegnerin fest, während er seine Vorderarme um ihr Genick geschlungen hatte, und seine Zähne tief in ihren Hals eingegraben waren. Eine ganze Affenbeerde sah diesem Zweikampfe zu, und hin und wieder sprang einer aus der Gesellschaft herbei, um der Rabe einen Ertragsstoß anzudeuten zu lassen oder Grimaßsen zu schneiden. Alle aber suchten durch Geschnatter ihrem Kameraden Muth einzusprechen. — Einer der Affen aber, hat seinem Blutsverwandten beizufallen, durchsuchte die Scheitel der Rabe nach Fischen, und als er solche gefunden hatte, prüfte er ihren Geschmack mit fichtbarem Behagen. Die Augen des Jägers befreite den kämpfenden, schon ermattenden Affen von seinem jähen Gegner.

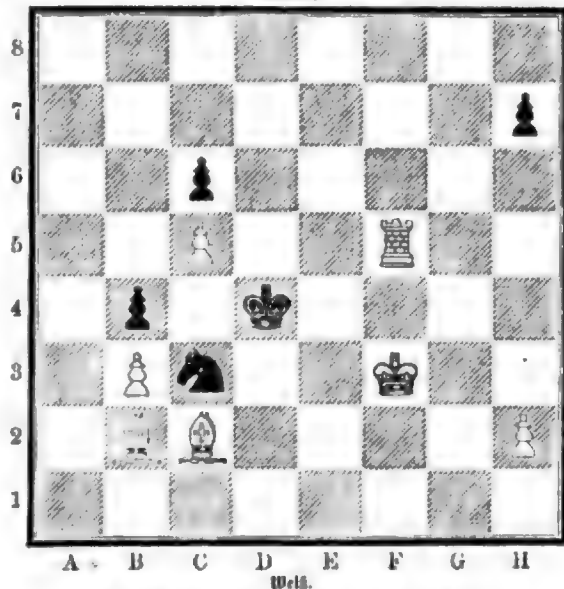
Ein seltener Brief. Belgische Blätter enthalten folgenden Brief eines Schlächterlehrlings aus Derviers an seine Eltern: „Es gefällt mir hier sehr gut, mein Meister hat mir schon die Haut abziehen lassen und mir gesagt, wenn ich so fortführe, so würde er mich zu Oisern schlachten lassen. Neues weiß ich nicht zu schreiben, als daß es mir gut geht, und daß man neulich im Walde zu Velleur einen Mann an einem Baume hängen gefunden hat, ich hoffe mein Brief wird euch ebenso finden. Euer dankbarer Sohn Jean.“

Schach.

(Mittelt von Jean Dufresne.)

Von Herrn v. Schumoff in St. Petersburg.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem sechsten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 468:

- | | |
|-------------------------------|-----------------|
| Weiß. | Schwarz. |
| 1) T. A 3 nimmt A 6 | 1) P. e2 b3. |
| 2) D. A 1 — A 5 | 2) P. e2 b3. |
| 3) Die Dame geht Matt. | |

— 33 —



Der Wirthin Töchterlein.

Novelle von Hermann Dellsläger.

(Fortsetzung.)

Hellmann ward selbst zu Muth; es stiedte trotz alledem und alledem etwas von einem Aristokraten in ihm. In der Residenz trieb er sich, wozu ihn sein bedeutendes Privatvermögen in den Stand setzte, fast nur in adeligen Kreisen herum, und nun kam es ihm eigenthümlich vor, neben einem Mädchen zu sitzen, das sich ihm vollkommen ebenbürtig hinstellen schien, das, was besonders zu betonen war, alle Ansprüche machte, welche die Damen der städtischen höheren Kreise zu machen pflegen, und das ihm dennoch zu gleicher Zeit ohne Scheu gestand, daß ihr Vater ein Wirth, ihre Schwester eine Bauernbirne und ihr Bruder ein Metzger sei.

Und dennoch, gerade diese Offenheit gefiel ihm wieder; denn ohne daß er sich vielleicht dessen völlig bewußt war, liebte er die aristokratischen Gewohnheiten nur, weil sie in ihren durchgeübten Formen seinem feinern Sinn, seinem empfindlichen Gefühl für das Schöne wohlthaten und schmeichelten, während er die aristokratischen Vorurtheile — und dieß mit ganz sicherem Bewußtsein — aus der tiefsten Seele verdammt.

Jung und lebenslustig, wie er war, hatte ihn die Mittheilung jener verwandtschaftlichen Verhältnisse nicht weiter angefochten, wenn er in seiner zufälligen Begegnung mit dem schönen Mädchen nichts als die Gelegenheit gesehen hätte, eine jener harmlosen Liebeständeleien zu pflegen, die nicht nach dem Woher und Wohin fragen, sich der flüchtigen Minute leichtsinnig erfreuen und dann eben so schnell in Rauch auflösen, als sie erhascht wurden, und — was die Hauptsache ist — ohne auf der einen oder der andern Seite ein schmerzliches Erinnern zurückzulassen.

Daran war hier nicht zu denken; das Mädchen stand, so schien es, in sich fest und in ihrem Charakter abgeschlossen da. Ganz bewußte und ausgebildete Ansichten schienen sie zu beherrschen, und diesen schienen sie das Zufällige und Äußere unterordnen zu können. Sie schien nicht mit sich spielen zu lassen, sondern Alles im Ernste zu nehmen; sie schien sich ihres Geistes und ihrer Ueberlegenheit bewußt zu sein, schien deren Anerkennung zu verlangen — und das machte Hellmann den Aufenthalt unbehaglich und unbequem, und so sehr ihn die äußere Erscheinung des Mädchens anzog, so mancherlei Anstoß nahm er in dunkeln Gefühle an manchem Fremden, dem er an ihrer Art zu sein begegnete, und so sehr er ihrem Werth und ihrer Bedeutung gerecht zu werden suchte — er konnte sich nicht helfen — gerade, wenn sie am Besten und Liebenswürdigsten sprach, gerade dann fiel ihm der Bruder Metzger in Hemdärmeln und mit geschwungenem Beile ein, und dieser zerstörte alsdann alle seine Illusionen.

Die Unsicherheit, in der sich Hellmann so wider seine Gewohnheit dem Mädchen gegenüber befand, wurde überdies noch vermehrt durch einen absonderlichen Zug, der ihm eigen war und von dem wir später unten hören werden.

Babette hatte indeß das Verlangte gebracht und gemeldet, daß der Vater gleich erscheinen werde. „Und denke Dir nur,“ setzte sie noch klagend bei, „der Hansl ist schon wieder aus dem Hofe.“

„Beruhige Dich,“ tröstete die Andere, „er wird schon wieder kommen. Hansl ist,“ erklärte sie dann Hellmann, „nämlich ein kleiner Spitzhund und der sehr verhäthelte Liebling meiner Schwester.“

„Ach, er ist auch so schön und so geschickt! Wenn ihn nur die Soldaten nicht mitgenommen haben!“

„In diesem Falle,“ lachte Hellmann, „das verspreche ich Ihnen, sollen Sie Ihren zottigen Schatz wieder zurück erhalten, denn er würde doch nicht lange verborgen bleiben.“

„Das wäre herrlich, Herr Oberlieutenant!“ jubelte Babette und klatschte vor Vergnügen in beide Hände.

„So, und jetzt geh,“ unterbrach die ältere Schwester das kindische Mädchen, „nimm noch diese Blumen mit und Sorge, daß sie frisches Wasser erhalten.“

Babette nahm den zusammengelassenen Strauß und ging, folgsam der Weisung ihrer Schwester.

Diese füllte die beiden Gläser mit Wein und Wasser, reichte eines dem Offizier, stieß mit diesem an, ohne das Getränk selbst mehr als flüchtig zu berühren.

„Es kommt bei uns —“ begann sie dann, unterbrach sich aber plötzlich wieder, indem sie in ein helles Gelächter ausbrach. „Mein Gott!“ rief sie, „da fällt mir eben ein, ich habe Sie veranlaßt, mit mir anzustoßen, ohne daß Sie noch wissen, wer ich bin. Daß ich die Tochter des Wirths bin, das freilich wird Ihnen nicht entgangen sein — aber nun sollen Sie auch weiter hören: ich heiße Agnes, Agnes Mark — ein Name, der mir manchmal gar nicht abel gefällt — bin katholisch, bald einundzwanzig Jahre alt, und — damit haben Sie den ganzen Steckbrief, so weit er Sie interessieren kann.“

Hellmann erröthete.

„Sie wollen mich,“ sagte er, „vermuthlich nur an meine eigene Ungeschicklichkeit erinnern, in der ich unverzeihlicher Weise mich Ihnen selbst vorzustellen vergessen konnte. Ich bin Arthur Hellmann, Oberlieutenant im xten Infanterieregiment.“

„Erinnern wollte ich Sie gewiß nicht daran,“ antwortete Agnes, „hatte ich ja selbst darauf vergessen. Hübscher ist es indessen jedenfalls, daß wir uns kennen, und sehen Sie, dort kommt gerade mein Vater, dem ich Sie nun doch auch vorstellen kann.“

Ein kräftig gebauter Mann von fast ungewöhnlicher Größe näherte sich durch den Garten. Er nahm die abgenähte Sammetmütze vom Kopfe, als er in die Laube trat, und Agnes streckte ihm die Hand zum Willkomm entgegen.

„Ich habe das Vergnügen,“ sagte sie, „Ihr Herrn Oberlieutenant Hellmann vorzustellen, einen Mann, dem ich zu großem Danke verpflichtet bin, wie ich Dir später, wenn wir allein sind, erzählen werde.“

„Dann seien Sie mir um so mehr willkommen, Herr Oberlieutenant,“ sagte der alte Mark und reichte diesem die große, schwielige Hand, „und wenn ich auch noch nicht weiß, um was es sich handelt, so nehmen Sie doch auch von mir den besten Dank hin, zu welchem Sie meine Tochter bereits verpflichtet haben.“

„Ich bitte, Herr Mark, sprechen Sie davon nicht; denn nur so können Sie mir die Beschämung ersparen, daß Sie später sich überzeugen, wie der Dienst, den mich ein glücklicher Zufall Ihrer Tochter erweisen ließ, in keinem Verhältniß zu dem Danke steht, den Sie mir hier ausdrücken.“

„Ich muß widersprechen,“ fiel Agnes lebhaft ein, „und Sie werden mich doch nicht zwingen wollen, dem Vater in Ihrer Gegenwart das Vorgefallene zu erzählen?“

„Dann wirst Du hoffentlich Worte gefunden haben, dem Herrn Oberlieutenant Deinen Dank in geziemender Weise auszusprechen?“

„Wie kannst Du zweifeln, lieber Vater? Aber es war umsonst, der Herr Oberlieutenant nahm meinen Dank nicht an.“

„Das ist nicht recht,“ bemerkte der Wirth mit einem wunderbar milden Blick in seinen verständigen blauen Augen. „Man soll einen Dank nie zurückweisen; denn einmal zwingt man den Verpflichteten dadurch, sich eine unbedankte Gutmuth fort und fort wie Kohle auf dem Herzen brennen zu lassen, und dann raubt sich der Andere das beste aller Vergnügen, nämlich das, sich auch noch später gerne seines nicht umsonst geleisteten Dienstes zu freuen — oder er trägt einen falschen Stolz in sich, was das Schlimmste von Allem ist.“

„Fräulein Agnes,“ rief Hellmann, „Sie müssen mir bezeugen, daß keiner der drei Fälle hier zutreffend ist!“

„Gewiß, gewiß!“ lachte diese und wandte sich dann an ihren Vater. „Wißt Du nicht hier bei uns bleiben? Ich hole Dir noch ein Glas, das Du Dir mit bestem Gewissen gönnen darfst; denn Du hast den Tag über schon genug geschafft.“

„Und muß noch mehr schaffen, liebe Tochter, die Stuben sind noch voll Gäste.“

„Du wirst Dich übermüden, Vater!“ sagte Agnes besorgt. „Laß doch Babette und den Bruder sich um die Gäste kümmern.“

„Das thun Beide bereits, und Du weißt selbst, daß ich, so lange ich frisch und gesund bin, auch schaffen und arbeiten muß. Herr Oberlieutenant, guten Abend! Ich hoffe, daß wir uns nicht zum letzten Male gesehen haben. Denken Sie, daß Sie in meinem Hause ein immer willkommener Gast sind; noch etwas! Lassen Sie

sich von meiner Tochter keine Mäden in's Ohr sehen, sie hat deren selbst genug im Kopfe und liebt es, auch Diejenigen, die sich ihr nähern, ohne Unterschied damit zu plagen."

"Aber Vater —" zürnte Agnes; der aber schüttelte freundlich zurendend dem Offizier auf's Neue die Hand und verließ, das Sammetlappchen wieder auf's Haupt stülpend, von Agnes ein paar Schritte begleitet, die Laube.

Hellmann sah Beiden nach und er mußte sich gestehen, daß er seit Langem keinen Mann kennen gelernt, der ihn so sehr durch die Milde, Einfachheit und Verständigkeit seines Wesens eingenommen habe.

Agnes schien seine Gedanken zu errathen, denn da sie wieder zurückkam, rief sie:

"Nicht wahr, der Vater ist ein herrlicher Mann? Sie glauben nicht, wie sehr wir ihn Alle lieben und mit welcher Verehrung wir an ihm hängen. Jedes von uns Kindern würde lieber ein Stüd vom Herzen sich wegreißen, als dem Vater etwas Wehes oder Bitteres geschehen lassen. O, wenn Sie erst sein gutes, treues, weiches Herz kennen würden. Davon haben wir leider nichts geerbt, am ersten noch Babette, die Sie vorhin sahen. Desto mehr ist von dem festen, tropigen, wilden Sinn unserer Mutter auf uns übergegangen. Und doch hat der Vater sie so geliebt! Ihr Tod — sie starb vor vier Jahren — hat einen Riß in sein Herz gemacht, der nicht wieder zu heilen vermochte. Seit dieser Zeit ist er noch milder und noch weicher geworden und sagt gerne, er habe das ganze Leben stets nur als eine Vorbereitung auf den Tod angesehen. Ich möchte in Thränen ausbrechen, wenn ich ihn so sprechen höre; denn er meint das doch nur in Bezug auf sich und er denkt an einen schnellen Tod."

"Wie ist das möglich? Ihr Vater, der kräftige, rüstige Mann, trotz seiner Jahre so stattlich und ungebeugt!"

"Das Neueste trägt; er fühlt sich seit einigen Monaten recht leidend, alle Morgen quält ihn ein fürchterlicher Husten, und das war's auch, warum ich ihn vorhin bat, sich zu schonen. Aber er thut es nicht und behauptet stets, der schönste Tod sei der, im Beruf zu sterben, wie der Soldat auf dem Schlachtfeld. Es ist ein schrecklicher Gedanke, etwas Theures verlieren zu können; wer möchte da nicht selbst lieber sterben?"

"Ich halte Ihren Wunsch für egoistisch," entgegnete Hellmann. "Ich glaube, daß der natürliche Tod, die natürliche Trennung vom Leben süß und angenehm ist. Da nun der Tod eines Dritten nur uns, den Ueberlebenden, Schmerz bereitet, sollen wir trotzdem den eigenen Tod vorziehen, der nur dazu beitragen würde, jenen mit eben dem Schmerz zu erfüllen, dem wir selbst zu entfliehen suchten? Sagen Sie, Agnes!"

"Ach, man sollte zusammen sterben können!" antwortete diese bewegt, und Thränen traten in ihre Augen, daß sie den Kopf senkte und ihr Gesicht in beide Hände verbarg.

Eine kleine Pause trat ein, die auch Hellmann wehmüthig durchzitterte. Mit wenigen Strichen hatte er ein stilles, schönes, liebedurchdrungenes Familiengemälde vor sich, und doch breitete sich auch auf das schon der Schatten eines drohenden Unglücks, wie über eine blüten- und duftreiche Landschaft der Abend, dem bald die Nacht folgt. Und wie wahr, wie schön war Agnes in ihrem Leid, das sich so offen, einfach und anspruchslos gab und gerade darum zum Mitleiden hinriß!

"Sie waren nicht immer hier in dem Hause?" nahm Hellmann nach einer Weile das Gespräch wieder auf.

"Nein!" erwiderte Agnes. "Es kommt bei uns auf dem Lande häufig vor, daß die älteste Tochter schon jung in die Stadt geschickt wird, dort in einem Institut oder einer ähnlichen Erziehungsanstalt eine bessere Bildung zu erhalten, als sie auf dem Dorfe geboten werden kann. In der Regel ist es der Ehrgeiz der Mutter, die etwas Begehrtenwerthes darin sieht, ihre Tochter mit der Zeit in den städtischen Kreisen durch Heirath oder sonst wie einzuschmuggeln. Sie wissen ja, es sind meist die Frauen, welche, unzufrieden mit dem Stand, den sie in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen, stets noch eine höhere Stufe zu erklimmen suchen. Der Mann findet leicht seine Befriedigung in sich selbst und belächelt gerne die Rang- und Standesunterschiede des Lebens als etwas Aeußerliches und oft dem inneren Werth nicht Entsprechendes.

Anders ist das Weib; und was der Mutter nicht vergönnt und möglich ist, das sucht sie wenigstens mittelbar durch die Tochter zu erreichen. Bei mir kam auch noch der besondere Umstand dazu, daß der Vater, aus Schwandorf gebürtig, in seiner Jugend ursprünglich zum Studiren bestimmt war und auch bereits ein Jahr lang die Universität bezogen hatte, als er meine Mutter, deren Eltern diese Wirthschaft führten, kennen lernte, sich mit ihr rasch verlobte und sie im nämlichen Herbst heirathete, da ihr Vater eines plötzlichen Todes starb. Er übernahm das Geschäft, fand sich schnell genug darein und behauptet heute noch, niemals Neue über den Sprung empfunden zu haben, den er aus dem Hörsaal der Universität in die Wirthsstube gethan. In freien Stunden nimmt er noch sehr gerne seine alten Bücher vor, und sah es darum auch nicht ungerne, als ihm meine Mutter den Vorschlag machte, mich in ein Institut nach A. zu schicken."

"Der Einwand, den Sie gegen diesen Entschluß Ihrer Eltern zu machen hatten, wird vermuthlich auch nicht groß gewesen sein?" meinte Hellmann lächelnd.

"Im Grunde, nein!" antwortete Agnes. "Im Sommer trieb ich mich bisher am Liebsten mit den Bauernknechten auf den Feldern, oder mit den Hirtenbuben bei den Pferden auf der Waid, oder auch ganz allein im weiten, grünen Walde herum, dessen geheimnißvolle Einsamkeit mich oft berauschte. Da kam's, daß ich wohl ganze Tage den Weg nicht mehr nach Hause fand und Abends mit Schelten und Vorwürfen empfangen wurde, weil ich zu lang an einem Bach oder unter einem Baume gelegen hatte, allerlei phantastisches Zeug in meinem kleinen Hirn ausbrütend oder mich an den bunten Libellen auf dem Wasser und am Rufe des unsichtbaren Kuckucks ergötend. Im Winter ward mir's noch enger im Hause und der Aufenthalt im Gastzimmer war mir unerträglich. Das einzige Vergnügen, das ich mir gönnen durfte, war dann und wann, einem recht brummigen Stammgast einen kleinen Schachernad zu spielen, und so war denn der Vater herzlich froh, wenn mir der Prediger des Ortes — der gute Herr ist nun auch schon todt — in den Pfarrhof zu kommen erlaubte. Der wackere Mann, der eine besondere Vorliebe für mich hatte, rief mich dann in seine rings an den Wänden mit Büchern angefüllte Studirstube, die ich stets mit scheuem Herzen und voll Ehrfurcht betrat, unterhielt sich lange mit mir, lehrte mich Allerlei und gab mir zuletzt irgend ein Geschichtsbuch, mit dem ich mich hinter die Ecke des Ofens vertrock, während er selbst an seinem Arbeitstisch Platz nahm und, das lange Pfeifenrohr im Munde, die Sammetmütze auf dem weißen Haar, seine Predigt für den nächsten Sonntag einstudierte. Ungern sah ich die Stunde kommen, in der sich der würdige Herr von seinem Lederstuhl erhob, was für mich stets das Zeichen zum Aufbruch war, und gewiß — abgesehen von dem Stüd Kuden, das ich jedesmal in der Tasche mit nach Hause brachte, es war die schönste und glücklichste Zeit meines Lebens. Denn an der Hand dieses Mannes ward ich spielend in ein weites Gebiet des Wissens, so weit es meinem Fassungsvermögen möglich war, frühzeitig eingeführt, er weckte in mir einen fast unstillbaren Trieb zum Lesen, und er war es — was ich ihm vor Allem und am Meisten zu Dank weiß — der mich, so jung ich war, doch selbstständig auffassen und aus eigener Kraft urtheilen lehrte."

Agnes hielt einen Augenblick inne.

"Sie traten alsdann in das Institut zu A.?" forderte sie Hellmann zum Weitererzählen auf.

"Das ich froh und munter betrat, und ohne zu ahnen, daß sich, als ich den ersten Schritt in das Haus setzte, das Thor eines Kerkers hinter mir schloß. Ich liebe nicht, mich an diese Zeit zu erinnern. Drei lange Jahre lebte ich in dem Institut, und Sie werden wohl schon von jenen Bildungsanstalten, jenen Mädchenasernen gehört haben, in denen der Geist und der Körper der ärmsten Geschöpfe Tag aus Tag ein, Tag und Nacht gequält und gequält wird. Was habe ich nicht Alles ausgestanden! Es schickt sich nicht! Es schickt sich nicht! war bei uns die Variation des Faust'schen: Entbehren sollst Du, sollst entbehren — und wahrlich, auch bei uns ein ewiger Gesang, der uns schon beim Morgengebet, beim Arbeiten, beim Essen, beim gemeinsamen Spaziergang (dieser fürchterlichsten aller Erfindungen), beim Abendbrod und beim Schlafengehen in's Ohr tönte, ja ich bin überzeugt, den Furchtsamsten

auch im Schlummer. Mein lebhaftes Gefühl empörte sich nun auf das Heftigste gegen dieses Treiben — mit Gewalt sträubte ich mich gegen diese spanischen Stiefel, in die man meinen Geist, meine ganze Art zu denken, und gegen diese Zwangsjade, in welche man meinen Körper gepreßt hatte. Es kam mir vor, wie wenn wir Alle zu ganz gleichartigen, äußerlich recht hübschen und glatten, innerlich todt und leblosen Maschinen für das Leben ausgebildet und ausgearbeitet werden sollten, und in dem Augenblick, da ich meine Lehrerinnen darauf ertappte, daß sie bemüht seien, mir meine Individualität zu rauben, in diesem Augenblick begann ich mit ihnen einen Kampf auf Tod und Leben, der damit endigte, daß sie, der endlosen Unannehmlichkeiten und Verdrüsslichkeiten, die ihnen mein Starrsinn bereitete, satt, meinem Vater erklärten, ich sei nun vollständig ausgebildet und könne in ihrem Institut nichts mehr lernen, worauf denn jener, den ich so oft schon mit Bitten um die Erlaubniß zur Heimkehr bestärkt hatte, mich überglücklich und überselig in die Heimat, in das Dorf zurückbrachte, das ich drei Jahre lang nicht mehr gesehen hatte.“

„Ich kann mich in Ihre Lage vollkommen versetzen,“ sagte Hellmann; „Anaben und Jünglinge bringen ebenfalls eine Zeit in den dumpfen Schulzimmern zu, die Manchem übermäßig scheint; aber im Kreis ihrer Familie, bei ihren Spielen und Erholungen hat ihr eigentlicher Wesen doch Gelegenheit, sich unbeirrt zu entfalten, und auch die Lehrer sind nicht mehr selten, welche der Individualität ihrer Jüglinge in der verständigsten Weise Rechnung zu tragen wissen. Und gewiß ist es sie allein, welche in diesem Leben Werth hat und Werth gibt. Selbst die zum Schlechten neigende fordert unsere Beachtung.“

„Das ist es!“ rief Agnes lebhaft. „Werden wir Mädchen aber nicht nach der Schablone und nur nach ihr erzogen? VERAUBT man uns dadurch nicht der Fähigkeit, außerordentliche oder doch nur bedeutende Erscheinungen und Verhältnisse richtig zu würdigen? Zwingt man uns nicht gerade dadurch, immer und überall die Allgemeinheit, diese trostlose, langweilige, nächterne Oede, uns erhalten zu wünschen und aufzusuchen, eben nur deshalb, weil wir in ihr allein uns wohl und behaglich fühlen?“

„Nur wer selbst eine bestimmte Art zu sein hat,“ bemerkte Hellmann, „besitzt auch den Muth oder vielmehr die Kraft, auch die Andern gelten zu lassen. Denn unmöglich kann er einem Dritten das Recht versagen, das er selbst für sich in Anspruch nimmt. Wahrhafte Tülbung vermag überdies nur Derjenige zu üben, der schon früh genug eine verständige Einsicht in den verborgenen Winkel des menschlichen Herzens und seine Leidenschaften gewonnen hat.“

„Und welchen Werth kann das Leben für mich haben,“ frug Agnes, „wenn ich nicht den Muth habe, zu sein, wer ich bin? Mann ich, sobald man es nur glücklich dahin gebracht hat, uns Alle gleichgeartet erscheinen zu lassen, alsdann nicht jede Minute durch jede Andere ersetzt werden? Bedeutung aber, dächst ich, kann das Dasein doch nur für Denjenigen besitzen, der eben durch seine besondere Art zu sein auch einen besondern Zweck und eine besondere Bestimmung erhalten zu haben und erfüllen zu müssen glaubt.“

„Vielleicht,“ meinte Hellmann, „ist hier der Grund zu suchen, weshalb wir so viele Ehen der Gegenwart mit nahezu erschreckender Gleichgültigkeit abgeschlossen sehen. Man heirathet eben, weil es sich — wie Sie vorhin bemerkten, schickt, und schleppt, wenn es nicht schlimmer kommt, in stumpfer Gewohnheit ein Band durch's Leben, bei dessen Herstellung Sitte, Konvention, gesellschaftliche Rücksichten und dergleichen mehr theilhaftig waren als die Liebe. Ich habe mancherlei Ehen dieses Schlags kennen gelernt, in denen die Frauen nur Marionetten vorstellten, die alle Pflichten der Gesellschaft mit dem vollendetsten Geschick zu erfüllen wußten; der Mann aber, der müde und abgelenkt von den Geschäften kam, sah sich gezwungen, seine Erholungen und Zerstreuungen außer dem Hause zu suchen.“

„Ist dieß anders möglich? Statt unsere Empfindungen und Neigungen zu entwickeln, statt uns das Schöne überall aufzufinden und lieben zu lehren, statt uns Denjenigen vor Allem verstehen zu lehren, der uns doch in der Welt am Meisten interessieren muß, das ist eben wieder den Menschen, hat man unser ganzes Denken und Fühlen uns abgestumpft und als etwas Unschädliches zu er-

stiden gelehrt — wahrhafte Erholungen sind aber nur die, welche auf den Geist neu anspannend und belebend, wenn auch in sanfterer Weise wirken. Man gebe uns die Freiheit des wahren, echten, gesunden Empfindens zurück und man wird staunen, welche unermeßliche Quelle des Gefühls, des Fassens, des Denkens in der Brust des Weibes verschüttet und begraben liegt. Es ist unbegreiflich, wie die Welt sich selbst um einen solchen Reichthum zu betrügen vermag.“

„Das nehme ich stolz gesprochen!“ rief Hellmann.

„Wenn Sie meine Worte nur stolz finden, mag es hingehen,“ entgegnete Agnes bestimmt. „Vielleicht aber scheinen Ihnen dieselben auch unbescheiden. — Nun, ich meine, man könne nie selbstbewußt genug von sich und seinem Verstand denken, wenn Einem derselbe klar und bestimmt vorschwebt. Das Andere, nämlich das Klagen, Mütteln und Schütteln daran, können wir füglich dem Neid, der Mißgunst und der Bosheit überlassen, die noch immer redlich das Ihre in dieser Richtung gethan haben und noch thun.“

„Glauben Sie aber nicht,“ frug Hellmann, „daß das Weib, wenn es seiner Art zu sein stets unbedenklich folgt, auch mitunter zu weit gehen und Anstoß erregen kann?“

„Bei dem, was wir heutzutage Sitte und Konventionen nennen, gewiß.“

„Ich meine nicht diese Weiden allein. Das Weib, von dem wir sprechen, läuft gewiß auch oft Gefahr, bei Denjenigen Anstoß zu erregen, die nicht allein nach hergebrachter Gewohnheit, vererbter Sitte und von Willkür aufgestellter Regel urtheilen, sondern deren empfindlicher, rückhaltender und gerade das echt Weibliche warm verehrender Sinn verletzt und beleidigt wird.“

„Das wird dem Weibe, dessen Verstand und Gefühl naturgemäß ausgebildet ist, nicht begegnen. Und darin allein doch wird das echt Weibliche liegen.“

„Ich habe ein Mädchen gekannt, das für freie und unabhängige Art zu sein schwärmte, wie Sie. Ich fand in der Familie, deren Haupt ein ehrenwerther Beamter war, leichten Zutritt, und das Mädchen hatte, wie ich selbst wohl bemerkte, einige Neigung zu mir gefaßt, oder glaubte sie wenigstens gefaßt zu haben. Ich meinerseits, auf den ihre Erscheinung in keiner Richtung einen besondern Reiz auszuüben vermochte, nahm die Sache sehr leicht und setzte in der unbefangenen Weise meine Besuche fort, selbst als die Eltern einmal auf das Land gereist waren und die Tochter mit einer bejahrten Gesellschaftsdame allein zurückgelassen hatten. Meine regelmäßigen Besuchstage waren Dienstag und Samstag, und da ich mich einmal an jenem Tage verabschiedete, ward ich von dem Mädchen gebeten, mich den kommenden Samstag doch schon im Laufe des Vormittags einzufinden, da sie die übrigen Stunden des Tages durch irgend einen Anlaß abgehalten sei, mich zu sehen. Ich kam zur bestimmten Zeit, fand das Mädchen, unterhielt mich eine Weile mit ihr und fragte sie endlich im Laufe des Gesprächs, wo denn die Gesellschaftsdame sei, die sich seit meinem Kommen noch nicht hatte bliden lassen. „Ach, diesem würdigen Fräulein haben wir heute einen kleinen Vossen gespielt!“ rief das Mädchen. — „Wir? Wie so?“ — „Sie sagte mir, daß sie einige Gänge in der Stadt zu machen habe, und da hat ich sie denn, diese Kommissionen schon Vormittags zu besorgen, weil Sie Nachmittags uns besuchen würden und ich mit Ihnen nicht allein sein wolle.“ — „Sie hatten mich aber selbst gebeten, Vormittags zu kommen?“ — „Ja, weil ich mir eben vorgenommen hatte, das Fräulein auszusuchen, um mit Ihnen allein sein zu können.“ — Ich weiß nicht mehr, was ich auf diese in etwas herausfordernde Haltung gesprochenen Worte geantwortet habe. Nur ließ ich von jener Zeit an meine Besuche seltener und seltener werden und stellte sie zuletzt ganz ein. Denn ich fühlte mich beleidigt und verletzt. Das Mädchen jedoch, dem meine Umwandlung und deren Grund nicht entging, fand noch die erwünschte Gelegenheit, mir mit leicht erkennbarer Anspielung die Beschränktheit der Männer vorzuhalten, welche dem Weibe kein freies Denken, kein freies Empfinden, überhaupt keine selbstständige Art zu sein und zu handeln gönnen — jedenfalls aber kein Verständniß dafür zeigten wollten.“

„Haben Sie geendigt?“

„Ja.“

„Nun,“ begann Agnes, „ich sollte eigentlich beleidigt sein, daß



100

100

100





„Seit Deiner Mittheilung in meinen Augen nicht mehr,“ versetzte Dorn. „Ueberdies,“ fügte er zögernd hinzu, „glaube ich, daß Du Hoffnung hast.“ Und er erzählte ihm seine Bitte um das Rosenbouquet und Abels Antwort.

Ewald hatte bei den ersten Worten seines Freundes eine freudige Bewegung gezeigt, dann aber sagte er kleinlaut: „Du kennst Adele nicht, das beweist nichts. Wären die Blumen die Gabe der alten Dienerin gewesen, sie würde dasselbe geantwortet haben. Du mußt hinter Adele nie etwas Anderes suchen, als was sie ausspricht.“

„Ja,“ rief Felix aufspringend, „sie ist wahr und rein wie das Himmelslicht. O wie herrlich muß dieß Wesen sich erst entfalten, wenn der Hauch der Leidenschaft ihr auch noch die fehlende Blut verleiht.“

„Ich möchte Adele von keiner Leidenschaft erfaßt sehen,“ versetzte Ewald nachdenklich. „Sie ist eine tiefe, innige und sinnige Natur, aber keine leidenschaftliche. Würde sie aus sich selbst, über sich selbst hinaus getrieben, ich fürchte, sie ginge daran zu Grunde.“

„Meine große Natur geht an der Leidenschaft zu Grunde,“ rief Felix, „das sind nur arme, kleine Seelen — Maasliebchen, wie Fräulein Elga sagt, lieblich — doch ohne Duft.“

„Und sie wagt zu behaupten, daß Adele ein solches Maasliebchen sei?“ rief Ewald, jetzt auch erregt. „Nur das von starken Dämonen betäubte Gefühl kann den feinen Duft dieser Blume verlernen. Aber ein Maasliebchen ist Adele freilich, denn sie liebt das Maß in allen Dingen, das gold'ne Maß, ohne das keine Schönheit denkbar ist.“

„Im gewöhnlichen Leben mag das wahr sein,“ entgegnete Felix; „ich aber nenne das eine beschränkte Natur, die nie über das Maß hinausgeht. Und dieses Maß, diese Grenzen sind ja auch relativ und verschieden nach der Individualität. Nein, nein! eine große Seele bindet sich nicht daran, zumal nicht, wenn sie von leidenschaftlichen Gefühlen bewegt ist. Und ich halte Adele solcher Gefühle fähig; sie scheint mir dem See zu gleichen, der trotz des klaren Spiegels den Reim des wilden Sturmes in sich trägt. O, ich möchte keinen See, der ewig lächelte. Doch,“ unterbrach er sich, „wozu rede ich davon? Ich will ja nicht mehr an sie denken. Komm', reiche mir den Telegraphen. Wann geht der nächste Zug nach — — und meinetwegen nach Silberg?“

„Uebereile dich nichts, mein Freund,“ sagte Ewald. „Reise, wenn Du willst, es ist vielleicht das Beste, denn, ganz abgesehen von meinen persönlichen Gefühlen und Wünschen, glaube ich nicht, daß Adele Deine Neigung erwidert, oder daß ihr, selbst wenn sie es thäte, glücklich würdet. Aber warum deshalb die äußeren Formen der Höflichkeit verlegen? Meine Tante würde es Dir mit Recht übel nehmen, wenn Du ihr keinen Abschiedsbesuch machtest — ich möchte keine Entschuldigung vorzubringen.“

„Gut, so gehe ich noch einmal hin, aber gleich, denn mit dem Zwölfsbrugg reise ich. Du bringst wohl indeß meine Rechnung hier in Ordnung?“

Er gab dem Freunde seine Börse, ergriff den Hut und eilte fort. Ewald sah ihm gedankenvoll nach. „Er würde sie nie verstehen, nie glücklich machen,“ sagte er zu sich selbst, „es ist besser so!“

Als Felix in das Haus der Rätin Brönnner eintrat, bemerkte er durch die geöffnete Thür, daß Adele im Garten war. Er hatte eben noch gewünscht, sie nicht zu Hause zu treffen; dennoch durchlebte ihn ein freudiges Gefühl, als er sie allein sah, und er eilte rasch auf sie zu.

Adele war beschäftigt, ihre Blumen zu begießen, und das Unkraut, das während der letzten heißen Tage sehr überhand genommen hatte, auszujäten. Als sie Dorn bemerkte, setzte sie die Gießkanne hin und begrüßte ihn freundlich.

„Ich komme, um Abschied zu nehmen,“ sagte der junge Mann, ihre Hand ergreifend.

„Sie wollen wieder fort?“ fragte Adele, sich leicht entfärbend. „Und Ewald auch?“

„Nein, Ihr Cousin bleibt noch. Das ist Ihnen gewiß eine große Freude?“

„Freilich,“ erwiderte Adele, seinen forschenden Blick mit Bewunderung bemerkend. Wir waren ja immer fast wie Geschwister,

und Ewald ist so gut, — das müssen Sie auch wissen. Doch was ruft Sie denn jetzt von ihm fort?“

„Nichts Besonderes — eine Laune, wenn Sie wollen. Ich will wieder in die Berge.“

„Ach, ich begreife, daß es Sie dahin zieht. Reisen muß überhaupt etwas Herrliches sein!“

„Etwas Herrliches? sagen Sie lieber etwas sehr Trauriges. Einen Ort verlassen, an dem uns Niemand halten möchte, um einen Andern aufzusuchen, an dem uns Niemand willkommen heißt; ermüdet sein, ohne daß uns Jemand aufheitert, Bewunderung empfinden, ohne daß wir sie aussprechen können — das sind die Freuden des Reisens, wenn man allein zu sein verurtheilt ist.“

„Und doch wollen Sie reisen? Sie sind ein Räthsel.“

Die Beiden hatten sich mittlerweile auf einer Gartenbank niedergelassen. Bei den letzten Worten Abels sah Felix sie einen Augenblick so forschend an, daß diese darüber erröthete, dann fragte er: „Möchten Sie dieß Räthsel lösen?“

„Ich verstehe Sie nicht,“ entgegnete Adele verwirrt.

„Nein, nein, wie sollten Sie auch?“ rief der junge Mann heftig. „Jedes Herz ist ein Räthsel, zu dem nur Ein Wesen den Schlüssel hat. Doch mir fällt dabei ein, daß ich Ihnen noch ein Räthsel schuldig bin — von Ihrer Geburtstagsfeier her. Wollen Sie das lösen?“

Er riß ein Blatt aus seinem Notizbuch und reichte es Adelen. Diese las folgendes:

Mein Wort — ich wag' es kaum zu nennen,
Nicht ich's auch stets im Herzen drehen.
Gar wohl bekannt ist Dir sein Laut,
Es ist ein Name lieb und traut.

Nimmst Du dem Wort das letzte Zeichen,
So ist, was übrig bleibt, Dein eigen.
Thut's auch der Welt kein Wappen dar,
Thrent's doch auf Deiner Stirne klar.

Kaufst nochmals Du das letzte Zeichen,
So muß ich Dir die Hände reichen,
Und schmerzlich sagt es Dir mein Blick:
Dahin, dahin ist dann mein Glück! *)

Adele hatte mit steigender Bewunderung und tiefem Erröthen die Verse gelesen; dann sagte sie, das Blatt zurückgebend, mit leise zitternder Stimme: „Ich verstehe keine Räthsel zu lösen.“

„Oder wollen sie nicht verstehen?“ entgegnete Felix heftig, indem er das Papier zerriß. „Das kommt auf Ein's heraus.“

„Vielleicht, — weil ich der Dichtung nicht glaube. Sie ist eben Dichtung — keine Wahrheit.“

„Sie glauben mir nicht?“ rief Felix aufspringend. „Dann freilich bleibt mir nichts übrig, als zu gehen — weit, weit fort zu gehen, fort von Ihnen, von der süßen Erinnerung an Sie. Adele, leben Sie wohl — ewig wohl!“

Er hatte die Hand des jungen Mädchens ergriffen — sie war eiskalt. Er blickte sie an, jeder Wutstropfen war aus ihren Wangen gewichen, die großen, klaren Augen waren mit Thränen gefüllt. Verwirrt, ungewiß schaute er einen Augenblick hinein, dann flüsterte er: „Adele — muß ich sagen: ade?“

„Adele Sie!“ erwiderte sie leise, und mit einem jubelnden Aufschrei zog der Glücklichste das bebende Mädchen an seine Brust.

Eine halbe Stunde später saßen die Neuverlobten bei der Mama, die ihnen unter Freudenthränen ihren Segen gab. Auch die alte Kathrine kam herbei, ihre Glückwünsche darzubringen; vor sich hin aber flüsterte sie: „Der Herr Ewald wäre mir doch lieber gewesen, wenn er auch lange nicht so hübsch ist, als der fremde Herr.“

Als Felix mit Abels Mutter allein war, theilte er ihr das Nöthige über seine Verhältnisse mit. Er hatte den Vater schon früh, die Mutter vor wenigen Jahren verloren, und war jetzt unumschränkter Herr seiner Handlungen. Ein kleines, in der Rheinprovinz gelegenes Gut und ein ziemlich ansehnliches Vermögen sicherten ihnen eine nicht nur sorgenfreie, sondern, in den Augen der Rätin, glänzende Existenz.

„Ich als Mutter muß ja auch auf diese Dinge Gewicht legen,“ sagte sie, als Dorn gendete, „aber Adele fragt nicht danach und

*) Adele — Adel — Ade.

würde ihrem Herzen gefolgt sein, auch wenn sie sich dadurch in Armuth und Elend gestürzt hätte.“

„Glauben Sie?“ fragte Felix zweifelnd.

„Glauben Sie es nicht? Doch freilich, Adele ist ein vernünftiges, überlegenbes Mädchen, zuweilen zu überlegend für meine raschere Natur. Und gerade deshalb, lieber Felix, freut es mich, daß sie in ihrer Liebe aus sich herausgetreten ist, daß das göttliche Feuer so rasch gezündet und sie sich ihm so völlig hingeeben hat. O, ich bin gewiß, noch gar mancher edle Keim wird jetzt unter den Regenstrahlen der Liebe in Adele zur Blüte kommen. Wie die Rose bei dem Kuß der Sonne, so wird sich ihr Herz in Ihrer Liebe entfalten, und gar manches Schöne, das ihm bisher noch fremd war, darin aufnehmen und pflegen.“

So allgemein diese Bemerkungen auch waren, so erinnerten sie Felix doch an sein geistiges Gespräch mit Olga und ihren Vergleich. Auch die Art und Weise, wie Adele vorhin sein Gedicht aufgenommen, hatte ihn daran gemahnt; doch war er jetzt zu glücklich, um bei solchen Gedanken zu verweilen. Nur eine Erinnerung störte ihn, es war die an Ewald. Wie sollte er diesem entgegen treten, wie ihm das Geschehene mittheilen? Er hatte nicht den Muth dazu und bat die Kästlin, seinen Freund durch einige Zeilen von dem Ereigniß in Kenntniß zu setzen. Erst nachdem dieß geschehen, eilte er nach dem Gasthof, ihn aufzusuchen.

Ewald war ausgegangen, der Stellner wußte nicht wohin. Felix suchte ihn im Garten des Hotels, auf dem nahen Spaziergange; es war ihm im Bedürfniß, ihn allein zu sprechen; aber er fand ihn nicht. Freilich, er wußte nicht, daß Ewald's Eltern auf dem Friedhofe des Orts begraben lagen, sonst hätte er sich denken können, wohin der Freund mit seinem Schmerz geeilt. Endlich kam er ruhig und gefaßt; Felix stammelte etwas von Verzeihung, Jener aber unterbrach ihn: „Da ist nichts zu verzeihen,“ sagte er; „wo Adele ihre Hand gibt, ist auch ihr Herz, — Du bist glücklich zu preisen.“

Eine Bitte sprach Ewald aus: Adele nie ahnen zu lassen, was er für sie empfunden. Felix versprach es; dann eilte er fort, ein Bouquet für seine Braut zu holen, während Brömmel voran ging, um der Tante und Adele seine Glückwünsche auszusprechen.

Schon von der Straße aus sah er Letztere am offenen Fenster ihres kleinen Zimmers stehen. Dieses Stübchen war seit vielen Jahren Adels Eigentum gewesen. Schon als Kind hatte sie mit Ewald hier gespielt, und noch waren manche Zeichen jener glücklichen Zeit übrig geblieben. Die Wände waren mit den mannigfaltigsten, zum Theil bunt angemalten Bildern besetzt; in einem kleinen Glaschränken standen Figuren aus Gyps, Porzellan und Eholade, letztere nicht selten in einer Weise beschädigt, die weniger den Zahn der Zeit, als die Zähne nachhafter Kinder anlagte; in einem größeren Schranke befand sich eine Reihe alter Puppen mit und ohne Haare, in Haus- und Besuchtoilette, unter ihnen auch das Gesellschaftsfraulein des Prinzen Biribi, welcher dieser grausame Tyrann aber die blaugemalten Augen gänzlich weggepudt, und die Nase bedeutend laidirt hatte. In einer Ecke lag ein alter wollener Teppich, das Privateigenthum des Generals, vermöge dessen dieser auch das ganze Zimmer als seine besondere Residenz anzusehen pflegte, und in dem Fenster hing das goldene Haus des Prinzen Biribi, augenblicklich aber ohne seinen Bewohner. Dieser hatte sich nämlich auf der Schulter seiner Herrin niedergelassen, und suchte durch die lebhaften Bewegungen seines gelb gefiederten Köpfchens, sowie durch gelegentliches, fragendes Zwischen ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Aber sonderbar! Die Herrin schien heute gar nicht auf den verwöhnten kleinen Liebling zu achten. Ihre Finger zwar glitten lothend über sein weißes Gefieder hin, ihre Gedanken aber weilten nicht dabei, das sah man ihren Augen an, die mit einem so wunderbaren, verklärten Ausdruck in den blauen Himmel hinein sahen.

Ja, Adele war hierher geeilt, in das kleine Heiligthum ihrer Kindheit, um sich zu sammeln, ihre Seligkeit zu fassen, um zu beten. Meine lauten Worte, aber ein inniges Zwiegespräch mit dem Vater, dem sie sich stets nahe gefühlt, vor dem zu allen Zeiten ihr reines Herz offen gelegen. Adele hatte ihren Vater jählich geliebt; als er starb und man ihr sagte, er sei nun im Himmel, war ihr der irdische und der himmlische Vater verschmolzen, und

als mit den Jahren ihre Vorstellungen sich geklärt, hatte sie zwar die irdischen Begriffe abgestreift, aber die kindliche Liebe, das hingebende Vertrauen, das stete Bedenken an den Vater, auch bei den kleinen Ereignissen des täglichen Lebens, waren ihr geblieben.

So erzählte sie auch jetzt dem Verewigten und dem Ewigen das neue Glück, das ihr geworden. Stumm erzählte sie es; es war zu reich für Worte, zu groß für Thränen. Sie sagte es selbst noch laun. Wie eine Saat im Schoße der Erde war es heimlich erstanden, bis der erste milde Hauch es zum Lichte hervorgerufen. Nun begriff sie, was die Tage über so leise in ihr gepocht und geklopft, ihr oft plötzlich das Blut in die Wangen getrieben und sie mitten in den Beschäftigungen des Tages gedankenvoll und träumerisch gemacht. Und nun war das selige Geheimniß an's Licht getreten und füllte ihr die Brust und hob sie hoch empor im Gefühl des Dankes, der stillen Seligkeit.

So stand Adele am Fenster, als es leise an die Thüre pochte. Sie eilte hin; sollte er es sein? Doch nein, es war Ewald, der zu ihr in's Zimmer trat.

Voran lag es, daß der junge Mann so viel älter ansah, als gewöhnlich? Fast väterlich blickte sein treues Auge auf Adele, als er ihr jetzt die Hände reichte und Gottes Segen wünschte zu dem Schritte, den sie gethan.

„Mein guter Ewald — mein Bruder!“ sagte Adele, die Arme um seinen Hals legend, „wie freue ich mich, daß Du gerade jetzt hier bist! Ja, ich weiß, Du freust Dich meines Glückes! Als wir vor Jahren hier spielten, ich noch ein Kind, Du schon der halb erwachsene Knabe, da nahnst Du stets noch Theil an Allem, was mir Freude machte, Du warst fröhlich, wenn ich es war. So, das weiß ich, theilst Du auch jetzt mein Glück, und daß es Dein Freund ist, der Deine Gespielin, Dein Schwesterchen, wie Du mich oft nanntest, so glücklich macht, daß Du selbst ihn mir zugeführt, daß Deine Freundschaft für ihn mir seinen edlen Charakter verbürgt — das, nicht wahr, macht Dich doppelt glücklich.“

Stumm drückte der geängstete junge Mann der Freundin die Hand. Aber konnte er auch nicht sprechen, so verrieth doch kein Zug des blassen Antlitzes den Todeskampf, in dem das treue Herz rang, und die Thräne, welche sich in das gute, freundliche Auge drängte, konnte sowohl der freudigen Nahrung, als dem schmerzlichen Scheiden von der einen, theuren Lebenshoffnung gelten.

„Und nun bleibt ihr auch noch ein paar Tage hier?“ fuhr Adele schmeichelnd fort. „Felix hat es mir schon versprochen, und Du hast ja auch nichts, was Dich nach Hause ruft.“

„Nichts als die arme Tante Minchen, die gar nicht gern allein ist,“ entgegnete Ewald. „Aber ein paar Tage kann ich wohl noch bleiben“ — sein plötzliches Fortgehen hätte dem geliebten Mädchen ja verrathen können, welches Leid ihr Glück ihm bereitet — „die wollen wir noch recht genießen. Aber dort kommt Dein — Dein Verlobter, — da darfst Du nicht länger hier halten.“ Und er folgte dem davoneilenden Mädchen langsam nach und war Zeuge, wie sie mit bräutlichem Erröthen die stürmische Begrüßung des Geliebten aufnahm und sich mit seligem Lächeln aus seinen Armen nach ihm wandte. Er hielt den Blick aus, erwiederte das Lächeln; er wollte den bitteren Melch ganz leeren — ob er daran genesen möchte!

(Fortsetzung folgt.)

Stettin.

(Bild S. 529.)

Im Städtewesen hat der germanische Geist seine schönsten Mäuten getrieben; im Bürgerthum hat er seine höchste Kraftentwicklung gezeigt, und kein Volk der Erde that es und hierin zuvor. Aber nicht allein in unserm Vaterlande gründete und festigte der Deutsche Städte als die Burgen, in denen unsere ganze Kultur ihren festesten Halt haben sollte, nein, auch weit über unsere Marken hinaus, bis nach Ungarn, Polen und Rußland verpflanzte er den Bürgergeist, schuf er mit deutschem Rechte Städte, zum Wohl jener Slaven, die selbst aus dem eigenen Genius heraus Städte nicht zu gründen vermochten.

Auch den Osten Deutschlands bis zur Elbe und Saale, ja theils

weise darüber hinaus, hatten einst die Slaven eingenommen. Als gegen Ende des vierten Jahrhunderts die deutschen Völker der Vandalen, Sciren, Burgunder, Gepiden, Heruler, Longobarden von der Oder und Ostsee nach Süden und Westen hin aufbrachen, rüdten die kriegerischen Weichsellaven in deren verlassene Sige ein. Diese waren ein Theil des großen Polentammes, der sich auch in Pommern niederließ und diesem seinen slavischen Namen gab, denn *po more* heißt: am Meere, und so bedeutet Pommern: Land der Meeranwohner. Da, wo der Hauptfluß dieses Landes, die mächtige Oder, in verschiedene Arme getheilt, sich dem Haff, einem Busen der Ostsee, zuwälzt, gründeten jene wilden Slaven ein ärmliches Fischerdorf, das sie *Sebin*, d. h. *Sig*, Niederlassung nannten. Es vegetierte fort, recht und schlecht, wie so manches andere wendische Fischerdorf an der Ostsee, z. B. *Koskod*, *Kolberg*, *Danzig*, verbunkelt von der großen nordischen Sonne der reichen Handelsstadt *Julin* oder *Bineta* auf der heutigen Insel *Wollin*. Als aber dieses, zerstört vom Dänenkönig *Waldemar*, im 13. Jahrhundert fiel, da wandte sich der Handel nach dem günstiger gelegenen Dorfe an der Odermündung, das nun als „*Stettin*“ zu blühen begann, doch nicht ohne vorher eine andere und zwar deutsch-niederländische Bevölkerung erhalten zu haben. Weit umher warb das Land von den Fürsten mit deutschem Volke besetzt, vor dessen Thätigkeit die Slaven zurückwichen, und bald waren die letzten Laute in wendischer Sprache verklungen.

Eine neue Zeit brach über Pommern und seine Hauptstadt *Stettin* herein, eine Zeit des Aufschwungs, die nur durch Kriege gestört wurde. Groß war die Blüte, als das gewerthätige *Stettin* der deutschen Hanse angehörte und als hier die Herzöge von Pommern residirten. Zwar den problematischen Vorzug, eine Residenz zu sein, verlor die Stadt wieder, dafür blühte aber der Handel, die Großmacht unserer Zeit, immer erfreulicher auf, und selbst die Vergrößerung der Festungswerke vermochte den Aufschwung nicht zu hemmen. Seit 1720 gehört *Stettin* zu den Städten der preussischen Monarchie, die es nur vorübergehend bis zum Jahr 1813 an Frankreich verlor. Als natürlicher Hafen des jährlich gelegenen und mit der Eisenbahn nur wenige Stunden entfernten *Berlin* hebt es sich stetig und mit Macht. Die *Stettiner* Kaufherren und Seeschiffe sind geachtet diesseits und jenseits des Ozeans, die Beziehungen derselben reichen hinüber nach *Holland*, *England*, *Frankreich*, *Spanien* und den Vereinigten Staaten. Nicht minder wie der Handel blühen auch die Gewerbe, und bereits ragen neben den schlanken Masten der Schiffe hier die hohen Schornsteine in die Luft, deren Qualm, zusammen mit dem Ibeergeruch aus dem Hafen, den eigenthümlichen „*Kulturbuft*“ unserer Lage hervorbringt. Schifffahrt und Industrie sind die Könige der Gegenwart, und in *Stettin* haben sie einen Thron sich erbaut. Doch nicht bloß dem Materiellen fröhnt man in der alten Hansestadt. Bibliotheken, Gymnasien, ein Schauspielhaus, eine Seemannsschule, Sternwarte, viele gelehrte Gesellschaften heben auch das wissenschaftliche Leben der Hauptstadt Pommerns. Nach der Zählung vom 3. December 1867 zählt *Stettin* 70,628 Seelen, was eine Zunahme von 5,000 gegen das Jahr 1864 ergibt. Auch Residenz war *Stettin* wieder einmal, freilich nur auf wenige Monate, denn hier residierte im Jahr 1866 der vertriebene Kurfürst *Friedrich Wilhelm* von *Hessen*, freilich nur als Gefangener. Jetzt steht das große Schloß wieder verwaist.

Aus den Erinnerungen eines irischen Polizeibeamten.

14. Ein Jungfrauenraub.

Vor etlich und vierzig Jahren gab es in *Irland* eine Sippe von jungen Männern, *Budins* oder *Equirins* genannt, müßige Söhne begüterter Gentlemen, die selbst wenig oder nichts befaßen und durch Unverschämtheit und Witz ihren Unterhalt zu gewinnen suchten, bis ihnen etwa ein besonderer Glücksfall eine *Kunspfundnote* in die Tasche führte, ein Ereigniß, das selten genug stattfand, wenn ihnen nicht etwa ein Posten in der Armee oder eine vortheilhafte Heirath dazu verhalf. Heutzutage sind die jungen *Irländer* aus guten Familien überfro, wenn sie im Staats- oder Privat-

dienst ein Pöschchen erhaschen können, das ihnen Unabhängigkeit sichert. Anders aber verhielt sich's im ersten Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts; der Sohn eines Gentlemen hielt es für tief unter seiner Würde, sich mit dem Handel zu beschäftigen, und blickte auf den ersten Kaufherren mit derselben Verachtung herab, wie auf den geringsten Krämer. Das Zusammenscharren von Geld galt nicht für gentil und die Bladerlei in einem Bureau für eine Gemeinheit. Lieber zog das seine Herzlein in halbverhungertem Mäßiggang durch die Straßen, courbettirte gelegentlich auf einem geborgten Pferd oder jagdette auf die Gefahr hin, als Wildbich aufgegriffen zu werden, mit einem Gewehr und einer Jagdlarke, die einem Nachbar gehörten. Geschwollen von Stolz, bildete er sich noch Wunder was ein auf seine Unwissenheit. Mit Verachtung schaute er nieder auf die mit Nähen ringende Mählbarkeit und sah mit Ungebuld dem Tag entgegen, an welchem ihn sein Vater in ein Paar Lederboien steckte, auf ein austrangirtes Jagdroß setzte und mit einer Wofse, die vielleicht vier oder fünf Goldstücke enthielt, ausrüstete. Dann hatte er gleich einem Abenteuer suchenden *Old Mac* die Welt vor sich; unbefümmert schlug er den nächsten, besten Pfad ein und zog muthig und leichten Herzens aus, um sein Glück zu machen, fest darauf vertrauend, daß das stolze „*O*“ oder das alterthümliche „*Mac*“ vor seinem Familiennamen ihm eine nupbare Freundschaft oder eine einträgliche Liebe gewinnen müsse. Brande ich zu sagen, daß wir eine hübsche Portion von dieser hoffnungsvollen Jugend in dem County und in der Stadt *Fimerid* barge? Stets bereit, die Hand einer reichen Jungfrau zu erringen, im Nothfall sogar mit Waffengewalt, waren die *Budins*, die in *Georgestreet* auf- und abbummelten, eine sehr gefährdete Körperkraft. Sie hatten Alles zu gewinnen und nichts zu verlieren; wer hatte also Lust haben sollen, sich in einen Kampf mit ihnen einzulassen? Ihre Söhne von 1867 wissen wenig, welche wilde Gesellen vor ihnen die Väter waren. Im Allgemeinen begnügten sich die jungen Gentlemen, umher zu stolzieren und gelegentlich einen praktischen Scherz auszuführen; folgende Anekdote zeigt abrigens, daß sie sich nicht immer auf unschuldige Schwänle beschränkten.

Eines der hübschesten Mädchen in der Gegend war die Tochter eines Grundbesizers, gleich berühmt durch sein großes Vermögen, als durch die eifersüchtige Sorgfalt, mit welcher er sein angebetetes Kind bewachte. Sie hatte eben ihr fünfzehntes Jahr zurückgelegt, und zu Ehren dieses Geburtstages war der Vater von der Strenge seines Haushalts so weit abgegangen, um einen Ball zu geben, zu welchem er viele junge Gentlemen, Söhne von Magistratspersonen und Hauptgeschworenen, einlud. Die vergnügungslustigen Jünglinge machten sich die gebotene Gelegenheit recht gerne zu Nutzen, beiferten sich, mit der jungen Erbin, die das einzige Kind war, zu tanzen, und leisteten Ertas für das Wegbleiben ihrer Eltern, welche sich weigerten, der Einladung eines Mannes Folge zu geben, der in ihren Augen nur ein *Neoman* war.

Der junge A. sah das holde, interessante, junge Wesen, die *Helbin* des Festes, und tanzte mit ihr. Sie sehen, hieß sie lieben; so erging es wenigstens dem armen A., der bei dieser Gelegenheit eine tiefe Herzenswunde davontrug. Der verliebte Junker wurde mit einem Mal ein ganz anderer Mensch; er konnte nicht mehr essen, nicht mehr trinken, nicht mehr schlafen. Er solate nicht länger den Hunden, wie er bisher bald zu Fuß, bald zu *Wok* gethan; die Austernteller waren vergessen, der Ballhof mußte sich ohne ihn behelfen, und der einzige Gedanke des unglücklichen Opfers bei Tag und bei Nacht war der geliebte Gegenstand. Es ist wahr, er hatte versucht, die Blut, die ihn verzehrte, seinen Eltern zu offenbaren; doch diese vereinigten sich alsbald zu der grausamen Trobung, ihn aus dem Schloß zu weisen, wenn er sich unterlebe, je wieder von dieser „gemeinen Kreatur“ zu sprechen. Seine Mutter, welche die Richte eines Grafen war, fiel geradezu in Ohnmacht, als sie ihren Sohn „die Tochter eines *Neoman*“ loben hörte. So standen die Dinge in seinem eigenen Hause.

Ebenso unglücklich war der junge A. in seinen Versuchen, die Hand des lieblichen Mädchens mit der Zustimmung ihres Vaters zu gewinnen. Weit entfernt, den Antrag als eine Ehre anzunehmen, wies der aufgebrachte Gutsbesitzer den jungen Herrn ohne Umstände aus seinem Haus und drohte demselben mit persönlicher Züchtigung, wenn er sich je wieder auf dem Parnie des

Gutts betreten lasse. Die junge Dame selbst enthielt sich jeder Ermuthigung gegen den verliebten Squiren, dessen Leidenschaft mit den Hindernissen zu wachsen schien und endlich in förmliche Tollheit ausartete. Entschlossen, den Gegenstand seiner Hoffnungen um jeden Preis zu erringen, nahm sich der rücksichtslose junge Mann, als er die gewöhnlichen Mittel fehlschlagen sah, vor, das Mädchen gewaltsam zu entführen, eine Methode, zu einer Frau zu kommen, die im Süden von Irland leider nur allzuoft beliebt wurde. Für diesen Zweck sicherte er sich den Beistand einiger Freunde und etlicher gewissenlosen Grundbesitzer seines Vaters, und als Miß V. eines Tages, nur von einem einzigen Diener begleitet, welcher dem Anschein nach bestochen war, einen Spazierritt machte, stürzte die Bande über sie her und schleppte sie fort.

Schon nach einigen Stunden war ermittelt, daß der junge A. seine Beute nach einem Farmhaus gebracht hatte, das etwa zwanzig Meilen von dem Wohnsitz ihres Vaters einzeln mitten in einem ausgedehnten Sumpfe lag. Mr. V. war natürlich sehr entrüstet über diese Unthat und schwor in einem Anfall von Leidenschaft, den schändlichen Räuber niederzuschicken; nach ruhigerer Erwägung aber, und nachdem er dem Rath seiner Freunde Gehör geschenkt, gewann er die Ueberzeugung, daß seine nicht unterstützten persönlichen Anstrengungen außer Stande sein würden, den verlorenen Schatz zurückzugewinnen. Er begab sich daher nach Limerick und machte vor dem versammelten Rath die Anzeige. Dieser erließ sofort Befehl, daß ein starker, aus Militär und Polizisten bestehender Trupp nach dem Farmhaus aufbrechen und das gefangene Mädchen zurückbringen solle. Der geängstigte Vater war Zeuge der Vorbereitungen und war eben im Begriff, wieder nach Haus zu reiten und über die Certlichkeit genauere Kunde einzuziehen, als ihm ein Billet in die Hand gesteckt wurde durch einen zerlumpten kleinen Knirps, welcher unmittelbar nach der Ueberlieferung Reißaus nahm und sich hurtig aus dem Bereich jeglicher Verfolgung brachte. Mr. V. öffnete das Billet; es lautete wie folgt: „Sir, — es ist wahr, daß ich Ihre Tochter entführt und hieher gebracht habe. Es ist wahr, daß ich sie anbetete und sie zu heirathen beabsichtige. Ist sie klug, so willigt sie ein, denn ich werde mich gegen sie als ein guter und liebevoller Gatte erweisen. Wenn Sie es gut mit ihr und mit sich selbst meinen, so rathen Sie ihr dazu und gewinnen damit eine Verbindung mit dem ältesten Blut von Munster. Ich sage dies wohlmeinend, weil ich den Frieden wünsche. Weigert sie sich — bei Allem, was heilig, dann heirathe ich sie mit Gewalt. Ich bin kein Knabe, und sie wird es bereuen. Sie haben jetzt die Wahl. Wenn Sie mir eine Antwort schicken durch einen kleinen Jungen (und ich kann auf eine Meile weit Jedermann sehen, der sich dem Hause naht), so will ich ihr dieselbe zeigen. Ich rathe Ihnen, ihr die Zustimmung zu empfehlen; sollten Sie aber im Gegentheil den Versuch machen, sie mir mit Gewalt zu entreißen, so wird die Sache ganz anders ausfallen, als Sie sich denken. Rufen Sie mit Soldaten oder Peziers an, so will ich Ihnen Ursache geben, es Ihr Leben lang zu bereuen. Ich bin ein entschlossener Mann und habe ein eibliches Gelübde darauf gethan — Jeden, der sich diesem Hause naht, schieße ich nieder, und sollte ich finden, daß weiterer Kampf nutzlos ist, so habe ich eine Kugel bereit für Ihre Tochter und eine für mich; denn so wahr ich auf ein Jenseits hoffe — ich kann nicht, will nicht leben ohne sie. Wenn Sie Gewalt brauchen, so haben Sie, nicht ich, im Angesicht des Himmels den blutigen Tod Ihrer Tochter zu verantworten. Hugh A.“

Der unglückliche Vater wankte, als hätte ihn eine Kugel getroffen. Er kannte den verzweifelten Charakter des Räubers und hielt denselben vollkommen für fähig, die in seinem Brief ausgesprochene Drohung in Vollzug zu setzen. Was konnte er thun? Die Liebe zu seinem Kind überbot das Verlangen nach Rache, und er lehrte in den Rathssaal zurück, um die Magistrate zu bitten, die Verfolgung des Verbrechers aufzuschieben. Nach vielem Widerstreben gingen diese darauf ein, wollten aber die Frist nicht auf länger denn vierundzwanzig Stunden erstrecken. Der nächste Schritt, der dem geängstigten Mann einfiel, war ein Gang zu Voles, der sich sogleich erbot, die Angelegenheit auf sich zu nehmen unter der Bedingung, daß er vollkommen freie Hand behalte. Dies wurde ihm zugesagt, und er begann sofort seine Maßnahmen. „Schreiben

Sie eine Antwort,“ sagte Voles. — „Was soll ich schreiben?“ — Der Major diktierte wie folgt: „Miß morgen verpflichte ich mich, Sie nicht zu belästigen; dies wird mir Zeit lassen zum Nachdenken und Ihnen denselben Vortheil gewähren. Wenn Sie noch einen Funken von Ehre in Ihrer Brust haben, werden Sie meinem Kinde nichts zu Leid thun. John V.“

„Aber wie soll ich dieses Billet besorgen lassen?“ — „Geben Sie es mir; es soll in die Hände dieses Burfschen kommen. Ich will es durch meine Milchmagd hinsenden, die man schon herankommen lassen wird. Beruhigen Sie sich in dieser Beziehung.“ — „Glauben Sie, er werde meine Tochter herausgeben?“ — „Gewiß nicht.“ — „Aber was versprechen Sie sich von der Sache? Wenn Ihnen mein Seelenfrieden lieb ist, so sagen Sie mir es aufrichtig.“ — „Wohlan denn; wenn ich aufrichtig mit Ihnen reden soll, so glaube ich, er wird sie heirathen, sobald er sieht, daß Sie entschlossen sind, ihm Ihre Tochter wieder abzunehmen.“ — „Sie heirathen — sie heirathen? O, ich bitte, sprechen Sie nicht so.“ — „Es ist meine ehrliche Meinung. Sicherlich schickt er noch heute nach einem Geistlichen, sei es zu einem rechten oder einem verkappten, und läßt die Trauungszeremonieen vornehmen; morgen öffnet er dann die Thüren und erbietet sich, sie zurückzugeben, wenn Sie sie noch haben wollen.“ — „O, das wäre entsetzlich! Kann nichts geschehen, um es zu hindern? Mag es lohnen, was es will, mein ganzes Vermögen — wenn ich nur meinen Liebling ungeschädigt zurückhalte.“ O, Major Voles, ich weiß, Sie gebieten über wunderbare Kräfte; machen Sie davon Gebrauch im Interesse eines unglücklichen Vaters.“ — „Ich nehme warmen Antheil an Ihrer Lage und will thun, was ich kann. Kehren Sie ruhig nach Haus zurück und seien Sie versichert, daß ich in Ihrer Sache nichts versäumen werde.“

Bald nachdem sich Mr. V. entfernt hatte, begab sich Voles nach dem Polizeibureau und beauftragte zwei von seinen Leuten, gesondert und unbemerkt in Civilkleidung sich nach dem Farmhaus im Sumpf hinzustehlen und in einem der Außengebäude versteckt zu bleiben, bis ihnen das Signal zu raschem, gewaltthätigem Eindringen gegeben würde; inzwischen sollten sie sich sorgfältig in Acht nehmen, daß man sie nicht entdecke; der Ausbruch brauche erst mit eintretender Dunkelheit zu geschehen; doch sollen sie auf Alles, was vorgehe, ein wachjames Auge richten und davon ihm Meldung machen, er werde in einem Bauernhäuschen, zwei Meilen von dem Platz, zu finden sein und wolle dort ihre Berichte erwarten. Alles ging gut. Kein Argwohn wurde rege und Voles bezog mit seinen Leuten die betreffenden Posten, gedeckt durch die Dunkelheit einer Winternacht. Um acht Uhr klopfte es leise an die Thüre der Bauernhütte, in welcher Voles allein saß, da er, um Beobachter aus dem Weg zu räumen, den Eigenthümer fortgeschickt hatte; er öffnete selbst, und herein trat ein Mann in einem großen Reitermantel, unter dem Geleite eines Polizeidieners, der sich in eine Ecke zurückzog, so daß sein Vorgesetzter den Fremden ungehindert examiniren konnte. — „Warum bringt man mich hieher?“ — „Das will ich Euch sagen,“ versetzte der Major, „sobald ich weiß, wo Ihr in die Hände jenes Polizeimannes gefallen seid.“ — „Ich kam von der Farm in dem Sumpf, um einen Auftrag meines Junkers zu besorgen. Wer hat da ein Recht, mich zu ergreifen und hieher zu schleppen — und wer seid Ihr, der Ihr einem so gesetzwidrigen Angriff auf die persönliche Freiheit eines harmlosen Menschen die Stange zu halten scheint?“ — „Mit dem harmlosen Menschen hat sich's wohl, denn seid Ihr nicht James Madinespie, der auf dem casheeler Jahrmarkt dem Dame Murphy Eins versetzte, daß er nicht wieder aufstand?“ Der Mann fuhr zusammen und schaute umher, ob sich nicht eine Aussicht zum Entweichen darbiete. „Und was mich betrifft, so bin ich Tom Voles.“ — „Der Herr sei uns gnädig!“ rief zitternd der Elende; „der Herr sei uns gnädig, ich bin ein verllorener Mann.“ — „Nicht doch; wenn Ihr Euch treu gegen mich erweist, sollt Ihr noch vor Tagesanbruch wieder auf freiem Fuß sein. Ich hatte es diesmal nicht auf Euch abgesehen.“ — „Möge Sie die grundgütige Vorsehung in ihren Rath nehmen, lieber Major! Ich will für Sie durch's Feuer gehen. Schonen Sie mich, und Sie werden einen treuen Menschen an mir finden.“ — „Wie steht's mit dem Auftrag, den Ihr besorgen solltet — wem galt er?“ — „Ich sollte zu dem Gei-

sichen.“ — „Weshwegen?“ — „Zum Henker, was weiß ich?“ — „Müßt Ihr ihm nicht sagen, weshalb man ihn verlangt?“ — „Wenn Sie's durchaus wissen müssen, Sir“ — — — „Ich muß es wissen!“ donnerte ihm Voles zu, „oder ich lasse Euch augenblicklich geschlossen nach Pimerid abführen.“ — „Nun, nur nicht so hitzig, Euer Ehren. Der Junker hat mir dieses Billet an ihn mitgegeben.“ Voles entriß es ihm und erbrach ohne Umstände das Siegel. „Hochwürdiger Herr — ich bitte Sie, sobald als möglich hieher zu kommen und die Stola sammt dem Ritual mitzubringen. Der Ueberbringer, welchem Sie in jeder Beziehung trauen können, wird Ihnen als Führer dienen. Ich bitte um Eile. Der Ihrige: Hugh R.“

„hm, der Mensch möchte Seiner Hochwürden glauben machen, es gelte, einem Sterbenden die Beichte abzunehmen. Schlauer Pusch — aber ich denke doch, wir werden ihm einen Strich durch seinen Plan machen.“ — „Kann ich jetzt gehen, Sir?“ — „Ja, zu Seiner Hochwürden. Ich werde Euch begleiten. Kommt! Ihr, Konstabel, lehrt wieder auf Euren Posten zurück.“ Und der Major trat mit dem Voten den Weg zu dem Geistlichen an. — Was bei diesem gesprochen wurde, ist nicht bekannt geworden; wir wissen nur so viel, daß der Polizeichef und der Diener des Evangeliums bald nachher das Haus verließen und ihre Schritte gegen die Farm im Sumpf hinlenkten. Voles hatte sich in Madinespie's weiten Mantel gehüllt. „Schauen Sie nicht zurück, wenn ich Ihnen beim Eintritt in das Haus folge,“ sagte Voles, als sie sich dem Gebäude näherten; „man wird mich für den ausgesendeten Voten halten.“ — „Ja; aber die Rolle, die ich spielen soll, gefällt mir nicht und verträgt sich kaum mit meinem heiligen Beruf. Ich sollte meine Hand nicht zu einer Täuschung bieten.“ — „Nicht einmal, wenn es gilt, ein unschuldiges Mädchen aus den Klauen eines Schurken zu retten, der sie für Zeit und Ewigkeit zu Grunde richten wird, wenn es uns nicht gelingt, seinem höllischen Plan vorzubauen?“ — „Aber die Gefahr?..“ — „Für Sie ist keine vorhanden, und was mich betrifft, so lache ich darüber. Glauben Sie mir, hochwürdiger Herr, wenn Sie thun, wie ich Ihnen sage, begehen Sie eine gute, eine edle Handlung.“ — „Gott gebe es,“ flüsterte der Andere und klopfte an die Thüre. — „Vergessen Sie nicht, Anfangs Bedenlichkeiten zu erheben, ehe Sie einwilligen.“ — „Ich hasse den Betrug.“ — „Wer da?“ brüllte eine Stimme und ein Kopf kam in dem Fenster zum Vorschein. „Ah, Sie sind's, hochwürdiger Herr, und James — es ist so dunkel, daß man kaum etwas unterscheiden kann. Ich will hinunter kommen und Sie hereinlassen.“ — „Jetzt gilt es fliehen oder sterben,“ murmelte Voles. Im nächsten Augenblick war ihnen das Haus geöffnet. Der Geistliche ging mit dem jungen R. die Treppe hinauf; der angebliche Diener blieb zurück, um wieder zu schließen. Wie er diesen Dienst erfüllte, wird die Folge lehren.

Nach einem kurzen Parlamentiren schien der Geistliche in die Vollziehung der Ceremonie zu willigen. Es wurden zwei hohe Wachkerzen angezündet, und der Priester legte seine Stola und das Ritual auf den Tisch, während der Budin sich nach dem Zimmer begab, in welchem er seine unglückliche Gefangene eingesperrt hielt, um sie zur Trauung herbeizuschleppen. Vergeblich bat sie um Schonung, vergeblich warf sie sich vor ihm auf die Kniee nieder; er zerriß sie gewalttham mit sich fort und schob sie nach dem Tisch hin, auf welchem das Buch aufgeschlagen lag. Der Geistliche stand hinter dem Tisch, und eine alte Hege gaultete auf einem Stuhl, um bei der Ceremonie als Zeugin zu dienen. „Kangen Sie an!“ rief der aufgeregte Jüngling. „Hurtig!“ — „Wir brauchen noch einen weiteren Zeugen, wenn der heilige Alt Geklung haben soll,“ bemerkte ruhig der Priester. — „Nichtig — das habe ich vergessen. He, Madinespie, komm' herauf — man braucht Dich.“ Und als er den nahenden Schritt des Dieners hörte, wandte er sich wieder gegen den Tisch. Im nächsten Augenblick stieß das fast ohnmächtige Mädchen einen lauten Schrei aus und suchte sich loszureißen. Der junge R. wandte sich um. Die Mündung eines Pistols berührte sein Ohr und sein Rodtragen war von einer festen Faust gepackt. Ein lauter Pfiff, und zwei mit Säbel und Karabiner bewaffnete Polizisten in Civil stürzten herein. In dem überraschten Schreden des Budins hatte sich die Dame von diesem losgerissen und bei dem Priester Hüffe gesucht, der

nun kühn auf die Seite der Eindringlinge trat und sein Anathema donnerte gegen den elenden Räuber.

Die Skizze bedarf nicht vieler Zusätze mehr. Lang vor Tagesanbruch befand sich das gerettete Mädchen wieder in den Armen ihres überglücklichen Vaters. Der junge Mann wurde im Einverständniß mit allen Theilhabenden nach Dublin gesendet, da man zu Schonung der Gefühle die Sache nicht auf's Äußerste treiben wollte. Miß V. ging nach dem Tod ihres Vaters nach Indien und heirathete daselbst einen hochgestellten Offizier. Nach Pimerid lehrte sie nie mehr zurück, da sie keine Familienbande an diese Gegend fesselten. Der junge Equirier nahm, so viel ich hören konnte, Dienst in den Truppen der ostindischen Compagnie, zeichnete sich durch kriegertische Thaten aus und wurde bald befördert. Wer kann sagen, ob der Mädchenräuber und die Geraubte nicht das glückliche Paar sind, welches, von mehreren schönen Kindern umgeben, nach einer sechswochenlichen Seefahrt von Raskutta aus im Sommer des Jahres 1860 zu Southampton an's Land stieg? Voles ist heimgegangen, ebenso die Eltern des jungen Mannes. Niemand kann jetzt das Geheimniß lösen.

Fliegende Blätter.

Ein origineller Schwindel. Folgender interessante Schwindel wurde jüngst in Paris verübt. Bei einem Goldarbeiter R. im Faubourg St. Germain fuhr eines Tages ein elegant gekleideter junger Mann, in elegantem Wagen und von einem Diener begleitet, vor. Er hätte, sagte er, einige Geburtstagsgeschenke zu machen. „Bedienen Sie mich gut und gewissenhaft,“ bemerkte er, „denn ich werde Ihr Nachbar werden. Ich bin erst vor einigen Tagen mit meiner Familie hier angekommen; wir bleiben in Paris; ich verheirathe mich nächstens und werde also ein guter Kunde von Ihnen sein!“ Der Juwelier breitete Schmuckgegenstände aller Art aus; der junge Herr prüfte sie, verhandelte den Preis und traf seine Wahl. Auf sein Verlangen wurde die Rechnung geschrieben, die sich auf 3500 Franken belief, und die ihm mit den Sachen zugesandt werden sollte. Daraus wollte er sich empfehlen, sich bestimmend bemerkte er jedoch: „Propos, ich brauche auch noch eine Stuhnhuhr für meine Mutter!“ Er wählte solche aus und sagte dann im Hergucken: „Ich erwarte Sie in einer Stunde!“ — Herr R., von einem Commis begleitet, begibt sich zur bestimmten Zeit nach der bezeichneten Wohnung; sie befindet sich in der Vorstadt eines vornehmen Hauses. Beide treten ein und finden den jungen Herrn im Vorzimmer, das er zu vernehmen scheint. Er lächelt verlegen, daß man ihn dabei überraschte, schalt über die Nachlässigkeit der Dienerschaft und bat den Goldarbeiter, einen Augenblick zu warten, während er seine Ankunft der Mutter melden werde, der er zuerst die Uhr zeigen wolle. Er nahm letztere und trat in den Salon ein, dessen Thüre er halb offen ließ, wie auch die eines zweiten Zimmers. „Hier ist Deine Uhr, liebe Mutter, einfach aber geschmackvoll, wie Du sie gewünscht hast!“ — „Die ist noch viel zu schön,“ antwortete eine Frauenstimme, „hast Du nichts für Deine Schwester gekauft?“ — „Ja wohl, Mutter, Du magst Dein Urtheil darüber sagen, ich werde es Dir mit der Rechnung zeigen!“ — „Sehr schön, ich sehe wohl, Du schelm, daß ich einen guten Theil derselben zahlen soll.“ Der junge Mann kam mit der Uhr zum Goldarbeiter zurück, der das ganze Gespräch angehört hatte. „Meine Mutter ist sehr gut gelaunt,“ sagte er, „ich wünsche nur, daß sie meine Wahl genehmigt und besonders, daß sie selber bezahlt.“ Es werden ihm die Schmuckstücke übergeben, und er geht zur Mutter zurück, die Thüre immer halb geöffnet lassend. Die Mutter fand Alles sehr schön. „Indessen,“ bemerkte sie, „wollen wir doch auch den Geschmack Deiner Schwester hören; rufe sie!“ — „Aber, liebe Mama, ich wollte ihr ja eine Nebervorsicht bereiten.“ — „Nein, nein, rufe sie nur!“ verlangte die Frauenstimme. Zum zweiten Male heraustrappend, sagte der junge Mann zum Goldarbeiter: „Das ist die Laune einer alten Frau, ich muß meine Schwester rufen.“ Daraus ging er zum Vorzimmer hinaus. Eine halbe Stunde vergeht, er kommt nicht zurück; die beiden Goldarbeiter werden ungeduldig und machen Geräusch, um die Aufmerksamkeit der Mutter auf sich zu ziehen; Alles bleibt still. Endlich treten sie in den Salon, den sie ohne Möbel finden, sie gehen durch alle Zimmer, sehen aber keinen Menschen; und doch ist kein Auszug vorhanden, aus dem die Mutter hätte fortgehen können. Dem Portier erlauben sie darauf, daß der junge Herr schon fortgegangen sei, die Wohnung habe er noch nicht fest gemiethet, weil er sich erst überzeugen wolle, ob er alle seine Möbel nach Paris werde placiren können; darum sei er seit zwei Tagen beschäftigt, alle Räume zu vermessen. Die beiden Goldarbeiter hatte der Portier für Tapezierer gehalten, die der junge Mann angeblich erwartete. Der Geniehirn des schlauen Gauners war gelungen, der Goldarbeiter um seine Schmuckstücke betrogen. Was aber war aus der Person geworden, welche die Rolle der Mutter gespielt hat? Das Räthsel ist leicht gelöst, der Gauner verband die Handredekunst und hatte vortrefflich die Stimme der alten Dame nachgemacht, welche R. und sein Commis gehört hatten.

THE HISTORY OF THE CITY OF BOSTON

1790



mit dem Scharfblick eines weiblichen Auges mochte sie das Verhalten, in welches diese sich zu einander gestellt, sogleich erkannt haben. Eine leichte Röthe flog, eben so schnell verschwindend, über ihr Antlitz, und sie begrüßte Hellmann in der freundlichsten Weise.

„Das ist schön, daß Sie gekommen sind,“ sagte sie. „Der Vater wird sich freuen, Sie wieder zu sehen.“

„Wieder der Vater!“ dachte Hellmann und entgegnete einige nichtssagende Worte, indem er auf dem Stuhle Platz nahm, den ihm Agnes anbot.

„Die Herren werden sich nicht kennen,“ fuhr diese dann fort; „erlauben Sie mir, daß ich Sie vorstelle: Herr Gutsbesitzer Gartner von Steinbach — Herr Oberleutnant Hellmann.“

Die Männer machten sich eine steife Verbeugung, und es war Hellmann nicht entgangen, daß Gartner ihn und Agnes während ihres kurzen Gesprächs nicht aus den Augen gelassen hatte.

Eine unbequeme Stille trat ein; jeder der Anwesenden fühlte, daß man sich gegenseitig zur Last sei, und Jedes schien seinen besondern Gedanken nachzugehen. Gartner brach endlich das Schweigen, und zwar in so heftiger Art, daß man ihm anmerken konnte, wie es die ganze Zeit über in ihm gegahrt hatte und wie er keine Straß oder keine Lust mehr fand, seinen Groll noch länger hintan zu halten.

„Du hast mich lange warten lassen!“ fuhr er in barschem Tone gegen Agnes heraus.

Diese zuckte leicht zusammen und Hellmann horchte hoch auf, als er das Mädchen von Gartner mit dem vertraulichen „Du“ angesprochen hörte.

„Nicht länger, als meine Anwesenheit im Hause erforderlich war,“ sagte dieses, den Blick fest auf Gartner gerichtet.

„Ja,“ entgegnete dieser, „es ist mir neu, daß die Geschäfte so dringend Deine Zeit in Anspruch nehmen, und ich glaube, ohne das Kommen des Herrn Oberleutnants hättest Du mir noch hinlänglich Mühe gelassen, die Blätter in der Laube zu zählen.“

„Ich habe,“ antwortete Agnes ruhig dem plumpen Vorwurf Gartner's, „den Herrn nicht kommen sehen. Wenn dieß aber der Fall gewesen wäre, kennst Du mich zu gut, als daß Du annehmen könntest, ich wäre im Stande, die einem jeden Gast schuldige Rücksicht einmal außer Acht zu lassen.“

„Es dürfte alodann für mich das Gerathenste sein,“ lachte Gartner voll Hohn, „künftig nur mehr unter der Firma eines Gastes hier zu erscheinen, um auch jener Rücksicht theilhaftig zu werden, die Du allein den nächsten Freunden des Hauses gegenüber für unnöthig zu halten scheinst.“

Agnes schwieg und hielt den Kopf auf die kleine Handarbeit gerichtet, die sie beschäftigte.

Auch Gartner hielt es bei der unerschütterlichen Ruhe des Mädchens für gut, seine Angriffe einzustellen, und versank in dumpfes Nachdenken, aus dem er plötzlich mit einer an den Oberleutnant gerichteten Frage aufsprang.

Dieser hatte unterdessen Zeit gehabt, sich den „Gutsbesitzer“ näher anzusehen. Er stand ungefähr in gleichem Alter mit Hellmann — das war aber wohl die einzige Eigenschaft, die er mit diesem theilte. Das braune, glatt rasirte Gesicht trug den Ausdruck der Verbtheit und Rauheit, der durch die dichten, immer zusammengezogenen schwarzen Augenbrauen und durch die ungepflegt unter dem spitzen Jägerhut hervorragenden Haare noch vermehrt wurde. Die breite, untersepte Gestalt stak in einer grauen, kurzen Zoppe mit grünen Aufschlägen, und die Wassertriefel reichten bis über die Kniee hinauf. Das Hemd war nachlässig über der Brust geschlossen und wurde unter dem Hals von einem bunten Tuche zusammengehalten, das, zu einem schlechten Knoten verknüpft, in langen Enden hinausflatterte. Aus der Brusttasche der Zoppe ragte das Mundstück einer kurzen Stummelpfeife, während der dazu gehörige gestickte Tabaksbeutel an einem der Knöpfe vorn auf der Brust baumelte. Die Hände waren überreich mit schweren Silber- und Goldringen geschmückt, um auf diese Weise beständige Zeugen von dem Reichthum wie von der Geschmacklosigkeit ihres Besitzers zu sein.

„Ich habe eben darüber nachgedacht,“ wandte sich Gartner an Hellmann, „woher es wohl kommen mag, daß die Soldaten in

jedem Quartier den Dirnen so rasch die Köpfe zu verrücken vermögen.“

Hellmann bemerkte an dem spöttischen Tone der Worte leicht, daß sie besonders auf ihn gemünzt waren, und sah ebenso durch dieselben seine Vermuthung bestätigt, daß er es hier mit einem Eifersüchtigen zu thun habe. Er fand jedoch noch für gut, zu schweigen, und sah Gartner ruhig an, wie wenn er eine Fortsetzung der Rede erwartete.

Dieser frug denn auch weiter: „Sie werden mir die Wahrheit dieser Erfahrung doch zugeben?“

„Im Allgemeinen, ja,“ entgegnete Hellmann und schwieg dann wieder.

„Lassen Sie am Morgen ein Bataillon in einer Stadt oder sonstwo einmarschiren, so ist zehn gegen Eins zu wetten, daß Sie am Abend schon Alles, was eine Schürze trägt, bis über die Ohren verliebt finden können. Das charmt und schmeichelt herum, daß es eine rechte Freude zum Ansehen wäre, wenn nicht hinten nach den während der glücklichen Zeit vergessenen Freunden und Geliebten die schöne Aufgabe bliebe, die von den gewissenlosen Windbeuteln allzu schnell verlassen Dirnen durch erneute Zärtlichkeit wieder zu trösten.“

Agnes warf Hellmann einen bittenden Blick zu und erreichte dadurch auch, daß jener das Aneidigende, das wieder in Gartner's Worten lag, zu übergehen beschloß. Aber die Freude wollte er Gartner doch nicht machen, vor ihm die bemerkte Thatsache abzuleugnen und ihre Wahrheit nicht zuzugestehen.

„Sie haben,“ sagte er dann, „in Allem vollkommen recht, und ich kann die Thatsache, von der Sie sprechen, um so eher hier zugeben, als wir Beide von ihr ja nicht gestört oder betroffen werden.“

Gartner zuckte leicht mit dem einen Winkel seines Mundes und rief dann: „Aber den Grund sagen Sie mir, den Grund! Was steckt nicht Alles während eines Krieges im Soldatenrock! Und soll denn dieser allein den Hauber ausüben?“

„Ich glaube nicht — wenigstens gibt ein Schriftsteller, der dieser Beobachtung, die Sie heute so sehr zu interessieren scheint, schon vor mehr als vierzig Jahren erwähnt hat, und der im Rückblick, ziemliche Erfahrungen in dergleichen Dingen zu besitzen, das für einen andern Grund an.“

„Und der ist?“

„Ich bedaure lebhaft,“ entgegnete Hellmann mit einer Ironie, deren Ironie unverkennbar war, „Ihnen nicht dienen zu können; ich habe darauf vollkommen vergessen.“

„Wirklich?“ antwortete Gartner mit verbissenem Ingrimm. „Ist Ihnen vielleicht auch der Name des Schriftstellers entfallen?“

„Nein, mit diesem kann ich dienen: es ist ein gewisser Heine, Heinrich Heine.“

„Heine? Von dem habe ich schon gehört und werde ihn auch wahrscheinlich unter meinen Büchern haben. Wahrhaftig, die Zeit soll mich nicht reuen, die von Ihnen leider vergessene Stelle nachzuschlagen.“

„Es dürfte Ihnen schwer fallen, selbe zu finden. Heine's Werke umfassen achtzehn ganz ansehnliche Bände.“

„Das ist freilich viel. Nun, Agnes, dann mußt Du mir suchen helfen, das heißt, wenn Du einmal mein Traudchen bist und mehr Zeit hast, als Dir jetzt die Geschäfte lassen.“

Damit bog er sich zu Agnes herüber, seinen Arm um ihre Hüfte zu schlingen. Diese wich mit abwehrender Bewegung aus.

Gartner's Näherung hatte nicht eben etwas Freches gehabt, sie schien aus einem überwältigenden Gefühl hervorgegangen zu sein, und ruhig gab er auch vor dem Widerstreben des Mädchens nach. Nur war es, wie wenn ihm etwas in der Brust wehe gethan habe, er sah Agnes mit seinen großen, dunklen Augen now einmal voll an, wie in stillem, traurigem Vorwurf, und blickte dann stumm zu Boden, in Gedanken versunken.

Die Szene war peinlich; Agnes aber, um den unerquicklichen Eindruck zu verwischen, frug mit gezwungenem Spitz: „Nun, Herr Oberleutnant, Sie sagen mir ja gar nichts, wann Ihre armen Sünder kommen werden, sich bei mir für meine Järbare zu bedanken.“

In keinem Augenblicke konnte sich Hellmann von Agnes' Frage

mehr beengt fählen, als in diesem. Er gerieth in Verlegenheit und gestand endlich, daß die Soldaten eben im Begriffe seien, die von ihm diktierte Strafe abzubüßen.

„Wie?“ rief Agnes. „Sie haben die Leute bestraft? Wegen dieses Vergehens? Und trotz meiner Fürbitte?“

„Wie ich sagte.“

„Nun, Sie mußten am Besten wissen, was Sie zu thun hatten,“ sagte Agnes und arbeitete an ihrer Häkelerei weiter. Man vermochte ihr nicht anzusehen, ob sie beleidigt und verletzt, oder ob sie auch nur schmerzlich berührt sei. Keine Faser zuckte in ihrem schönen Gesichte, und sie schwieg.

Gartner aber hatte erst aufgelauscht, wie um zu errathen, um was es sich handle; dann frag er: „Sprechen Sie von dem gestrigen Austritt hier im Wirthshause?“

Der Oberlieutenant bejahte es.

„Wie?“ rief Gartner, „und Du, Agnes, hast für die Soldaten um Verzeihung gebeten? Du selbst, die man so roh angegriffen? Das ist wieder Dein gutes, himmlisches Herz gewesen, das Dich so handeln ließ! Hast Du nicht schon als Kind für mich unter Thränen gebeten, wenn mich der Vater in verdienter Weise prügeln wollte, weil ich Dir beim Spiele weh gethan oder Dich gar in wilder Weise geschlagen hatte. Ach, ich war damals schon ein trotziger, jäher Bursche und Du schon das seelengute, englische Geschöpf, das Du noch heute bist.“

Gartner hatte sich in eine wahre Begeisterung hineingesprochen, seine Augen glänzten und sein Antlitz verichonte sich in der edlen, großen Erregung.

„Sehen Sie,“ wandte er sich zu Hellmann, „sehen Sie diesen Tabaksbeutel. Er ist alt, abgenutzt, die Stiderei nicht mehr zu erkennen — natürlich, ich trage ihn nun schon vier Jahre alle Tage, jede Stunde, und ich werde ihn tragen, bis jeder Faden morsch und jede Naht gebrochen ist. Diesen Beutel habe ich von Agnes. Er ist mein größtes, mein heiligstes Gut, das ich besitze; aber hier — Sie sollen ihn haben, wenn Sie errathen, warum mir ihn Agnes gestiftet hat. Ich will es Ihnen erzählen. Das war, wie gesagt, vor vier Jahren. Ich war auf ihrer Stube und verlangte etwas, was sie nicht thun wollte. In Schwandorf war nämlich ein Ball, für den sie eine Einladung angenommen hatte, und ich, der selbst nicht eingeladen war, verlangte nun, daß auch sie wegstiehe. Sie wollte nicht. Ihr Widerstand erbitterte mich. Wenn ich in Zorn gerathe, schießt mir das Blut in's Gesicht und ich sehe roth vor meinen Augen. Ich kenne mich nicht mehr. Noch einmal bat ich und hatte sie in meinem Trängen beim Arm gefaßt. Sie blieb fest, und jetzt — jetzt schoß mir das Blut zum Herzen und ich gab ihr voll Wuth einen Stoß, der sie zurück gegen einen Tisch schleuderte. Unter einem Schmerzensruf sank das Mädchen zusammen, sie hatte sich beim Zurücktaumeln den einen Fuß luxirt. Man eilte zur Hülfeleistung herbei, und ich weiß nicht mehr, wie ich aus dem Zimmer kam. Agnes war mehrere Wochen an's Bett gefesselt. Zu dieser Zeit verbot mir ihr Vater, je wieder sein Haus zu betreten. Ich beschwor ihn, ich lag vor ihm auf den Knien, ich wollte nur von Agnes hören, daß sie verziehen habe. Der Alte war wie Stein. Er könne mir sagen, daß Agnes nicht zürne, und das sei mehr, als ich verdiene. Das war Alles, was ich aus dem Starrkopf herauspressen konnte, und nach diesen Worten wies er mir streng und unbarmherzig die Thüre. Endlich durfte Agnes wieder das Zimmer verlassen. Sie mochte von meinem trostlosen Gebahren und von meinem Schmerze gehört haben. Ihr Erstes war, daß sie ihren Vater bat, er möge mir wieder die gewohnten Besuche gestatten. Der Vater gab nach, wenn auch ungern und widerwillig. Hier in dieser Laube traf ich mit Agnes zum ersten Male wieder zusammen. Es war ein Tag wie heute. Unter einem Strom von Thränen bat ich sie um Verzeihung für die unerhörte That. Mit einem Nuckeln im Gesicht, dessen Erinnerung mich noch in meiner letzten Stunde glücklich machen wird, und wenn ich des elendesten Todes sterben sollte — sagte sie, daß sie mir ja schon längst verziehen habe und an jenen Vorfall gar nicht mehr denke. Die freie Zeit aber, zu der ihr der kranke Fuß verholten, habe sie dazu benutzt, mir diesen Tabaksbeutel zu stiften, und sein Besiz möge mir stets die Versicherung erneuern, daß sie mir in nichts zürne und von Herzen gut sei. So, das ist die

Geschichte vom Tabaksbeutel, und was ich bei der Gabe dieses besten aller Engel empfand — na, das werde ich Ihnen hoffentlich nicht erst zu erzählen brauchen.“

Hellmann ward von Gartner's einfacher und naturwahrer Darstellung tief bewegt und blickte bewundernd auf Agnes, die ihr Stöpfchen noch tiefer senkte und ein paar mal vergeblich bemüht gewesen war, Gartner's Erzählung zu unterbrechen, oder doch den Sachverhalt viel einfacher und harmloser darzustellen, als er sich in Gartner's begeisterten Mund ausnehme. Sie sprach die gewöhnlichen Worte von Pflichterfüllung, natürlichem Gefühl und anderen schönen Dingen, die dem Hellmann erst recht veranlassen mußten, ihre Bescheidenheit zurückzuweisen und ihr edles Gebahren in's rechte Licht zu setzen.

Damit hatte er es aber nicht gut gemacht.

Agnes schwieg zwar, Gartner aber fuhr in volkornem Tone heraus: „Darüber können Sie gar nicht sprechen. Das verstehen Sie nicht. Denn würden Sie es verstehen, hätten Sie auch nur eine leise Ahnung von dem engelgleichen Herzen dieses Mädchens, so würden Sie auf ihre Fürbitte gehört und die armen dummen Teufel von Soldaten haben laufen lassen.“

„Ich bitte Dich, mähige Dich doch!“ flehte Agnes besorgt.

Hellmann aber sagte gereizt: „Ueber mein Vermögen, ein weibliches Herz oder eine gute That zu begreifen, will ich mit Ihnen nicht streiten, ich will nur das Eine bemerken, daß ich meine Pflicht als Vorgesetzter zu thun, das Rechte aufrecht zu erhalten, das Unrechte zu unterdrücken habe, und daß namentlich über militärische Verhältnisse und darüber, was in diesen geboten und nicht geboten ist, nur Derjenige urtheilen sollte, der sie aus eigener Anschauung und Erfahrung kennt.“

„Ich habe genug davon gehört!“ antwortete Gartner eben so festig. „So viel, daß ich für meine Person wenigstens allen Geschmach daran verloren habe und lieber in einer Höhle am Hunger zu Grunde gehen wollte, als mich in einen Soldatenkittel stecken lassen.“

Hellmann zuckte mit den Achseln.

„Das jedoch,“ fuhr Gartner unbeirrt fort, „scheint mir unter allen Umständen eine schöne Sache zu sein, wie ein Paisa ein paar hundert Leute regieren zu können, und nichts darf sich regen und nichts darf sich bücken. Merkt euch! March! Ei, das Donnerwetter soll den niederschlagen, der das vertragen kann!“

„Ich bin Ihnen für Ihren christlichen Wunsch sehr verbunden, denn auch ich habe Vorgesetzte, die mir lehrt euch! March! kommandiren.“

„Offizier und Soldat ist ein Unterschied, das heißt, es wird zwischen Weiden ein Unterschied gemacht. Das müssen Sie mir von vornherein zugeben. Um aber auf unsere Geschichte wieder zurückzukommen, so ist meine Ansicht einfach die, wenn Agnes für Ihre Leute gebeten hat, so mußten Sie diese Bitte erfüllen — denn das Mädchen weiß gerade so gut wie Sie, was Recht und was Unrecht ist — und wenn mich der alte Mark wieder in's Haus gelassen hat, so konnten Sie bei Ihrer Mannschaft auch ein Auge zudrücken, und der Himmel wäre nicht darüber eingefallen.“

Wehr hatte nun dem Oberlieutenant nicht gefehlt, als sich auch noch von Gutsbeiziger Gartner in Koppe und Wassertriefeln den Text lesen zu lassen. Von Agnes hätte er einen Verweis hingekommen, die aber schwieg ganz, und wenn sie auch nicht Gartner's Partei nahm, so bißte sie sich doch auch, ihn zu bestreiten, bestrafte ihn vielmehr — abkühlend oder nicht — durch ihre passive Haltung in seinem Widerspruch.

Unmuthig und voll Verdruss erhob er sich von seinem Sitz und machte auf Agnes' Frage: ob er denn schon gehen wolle? die leere Auskunft: er habe seinen Kameraden versprochen, den Rest des Abends in ihrer Gesellschaft zuzubringen.

Agnes schwieg, und es verlor Hellmann, daß sie gar kein Wort finden mochte, ihn zum Bleiben aufzufordern oder wenigstens ihr Bedauern über seinen raschen Ausbruch auszusprechen.

Gartner rückte als der Offizier grüßend aus der Laube schritt, laum die Thüre.

Als sie durch den Garten gingen, sagte Agnes: „Der Vater wird bedauern, Sie nicht mehr gesehen zu haben. Er ist Mittags nach Schwandorf gefahren und ich hoffe, er werde frühzeitig genug

hieber zurückkehren, um noch mit Ihnen zusammenzutreffen. Vielleicht begegnen Sie ihm unterwegs."

"Jedenfalls bitte ich Sie, ihm meine besten Empfehlungen zu sagen."

Sie waren am Thor angelangt und Hellmann verabschiedete sich. "Auf Wiedersehen!" sagte Agnes weich und reichte ihm ihre Hand. "Auf Wiedersehen!" gab Hellmann zurück, fast wider Willen den Druck der Hand erwidern.

Unter dem Thore machte er sich mit seiner Cigarre zu schaffen — Agnes nahm den Weg zur Laube zurück.

Hellmann ging und schlug vor dem Dorfe den Fußpfad durch die Felder ein. Er wollte dem alten Mark nicht begegnen.

Er war natürlich nicht in der geringsten Stimmung, seine Freunde aufzusuchen. Unstet und von tausend quälenden Gedanken gehebt, trieb er sich im Felde herum, bis er endlich mit einbrechender Nacht an die Rückseite des Schlossparks gelangte, den eine immer offene Lattenthüre von den anstossenden Aedern und Wiesen trennte. Hier nahe, ein wenig mehr in der Tiefe, war die Familiengruft Derer von Wallen. Düstere Bäume beschatteten das in den Fels gehauene Steinportal, und todmüde sank Hellmann auf eine der umstehenden Bänke. Das Silberlicht des Mondes zitterte durch die Blätter und schimmerte auf der goldenen Inschrift, die in lateinischen Lettern über dem Grabgewölbe eingelassen war.

Eine Zeitlang ließ sich Hellmann von der Stille der Nacht und der Einsamkeit des Ortes betäuben, in die nur dumpf das ferne Klauschen der Raab drang. Dann aber raffte er sich auf und fragte sich, was er denn eigentlich wolle und was es sei, das ihn so bewege und beängstige und quäle.

Die Erscheinung eines Mannes wie Gartner konnte ihn doch nur sehr wenig berühren. Er hatte nur zufällig seine Bekanntschaft gemacht, und wenn diese keinen erfreulichen Eindruck hinterließ, so lag es ja vollständig in Hellmann's Hand, ob er Jemem wieder begegnen wolle oder nicht.

Agnes! Ihr Bild stand fortwährend vor ihm, heute noch viel mehr wie gestern, und der Gedanke an sie war es im Grunde, der auch immer wieder Gartner's unbeimliche Gestalt hinten auftauchen ließ. In welchem Verhältniß stand dieser nur zu Agnes? Daß er sie liebte, aus tiefem, heißem Herzen und mit der ganzen Gewalt seiner leidenschaftlichen Seele liebte, hatte er selbst eingestanden, ja sogar den Fall als möglich hingestellt, daß er die Geliebte als Weib heimführen werde, er, der jähzornige, wilde, seiner Leidenschaften unmächtige und durch sie rohe Mann, das feingebildete, gemüthvolle, verstandreiche Mädchen. Es schien undenkbar! Und doch hatte Agnes diesen Abend fortwährend eine mindestens zweideutige Haltung beobachtet. Sie hatte kein Wort fallen lassen, das ein Ja oder Nein verrathen hätte, und Gartner hatte sogar Beweise von ihr in Händen, daß sie ihm von Herzen gut sei. Seinem sich günstigen Schluß, den er daraus auf Gegenwart und Zukunft zog, hatte sie nicht widersprochen. Bei der Stellung endlich, welche Hellmann und Gartner zu einander eingenommen, war es gewiß nicht wünschenswerth, daß sich Beide wieder begegneten, und doch hatte Agnes den Wunsch ausgesprochen, daß Hellmann wiederkomme, denn sie hatte zuerst und freiwillig gesagt: auf Wiedersehen!

Und Hellmann selbst? Er wollte sich nicht gestehen, welchen Grad von Theilnahme das Mädchen in ihm wachgerufen habe. Schon gestern waren alle seine Vorurtheile, die ihn im Anfange beengt hatten, durch den glänzenden Geist Agnes' weggeräumt worden. Hatte er gestern ihre tiefgebende Bildung, ihren Verstand und ihren festgefügtten Charakter bewundert, so konnte er heute, so schwer ihm auch dieses Zugeständniß fiel, der Güte und Milde ihres Herzens, das wie der weiche Duft der Rose ungesehen seinen holden Zauber ausübte, seine Anerkennung nicht versagen. Er mußte sich bekennen, daß das ganze Wesen des Mädchens den mächtigsten Eindruck auf ihn gemacht habe, und hier kam endlich noch der eigenthümliche Zug in Hellmann's Charakter in Anschlag, von dem wir oben sprachen, als wir die unbehagliche Stimmung, in die er Agnes gegenüber anfänglich gerieth, schilderten.

Hellmann gehörte nämlich in gewissen Punkten zu den abergläubischen Naturen. Wie er von vornherein nichts dem Zufall überlassen wissen wollte, so war er beseht; die inneren und äußer-

ren Erscheinungen in der Natur und im Leben miteinander in Beziehungen zu setzen und diese aufzufinden. Er glaubte an eine Vorherbestimmung der Dinge, der Menschen für einander, und daß sich diese schon lange vorher aus Momenten erkennen lassen müßte, wenn das geistige Auge die dazu nothwendige Schärfe des Blickes mitbringt. Er glaubte, wie er sich ausdrückte, daß wir von unsichtbaren, magischen Fäden umgeben seien, die, sich geheimnißvoll verbindend, leitend, einwirkend von Person zu Person, von Sache zu Sache schlingen, und deren fast unbeimliches, weil uns unbewußtes Walten wir nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, die das Auge eben zum Sehen und Erkennen mit Gewalt nöthigen, empfinden. So war es denn möglich, daß ihn die Erzählung Agnes', wie sie in Wallenstein's Lager zur selben Stunde lag, da er selbst mit seinem Freunde aus demselben klassischen Stellen recitierte, bestürzt machte. Jedermann hätte dieses Zusammentreffen für einen Zufall gehalten. Hellmann konnte das nicht und war seiner ganzen Anschauung nach geneigt, hier einen jener unsichtbaren Fäden zu ahnen, welche die Beziehungen und Schicksale der Menschen von der Wiege an miteinander verknüpfen. Man wird diese Grübeln als kindisch belächeln. Gibt man aber die Möglichkeit eines derartigen geheimnißvollen Rapportes im Grunde zu, so ist die Grenze schwer zu finden, wo man deren Symptome noch erkennen dürfe und wo nicht mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Scharade.

Die Erbt' ein großes Reichenthum,
Die Arelte Fried- und Bildungsbrieger,
Das Ganze im gewaltigen Zug
Zeigt sich als tapf'rer Begehrzwinger.

Rösselsprung.

ten	lei:	re	la:	hen	zu:	der	sen:
wie	phen	hü:	len	and	men	he:	gr:
ten	hat:	men	tuh	sich	lehrt	ne	geht:
sich	zu	ih:	sich	sple:	wie	lieb:	ren
re	selbst	die	sah:	gen	de:	im	und
hst:	ne	ih:	er:	ist	men	fin:	den
ist	hat:	re	ges	len	aus	den	dit
won:	re	daß	de	wa:	ent:	trän:	der

Auflösung des Rösselsprungs Seite 516:

O Liebe, laß mich jeden Stern
Berehren, der zum Preis dir glüht!
O laß auch jede Blume gern
Mich achten, die zur Lust dir blüht:
Als Funke, als Flamme, als Strom, als Bach,
Als Sturm, als Hauch, so stark als Schwach
Wie du durchwandelst die Natur,
Berehren laß mich deine Spur.

Abstract

100

[illegible]

A 10x10 grid of squares. The top row has 5 white squares followed by 5 gray squares. The second row has 1 white square, 4 gray squares, and 5 white squares. The third row has 1 white square, 3 gray squares, and 6 white squares. The fourth row has 1 white square, 2 gray squares, and 7 white squares. The fifth row has 1 white square, 1 gray square, and 8 white squares. The sixth row has 1 white square and 9 white squares. The seventh row has 1 white square and 9 white squares. The eighth row has 1 white square and 9 white squares. The ninth row has 1 white square and 9 white squares. The tenth row has 1 white square and 9 white squares.

100



„Was Dir Uebertreibung scheint,“ erwiderte Felix, „nennen Andere poetischen Schwung, Idealisierung.“

„Ach, ich weiß wohl, ich verstehe das nicht,“ versetzte Adele kleinlaut; „die Mama hat es mir auch oft gesagt. So liebte ich z. B. eine Zeitlang Heine's Gedichte sehr, bis ich eine Biographie des Dichters las, da mochte ich sie nicht mehr. Was ein solcher Mensch Schönes schreibt, das kommt ja nicht aus dem Herzen, ist ja keine Wahrheit!“

„Auf diese Weise wirst Du Dich um manchen Genuß bringen, mein Kind,“ entgegnete Felix. „Du mußt den Dichter vom Menschen trennen, und dann auch an eine solche Natur, die auf der Menschheit Höhen steht, nicht den kleinlichen Maßstab legen, mit dem Du gewöhnliche Erdenmänner mißt.“

„Ich weiß nicht, was Du kleinen Maßstab nennst,“ antwortete Adele; „aber ich meine, wer so auf der Höhe steht, wie eben König und Dichter, der habe die doppelte Verpflichtung, der Menschheit ein Licht zu sein, auch in sittlicher Beziehung.“

„Was ist Sitte?“ rief Felix aufspringend. „Ein Gesetz, von vernünftigen Spießbürgern zusammengestellt, eine Grenze, von lastblütigen Kleingeistern gezogen und von klatschfüchtigen Gevattern bewacht! Bei den Kannibalen ist es Sitte, sich unter einander aufzufressen; das ist uns ein Grauel. Der Muhamedaner darf hundert Frauen haben, und ist sittlich; uns gestattet die Sitte nur eine, und auf diese —“

Der junge Mann hielt inne, denn Adele war aufgestanden und sah ihn mit ihren klaren Augen so groß an, daß es ihn fast wie Ehrfurcht überkam, und er stockte. „Verzeih!“ flüsterte er, und küßte ihre Hand.

„Du mußt nicht so zu mir reden,“ sagte Adele, „es ängstigt mich — wohl nur, weil ich es nicht verstehe. Du weißt ja,“ fuhr sie lächelnd fort, „ich bin nur Dein Maasliebchen, wie Du mich in Deinen Briefen oft nennst, das kleine, bescheidene Blümchen; Du darfst nicht mehr von mir verlangen.“

„Jetzt nicht, aber vereint mit dem Jasmin —“

„Ach, ich mag den Jasmin nicht, oder doch nur von Weitem. In der Nähe ist sein Duft mir zu stark.“

„Und doch nanntest Du mich öfter so?“

„Weil Du selbst es thatest. Doch freilich, wenn ich das duftlose Maasliebchen bin, mußt Du für uns Beide Duft haben; da ist der Jasmin nicht zu viel.“

„Meine süße Blume,“ flüsterte Felix, „was sollte ich Dir geben können? ich liebe Dich, wie Du bist.“ Und er zog das liebliche Mädchen an sein Herz.

Solche und ähnliche Gespräche wiederholten sich oft. Selten stimmten die beiden Verlobten in ihren Ansichten überein, hier und da steigerte sich die Verschiedenheit derselben zum Mißklang; aber Adels feiner Takt, ihr demüthiges Unterwerfen, selbst wo sie im Rechte war, ließ keinen ernsthaften Streit aufkommen. Zudem war das Weihnachtsfest ja nun auch da mit seiner Geschäftigkeit und seinen Geheimnissen, und die beiden jungen Leute neckten sich wie die Kinder und suchten sich an Ueberraschungen zu überbieten. Die Mama war dabei auch ganz in ihrem Elemente; sie allein pflückte den Baum, nur Kathrine durfte das geheimnißvolle Zimmer betreten; und als dann am dem ersuchten Abend die Schelle ertönte und das alljährliche Wunderreich sich aufthat, da leuchteten die Augen der beiden Liebenden so hell, wie die Lichter, die ihnen entgegenstrahlten, und ihr Jubelruf kam aus so frohem, dankerfülltem Herzen, wie nur ein unschuldiges Kind es zur Bescherung bringt.

Fern, fern von ihnen aber weilte er, der als Knabe in diesen Räumen seinen heiligen Christ begrüßt hatte; er brachte eben der alten Tante die Gabe, welche er zum Feste für sie gekauft; die Tante dankte, schalt aber über die unnöthige Ausgabe, und Ewald trat an das Fenster des kleinen, nur matt erleuchteten Zimmers, und sah in die Nacht hinaus und dachte an den letzten Weihnacht, den er mit ihr gefeiert, mit ihr, die er nun auch verloren hatte. Ach, jetzt war er doppelt verwaist! —

Rasch flogen den Brautleuten die Tage nach dem Feste dahin. Felix wollte noch vierzehn Tage bleiben, dann nach der Universität zurückkehren, um sich auf sein Examen vorzubereiten und nach bestandener Prüfung in seine Heimat eilen, um dort Alles für Ade-

lens Empfang in Ordnung zu bringen. „Denn im Frühling,“ sagte er, „hole ich mein Bräutchen heim, daß es rasch Wurzel fasse in dem neuen Boden und so lieblich blühe wie zuvor — oder lieblicher noch,“ fügte er hinzu, „denn am Rhein, weißt Du, ist die Luft milder, und heller scheint die Sonne.“

„Sie wird mir überall bei Dir scheinen, wenn Du selbst nur glücklich bist,“ erwiderte Adele innig. „Aber, liebes Herz, ich habe mich schon oft gefragt, ob Du dauernd glücklich sein wirst, ohne Beruf, ohne bestimmte Beschäftigung? Aus der Landwirtschaft machst Du Dir nichts —“

„Nein, ich kann mich an der Natur nicht mehr freuen, wenn ich jede duftige Wiese nach ihrem Grasertrage abschätzen, jeden liederreichen Wald als mehr oder minder einträgliches Brenn- oder Baumaterial betrachten soll. Das überlaß ich meinem Verwalter. Ich habe schon als Knabe keine Landschaften zeichnen mögen, weil mir jede schöne Gegend dann nur Vordergrund, Perspektive, rechts und links darstellte; keine Botanik treiben, weil ich dann nicht mehr die liebliche Blume, sondern nur eine laustreiche Zusammenstellung von Staubfäden, Griffeln, Kron- und Kelchblättern sah; ja selbst das Studium der Metrik war mir unangenehm, da es mir die entzückendste Poesie in Jamben, Trochäen und Anapäste verwandelte.“

„Wie sonderbar!“ sagte Adele. „Freilich vom Zeichnen und von der Metrik verstehe ich nichts, aber die Botanik hat mich immer sehr interessirt, und ich meine, jede Pflanze sei mir lieber geworden, seit ich ein wenig in ihr Leben und Treiben hineingeschaut. Doch Du wolltest mir von Deinen künftigen Beschäftigungen erzählen.“

„Nun, die sind mannigfach genug. Hab ich doch die Wälder zum Jagen, meinen Bruno — Du weißt, ich reite leidenschaftlich gern — meine Bächer, den ganzen herrlichen Rhein und vor Allem — Dich, meine Blume, die dann mein süßes Weibchen geworden!“

„Das ist Alles sehr schön,“ lächelte Adele, „und doch halte ich es, auch mich nicht, für ausreichend, Deinen Geist und Deine Zeit auszufüllen. Du hast da keine wirkliche Arbeit, nichts was Du thun mußt; und ein Muß, meine ich, ist immer gut.“

„Nur der Träge oder der Sklave muß müssen!“ rief Felix, „der freie Mensch soll frei über sich und seine Zeit verfügen, er dann gereicht das Gethane ihm zur Ehre. Die Arbeit, die aus dem Muß entspringt, hat wenig Werth.“

Aber aus der ungebundenen Freiheit entspringt selten viel Arbeit,“ versetzte Adele schüchtern. „Was Du da angeführt, sind doch nur Beschäftigungen, keine Arbeit, nichts, das Andern nützt —“

„Ah, da ist wieder mein Maasliebchen,“ rief Felix lachend; „ich werde mich hüten müssen, daß die arbeitssame, umsichtige Hausfrau den unnützen Pegasus nicht einmal zum Stalle hinaus jagt, oder ihm doch die Flügel abschneidet, damit er zu etwas zu gebrauchen sei! Aber sieh', Liebchen, da kommt Deine Mama schon im vollen Staate für die Abendgesellschaft, und Du bist noch im Hauskleide! Ach wenn die guten Leute uns doch mit ihren Gesellschaften in Ruhe ließen, wir wollten ihnen wahrhaftig eine Dankadresse dafür votiren!“

Die heutige Einladung war von Frau von Hilgen, Olga's Mutter, ausgegangen, und obgleich das Brautpaar gern die wenigen Abende, die ihm vor Felix' Abreise blieben, zu Hause verbracht hätte, so meinte die Mäthin doch, daß man diese Einladung nicht ablehnen könne. Sie war also angenommen worden; Adele aber hatte über das Gespräch vergessen, sich anzuleiden und eilte nun fort, das Versäumte nachzuholen. Bald lehrte sie auch in Mantel und Kapuze zurück, und man begab sich in das ganz nahe gelegene Haus des Major von Hilgen.

Es war eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft; auch im Vorzimmer, in dem man ablegte, befanden sich noch viele Gäste. Felix half seiner Braut ihre Umhüllungen abzulegen und betrachtete sie dann mit freudiger Ueberraschung. Allerdings sah sie sehr hübsch aus. Ein hellblaues Cachemirkleid umfloß die schlanke Gestalt mit feinen weichen Falten; ein Band von derselben Farbe hielt das blonde Haar; die von der Eile höher gefärbten Wangen und die tiefblauen Augen gaben dem sonst vielleicht zu matten Bilde den nöthigen Ausdruck.

„Heute bist Du kein Maasliebchen, sondern ein reizendes Per-

gismeinicht!" flüsterte Felix und wollte die Braut umarmen. Sie aber erröthete tief unter den fremden Blicken, die auf ihr ruhten, und wehrte ihn leise ab. Verleht zog sich Felix zurück.

Man wies Adele ihren Platz neben einer alten, ziemlich tauben Dame an, die, weil sie an dem allgemeinen Gespräche keinen Theil nehmen konnte, sich sehr freute, ihre liebe, kleine Adele, die ihr so oft Gesellschaft geleistet, zur Nachbarin zu haben. Sie nahm sie dann auch so sehr in Anspruch, daß das junge Mädchen wenig Zeit für Felix, der an ihrer andern Seite saß, behielt, obwohl sie so gern die Wille, die sie auf seiner Stirn bemerkte, verschleucht hätte.

Aber Felix mußte sich schon zu trösten. Wenn seine Braut ihn absichtlich über eine alte, klatschfüchtige Person vernachlässigte, dachte er, so wollte er ihr doch zeigen, daß er für seine Unterhaltung nicht auf sie allein angewiesen sei. Er wandte sich also zu seiner Nachbarin links, Fräulein Olga, und fing ein lebhaftes Gespräch mit ihr an.

Adele, welche bei der alten Dame meist nur die Zuhörerin abzugeben brauchte, konnte nicht umhin, einen Theil ihrer Aufmerksamkeit der Unterhaltung neben ihr zu widmen. Sie war in den letzten Wochen ängstlich geworden; Felix fühlte sich so leicht verleht; die Verweigerung irgend einer kleinen Gunst, das Bestehen auf einer, der seinen widersprechenden Ansicht, konnte ihn kränken, und obwohl sich Adele, wenn sie einen solchen oder ähnlichen Anlaß gab, stets dabei in ihrem Rechte fühlte, ja meist nur ihrem richtigen Takte folgte, so bereute sie es doch nachher, — eben weil es ihn kränkte. So ging es ihr auch jetzt; sie fühlte, daß sie nichts Nurechtes gethan; doch hätte sie ihn um Verzeihung bitten mögen, um nur wieder sein Auge liebevoll auf sich ruhen zu sehen. Statt dessen hatte er sich abgewandt, sprach mit Andern — sie fühlte sich bekümmert und wartete sehnsüchtig auf eine Pause in seiner Unterhaltung, um mit ihm reden und Alles wieder klar machen zu können.

"Nein, ich ziehe Schiller entschieden vor," sagte in diesem Augenblick Olga; "er ist so viel idealer, nicht nur in seinen Dichtungen, auch in seinem Leben. Wie schön muß das Verhältniß zwischen ihm und seiner Charlotte gewesen sein; in ihr hatte er eine Freundin, die sein hohes Streben verstand, die, ohne mit ihm rivalisiren zu wollen, doch dem Fluge seines edlen Geistes folgen, seine herrlichen Schöpfungen verstehen konnte. Es war eine Liebe, eines Dichters würdig; aber Goethe —"

"Nun, Goethe war eben ein anderer Geist."

"O, suchen Sie ihn nicht zu vertheidigen, in diesem Punkte nicht! Es ist mir immer unerklärlich geblieben, wie er eine Christiane Vulpius, oder Racine, eine Frau, die nie eines seiner Dramen gelesen, heirathen konnte! Freilich, dergleichen unnatürliche Verbindungen werden auch heute noch geschlossen; der Adler läßt sich zu dem girrenden Täubchen nieder, der Löwe vernählt sich dem Lamme; aber begreifen kann ich solche Verbindungen nicht, und daß sie zu den glücklichen gehören, bezweifle ich ebenfalls."

"Also an den Rhein, an den lieben Rhein," sagte hier die alte, taube Dame; "ah, das ist ja eine schöne Gegend! Und am rechten Ufer, sagten Sie, liege das Out, oder sagten Sie am linken?"

Adele mußte ihrer Nachbarin die verlangte Auskunft geben und hörte nichts weiter von dem Gespräche ihres Verlobten mit Olga, denn bald standen Beide auf, den Bitten der Gesellschaft um Musik zu genügen. Felix sang erst allein, in seiner halb melancholischen, halb wilden Weise; Olga trug eine brillante Arie und einige tief traurige Lieder vor, welsch' letztere sie wirklich mit vielem Gefühle sang; sie sprachen von verkannter Liebe, verwundeten Herzen; Adele meinte, sie könne so etwas nie vor einer zahlreichen Gesellschaft singen. — Dann fand Felix ein Duett, das er kannte, und bat Olga, es mit ihm zu singen. Sie that es, und die beiden Stimmen paßten trefflich zusammen, und alle Welt war voll Lobes und Bewunderung.

Adele fühlte sich immer einsamer. Ein großer Kreis hatte sich um die beiden Sänger gebildet, sie konnte Felix kaum sehen, er suchte sie nicht auf — nein, mit keinem Blicke. O, dachte sie, wenn er jetzt zu mir trat wie damals und mich frage, wie mir sein Gesang gefallen, ich würde eine andere Antwort geben! Aber,

fragte sie sich, gefällt er mir denn jetzt besser? Fühle ich nicht noch immer den Mangel an Harmonie darin? Und ich würde eine Unwahrheit sagen, um — um einen freundlichen Blick?! Erschrocken stand sie auf und mischte sich unter die Gäste.

Ein junges Mädchen hatte sich an's Klavier gesetzt und spielte einen brillanten Walzer. Felix hatte sich mit Olga in eine Fenster-nische zurückgezogen, wo ihr Flüstern die Musik nicht störte.

"Wissen Sie, Fräulein Olga, daß Ihr Gesang, Ihre Unterhaltung heute Abend wie Champagner auf mich wirkt?" sagte Felix.

"Das bedaure ich," entgegnete das junge Mädchen lachend. "Ein Champagnerausbruch verfliehet so schnell!"

"Aber ist doch der köstlichste von allen."

"Jedenfalls findet die Wirkung nur im Winter statt, wo Alles kalt und öde ist; im Sommer hat man Blumen, an denen man sich berauscht, da braucht man keinen Champagner."

Felix blinnte sie etwas betroffen an.

"Ach ja, wozu die Bilderprache," rief das junge Mädchen.

"Warum und nicht offen sagen, was wir meinen? Ihr Gleichniß vom Champagner sollte mir sagen, daß Sie mich liebenswürdig, geistreich finden. Ist dem nicht so?"

"Allerdings ist das die Uebersetzung," erwiderte Felix. "Doch gestehen Sie, daß die Uebersetzung dem Originale nachsteht."

"Ich gebe es zu. Aber soll ich Ihnen sagen, warum Sie mich jetzt liebenswürdiger finden, als diesen Sommer?"

"Nun —?"

"Weil Sie verlobt sind."

"Sie glauben also, daß denen, die lieben, Alles der Liebe würdiger erscheint?"

"Alles, das will ich nicht sagen, überhaupt war dieß nicht meine Auffassung. Ich glaube nur, daß junge Mädchen im Allgemeinen, und ich weiß das im Besondern, gegen junge Männer liebenswürdiger sind nach deren Verlobung als vorher."

"Darf ich nach der Ursache fragen?"

"Nicht jedes Mädchen würde sie Ihnen mittheilen, aber ich liebe die Offenheit und sage sie Ihnen. So wissen Sie denn, daß junge Leute vor der Verlobung gegenseitig in einander nur heirathsfähige Subjekte sehen, oder doch von Eltern, Tanten und Vätern dafür angesehen werden. Da soll dann jedes Wort, jeder Blick, jedes Lächeln eine tiefe Bedeutung haben; eine Extratour ist eine Liebeserklärung, ein Bouquet ein verlappter Heirathsantrag. Ich frage Sie, wie da ein freier Verkehr, eine anregende Unterhaltung möglich ist? Dem Verlobten gegenüber aber darf man sich gehen lassen, sich zeigen wie man ist. Entwidelt man Geist — er kann es nicht für Schlingen halten, ihn zu fangen; beweist man ihm Wohlwollen, ja läßt ihn selbst wärmere Gefühle abnen — er weiß, man rechnet nicht auf Erwiderung, es ist eine freie Gabe, die man ihm darbringt. In diesem Augenblick, Herr von Dorn, wären Sie nicht verlobt — man würde Bemerkungen über unsere Unterhaltung machen; so aber räumt man höchstens, daß Sie ein vernünftiger Bräutigam seien."

Felix erschrak. Er hatte sich Olga genähert, hauptsächlich um Adele zu reizen; erst jetzt fiel ihm ein, daß die Anwesenden sein Betragen anders deuten konnten, und er sah sich rasch nach seiner Braut um. Sie stand in einem, nur halb durch eine Portiäre verschlossenen Nebenzimmer an einem Blumentisch; das liebliche, jetzt aber ungewöhnlich bleiche Antlitz, war tief in das dunkle Grün eines Orangenbaumes geneigt. — So rasch er konnte, machte sich Felix von Olga los und eilte zu der einsamen Braut.

"Adele, mein Lieb, so allein hier?" flüsterte er, sie umarmend.

"Was fehlt Dir?"

"O, jetzt nichts mehr!" antwortete sie, während ein freudiges Roth ihre Züge übergoß, "jetzt nichts mehr, da Du wieder gut bist! Und Du bist ganz wieder gut, nicht wahr?"

"Gewiß," lächelte der junge Mann, "und freue mich noch obendrein, daß mein Maadliebchen doch auch — eifersüchtig sein kann!"

"Eifersüchtig, Felix?" rief Adele, ihn erschrocken ansehend; "nein, das denkst Du nicht von mir!"

"Und warum nicht?" entgegnete er; "die Eifersucht beweist erst die Liebe; sie gehört zu ihr, wie der Schatten zum Licht."

"O nein, nein, die Eifersucht ist etwas Häßliches!" rief Adele

1900-1901

1900-1901



1900-1901

1900-1901

1900-1901



schauerliche Zeugen der entsetzlichen Schlachten, die hier gewüthet. Nur diese machen den bescheidenen Ort berühmt, der einige schöne Kirchen, ein Schloß und Theater besitzt, sonst aber sich in nichts von den kleineren lombardischen Städten unterscheidet.

Das Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen.

(Bild S. 544.)

Kein Volk, kein Land hat einem Künstler ein solches Denkmal errichtet, wie Dänemark, kein Künstler seiner Heimat ein so reiches Geschenk dargebracht, als Bertel Thorwaldsen, der, nachdem er ein halbes Jahrhundert in der Fremde, am Forum der Kunst, verweilt, auf heimische Erde zurückkehrte und seine Werke und sonstigen Kunstschätze dem Vaterlande als Gabe anbot. Thorwaldsen hatte kaum diese Absicht ausgesprochen, als vom Volke auch schon die Summe aufgebracht war, diesen Schätzen einen Tempel zu bauen, und königliche Munificenz, welche der Stadt ein Nebengebäude des Christiansburger Schlosses schenkte, ermöglichte es vollends, ein schönes Denkmal inmitten der großen Stadt zu errichten. Der Tempel, von Windesböll in halb egyptischem, halb griechischem Styl erbaut, bildet ein Parallelogramm mit einem länglichen Hof: er hat zwei Etagen, und um den innern Hof läuft in jeder Etage eine Reihe kleinerer Gemächer, jedes von ihnen für eine oder mehrere Statuen eingerichtet. In der Mitte des Hofes steht das Grab des Meisters: hier ruht der große Schöpfer im Schooße seiner unsterblichen Werke. Die Fassade hat fünf große Eingänge, zu denen sechs Stufen mit einer Rampe von Granit führen; über ihr steht eine Vittoria mit einem Biergespann aus Bronze. Treten wir in die Vorhalle, welche die ganze Höhe des Gebäudes einnimmt, so finden wir die Kolossalwerke Thorwaldsen's vereinigt: dort erhebt sich das Denkmal für Pius VII. (in St. Peter in Rom) mit der sitzenden Gestalt des Papstes, den edeln Figuren der Weisheit und Klugheit und den Genien der Zeit und der Geschichte, hier die Reiterstatue Poniatowski's, das Denkmal des Kopernikus, das Guttenberg's, auf der andern Seite das Monument des Herzogs von Leuchtenberg (in der Michaeliskirche in München) und am Fries hin der herrliche Alexanderszug nach dem Original auf dem Cuirinal zu Rom. Wir können in dem engen Raum auch nicht einmal die bedeutendsten Werke Thorwaldsen's nennen, welche das Museum in sich birgt: es sind ihrer 618, und wir verweisen auf die ausführliche Lebensbeschreibung des Meisters von Thiele (Leipzig, 1856). Um sich jedoch von dem Umfange der Sammlung ein Bild zu machen, genügt hier anzuführen, daß außer den Bildwerken das Museum 550 Handzeichnungen Thorwaldsen's besitzt, ferner 57 Gemälde älterer, 258 neuerer Meister (darunter 103 von dänischen Künstlern); 414 egyptische Antiquitäten; von griechischen 316 Vasen, 276 Figuren und Büsten, 122 Gegenstände in Marmor, 731 Geräthschaften von edlen und unedlen Metallen, 1693 antike Gemmen und Rassen, 133 Cameen; endlich Kupferstiche und Bücher.

Des Fremden Schritt wendet sich darum auch in Kopenhagen zuerst dem Thorwaldsenmuseum zu, und uns Respekt vor einem kleinen, aber von Patriotismus erfüllten Volke einzulösen, das uns so nahe verwandt und doch so fremd, kann auch wirklich nichts geeigneter sein, als dieß Denkmal, das Dänemark seinem größten Künstler errichtet.

Das Luther-Denkmal in Worms.

(Bild S. 545.)

Die Denkmalsenthüllung in Worms hat sich zu einer deutschen Nationalfeier gestaltet, deren Nachwirkungen tief in den Gemüthern des Volkes wiederhallen werden. Dieselbe hat das Bewußtsein zu frischem, vollem Leben erweckt, daß das Ringen des deutschen Volkes nach politischer Macht, Größe und Freiheit nur dann eine sichere Gewähr der Zukunft bietet, wenn es die sittliche Geistesfreiheit zu seiner Voraussetzung hat.

In diesem Sinne sagte in Worms auch ein Festredner, daß das Luther-Denkmal sich darstelle als ein Symbol dafür, daß jeder

Mensch frei seiner Ueberzeugung leben könne. Daß, und nur das ist die große, weltgeschichtliche Bedeutung Luther's, daß er mit tühmem Muth gegen eine allmächtige Hierarchie auftrat und ihr den Gehorsam um des freien Gewissens halber verweigerte. Nicht der Luther, der neue Bekenntnisse formulirte, sondern derjenige, der gegen alten Gewissenszwang protestirte, ist es, welcher der deutschen Geistesgeschichte den Impuls des Fortschritts gegeben und die Freiheit des Denkens und der Forschung angebahnt hat, welche zwar noch lange nicht zu ihrem vollen Rechte gekommen ist, aber um so eher siegen wird, je mächtiger sich gerade wieder in der Gegenwart die Geistes- und Gewissensfragen regen und von überall Zündstoff zur Erneuerung jenes alten Kampfes erhalten, der endlich vom deutschen Volke zu seinem und der ganzen Welt Heil ausgefochten werden muß. Die wormser Denkmalsfeier hat das religiöse Interesse wieder befruchtet; möge sie die Gewissen schärfen, die Herzen erweichen, die Geister erleuchten!

Das Denkmal selber macht auf den Beschauer einen mächtigen Eindruck. Dasselbe ist bekanntlich von Professor Nieschel und dessen Schülern, der architektonische Theil von Baumeister Nicolai, die Granitarbeit von Stahlmann und Wölkel in Bayreuth ausgeführt. Das Ganze ruht auf einem Unterbau von Granit, zu welchem vorn zwei Stufen in einen nach drei Seiten geschlossenen Raum führen, auf dessen Mitte sich, einen freien Umgang lassend, die Luther-Statue weit über die sie umgebenden Standbilder erhebt. Auf acht Fuß hohen Postamenten, verbunden durch eine etwa fünf Fuß hohe Zinnenmauer, stehen auf den vier Ecken des Unterbaues die bedeutendsten Männer jener großen Zeit, und zwar: vorn links Kurfürst Friedrich der Weise; rechts Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen. Hinter letzterem Philipp Melancthon und links hinter dem Kurfürsten Johann Neuchlin, beide so, daß ihre Fronte dieselbe Richtung wie Luther und die der Fürsten nach vorn hat. Zwischen diesen, die Mauer quer durchschneidend, sind die sitzenden Statuen der Städte Augsburg, Speier und Magdeburg angebracht; die 24 Zinnen der Verbindungsmauer tragen an der inneren Seite — die Außenwände derselben sind leer — die 24 bronzenen Wappen derjenigen Städte, welche für die Reformation gestritten und gelitten oder der Schauplatz wichtiger Ereignisse gewesen sind: Braunschweig, Bremen, Constanz, Eisenach, Gießen, Osnabrück, Erfurt, Eplingen, Frankfurt a. M., Schwäbisch-Hall, Hamburg, Heilbronn, Jena, Königsberg, Leipzig, Lindau, Lübeck, Marburg, Memmingen, Nordlingen, Nisa, Schmalkalden, Straßburg und Wittenberg. Postament und Mauer sind aus polirtem Syenit, einem aus Feldspath und Hornblende bestehenden körnigen Stein von rother und grauer Farbe. Der Eingang in das Innere des Denkmals, zwischen dem Kurfürsten und Landgrafen, ist 30 Fuß breit und ermöglicht die Betrachtung des Hauptmonumentes von allen Seiten, das sich, 16 Fuß hoch, in der Mitte erhebt und auf den vier Capiteilen seines Sockels vier Vorkämpfer der Reformation trägt: Petrus Waldbus, Johann Willeß, Johann Huf und Hieronymus Savonarola. Als Schluß und höchste Spitze, wie schon bemerkt, erhebt sich die 10 1/2 Fuß hohe Statue des großen Reformators im einfachen Talare, wie ihn Lucas Cranach, der Bürgermeister in Wittenberg und treue Freund Luther's, gebildet, die fest geschlossene Rechte auf die offene Bibel gedrückt, das Haupt von Gottvertrauen erhoben.

Der obere Würfel, auf welchem die Statue mit ihrem Sockel ruht, enthält auf seinen vier Seitenflächen je ein Kraftwort aus Luther's Mund und Feder, und darunter je zwei Porträtmedaillons der Zeitgenossen, welche vor, mit und nach ihm für die Reformation gewirkt haben.

Betrachten wir die Totalerscheinung dieses reichen Monumentes, so hebt sich die Kolossalstatue gewaltig über die umgebenden empor; vortrefflich fügen sich die vier Vorreformatoren dem Sockel seines Postaments an; bedeutend markiren die vier Hauptflächen der Reformation, die Säulen dieses Geisterbaues, die Ecken der abschließenden Umgebung, zwischen welchen in wohlthuernder Abwechslung die drei mauergekrönten Städte eingefügt sind. Höchst passend ist auch die Vertheilung der Stadtwappen an den Zinnen der Umfassungsmauer, als Bezeichnung ihrer eigenen Wehrhaftigkeit sowohl, wie als schirmendes Bollwerk gegen äußere Feinde. Der ganze Entwurf ist vom Meister tief durchdacht und läßt die

großen Schwierigkeiten abhien, welche der schaffende Künstler zu überwinden hatte, um so viele verschiedene Elemente zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden.

Die Mittagskunde in Pforzheim.

Wie alle Fabrikstädte überhaupt, so macht auch Pforzheim trotz seines Aufschwungs auf Den, der dessen Pflaster zum ersten Mal betritt, keinen sehr günstigen Eindruck. Ja, wenn auch nicht gerade in schlechter, doch auch nicht in schöner Gegend gelegen, von Hägeln, die dasselbe nur wenig überragen, rings umgeben, schöner Straßen, hochauftretender Thürme, selbst größerer öffentlicher Gebäude entbehrend, höchstens in einigen Privathäusern den Charakter einer größeren Stadt verrathend, zeichnet sich dieser Ort vor allen andern, viel kleineren, gar nicht zu seinem Vortheile aus. Und dennoch befindet man sich in einer Stadt, die durch ihre Industrie weithin bekannt und gerühmt, deren glühende Fabrikate in der ganzen Welt verbreitet, deren Industrielle theilweise zu den reichsten Einwohnern des badischen Landes gehören, einer Stadt, welche jährlich für Tausende ein neuer Magnet wird, der sie dauernd in ihre Mauern bannt. Die vielen Goldfabriken, welche sich hier befinden, sowie noch andere großartige Etablissements, wie besonders die Bentler'sche Eisengießerei, geben dieser Stadt eine Bedeutung in materieller Beziehung, welche deren soziale und sonstige etwaige Nachteile weit in den Hintergrund drängt. Pforzheim ist eine reine Geschäfts- und Fabrikstadt: auf Geschäfte und Fabriken reduziert sich Alles, und wenn auch in neuerer Zeit ein regeres politisches Leben hier Platz gegriffen zu haben scheint, so trägt dasselbe doch unverkennbar noch ein merkaniles Zeichen. Daß man in Pforzheim Geld verdienen kann und wohl mehr Geld als an andern Orten, ist gewiß; ebenso gewiß ist es, daß die badische Industrie ihre bedeutendsten Morphphen hier hat. Aber deshalb einen Ort, der an sich unbedeutend, alt, winkelig und schmutzig, der weitere Annehmlichkeiten so wenig bietet, auch als Ort selbst lobpreisen zu wollen, das wäre doch zu viel verlangt.

Obgleich die Stadt jetzt nahe an 17,000 Einwohner haben mag und demzufolge binnen zehn Jahren um das Doppelte zugenommen hat, so hat der Staat bis jetzt noch keine, der Größe und Bedeutung derselben entsprechende höhere Stelle hierher verlegt. Pforzheim ist auch bei der letzten Organisation ein bloßer Amtssitz geblieben, denn daß der Amtmann dort den Titel „Stadtdirektor“ führt, hat weniger eine materielle als formelle Bedeutung. Ob in dem Umstande, daß hier auch ein Polizeikommissar seinen Sitz angewiesen bekam, eine besondere Bevorzugung liegt, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Dagegen ist eine Anstalt hierher verlegt worden, die mit dem Glanze, der von hier ausgeht, einen grellen Kontrast bildet. Wir meinen das Siechenhaus. Wenn man einige Schritte über den Markt, den schönsten Theil Pforzheims, an welchem sich die Bell'sche Brauerei, das hübsche Hotel zum Adler und das Café zum Schiff befindet, rechts hinausgeht, so kommt man an ein düsteres, mit einem Thürmchen versehenes Gebäude, das seinem Aeußern nach ganz dazu angethan ist, die Summe des Elends, die sich hier beisammen findet, aufzunehmen. Hierher werden die Krüppel, die Blödsinnigen, die Kretins und die unheilbaren Irren verbracht. Nacht Allenau, auf welches wir noch näher zurückkommen werden, ein Ort, der auch zur Aufnahme ähnlicher Unglücklicher, bei denen aber noch Heilung zu erwarten steht, einen gewinnenden, wir möchten fast sagen trostreichen Eindruck, so entspricht der dieses Gebäudes ganz entschieden dem der Hoffnungslosigkeit. Selbst die in der Anstalt befindlichen Beamten fühlten sich darin höchst unbehaglich, und der Direktor derselben, Medizinalrath Jischer, sprach dem Verfasser gegenüber den sehnlichen Wunsch aus, doch einmal aus diesem „ungesunden Hause“ zum eigenen sowohl, als zum Wohle seiner Familie abzurufen zu werden.

Das Aebille beneficium, welches Pforzheim bis zum Tode des Großherzogs Ludwig hatte, die Reste seiner Fürsten zu beherbergen, ist seit dem Jahre 1830, wo Großherzog Ludwig, der erste badische Fürst, welcher in der lutherischen Stadtkirche zur letzten Ruhestätte beigesetzt wurde, gleichfalls erloschen. Indessen wurde noch vor

wenigen Jahren die Wittve des im Jahre 1818 verstorbenen Großherzogs Karl, die bekannte, von ihrem kaiserlichen Neffen Napoleon III. innig geliebte Großherzogin Stephanie hier noch beigesetzt. Der Besuch der Gruft verlohnt sich der Mühe; es ist dieselbe außer den Fabriken das Einzige, was in Pforzheim sehenswerth ist.

An geselligen Genüssen bietet Pforzheim für einen Fremden nur wenig. Zwar fehlt es nicht an Gesellschaften, die sich sogar durch einen großen Glanz, wie dieß auch von vornherein zu vermuthen ist, auszeichnen sollen. Allein einem nicht Obenbärtigen sind diese geselligen Räume meist verschlossen, da, wie wir mehrfach gehört, in den betreffenden hiesigen Kreisen eine noch größere Exklusivität herrschen soll als am Hofe.

Pforzheim besitzt zwar ein Stadtorchester; allein dasselbe steht, womit allerdings kein Tadel ausgesprochen ist, weder in gleichem Rang mit dem in Baden, noch mit dem in Heidelberg. Zwischen gut und vorzüglich ist immer noch ein Unterschied.

Das pforzheimer Theater haben wir nur von Außen kennen gelernt: wenn das Innere dem Aeußern entspricht, so haben wir dabei nichts verloren. Indessen hätte die Lektüre einiger Zettel auch genügt, uns vom Besuche abzuhalten, da das Repertoire in fast lauter unbekannter Ritterstücken und Schauerdramen, welche wir anzusehen und nicht hätten entschließen können, bestand. Uebrigens haben die Pforzheimer jeden Sonntag Gelegenheit, die lutherische Oper zu besuchen, und die dortige Theaterkasse weiß den Besuch der Pforzheimer, die den Theaterzug sehr fleißig benutzen, nach Gebühr zu schätzen.

Die in neuerer Zeit vielfach aufgetommene Mode, wissenschaftliche und ästhetische Wintervorlesungen über die verschiedensten Theemas abzuhalten, hat auch in Pforzheim Eingang und große Theilnahme gefunden. Auch Bluntschli von Heidelberg hat hier diesen Winter Vorträge gehalten.

Einer der rührigsten, sich am öffentlichen Leben betheiligenden Männer ist der steinreiche Moriz Müller, der auch in unzähligen Broschüren, die er auf eigene Kosten drucken und vertheilen läßt, seiner Meinung den allgemeinsten Eingang zu verschaffen sucht.

Obgleich auch während der Arbeitsstunden nicht unbelebt, bietet die Stadt Pforzheim in der Mittagszeit zwischen 12—1 Uhr einen Anblick, wie er nur in wenigen deutschen Städten seinesgleichen finden kann. Um diese Zeit feiern nämlich die Fabriken und entleeren ihren menschlichen Inhalt auf die Straßen und in die Wirthshäuser. Da nun in Pforzheim nicht weniger als 8000 Arbeiter und Arbeiterinnen in den verschiedenen Fabriken beschäftigt sind, so kann man sich leicht vorstellen, welches Leben plötzlich auf den Straßen wie hervorgezaubert erscheint. Zwar liegt auch in diesem Leben, das sich besonders auf dem Markt am Meisten konzentriert, eine gewisse Monotonie, da man, nachdem man sich von dem ersten Erstaunen erholt, gar bald erkennt, daß dieselbe Menschenklasse allein vertreten ist, daß ein Zueinandergreifen der Stände auf der Straße ausgeschlossen ist, mit einem Worte, daß man einzig und allein Fabrikler und Fabriklerinnen vor sich habe.

Der Geschäftszustand in den Fabriken bestimmt natürlich das Loos des Arbeiters, sowie das mit diesem verbundene der kleinen städtischen Gewerbe. Sind sehr viele Bestellungen zu effectuieren, so verdient natürlich der Arbeiter mehr und kann auch mehr verzehren. Stodt das Geschäft, so muß er largen und sparen, um nur sein vegetatives Dasein durchzuschleppen, und diese Nothwendigkeit übt ihren naturgemäßen Rückschlag auf die darauf angewiesenen Gewerbe.

Wenn Abends die Mode das Ende der Fabrikarbeit ankündet, begibt sich ein großer Theil der Arbeiter in die benachbarten Ortsschaften, wo sie entweder zu Hause sind oder der Billigkeit wegen Quartier genommen haben. Dann sind die Landstraßen vor der Stadt viel belebter, als die Straßen in der Stadt selbst. Da ziehen sie dahin, diese armen Menschen, die den ganzen Tag in Gold gearbeitet, zufrieden, wenn sie zu Hause einen Teller warmer Suppe zu ihrem mitgenommenen Brode vorfinden.

Meine Schuld ist es wahrhaftig nicht, daß diese Schilderung Pforzheims mehr in dunkle, als in helle Tinte getaucht erscheint. Es liegt in der Natur der Sache, daß man von ausschließlichen Fabrikstädten eben kein Lichtbild fertigen kann.

ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION



Der Wirthin Töchterlein.

Novelle von Hermann Velschläger.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Abend stand Hellmann wieder an der Thüre des Parkes, die auf die Fesler führte, und sah hinüber nach Dammbausen, ungewiß, ob er die Hoffnung: auf Wiedersehen! so rasch verwirklichen solle oder nicht. Er war schlecht gelaunt, in verdrießlicher Stimmung. Es war Sonntag, und da er keine Berufspflichten zu erfüllen hatte, war ihm Zeit genug geblieben, nach einer halb schlaflosen Nacht wieder seinen Grillen und Launen nachzuhängen. Das Verhalten Agnes' am vorhergehenden Abend erschien ihm im ungünstigsten Lichte; ihr Doppelspiel, wie er es nannte, verletzte ihn, und er beschloß, seinen Besuch aufzuschieben. Lange stand er an die Thüre gelehnt, den Blick auf Dammbausens Kirchthurm geheftet, der ihn zum Kommen einzuladen schien.

Träumerische Stille umgab ihn. Im Westen ging die Sonne hinter flodigen Wolken unter, und während der südliche Himmel schon grau und todt lag, war über den nördlichen Horizont hinter Dammbausen eine langgestreckte, schwarzblaue Wollenschicht gelagert, aus welcher eine in Rosa und Flammroth getauchte Wollenbreite kolossal emporstieg, die, oben in gerader Linie abgeschnitten, auf korinthischen Kapitälchen das lichtblaue Himmelsgewölbe zu tragen schien. Lange starrte Hellmann in die formenbewegte Mut. Als er aus seinem Sinnen und Träumen aufwachte, war Alles um ihn Nacht und dunkel, und unzufrieden mit sich selbst schlug er den Weg nach dem Schlosse ein, bei den heitern Einfällen seines Kammeraden Warusfeld Zerstreung zu finden.

Was hatte er übrigens damit gewonnen? Trotz aller guten Vorzüge und Entschlüsse fand ihn der nächste Abend doch wieder auf dem gewohnten Weg, und als er unter das Hofsthor in Dammbausen trat, kam ihm Agnes schon mit den Worten entgegen:

„Das habe ich gewußt, daß Sie heute kommen würden.“

„So gewiß?“ fragte Hellmann lächelnd, und der lichte Sonnenschein, der auf Agnes' Gesicht lag, fiel erhellend in sein eigenes Herz. Warm drückte er die dargebotene Hand, und es war ihm innig wohl zu Muthe, als er dem Mädchen gegenüber auf dem bekannten Stuhle in der Laube saß. Er hatte sich vorgenommen, wenigstens zu Anfang den Beleidigten zu spielen — das war ihm mehr unmöglich. Heiterkeit und Glüd strömte in warmen Fluten durch seine Brust. Und wenn er geglaubt hatte, Agnes verlegen zu finden, so hatte er sich vollständig getäuscht. Ihr Benehmen war das unbefangenste von der Welt, und die lebenswürdigste Schalkheit blühte aus ihren Augen, als sie wie beim ersten Begegnen sich und Hellmann das Glas mit dem duftenden Weine füllte und mit ihm anstieß.

Hellmann hatte sich seit Langem nicht so glücklich gefühlt, wie in diesem Augenblick, der einer jener seltenen war, in denen wir nichts mehr begehren und nichts mehr wünschen, als vielleicht eben den Augenblick für die Ewigkeit festzubalten; die Unruhe im Leben schaffen wir uns selbst, da wir stets die Zukunft für reicher und hoffnungsversprechender halten, als Gegenwart und Vergangenheit, denen wir immer Armuth vorwerfen. Göttlich ist darum der Augenblick, da wir nicht mehr den jagenden, lärmenden, rauschenden Flugeschlag der Begierde und der Wünsche vernahmen, und das Herz, von Glüd gesättigt und bis in seine innersten Kasken süß erschüttert, zu schlagen fürchtet, weil jeder Herzschlag nur an die Zeit, an die unaufhaltsam dahin rinnende Gegenwart mahnt.

„Werden wir heute allein bleiben?“ fragte Hellmann.

„Seien Sie unbesorgt,“ entgegnete Agnes munter, „ich habe uns Beide vor dem Störenfried geschützt.“

„Wie haben Sie das gemacht?“

„Das fürchte ich mich Ihnen zu sagen,“ antwortete Agnes schelmisch.

„Warum das?“

„Sie werden verletzt sein.“

„Durch etwas, was Sie für recht und passend hielten?“

„Sie werden beleidigt sein.“

„Unmöglich!“

Monat. Zeit. 69. XII.

„Versprechen Sie mir, mir nichts übel zu nehmen?“ fragte Agnes, obwohl die Laune, mit der sie die Frage stellte, deutlich zeigte, daß sie Hellmann eben nicht aufsehr zu erzürnen fürchtete.

„Ich verspreche Ihnen Alles, Alles.“

„Gut. Ich habe Gartner, der gestern hier war, gesagt: Sie würden dienstlicher Pflichten halber heute erst nach acht Uhr Abends kommen, und ich hatte nicht nöthig, die Bitte erst beizufügen, er möge sich ebenfalls um diese Zeit einkinden.“

„Das haben Sie gethan, beste Agnes? Meinen wärmsten Dank dafür. Sie machen mich glücklich und ich soll Ihnen zürnen, soll beleidigt und verletzt sein?“

„Ei,“ drohte Agnes mit dem Finger, „sind Sie so vergesslich? Erst vorgestern ja erzählten Sie mir von jenem Mädchen, welches —“

„Mein Gott, mein Gott, woran erinnern Sie mich? Doch, ich sehe, Sie haben recht gehabt — es ist wahrlich nicht das Nämliche, wenn Zwei dasselbe thun. Sie sind ein herrliches Mädchen.“

Damit ergriff er ihre Hand, die sie ihm ebenso schnell entzog.

„Bitte, bitte, Herr Oberleutnant. Wer weiß, wie Sie später denken werden, und am Ende trage ich gar die Schuld, daß Sie dennoch nach und nach Ihre Besuche einstellen und zuletzt ganz ausbleiben.“

„Wie reden Sie?“ rief Hellmann lebhaft. „Doch das ist nicht Ihr Ernst, und Sie selbst wissen am Besten, wie glücklich Sie mich machen, wenn Sie mir erlauben, meine Besuche recht oft zu wiederholen.“

„Das geht ja im Sturmschritt,“ lächelte Agnes, „gestern blieben Sie ganz aus — und heute — wie gesagt, ich war auf das Gegentheil gefaßt, was Sie schon daraus erkennen mögen, daß ich Sie bitten wollte, für alle Fälle einige Worte in mein Gedendbuch einzuzichnen.“

Sie zog bei diesen Worten ein elegant gebundenes Album hervor und legte es vor Hellmann hin.

„Nicht wahr,“ fuhr sie fort, „die Sitte ist altmodisch — kein Mensch bedient sich mehr eines Stammbuchs, wie man diese Albums früher hieß, und doch, ich habe nun einmal einen eigenen Kopf, und finde Geschmack daran, also, bitte, schreiben Sie mir etwas.“

„Wenn Sie glauben, in der Erfüllung Ihrer Bitte eine Befriedigung hinsichtlich meines Ausbleibens voraussetzen zu dürfen, möchte ich lieber darauf verzichten.“

„Nein, nein! Ich sagte ja, für alle Fälle.“

Sie holte vom Fenster ein bereit gehaltenes Schreibzeug herbei, und Hellmann zeichnete folgendes ein:

Wie in den dunkeln Fluten der Mond und die Gestirne sich abspiegeln und von den schäumenden Wellen gegen die Felsen geworfen werden, als würden sie zertrümmert, so steht die Tugend und die Schönheit ewig unverrückt und nur ihr Abglanz wird von unserm dunkeln, tosenden Leben bewegt.

Nach Clemens Brentano.

Zur Erinnerung an

Dammbausen, den 5. August 1866.

Arthur Hellmann,
Oberleutnant.“

Agnes hatte ihm über die Schultern gesehen, und jedes Wort, wie er es eben schrieb, laut nachgesprochen.

„Das ist ein schöner Gedanke,“ sagte sie dann, „warum schreiben Sie aber den fünften August? wir haben heute den sechsten.“

„Weil ich,“ entgegnete Hellmann, „gestern die Wahrheit dieser Worte erst recht erfahren habe. Ich begann zu zweifeln und heute —“

„Sind Sie wieder gläubig geworden,“ fiel Agnes lächelnd ein. „Um so mehr hätten Sie den Tag Ihrer Wiedergeburt niederschreiben sollen. Doch jetzt ist es geschehen, und ich danke Ihnen, wie es ist. So, nun schnell mit Album und Schreibzeug auf die Seite, bevor —“

„Vor,“ ergänzte Hellmann den Satz, „bevor wir durch den Herrn Gutsbesitzer gestört werden. Darf ich Sie fragen, welche Verwandniß es mit diesem Manne hat?“

Die Heiterkeit schwand aus den Zügen des Mädchens. Ein dunkler, schwermüthiger Schatten flog über ihre schöne Stirne und sie ließ die Frage einige Augenblicke unbeantwortet.

„Warum nicht?“ sagte sie dann, wie es schien, mit einiger Selbstüberwindung, „Gartner und ich leunen uns seit unserer frühesten

Kindheit; er war mein Spielgenosse und begleitete mich häufig auf meinen Streifereien durch Wald und Feld. Wir waren fast unzertrennlich, der Knabe hing mit einer unendlichen Leidenschaft an mir und weinte, wenn ihn sein Vater zwang, an den Arbeiten auf dem Acker theilzunehmen. Der alte Gartner war ein gewöhnlicher, aber reicher Bauer, mit ausgedehntem Grundbesitz, und hatte den Grundsatz, seinen Sohn, wenn er später auch eine bessere und wissenschaftliche Erziehung bekommen sollte, trotzdem als Bauer von der Pile auf dienen zu lassen. Das brachte nun den Jungen in die Gesellschaft mit den rohen Knechten, deren Gewohnheiten er annahm und nicht mehr abzulegen vermochte. Wohl gab er sich später Mühe, die früher geübten Sitten und Unsitten abzustreifen; doch kam er damit bei dem Mangel an Ausbauer nicht zu Stande, daß er endlich den Voratz zum Guten als unausführbar aufgab und in eigener Erbitterung über seine Schwäche, und wie er sagte der Welt zum Troste, alle seine schlimmen Seiten erst recht hervorzuführen anfang. Gartner's Vater sah es nicht ungerne, daß sein Sohn und ich uns so eng an einander schlossen. Er selbst war ein jähzorniger, gewaltthätiger Mann, und da der Knabe schon jung die gleichen unglücklichen Leidenschaften zeigte, so mußte es ihm angenehm sein zu bemerken, daß ich, obwohl an Jahren jünger, doch einen besänftigenden und beruhigenden Einfluß auf meinen Spielgenossen auszuüben vermochte. Ich stand im Alter von acht, der junge Gartner im Alter von zwölf oder dreizehn Jahren, und wild und ungestüm, wie ich selbst sein konnte, fand ich Gefallen an dem festen, jähren und unerschrockenen Sinn des Knaben. Schon gehorchte der Letztere Niemanden mehr, nicht dem Vater, nicht der Mutter, nicht dem Lehrer. Die Schläge, die er in der unverständigsten Weise erhielt, und die unfreundliche Behandlung weckten erst recht seinen Trotz und Sturzsinn. Er liebte keinen Menschen außer mir, und ich war die Einzige, die über seinen Willen Macht besaß und die mit der einfachsten Bitte sein ganzes Herz beherrschen konnte. War der störrische Knabe gar nicht mehr zu bändigen, so drohte ich ihm mit der Entziehung meiner Freundschaft; dann bat er mich weinend um Verzeihung und that mir Alles zu Gefallen. So ging Jahr um Jahr hin, und Gartner bezog die landwirthschaftliche Schule zu Weißenstephan. Er mag dort ein wildes Leben geführt haben; wenigstens kamen mit den Gläubigern die schlimmsten Nachrichten hieher, und der Alte glaubte dadurch am Besten zu strafen, wenn er dem unbändigen Sohn alle Gristenmittel entzog. Das goß erst recht Oel in's Feuer. Der Junge gab sich nun der ungezügeltsten Leidenschaft hin und behauptete, er brauche jetzt um so weniger mehr Rücksicht auf den Vater zu nehmen, als es diesen nicht kümmere, wenn der eigene Sohn an fremder Leute Thüren betteln müsse. Habe er noch so sehr gesehlt — und er gebe zu, gesehlt zu haben, so sei ein solches Verfahren unrecht und himmelschreiend. Dazwischen hinein fiel es ihm wohl auch bei, Tag und Nacht zu studiren und zu arbeiten, und die Professoren erklärten ihn für einen der begabtesten Köpfe. Das hielt aber nie lang an, und bald wieder begann das tolle Leben in Sauf und Braus von Neuem. Endlich rief ihn der Vater heim; der Sohn kam nicht; die Aufforderung ward erneuert, umsonst. Nun wollte der alte Gartner gar nichts mehr von dem ungerathenen Kinde wissen; im Hause, auf dem Felde, im Wirthshause ließ er sich nur unter den greulichsten Verwünschungen und Flüchen über den Jungen aus, und mitten darin holte ihn plötzlich der Tod. Die Mutter war kaum ein halbes Jahr vorher gestorben. Jetzt eilte der junge Gartner herbei — aber sein Vater hatte ihn enterbt, und statt den ererbten großen Besitz antreten zu können, sah er sich genöthigt, weiltläufige Prozesse zu führen, die ihn noch mehr verdüsterten und noch ungestümer machten. Endlich ward ihm das ganze Erbe zugesprochen. Kaum war dieß geschehen, so verkaufte er das väterliche Haus, erbaute sich selbst einen kleinen Hof, eine halbe Stunde von hier, und gab ihm den Namen Steinbach. Seitdem lebt er dort und hat unsere Gegend nie mehr verlassen."

Agnes schwieg; Hellmann jedoch schien durch den Schluß der Erzählung nicht sonderlich befriedigt zu sein.

"Und Ihr Verhältniß zu ihm?" fragte er nach einer kleinen Pause.

Agnes begann sich einen Augenblick; es war, wie wenn sie einen Schmerz unterdrücken wollte, dann sagte sie: "Als Gartner von

Weißenstephan kam, galt sein erster Besuch mir. Ich machte ihm Vorwürfe über sein Leben auf der Schule. 'Ich weiß es', sagte er traurig, 'Du hast recht, aber table mich nicht; sieh'. Du allein hast mir gesehlt, Du bist mein Schutengel.' — Was wollte ich entgegen? Er hatte recht, ich bin wirklich sein Schutengel, und wenn ich zu jener Zeit ein einziges ruhiges Wort mit ihm hätte sprechen können, es wäre Manches anders gekommen. Und so stehen die Sachen noch heute, noch heute bin ich sein Schutengel."

"Er liebt Sie?"

"Ich weiß es."

"Er bewirbt sich um Sie?"

"Er sieht sein einziges Glück darin, mich dauernd an sich zu fesseln. Er verzweifelt sonst an sich, an seinem Leben, an Allem."

"Ach," sagte Hellmann ironisch, "er wünscht, Sie auch weiter die Rolle eines Schutengels spielen zu lassen?"

"Sie dürfen das nicht in spöttischem Tone sagen," entgegnete Agnes verweisend. "Gartner kennt sich nur zu gut, er ist sich der Abgründe seiner Seele, in der alle Leidenschaften schlummern, nur zu gut bewußt. Er ist unglücklich und fürchtet sich vor sich selbst. Er muß Jemanden haben, der diese dämonischen Geister zu bannen vermag, über die er selbst machtlos ist. Es ist ihm tiefer Ernst, wenn er mich seinen Schutengel nennt, und ich glaube selbst, daß er — ohne mich — schlimm enden wird."

Agnes schwieg, und auch Hellmann hing seinen Gedanken nach. Er scheute sich, weiter in das Mädchen mit Fragen zu bringen, und doch war das Gespräch gerade an dem Punkte angekommen, der sein Interesse am Meisten in Anspruch nahm. Nach Allem, was er gehört hatte, war ihm zwar eine Verbindung zwischen Agnes und Gartner undenkbar, aber es hätte ihm doch einige Befriedigung gewährt, die Bestätigung davon aus des Mädchens eigenem Munde zu hören.

Er glaubte am Besten zu thun, wenn er seine Frage ganz allgemein stellte, und bemerkte deshalb nach einer Weile im harmlosesten Tone: "Es müßte für jedes Mädchen schrecklich sein, sein Schicksal an einen solchen Mann gekettet zu sehen."

"Ich habe," entgegnete Agnes ruhig, "trotzdem schon daran gedacht."

Hellmann war sprachlos vor Ueberraschung, und das Blut schloß ihm blickgleich zu Herzen, er brauchte eine Weile, seiner Bewegung Herr zu werden.

"Unmöglich," rief er dann, "Sie wären im Stande, Gartner Ihre Hand zu reichen?"

"Das habe ich nicht gesagt, denn noch bin ich mit mir selbst im Streite. Unmöglich aber begreife ich Ihre Ueberraschung nach Allem, wie ich Ihnen Gartner's Verhältniß zu mir, seine Abhängigkeit von mir geschildert habe."

"Sehen Sie denn nicht," frug Hellmann erregt, "wie Sie sich unter solchen Umständen zum Opfer bringen?"

"Dieses Opfer bringt ein Mädchen jedem Manne, mit welchem sie zum Altare tritt."

"Ah, das habe ich nicht gewußt."

"Wie? Sie wissen nicht, welche Opfer die Ehe einem Weibe auferlegt, in solchem Grade auferlegt, daß sie ihr eigenes Selbst zu vergessen im Stande sein muß, wenn sie Glück, Frieden und Leben der Familie erhalten sehen will?"

"Das ist bei dem Manne in gleicher Weise der Fall."

"Nein, denn er bewahrt sich noch immer einen guten Theil seiner Freiheit, auf die eben das Weib verzichten muß. Indessen halte ich dieses Opfer für naturgemäß und table Diejenigen, die sich demselben zu entziehen suchen."

"Sie müssen mir aber zugeben, daß in dem vorliegenden Fall das Opfer, von dem Sie sprechen, einen ganz unerhörten, einem Weibe unerträglichen Umfang annehmen würde."

"Untraglich? Nein. Ist das Opfer aber nicht leistungswert, wenn ich dadurch einen Mann sicher durch das Leben leiten kann, an dessen Klippen er ohne meine Hülfe tausendmal andrausen und stranden würde?"

"Gartner versteht Sie nicht; er vermag den Werth und die Höhe Ihrer Bildung nimmermehr zu würdigen, Ihren Geist, Ihr Herz nimmermehr nach Gebühr zu schätzen."

"Was Sie von der Bildung sagen, mag richtig sein. Nein

Herz jedoch — nun Sie hörten ihn ja gestern selbst davon erzählen. Ich weiß, er würde mich auf den Händen tragen.“

„Sie bedenken nicht, wie aufreibend der fortgesetzte Kampf mit den Leidenschaften des Mannes sein muß, die völlig auszureuten keine Hand im Stande sein wird.“

„Gewiß nicht.“

„Und wenn,“ fuhr Hellmann eifrig fort, „Gartner Sie auch liebt, wie noch nie ein Mann ein Weib geliebt hat, so werden Sie doch nicht immer von den wilden Ausbrüchen seiner aufgeregten Leidenschaften geschützt sein. Der Himmel über uns steht in ewigem Blau. Wenn wir jedoch tagelang Regen und Sturm und Wind haben, so vermag uns der Gedanke, daß hinter den schmutzigen Wolken doch ewig unveränderlich und heiter der Himmel lacht, auch nicht zu trösten. Im Gegenteil, die Wolken machen uns nur noch ärgerlicher und verdrießlicher. Wie gesagt, die Liebe Gartner's zu Ihnen vermag das Mißverhältniß nimmermehr auszugleichen; anders ist es natürlich, wenn Sie Gartner lieben, was ich mir nicht denken kann.“

„Ich habe einmal,“ bemerkte Agnes, „irgendwo gelesen, daß man in der Ehe, besonders auf Seite des Weibes mehr des Verstandes als der Liebe bedürfe. Die Letztere sei Schwankungen unterworfen, der Erstere aber halte sich, leitend, regierend und ordnend, immer auf der gleichen Höhe.“

„Eine Anschauung, von der ich nicht erwartet hätte, daß sie aus dem Munde eines Mädchens wiederholt werden würde.“

„Vermuthlich, weil sie so unpoetisch klingt,“ sagte Agnes mit leichtem Spott. „Das scheint sie aber nur, wenn man Empfindseli und Poesie für gleichbedeutend hält.“

„Schön; es ist aber doch gewiß, daß eine tüchtige Frau nur in einem gleich tüchtigen Manne ihre Ergänzung findet, ohne welchen sie gleichfalls zu Grunde gehen kann, während der tüchtige Mann sich am Ende auch sammt einer untüchtigen Frau über dem Wasser zu halten vermag.“

„Ich will Ihnen nicht widerstreiten,“ sagte Agnes mit weicher Stimme. „Das Mädchen, das Gartner als Weib folgt, gibt sein Schicksal mehr als halb in seine Hände und sie wird gut thun, zum Himmel zu flehen, daß er Alles zum Besten wende.“

„Jetzt habe ich Sie endlich, wo ich Sie haben wollte,“ rief Hellmann in Aufregung. „Mehr wollte ich nicht von Ihnen hören, denn mit diesen Worten geben Sie zu, daß der Erfolg Ihrer möglichen Handlungsweise, die Möglichkeit Ihrer edlen Aufopferung eine mindestens zweifelhafte ist.“

„Wenn wir uns den Nutzen mit mathematischer Gewißheit immer vorrechnen könnten, wäre die Aufopferung, mit der wir uns hingeben, nicht groß. Verlassen wir doch auch den Kranken nicht, der rettungslos dahin sieht, um vielleicht nach jahrelanger Pein erst erlöst zu werden, und trennen wir uns doch auch von dem Lager Desjenigen nicht, der vielleicht mit dem letzten Athemzuge noch das Gift der Ansteckung auf uns überträgt.“

Hellmann wollte den Streit nicht weiter spinnen; er fühlte, daß er Alles vorgebracht habe, was er schidlicher Weise vorbringen konnte, und glaubte hoffen zu dürfen, Agnes werde später noch Gelegenheit und stille Stunden finden, seinen Einwänden reiflich nachzudenken. Er hätte des Gegenstandes nicht mehr erwähnt, wenn nicht Agnes selbst ihn nach einer Weile wieder aufgegriffen hätte.

„Sie dürfen,“ sagte sie, „Gartner nicht für verdorben oder schlecht halten. Er ist im Grunde ein guter Mensch und schredlich nur, wenn seine Leidenschaften die Herrschaft über ihn gewinnen. Er sieht die Menschen, weil er weiß, daß sie ihn für schlechter halten, als er ist, und weil er den Muth nicht oder zu viel Stolz hat, ihnen zu zeigen, daß er besser ist, als sie glauben. Er hat keinen Glauben mehr an sie, ohne zu bedenken, daß die Wenigsten ganz gut, die Wenigsten ganz schlecht sind, und daß die Meisten wie überall zwischen den beiden Gegensätzen durchlaufen.“

„Es wäre rührend anzusehen,“ entgegnete Hellmann, „wie der Arme in seiner Verzweiflung den ganzen Nest von Liebe, der, so oft auch weggelängnet, doch in keiner Menschenbrust ganz hingemordet werden kann, nun auf einen einzigen Gegenstand stürmisch schüttet, und diesen mit der heißen Last zu ersticken droht, wenn man nicht —“

Hellmann konnte seinen Satz nicht vollenden; unter dem Ein-

gang der Laube erschien Babette, ihm mitzutheilen, daß eben ein Unteroffizier eingetroffen sei, und den Offizier dringend zu sprechen verlange.

Hellmann eilte in den Hof.

„Was gibt es?“ rief er dem harrenden Unteroffizier entgegen.

„Sind Unordnungen vorgefallen?“

„Zu Befehl, nein, Herr Oberlieutenant. Der Feldwebel schickt mich, gehorfsamst zu melden, daß so eben durch eine Extra-Staffette dieses Schreiben an das Compagnie-Kommando eingetroffen sei.“

Hellmann erbrach das Papier und überflog es, indeß Agnes, die ihm gefolgt war, besorgt an seinen Widen hing und Babette, mit andern zugelaufenen Mägden neugierig im Hintergrund stand.

„Gehen Sie sogleich wieder nach Friedheim zurück,“ sagte Hellmann, nachdem er zu Ende gelesen, „und sagen Sie dem Feldwebel, er solle augenblicklich durch den Tambour Marschbereitschaft schlagen lassen. Wir werden morgen früh abmarschiren — gehen Sie rasch, es ist schon spät, damit die Leute heute noch Zeit gewinnen, sich fertig zu machen. In einer halben Stunde soll der Feldwebel mich im Schlosse erwarten, ich werde bald nach Ihnen eintreffen.“

Der Unteroffizier salutirte und ging.

Hellmann wandte sich zu Agnes.

„So bald schon!“ sagte diese bewegt. Der unbewachte Strahl ihres schönen Auges, voll offener warmer Empfindung, fiel Hellmann mit süßem Verrath seiner Gebieterin in's bebende Herz, und sie sprach nichts weiter, weil sie sonst hätte weinen müssen.

„Ja, so bald schon!“ erwiderte Jener, „und jetzt, in diesem Augenblicke, da ich scheide, auf vielleicht Nimmerwiederschen, darf ich Ihnen sagen, wie schwer es mir fällt, mich so schnell von Ihnen trennen zu müssen.“

Das Mädchen sah ihm mit langem dankbarem Blicke in die Augen, und reichte ihm schweigend die Hand, die er nicht an seinen Mund zu führen wagte.

Der Vater, den Babette herbeigerufen, erschien, um auch seinerseits mit herzlichen Worten ein ungeheucheltes Bedauern auszusprechen, und Hellmann empfand, wie schmerzlich es sei, aus einem Kreise guter Leute, den man kaum erst recht lieb gewonnen, scheiden zu müssen.

Seine weiche Stimmung sollte nicht lange andauern, denn eben erschien Gartner im Hofthor und trat auf die Anwesenden zu.

Er war überrascht, Hellmann vor der bestimmten Zeit hier zu finden, und die Hornröthe stieg ihm in's Gesicht. Fürchtete er, hintergangen worden zu sein?

„Sie sind früher hier, als Sie erwartet wurden, Herr Oberlieutenant!“ sagte er, wie Rechenschaft fordernd, mit blizenden Augen, und ohne daß er sich Zeit nahm, die Uebrigen zu grüßen.

„Ich bin gekommen, um Abschied zu nehmen,“ antwortete Hellmann mit glüdlicher Geistesgegenwart, „wir marschiren morgen.“

„Sie marschiren?“ fragte Gartner wieder, wie wenn er nicht recht verstanden. So frohe Kunde war ihm schon lange nicht gekommen. „Nun, desto besser,“ lachte er, „und Glück auf die Reise.“

Hellmann wandte ihm den Rücken, und fand in der Anwesenheit des Mannes, den er in diesem Augenblicke mehr bedauerte als verabschiedete, hinlänglich Grund, seinen Abschied zu beschleunigen.

„Adieu, Herr Mark, nehmen Sie meinen besten Dank für Ihre gastfreundliche Aufnahme.“

„Adieu, Agnes,“ sagte er zu dem Mädchen, das die ganze Zeit über wortlos und die Augen zu Boden geschlagen, wie mit ihren Gedanken abwesend dagestanden hatte, „geben Sie mir die Hoffnung mit, daß Ihnen ein kleines Erinnern an mich bleiben werde.“

„Adieu, Babette, adieu!“

Er drückte Allen nach der Reihe die Hand; Gartner stand stumm neben an, die Gruppe mit einer Mischung von Groll und Schadenfreude betrachtend.

Hellmann mußte an ihm vorübergehen, und er wollte hier von Niemanden im Groll scheiden.

„Leben Sie wohl, Herr Gartner,“ sagte er, auch ihm die Hand reichend, „leben Sie wohl und seien Sie glüdlich!“

„Ich hoffe es zu werden, Herr Oberlieutenant,“ lachte Jener rauh, und Hellmann zuckte, wie von einer Viper gestochen, zusammen. Sein Gegner hatte es verstanden, ihm noch den letzten Augenblick des Scheidens tief zu verbittern.

Die Illustrierte Welt.

Sechzehnter Jahrgang.

Jahres-Preis 1 Mark 10 Pfennig.
Einzel-Nummern 10 Pfennig.
10 Bde. oder 10 fr. Rhein.

N^o. 47.

Stuttgart, 1868

W. H. Dietrichs Verlag, am Hofe des
Königs von Württemberg.
5 Bde. oder 10 fr. Rhein.

Mit der Ständisch-Gratis-Lieferung:

Das Wintervergnügen.

Geht von Ch. Davis, gest. von Meyer

Maassliebchen.

Von Marie Anbland.

(Fortsetzung.)

Noch drei Tage glücklichen Zusammenseins, und dann kam der Abschied. Aber es war ja nur für kurze Zeit. In wenigen Wochen wollte er wiederkommen, und kurz nach Ostern sollten sie ja ganz vereint werden.

Adele weinte selten; es lag eben nicht in ihrer Natur. Schon als Kind hatten ihre Umgebungen bemerkt, daß kein körperlicher Schmerz ihr je Thränen auspressen vermocht hatte; nur Mitgefühl für fremdes Leid, oder auch wohl eine tiefe Bewegung hatten diesen Einfluß. So geleitete das junge Mädchen auch jetzt den Verlobten zwar ernst, aber doch ohne Thränen, zu dem Wagen, der ihn ihr entföhren sollte, und da er selbst aufgeregt und von dem Abschiede niedergedrückt war, suchte sie ihn mit der Aussicht auf das nahe Wiedersehen zu trösten.

„Nun, es ist gut, daß Du Dich so leicht in die Trennung zu finden weisst,“ sagte Jelig bitter. „Eine so ruhige Natur, wie Du hast, ist wirklich beneidenswerth.“

Adele verstand den Vorwurf und fühlte sich davon getroffen. Liebte sie ihn weniger als er sie? Sie konnte es nicht glauben, denn sie liebte ihn ja mit jeder Faser ihres Herzens. Schweigend ging sie neben ihm her, während Kathrine mit dem Mantelsack vorauseilte und der General bellend nebenher lief. Dort stand der Postwagen — Jelig wollte einsteigen —

„Nicht so, mein Geliebter,“ flüsterte sie, während ihre Augen sich mit Thränen füllten: „ich laun Dich so nicht scheiden sehen!“

„Also thut es Dir doch leid?“ entgegnete er, sie umarmend.

„Nun denn, auf Wiedersehen, mein Lieb, ich schreibe Dir bald!“ Der Wagen rollte fort, er grüßte noch einmal heraus — dann war er verschwunden. Wie im Traum ging Adele heim. War sie wirklich da gewesen, die schöne Zeit, auf die sie sich so lange ge-

freut, und hatte sie ihre Erwartungen erfüllt? Ein eigenes, unbestimmtes Bangen regte sich leise in ihrem Herzen — was war es? O wohl nur die Unzufriedenheit mit sich selbst, daß sie ihm nicht ganz genügte, ihn nicht immer verstand. Aber sie wollte recht an sich arbeiten, um seiner würdiger zu werden, sie wollte sich, auch fern von ihm, in ihn einleben; hatte sie doch seine Briefe und das stete Bedenken an ihn.

„Und Du hast ihn auch lieb, nicht wahr, General?“ sagte sie, ihren Hund lieblosend, als sie jetzt zu Hause angekommen waren.



Kronprinz Humbert von Italien. Von Krichaber. (S. 553.)

„Obwohl gar nicht lieb genug, dafür daß er Dein Lebensretter und zugleich Dein künftiger Herr ist. Ich glaube gar, General, Du bist ein wenig eifersüchtig auf ihn — Dir muß man das schon zu Gute halten — ein wenig eifersüchtig darauf, daß ich ihn lieber habe als Dich. Ja, mein Freund, das ist nun einmal nicht anders; deshalb bist Du aber doch mein guter, alter General und sollst auch jetzt Dein Mittagsbrod haben.“

Die Ruhe der folgenden Tage nach den mannigfachen Aufregungen der letzten Zeit that Adele doch wohl. Sie fand ihre alte Heiterkeit wieder und meinte, wenn er nächstes Mal käme, wolle sie doch vernünftiger sein. Auch der Rätin war es ganz lieb, sich ihren Zeichnungen und Büchern wieder ungestört widmen zu können, während Adele meist an ihrem Nähtisch saß und an ihrer Aussteuer arbeitete. O, welch' löstliche Gedanken und Pläne wurden da mit eingenäht; wie sah sie mit jedem fertigen Stücke den Schrank mit dem schimmernden Feinzeug sich füllen, wie ordnete sie im Geiste Alles in den Räumen, die Felix ihr so oft hatte beschreiben müssen, und erzählte, in Ermangelung eines andern Zuhörers, ihrem treuen General, wie herrlich ihre künftige Heimat sei und wie gut auch er es dort haben sollte.

„Ja, und Du gehst auch mit, mein süßer Prinz Biribi,“ sagte sie zu dem geliebten Liebling, der sich zwischen durch mit seiner hellen Stimme bemerkbar machte; „und Du bekommst ein sonniges Fenster mit der Aussicht nach dem Rhein, und das verhasste Gesellschaftsfräulein wird ganz verbannt, und Du darfst singen so viel Du willst — Du kleiner Schreibsal!“ Und sie stimmte selbst mit ein, denn wenn sie auch in Gesellschaften nicht zu singen verstand, so begleitete sie die Arbeit doch gern mit ihrer frischen Stimme.

Dann aber kam der versprochene, ersehnte Brief, — volle acht Tage nach Felix' Abreise; sie hatte ihn schon früher erwartet. Mit klopfendem Herzen eilte Adele auf ihr Zimmer, ihn ungestört zu lesen; sie blieb lange dort, denn es war ein so eigenthümlicher Brief, der all' ihre kaum überwundene Aufregung wieder wach rief.

„Ich kann es noch nicht fassen,“ schrieb Felix, „daß Du mich so ruhig scheiden sehen konntest! Ich bedurfte meiner ganzen Kraft, die Fassung zu bewahren. Der Gedanke, für lange Wochen Deiner geliebten Nähe beraubt zu sein, Deine holde Stimme nicht mehr zu hören, nicht mehr in dem Sternenschein Deiner Augen zu leben, war mir schrecklich. Ich haßte den Wagen, die Pferde, die mich von Dir fortführten, jeder Ort war, ist mir unheimlich, wo Du nicht bist. Und Du?“

„Ruhig kann ich Euch erscheinen,
Ruhig gehen jeden —“

„Ist's nicht so? Sieh', mein Lieb, das hat mir diese Tage über beständig im Ohr geklungen und hat mich gepeinigt, so daß ich Dir nicht schreiben mochte, und zuletzt habe ich gedacht, ich wollte Dir alle meine Zweifel und Qualen erzählen und Dir selbst das Mittel geben, sie zum Schweigen zu bringen. Deine Briefe, das weiß ich nun, vermögen das nicht, darin bist Du ganz das Maasliebchen, das seine Gefühle an enge Grenzen bindet, und auch diese gemäßigten Gefühle nur schüchtern und leise ausdrückt. Ich kann mich aber nun einmal mit einer mäßigen Liebe nicht begnügen. Darum, meine süße Braut, habe ich die ganze Blut des eigenen Herzens ausgegossen in die beigelegten Verse; so fühle ich, so wünsche ich, möchtest auch Du fühlen. Da Du es aber nicht selbst aussprechen kannst, so verlange ich nur, daß Du Deinen Namen unter das Gedicht sehest, und es mir so zurückgibst; ich weiß, Deine Unterschrift ist so gut wie ein Schwur, und ich werde mich dann in den Versen berauschen, und mir einbilden können, sie kämen aus Deinem eigenen Herzen.“

Die Verse aber lauteten also:

Bei Dir!

Bei Dir, bei Dir! bei Dir wehnt Glück und Friede,
Ob Reiz und Kampf und Glend rings umher;
Bei Dir — und ob die ganze Welt mich mißde,
Ich brauche keinen, keinen Menschen mehr.

Bei Dir — und zum Palast wird mir die Hütte,
Bei Dir — selb' bin ich in der Niedrigkeit.
Bei Dir — und ob ich bitter'n Mangel lute,
Bei Dir ist volles G'nügen alle Zeit.

Bei Dir — zur Freiheit werden Kerkermauern;
Bei Dir — die Finsterniß ist goldnes Licht.
Bei Dir — und ob Gefahren ringum lauern,
Mein Herz erhebet und erzittert nicht.

Bei Dir — ein jedes Leid ist leicht zu tragen,
Und ohne Dich ein jedes Glück nur Schein.
Bei Dir — kein Opfer werd' ich je beklagen,
Und ohne Dich mich keines Segens freu'n.

Du mich — was könnte mir entrisen werden?
Vereint mit Dir — gibt es noch Raum und Zeit?
An Deiner Brust — der Himmel haben auf Erden,
In Deinem Arm — der Tod selbst Seligkeit!

Zitternd, mit bleichen Wangen saß Adele vor dem Gedicht. Starr ruhten ihre Augen darauf, sie las es wieder und wieder; aber ihr Herz erbehte davor, sie wandte sich fast schauernd davon ab. Endlich schloß sie den Brief und begab sich wieder an ihre Arbeit; aber ihr Gesang war verstummet, und die Liebtönlungen ihres Hundes blieben unerwidert. „Soll ich das unterschreiben?“ war die Frage, die fortwährend in ihr ertönte, „kann ich es?“ — Zwei Tage quälte sie sich damit; dann, am Abend des dritten Tages sagte sie sich: „der Vater soll entscheiden.“ Früher als sonst begab sie sich auf ihr Zimmer; sie stellte die Lampe hinter einen Schirm und öffnete das Fenster.

Es war eine kalte, klare Luft, der Himmel tief blau, mit unzähligen Sternen besät. Die freundliche Engelsaugen schauten sie an. Sie kniete nieder; leise bewegten sich ihre Lippen. „Du sollst Deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe,“ klang es in ihr, „und Deinen Nebenmenschen, wie Dich selbst. O ja, wie mich selbst liebe ich ihn auch, und mehr noch; aber darf ich bei ihm allein allezeit volles Genüge finden? Darf ich glücklich sein, wenn Alles rings umher mit Noth und Glend ringt? O nein, die wahre Liebe ist nicht so selbstsüchtig, und die wahre Liebe hat ihren Grund und besten Halt in Gott! Verzeih' mir Vater, daß ich einen Augenblick zweifeln konnte!“

Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch und schrieb, rascher als es ihr sonst gegeben war, folgenden Brief:

„Ob Du wohl eine Ahnung davon hattest, mein Felix, welche Kämpfe mir Dein Brief kosten würde, als Du ihn schriebst? Ich glaube es nicht, Du hättest ihn sonst nicht so geschrieben. Doch das soll kein Vorwurf sein, mein Geliebter, o nein! ich werde Niemanden etwas vor als mir selbst, daß ich meine Gefühle nicht so aussprechen kann, wie ich möchte, und daß diese Gefühle anderer Art sind, als Du möchtest. Denn das müssen sie wohl sein, da ich Dein Gedicht nicht unterschreiben kann. Nein, mein Freund, ich kann es nicht! O wende Dich nicht von mir, laß nicht diese düstere Wolke Deine liebe Stirn verdunkeln, laß mich den ungetrübten Blick von Deinen Augen weglassen! Sieh', ich habe gekämpft und gerungen mit mir — aber ich kann es nicht. Jenes Gedicht — es mag viel Schönes darin stehen, aber es ist der Ausdruck einer heißen Leidenschaft, die nichts sieht, als ihren Gegenstand, keinen Menschen, ja keinen Gott mehr! Es kommt mir fast wie eine Lästung vor, wie eine Herausforderung der göttlichen Rache! Ja, auch ich fürchte den Tod in Deinen Armen nicht, und das Leben ohne Dich wäre mir farblos und leer; aber daß ich einst droben Dich wiederfind', müßte ich hinieden Ihm leben, der allein uns zu vereinen vermöchte; die Liebe, die Dir gehört, blieb' Dein, aber durch sie verebelt würde ich der Menschheit zu dienen versuchen — nicht einer thatlosen Verzeiwung anheimfallen.“

„Doch wovon rede ich — zu welch' schrecklichen Gedanken verirrte ich mich? Der Vater wird Dich mir lassen, mein Felix, mein Glück, und Du, nicht wahr, wirst mich auch nicht weniger lieben, weil meine Liebe anders ist, als die Deine. Sieh', die Liebe ist ja die Blüte des Herzens; und weil kein Herz genau dem andern gleicht, so muß auch die — Blüte eine verschiedene sein. Und das Madonnenherz, weißt Du, ist schüchtern und verschämt, es hält seine löstlichste Blüte gern verborgen.“

„Ich will Dir etwas erzählen. Als Kind kam ich einmal früh am Sonntag Morgen an einem katholischen Gotteshause vorbei. Ich war nie in einem solchen gewesen; die Neugier, wohl auch die schöne Musik, lockten mich hinein. Da sah ich, als der Gesang

verstumte, den Priester in festlich weißem Gewande vor den Altar treten und unter dem feierlichen Schweigen der Menge einen reich geschmückten Schrein öffnen, und das himmlische Geheimniß, die goldene Monstranz, daraus nehmen. Alles sank auf die Kniee und blickte gläubig nach dem göttlichen Kleinod hin — da verschwand es ihren Blicken.

„Auch ich war auf die Kniee gesunken, und eine tiefe Ehrfurcht, ein seliges Ahnen hatte meine Seele erfaßt. Es war mir, als hätte ich das irdische Bild des Himmlischen gesehen. — Mehrmals suchte ich nach der Zeit das Gotteshaus auf, aber die Monstranz sah ich nicht wieder.

„Sieh', mein Felix, so ist's mit meiner Liebe. Sie wohnt auch still verborgen im Heiligenschrine meines Herzens, ungläubige Welt-
augen dürfen sie nicht sehen; auch Dir, dem sie gehört, kann ich sie nicht oft in ihrer ganzen Fülle zeigen, sonst wäre sie nicht mehr das köstliche Geheimniß; aber da ist sie doch, ewig, und Du weißt es auch — weißt es auch ohne Worte! O ich wünsche mir die Uebe des Wortes, da Du danach verlangst; aber geben kann ich sie mir nicht. Und sonderbar — die großen, prächtigen Worte machen mir so wenig Eindruck — die einfachen, täglich gebrauchten sind mir viel lieber. Weißt Du, gar manche sind mir erst klar geworden, seit ich Dich damit anrede. Mein Herz — wie oft sagt man das, und doch kann man, außer Gott, nur Einen so nennen. Freilich, Theil an unserem Herzen sollen ja alle Menschen, und unsere Freunde insbesondere haben; aber gegeben hat man es doch nur Einem, dieser Eine wohnt darin wie das Heiligenbild auf seinem goldenen Grunde, dieser Eine nur kann ihm höchste Freude und höchsten Schmerz bereiten, er pocht in ihm, sehnt in ihm, weint und jubelt in ihm — er ist es selbst!

„Du mochtest nicht, daß ich Dich ‚mein Schatz‘ nannte. Es ist wahr, das Wort ist verbraucht, gewöhnlich geworden; und doch, wie schön in seiner ursprünglichen Bedeutung! Ich nannte Dich so, weil Du wirklich mein bester, reichster Schatz auf Erden bist, so reich, daß alle Schätze der Welt dagegen verschwinden, so reich, daß ich immer noch genug hätte, wenn ich auch sonst nichts besäße. Da wiederhole ich gerne Deine Worte:

Bei Dir — und zum Palast wird mir die Hütte,
Bei Dir — holz ein ich in der Niedrigkeit!

aber die beiden folgenden Strophen kann ich nicht wiederholen.

„Und weißt Du noch ein Wort, mit dem ich Niemand Ander's anrede, seit ich Dich kenne? Das ist: ‚meine Liebe‘. Theil an unserer Liebe, wie an unserem Herzen, können Viele haben; aber nur Einer ist unser Herz, unsere Liebe. Du bist die meine. In Dir ward mein Sein wieder geboren, in Dir ging mir das helle, warme Licht auf, gegen das die sonnige Kinderzeit trübe erscheint. O mein Felix, laß nichts dieses Licht trüben, nimm Dein Maas-
liebchen so, wie es ist, ein armes, kleines Wesen. Es will aber reich und groß in Dir werden!

„Und nun leb' wohl, mein Herz, mein Schatz, meine Liebe, und nicht wahr, zürne mir nicht!“

Adele fühlte sich erleichtert, als sie diesen Brief abgeschickt hatte. Es war ihr mehr als sonst möglich gewesen, sich darin auszuspochen, und sie dachte, auch Felix werde damit zufrieden sein. Wie lebhaft stellte sie sich ihn vor, wenn er ihn las, wenn sein Auge beifällig auf den Zeilen ruhte; und o, wie ungeduldig erwartete sie seine Antwort. In drei Tagen, dachte sie, kann ich sie haben! Aber die drei Tage verstrichen, und vier und fünf, und die Antwort kam nicht. Adele wußte nicht, was sie davon denken sollte. Felix hatte sonst so oft geschrieben, im Anfang fast täglich; was konnte ihn jetzt hindern? Das arme Mädchen sann hin und her. „Er ist doch wohl böse, daß ich das Gedicht nicht habe unterschreiben wollen,“ dachte sie; „war es wohl Unrecht von mir?“ Sie las die Verse wieder durch; sie kamen ihr jetzt nicht mehr so übertrieben vor, als früher. „Die Poesie drückt ja Alles stärker aus, als die Prosa,“ sagte sie sich, „das weiß man schon dabei. Es war gewiß thöricht von mir, an einzelnen Ausdrücken solchen Anstoß zu nehmen. Der Vater droben hätte doch gewußt, wie ich es meinte, und was ich mir vorbehielt.“ So qualte sie sich mit Ueberlegen und Zweifel, und wurde so still darüber, daß es zuletzt auch ihrer Mutter auffiel, die, ganz mit einer großen Skizze beschäftigt, nicht viel Zeit hatte, auf ihre Tochter zu achten. Adele

hatte übrigens auch nicht den Wunsch, sich ihrer Mutter anzuvertrauen. Sie wußte, daß ihre Ansichten verschieden waren, daß sie Vorwürfe über Kleinlichkeit und Kälte bekommen hätte, deshalb schwieg sie lieber.

„Aber wenn er doch nur schrieb — heute schrieb!“ Das war jeden Morgen ihr erster Gedanke. Und dann eilte sie an's Fenster, um nach dem Postboten auszufahren, und ihr Herz zog sich zusammen, wenn er immer wieder vorüberging. Zehn, zwölf Tage waren verstrichen. Sollte sie ihm noch einmal schreiben? Aber was? Ihr Vertrauen auf sich selbst war sehr gesunken; jener Brief, von dem sie viel gehofft, er war gewiß gar nicht nach Felix' Sinn gewesen; was sollte sie ihm nun sagen? Das Gedicht unterschreiben und hinschicken? Aber nachdem sie es so entschieden verweigert, hatte das ja keinen Werth mehr. O, wenn er doch schrieb!

Und endlich, endlich kam der Postbote herauf und rief schon in der Thür: „von Lohr, Fräulein!“ Und Adele wäre dem alten Mann fast um den Hals gefallen und riß ihm den heiß ersehnten Brief mit einer Hastigkeit aus der Hand, die den alten Boten an der sonst so ruhigen Adele ganz überraschte.

Aber welch' dünner Brief war das? nur ein Bogen — nur eine Seite. Adele starrte sie an die Worte, die so deutlich darauf geschrieben standen; sie starrte sie an und begriff sie nicht. Endlich stand sie auf, nahm das Licht (denn sie hatte den Brief spät Abends bekommen) und ging zu ihrer Mutter.

Die Mäthin war seit einigen Tagen nicht wohl gewesen; sie lag auf dem Sopha, als Adele zu ihr trat, richtete sich aber erschrocken auf, als sie das verstörte Aussehen ihrer Tochter bemerkte.

„Was ist Dir, mein Kind?“ rief sie, „Du hast doch keine schlechten Nachrichten? Felix —?“

„Viel selbst,“ antwortete Adele und reichte der Mutter den Brief. Er enthielt nur folgende Worte:

„Ob ich Dich je wiedersehe, meine Adele? Die Ehre gibt mir die Waffen in die Hand; sie werden morgen über Leben oder Tod entscheiden. Sind sie mir günstig, so schreibe ich Dir sogleich, oder laß Dir schreiben, wenn eine Verwundung mich daran hindern sollte; ist es anders über mich verhängt, so weißt Du, daß mein letzter Athemzug Dein Name war.

Ewig Dein Felix.“

Die Mäthin brach nach Lesen dieser Zeilen in krampfhaftes Weinen aus; Adele aber sagte mit ruhiger, doch fast tonloser Stimme: „Verzeih, Mama, daß ich Dir den Brief gezeigt; ich wollte Dir nur sagen, daß ich morgen früh nach Lohr reise.“

„Gewiß, mein Kind, Du mußt fort, und ich gehe mit Dir, jetzt, gleich.“

„Der letzte Zug von Nöbern ist längst fort, ich muß bis morgen warten,“ entgegnete Adele. „Und Du, meine arme Mutter, gehst nicht mit mir, Du darfst in Deinem jetzigen Zustand nicht reisen.“

„Ich lasse Dich aber nicht allein ziehen,“ schluchzte die Mäthin.

„Doch, doch Mama, Du wirst es thun, wenn Du bedenkst, wie einfach die Reise ist. Ich gehe morgen früh mit der Post nach Nöbern, von da mit der Eisenbahn nach Lohr, wo ich bei Tante Minchen bleiben kann, bis — bis —“

Hier versagte ihr die Stimme; sie sank erschöpft neben dem Sopha auf die Kniee.

Doch sie durfte nicht unthätig sein. Mit der unnatürlichen Ruhe, die nach der Anspannung der letzten Tage über sie gekommen war, legte sie zusammen, was sie für die Reise nöthig hatte, und theilte ihre Absicht dann der alten Kathrine mit.

„Allein nach Lohr wollen Sie reisen, Fräulein Delchen, und bei dieser Jahreszeit und diesem Unwetter? Das leide ich nicht, ich gehe mit. Ach Gott, was die jungen Herren auch alle für Gallotrie treiben! Machen sich todt aus lauter Spielerei, und wenn's dann geschehen ist, dann haben die Mütter und Bräute das Weinen! Nein, das hätte der Herr Ewald nicht gethan, und ich habe immer gedacht, Fräulein Delchen —“

„Still, Kathrine,“ unterbrach sie das junge Mädchen, „Du weißt nicht mehr von der Sache als ich, und wir können nicht darüber urtheilen. Hol' mir nur einen Postschein für morgen früh; die Post geht um sechs Uhr, glaub' ich.“

„Ja, um sechs Uhr, mitten in der Nacht — und bei dem Wetter! — Nun ich gehe ja schon.“

The 1990s were a decade of significant change for the world. The Cold War ended, and the Soviet Union dissolved. The world was united in the face of the AIDS crisis, and the world was united in the face of the Gulf War. The world was united in the face of the 1994-1995 Asian financial crisis, and the world was united in the face of the 1997-1998 Asian financial crisis.

The 1990s were a decade of significant change for the world. The Cold War ended, and the Soviet Union dissolved. The world was united in the face of the AIDS crisis, and the world was united in the face of the Gulf War. The world was united in the face of the 1994-1995 Asian financial crisis, and the world was united in the face of the 1997-1998 Asian financial crisis.



THE 1990s

The 1990s were a decade of significant change for the world. The Cold War ended, and the Soviet Union dissolved. The world was united in the face of the AIDS crisis, and the world was united in the face of the Gulf War. The world was united in the face of the 1994-1995 Asian financial crisis, and the world was united in the face of the 1997-1998 Asian financial crisis.

The 1990s were a decade of significant change for the world. The Cold War ended, and the Soviet Union dissolved. The world was united in the face of the AIDS crisis, and the world was united in the face of the Gulf War. The world was united in the face of the 1994-1995 Asian financial crisis, and the world was united in the face of the 1997-1998 Asian financial crisis.



1. The first step is to identify the problem or question that needs to be answered. This involves understanding the context and the specific requirements of the task.

1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 2679, 26

den. „Ach!“ unterbrach sie sich plötzlich — „mein Vogel! Ich habe gestern vergessen, ihm Futter zu geben — o geschwind, Kathrine, geh' hin und sieh' nach ihm — es verhungert sonst, das arme Thierchen.“

„Ich gehe,“ sagte Kathrine, welche sah, wie langsam es mit den Vorbereitungen ging, „aber,“ fügte sie zu sich selbst hinzu, „ich bin gleich wieder hier und gehe doch mit!“

Damit eilte sie fort; Adele aber bot dem Postillon ein doppeltes Trinkgeld, wenn er sich beeile. Dieser spannte denn nun auch endlich die Pferde vor, als ein Bauer athemlos auf den Hof gestürzt kam und dem Postsekretär meldete: „der Wagen von Elba sei umgefallen, mehrere Passagiere beschädigt, er müsse augenblicklich Hülfe und ein Fuhrwerk senden.“

„Das ist ja sehr fatal,“ sagte der Beamte, welcher mit Adele wirklich Mitleid hatte; „der Dienst geht allen Privatbestellungen vor, Fräulein, wir müssen diesen Wagen den Verwundeten zu Hülfe schicken.“

„Den Verwundeten — gewiß, ganz recht; und ich — o mein Gott!“ Dann aber sagte sie sich wieder, schrieb eine Adresse auf ihren Koffer, den sie dem Beamten zur Beforgung übergab, und wandte sich zum Gehen.

„Die zweite Post geht diesen Mittag um ein Uhr,“ sagte der junge Mann, „bis dahin wird das Wetter auch besser sein.“

„Um ein Uhr,“ wiederholte Adele, „um ein Uhr todt — oder nur verwundet —?“ Und sie verließ das Haus.

(Schluß folgt.)

Kronprinz Humbert von Italien.

(Bibl. 2. 553.)

Die Italiener haben kürzlich das Vermählungsfest des Kronprinzen wie eine Nationalfeier in demonstrativer Weise begangen, und das Familienfest erblühte zu einem Volksfest und schimmerte in der hoffnungsvollen Farbe politischer Bedeutung. Die Anwesenheit des Kronprinzen von Preußen bei demselben war es besonders, welche dem Ganzen das Motiv zu sehr deutlicher Bethätigung politischer Sympathien verlieh. Mögen sich die Hoffnungen des Volkes auf die patriotischen und konstitutionellen Gesinnungen des Kronprinzen und auf das freundschaftliche Zusammengehen Italiens und Deutschlands bewahrheiten!

Kronprinz Humbert Rainer Karl Emanuel Johann Maria Ferdinand Eugen wurde am 14. März 1844 geboren und genoss in der väterlichen Residenz zu Turin seine erste Jugendzucht. Nach althergebrachter Sitte muß im Hause Savoyen der älteste Sohn stets dem Vater in den Krieg folgen, und so kam es, daß Prinz Humbert, als der Krieg mit Oesterreich ausbrach, kaum fünfzehn Jahre alt, seinen Vater in das Feldlager begleitete, um den blutigen Ernst des Lebens lernen zu lernen. Während der Schlachtstage zeichnete er sich durch seine für dieses Alter seltene Unerfahrenheit aus. Nachdem sein Vater König von Italien geworden, wurde Prinz Humbert wiederholt zu politischen Missionen verwendet und entledigte sich hierbei seiner Aufträge mit dem besten Erfolg. Als 1866 abermals der Krieg mit Oesterreich ausbrach, stand er an der Spitze der italienischen Kerntuppen, die er mit seinem Bruder Amadeus in's Feuer führte, wobei er so ungestüm vorging, daß ein Regiment sich genöthigt sah, ihn in die Mitte seiner decimirten Reihen zu nehmen, um ihn dem sicheren Tode zu entreißen. Die Schlacht von Custozza fiel zwar für Italien unglücklich aus, aber den Einsatz des blutigen Spiels gewann zuletzt doch der Besiegte. Nach geschlossenem Frieden lebte der Kronprinz abwechselnd in Florenz, Neapel und Venedig. Nachdem in den letzten Jahren bald von diesen, bald von jenen Heirathsplänen die Rede war, wurde plötzlich seine Verlobung mit seiner Cousine, der Prinzessin Margaretha von Savoyen (geboren den 20. November 1851), der Tochter seines Oheims, des Herzogs Ferdinand von Genua (Bruder Viktor Emanuels), offiziell angezeigt und bald darauf die Hochzeit mit fürstlichem Glanz und jubelnder Theilnahme des Volkes gefeiert. Die Prinzessin Margaretha wird als eine der anmuthigsten Erscheinungen geschildert, geistvoll und gütig.

Eine Kreuzfahrerburg in Syrien.

Kalat-el-Hosn.

(Bibl. 2. 553 und 557.)

Ueber Syrien sind viele Stürme dahingebraust. Aramäer, Phönizier, Juden, Babylonier, Perser, Griechen und Römer folgten aufeinander, bis endlich der Islam triumphirend seinen Sitz aufschlug. Die christlichen Staaten, welche die Kreuzfahrer eine Zeitlang im Mittelalter hier gründeten, bildeten nur ein kurzes Zwischenspiel in der mohammedanischen Herrschaft, die seitdem über Syrien nie aufgehört hat. Aber der alte Streit zwischen den Lehren des Koran und des Evangeliums wüthet im cedernbekannten Libanon bis auf den heutigen Tag und fordert blutige Opfer. Noch immer sind die Raub- und Mordzügen zwischen Drusen und Maroniten aus dem Jahre 1860 in unser Aller Gedächtnis. Damals war die gesammte Bevölkerung des Libanon zu Völkern geworden und mehr denn zweihundert Dörfer lagen in Asche. Viele Weilen ehemals wohlbebauten fruchtbaren Landes waren nicht mehr als eine trostlose Wüstenei — Syrien, reich an alten Ruinen, wies nun auch neue auf; es war durch und durch ein Land des Verfalls geworden. Doch die alten Trümmerreste, wie jene des Conventempels zu Baalbel oder die Ruinstätte der christlichen Kreuzfahrer, so viel auch Menschen und Erdbeben an ihnen gesündigt haben mögen, sie überragen immer noch an Schönheit und Großartigkeit die modernen Ruinen, die Zeugen finsternen Glaubenshasses.

Wer, von der Küste des Mittelmeers kommend, im spärlichen Tripolis landet und dann, vor sich die blauen Bergketten des Libanon, zwei Tagereisen in nordöstlicher Richtung durch das Land der Ansarichs zieht, der trifft plötzlich auf ein altes Schloß, mächtig, großartig noch in seinen Ruinen, das ihn unwillkürlich an die zerfallenen Burgen der Heimat erinnert. Nur massiger, ausgedehnter steht es da, als sollte es eine ganze Städtebevölkerung aufnehmen oder eine Armee vor dem nachdringenden Feinde schützen. Die Alten würden es als Werk der Cyclopen angestaunt haben, wir aber wissen, daß Kalat-el-Hosn den Kreuzfahrern seine Entstehung verdankt.

Hier kämpften die muthigen Ritter gegen die streitfähigen Mohammedaner von Homs und Hama; hier wurde Nureddin, der es belagerte, von den ausfallenden Johannitern schimpflich in die Flucht gejagt. Es war gegen Mittag; heiß brannte die südliche Sonne auf das dürre Land hernieder, da brachen in hellen Haufen, berichtet uns der arabische Geschichtschreiber Ibn Alatfir, die Franken aus dem alten Burghore — hell flatterten ihre Banner im Winde, weithin leuchtete das goldene Kreuz mit dem Leis Christi, das der Priester ihnen vorantrug. Wie ein Strom ergossen sie sich hinab in die Ebene, Alles vor sich hertreibend. Nureddin's Heer war zersprengt, geschlagen und bis an den See von Homs zurückgetrieben; der Sultan aber, wüthend ob der erlittenen Niederlage, schwur an jenem Abend, als er auf der Nacht am fernen Horizonte nur noch undeutlich die stolzen Umrisse des starken Schloßes gewahrte: daß er unter keinem Dache wieder schlafen würde, bis die Schmach gerächt sei. Er hielt Wort und lebte fortan nur in Zelten; doch den Fall von Kalat-el-Hosn sah er nicht mehr. Erst unter Bibars triumphirte dort der Islam, und seitdem liegt die stolze Feste in Trümmern, von Tag zu Tag mehr zerfallend.

Eine fast gänzlich zerstörte Treppe führt zu dem spihobigen Thore, über dem jetzt kein Kreuz mehr thront, denn Sprüche aus dem Koran in schönen, großen arabischen Lettern haben jetzt dessen Stelle eingenommen. Durch einen langen, gewölbten Gang schritten wir weiter und stehen, an dessen Ende angelangt, vor einer solchen Masse von Baualtheiten, daß deren Eindrud auf uns garabzu überwältigend ist. Alle Baustyle der Erde scheinen hier durcheinander gewürfelt zu sein, alle Jahrhunderte ihre architektonische Thätigkeit an dieser Riesenburg entfaltet zu haben. Episkopen und Rundbogen, das maurische Ansehn, Thürme, Kapellen, Moscheen, Treppen, Erker, Burghürme, Verließe, sie alle sind aneinander geschachtelt, miteinander durch Gallerieen und Gänge verbunden, so daß das erstarrte Auge keinerlei Ordnung in das riesenhafte Gewirre zu bringen vermag. Ist dieses der erste Ein-

brud, den wir von Kalat-el-Hoßn empfangen, so folgt gleich darauf eine Enttäuschung, deren wir nicht wieder Herr zu werden vermögen. Wie traurig und wie leer, wie öde und nackt erscheint doch das Ganze, und auch die mohammedanische Bevölkerung, die sich in dem ehemaligen Christenschloße angesiedelt, gleich Wärmern in einer Leiche, sie vermag nicht dazu beizutragen, den Eindruck zu verwischen. Die mächtigen Schießscharten der kolossal dicken Mauern, sie sind zu kleinen Zimmern umgestaltet worden, in denen eine ganze Familie haust; die Erker sind die Prachtzimmer dieser armen Menschen, deren Herden in den weitläufigen Höfen der Kiesenburg grasen; die halb mit Schutt und Moder erfüllten Karpellen sind heute Pferdebeställe geworden.

Aus dem schöngegliederten Mittersaal aber, wo einst fröhlich die Mannen zechten, wo Speer und Schild erklangen, tönt uns jetzt Geschrei und Getümmel entgegen. Dort haben mindestens vierzig Menschen Obdach gefunden, Männer, Weiber, Kinder, die, in ihre Maschlas eingehüllt oder auch halb nackt, beleuchtet von dem trüben Scheine einer Oellampe, die Szenen aus tausend und eine Nacht, den Ali-Baba oder die Geschichte der vierzig Räuber, in uns wachrufen.

So sieht die stolze Kreuzfahrerburg heute aus. Sie ist ein Bild des Orients, der Stürme, die über ihn dahingeraust, des Verfalls, den er heute allenthalben zeigt.

Auf das Wie kommt's an.

Studie aus dem Alltagsleben.

«C'est le ton qui fait la musique.»

Um im praktischen Leben sein Glück zu machen, kommt es nicht allein auf die moralische Tüchtigkeit an, auch die wissenschaftliche und technische Befähigung entscheidet nicht allein; selbst Neigungen und Anlagen sind noch keine genügende Garantie, daß man in dem erwählten Beruf geachtet, gesucht sein werde.

Wie viele Talente sind physisch untergegangen; die lautesten Charaktere scheiterten nicht selten an der Abneigung, welche das Publikum mit rathselhafter Beharrlichkeit ihnen entgegensetzte.

Manch' edler Stern steckt in so harter Schale, daß seine Reimkraft nicht ausreicht, sie zu durchbrechen; er geht in seinem dunkeln Sterker, der seine Wiege, der sein Grab wird, unter, ja schon in den Wehen des Geborenwerdens. Der kluge Gärtner kommt der Natur zu Hülfe, indem er die harte Rinde anfeilt. Andere Früchte, die man zum Genuß auf die Tafel bringt, haben eine rauhe, stachelige oder harte Hülle. Der Moch entkleidet sie derselben, bevor er die „Rust“ servirt; denn wie wenige der halbgesättigten Gäste würden sich die Mühe geben, diese Arbeit selbst zu verrichten.

Die edelste aller irdischen Früchte ist die Seele des Menschen. Soll sie durchbrechen zum Lichte, zum Leben, soll sie wachsen und gedeihen zum Wohle der Menschheit, zu Deinem eigenen Heil, so bulde die fürsorgende Hand, die an der Kinde feilt, so segne die liebende Hand, welche die bittere Schale entfernt. Und ohne Bild gesprochen, heißt das noch einmal: es kommt nicht allein auf Deinen innern Werth an, sondern daneben auch auf die äußere Form, in welcher Du Deine Schätze der Welt bietest, wenn Du Glück nach innen, wie nach außen verbreiten willst.

Diese sogenannte äußere Form ist aber durchaus nicht etwas der Seele Fremdes, oder gar Entgegengesetztes, sondern vielmehr etwas aus derselben Ausgeschiedenes und durch sie Gebildetes: wie das Schneckenhaus ursprünglich ein integrierender Theil des Thieres war und der Panzer des Krebses sich stets neu aus seinem Leibe bildet. Es ist darum ungenau, ja falsch, wenn man äußere Manier und inneren Gehalt als Gegenstände oder auch nur wie zwei getrennte und verschiedene Dinge betrachtet. Wo das Eine fehlt, hat Natur oder Erziehung nicht ihre Schulbigkeit gethan. Eine vollendete Entwicklung umfaßt das Ganze. — Nehmen wir aber ein von Natur reich begabtes Menschenkind, das wegen seiner rauhen Außenseite im praktischen Leben nicht reüssirt, und fragen wir nach dem eigentlichen Grunde seiner Ungenießbarkeit, so läßt sich dieser wohl in den meisten Fällen auf zwei Hauptpunkte zurückführen.

Es fehlt diesem Menschen entweder die humane Durchbildung — deren Fundament opferwillige Liebe — oder eine gewisse praktische Lebensphilosophie, oder beides. Wohlwollen gegen Jedermann ist die erste Grundbedingung, wenn Du geliebt sein willst. Ist dieses „Wohlwollen“ Dir in Fleisch und Blut übergegangen, so verräth es absichtslos jede That, jede Bewegung, jede Miene, jedes Wort, schon in Ton und Bedeutung. Gesucht sollen solche „Neuerungen“ ebenso wenig sein, als erbeuchelt. Es gibt nur wenig Menschen von so rohem Gemüth (und andererseits auch nur wenig so vollendete Heuchler) daß man nicht in den meisten Fällen richtig herausfühlen sollte, ob ein Wort der Liebe aus der Tiefe der Seele, oder nur von der Lippe komme.

Nehmen wir die gewöhnlichsten Ausdrücke des alltäglichen Lebens: „Guten Morgen!“ Nun, „guten Morgen“ ist: guten Morgen! d. h. ich wünsche, daß Du einen guten Morgen haben mögest. Wohl! — was aber vermag nicht nur, was pflegt Deine Stimme in diesen scheinbar so klar ausgeprägten Gedanken zu legen! Sie vermag die ursprüngliche Bedeutung der Phrase ebensowohl zu verstärken, mit einer segnenden, furbittenden Kraft zu versehen, wie sie zu schwächen, ja in ihr Gegentheil zu verwandeln. Studien in dieser Richtung zu machen, bedarf es keiner raffinierten Schauspielerin. Betrachte die Menschen, wie sie kommen und an einander vorüber gehen; beobachte Dich selbst, schärfe Dein Ohr und sage mir, ob Du Jedermann denselben „Guten Morgen“ bietest, — dem Vorgesetzten, dem Freunde, dem Klienten, dem Feinde, dem Reichen, dem Armen, dem Vornehmen, dem Untergebenen, dem Trunkenbold, dem Stolzen, dem Kranken, dem Gladspitz, dem Unterdrückten u. u. — ? — Wie mannigfach sind diese Modulationen und Variationen, aus denen man das Thema oft nicht mehr heraus erkennt. —

„Guten Morgen!“ sagt der Gerichtsdirektor zu seinem Holzhader, durch Haufen von gespaltenen Scheiten scheu sich durchwindend, um zur Session nicht zu spät zu kommen; und wer nichts verstände, als die Ursprache der Geschaffenen, er würde deutlich heraushören: „Bist Du Maulwurf auch noch da, um uns Leuten von Stand' den Weg zu sperren.“ — „Morgen!“ — „Morgen!“ damit rennen zwei Subalterne an einander vorüber; d. h. aber nichts Anderes, als: „Laß mich in Ruh“, hab' keine Zeit.“

Der Bekannte „vom Sehen“ erhält wohl auch ein lang gezogenes „Gu—ten Mor—gen!“ und erwidert in derselben Schrift: „Was geh' ich Dich an, was geh'st Du mich an; Wajta!“

Aber der Herr Präsident! — welchen „Guten Morgen“ wünscht ihm sein Geheimsekretär: „O, daß ich in die Erde kriechen könnte, vor dem Glanz Deiner Herrlichkeit!“ heißt er.

Und nun, die arme Kranke, die von den Heilmitteln, den Kraftsuppen, die Du ihr heimlich geschickt, so weit genesen und gestärkt ist, daß sie am Stode Dir entgegenwinkt, sie erhält auch ein einfaches „Guten — Morgen!“ in das Du alle Liebe und alles Erbarmen gelegt, dessen Deine Seele fähig.

Nicht mehr und nicht minder sagst Du dem Unglücklichen, der auf solchen Verdacht ins Zuchthaus geseifen, und nun, da — zu spät — seine Unschuld entdeckt, verdüstert an Dir vorüberhuscht; aber in dem einfachen Gruß liegt ein reicher Schatz von Trost und achtungsvoller Aufmunterung.

„Guten Morgen!“ sage ich voll Ironie zu dem Oed, den ich einst aus dem Staub erhob, der mich jetzt aber nicht zu kennen scheint. Und daraus hört er deutlich genug: „Denkst Du, undankbarer Narr! — grob sein, sei vornehm?“

Da kommt ein Herzensfreund, den ich lange nicht gesehen, mir in den Wurf. Auf offener Straße drücke ich ihm die Hand und sage vor allen Leuten nur: „Guten Morgen!“ — Er aber versteht ganz wohl, was das heißt: „Laß Dich umarmen, altes Haus!“

Ueber einen ehelichen Zwist hat die Nacht ihre süßenden Schatten geworfen. Mit dem neuen Tage erwacht im Gatten die alte Liebe. Er sieht das Thörichte eines Streites um Lappalien ein; er will wegen solcher Kleinigkeit sein Glück nicht einbüßen; und doch kann er, auf dessen Seite das Recht „zweifelsohne“, nicht thun, als komme er, Abbitte zu leisten. Aber eine Noth- und Hilfsdrücke gibt's zum feindlichen Ufer. Vorsichtig sondirend, mit dem leisen Ziehen eingehüchelter Liebe, klopft sein „Guter Morgen“ an der Gattin Herzensklammerlein. Welche Antwort

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY, ASTOR LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS, 455 FIFTH AVENUE, NEW YORK, N. Y.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY, ASTOR LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS, 455 FIFTH AVENUE, NEW YORK, N. Y.



THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY, ASTOR LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS, 455 FIFTH AVENUE, NEW YORK, N. Y.



THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY, ASTOR LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS, 455 FIFTH AVENUE, NEW YORK, N. Y.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY, ASTOR LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS, 455 FIFTH AVENUE, NEW YORK, N. Y.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY, ASTOR LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS, 455 FIFTH AVENUE, NEW YORK, N. Y.

Der Wirthin Töchterlein.

Novelle von Hermann Velschläger.

(Fortsetzung.)

Es war Abend geworden, und das Mädchen hatte nichts gewonnen, als den Entschluß, eine Zukunft voll Resignation und Entsagung fest und unverrückt in's Auge zu fassen. Ein trauriger Gewinn — denn wer mochte wissen, von wie vielen schlaflosen Nächten und heimlich durchweinten Stunden dieser Entschluß begleitet war. Schon aber begann sie jenen Kult, der einem empfindsamen Herzen so gefährlich und verderblich ist. Sie sah sich als das zum Opfer bestimmte Geschöpf an und bereite sich voll tiefer Liebe und grenzenloser Milde das Bild des Heiligen, dem sie in ihrem Herzen einen Altar gebaut, mit allen Mälen der Verehrung und Hingebung zu schmücken, mit Blüten und Kränzen — sie begann, brennende Kerzen vor ihm aufzustellen, daß es stets heller und heller strahle, und sie fuhr fort, vor ihm als dem Inbegriff der Tugend und Schönheit niederzuknien und anzubeten. Sie entsagte, weil sie ohne diese Entsagung ein nutzloses und fruchtloses Dahinleben vor sich sah. Aber sie glaubte, daß Niemand ihr verwehren könne, wenn sie ein über Alles geliebtes Heiligthum im tiefsten Schrein ihres Herzens einschließe und bewahre, und wenn sie sich um dieses, um des Besten und Edelsten halber bemühe, selbst noch besser und edler zu werden.

Agnes, die stolze, hohe, weitfliegende, reine Seele, liebte und liebte zum ersten Male.

Die Sonne senkte sich schon zum Untergange, als Agnes den gelben Strohhut aus dem Schranke und einen grauen Sommerhawl über den Arm nahm. Der Vater fragte sie nicht, was sie vorhabe; er war gewohnt, seine Tochter nach ihrem Willen handeln zu lassen. Agnes ging auf der Landstraße nach Friedheim hin. Das war der Weg, den Hellmann täglich gekommen war, und diesen Tag wollte sie noch ungestört der Erinnerung weihen und mit der Erinnerung an ihn beschließen.

Ganz mit ihren Gedanken beschäftigt, war sie weiter gekommen, als sie ursprünglich beabsichtigt hatte, und sah sich plötzlich vor dem Parke des freiherrlichen Schlosses, auf demselben Punkte, von dem aus Hellmann vor zwei Tagen sinnend und träumend nach Dammhausen hinüber geschaut hatte. Sie konnte sich nicht versagen, die Gitterthüre zu öffnen und einzutreten. Die Einsamkeit, die Stille, der Schatten, die Ruhe schienen sie in ihren Schooß zu rufen, und ein ahnungsvoller Zug des Herzens lodte sie zu den Räumen, die auch Hellmann betreten und gesehen, die auch er bewundert und die er nun auch verlassen hatte.

Agnes war auf dem Schlosse des Barons ein gern gesehener Gast, und es war nicht das erste Mal, daß sie allein und ungeladen sich in den dusterfüllten Gängen des Parkes erging.

An derselben Stelle, an der Hellmann in der Nacht, die seiner ersten Begegnung mit Gartner gefolgt war, sich so unglücklich und unzufrieden erschienen war, dachte nun auch sie der jüngst vergangenen Tage wieder und wieder, und es schien ihr unmöglich, daß all' das Glück so schnell vorüber gegangen und vorüber gerauscht sein könne. Ihr schien, sie müsse mit ihrer ganzen Sehnsucht den Geliebten heranziehen können, er müsse, dem Willen ihres Herzens folgend, jetzt, in diesem Augenblicke vor ihr erscheinen, vor sie hinstreten und sagen: Verzeihe, daß ich dich verlassen zu können geglaubt.

Wille Träumereien!

Plötzlich aber hörte sie Schritte den Bäumen sich nähern, unter denen sie saß, und da es der alte Gärtner sein mochte, der vor dem Thorichluß noch den Park durchwanderte, wollte sie aus dem Schatten heraustreten, dem Kommenden entgegen, der sie hier nicht überraschen sollte.

Aber war das nicht wie das Klirren eines Säbels? Agnes fühlte, wie ihr das Blut zum Herzen zurücktrat, eine Todtenblässe bedeckte das Gesicht. Mit Mühe hielt sie sich an der Bank aufrecht, von der sie sich eben erhoben hatte — ihre Augensterne starteten hinaus auf den Weg, der Kommende bog um die Ecke und vor ihr stand wirklich Ullrich, der fern Wegglaubte, Hellmann.

„Sie hier, Agnes? Welches Glück!“ rief Hellmann und streckte dem Mädchen erfreut seine beiden Hände entgegen.

„Sind Sie nicht abmarschirt?“ stammelte Agnes.

„Nein; im Augenblick, da sich die Compagnie heute Morgens aufgestellt hatte, kam Gegenordre, wir haben bis auf Weiteres hier zu verbleiben. Leider hatte zugleich der Major seinen Besuch für den Vormittag anständigen lassen und blieb denn auch den ganzen Tag, daß ich keine Gelegenheit fand, mich frei zu machen und nach Dammhausen zu eilen. Wohl hätte ich Ihnen ein Paar Zeilen über diese neue Lage der Dinge schreiben können, aber ich fürchtete, Sie möchten darin eine Zubringlichkeit sehen — und dann, offen gestanden, freute ich mich darauf, Ihnen die unerwartete Botschaft selbst bringen zu können und durch mein plötzliches Erscheinen Sie Alle recht zu erschrecken. So kam es, daß ich mich eben erst auf den Weg machen konnte, ahnungslos, daß ich mein Glück schon hier, in meiner nächsten Nähe finden werde. Doch was ist Ihnen? Sie sehen erschrocken darein, Sie sagen mir gar kein Wort — haben Sie wirklich nicht ein wenig Freude, mich wiederzusehen?“

Agnes war die wehrlose Beute aller der Empfindungen geworden, die wir an ihr kennen gelernt; der ganze Kampf, den sie während des Tages so schmerzvoll gelämpft, war umsonst gewesen, dieser einzige Augenblick schien alle ihre Entschlüsse vernichten, zerstören und begraben zu wollen.

„Sie schweigen noch immer?“ sagte Hellmann dringender. „Das ist Unrecht von Ihnen, das verdiene ich nicht,“ fügte er vorwurfsvoll bei und faßte ihre Hand.

Sie entzog sie ihm.

„Ich muß gehen,“ sagte sie ängstlich, „lassen Sie mich fort, Herr Oberleutnant! Wenn man uns hier zusammen finden würde!“

„Nein,“ rief der Offizier stürmisch ausbrechend, und zog das Mädchen, dem der Boden unter den Füßen zu wanken anfang, zu sich auf die Bank, „nein, ich lasse Sie nicht fort von hier, ehe ich Ihnen gesagt habe, wie heiß und unaussprechlich ich Sie liebe.“

Agnes zuckte zusammen; sie wollte sich erheben und konnte nicht, sie fühlte sich ohnmächtig.

„Gestern, da ich von Ihnen Abschied nahm,“ fuhr Hellmann mit geflügelten Worten fort, „heute, da ich Sie den ganzen Tag nicht sah, habe ich gefühlt, was Sie mir geworden sind, und wie ich ohne Sie nicht leben kann. Agnes, ich liebe Sie, wie kein Mann mehr zu lieben vermag, all' mein Sehnen und Denken umfaßt und umschlingt nur Sie, ich liebe Sie mit der ganzen Glut meiner Seele, ich werde Sie immer, immer lieben, und darum müssen Sie mein werden, als mein gutes, gutes, vielgeliebtes Weib.“

Agnes schwieg noch immer; tonlos und bleich blickte sie zur Erde, nur das Wogen ihrer Brust zeugte von dem großen Kampfe, den sie in ihrem Innern preisgegeben war.

„Agnes, sagen Sie mir gar nichts?“ drängte Hellmann und schlang seinen Arm um ihre Hüfte, „finden Sie gar kein Wort für mich? Bin ich Ihnen denn gar nichts? Sprechen Sie doch nur, nur eine Silbe! Ihr Schweigen tödtet!“

„Ich Unglückliche!“ rief das Mädchen unter einem Strom von Thränen aus, und verhüllte ihr Angesicht mit beiden Händen.

„Unglücklich? Mein Gott, wie verstehe ich das? Was ist geschehen? Wie können Sie unglücklich sein? Wenn Sie mich lieben — Sie müssen mich lieben, Sie müssen Ja sagen — bauen wir uns ein Leben voll Glück und Liebe, und Sie werden darinnen meine Angebetete, meine Heilige, meine Göttin sein. Was kann zwischen uns Weiden stehen? Sie sagten mir selbst, daß Sie noch frei seien, daß Ihre Liebe noch Ihnen gehöre — o schenken Sie mir dieses Gut, schenken Sie mir dieses Kleinod und machen Sie mich zum Glücklichen der Welt; gewiß, der Segen, mit welchem Sie mich überschütten, soll tausendfach auf Sie zurückströmen, und mein einziges Streben soll sein, Sie so glücklich zu machen, als Sie es verdienen.“

Agnes weinte noch immer still für sich hin.

„Erlennen Sie,“ fuhr Hellmann fort, „nicht den Wink des Schicksals, der Sie mir hierher entgegengeschührt hat, nachdem wir schon geglaubt hatten, uns trennen zu müssen? Erkennen Sie nicht daraus, daß wir für einander bestimmt sind und uns einander ge-

hören sollen? Und wenn Sie das Alles nicht wollen gelten lassen, Agnes, fragen Sie Ihr Herz, das wird Ihnen dasselbe sagen."

Er hielt inne, er hatte seine Nebelanstrengung erschöpft. Ein Gefühl der Entnuthigung kam über ihn, und das Schweigen des Mädchens erfüllte ihn mit einem Bangen, das wie ein kalter Frost in ihm aufstauete und sich um seine Seele legte. Aber es konnte nicht sein! Er konnte sich nicht selbst so unerhört getäuscht und betrogen haben.

Wie er den Arm auf die Rückenlehne der Bank stützend und den Kopf in die Hand gelehnt das Mädchen betrachtete, erfaßte ihn Mitleid über die gewaltthame Aufregung, die ihren Körper durchschütterte.

Er nahm ihre Hand in die seine und sagte weich: „Agnes, ich wollte Ihnen nicht wehe thun. Ich habe Ihnen nur gesagt, was ich Ihnen später oder früher doch sagen mußte. Zürnen Sie mir deßhalb?"

„Nein,“ erwiderte das Mädchen endlich, von der Bank sich erhebend und das Taschentuch vom Antlitz nehmend, „nein, denn ich wußte, daß Sie mir das Alles sagen würden, wenn wir uns wieder sehen sollten. Aber —“

„Aber?“

„Lassen Sie mich heute schweigen,“ flehte die Bedrängte, „ich kann Ihnen noch nicht antworten. Geben Sie mir Bedenkzeit, nur bis morgen Abend.“

„Braucht die Liebe Bedenkzeit?“ fragte Hellmann verstimmt.

„Quälen Sie mich nicht, bat Jene wieder, und erfüllen Sie meine Bitte.“

„Ich muß wohl; also bis morgen Abend.“

„Ja, und nun lassen Sie uns scheiden. Es ist schon zu spät für mich geworden.“

„Ich darf Sie nicht begleiten?“

„Wenn man uns zusammen sehen würde!“

„Es ist schon dunkel; die Nacht wird Sie überraschen.“

„Ich fürchte die Nacht nicht, und weiß Niemand, der mir etwas zu Leide thun könnte.“

„Sie sind unvorsichtig!“

„Nein, ich vertraue mein Loos den Sternen.“

Hellmann brach unmutig einen Zweig vom Baume.

„Bis zum Ende des Parles erlauben Sie doch?“ sagte er und folgte dem Mädchen, das langsam vorschritt, ängstlich noch die letzten Spuren der vergoffenen Thränen vom Auge trocknend.

Als sie an der Gitterthüre angelangt waren, reichte ihm Agnes die Hand und sagte: „Also auf Wiedersehen morgen in Dammhausen.“

„Ja, auf ein frohes, glückliches Wiedersehen,“ antwortete Hellmann bewegt. Und —

Er schien noch etwas sagen zu wollen, da er die Hand des Mädchens in der seinen hielt.

Endlich faßte er sich ein Herz.

„Und sagen Sie mir heute gar nichts mehr? Auch nicht, daß Sie mir nur ein wenig gut seien?“

Agnes senkte errotthend das Haupt.

„Das wissen Sie,“ sagte sie leise, „daß ich Ihnen gut bin.“

Hellmanns Herz jubelte auf in leichter Freude; er wollte Agnes umschlingen, die aber entwand sich geschickt seinen Armen und eilte durch das Feld der Landstraße zu, die nach Dammhausen führte.

„Auf Wiedersehen!“ rief ihr Hellmann überglücklich nach.

„Auf Wiedersehen!“

Lange schaute er der schlanken Gestalt nach, bis sie im Abenddunkel verschwand. Froh und seines Glückes sicher wandte er sich dann zurück in den Park, eine Zukunft sich ausmalend, wie er sie so schön und selig nie zu erhoffen gewagt hatte.

Agnes verfolgte ihren Weg nach Dammhausen.

Das Gesandniß, das ihr Hellmann gethan, hatte sie in süßer Freude durchschauert, und doch war ihr Glück nur halb. Sie fühlte sich so froh und leicht, daß sie sich auf den Flügeln der Liebe zum Himmel hätte aufschwingen mögen, und dann wieder zog es sie mit schwerer Last herab auf die Erde; das Bleigewicht der Entnuthigung heftete sich an ihre Sohlen und mit ihren Rabenfüßigen rauschten Sorge und Angst um ihr vom Flügel Schlag getroffenes und betäubtes Haupt.

Die Nacht sank immer tiefer herab; die Gegend ringsum in ihre finstern Schleier hüllend. Am stillen Himmel tauchten die Sterne mit ihrem ewig lächelnden Lichtglanz auf.

Eine dunkle Gestalt drängte sich Unheil verheißend zwischen Hellmann und Agnes; es war ein dastere Schatten, und so sehr sich Agnes bemühte, mit allen Träumen des Glücks und der Seligkeit sich an die Gestalt des Geliebten festzuklammern und ihr Herz in den holdesten Phantasien zu berauschen — es war umsonst, der Schatten blieb, er verfolgte sie unablässig und mit all' ihrer Liebe war sie nicht im Stande, ihn zu beschwören.

Sie schauerte in tiefer Seelenangst zusammen; die Nacht, die sie noch nie gefürchtet, bedrohte sie heute mit allen ihren Schreden. Froßteind zog sie das Tuch, das sie um die Schultern geworfen, enger zu und verdoppelte ihre zaghaften Schritte, das heimathliche Haus zu erreichen.

Noch mehr beschleunigte sie ihren Gang, da sie Jemand hinter sich kommen zu hören glaubte. Sie wagte nicht umzuschauen. Sie war sich keines Unrechtes bewußt, und doch war es wie ein böses Gewissen, was zu ihr sprach.

Plötzlich hörte sie ihren Namen durch die Nacht.

„Agnes!“ rief es hinter ihr.

Hatte sie sich getäuscht? Sie glaubte die schrecklichste Stimme erkannt zu haben, die sie in diesem Augenblicke und an diesem Orte hören konnte. Das Blut erstarrte ihr zu Eis.

Doch gewiß war es nur eine Sinnenttäuschung, die sie sich in Angst und Furcht selbst bereitet hatte. Schwer athmend schleppte sie sich weiter, weil sie hier nicht bleiben konnte, weil sie gehen mußte. Doch war ihr bei jedem Schritte, den sie machte, wie wenn sie beim nächsten zusammenbrechen werde.

„Agnes!“ rief es wieder hinter ihr.

Diesmal konnte sie sich nicht getäuscht haben. Der Ruf kam aus nächster Nähe. Sie blieb stehen, halb nach rückwärts schauend, und schon sah sie auch jene dunkle Gestalt neben sich, die sie auf dem ganzen Wege verfolgt und ihr die entsetzlichste Seelenqual bereitet hatte.

Es war Gartner.

Er sah sie lange und finstern an, ohne ein Wort zu sprechen.

Agnes war dieses Schweigen fürchterlich, und zum ersten Male zitterte sie vor dem Manne, der ihr gegenüberstand.

„Wie kommst Du hierher?“ presste sie endlich heraus.

„Das kann ich Dich mit mehr Recht fragen,“ entgegnete Gartner mit wuthzitternder Stimme; „Du brauchst auch nicht zu leugnen, ich weiß Alles.“

Agnes raffte sich zusammen. Sie wußte, daß jetzt die Entscheidung gekommen war, und glaubte Gartner zuvorkommen zu müssen. Sie rief: „Wer hat Dich zum Wächter über mich gesetzt?“

„Oho, Schachchen,“ antwortete Gartner, gezwungen lachend, „nur nicht in diesem Tone! Sonst könnten wir nicht gut auseinander kommen. Doch ich will es Dir offen gestehen: Ich war in Kreideheim, wie Du. Ich wollte mich überzeugen, ob die verhasste Soldatenrotte wirklich abmarschirt ist, wie Du. Jetzt bin ich auf dem Heimweg, wie Du, und weiß, daß der Herr Oberlieutenant gestern gelogen hat. Aber komm', hier können wir nicht in Ruhe sprechen, wir können überrascht werden, und es wäre Dir gewiß unangenehm, hier mit einem Manne und gar mit mir bei Nacht und Nebel betroffen zu werden. Du siehst, ich bin sehr rücksichtsvoll.“

„Du kannst,“ sagte Agnes zitternd, „morgen am Tage zu mir kommen, ich muß jetzt nach Hause.“

„Nein, wir müssen jetzt zum Ende kommen. Jetzt bin ich in der rechten Stimmung und jetzt ist es dunkel, und ich sehe nicht, wie schön Du bist, und wie fromm Deine Augen bliden können. Morgen würdest Du mich wieder bestriden und auf's Neue toll machen. Also komm!“

Agnes fühlte sich wie festgebunden. Sie fürchtete sich und hatte nicht die Kraft zu fliehen.

„Komm,“ wiederholte der Andere dringender.

„Ich kann nicht,“ stammelte Agnes bebend, und Gartner umklammerte ihren Arm mit eiserner Faust und schleppte sie herüber nach links, wo sich nur ein Feld in schmaler Breite zwischen der Landstraße und der unten in der Tiefe rauschenden Raab hinzog.

Er schritt ein paar Mal auf und ab, die Arme trozig über

die Brust verkränkt. Fühlte er die Nothwendigkeit, sich selbst erst zur Ruhe zu bringen oder wollte er dem Mädchen Zeit lassen, sich zu sammeln?

Er blieb endlich vor ihr stehen.

„Du warst bei Hellmann?“ fragte er sie.

Agnes antwortete nicht.

„Du warst bei Hellmann?“ wiederholte Jener seine Frage.

„Nach' es kurz, damit wir wissen, wie wir mit einander daran sind. Du warst im Park?“

„Ja.“

„Und hast Hellmann gesprochen?“

„Ja.“

„Also doch?“ knirschte Gartner, dessen Auge Agnes demnach nur beim Verlassen des Parks überrascht hatte.

„Er hat Dir seine Liebe gestanden?“

Agnes konnte leugnen, sie wollte nicht.

„Ja,“ sagte sie.

„Der —!“ Eine Mut von Beschimpfungen brach aus Gartner's Mund. „Doch ich will ruhiger sein,“ sagte er dann, „so kommen wir nicht zum Ziele. Und Du? Was hast Du ihm geantwortet?“

„Ich habe Dir darüber keine Rechenschaft zu geben,“ entgegnete Agnes bestimmt.

„Wie?“ rief Gartner und wieder bligte der helle Zorn aus seinen dunklen Augen. „Du hast mir keine Rechenschaft zu geben? Deinem Vater, Deiner Schwester, Deinem Bruder, nein! denen nicht, denn sie gestatten Dir zu thun, was Du für gut hältst. Aber mir? Habe ich kein Recht? Kein Recht zu fragen? Kein Recht an Dich?“

„Nein, das hast Du nicht, keines von beiden.“

„Mädchen, mache mich nicht wahnsinnig,“ sagte Gartner und seine Brust arbeitete in tiefster Erregung, „hast Du denn alle Vergangenheit und Alles mit ihr vergessen?“

„Nein. Ich weiß, wie oft Du mir sagtest, daß Du mir gut seiest. Ich dafür bin Dir stets eine treue Schwester und Freundin gewesen, und habe es stets mit Dir gut gemeint, wie noch jetzt — aber ich habe Dir nie ein Recht gegeben, über meine Liebe mit Rechenschaft abzufordern.“

„Stets gut gemeint! Und jetzt stößest Du mich sammt alledem in einen Abgrund. Aber nein, Du kannst es nicht thun. Sieh, Agnes, Du weißt, was Du mir bist. Man hat schlimm an mir gehandelt, mein Vater hat mir geflucht, meine Verwandten haben mich hintergangen, meine Freunde haben mich betrogen, gerade Diejenigen, denen ich am Meisten vertraut, haben mich verlästert, daß sich endlich mein Herz zusammenzog und verschloß in bitterem Haß gegen Alles. Ich verabscheue, ich verachte die Welt, wie ich von ihr jetzt verabscheut und verachtet werde. Du nur allein bist mir zulezt geblieben, und an Deiner süßen Gestalt habe ich mich immer wieder aufgerichtet in meinen finsternen Stunden, und aus Deinen Augen und aus dem Gedanken an Dich, an Deine Güte und Milde habe ich immer wieder die Kraft geschöpft, all' dieses Elend zu ertragen und nicht in Trost und Jammer unterzugehen. Ich habe es Dir oft gesagt: Du bist mein Schutzengel — und immer war das im tiefsten, heiligsten Ernst gesprochen. Und jetzt willst Du mich verlassen? Agnes, es kann nicht sein, denn ich weiß, ohne Dich muß ich zu Grunde gehen.“

Er schwieg einen Augenblick, wie um eine Antwort von Agnes abzuwarten. Dann fuhr er ruhiger und mit weicher Stimme fort:

„Agnes, hast Du denn in diesen Tagen Alles vergessen? hast Du vergessen, wie wir schon als Kinder zusammen gespielt haben, und wie Du schon damals der gute Geist des wilden, unbändigen Anaben warst? Schon damals quälte ich Dich immer damit in kindischer Liebe, Du mügest einmal mich heirathen und meine Frau werden. Du aber sagtest stets: nein, Du warst stolz und wolltest keinen Bauern heirathen. Da ward ich denn immer zornig, es kam zum Zanken, und wir sind oft weinend darüber auseinandergegangen. Einmal aber waren wir Beide ganz allein im Walde draußen; wir pflückten Beeren, und ich hatte Dir einen Kranz von Blumen gewunden, den trugst Du auf dem Kopfe. Da ward es plötzlich finster wie die Nacht, der Donner rollte über den Wald und ein schweres Gewitter war aufgestiegen, ohne daß wir es bemerkt hatten. Du drängtest zum Heimgehen; ich aber wollte nicht,

denn ich freute mich Deiner Angst. Nun fing es auch schon zu tröpfeln an, und wie ein rother Bliz über den Bäumen hinfuhr, begannst Du zu weinen und klammertest Dich an mich, ich aber lachte immer mehr, weil ich mich nicht fürchtete. Zuletzt riß ich mich los von Dir und lief fort hinter einen dicken Baum, um Dich recht zu erschrecken. Du aber liefst schreiend mir nach, und als Du mich nicht mehr sahst, und all' Dein Weinen nichts half, riefst Du schluchzend: Heinrich, komm' doch, ich will Dich auch heirathen. Da sprang ich vor, juchzend und jubelnd, nahm Dich auf den Arm und trug Dich, so schnell ich konnte, durch Bliz und Regen davon, nach Hause — das ist nun schon lange, lange her. Ja, es war eine kindische Zeit. Aber dieß Eine Wort von Dir begleitete mich durch mein ganzes Leben; immer und immer wieder glaubte ich daran, wie damals der einfältige Knabe, und jetzt, jetzt, Agnes, sollte es doch nicht wahr sein?“

Gartner schwieg, und auch Agnes konnte sich der Nührung, die durch seine Rede gegangen war, nicht entziehen, aber sie mußte sie niederhalten, sie durfte sie Gartner nicht bemerken und ihn eine Handhabe daraus gegen sie machen lassen.

„Was Du da sagst,“ entgegnete sie, „ist Alles wahr. Wie kannst Du aber jene Zeit, da wir kindisch sprachen und handelten, heute aufrufen, um ein Recht an mich daraus abzuleiten? Wenn Du das thust, hintergehst Du Dich eben selbst, und Deine eigene Schuld ist es, wenn Du diese Täuschung zu spät einsehst und begreifen lernst.“

„Täuschung! Täuschung!“ rief Gartner schmerzlich. „O, es war keine Täuschung bis zu jenem unseligen Tage, der den Oberlieutenant in euer Haus führte. Und wenn ich nur allein der Getäuschte, der Hintergangene wäre! Aber glaube mir, er ist es, der Dich hintergeht, der Dich täuschte. Er ist auch Einer von Denjenigen, die in jedem Quartier, in das sie der Zufall führt, den Liebenswürdigen spielen, und auch sie wird die Erfahrung nicht erspart bleiben, wie bald jene Herren zu vergessen vermögen.“

„Du verleumddest Hellmann,“ antwortete Agnes fest, „er liebt mich rein und aufrichtig.“

„Hast Du nicht selbst gehört,“ rief Gartner wieder in steigender Bewegung, „wie er mit den Erfolgen prahlte, welche die Uniform zu begleiten pflegen? Trotzdem,“ sagte er dann milder, „will ich Dir nicht jähnen. Jeder Mensch kann sich täuschen, aber sein Herz am ersten. Und sieh', wenn Du Dich überzeugst hast, daß Hellmann Dich verlassen und vergessen, und Du kommst zu mir und klagst mir den Verrath, den er an Dir verübt — bei Gott, Agnes, ich will Dich rächen und Du sollst bei mir die alte, unveränderte Liebe finden. Ich will glauben, es sei nichts vorgefallen, und Du seist mir immer gut geblieben, wie ich es Dir bis zum letzten Athemzuge sein werde. Agnes, laß mir diese Hoffnung.“

„Welche?“

„Daß Du wieder zu mir kommst.“

„Du entwürdigst Dich selbst mit diesen Worten.“

„Nein, Du ahnst nicht, wie ich mein Geschick an Deines gebunden fühle. Es ist die Bitte eines, der um sein Leben fleht.“

„Laß doch jezt,“ sagte Agnes dringend. „Du bist heute zu aufgereg, und wir können nicht ruhig sprechen. Du siehst heute Alles finster und trübe — darum komm', laß uns nach Hause gehen.“

„Nein,“ fuhr Gartner auf, „nicht von der Stelle, bis Du all' das Bittere, das Du mir heute schon gesagt, widerrufen hast. Ich kann, ich will so nicht gehen. Agnes, liebst Du den Oberlieutenant?“

„Ich habe, als mich Hellmann darum fragte, diesen keine Erklärung gegeben, warum sollte ich Dir sie schuldig sein?“

„Du liebst ihn nicht?“ fuhr Gartner dazwischen und ein Strahl wilder Freude loderte in seinen Augen. „Du liebst ihn nicht?“

„Ja, ich liebe ihn.“

„Weh, nun ist Alles aus!“ stieß Gartner hervor und baumelte zurd, wie von einem Schlage getroffen. „Aber,“ raffte er sich wieder auf und umklammerte den Arm des Mädchens, hart vor sie hinstretend, „weißt Du, was Du mit diesen Worten sagst? Weißt Du, wie Du mich tödest, zermalnst, vernichtest?“

„Laß mich,“ bat Agnes, „Du thust mir wehe.“

„Weißt Du,“ fuhr Gartner dringend fort, „wie unsäglich elend

aber der kalte Wind fand doch manch' Plätzchen, da er hinein schlüpfen konnte zu der warmen Gestalt, um mit seinem eisigen Ausse ihr Blut erstarren zu machen. O, er fand jedes unbehütete Winkelschen und Nischen und spielte um die Spitzen der zarten Finger, bis sie kalt und starr waren, und küßte den leichten Schleier, um, der rothe Gesicht, das liebliche Gesichtchen mit seiner rauhen Hand zu streicheln. Aber Adele achtete es nicht. Sie rechnete nur im Gehe, daß die Post eine Stunde brauche, um nach Hebern zu gelangen und daß sie wohl in zwei Stunden da sein könne. In zwei Stunden!

Drum fort in den dämmernden Morgen. Ja, wenn die glatten Wege nicht gewesen wären! Wenn sie nicht jeden Schritt erst prüfen, bald hier-, bald dorthin sich hätte wenden müssen, um vorwärts zu kommen, dann wäre es schon gegangen. Aber das Eis war so heimtückisch, so glatt! Es führte sie irre mit seinem Schein, es wich unter ihren Tritten und knarrte und knachte, um sie zu ängstigen. Aber das half nichts, sie mußte weiter. Freilich der erste Zug war längst abgegangen, aber zum zweiten kam sie noch recht, wenn sie nur rasch vorwärts schritt — es konnte so weit nicht mehr sein!

Nur muthig fort in den dämmernden Morgen! Aber ach! der Wind und die schlechten Wege ermüdeten sie so; die zarten Füße, halberstarrt, versagten fast den Dienst, der Athem kam so ängstlich aus der Brust heraus. Einerlei! „Tobt oder verwundet?“ sagte sie zu sich selbst; „wie werde ich ihn wiedersehen?“ Und trotz Sturm und Eis und Ermüdung schritt sie vorwärts in den dämmernden Morgen.

Endlich am Ziel. Da rauchte das schwarze Ungeheuer, da klang die schrille Pfeife — ihren Ohren willkommenes Musik. Und noch zu rechter Zeit! Sie brachte ihren treuen Gefährten, den man nicht mit ihr in das Coupé einlassen wollte, unter und sank dann halb bewußtlos in die Kissen des Wagens.

Fort rasselte der Zug, mit dem Sturm um die Wette; aber der Sturm ist doch noch schneller, er eilt voran, über die weißen Schneefelder hin, an Dörfern und Städten vorbei und überdönt mit seinem Heulen das Pfeifen der Locomotive. Adele weiß nichts davon. Sie fragt sich: „tobt oder verwundet?“ und fährt bei jeder Haltestelle erschrocken in die Höhe.

Endlich ist's die Nacht. „Lohr!“ ruft der Schaffner — „Lohr!“ tönt's die Wagen entlang, und „Lohr!“ klingt's mit hundert Stimmen in ihren Ohren. Da springt ihr Hund schon heran, auf einen Herrn zu; sie steigt aus dem Wagen; „o Gott, ist's möglich — Felix!“ und mit einem lauten Aufschrei stürzt sie in des Geliebten Arme.

„Sie ist's, sie ist gekommen, ich wußte es!“ jubelte Felix, die Braut stürmisch an sich drückend. „Nun nicht mehr mein Maasliebchen, nein, meine duftende, glühende Rose!“

Nein, nein, keine glühende Rose, eine kalte Rose war es, die er in seinen Armen hielt; entsetzt sah Felix die bleichen Lippen, fühlte den Körper schwerer und schwerer werden — sie war ohnmächtig geworden.

Nach trug der junge Mann die süße Last an den wartenden Wagen und hieß den Aufseher schnell zu fahren. Bald hielten sie vor dem bezeichneten Hause, eine alte Dame streckte erschrocken den Kopf zum Fenster hinaus, als sie einen Wagen vor ihrer Wohnung halten sah.

„Um Gotteswillen, Ewald, doch kein Besuch,“ rief sie in das Zimmer hinein; „ich bitte Dich, geh' einmal zu. Aber Besuch, das weißt Du, können wir nicht brauchen, dazu sind wir nicht eingerichtet, und dann —“

Ewald hatte nur die ersten Worte gehört, dann war er hinunter an den Wagen geeilt.

„Felix, Du? und — mein Himmel, Adele — in diesem Zustand? Um Gotteswillen, was ist vorgefallen?“

„Das sage ich Dir später,“ erwiderte Dorn, „hilf mir nur jetzt das arme Mädchen herauf bringen. Sie wird sich bald erholen, die Säfte, gewiß!“

Schweigend trugen die Weiden den noch immer leblosen Körper des jungen Mädchens nach Oben, während der Hund ihnen mit ängstlichem Sturren folgte.

„Aber, mein Gott!“ rief Tante Mindchen, die sie an der

Treppe empfing; „Herr von Dorn — lieber Ewald — Du weißt doch —“

„Still, Tante, es ist Adele,“ sagte Ewald leise; „öffne die Thür, daß wir sie auf's Sopha legen können; so! Und nun,“ fuhr er zu Felix gewendet fort, „will ich einen Arzt rufen, während Sie und die Tante versuchen, die Arme zur Besinnung zu bringen.“

Er wußte nicht, daß er Felix mit Sie angeredet hatte; es war ihm plötzlich unmöglich geworden, Du zu sagen.

Als Brönnner mit dem Arzte erschien, fanden sie Adele wieder zum Leben zurückgekehrt, aber nicht zur Besinnung. Die kalte Blässe hatte einer dunkeln Blut Flaz gemacht, die Pulse flogen, und der Arzt erklärte, daß ein nervöses Fieber ausgebrochen sei.

Dorn war außer sich und klagte sich unter bitteren Vorwürfen als die Ursache dieses Unglücks an. Er hatte, das entnahm Ewald aus seinen Reden, die Braut zu der eigenen Leidenschaft emporziehen wollen; mit dem Gedicht war es ihm nicht gelungen, so versuchte er ein stärkeres Mittel. Das Duell, welches am Morgen allerdings stattgefunden, das aber, wie die meisten dieser Studentenaffären, mit einem Paar harmlosen Gängen und einer Anekdote abgethan war, hatte ihm ein prächtiges Mittel geschenkt, die Liebe seiner Braut zu prüfen. Konnte sie sich hierbei nicht über sich selbst, über ihre Maasliebschennatur erheben, so that sie es nie und würde ihm nie genügen. Aber sie war gekommen, allein, die Krankheit selbst zeugte für ihre Liebe — er würde nun nie mehr zweifeln! „Und gesund wird sie wieder,“ schloß er seine abgerissene Erzählung, „sie wird, sie muß gesund werden!“

„Gott gebe es!“ sagte Ewald und verließ das Zimmer; er wollte seine Vorwürfe nicht zu denen fügen, die Felix sich selbst machen mußte.

Tante Mindchen hatte indeß ihr Schlafzimmer für die Kranke eingerichtet und erwies sich, da die Sache nun einmal nicht zu ändern war, als die umsichtigste Wirthschafterin und Pflegerin. Sie hatte die kleine Adele ja auch immer lieb gehabt, wie sollte sie ihr da nicht gern in dieser Noth ihre Kräfte widmen. Und die Frau Rätlin — man hatte ihr gleich geschrieben — verstand ja doch nicht viel von der Krankenpflege, da war's am Ende noch ein Glück, daß das Unglück, wenn es einmal geschehen sollte, hier passirt war. So ging die alte Tante ab und zu, für Alle sorgend; und das war auch nöthig, denn Ewald vergaß Essen und Trinken über die Angst um das theure Mädchen, und Dorn, der sich ein Zimmer in demselben Hause gemiethet hatte, mußte beständig daran gemahnt werden, daß sein leidenschaftliches Wesen der Kranken schaden könne.

Nach drei Tagen kam die Rätlin mit ihrer treuen Katze an, — selbst krank vor Kummer und Aufregung. „Hab' ich's nicht gesagt,“ schluchzte die alte Dienerin, „bei solchem Wetter reißt kein Mensch, und nun das zarte Kind allein, und zu Fuß, denn sie ist zu Fuß nach Hebern gegangen, der Johann hat sie gesehen, ganz allein und zu Fuß bei dem Wetter!“

„Nun, der Herr wird sie uns ja erhalten,“ beruhigte Ewald. „Soll ich Dich zu ihr führen, Tante?“ Und er reichte der Weinenden den Arm.

Da lag sie, das arme Kind, jetzt wirklich eine glühende Kugel, mit brennenden Wangen und unnatürlich leuchtenden Augen. Aber es war nicht das Licht ihres klaren Geistes, das aus vielen Widen sprach; es war die Glut und der Glanz des Fiebers. Felix kniete an ihrem Bette; er hatte versprochen, ruhig zu sein, wenn man ihn nur bei ihr ließ; so that man ihm den Willen. Gegenüber, unter dem Sopha, lag der treue General, die Augen fest auf die Herrin gerichtet; auch er hatte sich den Platz dort erobert.

„Gib mir das Blatt, ich will's unterschreiben,“ lächelte die Kranke jetzt. „Der Vater wird's schon nicht übel nehmen, wenn ich ihm sage, daß Felix es verlangt. Ja, gib, gib, aber schnell, ehe ich es bereue, sonst kommt der Tod mit dem blinkenden Schwert und fährt Dir durch's Herz — oh!“

Die arme Mutter konnte dieß nicht ertragen — sie mußte das Zimmer verlassen. Felix folgte ihr, und vor ihr niedersinkend bat er sie unter bitteren Thränen um Vergebung, indem er seine Schuld gestand.

Die Rätlin umarmte ihn. „Gott wird ja Alles gut machen,“ schluchzte sie, „hoffen wir auf ihn!“

Tage und Nächte zogen dahin, bleischwer, wie sie es an einem Krankenbette zu thun pflegen, belastet von dem Gewicht der Sorge und Angst, der Furcht und Hoffnung. Gleichmäßig ging der Pendel der Uhr; in alter Ordnung bezeichneten Licht und Finsterniß den Gang der Zeit; aber die Herzen dort wallten bald hoch auf in seligem Hoffen, sanken bald verzweifeln in dunkle Trostlosigkeit. Neben dem Allein aber waltete ewiglich der Herr der Furcht und Hoffnung, des Lebens und des Todes und bereitete leise den Platz für eine neue Blume in seinem Himmel.

Eines Morgens erwachte Adele mit klarem Bewußtsein; die Kraft des Fiebers war gebrochen, seine wilden Phantasieen hatten sie verlassen, und leise, allmählig, lehrte ihr die Erinnerung zurück. Ihre Umgebungen waren ihr freilich fremd; aber als ihr matter Blick auf Felix traf, leuchtete es freudig darin auf, und sie lis-pelte seinen Namen mit der alten, lieben Stimme.

„O Gott, sie erkennt mich — sie ist gerettet,“ rief Felix, und Thränen stürzten aus seinen Augen — „meine Adele, mein Alles — ich hätte ohne Dich auch nicht leben können!“

Der Arzt, der eben eingetreten war, verwies dem jungen Manne seine Hektigkeit. Er fühlte den Puls des Kranken — ein wehmüthiges Lächeln glitt über seine Züge. „Der letzte Sonnenblick vor dem Scheiden,“ flüsterte er Felix zu, der gespannt auf seinen Ausspruch wartete. Vernichtet sank der junge Mann an dem Lager nieder.

Bald versammelten sich auf die Nachricht des Arztes auch die übrigen Angehörigen Adels um sie. Mit verklärtem Lächeln begrüßte sie Einen nach dem Andern.

„Die theure Mutter — und Ewald, der treue Freund, und die gute Tante Minchen, die so viel Lust mit mir gehabt hat, und meine alte Kathrine, die durchaus mit mir reisen wollte; und da bist auch Du, mein alter General, mein treuer Gefährte — Alle, Alle sind da! Und Felix lebt — ist gesund — o mein Gott, das ist schon halb der Himmel! Da fehlt nur noch der Vater — und den werde ich auch bald sehen! Nein, meine nicht, meine Mutter, Ihr bleiben zwei Söhne: mein Felix und der gute Bruder hier.“

Sie reichte Beiden die Hand; Felix war keines Wortes mächtig; er erstarrte sein Schluchzen in den Rissen. Ewald aber zog die matte, durchsichtige Hand an seine Lippen und flüsterte ihren Namen. Adele blickte ihn an; plötzlich zog eine feine Röthe über ihr Antlitz — sie schloß die Augen. Hatte sie im letzten Augenblick das Herz erkannt, das stets so treu für sie geschlagen? — Nach einer Weile richtete sie sich empor und rief nach Lust. Man öffnete das Fenster. Es war einer der ersten Frühlingstage, der blaue Himmel schaute in's Zimmer, die Sonne überfluthete es mit ihrem goldenen Lichte. Ewald legte schweigend ein paar Blumen, die er im Garten gepflückt, auf das Bett. Es waren die ersten Marienblumen.

„Maasliebchen,“ flüsterte die Sterbende, sie lächelnd betrachtend, „meine Schwestern — — ihr kommt, und ich scheide. Ja, ja, mein Felix, nur ein Maasliebchen, ein armes, kleines Maasliebchen — aber Du hast mich doch lieb, nicht wahr, mein Herz? — O wie herrlich!“ rief sie plötzlich sich emporrichtend — „ein ganzer Garten voll Blumen — und da soll ich auch blüh'n? Wie gut Du bist, mein Vater! ich komme, ich komme!“ Und sie sank in die Kissen zurück. Die liebliche Erdenblume war zur Himmelsblume geworden. —

Zwei Jahre sind über das Grab, in dem die Frühverklärte ruht, hinweggegangen. Wieder ist es Frühling. Der Jasminstrauch auf dem Hügel sendet weithin durch den Kirchhof seine Düste; das Immergrün, welches sich liebend um das einfache Kreuz geschlungen, treibt neue Zweige, und aus dem grünen Rasen schauen viele, viele Maasliebchen mit ihren klaren Kinderaugen hervor.

Der den Jasmin gepflanzt, ist kürzlich aus fernen Ländern zurückgelehrt. Man hatte Anfangs für seinen Verstand, dann für seine Gesundheit gesorgt; die Aerzte verordneten ihm Luftveränderung, und der junge Mann reiste fort. Hierhin, dorthin, ohne Lust, ohne Liebe. Wäre ein Krieg gewesen, er hätte den Tod auf dem Schlachtfelde gesucht. So aber mußte er leben. Traurig, wie er geschieden, lehrte er in die Heimat zurück. Sein erster

Besuch galt dem Grabe auf dem Friedhofe zu Lohr; sein zweiter der armen, einsamen Mutter. Sie trauerten zusammen; und noch eine Dritte mißte ihre Thränen in die der verwaisten Mutter und des trostlosen Geliebten; es war Olga, welche die theure, verklärte Freundin beweinte. Zugleich suchte sie die beiden Trauernden zu trösten; und als ein drittes Jahr über das Grab hingezogen war, da war Felix bereit, sich trösten zu lassen in den Armen der neuen Braut.

Für Den aber, der das Immergrün auf das Grab gepflanzt, machen die Jahre keinen Unterschied. Fast täglich sieht man den früh gealterten Mann in Begleitung eines lahmen Hundes den Weg nach dem Kirchhofe einschlagen. Seine gründlichen Kenntnisse und seine Pflichttreue sind längst durch ein angenehmes Amt belohnt worden; aber er ist unverheirathet geblieben. Freilich, er hat auch außer für die alte Tante Minchen, jetzt für die arme Nätbin zu sorgen, der ein Unglücksfall einen Theil ihres Vermögens geraubt hat. Sie ist mit der alten Kathrine zu ihm gezogen und benützt jetzt ihre Talente, um dem treuen Nissen die Last zu erleichtern. Prinz Biribi stört sie nicht mehr in ihren Arbeiten; er ist längst todt.

Auch sie, die einsame Mutter, bringt viele Stunden auf dem Grabe der Tochter zu; sie hat den Jasmin fleißig begossen und sorgsam gepflegt, aber er wollte nicht gedeihen. Das Immergrün hat ihn vertrieben; aber eine treue Hand sorgt dafür, daß es nicht auch den Rasen überwuchert, auf daß mit jedemenze neu erstehen die lieblichen kleinen Frühlingstinder: die Maasliebchen.

Die Landesschule Pforta.

(Bleib. 2. Bd.)

Wo Berg und Ebene des schönen Thüringerlandes in lieblicher Abwechslung auf einander treffen, wo der Saale süßes Wasser in schön gewundenem Laufe aus den rebenbekränzten Hügeln in die fruchtbare Landschaft hinaustreten, da dehnt sich unfern dem alten Naumburg eine Gegend aus, wie sie reicher an historischen Ereignissen und Erinnerungen schwerlich noch einmal im großen Vaterlande gefunden wird. Wer den Blick von den Bergen herniederschweifen läßt, auf diese Landschaft voll Burgen und Kloster, der sieht Naumburg mit seinen drei hohen Thürmen und seiner schloßähnlichen Domprobstei, dem fällt der Name Ludwig's des Eilernen und der Äder der Edlen ein; vor ihm tauchen die wilden Gestalten der Hussiten unter Protopius auf, und er denkt das „Kirchenfestes“ im Volksliede. Hinter dem Dome der Stadt erhebt sich malerisch das alte Schloß Schönburg; darüber hinaus nach Morgen öffnet sich eine weite, reiche Aussicht in die Ebene, in der man deutlich die Thürme von Lützen unterscheidet und ganz am Horizont, in düstiger Ferne das zwölfe Stunden entlegene Leipzig erblickt. Brauchen wir zu erwähnen, was sich an die Namen Lützen und Leipzig knüpft? Aber auch Breitenfeld, Mosbach, Reusberg, nicht minder Freiburg an der Unstrut sieht man von hier, und im Westen erstreckt das Gradirwerth Moos, als Rab berühmte, mit den durch Kugler's Lied verherrlichten Ruinen Adelsberg und Saale das Auge. Welch' reiche Landschaft — aber das Reichste an ihr ist der Kern, das liebliche und doch so ehrwürdige Schulpforta, von dem Segnungen des Geistes über Deutschland ausgingen, an dem berühmte Lehrer wirkten und noch größere Schüler lernten.

Am Fuße des grünen, mit Buchen und Eichen bewachsenen Berges, umgeben von Obstbäumen, Pappeln und Linden, liegen die ehemaligen Klostergebäude, die jetzt nicht mehr von Mönchen, wohl aber von zahlreichen fleißigen Schülern bewohnt werden. Aus den neueren, modernen Häusern ragt aber stolz die gotische, in Gestalt eines Kreuzes erbaute Kirche, mit hohem, spitzen Thurm und dem herrlichen Portal hervor. Auch das Innere des schönen, stylreinen Baues ist von allen fremden Zuthaten befreit und seit 1843 restaurirt worden. Laut einer Inschrift an der Mauer wurde 1251 zu ihr der Grund gelegt. Unter den Monumenten zeichnet sich dasjenige des Markgrafen Georg von Meissen aus, dessen Leichnam im Jahre 1411 die Mönche aus Dambart auf ihren Schultern von Koburg nach Pforta trugen. Nicht fern vom Altar

THESE TWO VESSELS WERE
BUILT AT THE NEW YORK
SHIPYARD, BROOKLYN, N. Y.

THESE TWO VESSELS WERE
BUILT AT THE NEW YORK
SHIPYARD, BROOKLYN, N. Y.



THE NEW YORK SHIPYARD, BROOKLYN, N. Y.

THESE TWO VESSELS WERE
BUILT AT THE NEW YORK
SHIPYARD, BROOKLYN, N. Y.

THESE TWO VESSELS WERE
BUILT AT THE NEW YORK
SHIPYARD, BROOKLYN, N. Y.



Figure 1. A large, dark, abstract image with a grainy, textured appearance, possibly a scan of a document or a photograph of a textured surface.

Anfangs 100, jetzt sind aber, da auch städtische Freistellen dort errichtet wurden, mehr als 200 Schüler in dieser alten Klosteranstalt. Noch bestehen für diese mancherlei Freiheitsbeschränkungen, allein der alte klösterliche Geist, der Anfangs noch der Schulverfassung anlebte, ist nun gewichen. Man trug eine eigene Tracht, die bis Ende des vorigen Jahrhunderts beibehalten wurde. Wie die Mönche, wohnten und schliefen die Schüler in Zellen, sie speisten im Refektorium oder Conaet, und die Lehrer durften, den Rektor ausgenommen, nicht heirathen. Auch die auf Kurfürst Christian II. Befehl zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts erlassenen Schulgesetze athmeten noch klösterlichen Geist. Sie waren mit derselben Genauigkeit und in's Kleinliche gehenden Umständlichkeit abgefaßt, wie die Speiseordnung von 1551, wo nicht vergessen ist, zu erinnern, daß man das Kalbfleisch ziemlich würze und die Suppen wohl schäume. So ist z. B. den Familiä die Vorschrift gegeben: sie sollen zusehen, daß das Tuch auf dem Tische gleich und ohne Kugeln liege, und wenn sie das Licht puzen, sollen sie es nicht auslöschen, noch einen Gestank anrichten u. s. w. Wie viel man damals auf das Lateinsprechen hielt, erhellt aus folgender Verordnung: die Knaben sollen allezeit, nicht allein vor denen Bräceptoribus, sondern auch, wenn sie allein beisammen sein, rein lateinisch reden. Und: wer da leugt, der soll mit Gefängniß bestraft werden.

Seit die Schule (1815) preussisch wurde, sind dort vielfache Verbesserungen vorgenommen worden. Die Bibliothek hob sich bis zu 15,000 Bänden, und die Einkünfte betragen jetzt jährlich über 50,000 Thaler. Als man 1843 das dreihundertjährige Jubiläum feierte, erregte es unter den alten Portenfern nicht geringen Jubel, daß ein theilweiser Umbau der zerfallenden Klostermauern eingeleitet sei. Dieser hat auch stattgefunden, und alljährlich gehen viele trefflich gebildete Jünglinge von hier aus zur Hochschule, zum weiteren Ruhme der Anstalt, auf der mehrere der tüchtigsten Deutschen ihre Gymnasialbildung erhielten.

Gräfe (Grävius), der Historiograph des Königs von England, wurde 1645 in Schulpforta aufgenommen; der berühmte Philolog streckte bereits bei seinem Abgange von der Anstalt ihn ihm, denn er valedicirte mit einem Gedicht in griechischen Hexametern, das den Sieg der Israeliten über die Midianiter besang! Johann August Ernesti, der große Theolog, und Johann Elias Schlegel, der Vater des deutschen Dramas, wurden hier gebildet; sie Alle aber übertrifft Pforta's größter Schüler, Friedrich Gottlieb Klopstock, der am 6. November 1739 als Alumnus hier eingeschrieben wurde und am 21. September 1745 die Anstalt wieder verließ. In seiner Abschiedsrede, die bis auf diesen Tag in der Schulbibliothek aufbewahrt wird, kündigt er zum Schluß das große Werk an, mit dem er damals schon umging, den Messias. Wie lebhaft der hochherzige Jüngling seine geistige Kraft und GröÙe fühlte und seinen künftigen Ruhm schon damals ahnte, zeigen folgende Zeilen, die er einst als Schüler an einem Orte, wo mehrere Alumnus ihre Namen verewigt hatten, an die Wand schrieb:

Wich schreibe die Nachwelt einst in ihre Bücher ein;
Dum soll mein Name nicht bei diesen Namen sein.
Vertescht die selbe Schrift, so bald ihr sie gesehn,
Und spricht, so werden wir auch mit der Zeit vergehn.

Wie dankbar Klopstock noch kurz vor seinem Tode die geliebte Pflegerin seiner Jugend, die gute Mutter Pforta ehrte, geht aus einem Briefe vom 20. März 1800 hervor, mit welchem er ein Prachtexemplar seiner Messias der dortigen Bibliothek gesandt. „Die Erinnerung, in der Pforta gewesen zu sein,“ schrieb er, „macht mir auch deswegen nicht selten Vergnügen, weil ich dort den Plan zu dem Messias beinahe ganz vollendet habe.“ Als die Nachricht von Klopstock's Tode in Pforta eintraf, wurde eine Trauerfeierlichkeit veranstaltet, bei welcher einer der älteren Alumnus, und zwar kein geringerer als Friedrich Thiersch, die Ode: Himmlicher Ohr hört das Getöse der bewegten Sterne u. s. w. sprach. Auch dieser große Mann, der im Süden Deutschlands, in München, wie Klopstock im Norden, in Hamburg, den Höhepunkt seines Ruhmes erklomm, ist nun schon dahingegangen. Zwischen Beiden aber glänzt nicht minder groß noch ein Stern erster Größe am Himmel Pforta's: Johann Gottlieb Fichte aus Rammenau, der begeisterte Redner an die deutsche Nation, der im Jahre 1774 als

Schüler hier aufgenommen wurde. Das Vaterland mag stolz sein auf diese Männer und die friedliche Schule im schönen Thüringerland, an der täglich die braufende Eisenbahn Hunderte vorbeiführt, die Alle voller Achtung hinüberschauen nach jener Werkstatt des Geistes.

Die Holztrift.

Eine Skizze aus Oberbayern

von

G. W. Tempelhoff.

(Figs. 2. 569.)

Dem Fremden, der unser gesegnetes Oberbayern im Sommer bereist, um etwa in Reichenfels oder Verchtesgaden oder Paternkirchen seine Sommerfrische abzuhalten, muß in erster Linie der enorme Holzreichthum auffallen, den unser Gebirge, trotzdem die Spekulation auch bei uns schon angefangen hat, hier und da zu lichten, immer noch besitzt. Alle unsere Berge, mit Ausnahme der höchsten schneebedeckten Räden, tragen zumeist Holz, und man kann mit einem guten Fernrohr sehr häufig auf den schroffen Felsen, die keines Menschen Fuß betreten kann, noch die herrlichen Baume sehen.

Was wäre aber all' der Holzreichthum, wenn die Trift nicht wäre! Wir können dreist annehmen, daß dann die Hälfte des Holzes in den unzugänglichen Bergwäldern auf dem Stamme verfaulen würde, denn im Gebirge selbst hat das Holz keinen Werth und muß vermodern, wenn es nicht dahin transportirt werden kann, wo man es braucht und bezahlt. Das hat man in Oberbayern längst eingesehen und hat sich zum Transport eine Naturkraft ausgesucht, die niemals müde wird und niemals ausbleibt. Die Wasser müssen es thun, die ewigen Wasser, die im vorgeschriebenen Kreise als Regen und Schnee niederfallen, als Faldbäche von den Felsen herunterraufen, als Ströme durch die Niederungen fluten, um, sich verflüchtigend, auf's Neue den Kreislauf zu beginnen; sie müssen das Holz herunterschleppen von den steilen Höhen, hinunter über die schrecklichsten Wände, hindurch durch die furchtbaren Klemmen und Schlünde, durch tiefe Seen bis endlich in die grüne Aar, die mit Millionen von Scheitern auf ihrem breiten Rücken majestätisch dahergezogen kommt und den Segen des Gebirges im Holzgarten zu München niederlegen muß. — Das ist die Trift!

Die Holzknechte bilden in Oberbayern und Tyrol eine besondere Klasse der Bevölkerung. Die harte Arbeit, das beständige unmittelbare Ringen mit den dämonischen Schreden der Natur, die der Städte, der niemals im Winter in's Gebirg kommt, gar nicht einmal ahnt; das fortwährende Einsetzen des Lebens macht die Leute hart und rauh, aber auch muthig und verwegen. In der That macht man sich schwer einen Begriff von den unendlichen Mühen und Entbehrungen dieser Menschen. Sie sind in dem schrecklichen Winter, der zumeist auf den Höhen herrscht, oft wochenlang draußen in ihren jämmerlichen Hütten eingeschneit, ohne eine andere Nahrung, als eine Handvoll Mehl und, wenn's hoch kommt, ein Stück gedörrtes Fleisch. Dabei die Arbeit! Wie oft müssen sich die Holzknechte anbinden auf schlüpfriger Höhe, um nur zu dem Baume zu kommen, der gefällt werden muß; lebensgefährlich klettern und Wege machen, die der kühnste Tourist nicht gehen würde, nur um den Ort ihrer Arbeit zu erreichen. Dann brist's halb schwebend, halb auf den Steigeisen sich auf dem abschüssigen Boden halten, den Baum fällen, und liegt er glücklich, ist der Gebirgsriese niedergeschmettert, ohne durch die Wucht seiner Aeste dem Holzknecht Arm und Bein entzwei geschlagen zu haben, dann muß er erst von seinen Zweigen und seiner Rinde befreit sein und in die gehörig kurzen Stücke gesägt werden, damit ihn die Trift weiterbringen kann.

Die einzelnen Hölzer müssen nun wieder bis zu dem nächsten Wasser gebracht werden, und das geschieht auf eine ebenso einfache als originelle Weise. Wollte man das Holz immer nur über die Abgründe hinunter werfen, so würden zuletzt die Splitter schwerlich mehr zu gebrauchen und zusammen zu suchen sein. Man baut also für die hauptsächlichsten Fällplätze, die hoch oben in den

Bergen liegen, Holzbahnen. Entweder ebnet man direkt in den Fels eine große Rinne, oder man baut eine solche aus Brettern und Balken. Regend ein Wasserüberdachen ist immer vorhanden, das läßt man hinüberrieseln und hat dann, sobald der Frost eintritt, eine spiegelglatte Eisbahn, auf der das Holz ungefährdet herunterfährt.

Sind die Altsche nun unten, d. h. bei einer ausgiebigen Wasserader angekommen, so werden sie ohne Weiteres in den angestauten Bach geworfen, und dieser wird, wenn die gehörige Quantität beisammen ist, losgelassen und reißt die ganze furchtbare Holzlast mit sich herunter zu Thal. Diese sogenannten Klauseen gewähren die prachtvollsten Schaupiele und einzelne derselben, so namentlich die vom Königsbach am Königssee, haben einen Weltruf, und Tausende von Fremden strömen herbei, um zu sehen, wie der so lange in seinem Laufe unterbrochene Bach, über die furchtbaren Wände Tausende von Fuß senkrecht in den Königssee hinabstürzend, die seit Monaten aufgestapelten Holzmassen in den See hinunterreißt.

Damit ist aber die Arbeit des Holznechts noch lange nicht beendet, im Gegentheil, die beschwerlichste und gefährlichste geht erst an. Tausende von Stämmen würden stets noch liegen bleiben und im Bache verfaulen, wenn der Holznecht nicht wäre und die Säumigen vorwärts triebe. Wer die Betten dieser Alpenbäche kennt, der wird es sehr begreiflich finden, daß die Hölzer sich oftmals zwischen den Felsen einteilen und stauen müssen. Sigt aber erst eins fest, so bleiben auch die andern stehen, und selbst die furchtbare Gewalt des stürzenden Bergwassers, die nach jedem Gewitter ganze Felsen zu Thal reißt, würde an diesen Holzbarrikaden sich unumwunden stauen. In die furchtbaren Schlünde, wie z. B. die Bartnachllemme, in die unser Auge nur mit Entsetzen blickt, und in denen fort und fort die rasenden Wasser heulen, wie im ewigen Chaos, in diese Tiefen, in die kein Pfad führt, muß der Holznecht hinunter. Am schwanen Seil hängend, um sich herum das rasende Kämpfen des wilden Elementes, muß er mit seiner Halstange die festgeklemmten Altsche auseinander zerren, loslösen und sie wieder auf's Neue in die Flut stoßen.

Wie viele Menschenleben dabei zu Grunde gehen, das lesen die Touristen gemüthlich im Sommer auf den Notiztafeln (sogenannten Warten), die ihnen nur ein pilantes Interesse mehr, eine flüchtige Befriedigung der Neugierde, oft durch die naive Einfalt des Malers, der sie anfertigte, ein Gegenstand des Gelächters sind. So sammeln sich die Trümmer der Bäume, die noch vor Kurzem auf den hohen Schroffen ihre Wipfel im Winde wiegen, allmählich in den großen Seebeden an. Was im Osten im Königssee, Hintersee, Tegernsee u. liegt, wird gleich dort von den ewig hungrigen Salinen verzehrt, alles Holz dagegen von den weiten Gebirgsstrecken, welche die Isar mit allen ihren Wasseradern beherrscht, findet mehr noch seinen Weg in das breite Bett des grünen Stromes, dessen Wasser dann kaum mehr zu sehen sind vor all' dem schwimmenden Holz.

Witterweile hat man auch schon in München die gehörigen Anstalten getroffen, um all' den Segen würdig zu empfangen. Die ganze Isar ist an der Praterinsel durch einen kolossalen sogenannten Holzrechen abgesperrt. Man hat riesige Balken so eng nebeneinander in das Aufbette hineingelassen, daß wohl die raschen Wasser, nicht aber die schweren Hölzer hindurch können. Unmittelbar oberhalb des Rechens ist jedoch ein breiter Kanal geöffnet und schon vorher durch hineingehängte Balken die Strömung so geleitet worden, daß sie von dem Rechen ab direkt in den Kanal hineinragt. So müssen denn alle die Hölzer nach und nach in den Kanal und kommen mit diesem in den Holzgarten, eine weite Fläche, wo das Wasser über ein Lattengeflecht geleitet wird und alle seine Hölzer liegen lassen muß. Da stehen dann die unendlichen Wände zum Austrocknen aufgehäuft, und da laßt alle Welt ihren Bedarf.

Auf der Praterinsel ist inzwischen die Tristhütte aufgeschlagen und die Tristmänner bewachen den Rechen Tag und Nacht und sorgen dafür, daß die wilden Wasser nicht zuviel Holz gegen die Balken werfen und Alles in den Holzkanal hineingeht. Zumeist geht auch Alles glücklich ab, und es gelingt den rüstigen Männern, die sich in unendlicher Menge gegen den Rechen wälzenden Holzmassen rechtzeitig in den Kanal hineinzuschieben; hin und wieder

ist's aber auch vorgekommen, daß der Rechen der furchtbaren Wucht nicht widerstehen konnte, zusammenbrach und Tausende von Klauern in die weiten Lande hinausschwammen, die sich von München bis zur Isarmündung erstrecken, eine willkommenen Beute allen Uferbewohnern.

Was schon bei den Gebirgswässern oben bemerkt wurde, gilt auch von der Isar. Es bleiben Tausende von Stämmen zurück, die auf Kiesbänke geschwemmt, an's Ufer gespült wurden oder sonstwie unterwegs sitzen geblieben sind.

Diese Nachzügler noch einzuholen, gehen alle Jahre unmittelbar nach beendeter Trist zwei große Flosse die ganze Isar herunter, die, so lange die Trist dauert, natürlich für die Flossfahrt gesperrt ist. Diese Flosse nennt man, identisch mit der Arbeit, die sie zu verrichten haben, die Nachtrist, und sie thun ihre Pflicht so langsam als gränlich.

Der Künstler, der uns seinen Stift leiht, zeigt uns die Nachtrist in vollster Thätigkeit.

Wir sind an den waldbigen Höhen der Isar, im Hintergrunde zeigt sich in dümmenden Linien das Gebirge in der charakteristischen Form des Absturzes der Zugspitze. Auf dem Strom schwimmen die Flosse mit ihren Hütten, und an den Ufern entwidelt sich das bunteste Leben. Charakteristisch für die uns geschilderte Beschäftigung der Holznechte ist namentlich noch der Mann rechts im Vordergrund; er spießt gerade einen Holzstok an, um ihn in die Isar zu stoßen, auf flachem Boden eine ganz angenehme Beschäftigung, weniger angenehm jedoch, wenn man, wie wir dies schon gesehen haben, an einem dünnen Strid über einem Abgrund hängt, in dem die Wasser heulen und toben und der schäumende Gischt dem Manne fast das Sehen verwehrt.

Alle auf unserem Wilde sind beschäftigt, die hängen- und liegenden gebliebenen Nachzügler wieder flott zu machen. Was den menschlichen Augen und Armen erreichbar ist, bringen sie auch Alles fort, was aber inzwischen in den unergründlichen Fluten unserer tiefen Seen zu Grunde ging — alljährlich in die Tausende von Klauern — sieht nicht eher die Sonne wieder, bis eine neue Erdrevolution die furchtbaren Tiefen bloßlegen wird, die jetzt die grünen Fluten unserer oberbayerischen Seen bedecken.

Schöft am Westensee.

(Zill 2. 665.)

Auch der Norden hat seine landschaftlichen Schönheiten! Die ihr, stolz im Besitze eurer himmelragenden Berge, das Flachland verachtet, steigt nur einmal hernieder in die Region der Heiden, der Föhrenwälder und Buchenhaine, der stillen Seen und der Moorregen, und ihr werdet auch dort Punkte treffen, die durch ihren Frieden und die Romantik der Szenerie das Gemüth anheimeln. Die grünen Seen der Havel, Pommerns und Necklenburgs Binnenmeere, nicht minder aber jene Holsteins, zeigen alle dieses friedliche Gepräge und laden ein zur Ruhe, zur Selbstschauheit. Wer sich von Kiel, der mächtig aufblühenden Hafenstadt mit ihrem regen kriegerischen Treiben nach Abend hin wendet, wer die fruchtbaren Roggen- und Buchweizenfelder, die herrlichen Buchenwaldungen dort durchwandert, der gelangt schon nach kurzem Marsche nach dem idyllischen Westensee, den sanfte Hügelreihen umkränzen. Der Mensch, der hier lebt, das Haus, das er baut, sie zeigen den germanischen Urtypus in Geist und Körper am reinsten. Aber auf diese niederfachsischen Bauern, wie sie in Schöft wohnen, passen noch ganz die Schilderungen des Tacitus. Hier finden wir noch immer die blauen Augen, röthlich blonden Haare und großen Gestalten, welche der alte Römer in seiner Germania hervorhebt. Auch die Charakterzüge, die wir von den Germanen aus den Schilderungen des Tacitus kennen, und die wir in den Kämpfen der Sachsen gegen die Franken unter Karl dem Großen bewundern, sind dem Stamme heute noch eigen. Der zähe Widerstand gegen alles Fremdartige, sei es ein neues Recht oder ein neuer Glaube, ist noch heute jenen Altsachsen eigen, die scheu vor Neuerungen zäh am Alten festhängen. Gleichwie dieser Bauer in Sitten und Gebräuchen am Hergebrachten festhält, so hat er auch die plattdeutsche

THESE FIGURES ARE FROM THE COLLECTION OF THE
 MUSEUM OF THE CITY OF BOSTON, AND ARE
 THE PROPERTY OF THE CITY OF BOSTON.

FIGURE 100
 (SEE PAGE 100)



FIGURE 101
 (SEE PAGE 101)



FIGURE 102
 (SEE PAGE 102)

THESE FIGURES ARE FROM THE COLLECTION OF THE
 MUSEUM OF THE CITY OF BOSTON, AND ARE
 THE PROPERTY OF THE CITY OF BOSTON.

Der Wirthin Töchterlein.

Novelle von Hermann Desslauer.

(Fortsetzung.)

Den nächsten Tag — es war ein Feiertag — hielten die Gloden friedlich über Dammhausen hin. Die Predigt war zu Ende, und aus den geöffneten Thüren der Kirche strömte die andächtige Schaar der festlich gekleideten Bauern, im Knopfloch den bunten Blumenstrauß, in der Hand den Rosenkranz. Die Weiber eilten nach Hause, die Männer in's Wirthshaus, während die Jungen auf dem großen Platz vor demselben sich schäuernd mit den Mädchen herumtrieben oder sich breit auf die beiden Steingeländer der Brücke setzten, Jeden, der vorüberging, neckend und mit Stichelworten verfolgend.

Unter der Menge, die aus dem schlichten Gotteshause getreten, war auch der alte Mark mit seinen beiden Töchtern gewesen. Agnes hatte noch nie so heiß und innig zu Gott geseht, als an diesem Tage; die Erhörung war nicht ausgeblieben, und mit einem Herzen voll Ruhe und Frieden, mit sich selbst entschlossen und entschieden, trat sie aus den dunkeln weihraucherfüllten Räumen auf den Platz unter die grünen Bäume, auf denen der Jauerglanz der Sonne warm und golden lag.

Der alte Mark legte im Wohnzimmer den sonntäglichen Rod ab und nahm dann seinen Weg zur Laube im Hausgärtchen, wo er nach der Predigt regelmäßig mit Agnes ein Stündchen zu verplaudern pflegte. Das war die einzige Erholung, die sich der thätige Mann während der ganzen Woche gönnte, und er liebte es, während er ein Gläschen Wein behaglich schlürfte, hier mit seiner Tochter Mancherlei in Haus und Wirthschaft zu besprechen, zu berathen und zu beschließen.

Heute sah er ernst und sorgenvoll aus; denn das Wesen seiner Tochter bekümmerte ihn. Es war gestern das erste Mal gewesen, daß Agnes zu Bette gegangen war, ohne dem Vater oder ihrer Schwester gute Nacht zu sagen. Sie hatte sich gleich, nachdem sie zu Hause gekommen war, eingeschlossen, und Babette, die leise an ihre Thüre geklopft hatte, gebeten, allein bleiben zu dürfen. Beim Frühstück sah sie blaß und leidend aus und war wider ihre Gewohnheit in sich gelehrt und einsylbig. Der Vater forschte nicht nach dem Grunde. Es war gegen seinen Grundsatz, den Kindern Vertrauen abzufordern. Ein halb abgezwungenes Geheimniß, pflegte er zu sagen, werde auch nur halb mitgetheilt; man müsse aufhören, an seinen Kindern erziehen zu wollen, wenn diese selbst solche schon erziehen könnten, und zur rechten Zeit kämen sie doch zum Vater zurück, ihm ihr Herz auszuschnitten.

Agnes erwartete in bereits.

Das Gespräch war einsylbig und drehte sich um wirthschaftliche Gegenstände.

Der alte Mark merkte wohl, daß seine Tochter mit ihrem Geiste wo anders war, aber er ließ sie gewähren und schwieg.

„Vater,“ sagte diese endlich, indem sie von dem Glase, das sie bisher gedankenvoll zwischen den Händen gedreht hatte, aufsaß, „ich habe etwas mit Dir zu sprechen.“

„Ich wußte das, mein Kind,“ entgegnete Mark sanft, und legte seine Hand zärtlich auf das Haupt seiner Tochter, „rede offen, Du weißt, daß Du Dich Niemandem besser anvertrauen kannst, als Deinem Vater.“

„Hellmann,“ begann Agnes zögernd, „ist gestern nicht abmarschirt.“

„Ich habe davon gehört.“

„Ich traf, ohne meinen Willen, Abends im Schlosspark mit ihm zusammen und — wir haben lange mit einander gesprochen.“

Agnes machte eine kleine Pause.

„Und was war der Inhalt eures Gespräches?“ fragte Mark.

„Er hat mir seine Liebe gestanden,“ entgegnete Agnes erröthend und ihr Haupt an der Brust des geliebten Vaters verbergend.

„Du liebst ihn wieder?“ fragte dieser bewegt.

„Ja,“ sagte Agnes leise.

„Und hast es ihm gestanden?“

„Nein, ich hat um Bedenkzeit bis heute Abend.“

„Und was willst Du ihm heute sagen?“

„Vater, ich liebe ihn,“ wiederholte sie leise.

„Du weißt, Agnes,“ sagte der alte Mark, „daß mein einziges Glück ist, euch, meine Kinder, glücklich zu wissen. In der Jugend arbeitet man für sich, wünscht für sich, hofft für sich. Im Alter ist das anders. Man sieht, wie die besten Freunde, die am treuesten zu Einem gehalten haben, begraben werden; man begräbt sogar das Weib, und damit schon die Hälfte seines eigenen Lebens; man lernt erkennen, daß das Leben nur ein Verlieren, und der Tod kein Verlust sei. So arbeitet man denn nicht mehr für sich, sondern für Andere; wünscht und hofft nicht mehr für sich, sondern für Andere, und sucht das Glück wenigstens dadurch dauernd zu machen, daß man es auf dritte geliebte Personen überträgt und es ihnen zum Erbe zu lassen bestrebt ist. Ihr, meine Kinder, seid die einzigen Schätze, von denen ich mich einstmals mit schwerem Herzen trennen werde; aber der Abschied von euch wird mir leichter werden, wenn ich euch glücklich weiß.“

Thränen traten dem alten Mark in die Augen, heilige Thränen, die ihm seine Tochter stürmisch von den Wangen lästete.

„Mein guter, guter Vater!“ sagte sie.

„Ich kenne Dich,“ fuhr der alte Mark fort, „zu gut, um nicht zu wissen, daß Du bei der Wahl des Mannes, dem Du Deine Hand reichen willst, besonnen und verständig handeln werdest. Du weißt, daß Du in der Ehe nicht nur Freunden der Liebe, sondern auch schweren Pflichten entgegen gehst. Du, mein Kind, wirst Dich ihnen nie entziehen — glaubst Du jedoch auch, daß Hellmann sie Dir redlich werde tragen helfen, und daß er stets sein erstes Bemühen darin finden werde, zu Deinem Glück beizutragen, was in seinen Kräften steht?“

„Hellmann liebt mich von ganzer Seele,“ entgegnete Agnes.

„Dann bedenk noch Eines: Der Mann, der sich um Deine Hand bewirbt, bewegt sich nur in den vornehmen, in den sogenannten höheren Kreisen. Du wirst dort eingeführt und — zweifle nicht daran — mit Vorurtheil empfangen werden. Man wird Deine Bildung, Deinen Geist, Deine Schönheit, Deinen Charakter übersehen und wird sich an Deine Herkunft hängen, nach der die Welt zuerst fragt. Bildung, Geist, Schönheit und Charakter an Dir werden bemäht werden, weil sie keine Dame von Geburt — wie man's nennt — schmücken; der Reiz und die bösen Jungen werden sich endlich an Dich wagen und jede Blöße, die Du Dir gibst, wird zu einem Verbrechen werden. Vielleicht dauert all' dieß Treiben nur eine Weile, wenn Du Dich ruhig, sicher und klug benimmst, und man wird Dich, wenn auch mit Bedauern, gelassen lassen. Wie aber wird Hellmann sich zu diesen Möglichkeiten stellen? Wird er Dir eine treue Stütze sein, und wo er Dich zurückgesetzt glaubt, mit um so größerem Stolz auf Dich zeigen — oder wird er böswilligen Einflüsterungen Gehör schenken, und wäre nicht möglich, daß er bereue, die Tochter eines Wirths aus einem kleinen unbekannten Dorfe geheirathet zu haben, er, der zu viel bedeutenderen und glänzenderen Particen berechtigt war?“

„Du erschreckst mich, Vater,“ antwortete Agnes; „ich habe in dessen auch schon daran gedacht, wenn gleich stets bemüht, solche Einwände durch den festen Glauben meines Herzens an Hellmann's edlen, unveränderlichen Sinn zu zerstreuen.“

„Wenn Du den Glauben fest im Herzen trägst, mein Kind, wäre es von mir Unrecht, Dir ihn rauben oder erschüttern zu wollen. Wir Menschen treten mit blinden Augen in die Zukunft; wir können nichts thun, als glauben und vertrauen.“

„Nein, nein,“ rief Agnes lebhaft. „Ich will Hellmann auf die Probe stellen!“

„Wie kannst Du das?“ fragte Mark verwundert.

„Hellmann hat mich eigentlich noch nie in der Familie oder doch nie im Geheime gesehen; es ist ihm nie sichtbar vor den Augen gestanden, daß ich kein Fräulein von der Stadt, sondern nur ein Mädchen vom Dorfe bin. Heute Nachmittag wird er kommen, ich aber werde die Gäste im Garten mit Babette bedienen, werde Krüge füllen und zutragen, werde Stühle beistellen und ihm so furchtlos zeigen, daß ich stolz bin, Deine Tochter, mein theurer Vater, zu sein.“

„Dein Vorhaben mißfällt mir,“ sagte der verständige Mark,

„Ichon allein darum, weil ich es nie gerne gesehen habe, wenn Du Dich unter die Gäste mischst. Ich habe Dich nicht dazu erzogen, und von den Einlehrenden kann ich nicht verlangen, daß sie einen Unterschied zwischen meinen Kindern machen.“

„Es gilt ja heute nur eine Ausnahme,“ bat Agnes, „und,“ setzte sie lachend bei, „ich will mich tummeln, daß die Gäste keinen Unterschied zu machen geneigt sein sollen.“

„Treibe es nur nicht zu arg,“ meinte der alte Mark; „sonst könntest Du leicht auch Hellmann dahin bringen, daß er keinen Unterschied mehr zwischen Dir und Babette macht, und das wäre Dir gewiß nicht lieb.“

„Habe keine Angst, Vaterchen,“ lachte Agnes; „aber nicht wahr, er wird die Probe bestehen?“

„Wenn er glücklich werden soll, gewiß,“ sagte der Vater, und aus Agnes' Augen strahlte ein Himmel von Glück und Seligkeit. Sie schien ihres Sieges so gewiß.

„Was wird,“ frug nach einer Weile der alte Mark, „wohl Gartner dazu sagen?“

Agnes erschral.

„Sprich nicht von ihm,“ sagte sie, „wir werden ihn nie mehr hier wiedersehen.“

„Was ist geschehen?“

Mit kurzen Worten erzählte Agnes das Ereigniß des gestrigen Abends.

Das Entsetzen sträubte die Haare des alten Mark. Tief athmete er auf, als Agnes geendigt.

„Gott hat Dich sichtbar in seinen gnädigen Schutz genommen,“ sagte er, „Du mein liebes, theures Kind.“

Er zog sie zu sich und preßte sie fest an seine Brust, wie um sich zu versichern, daß er sein liebste Kleinod sicher in Händen habe. Dann hob er ihr Haupt empor und lästete die schöne Stirne.

„Dir muß,“ sagte er, „noch großes Glück zugebracht sein, weil Du solcher Gefahr entgangen bist.“

Agnes bat ihren Vater, diese schlimme Begegnung zu verschweigen. Ihr Bekanntwerden konnte nur dazu beitragen, Hellmann zu bedrängen, und war die Verlobung Agnes' mit diesem erfolgt, so stand zu erwarten, daß sich Gartner, so lange als das Mädchen noch in Dammhauen blieb, beruhigen und sich von dem Dorfe fern halten werde.

Der Nachmittag versammelte schon frühzeitig die Bauern in der Schenke. Der große Garten war angefüllt mit durstigen Gästen, ein Faß nach dem andern wurde aus dem Keller heraufgewunden, und als Agnes ihrem Vortat gemäß der Schenke zuschritt, begegnete sie ihrem Bruder, der eben aus dem Hause für die Neuangekommenen Stühle holen wollte.

„Laß die Stühle im Gastzimmer stehen,“ sagte sie, „und nimm die in unserer Laube.“

„Die guten?“

„Ja.“

Der Bruder forschte nicht weiter nach und ging, wenn auch topfschüttelnd, das Befohlene zu thun.

Schon war das Leben in vollem Gange, in Scheune, Hof und Garten wogte es hin und her, die Gläser klirrten, Tücher wurden zugeklagen, Speisen herbeigeschrien, dazu ward gelacht, gestritten, gelungen — die beiden Mädchen hatten vollauf zu thun, alle in diesem Loben laut werdenden Wünsche zu erfüllen, als Hellmann glühend vor Eile in den Hof eintrat.

Er drängte sich durch die umstehenden Bauern und nahm den Weg zur Laube, wo er Agnes zu finden hoffte.

In seinem Verwundern war die Laube leer und zeigte, der gewohnten Stühle beraubt, ein recht unfreundliches, ungestaltetes Aussehen. Hatte man gar nicht auf ihn gerechnet? hatte man ihn gar nicht erwartet? Das schien doch unmöglich.

Unmuthig wandte er sich zum Hause zurück, wo er Babette traf.

„Wo ist Agnes?“ fragte er.

„Im großen Garten,“ war die Antwort.

„Im großen Garten?“ wiederholte Hellmann gedehnt. „Wollen Sie nicht so freundlich sein, Ihre Schwester in meinem Namen zu bitten, hierher zu kommen?“

„Agnes bedient heute,“ entgegnete Babette, „sie wird kaum Zeit haben.“

„Sie bedient?“ dachte Hellmann. „Heute, da sie weiß, daß ich komme, um ihre Hand anzuhaken?“

Er wischte sich den Schweiß von der heißen Stirne, und man konnte nicht wissen, ob dieß die Folge seines überraschen Gehens, oder die Folge einer plötzlichen Aufregung war.

„Agnes läßt Sie bitten,“ meldete Babette zurück, „gefälligst in den großen Garten zu kommen, es sei ihr im Augenblicke unmöglich, von den Gästen loszukommen.“

Was war zu machen? Hellmann kämpfte seine Ueberrasshung nieder und ging, die Geliebte aufzusuchen.

Sein erster Blick, als er in den Garten trat, traf Agnes.

Sie stand an einem Tische, der von einem Trupp junger Bauernbursche umdrängt war, eben im Begriffe, an dem vollen Glase zu nippen, das ihr Einer aus der Gesellschaft angeboten hatte.

Jornig ballte Hellmann seine Faust.

Agnes hatte ihre Augen auf die Thüre gerichtet gehabt; als Hellmann unter ihr sichtbar geworden war, stellte sie das Glas auf den Tisch und schritt mit leichtem Fuße auf Jenen zu, ihn mit der unbefangenen Miene willkommen heißend.

Wie schön stand sie vor ihm! Ein braunes, schlichtes Kleid umschloß eng die schlank, volle Gestalt, ihre Wangen waren leicht geröthet, und es war ein allertiefstes Lächeln, mit welchem sie zu ihm sagte: „Sie sehen mich heute als fungirande Melletin! Wie gefalle ich Ihnen?“

„Sie sind reizend wie immer!“ rief Hellmann mit ungeheurer Entzücken; denn — abgesehen von der lederen Geldtafel mit dem schimmernden Messingstoß, die dem Mädchen an der Seite hing — so, in dieser Schönheit, Anmuth und Einfachheit hatte er sich seine künftige Hausfrau immer getraunt.

„Bleiben Sie hier, Agnes!“ sagte er dann traurig bei, „ich hätte Ihnen so Vieles zu sagen.“

Agnes senkte den Blick zu Boden.

„Es sind zu viele Fremde hier,“ sagte sie, „ich muß heute im Gespräch helfen. Vielleicht können wir uns heute Abend sprechen. Nehmen Sie indessen dort Platz,“ sie deutete auf einen noch leeren Stuhl in der Ecke, „ich werde —“

„Agnes! Agnes!“ rief es jetzt hier und dort von den Tischen her.

„Sie sehen, wie nothwendig ich bin!“ lachte sie und verichwand, die ungeduldigen Gäste zu befriedigen.

Hellmann nahm verdrießlich an dem ihm angewiesenen Tische Platz.

Agnes stellte ihm eine Flasche mit Wein hin, es gelang ihm nicht, sie in ein Gespräch zu verwickeln.

„Nur ein Wort!“ fluchte er.

„Später, später!“

So saß er einsam und allein; neugierig von den Blicken der umsitzenen Bauern gemustert, denen die Erscheinung eines Offiziers hier etwas Neues war.

Mit finstern Augen verfolgte dieser jede Bewegung der Geliebten und voll Unmuth bemerkte er, daß sie für Jedermann ein freundliches Wort, für Jedermann ein heiteres Lächeln habe und ahnte nicht, wie wenig wohl im Grunde dem Mädchen zu Muthe war, bei all' der unbefangenen frohen Miene, die sie zur Schau trug.

Wieweilen begegnete ihr Blick dem Hellmann's und schien diesem die finstere Wolke von der Stirne nehmen zu wollen, doch war das ein fast unmögliches Ding, besonders wenn kurz vorher irgend ein Bauernbursche in seiner mit Silberthalern besetzten Jacke Lust gezeigt hatte, dem Mädchen auf seine Art deutlich zu machen, wie sehr er von der Schönheit ihrer Erscheinung gerührt und hungrig sei.

Agnes wich, man mußte das zugeben, solchen Versuchen immer geschickt und ohne zu verlegen aus; die Bursche gewahrten aber doch nur zu bald, daß ihre Aufmerksamkeit mehr dem Offizier an dem Tisch in der Ecke zugewendet war, und sie begannen das Mädchen darum zu sticheln und zu necken.

Wie gerne hätte dieses dann und wann ein Wort mit Hellmann gewechselt oder sich auf einige Minuten zu ihm gesetzt; aber sie fürchtete den Spott dieser lebenswürdigen Dorfjünglinge noch mehr zu reizen, und so hatte wenig gefehlt, daß sie ihr ganzes Spiel bereute und verwünschte.

Nun war die Neue zu spät, und das Verwünschen half nichts. Das Begonnene mußte durchgeführt werden.

So verstrich einige Zeit, als der alte Mark erschien, und wie wenn er jetzt erst bemerkte, daß Hellmann allein sei, bei diesem Platz nahm. Sie plauderten über Dieses und Jenes, aber Hellmann war zerstreut und der Alte klug genug, zu thun, wie wenn er es nicht bemerkte.

In diesem Augenblick trat auch Agnes zu ihnen.

Hellmann machte ihr Vorwürfe, daß sie sich gar nicht sehen lasse. Er sprach scheinbar nur im Scherz; der dahinter versteckte Graß war indeß unschwer zu erkennen.

Da rief es schon wieder:

„Agnes!“

Das Mädchen folgte diesmal mit etwas unmuthiger Miene.

„Was wollt ihr?“ rief sie den Burschen, von deren Tisch der Ruf ausgegangen war, entgegen.

„Oho,“ lachte Einer, „wenn wir auch keine Uniform tragen, wir sind um kein Haar schlechter als Andere.“

„Ja wohl,“ bestätigte ein Zweiter, „und Du, wenn Du auch Stiefelchen trägst, um kein Haar besser als wir.“

Hohes Gelächter begleitete die plumpe Anspielung.

In Agnes' Gesicht schlug die helle Blut; Hellmann, der nur ein paar Worte von Allem verstanden hatte, fuhr in die Höhe, der alte Mark drückte ihn aber nieder.

„Weiben Sie nur,“ sagte er; „das ist nicht so schlimm gemeint, als es sich anhört.“

Einer der Bursche bestellte bei Agnes ein Huhn.

Als sie von der Küche zurückkam und wieder an den Tisch treten wollte, an dem ihr Vater saß, ward sie auf's Neue zurückgerufen.

„Hast Du das Huhn bestellt?“

„Ja.“

Nun, Eure Hühner pflegen an einem Ueberfluß von Magerkeit zu leiden,“ rief der Bursche mit seinem weinerhigten Gesichte. „Bring mir das Huhn, bevor es geschlachtet wird; ich will mir's erst anschauen.“

Das Mädchen machte Vorstellungen.

„Bring mir das Huhn,“ unterbrach sie der Andere herrisch. „Mein Mensch pflegt die Hase im Sack zu laufen.“

Agnes sah ihren Vater fragend an.

„Geh,“ sagte dieser ruhig, und sie ging.

„Das ist doch unerträglich!“ knirschte Hellmann.

„Sie ist die Tochter eines Wirthes,“ bemerkte der Alte, „sie muß solche Vorkommnisse ertragen lernen.“

Agnes brachte das in ihren Händen sich sträubende Huhn.

Der ganze Kreis der Bauernbursche lachte hell auf und das arme Geschöpf machte die Runde von Hand zu Hand.

Zuletzt kam es an Denjenigen, der es bestellt hatte. Aufmerksam betrachtete er es von allen Seiten.

„Das ist zu mager!“ rief er dann und schleuderte das zappelnde Huhn über den Gartenzaun hinaus auf's Feld, wo es weiter flog.

„Ich zahl' es,“ schrie er, auf den Tisch schlagend, daß die Gläser in die Höhe flogen — „bring mir ein anderes.“

Agnes sah ihren Vater wieder an; der aber sagte diesmal kein Wort, und aus seinem Blicke war nicht Ja oder Nein zu lesen.

Agnes ging wieder.

Als sie das zweite Huhn brachte, wiederholte sich die vorige Szene, nur unter noch größerem Gelächter und Lärmen. Dieselbe Unteruchung, dieselben Spässe, dasselbe Urtheil — und wieder flog das als zu mager befundene Huhn über den Zaun hinaus in das Feld.

„Ich zahl' es,“ schrie der weintrunkene Bursche unter dem Beifallgelächter seiner Freunde; „ich zahl' es, bring mir ein anderes.“

Diesmal aber sprang der alte Mark von seinem Stuhle auf — mit hastigen Schritten auf die Burschen zu, riß den Adelsführer mit kräftigem Ruck aus dem Kreise seiner Kameraden, stieß die in's Feld führende Gitterthüre auf und setzte den allzu wählerischen Jüngling in etwas unsanfter Weise auf das Gras vor dem Garten.

„So, Michel,“ sagte er dann ruhig, indem er die niedrige Thüre wieder schloß; „so, jetzt ist Deine Hühner, wo du magst. Die andern, die ich noch im Stalle habe, sind alle nicht viel fetter, als die Dir meine Tochter gebracht hat.“

„Es geschieht ihm ganz recht!“ sagten die älteren Bauern, in-

deß sich der also um das gewünschte Huhn Betrogene scheitend fortrollte. Seine Freunde saßen verbucht um den Tisch, der alte Mark aber verließ unwillig den Garten und schritt auf das Haus zu. Zu Agnes sagte er im Vorübergehen: „Ich habe es Dir doch gesagt, ich will nicht, daß Du mit diesen Burschen in Verührung kommst.“

Agnes sah ihren Vater betroffen an und blickte hinüber zu Hellmann, der mährisch den Kopf zu Boden gesenkt hielt.

Plötzlich fuhr er auf, schnallte den Säbel um, den er bei seinem Kommen abgelegt hatte, und verließ eilig den Garten, ohne Agnes zu grüßen, ohne sie nur eines Blickes zu würdigen.

So weit also war es gekommen.

Das hatte sie mit der „Probe“ erreicht.

Nach einem Gedanken fähig, griff sie zum nächsten Stuhle; in tollem Wirbel schien sich Alles um sie zu drehen, und aus ihren farblosen Lippen preßte sie nur das eine Wort: „Vorbei!“

Ach, es ist ein schmerzliches Wort, das Wort: Vorbei! Es spricht von einem Gluck, das durch ein neidisches Geschick zerfchlagen worden ist, es spricht von einer Morgentröthe, die im Grau erloschen ist, ohne den verheißenen heiteren Tag heraufgeführt zu haben; es spricht von einer Rose, die sich von lieber Hand brechen ließ, ohne zu ahnen, daß der nächste Augenblick schon sie in den Staub der Straße werfen werde; es spricht von einer Nacht, die kein erster Sonnenstrahl, der frohe Bote des leuchtenden Tages, mehr verschuchen wird; es spricht von Sternen, die ewig fruchtlos juriid ersehnt, vom düstern Grau des Unglücks umflort weiterziehen, und Alles, was bleibt, ist ein Schmerz in der Seele, ist ein welckes Blatt, ist ein gebrochenes Herz.

In diesem Augenblicke erschien Dabette mit der Nachricht, der Vater wünsche Agnes zu sprechen.

Diese schwankte dem Hause zu; sie vermuthete, der Vater werde sie auffordern, den Garten zu verlassen, und sich nicht weiter der Gäste anzunehmen.

Hellmann war indeß nicht fort, wie sie geglaubt hatte. Er war vielmehr in größter Aufregung in das Haus geeilt, und hatte den alten Mark aufgesucht, den er in seinem Wohnzimmer traf.

„Wie können Sie,“ frug er, ohne sich wegen seines gegen alle Sitte höflichen Eintretens zu entschuldigen, „Ihrer Tochter zumuthen, solchen ungehobelten Gästen gegenüber zu treten?“

„Sie ist,“ antwortete der Alte achselzuckend, „wie ich Ihnen schon sagte, die Tochter eines Wirthes, und muß derlei Vorkommnisse ertragen lernen.“

„Sie haben Ihre Tochter nicht dazu erzogen,“ rief Hellmann wieder; „es ist deßhalb unrecht, daß Sie von ihr verlangen, sich dem Verkehr mit solchen Leuten anzufügen.“

„Hm,“ meinte der Wirth gutmüthig lächelnd, „darüber läßt sich streiten; ich bin Ihnen jedoch für alle Fälle zu Dank verpflichtet, daß Sie bestrebt sind, mich über Recht und Unrecht zu belehren, und daß Sie mir klar zu machen suchen, was ich in meinem Hause darf und was nicht.“

Hellmann sah dem Alten verbucht in's Auge und vermochte nicht zu erkennen, ob dieser beleidigt oder nur scherzhaft die eben gehörten Worte gesprochen hatte.

Er ging mit großen Schritten durch das Zimmer und blieb endlich aufgerichtet vor dem Wirthes stehen, der ihm bis jetzt ruhig zugehört hatte.

„Herr Mark,“ sagte er, „ich muß Ihnen ein Geständniß machen, das ich Ihnen vermuthlich erst morgen gemacht hätte. Jetzt zwingt mich der Augenblick dazu: ich liebe Ihre Tochter.“

Der alte Mark spielte den Ueberraschten.

„Meine Tochter Agnes?“ frug er mit der Miene des Erstaunten.

„Ja, Ihre Tochter Agnes. Ich liebe sie mit der ganzen Fülle meines Herzens und bin hier, sie mir aus Ihrer Hand zu meinem Weibe zu erbitten.“

Der alte Mark ging im Zimmer nachdenkend auf und ab, die Hände auf dem Rücken.

„Sie werden es begreiflich finden, Herr Oberlieutenant,“ sagte er dann, „daß mich Ihr Antrag überrascht. Sie kennen meine Tochter erst seit wenigen Tagen.“

„Aber lange genug,“ fiel Hellmann ein, „um die großen Vorzüge ihres Geistes und ihres Herzens bewundern und lieben zu lernen.“

The 1990s were a decade of significant change and challenge for the world. The decade began with the end of the Cold War, which led to a period of relative peace and stability. However, the 1990s also saw the emergence of new global challenges, such as the HIV/AIDS epidemic and the environmental crisis. The decade was also marked by the rise of the Internet and the digital revolution, which transformed the way we live and work. The 1990s were a decade of both progress and adversity, and it is important to reflect on the lessons we can learn from this time.

THE 1990s

The 1990s were a decade of significant change and challenge for the world. The decade began with the end of the Cold War, which led to a period of relative peace and stability. However, the 1990s also saw the emergence of new global challenges, such as the HIV/AIDS epidemic and the environmental crisis. The decade was also marked by the rise of the Internet and the digital revolution, which transformed the way we live and work. The 1990s were a decade of both progress and adversity, and it is important to reflect on the lessons we can learn from this time.



THE 1990s



THE 1990s

Die Illustrierte Welt.

Sechzehnter Jahrgang.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 1½ M. rhein.

N. 49.

Stuttgart, 1868.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 1/2 M. rhein.

Mit der Stahlschlag-Gratis-Lugabe: Das Winterbergnügen. Gem. von Th. Piriz, gest. von Geper.

Ein Fälschmünzer.

Aus den Papieren eines Polizeibeamten

von

Emad August König.

„Und ich wiederhole Ihnen, der Sitz der Fälschmünzerbande ist dieses Städtchen,“ erwiderte ich dem Bürgermeister, der alle meine Gründe schweigend angehört hatte und noch immer nicht überzeugt war. Der alte Herr schob die silberne Brille auf die Stirne und blickte mich mit seinen großen grauen Augen an, als ob er fragen wolle, wie ich es wagen könne, seinen Ansichten mit solcher Entschiedenheit zu widersprechen.

Ich war erst vor einer Stunde angekommen und hatte sofort den Bürgermeister um eine vertrauliche Unterredung gebeten, weil ich ihn in den Zweck meiner Reise einweihen mußte, wenn ich im entscheidenden Augenblick seinen obrigkeitlichen Beistand beanspruchen wollte.

„Überall tauchen jetzt die falschen Treuforscheine auf,“ fuhr ich fort, „und aus Ihrem Bericht an die Regierung geht hervor, daß gerade hier die Klaffen überschwemmt sind, wenn ich des Ausdrucks mich bedienen darf.“

„Das müßte Ihnen ein Beweis sein, daß die Fälscher gerade hier nicht zu suchen sind,“ meinte der kleine Herr. „Die Leute werden so klug sein, an dem Orte, an welchem sie sich befinden, keinen falschen Schein zu verausgaben.“

„Wenn man die gewöhnlichen Erfahrungen zu Rathe zieht, so ist das allerdings richtig; ich aber hege die Ueberzeugung, daß wir es mit einem raffinierten Gauner zu thun haben, der gerade hiedurch die Behörde auf falsche Fährte lenken will.“

Der Bürgermeister schüttelte zweifelnd das Haupt, er konnte sich in diese Anschauung nicht hineinfinden.

„Ich werde ganz natürlich Sie unterstützen,“ versetzte er; „aber ich gebe Ihnen die Versicherung, Sie werden die Zeit hier unnütz verlieren.“

„Das wird sich finden,“ antwortete ich ungeduldig. „Einstweilen bitte ich Sie nur um Ihre Verschwiegenheit.“



Johann Rospert Plunischli. Nach einer Photographie. (Z. 579.)

„Auf die Sie sich verlassen können. Welchen Zweck wollen Sie für Ihre Anwesenheit hier vorschlagen?“

„Die Absicht, hier in der Nähe mich anzulaufen.“

„Schön, ich werde das Jedem sagen, den es interessiert. Heute Abend bitte ich Sie, mein Gast zu sein.“

Ich nahm die Einladung an.

Nachdem der Bürgermeister sich einmal mit dem Gedanken ver-

traut gemacht hatte, daß ich trotz seines guten Rathes und seiner entgegengekehrten Meinungen bleiben werde, um Nachforschungen anzustellen, entwickelte er in dem Bestreben, mir alle Wege zu ebnen, einen Eifer, der mich gewissermaßen äbertaschen mußte.

„Ich wüßte Ihnen kein Subjekt in dieser Stadt namhaft zu machen, dem ich so viel Muth und Geschicklichkeit zutraute, falsche Banknoten anzufertigen und zu verbreiten,“ sagte er, während er mir eine Priße anbot, „und unter unsern Lithographen finde ich auch keinen Künstler ersten Ranges. Daß ein sehr geschickter Lithograph die Platten angefertigt hat, unterliegt keinem Zweifel, Sie werden das zugeben müssen.“

„Allerdings.“

„Na, Sie werden sich ganz allein auf Ihren Scharfblick verlassen müssen, mit Notizen kann ich Ihnen leider nicht dienen.“

Damit war die Unterredung beendet.

Ich ging in den Gasthof zur goldenen Krone, um ein Zimmer für einige Tage zu mieten und mit dem Wirth das Nöthige für die Dauer meines Aufenthalts zu verabreden.

Eine Stunde später fand ich mich in der Wohnung des Bürgermeisters ein. Er stellte mich seiner Frau und seiner Tochter vor und bemerkte, sein künftiger Schwiegersohn, der Verlobte seiner Tochter, werde wohl auch bald erscheinen.

Helma, die Tochter des Bürgermeisters, war eine blasse Blondine, deren nichtsagendes, kindliches Gesicht für mich nichts Anziehendes hatte, auch schien sie mir in ihren Bemerkungen ziemlich schnippisch und vorlaut zu sein.

Sie knippte augenblicklich eine Unterhaltung mit mir über den Zweck meines Besuches an, erlaubte sich, mir verschiedene Besitzungen in der Nähe anzupreisen, und bemerkte mir zum Schluß, ihr Verlobter schwankte noch in der Wahl seines künftigen Wohnorts.

„Er weilt erst seit vier Wochen hier,“ ergänzte der Bürgermeister die letzte, mir etwas dunkle Bemerkung, „er war von einem Jugendfreund an mich empfohlen.“

„Und er wußte unsere Herzen im Sturme zu erobern,“ sagte die Hausfrau hinzu, deren Lippen ein selbstbewußtes Lächeln umspielte.

Von den Menschen, welche jedes Herz im Fluge zu erobern wissen, halte ich nicht viel, ich habe die Erfahrung gemacht, daß sie mit wenigen Ausnahmen Heuchler sind, welche hinter einer scheinheiligen Maske egoistische Absichten verbergen. So kam es, daß ich von vornherein gegen den Verlobten der redseligen jungen Dame eingenommen war.

„Herr Schmidt gedenkt seine bedeutenden Kapitalien in einem Bergwerk anzulegen,“ fuhr der kleine Herr fort, nachdem er geräuschvoll eine Priße genommen hatte; „er hat das Vergnügen studirt und will seine Kenntnisse in den hiesigen Bergwerken bereichern. Gelingt es ihm, hier eine ergiebige Ader zu entdecken, was sehr wohl möglich ist, so kauft er sich hier an.“

Ich fand keine Zeit, hierauf einige passende Worte zu erwidern, wie die Höflichkeit es erfordert hätte, denn bei den letzten Worten des Bürgermeisters trat der vielgepriesene Bräutigam ein. Er war hoch und schlau gewachsen, sehr elegant gekleidet und zeigte durch sein weltmännisches Auftreten und Benehmen, daß er mit den höheren gesellschaftlichen Kreisen nicht unbekannt geblieben war. Aber es lag etwas in seinem ziemlich hübschen Gesicht, was mich unangenehm berührte, etwas, was man mit Worten nicht wohl beschreiben kann, sondern sehen und fühlen muß.

Er grüßte mich sehr höflich und wandte sich bei Tisch oft zu mir, um speziell mit mir über irgend einen Punkt zu plaudern. Mit einer Gefügigkeit, die mir nicht gefiel, ging er auf meine Ansichten ein, er opponirte nie, ja, ich glaubte zu bemerken, daß er mir zulieb ein schon gefälltes Urtheil zurücknahm.

Im Uebrigen gefiel mir der Mann sehr wohl, er besaß eine sehr angenehme Unterhaltungsgabe, lachte gerne und ließ einen Scherz gelten.

Ich muß gestehen, wir unterhielten uns vortrefflich, unsere Unterhaltung war ein Maleidoskop, in welchem die mannigfaltigsten Dinge zum Vorschein kamen.

Ich erwähnte natürlich auch die Bergwerke aus Courtoisie und um zu zeigen, daß ich in diesem Fache etwas bewandert war; aber merkwürdigerweise wies Herr Schmidt meinen Fragen und Ansichten aus, um sofort auf ein anderes Thema überzuspringen, Daß

frappirte mich, ich glaubte vermuthen zu müssen, Herr Schmidt fürchte von mir auf den Zahn gefühlt zu werden und im Examen durchzufallen.

Indes vergaß ich das im Laufe der Unterhaltung bald wieder, und im Grunde konnte es mir ja auch gleichgültig sein, welche Kenntnisse dieser Herr in seinem Fache besaß.

Als ich mich erhob, um Abschied zu nehmen, fragte Herr Schmidt mich, wo ich logire. Ich erwiderte: in der goldenen Krone; darauf meinte er: so könnten wir den Weg gemeinschaftlich machen, er wohne auch dort.

Es gefiel mir ganz und gar nicht, daß mein Begleiter sich auf dem Wege zum Gasthofe in wüthigen und beißenden Bemerkungen über des Herrn Bürgermeisters, seines künftigen Schwiegersvaters, „lauren Grüneberger“ erging, und daß er, hiermit allein nicht zufrieden, auch seiner einstigen Schwiegermutter „übertriebene Sparsamkeit“ mit grellen Farben schilderte; ich mußte mich dabei unwillkürlich des Eindrucks erinnern, den seine erste Begegnung mit ihm auf mich gemacht hatte.

Er schlug mir vor, noch eine Flasche mit ihm zu leeren, ich ging darauf ein.

Als wir das erste Glas geleert hatten, richtete Schmidt seinen Blick so fest auf mich, als ob er versuchen wolle, in die innersten Tiefen meiner Seele einzubringen.

„Der Zweck Ihrer Hieherkunft ist ein ganz anderer als der, welchen Sie angeben,“ sagte er in examinirendem Tone; „daß Sie ihn verheimlichen, finde ich erklärlich, aber ich glaube, mir können Sie reinen Wein einschenken. Sie sind Polizeiagent und forschen der Faltschmännerbande nach.“

Ich konnte meine Bestärkung nicht verhehlen. Hatte der Bürgermeister schon geplaudert oder war ich so rasch aus meiner Rolle gefallen?

„Wenn Sie mir Vertrauen schenken wollen, so dürfen Sie meines Bestandes sicher sein,“ fuhr Schmidt fort, „ich weile bereits seit vier Wochen hier und kann Ihnen über die hiesigen Verhältnisse manchen Aufschluß geben.“

Was sollte ich thun? Leugnen? Ich setzte dadurch mich der Gefahr aus, mein Geheimniß am nächsten Tage der Oeffentlichkeit preisgegeben zu sehen, denn Schmidt hatte mit einer Sicherheit gesprochen, die mich überzeugen mußte, daß er gut unterrichtet war.

Auf der andern Seite konnte die Hülfe dieses Mannes mir in der That einen wesentlichen Nutzen leisten, und auf seine Verlässlichkeit glaubte ich schon deshalb rechnen zu dürfen, weil die Erfüllung meines Zweckes im Interesse seines künftigen Schwiegersvaters lag.

„Aber, wie Sie wollen,“ nahm Schmidt noch einmal das Wort, sichtbar verstimmt durch mein hartnädiges Schwören. „Anbrängen will ich mich Ihnen nicht, ich glaube Ihnen einen guten Dienst zu leisten. Zudem habe ich Sie schon längst erwartet, es wundert mich, daß die Behörde nicht eher ihre Aufmerksamkeit auf dieses Städtchen gerichtet hat.“

„So glauben Sie auch, daß die Bande sich hier aufhält?“ fragte ich.

„Um, ich wage noch kein Urtheil darüber zu fällen, aber ich gebe zu, daß das massenhafte Auftauchen der falschen Kassenscheine in dieser Gegend mir auffällt, während ich auf der andern Seite mir sagen muß, daß gerade dieser Umstand Ihren Verdachtsgründen widerspricht.“

Ich sah nun einmal den Zweck meiner Reise verrathen und hielt es für rathsam, das mir angebotene Bündniß anzunehmen. Schmidt gab mir manchen Fingerzeig, er machte mich auf eine alte Klosterkirche in der Nähe aufmerksam mit dem Bemerkten, daß die Ruine manchen Schlupfwinkel enthalte, der der Bande Vorschub leisten könne.

Wir trennten uns spät. Schmidt wünschte mir mit herzlichsten Worten einen günstigen Erfolg meiner Bemühungen, und was ich auch thun mochte, ich konnte mir den Argwohn nicht austreiben, der Mann meine es nicht so ehrlich, als er sich den Anschein gebe. So offenerzig er auch mit mir geredet hatte, so herzlich und theilnehmend er auch gewesen war, ich konnte kein Zutrauen zu ihm fassen, mir war, als ob eine innere Stimme mich vor ihm warne.

Deßhalb auch nahm ich mir vor, ihm nicht mehr anzuvertrauen, wie mir rathsam schien, wenn gleich ich auch den Verdacht, daß er in irgend welchen Beziehungen zu der Bande stehen könne, als thöricht und unbegründet zurückwies.

Am nächsten Morgen gleich nach dem Frühstück begann ich meine Nachforschungen.

Ich durchwanderte die Stadt, besuchte mehrere Lithographen, denen ich einen geringfügigen Auftrag gab, forschte in einigen Ecken nach und kehrte gegen Mittag ziemlich verstimmt in den Gasthof zurück.

Ohne irgend einen Anhaltspunkt zu besitzen, hatte ich die schwierige Aufgabe übernommen; wie sollte ich es möglich machen, sie zu lösen?

Schmidt wollte nach Zürich eine längere Unterhaltung mit mir anknüpfen, ich wich ihm aus; es schien mir fast, als beabsichtige er nur, mich auszuforschen.

Ich verließ die Stadt und erreichte nach kurzer Wanderung die Ruine, deren romantische Schönheit mich so sehr fesselte, daß ich bis zur Dämmerung in ihr verweilte.

Ich fand allerdings Gewölbe unter dieser Ruine, aber sie waren theilweise zerfallen und von allen Seiten so wenig geschützt, daß jedes Kind sie betreten konnte. Von einem geheimen Versteck konnte also hier keine Rede sein; dennoch forschte ich sehr genau nach, ohne indeß eine Spur von einem zeitweiligen Aufenthalt einer Verbrecherbande zu finden.

Es dämmerte schon, als ich den Heimweg antrat.

Ich mußte ein kleines Gebüsch passiren, und in diesem Gebüsch begegnete mir ein junger Herr, den ich schon im Bureau des Bürgermeisters gesehen hatte.

Er grüßte und bat mich um Feuer; ich gab ihm die brennende Cigarre und heuhte den Augenblick, seine Gesichtszüge und seine Kleidung einer raschen Musterung zu unterwerfen.

Es lag etwas Düsteres, Feindseliges in dem Ausdruck seines Gesichtes, und auch der kurz angebundene Ton, in welchem er mir dankte, trug dieses düstere Gepräge.

„Sie wollen einen Spaziergang machen?“ fragte ich, als er Anstalten traf, sich zu entfernen.

„Jur Ruine,“ erwiderte er.

„Ah — dann erlauben Sie mir wohl, daß ich Sie begleite?“

„Gewiß, wenn Sie mir die Ehre erzeigen wollen.“

„Ich interessire mich für diese Ruine, Sie haben wohl die Güte, mir an Ort und Stelle einige Notizen über dieselbe zu geben?“

Er nickte; schweigend setzten wir unsern Weg fort.

(Fortsetzung folgt.)

Professor Muntzschli.

(v. d. E. 577.)

Mit in den vordersten Reihen für die politische und religiöse Neugestaltung Deutschlands steht schon seit einiger Zeit Professor Muntzschli in Heidelberg. Eine reiche Erfahrung, ein vielseitiges Wissen, ein in politischen Kämpfen sattfam erprobter und gereifter Charakter, ein lebendiges Interesse für alle bedeutenden Lebensfragen und endlich eine seltene Gabe klarer, von einem kräftigen Organ getragener Beredsamkeit weisen ihm in der gegenwärtigen Bewegungszeit eine Stellung von maßgebender Bedeutung an.

Geboren 1808 in Zürich, umrauschten die Nachkuten der ersten französischen Revolution seine Wiege. Ganz Europa war damals auf den Kopf gestellt, und das aufdämmernde Bewußtsein des Anabens empfand sich in der Umgebung von Zuständen, die sich nur langsam wieder zur gesunden Organisation gestalteten. Doch vermochte die politische Bewegung der damaligen Zeit nicht störend in den Bildungsgang unseres Johann Kaspar Muntzschli einzugreifen. In seiner Vaterstadt Zürich, das schon damals gute Schulen besaß, genoß er den wohlgeleiteten Elementarunterricht, besuchte dann das dortige Gymnasium, an welchem namentlich tüchtige Philosophen wirkten, und vollendete hierauf seine Studien auf deutschen Universitäten, wo er die Rechtswissenschaft zu seinem Berufsstudium wählte. Mit einem tüchtigen Kapitalfond der un-

fassendsten Kenntnisse lehrte er aus Deutschland wieder in seine Heimat zurück, um nun hier denselben reichlich jenseit zu machen. Mehrere Schriften, die er aus dem Gebiet der Jurisprudenz veröffentlichte, zogen bald die beifällige Aufmerksamkeit ansehnlicher Gelehrter auf sich, und schon im Jahr 1836 wurde Muntzschli zum Professor der Rechte in Zürich ernannt. Aber wie die Wissenschaft, so nahm ihn nun auch das Leben gleichmäßig in Anspruch, wie denn in der schweizerischen Republik von jeher das für gesorgt war, daß ein Mann mit offenem Kopf und warm schlagendem Herzen nicht einseitiger Weise ein wissenschaftlicher Pedant bleiben kann, während es anderswo so Viele gibt, welche bei einer immensen Gelehrsamkeit nicht einmal das A B C der praktischen Lebensschule verstehen. Der Entwicklungsgang Muntzschli's zeigt in hervorragender Weise, wie das Leben das Individuum, welches an Selbstentken und Selbstprüfen sich gewöhnt hat, in seine unerbittliche Schule nimmt und es zu immer klarerer Lebensanschauung und fester begründeter Ueberzeugung führt. Der Mensch irrt, so lange er strebt, sagt der Dichter, aber das redliche Streben befreit sich immer mehr von früheren Irrthümern. — Eine bedeutsame politische Rolle spielte Muntzschli erstmals im Jahr 1839, als der Erziehungsath in Zürich den Dr. D. F. Strauß, den berühmten Verfasser des „Lebens Jesu“, auf den Lehrstuhl der Dogmatik an der dortigen Universität berief. Diese Behörde war die erste, welche das in der Theologie epödemachende Wirken des schwäbischen Gelehrten in seiner ganzen Tragweite zu würdigen verstand. Aber die Strauß'sche Kritik war eine so überraschend bligartige und das Lebensmark der überkommenen Gottesgelehrtheit zerstörende, daß die ganze Welt darob perplex war. Die gesammte Züricher Geistlichkeit erhob dagegen einen Schrei der Entrüstung, und das im guten Zwinglianischen Glauben erzogene und aufgewachsene Volk fühlte sich durch jene Verurteilung in seinem Heiligsten bedroht. Dieser Volksstimme ließ besonders Muntzschli in dem Großen Rath berechnen Ausdruck, allein nichts desto weniger wurde die Verurteilung von Dr. Strauß genehmigt, und damit hatten sich die Vertreter des Volkes mit diesem in Widerspruch gesetzt. Die herrschende Aufregung entzündete sich zu einer kleinen Revolution; das Rathhaus wurde gestürmt, und auf den Antrag Muntzschli's löste sich der Große Rath auf, da er weder die Meinung noch den Willen des Volkes repräsentierte. Bei den Erneuerungswahlen der Landesbehörden siegten die „Anti-Straußianer“. Muntzschli als der tüchtigste Kopf unter ihnen wurde an die Spitze der Regierung gestellt. Diese hohe Stelle bekleidete er mit allgemein anerkannter Mäßigung und Unparteilichkeit. Die radikale Partei ließ es nicht an Angriffen fehlen, die zuweilen gefährlich genug waren und meist von deutschen Flüchtlingen ausgingen. Es wäre dem Regierungspräsidenten Muntzschli ein Leichtes gewesen, diese Leute unschädlich zu machen; er schwieg auf ihre Angriffe oder setzte ihnen, wo es nöthig schien, seine Vertheidigung mit Gründen entgegen. In diese Zeit fallen in der Schweiz die Anfänge der Sonderbundsbestrebungen, durch die Aufhebung der Klöster im Kanton Aargau veranlaßt. Der katholische Sonderbund wurde gegründet, die Verurteilung der Jesuiten in's Werk gesetzt. Man hat der damaligen Züricher Regierung vorgeworfen, sie stede mit den Sonderbundsbestrebungen unter einer Decke; mit Unrecht. Muntzschli selber hatte die Bundeswidrigkeit des Sonderbundes auf's Schärfste betont und ihn als eine stete Gefahr für den konfessionellen Frieden der Schweiz bezeichnet; nicht minder entschieden hatte er sich gegen die Verurteilung der Jesuiten ausgesprochen, da der Jesuitenorden, wie selbst vom Papst thatsächlich zugegeben sei, zur Erhaltung des katholischen Glaubens keineswegs nothwendig wäre. Leider erfolgte die Gründung des Sonderbunds und die Verurteilung der Jesuiten dennoch, aber nur um das Signal zu einem Bürgerkrieg zu geben, der mit der völligen Niederwerfung der ultramontanen Bestrebungen endete und jenes freirechtliche Verfassungsleben der Schweiz anbahnte, welches gegenwärtig in Europa als muster-gültig dasteht. Indes noch vor dem neuen Zustand der Dinge folgte Muntzschli 1847 einem Rufe als Rechtslehrer nach München, wo er in eine bedeutungsvolle Wirksamkeit eintrat. Mit seiner Heimat blieb er aber fortwährend in freundlicher Beziehung, und verdankt ihm Zürich die Ausarbeitung seines Gesetzbuches, einer Arbeit, deren der münchener Professor sich in ausgezeichnete Weise entledigte. Vor einigen Jahren erhielt er von dem Großherzog von

ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION
155 E. 42ND STREET, NEW YORK 17, N. Y.

BOOKS ARE LOANED TO INDIVIDUALS
ON THE BASIS OF A LIBRARY CARD



THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION
155 E. 42ND STREET, NEW YORK 17, N. Y.

BOOKS ARE LOANED TO INDIVIDUALS
ON THE BASIS OF A LIBRARY CARD

1. *Journal of Management Studies*, 1996, 33, 1, 1-14.

Abstract



Loosfen, Fischerei und Schifferci treiben. Eine große Anzahl kleiner, niedlicher Häuschen mit niedrigen Ziegeldächern und Fruchtgärten ringsherum findet man, die nur von Kapitänsfrauen und allenfalls deren Kindern bewohnt sind. Der Mann ist die meiste Zeit im Jahre auf Reisen und kommt nur wenig und nicht lange an den häuslichen Herd. Die Frauen beschäftigen sich zu Hause viel mit Gartenbau, Gemüsehandel und besonders mit Fischverkauf. Getrocknete Schollen, paarweise zusammengebunden, über den Arm gehängt und in einem Sack auf dem Rücken, sehen wir die hübschen Mantleserinnen mit ihren breiten, tellerartigen Strohhüten und ihrem roth karrierten Halstuche, schiffermäßig um den Hals geschlungen, Hamburger Märkte besuchen. Großer Fleiß ist ihnen nachzurühmen. Auf dem Sülzberge befindet sich ein Kaffeehaus, er selbst ist oben gebohrt, umzäunt und mit Tischen und Stühlen versehen. Von seiner Spitze aus sieht man die Elbe unter sich vorbeiziehen, und da er eine große Herrschaft gewährt, nehmen Besucher ihre Teleskope mit und verbringen ganze Stunden im Anschauen der weit und breit von romantischen Gegenden gesegneten Umgebung. Die vielen Touristen, welche alljährlich nach Blankensee kommen, haben den Spekulationsfuss der guten Leute und sogar auch der Dorfkinde rege gemacht. Wenn man z. B. auf einem alten austragierten Fischer, der zum „Wartefalon“ der Dampfboote eingerichtet, einige Augenblicke gestanden, findet sich ein hemdärmeliger starkknochiger Sohn des Wassers ein, lüftet ein wenig an seiner schwarzen Wachseleinwandmütze und bittet sich „einen Schilling“ aus. In der Nähe steigen Fischer mit ihren in Netzen und mit Haken gefangenen breitbauchigen Schollen aus, Schaaren von Jungen stehen herum und die Fischer haben gut aufzupassen, daß ihnen nicht einer der hoffnungsvollen Burschen eine Scholle stibigt und mit ihr davon eilt. „De Hann' weg!“ schreit ein dicker Fischer und droht mit der Ruderstange einem dreifüßigen Vengel, der mit einer Art Kennermiene die fetten Seiten der zappelnden Schollen, welche aufgeschichtet im Boote liegen, untersucht. Diese Jungen rotten sich zu Mehreren zusammen und treiben sich auf den Promenaden, an den Stellen, wo die Vergnügungsreisenden am Meisten hinkommen, lärmend, singend, bettelnd herum. „Einen Schilling in de Grabbel!“ rufen sie, reichen dem Fremden die Hände hin und erbitten sich eine kleine silberne Münze. „Einen Schilling in de Grabbel!“ ertönt es von einer Jungengruppe zur andern. Der Fremde weiß nicht, was es heißt, er sieht nur, wie sich die Jungen, Mädchen und Mädchen, sobald er ihnen einige Münzen in den Sand geworfen, herumbalgen, Einer auf den Andern: Jeder will der glückliche Finder sein, und manchmal hält bereits Einer den gefundenen Schilling triumphierend, noch auf dem Erdboden liegend, in die Höhe, da schlägt ihm ein Anderer mit der Hand darauf, und herunter sollert er wieder in den Sand, und von Neuem beginnt die Balgerei. Der Staub wird natürlich haushoch aufgewirbelt — die Ringenden sind kaum erkennlich, und der Reisende hält sich in schützender Ferne und sieht dem Treiben mit Lachen zu. Es gewährt auch wirklich ein nicht verachtenswertes Amusement, die kleinen derben Fischerkinde in ihren Holzpantoffeln und kurzen Jaden „des Gewinnes Obgen“ auf solche Weise nachjagen zu sehen. Vielfach kommt es auch vor — früher geschah dieß mehr —, daß die Kinder, ehe sie rufen: „Si de Herr so god, un smiet he einen Schilling in de Grabbel!“ (Si der Herr so gut und schmeiß er einen Schilling in die Grabbel) — unübersetzbares Wort, Ableitung von grabbeln, krabbeln, die Grabbel also ein Ort (die bloße Erde), wo sich herumgreifen, gleich plattdeutsch: griesen läßt) — ehe sie dieses den Reisenden entgegenrufen, plattdeutsche Liedchen, Knittelverse singen, die, zur Schande der Erzieher sei es gesagt, nicht selten gemeinen Inhalts sind. Die Jungen und Mädchen führen sogar, wenn sie sehen, daß sie die Aufmerksamkeit des Touristen erregen, Tänze auf, schießen Purzelbäume und schlagen die Kleider der kleinen Mädchen dabei hoch über ihren Köpfen zusammen. Genug hiervon. Das Ganze dieser Art und Weise, in welcher die Mantleser Jugend die fremden Besucher „accisepflichtig“ macht, ist mehr eine Vettelei, und hat die Sitte in neuerer Zeit bedeutend abgenommen, aber trotzdem wird sie der Reisende noch antreffen.

Der Iltis.

Eine Biographie aus der Naturkunde

von

E. Frhn. v. Thüngen.

Ein in unsern Wäldern nicht selten vorkommendes, kleines, aber listiges und daher auch gefährliches Raubthier ist der Iltis, welcher in seinen Sitten und in seiner Bildung dem Hausmarder ähnlich ist. Er ist jedoch kleiner als dieser, hat einen proportionirteren Kopf mit einer spitzigeren Schnauze, eine kürzere „Muth“, dünnere, dunkelkastanienbraune Stachelhaare mit gelblichem Grund und ganz gespaltene „Branten“. Seine Länge beträgt bis zur „Muth“ 1 Fuß und 6 bis 8 Zoll, die „Muth“ ist 7 Zoll lang; seine Höhe beträgt 5 Zoll. Der Kopf hat fast die Gestalt des Fuchskopfes, und die Breite desselben zwischen den „Lauscher“ bildet mit der Schnauzenspitze ein regelmäßiges, gleichseitiges Dreieck. Die schwarze, trockene Nase ist vom Fuchs, sowie sein Gesicht ganz das listige Ansehen desselben hat. Der Mund hat äußerlich einen schwarzbraunen Kagenbart und innerlich ein scharfes Hundgebiss, bestehend aus 34 Zähnen. Die rauhe, warzige Zunge ist ziemlich lang; die dunkelbraunen „Seher“ sind groß und stehen hervor, und die „Lauscher“ sind kurz, breit und abgerundet. Der Hals ist stark und lang, der Rücken breit und etwas eingedrückt. Die kurzen „Branten“ sind mit scharfen, weißen Nägeln bewaffnet; die kurze, gerade ausgestreckte „Muth“ ist dick behaart und buschig, und unter ihr befinden sich zwei Drüsen, welche eine Feuchtheit enthalten, die einen elektrischen Honiggeruch verbreitet. Das Weibchen sieht dem Männchen völlig gleich, ausgenommen, daß der Mund und die „Lauscher“ ganz weiß sind.

Was die Behaarung und Färbung betrifft, so ist der ganze Leib mit einem feinen Pelz von doppelten Haaren überzogen. Die kurzen Haare sind dicht, wollig und weiß oder lichtgelb, und die einzelnen längeren an der Wurzel gräulich und an der Spitze aus dem Kaffeebraunen in's glänzende Schwarze auslaufend. Von Weitem scheint das Thier also im Winter auf dem Rücken schwarz zu sein, im Sommer aber, wenn die längeren Haare abgestoßen sind und ausfallen und der gelbliche Grund mehr vorschimmert, einen gefleckten Balg zu haben. Sonst ist, die Theile einzeln betrachtet, der Mund, das Kinn und der Rand der „Lauscher“ weiß oder weißgelb, und über den Augen bis zu den Ohren läuft der Breite nach bis zum Nacken herab ein weißer Streif. Der übrige Kopf hat borstenartige Haare und ist schwärzlich. Am Oberhalse scheinen die gelblichen Wollhaare mehr durch, als auf dem Rücken, wo die stacheligen, schwarzbraunen Haare nach der „Muth“ zu immer dichter stehen. Unterhals, Brust und „Muth“ sind ganz schwarz.

Der Iltis hält sich theils in Wäldern und Feldern, theils aber auch in Gebäuden an. In Wäldern wohnt er gemeinhin in hohen Bäumen oder unter zusammengefallenen Holzhausen, ingleichem auch unter alten Baumstöcken oder auch in selbst gegrabenen Löchern. In den Feldern wählt er zu seiner Herberge gern dicke Hecken und Dornbüsche, auch Kaninchenbaue und Hamsterlöcher, sucht auch die Dämme an den Flüssen zu seinem Aufenthalte und gräbt sich dort oder an den Ufern Höhlen, in welchen er sich verbirgt. Wenn er sich in Gebäude einquartiert, was gewöhnlich des Winters geschieht, so wohnt er am Liebsten in alten Schuppen, hinter Stangen und Holtertram, in Scheunen, Holzstöben u. s. w. Zuweilen gräbt er sich in Ställe, auch Keller ein und wirft dort, wie der Hamster, große Erdhausen auf. Er ist übrigens in den gemäßigten Ländern zu Hause und wird weder in den weit nach Norden gelegenen Strichen noch in den eigentlichen Südländern angetroffen. In Europa, wo er sich weniger als der Marder verbreitet hat, scheint das südliche Schweden sein äußerster Wohnplatz zu sein. In Preußen, Polen, Bistland wird er häufig vorgefunden.

In der Wahl der Beschickung seiner Mahlzeiten ist der Iltis nicht von gemeiner Natur. Begnügt er sich auch mit Maulwürfen, Mäusen, Schnecken, Heuschrecken, Käfern, Hamstern, Fischechen, Fröschen u. dgl., so geschieht dieß doch nur dann, wenn es ihm an besseren Gerichten mangelt; denn er ist zwar nicht ein Piesstraß, wie der Marder, aber nach einem guten Wissen getüftelt es ihm und diese Gelüsten befriedigt er mit Kaninchen und jungen Hasen,

mit zahmem und wildem Geflügel, mit Honig, Obst, Eiern und Fischen, die er sogar unterm Eise zu fangen versteht. Unstillbar ist seine Begierde nach Blut. Jedem Thiere, das er bemerkt, saugt er das Blut aus, ehe er davon zu fressen anfängt. Im Rauben bethätigt er eine merkwürdige List, Gewandtheit und Schlaueheit. Hat der Iltis Hunger, so scheut er nicht das Tageslicht, um auf Raub auszugehen, gewöhnlich geschieht das aber in der Nacht. Mit größter Vorsicht schleicht er zur Zeit, wo das Wald-, Feld- und Wassergeflügel brütet, raubt die Eier und die junge Brut. Nicht nur das Auer-, Vort- und Hasegeflügel, die Wildente und Wildgans, ja selbst der Schwan, die Trappe, sieht in dem Iltis einen gefährlichen Feind, der die mörderische Kunst vollkommen inne hat, sich unbemerkt dem im Neste sitzenden oder sich ruhig „äpfeln“ Federwilde anzunähern, mit einem Sprunge es beim Genick zu fassen, sich mit Fängen und Krallen einzufangen und ihm den „Schweiß“ auszusaugen. Ebenso macht er es, um junge Hasen und Kaninchen zu rauben, die er fast nie auf der nämlichen Stelle frist, sondern, wenn es ihm möglich ist, zu seinen übrigen Vorräthen bringt. Er fällt oft durch die Löcher, die er mittelst seines scharfen Gebisses in den Holzwänden macht, oder durch Wühlgänge in den Geflügelbehältern ein und tödtet, was er zuerst erhalten kann, aber nur jederzeit ein einziges Stück, das er dann in seine Wohnung schleppt. Aber damit begnügt er sich nicht. Hat er das getödtete Stück in seine anmuthige, wohlriechende Wohnung gebracht, die ihm zugleich als Schlafkabinett, Tisalzimmer und auch zur „Ranzzeit“ als Visitingemach dient, so eilt er gleich wieder fort, um ein ähnliches Exemplar dem ersten beizufügen. Kommt ihm auf seinem Raubzuge ein Frosch, ein Maulwurf, eine Ratte in den Weg, flugs wird sie abgethan und in obige Vorrathskammer geschafft. Und so geht es fort, bis er ein nicht unbedeutendes Magazin von Lebensmitteln aufgehäuft hat, die er dann gewöhnlich frist, bis das letzte Stück aufgezehrt ist.

Mit welcher Geschicklichkeit der Iltis die Eier auskühlt, geht in's Unglaubliche. Nur ein scharfes Auge bemerkt die Oeffnung, die er mit spitzem Zahne in das Ei macht und durch welche er den Dotter und das Weiße ausaugt. Großen Schaden verursacht er in Vienenbüschen, in denen er die Vienen zerstört und dann den Honig raubt. Dem Kaninchen ist der Iltis äußerst gefährlich. Er betriegt sie in ihrer unterirdischen Wohnung und nimmt dann gewöhnlich von dieser Besitz. Er stellt selbst dem äußerst bissigen Hamster nach, der meist immer im Kampfe mit ihm unterliegt. Göze erzählt in seiner europäischen Fauna, daß sich in dem fruchtbaren Hamsterjahre 1785, wo in den an dem Wohnorte des Verfassers nahe gelegenen Feldfluren 10,000 Hamster getödtet wurden, fast alle Iltisse aus den Städten und Dörfern in die Felder gezogen hatten, und daß beim Ausgraben der Hamster anstatt dieser gar oft Iltisse hervorkamen, die aber von den Landleuten verschont wurden, weil sie ihnen bei Vertilgung der Hamster so gute Dienste gethan hatten.

Gegen Mitte Februar, ist aber der Winter sehr streng gewesen, in den ersten Tagen des März „ranzt“ der Iltis. Sein Haarwilde ist vor und zu dieser Zeit so toll und rauffüchtig, als das Iltismännchen. Schon mehrere Tage vor dem Eintritt der Ranzzeit hört man sie zischen und knurren; mit Argusaugen bewachen sie das Weibchen und macht einer Miene, der Auserwählten seine Huldigung darzubringen, so fallen die andern wüthend über ihn her, raufen sich mit einander und — wer's Glück hat, fährt die Braut nach Haus.

Nahet sich die neunte Woche nach eingetretener Befruchtung, so beißt das Iltisweibchen das Männchen von sich fort, bereitet ein bequemes Lager, füttert es mit Moos, Federn, zartem Laub, Heu, auch mit ziemlich vieler, sich selbst ausgerupfter Bauchwolle aus, umgibt es mit einem ansehnlichen Vorrathe von verschiedenartigen Lebensmitteln, um in den ersten Wochenbetttagen des Fräuses wegen ihre Jungen nicht verlassen zu dürfen, deren sie 6 bis 7 zur Welt bringt, welche gegen 12 Tage blind bleiben. Es saugt die Jungen nicht viel über die Zeit, als sie blind liegen, beschützt dieselben mit vieler Treue, ist dann äußerst lähn und grimmig, kommt bei dem mindesten Geräusch oder, wenn man sich seinem Lager nähert, hervor und vertheidigt die Jungen ohne Rücksicht auf eigene Gefahr mit großer Wuth, trägt sie auch, wenn es sich an einem Orte nicht sicher glaubt, weit von dort weg.

Der Iltis ist sehr scheu, „äugelt“ und „verwindet“ sehr scharf

und sein, „vernimmt“ aber nicht am Besten. Mit List, Kraft und Gewandtheit vereint er einen ausgezeichneten Muth in der Vertheidigung, wovon wir einen sehr interessanten Fall erzählen wollen.

Im August des Jahres 1853 wurde eines Morgens gegen drei Uhr der Meviersförster M. zu W. im braunschweigischen Antheile des Harzes von einem Waldbarbeiter mit der Nachricht gewekt, daß ganz nahe bei der Forstwohnung, und zwar höchstens 150 Schritte von dieser und vom Walde, woran sie gelegen, entfernt, ein Fuchs mit einem Iltis dergestalt in einem hitzigen Kampfe begriffen sei, daß auch sein lautes Schreien die beiden Räuber nicht zu trennen vermöge, weshalb er annehme, daß sie sich mit einander verbissen haben. Obgleich nun der Förster sich möglichst beeilte, auf dem Kampfsplatze zu erscheinen, und den Holzbaner instruiert hatte, bis dahin die streitenden Parteien auf keinerlei Weise zu beunruhigen, so war es diesem Letzteren dennoch nicht möglich gewesen, den Kampf so ganz ruhig mit anzusehen, ohne sich einzumischen, und bevor der Förster herbeieilen konnte, hatte der Arbeiter mittelst eines gut gezielten Steinwurfs dem Iltis das Gehirn zerschmettert und den Fuchs, welcher augenblicklich davon eilte, von dem gerade herbeikommenden Schweißbunde aber eingeholt wurde, gleichfalls am Kopfe leicht verwundet.

Eine besondere Eigenheit des Iltis ist seine bis zur Wuth sich steigende Reizbarkeit, wenn er das Wegen des Eisens auf Eisen oder des Eisens auf einem Steine, z. B. das Wegen der Sichel auf dem Wegsteine, vernimmt. Wie sich der Iltis bei solcher Gelegenheit benimmt, ersehen wir aus folgender Erzählung.

Einige Arbeiter, die bei Tagesanbruch in einem Garten beschäftigt waren, bemerkten ein Gerede von Iltissen, das, von den Eltern angeführt, nach und nach unter einem Haufen belaubter Eichenäste hervorkam und seine Richtung nach einem nahe gelegenen Hühnerstall nehmen wollte. Zwei von den Arbeitern eilten nach Hinten, sie schossen, fehlten und die Iltisse waren blüßschnell in ihrem Verstecke. Es wurde lange aus einem verborgenen Hinterhalte auf sie gelauert, aber kein Iltis ließ sich mehr blicken. Die Arbeiter gingen wieder an ihre Arbeit. Bald darauf kam die Viehmagd in den Garten, um einen Grassack abzumähen. Sie wegte mit dem Schleifstein ihre Sichel. Kaum hatte sie einige Striche gethan, als sie heftig zu schreien anfing, nach den Arbeitern hinlief und diesen klagte, aus dem Eichenhaufen hervor von zwei großen Iltissen — es waren die Alten — auf's Festigste angefallen worden zu sein, die sie nur durch Poßschläge mit dem Wechen verjagt habe. Einer der Arbeiter, der weiter dachte, als seine Grab-schaufel reichte, ergriff die Hinte, lehnte mit der Magd auf den Grassack zurück und ließ sie die Sichel weichen. Es geschah, und im ersten Augenblick waren mehrere Iltisse in solcher Schnelligkeit und Wuth um und an der Magd, daß der Arbeiter nur einen davon erschießen konnte und von seinen herbeieilenden Kameraden unterstützt werden mußte, um die Iltisse von der vor Schrecken fast ohnmächtig gewordenen Magd abzujauchen, der sie nach Gesicht und Hals gesprungen waren, ihr auch einige Bisse in die Arme und Füße versetzt hatten. Nun wegte ein Arbeiter, die übrigen schossen und schlugen unter die Iltisse, die jederzeit schon beim ersten Ton des Wechens aus ihrer Eichenlaube mit gekrümmtem Rücken, wildfunkelnden Sehern, das Gebiß fletschend in der größten Wuth hervorstürzten. So ging es mit Wegen, Schießen und Schlagen fort, bis das letzte Glied dieser aus den beiden Alten und ihren fünf Jungen gebildeten Familie getödtet war.

Die Stimme des Iltis ist ein Zischen und Murren, wenn die „Ranzzeit“ eintritt, wenn er aus Eifersucht raucht oder sonst zum Zorne gereizt wird; außerdem hört man ihn auch „kneiffen“, ähnlich dem Bellen sehr junger Hunde von kleiner Art. Daß der Iltis einen sehr süßen Geruch von sich gibt und daher zum Sprüch-worte geworden ist, ist bekannt.

Der Iltis ist für die Wildbahn sehr gefährlich und schädlich und fügt auch der Landwirtschaft großen Schaden zu. Von einem Ruhen kann man nicht sprechen, da sein Balg des süßen Geruches halber, den er sehr lange beibehält, keinen Werth hat und sein Fleisch ungenießbar ist. Der Jäger kann daher nicht thätig genug sein, dieses kleine, dessenungeachtet aber gefährliche Raubthier mit allen ihm zu Gebote stehenden Vertilgungsmitteln zu verfolgen.

General Summary

General Summary of the Operations of the

1



General Summary



General Summary



General Summary



General Summary

Der Wirthin Töchterlein.

Novelle von Hermann Desslauer.

(Schluß.)

Noch am selben Abend theilte Hellmann die frohe Kunde seiner Verlobung seinen Kameraden mit, und es gewährte ihm ein besonderes Vergnügen, dieselben im Laufe des nächsten Vormittags nach Dammhausen zu führen und ihnen seine Braut vorzustellen. Beide waren bezaubert von der Liebenswürdigkeit und Schönheit des Mädchens, und der Jüngere, ein einfacher, bescheidener Mann, machte endlich, nachdem er Hellmann's Geliebte lange und stumm beobachtet hatte, seinem übergelassenen Herzen Luft, indem er in die Worte ausbrach: „Ach, Herr Oberleutnant, wie beneid' ich Sie!“ — eine Gefühlsäußerung, die allen Anwesenden das herzlichste Lachen abnöthigte, daß der junge Offizier tief erröthete und sich verlegen abwandte.

Leider brachte Hellmann die unangenehme Nachricht mit, daß das Dammhauseck, das so lange über ihren Häuptern geschwebt, endlich gefallen und der Abmarsch für den Abend dieses Tages festgesetzt sei.

„Für den Abend?“ fragte der alte Mart.

„Ja, es wäre für den Soldaten zu anstrengend, bei dieser unmäßigen, schier afrikanischen Hitze zu marschiren, man zieht deshalb die kühle Nacht vor und erweist dem gemeinen Mann einen großen Dienst, der morgen immer noch Zeit genug findet, die verstaubte Nachtruhe nachzuholen.“

„Ich fürchte nur,“ bemerkte der Wirth, „die heutige Nacht dürfte Ihnen etwas zu viel Abkühlung bringen, der Himmel war früh dunstig und verschleiert, und die Schwüle des Tages kann sich leicht in einem tüchtigen Nachtgewitter entladen.“

„Ein Regnen schadet nicht,“ lachte der Offizier; „ich für meine Person habe mich im Laufe dieses Sommers hinlänglich an Sturm und Regen gewöhnen müssen.“

„Um wie viel Uhr marschiren Sie?“

„Meine Kompanie geht um neun Uhr ab; nach einem anderthalbstündigen Marsche treffen wir an einem bestimmten Punkte mit dem Gros des Bataillons zusammen.“

„Du wirst doch heute Abend noch kommen?“ bat Agnes.

„Das wird kaum möglich sein,“ entgegnete Hellmann, „die Zeit drängt zu sehr.“

„Du mußt es möglich machen können!“ rief Agnes lebhaft. „Wozu wärst Du denn Kompagnielommandant?“

„Ah,“ lachte Hellmann, „gerade damit erinnerst Du mich an meine Pflichten. Uebrigens nehme ich in drei Tagen Urlaub, und eile hierher.“

„Wenn ich Dich nun recht, recht schön bitte?“ schmeichelte Agnes.

„Dann,“ rief Hellmann, „hilft freilich kein Widerstreben, dafür müssen wir uns jetzt verabschieden, um noch paden und Alles anordnen zu können. Also adieu, bis gegen Abend bin ich wieder hier.“

Hellmann hielt Wort, kurz vor sechs Uhr traf er wieder in Dammhausen ein.

„Sie glauben an meine Wetterprophetie,“ rief der alte Mart, indem er auf den Paletot wies, den der Offizier über dem Arme trug.

„Man muß wohl,“ antwortete Hellmann. „Die Schwüle ist wahrhaft erstickend, und schon steigen von allen Seiten schwarze Gewitter auf. Ich werde mir Glück wünschen dürfen, wenn ich wenigstens nach Friedheim trocken zurückkomme.“

Agnes empfing ihn mit jenem Ausdruck des Glucks im Blick, welcher auch die Schönste noch verschönt, so wie ein warmer Sonnenstrahl auch die schönste Landschaft noch schöner erscheinen läßt.

Bald umschloß die Beiden wieder das heimliche Dunkel der Laube, und man ließ die Liebenden ungestört.

Der alte Mart war im Gastzimmer; vielleicht war es Absicht von ihm, daß er wegliege, und es ist möglich, daß er Gaudys' „Sieben Leidensstationen eines Bräutigams zum Traualtare“ gelesen und den Entschluß gefaßt hatte, so wenig als möglich durch seine Gegenwart lästig zu fallen. Jedenfalls gehörte er nicht zu

Denjenigen, welche den grausamen Grundsatz pflegen, man dürfe ein Brautpaar nicht allein lassen, und dieses dadurch um ein U! verkürzen und betrügen, welches auch die begnadigste Ehe, die Alles erfüllt, nimmermehr nachzuholen vermag.

Wer mag die Klauereien und das Gekose zweier Verliebten schildern! Das ist wie ein Bach, der im Sonnenglanz hinrauscht und himurmelt, und auf seinen bligenden Wellen Tausende von blühenden und knospenden Rosen trägt, mit denen ihn der übermüthige Lenz überschüttet und beschenkt hat.

Agnes spielte mit den Fingern des Geliebten, dann ergriff sie seine Hand und küßte sie.

Hellmann wollte es nicht dulden.

„Du bist mein Herr,“ erwiderte Agnes, „ich gehöre fortan Dir.“

„Früher,“ sagte sie nach einer Weile, „hatte ich wohl ein nicht kleines Bewußtsein von all' dem Reichthum, den ich einst mit meiner Liebe einem Manne schenken werde, heute ist das Alles verschwunden, und es ist mir nur der Stolz geblieben, den ich darin finde, daß Du mich liebst.“

Hellmann zog die Geliebte an's Herz und empfand ein wunderbares, schmerzlos wonniges Gefühl, das wie durch einen tiefsten, in seinem ganzen Leben noch unberührt gebliebenen Grund seines Herzens langsam zog.

Sie sprachen dann von der Zukunft und machten Pläne; Hellmann wollte gleich nach Abschluß des Friedens den nöthigen Konsens der Behörde betreiben, und nach der Hochzeit einen sechsmonatlichen Urlaub nehmen, der Geliebten die Welt zu zeigen. Agnes war entzückt von dieser Aussicht. Fremde Länder und fremde Menschen zu sehen, war stets ihr höchster Wunsch gewesen.

Ein leichter Regenschauer schredte sie aus der Laube auf. Es war dunkel geworden, ein kühler Wind strich durch die Bäume, und aus der Ferne wurden dämpfrollende Donner hörbar.

Jetzt war es Agnes, die Hellmann zum Ausbruch drängte.

„Nein,“ rief dieser, „ich bleibe; es ist kaum sieben Uhr vorüber, in einer Stunde lege ich leicht den Weg nach Friedheim zurück — ich will mein Glück heute bis zum letzten möglichen Augenblick genießen.“

Sie gingen, da der Regen heftiger wurde, in das Haus, und Agnes führte ihren Verlobten in ihr Zimmer, das im ersten Stockwerk lag, mit der Aussicht auf das Feld.

Sie traten an das Fenster; zerrissene Wollen jagten am Himmel hin als Vorhut, der die dichtgeschlossene, schwarzgraue Masse des anrückenden Gewitters folgte.

Die Pracht des Sturmes, das Glähen der Blitze, das Anatzen des Donners ließ ihr Gespräch verstummen, und schweigend, Kopf an Kopf gelehnt blickten sie in die Dunkelheit hinaus, dem Wetter entgegen.

Der anschlagende Regen nöthigte sie zuletzt, das Fenster zu schließen, und da Hellmann rasch zurücktreten wollte, blieb er mit der über die Schulter der Uniform laufenden Silberkette an einem der Fensterhaken hängen, und die Kette riß.

„Das werden wir gleich haben!“ sagte Agnes, als der Schaden besichtigt war.

„Du wolltest —?“

„Versteht sich. Ich werde die Kette wieder annähen.“

„Es ist unnöthig. Wenn ich gehe, werfe ich den Mantel um und morgen wird der Bediente —“

„Gib nur her,“ drängte Agnes. „Mir ist, als wenn ich Dir heute noch Alles zu Gefallen thun müßte, was ich vermöchte.“

„Run, Narrchen,“ lachte Hellmann, „wie Du willst. Der Hock soll mich wenigstens später, so oft ich ihn anziehe, an Dich und Deine geschickte Hand erinnern.“

„Also schnell herunter damit!“

Schon stand Agnes mit Nadel und Faden bereit, es blieb ihm nichts übrig, als sich zu fügen.

Das Licht ward herbei gerückt, die Nadel flog, und in wenigen Minuten war der Schaden wieder hergestellt.

„So!“ sagte Agnes und reichte dem Hartenden den Hock hin.

„Aber halt,“ setzte sie plötzlich in übermüthiger Laune bei und zog die Hand wieder zurück, „da fällt mir ein, ich wäre doch einmal begierig, eine der Uniformen, die allen Mädchen so gefährlich sind, zu tragen — darfst du?“

Hellmann lachte, und im Nu war die Mäxlerade vollzogen. Agnes griff noch nach der Mütze, drückte sie auf ihr reiches schwarzes Haar und salutirte vor dem Offizier.

Das Mädchen sah wirklich allerliebste aus; unmittelbar unter dem Halse hatte sie den Hod geschlossen und die weiße Blouse blieb unter diesem sichtbar. Sie sah aus wie ein junger Stabst, der eben dem Stabstenthaus entsprungen, und mit komischem Ernste drehte sie über den Mundwinkel den schlenden Schnurrbart.

„Reizend bist Du,“ jubelte Hellmann, und zog sie vor den Spiegel, in welchen Agnes munter hineinsah.

„Warte!“ rief sie dann, „ich werde Babette mich am Fenster zeigen und sie erschrecken, wie wenn noch ein zweiter Offizier angekommen sei. Wer weiß,“ sagte sie schallhaft bei, „ob sie nicht meinem Beispiel folgt, und sich schleunigst in dieses allerliebste Offizierchen verliebt; also adieu, Herr Oberlieutenant, adieu!“

Dabei salutirte sie wieder scherzhaft und eilte durch das Dunkel die Stiege hinunter, während Hellmann oben am Treppengeländer stehen blieb, den Ausgang des muntern Abenteurers abzuwarten.

Agnes schlich vorsichtig, um von Niemandem bemerkt zu werden, zum Hause hinaus, durch das kleine Gärtchen und dann um die Ecke herum zu dem Fenster Babettes, welches unter ihrem eigenen zu ebener Erde lag.

Der Regen hatte einen Augenblick nachgelassen, und nur ein leichter Wind wehte frostig vom freien Felde her.

Agnes blickte in das Zimmer und sah darin Babette beschäftigt. Sie klopfte ein-, zweimal an die Scheiben, und Babette trat an das Fenster, es zu öffnen. Erst ließ sie einen leichten Schrei der Ueberraschung aus, als sie eine Uniform erblickte, bald aber erkannte sie ihre Schwester und lehnte sich lachend zum Fenster heraus, diese in ihrer vortheilhaften Verkleidung zu bewundern.

In dieser Zeit näherte sich, von den beiden Schwestern unbemerkt, eine dunkle Gestalt dem Hause. Es war Gartner, den das Wetter auf der Fühnerjagd überrascht hatte, und der auf diesem Umwege seinem Hofe zuschritt.

Auf diesem Umwege! denn Gartner hatte, um nach Steinbach zu gelangen, durch das untere Ende des Dorfes gehen müssen; aber heute wie gestern konnte er sich nicht entschließen, sein Haus aufzusuchen, ohne noch einmal, wenn auch nur aus der Ferne, die Fenster zu sehen, hinter denen er Agnes wusste.

Unstet, bleich, wie von Furien gejagt, war er gestern wie heute den ganzen Tag durch Wald und Feld geirrt; die Leute, die ihn von Ferne sahen, waren ihm schon ausgewichen, denn seine Erscheinung hatte etwas Unheilbrohendes. Doch auch er hatte die Menschen gemieden, er schien sich ein Gedächtnis; ihm war, Jedermann müsse das Mainszeichen auf seiner Stirne sehen, und Jedermann müsse die höllischen Kräfte ahnen, die er in seiner Brust losgelassen fühlte. Er wusste, daß ihm Agnes für immer verloren sei, daß er ihr nie mehr auf ihrem Wege begegnen dürfe, und nur im Dunkel der Nacht habe er, von unwiderstehlicher Gewalt gezogen, dem Hause, in welchem allein er einst so glücklich gewesen, als es ihm möglich war; starrte es lange, lange an, und ein Meer von Liebe und Haß wogte sich bald belämpfend, bald in trüber Blut zusammenschlagend durch sein Herz.

Jünger vor sich hinblickend kam er des Weges, noch wilder, verzweifelter, unglücklicher sich fühlend, als den gestrigen Abend. Er sagte sich, daß er diesen unseligsten Zustand nicht lange ertragen werde, und frug sich, welchen Zweck sein Leben noch habe.

In diesem Augenblicke schlug an sein Ohr helles Gelächter, das von Babette herrührte. Er blickte auf, und sah vor dem erleuchteten Fenster, von dem sich die dunkle Gestalt des Mädchens abhob, Jemanden stehen, der eifrig hinein zu sprechen schien.

Sein Auge blinnte, da er solches sah. Wer konnte das sein? Er war noch gegen achtzig Schritte entfernt; er vermochte die Gestalt, die im Schatten stand, nicht zu erkennen.

Im selben Moment ward das Licht im Zimmer bewegt, sein Strahl fiel durch das Fenster und beleuchtete eine Uniform. Gartner hatte die Silberbüchse und die metallenen Knöpfe deutlich aufblitzen sehen.

Hellmann! rief es in ihm, und eine namenlose Wuth bemächtigte sich seiner beim Anblick des so tief Verhassten. Das Blut schoß ihm

zu Kopf, er sah roth vor seinen Augen, und im Nu hatte er den Zwilling von der Schulter und an die Wange gerissen.

Ein Schuß und die Gestalt vor dem Fenster sank aufschreiend zu Boden.

Im Wirthshause gerieth Alles in Aufregung. Hellmann klag die Stiege herab, und Babette mit ihrem Vater und den gleichfalls aufgeschreckten Gästen stürzten zum Hause hinaus, in den Garten.

Verwundet und bewußtlos fand man Agnes in ihrem Plute liegen.

Dem Wahnsinn nahe warf sich Hellmann auf die Geliebte und suchte sie mit tausend zärtlichen Namen zum Bewußtsein zu bringen.

Der alte Mark sagte sich zuerst. Er wehrte den Jammersnden ab, und hieß das Mädchen mit Schonung aufheben und in das Haus tragen, daß man dort helfe, was noch zu helfen sei.

Einer aus der Gesellschaft holte den Arzt.

Derselbe gab die Versicherung, daß die Wunde, die von rückwärts in den Körper gejagten Schrotten herrührte, vorerst nicht lebensgefährlich scheine, doch könne man noch nicht beurtheilen, ob eine Blutader verletzt sei oder nicht.

Die Kranke bedurfte der Ruhe, und die nicht zunächst an dem traurigen Falle Theilhabenden verließen das Zimmer. Der Arzt setzte seine Versuche fort, das Mädchen, das bleich und ruhig wie eine Leiche auf dem Bette lag, in das Leben zurück zu rufen.

Eben am Bette saß Hellmann, und seine Blide hingen in namenloser Angst bald an den Mienen des Arztes, bald an dem Munde des geliebten Mädchens, ihm jeden Athemzug ablaufend. Der alte Mark hielt die Hand seiner Tochter in diesem Schmerze umfaßt.

Endlich, nach langer, langer Zeit schlug Agnes die Augen auf. Sie sah umher: „Wo bin ich?“ fragte sie, „was ist mit mir vorgegangen?“

Sie wollte sich bewegen; ein stechender Schmerz in der Seite verhinderte sie daran.

Der Arzt bat sie, sich ruhig zu verhalten, es sei äußerste Schonung nothwendig.

„Ja,“ hauchte sie leise, „ich fühle mich sehr krank.“

Sie schloß die Augen wieder, und ihre Brust hob sich, schwer athmend.

Der alte Mark ging auf die Seite und weinte.

Nach einer Weile regte sich Agnes wieder. Hellmann beugte sich zu ihr nieder und fragte sie, ob sie etwas wünsche.

„Ich empfinde großen Durst,“ sagte das Mädchen, „gebt mir zu trinken.“

Hellmann brachte Limonade und reichte sie der Kranken, die in laugen Jagen davon nahm.

Dann sank sie erschöpft auf das Lager zurück.

„Wie befindest Du Dich jetzt?“ fragte Hellmann.

„Ich danke,“ sagte Agnes kaum hörbar, „im Augenblicke gut, aber — ich fühl' es, ich werde sterben müssen.“

„Agnes, Agnes!“ rief Hellmann in tiefstem Schmerze und ein Strom von Thränen brach aus seinen Augen.

„Weine nicht,“ bat die Kranke mit einem Blick voll unendlicher Liebe, „Du machst mir das Herz schwer. — Wo ist der Vater?“ fragte sie nach einer Weile.

Der alte Mark trat an das Lager.

„Vater, gib mir Deine Hand, ich möchte Dich recht nahe bei mir haben.“

Er gehorchte und setzte sich zu seiner Tochter auf die Kante des Bettes.

„Ich danke Dir,“ sagte diese. Nach einer Pause, in der sie sich zu sammeln schien, begann sie wieder: „Wie ist das nur gekommen? Ich weiß es, ich bin verwundet! Wer kann das gewesen sein?“

Der Vater unterbrach sie und bat, nicht zu sprechen, da ihr das schade.

„Ja,“ sagte sie, „Du hast recht,“ und schwieg. Sie schien nachzusinnen.

Plötzlich belam ihr Auge einen lebhafteren Glanz. „Er ist es gewesen,“ sagte sie; „ja, er hat mich verwundet. Der Unglückliche! Er wußte nicht, was er that.“

Sie schwieg wieder und schloß die Augen. Noch immer hielt sie die Hand des Vaters, der sich nach einer Weile leicht lösmachte, und mit dem Arzt flüsternd an's Fenster trat. Da Agnes zu

schlummern schien, trat auch Hellmann leise zu den beiden Männern und hörte, wie der Arzt Trost einsprach und erklärte, daß man durchaus noch nicht jede Hoffnung aufgeben dürfe.

Zudem hörte er sich von der Kranken gerufen.

„Hellmann,“ sagte sie, fast von Wort zu Wort eine Pause machend und Athem schöpfend, „ich habe Dich so sehr geliebt; ich wäre mit Dir sehr glücklich geworden. Es soll nicht sein. O mein Gott, warum müssen wir so schnell getrennt werden?“

„Sprich nicht so,“ tröstete Hellmann, der selbst keine Hoffnung in sich trug. „Sprich nicht vom Sterben, Du wirst leben, und wir werden glücklich sein. Und wie könnte ich ohne Dich, Du Theuerste, Du heiß Geliebte, leben?“

Er ergriff die Hand des Mädchens, und brückte sie in langem Kusse an seine Lippen.

„Du bist gut,“ sagte diese. „Gewiß,“ sehte sie traurig und mit Thränen in den Augen bei, „das Leben ist so schön! Ach, warum muß ich so jung schon sterben? Wir hätten Beide ein besseres Loos verdient.“

Da trat der Vater, der vor wenigen Augenblicken das Zimmer verlassen hatte, wieder ein, und winkte dem Oberleutnant auf die Seite.

„Ich habe eben einspannen lassen,“ sagte er, ihm schmerzlich die Hand drückend, „Sie müssen Abschied nehmen, Ihre Pflicht ruft Sie.“

„Reißt mich trennen?“ rief Hellmann. „Unmöglich, ich kann nicht.“ „Sie müssen,“ sagte der alte Karl. „Seien Sie ein Mann.“ Außer sich schritt Hellmann an das Leidenslager seiner Braut. „Agnes,“ sagte er mit thränenerschlitterter Stimme, „man scheidt mich fort, ich soll gehen.“

„Reißt schon?“ rief die Kranke. „Wie unbarmherzig ist doch die Zeit! Ach, und ich habe mir den Abschied nicht so schwer gedacht!“

Stumm vor Schmerz und Aufregung neigte sich Hellmann zu ihr herab; da hob sie sich mit unerwarteter Kraft ihm entgegen, und schlang ihre beiden Arme ihm fest um Kopf und Hals.

Mit tausend heißen Küssen bedeckte sie Mund und Wangen des Scheidenden.

„Leb' wohl, leb' ewig wohl, mein Guter, mein Vielgeliebter!“ presste sie hervor — dann lösten sich ihre Arme und bewußtlos fiel ihr Haupt in die Kissen zurück.

Der Verzweiflung nahe warf sich Hellmann in den bereitstehenden Wagen. Er verbiß in zwei Tagen wieder zu kommen und man versprach, ihm noch morgen Botschaft nachzuschicken.

Im Carrière sausten die Pferde Friedheim zu und, ganz in seinen Schmerz versunken, hörte Hellmann fast ohne Theilnahme die Erzählung des ihn fahrenden Knechtes an, wie man im Felde die Doppelsbüchse Gartner's gefunden habe und Jedermann diesen der verbrecherischen That anklage. Er, Hellmann, hatte nie darüber Zweifel gehabt, und mußte sich, um das Maß aller seiner Leiden voll zu machen, sagen, daß der Schuß eigentlich ihm gegolten habe, und daß die Geliebte das unschuldige Opfer einer wahnsinnigen Rache geworden sei. —

Zwei Tage nach dem Vorgefallenen langte Hellmann wieder auf dem Bahnhofe in Schwandorf an, wo ihn eine bereits telegraphisch bestellte Extrapoſt erwartete. Der Postillon versprach sein Möglichstes, den von tödtlicher Ungewißheit fast Verzehrten an Ort und Stelle zu bringen. Eine Postkutsche hatte ihn auf dem Marſche nicht erreicht, und heute Vormittag erst war es ihm möglich gewesen, sich auf einige Tage Urlaub auszuwirken.

Was hatte er während dieser Zeit nicht ausgestanden! Die Verzweiflung sprach aus seinen Blicken, der rastlos nagende Kummer saß in seinen Wangen — aber jetzt, jetzt mußte er von der Qual der Ungewißheit wenigstens, dieser fürchterlichsten aller Seelenfoltern, befreit werden. Noch auf der Fahrt mußte er nicht, ob er hoffen, ob er fürchten solle. Er wagte nicht sich voraus zu sagen, ob er die Geliebte wieder genesend und neu geschenkt umarmen werde, oder ob sie — er vermochte den Gedanken nicht auszubenten.

Die Pferde jagten dahin, daß ihnen der Schweiß vom Körper triefte. Endlich war man auf der Höhe, die hier die ganze Raabebene beherrschte.

Hellmann saß zurückgelehnt in seinem Wagen, er war ganz mit sich beschäftigt, er hatte keine Augen für die Außenwelt. Wieder

wie damals, da er zum ersten Male nach Dammhausen ging, war die Sonne in tausend Funken zersträubend dem Untergang nahe; wieder lag es auf der Ebene wie flüssiges Gold, und wieder wehte ein Frieden durch die Natur, so mild und weich — aber Hellmann hatte für alle diese Zauber heute kein Auge; das schönste Schauspiel der Natur ging spurlos an ihm vorüber. Es war nur ein zufälliger Blick, den er, gerade als sie die Hälfte des Wegs zwischen Friedheim und Dammhausen zurückgelegt hatten, hinunter in das Thal und auf die Raab warf, aber dieser Blick genügte, um ihm vor Entsetzen das Blut erstarren und die Haare sich sträuben zu machen.

Denn es war eine seltsame Flotte, die er da im Abendglanz so still und feierlich den Fluß hinunterfahren sah. In dem größten der Rähne vorn standen Geistliche in ihrem blühenden Ornat und bei ihnen die Chorknaben mit dem Kreuzfah und rauchenden Weihrauchfassern. Ihm folgte ein anderer niedrigerer Rahn, der einen Sarg enthalten mochte; aber er war von blühenden Kränzen und Sträußen überdeckt, daß man ihn nicht sah. Im Hintertheile des Schiffes saßen schwarz gekleidete Männer, vorn auf dem Stern stand ein Knabe im weißen Chorhemd und hielt an langer Stange eine flatternde Fahne mit dem Kreuze. Hinter diesem Schiffe war ein anderes bemerkbar, das wohl die Glieder der trauernden Familie trug, und daran schloß sich dann ein reiches Trauergeleite, das aus einer Menge von kleinen Schiffen und Rähnen regellos nachfuhr, aber still und ernst, daß man kaum einen Aberschlag bemerken konnte, der ein Schiff lenkte oder vom Plage bewegte.

Hellmann starrte todtbleich die wunderbare Schauspiel an; eine schredliche Ahnung flog durch sein Herz, und ihm war, wie wenn darinnen etwas gesprungen sei.

„Was ist das?“ fragte er endlich mühsam den Aufseher.

„Es wird Jemand in Dammhausen gestorben sein,“ erwiderte dieser gleichgültig. „Sie haben ihren Kirchhof auf dem andern Ufer und müssen eigentlich über die Brücke da unten. Wer's aber recht vornehm treiben will, der läßt sich auf dem Fluß hinüberfahren, und wer dem Todten die letzte Ehre erweisen will, nimmt seinen Rahn und fährt mit.“

In diesem Augenblick ertönte aus einem Rachen, der dem der Geistlichen noch voraus fuhr, eine wehmüthige Grabmusik. Traurig zogen die Klänge über den Fluß hin — mitten in dem blühenden Leben der Natur eine erschütternde Mahnung an das Sterben und an das Grab.

Hellmann war das Herz zum Zerspringen voll.

Er mußte nicht, sollte er hinunter an die Raab eilen und nach dem Leichenzuge fragen, sollte er weiter — doch die Pferde jagten dahin und nach zehn Minuten war er in Dammhausen vor dem Gasthose angelangt.

Babette trat ihm weinend und schwarz gekleidet entgegen.

Er bedurfte Zeit, bis er ihre Erzählung anhören konnte.

Noch in derselben Nacht, drei Stunden nach Hellmann's Abschied war Agnes ruhig und schmerzlos verschieden; ihre letzten Worte enthielten das letzte Lebenswohl an Hellmann.

„Agnes muß Sie recht lieb gehabt haben,“ sehte Babette bei. Heiße Thränen, die seinen Augen entströmten, waren Hellmann's Antwort.

Der Zug, den er auf der Höhe gesehen, hatte Agnes zur letzten Ruhestätte gebracht. Er war um eine kurze Zeit zu spät gekommen.

„Und Gartner?“ frug er nach einer Weile.

„Gartner wurde gestern Morgen in seiner Wohnung verhaftet,“ war Babettens Antwort. „Er ließ sich ruhig gefangen nehmen und sagte, als man ihn in das Gefängniß brachte: Ich habe meinen Schutengel getödtet, ich werde sterben müssen.“

Der Landarzt.

In keinem Lande ist wohl die Zahl der Aerzte so bedeutend, als in Baden, und nirgends daher ein Aufkommen des angehenden Arztes erschwerter, als in diesem Lande.

Man kann mit Zug und Recht behaupten, daß es in den Städten wahrhaft von Aerzten wimmelt. Wenn es so fortgeht,

wird es ausschließlich, wenigstens zu gewissen Jahreszeiten, mehr Aerzte als Patienten geben.

Dass bei dieser Konkurrenz, wo doch Jeder leben will, der Stand der Aerzte sein sehr Prekäres hat in einem Lande, das, überall von Grenzen umgeben, in vielfacher ärztlicher Verbindung naturgemäß mit den Nachbarländern steht, liegt auf der Hand.

Die Zahl der Aerzte in Baden ist beinahe der des großherzoglichen Jägerbataillons gleich. Sie mag nahe an 700 betragen.

Wollte man aus dem Umstande, daß eine so unnatürliche Uebersahl der Aerzte in diesem Lande existirt, den Schluß ziehen wollen, daß das Studium der Medizin in Baden ein sehr erleichtertes sei, daß die Staatsprüfungen kinderleicht, daß die Aussichten, in einer Staatsanstellung den Existenzboden zu finden, nahe liegend seien, so würde man sich gar sehr täuschen. Im Gegentheil sind namentlich die Prüfungen schwierig und der Anstellungen so wenige, daß besonders denen, welchen eine einflussreiche Protection abgeht, das Dante'sche *lasciate ogui speranza* in dieser Beziehung viel näher steht, als ein etwaiges Anstellungsbekret, auf das er in der Regel mit dem gleichen Rechte hoffen kann, wie der Besizer eines Lotteriescheins auf das große Loos.

Die Zahl der Aerzte in Baden hat sich besonders nach der Revolution von 1848 auf solche ungeheure Weise vermehrt. Die Aussichten für die andern Fächer, namentlich Jurisprudenz und Philologie waren damals auch nicht allzu hoffnungsvoll, und Niemand hatte das ahnen können, daß eine glänzendere Periode, wie sie in Folge der neuen Gerichtsorganisation in der That gekommen, so bald eintreten würde. Die Medizin hat, abgesehen von dem interessanten Studium an und für sich, einen sehr verlockenden Reiz, sie stellt Freiheit, Unabhängigkeit, glänzenden Verdienst, ehrenhafte würdige Pflichten in Aussicht. Es ist nur zu sehr der menschlichen Natur eigen, das zu glauben, was man sich vormalt, was man hofft, und die widrigen Eventualitäten gar nicht in Berechnung zu ziehen, wie es naturgemäß der Fall sein sollte. Diesem Umstande, diesem in der Hoffnung leben, daß die Engländer treffend ein Längen ohne Nuss nennen, ist es denn auch vielleicht zuzuschreiben, daß sich diesem Fache weit mehr in Baden gewidmet haben, als das Bedürfnis erheischt.

Es ist kein Zweifel, da alle Anzeichen dafür bereits vorhanden sind, daß auch dieses Uebermaß sich mit der Zeit wieder ausgleichen wird. Thatsache ist es, daß bereits jetzt in Baden sehr viel weniger Medizin studirt wird, und während noch vor wenigen Jahren dreißig bis vierzig jährlich jährlich Lizenz erhielten, dieß in der letzten Zeit bloß bei sechs bis zehn der Fall war.

Dass übrigens diejenigen, welche vielleicht ohne bedeutendere Konnexionen und Protectionen, ohne Nachfolge in väterliche oder verwandtschaftliche Bahnen und ohne größere materielle Mittel unter das Messer der Uebergangsperiode gerathen, nicht gerade in der glänzenden Lage sich befinden werden, dürfte an und für sich einleuchtend genug sein und keinen weiteren Kommentar nöthig haben.

Da aber der Mensch das Leben einmal nehmen muß, wie es ist, und gezwungen wird, sich in die Verhältnisse, wie sie einmal gegeben sind, einzuleben und sich ihnen zu fügen, so mußte sich auch der unbemittelte badische Arzt trotz seines wissenschaftlichen Bewusstseins bequemen, sich einen Ausweg zurecht zu machen.

Da Baden angewiesen ist, seinen Weltberuf im Innern zu suchen, und ihm eine äußere Großmachtsstellung (so gerne es vielleicht auch möchte!) nicht wohl zukommen wird, da es in das Loos fremder, noch uncivilisirter Völker direkt wenigstens nicht bestimmend eingreifen kann, da es mit einem Worte keine Kolonien besitzt, weder in Asien, noch in Afrika und Australien, so ist auch dem einheimischen Arzte, der auf die 272 Quadratmeilen angewiesen und dem die übrige Welt, mit einziger Ausnahme Nordamerikas, mit Brettern zugemagelt ist, gezwungen, sich diese Kolonien selbst zu schaffen. Er findet sie in den Dörfern des Landes selbst.

Während früher der Dorfarzt zu den Seltenheiten zählte und vollständig lizenzierte Aerzte auf dem Lande zu den weißen Raben gehörten, hat sich in den letzten Jahren die Zahl der Landärzte so gemehrt, daß fast kein größeres Dorf zu finden ist, in welchem nicht einer oder gar zwei sich niedergelassen haben. Die Behauptung, daß diese bescheidene Zurückziehung in einem idyllischen Gange

und der Freude an dem Stilleben der Natur ihren Grund habe, möchten wir denn doch als etwas zu gewagt halten.

Das Leben des Arztes auf dem Lande ist ein mühevolleres, aber nicht allzu lohnendes und angenehmes. Abgesehen davon, daß er für sich Alles erleiden und Tag und Nacht zur Hand sein muß, entbehrt er, als gebildeter Mann, des anregenden Umgangs, des bildenden Verkehrs, hat vielfach mit Vorurtheilen zu kämpfen, mit Aberglauben (man wähne ja nicht, daß die vielgepriesene badische Aufklärung auf dem Lande bereits durchgedrungen), mit Pfuscherien, Bauernstolz und ähnlichen Widerwärtigkeiten zu ringen. Der Nervus rerum, selbst wenn er auf dem Lande theilweise sich vorfindet, wird ihm, so lang es nur geht, in der Regel vorenthalten, und die Noblesse in diesen Dingen ist in den Dörfern eine exotische Pflanze. Wer den Charakter der Bauern kennt, weiß, daß dieselben für Intelligenz und wissenschaftliche Bildung keinen Sinn, kein Verständniß haben, daß sie, ganz in materieller Auffassung begriffen, bloß der Autorität, die auch Macht über sie hat, sich unterwerfen, der Intelligenz übrigens im Allgemeinen freiwillig nur selten huldigen.

Glücklich noch Derjenige, der, durch das Schicksal in diese Verhältnisse gezwungen, sich mit einem gewissen Humor in dieselben zu finden weiß. In der That bietet das Leben dem Dorfarzt auch wieder Seiten dar, die ihn für Manches, was sein dornenoller Beruf mit sich bringt, entschädigen. Wenn er sich auch manchmal mit dem Bewußtsein, Gutes gethan zu haben, allein bescheiden muß, so ist ihm andererseits vielfach gestattet, tiefe Blide in das Volksleben zu werfen. Daß seine Anschauungen denen mancher renommierten Schriftsteller, die sich mit dem Bauernleben ideal befaßten, und namentlich einem Berthold Auerbach meist entgegenge-
setzt sind, ändert an der Sache gar nichts.

In Betreff des ärztlichen Berufes hat der Bauer gewöhnlich ganz eigenthümliche Begriffe. Er hält den Arzt für einen Mann, der für jedes Gebrechen auch das betreffende Heilmittel anzuwenden gelernt hat. In dieser Beziehung begegnen sich die Ansichten der Bauern und die der Kadermacher'schen Schule. Die Fortschritte, welche in Folge der chemischen und physikalischen Forschung in der Medizin gemacht wurden, finden auf dem Lande selten Verständniß. Auf Auskulturen und Percutiren gibt der Bauer nicht viel oder gar nichts, erlaubt sich dagegen manchmal sehr schlaue scheinende Bemerkungen. So erinnere ich mich eines Falles, wo bei der täglichen wiederholten Auskultation die Bemerkung fiel, „hat Er denn noch nicht genug gehört“. Auch chemische Untersuchungen sind ihm nicht verständlich, höchstens traut er noch etwas dem Besehen des Urins zu, aber wohlgerne bloß dem Besehen, nicht dem Untersuchen. Diesem Wasserbild hat mancher Arzt, den man dann den „Wasserdoctor“ nennt, auch eine gar nicht so kleine und einträgliche Praxis zu danken. Diätetik steht nicht im Wörterbuch des Bauern: wer ihr ohne Medizin huldigt, hat kein Zeug zum Landarzt, der es ohne Medicincolben einmal nun und nimmer fertig bringen darf.

So reich der Stoff und so vielfältig auch die Variationen sind, die wir über dieses Thema anschlagen könnten, so müssen wir doch hier und damit zufrieden geben, um den Leser nicht ungebührlich auf die Probe zu stellen, und begnügen uns, um der Gefahr, langweilig zu werden, zu entgehen, mit der kurzen Skizze, welche wenigstens einen Einblick in diese im Allgemeinen weniger bekannten Verhältnisse gestattet.

fliegende Blätter.

Kindesgebräuche. Bei den Hindus werden im Kindesalter schon Verlobungen geschlossen, bei den Knaben im Alter von sieben bis zehn Jahren bei den Mädchen von vier bis sechs Jahren. Im zwölften Jahre hat die Hinduweiber schon Mütter, im fünfzehnjährigen Geschmutter. Auch die Kinder der Fürstlinge auf Java und Madras werden als kleine Kinder verlobt, sechs bis zehn Jahre später findet die Trauung statt. Auch bei den Eskimos sollen Kinderverlobungen vorkommen. Die Mongolen verheirathen sogar ihre verstorbenen Kinder. Es wird nämlich in Bezug auf die Verstorbenen ein Heirathsvertrag aufgelegt: es werden die üblichen Hochzeitsgeschenke abgetheilt und dann wird Alles feierlich den Flammen übergeben. Durch diesen Akt, meint man, seien die Seelen der Abgestorbenen Mann und Weib geworden, während die überlebenden Familien unter sich mit derselben Wirkung sich verschwägert halten, als wäre die Ehe wirklich vollzogen.



The [illegible]
 [illegible]
 [illegible]
 [illegible]
 [illegible]

[illegible]
 [illegible]
 [illegible]
 [illegible]
 [illegible]



[illegible]

[illegible]

„Allerdings, aber in einer unabhängigen Stellung lassen sie sich leichter ertragen.“

„Das mag sein, ich habe die Annehmlichkeiten der Unabhängigkeit bisher noch nicht erfahren.“

Wir hatten die Ruine erreicht.

Der junge Mann beantwortete meine Fragen in derselben kurz angebundenen Weise, aber da ich auf seine Antworten keinen großen Werth legte, so war es mir gerade lieb, daß er sich nicht in weit-schweifigen Mittheilungen erging.

„Was halten Sie von dem künftigen Schwiegersohne des Herrn Bürgermeister?“ nahm er nach einer geraumen Weile des Schweigens das Wort. „Sie lernten ihn ja gestern Abend kennen.“

Ich sah betroffen den Fragenden an. Was konnte es den Sekretär kümmern, wie der künftige Schwiegersohn seines Vorgesetzten mir gefiel?

Er mochte das wohl selbst einsehen, denn er fühlte sich bewogen, mir einen Kommentar zu seiner Frage zu geben, ohne daß ich nöthig hatte, denselben zu fordern.

„Es wird Sie überraschen, daß ich diese Frage an Sie richte,“ fuhr er fort; „aber Sie werden dieselbe begreiflich finden, wenn ich Ihnen sage, daß ich um die Gunst der Braut dieses Herrn geworden habe. Selma ist weder schön noch geistreich, aber sie hat ein gutes Herz, ein weiches Gemüth und einen edlen Charakter. Ich liebe sie nicht mit der leidenschaftlichen Glut eines über alle Hindernisse hinwegstürmenden Herzens, sondern mit dem Ernst und der Ruhe eines praktischen Mannes, der keine Lust daran findet, sich großen Illusionen hinzugeben. Ich würde meiner Frau eine ruhige, sorgenlose Zukunft bereiten, und um das zu erreichen Alles eingesetzt haben; dagegen erwartete ich von der Protection ihres Vaters die einstige Nachfolge im Amt.“

Der junge Mann war in der That sehr praktisch, wie ich bemerkte, aber er war auch offenerzig.

„Ich habe ihr weder Liebesbriefe geschrieben, noch bin ich ihr auf Schritt und Tritt nachgeschlichen,“ fügte er nach einer Pause hinzu; „ich habe mich einfach damit begnügt, jede Gelegenheit, die sich mir bot, zu benutzen, um der jungen Dame zu zeigen, daß ich um ihre Gunst mich bewarb. Und ohne Aufschneiderei darf ich sagen, daß ich meinen Zweck erreicht haben würde, wenn dieser Windbeutel nicht so plötzlich in's Haus hineingeschneit wäre.“

„Wie nannten Sie ihn?“ fragte ich. „Windbeutel?“

„So sagte ich und ich versichere Sie, er verdient diesen Namen. Sie hätten nur sehen sollen, wie angenehm er sich dem Bürgermeister und seiner Familie zu machen wußte! Der Herr Bürgermeister hört gerne sein Lob singen und die Damen — na, wer es versteht, kann jedes Frauenherz berücken.“

„Jedes nicht, lieber Freund!“

„Die Ausnahmen werden selten sein, ich habe noch keine gefunden. Geben Sie Acht, mit diesem Aufschneider nimmt es ein schlimmes Ende; ich fürchte nur, daß das erst nach der Hochzeit erfolgen wird. Wer ist er? Woher kommt er? Was thut er hier? Welche Garantien bietet er für die Zukunft?“

„Herr Gott, Sie fragen da in einem Athemzuge mehr, als der beste Freund jenes Herrn Ihnen beantworten kann!“ rief ich.

„Ich glaube nicht, daß der Bürgermeister oder seine Tochter sie beantworten kann,“ fuhr der Sekretär mit einem Anflug von beißendem Hohne fort. „Seitdem das Fräulein die Verlobte dieses Windbeutels ist, geht's in dem Hause hoch her, Tag für Tag in lauter Jubilo; — na, das Ende wird die Last tragen. Ich habe dem gestrengen Herrn einmal auf den Zahn gefühlt in Bezug auf die Vermögens- und Familienverhältnisse seines künftigen Schwiegersohnes, aber klüger wurde ich dadurch nicht, der Bürgermeister sagte mir nur, Herr Schmidt sei ein sehr reicher Mann, der Bergwerke kaufen wolle. Nun frage ich Sie, würden Sie Ihre Tochter einem Menschen anvertrauen, der Ihnen aber seine Verhältnisse keine andere Auskunft gibt als diese? Ein Schwindelmaier ist er, darauf können Sie Gift nehmen!“

„Das behaupten Sie so fest?“ sagte ich kopfschüttelnd. „Man soll nichts behaupten, bevor man nicht seiner Sache sicher ist.“

„So ziemlich bin ich's,“ erwiderte er, während er sinnend den blauen Randwölkchen seiner Cigarette nachschaute; „wenn ich einmal Beweise finde, lasse ich es bei der Behauptung allein nicht mehr

bewenden. Dann fahre ich in die Wirthschaft hinein wie das Gewitter, es wird eine der schönsten Stunden meines Lebens sein.“

Die Zuversicht, mit der der junge Mann das sagte, das Siegesbewußtsein, welches in seinen letzten Worten sich ausdrückte, und die Ruhe, mit der er den kommenden Dingen entgegen zu sehen schien, verfehlten nicht, einen tieferen Eindruck auf mich zu machen, als ich selbst zugeben wollte.

Ich erinnerte mich, daß auch ich dem Herrn Schmidt kein Vertrauen schenken konnte; die Entdeckung, daß der Sekretär mein Mißtrauen und meine Abneigung theilte, war zu wichtig für mich, als daß ich ihr keine weitere Folge hätte geben sollen.

„Wer solche Behauptungen vertheidigt, muß Gründe dafür haben,“ sagte ich.

Der junge Mann blickte mich triumphirend an. „Er will Bergwerke kaufen,“ erwiderte er, „wurde das nicht auch Ihnen bemerkt?“

„Allerdings.“

„Nun frage ich Sie: wenn Jemand in dieser Absicht hierherkommt, wird er sich alsdann nicht um die hiesigen Bergwerke bekümmern?“

„Ganz gewiß!“

„Na, sehen Sie, eben das thut er nicht. Den größeren Theil des Tages weilt er im Gasthose, den anderen Theil verbringt er bei seiner Braut. Aber in der Nacht macht er oft Ausflüge.“

„In der Nacht?“ fragte ich erstaunt.

„So ist es. Ich bin ihm schon um Mitternacht begegnet.“

„Mag sein. Dann kam er von seiner Braut.“

„I bewahre, er kam aus dem Gasthose.“

„Und wohin ging er?“

„Das weiß ich nicht.“

In diesen wenigen Worten lag für mich eine ganze Fülle von Vermuthungen.

„Haben Sie darüber nie mit dem Herrn Bürgermeister gesprochen?“ fragte ich.

„Nein,“ erwiderte er gemessen. „Wenn ich mit dem aber so Manches, was ich höre und sehe, vertraulich reden wollte, könnte ich mich oft ganze Tage hindurch mit ihm unterhalten.“

„Zum Beispiel?“

„Na, es fällt so Vieles vor —“

„Was auf diesen Herrn Schmidt Bezug hat?“

„Natürlich.“

Die Unterhaltung wurde für mich immer interessanter.

„Also?“ fragte ich. „Außer den nächtlichen Spaziergängen —“

„Ich erinnere mich dessen nicht mehr; es gibt Ereignisse, die man rasch wieder vergißt, weil man ihnen keinen Werth beilegt. Der Herr korrespondirt viel, er läßt fast täglich Palettschen zur Post schaffen; — ich frage — zu welchem Zweck? Ein reicher Mann, der Bergwerke kaufen will, hat nach meiner Ansicht mit solchen Palettschenversendungen —“

„Täglich?“ unterbrach ich ihn.

„Ja. Dann auch habe ich ihn einmal in einer sehr lebhaften Unterhaltung mit einem Manne angetroffen, der trotz seiner eleganten Kleidung den heruntergekommenen Bagabunden nicht verleugnen konnte.“

„Wo war das?“

„In der goldenen Krone.“

„Wann?“

„Vor acht Tagen.“

„Er weilt erst seit vier Wochen hier?“

„Ja.“

Wir hatten inzwischen den Heimweg angetreten und das Städtchen schon beinahe erreicht.

„Ich werde Ihnen beistehen,“ sagte ich, ehe ich von dem jungen Manne Abschied nahm, „aber Sie müssen mir versprechen, zu schweigen.“

„Vorzüglich gern,“ erwiderte er.

„Sollten Sie irgend etwas entdecken, und wäre es noch so unbedeutend, so theilen Sie es mir mit.“

„Gut.“

„Sobald wir die Beweise haben, daß er ein Schwindler ist, werde ich ihn entlarven, das müssen Sie mir allein überlassen.“

„Wenn Sie es wünschen —“

„Ja.“

„So sei es.“

Ich nahm mit einem herzlichen Handdruck Abschied und schlug den Weg zur goldenen Krone ein.

Mein Verdacht, daß dieser Schmidt mit der Verbrecherbande in irgend welcher Verbindung stehen könne, befestigte sich mehr und mehr; die Mittheilungen des Sekretärs waren nur zu sehr geeignet, ihm einen festen Haltspunkt zu geben.

Die Verlobung mit der Tochter des Bürgermeisters und das Bündniß mit mir waren schlaue durchdachte Operationen, durch welche er jedem Verdacht vorbeugen wollte.

Wenn einmal ein Verdacht Wurzel gefaßt hat, so ist es schwer, ihn wieder zu beseitigen, die Wurzeln greifen tiefer und tiefer ein, und selbst wenn durch überzeugende Beweise die Grundlosigkeit des Verdachts festgestellt ist, bleibt immer noch etwas haften. Ich versuchte auch durch alle möglichen Gründe meinen Argwohn zu entkräften; erreichte aber nur das Gegentheil. Eben im Begriff, in das Haus zu treten, sah ich, daß ein Mann den Gasthof verließ, dessen äußere Erscheinung ganz der Beschreibung des Sekretärs entsprach.

Trotzdem er sehr elegant gekleidet war, konnte er doch den Bagabunden nicht verleugnen, sein aufgebunzenes Gesicht, die rothe Nase und die Gemeinheit seiner Züge wollten mit der Kleidung nicht übereinstimmen.

Ich blidte ihm lange nach und erkundigte mich dann in sehr gleichgültigem Tone bei dem Wirth, wer dieser Herr sei.

„Ein Agent Röder,“ erwiderte er.

„Agent?“ fragte ich. „Will hier Geschäfte machen?“

„Ich glaube. Er besucht den Herrn Schmidt.“

„So, so. In Vergewaltigungsangelegenheiten?“

Der Wirth zuckte die Achseln.

Ich trat in's Gastzimmer und traf hier den Verlobten Selma's, der mir sofort einen Stuhl an seiner Seite anbot.

Er fragte mich, ob ich die Ruine durchsucht habe, und als ich darauf erwiderte, daß das alte Gemäuer schwerlich ein Versteck biete, meinte er, dann seien meine Nachforschungen sehr oberflächlich gewesen.

Ich versprach ihm, dieselben wiederholen zu wollen, und lenkte darauf das Thema auf den Zweck seiner Anwesenheit in dem Städtchen, indem ich mein Erstaunen darüber ausdrückte, daß er sich so wenig um die Vergewaltigungen bekümmere.

„Ich habe dafür meine Agenten,“ erwiderte er, und es schien mir, als habe meine Frage ihn einigermaßen in Verlegenheit gesetzt. Allzu scharf durfte ich noch nicht gegen ihn vorgehen, ich mußte zuvor erforschen, ob und in wiefern mein Verdacht gegen ihn begründet war.

Ich sprach über das Wetter, die Ernte und andere gleichgültige Dinge, und beobachtete dazwischen verstohlen den Hausflur, den ich durch die Osthüre des Zimmers vollständig überblicken konnte.

Ich sah den Bagabunden eintreten und die Treppe hinaufsteigen, gleich darauf erhob sich Schmidt.

Er wünschte eine gute Nacht und ging hinaus.

Obgleich ich noch keinen einzigen genügenden Beweis besaß, war meine Vermuthung bereits zur Ueberzeugung geblieben; ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß ich mich auf der richtigen Fährte befand.

Aber diesem listigen, verschlagenen Gauner gegenüber, der mir bereits in die Karten geblickt und dadurch einen bedeutenden Vortheil voraus hatte, konnte ich allein nichts ausrichten, das sah ich ein.

Ich gab dem Wirth verstohlen einen Wink und ging in mein Zimmer. Er folgte mir.

Ich schloß die Thür und bat ihn, sich so ruhig wie möglich zu verhalten, da unsere Unterredung geheim bleiben müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wackschloß am Sund.

Kronborg.

(Birn S. 589.)

In demselben Jahre, 1854, in welchem nordamerikanische Thakraft das verschlossene Japan dem Welthandel eröffnete, erklärten die Vereinigten Staaten, daß sie fürderhin nicht mehr von ihren

Schiffen den belästigenden Sundzoll an das kleine Dänemark zahlen würden. Dieß gab den Anstoß zu Verhandlungen, die, von allen seefahrenden Mächten unterstützt und geführt, im Jahre 1857 zur Aufhebung des Sundzolles führten. Der Sund oder Dersund, diese schmale, Schweden von der dänischen Insel Seeland trennende Meerestraße, ist an seiner engsten Stelle nur 6340 dänische Ellen breit, mithin dreimal enger als die berühmte Straße von Gibraltar. Es ist daher begreiflich, wie die Dänen, welche von jeher bis auf die neuere Zeit beide Ufer des Sundes beherrschten und diesen Kanal so leicht versperren konnten, darauf kamen, sich gewissermaßen als die Herren und Besitzer des Sundes anzusehen. Der Sund schien aus dänischen in dänische Gewässer zu führen, war gewissermaßen ein im dänischen Lande ausgebildeter Kanal, aber den Dänemark daher wie über einen binnenländischen künstlichen Kanal Herrschaft, Polizei und Zollgerechtigkeit ausübte. Schon in sehr alten Zeiten, wo zu verschiedenen Malen die Ostsee beinahe ein ganz dänisches Binnengewässer war, wo die dänischen Flotten zuweilen die mächtigsten auf diesem Meere waren, entstand die Ausübung der Herrschaft über den Sund, und was die Folge davon war, die Einforderung des Sundzolls. Von beiden Küsten her stand die Meerenge unter dem Einflusse dänischer Kanonen. Von fremden Schiffen, welche hier passirten, konnten ja die dänischen Geslade, die dänischen Fischereien vielfach bedroht und benachtheiligt werden. Dänemark durfte und mußte hier also seiner eigenen Sicherheit wegen eine Aufsicht üben. Diese polizeiliche Aufsicht war kostspielig; man legte Festungen an, stellte Flotten auf, um den Seepolizeimaßregeln Nachdruck zu verleihen, und forderte hiefür den Zoll. Dänemark schloß zu wiederholten Malen fast mit allen Nationen der Welt in Bezug auf die Passage des Sundes und in Bezug auf die Höhe des Zolles Verträge ab. Diese Traktate wurden häufig geändert, häufig erneuert und erloschen erst, nachdem die verschiedenen Mächte 1857 bedeutende Psesummen an Dänemark gezahlt.

Dieser Staat bezog in den letzten Jahren, wo mehr als 20,000 Schiffe jährlich den Sund passirten, von diesen eine Abgabe von über 2½ Millionen Thalern, und mit Recht konnte es daher die Zollstätte von Helsingör, wo alle Schiffe anlegen mußten, als „Kronjuwel“ bezeichnen. Dieses Städtchen von 8000 Einwohnern blühte dadurch in überraschender Weise auf. Dort mußten alle Schiffer an's Land kommen, wodurch die Bootfahrer, die Wirths, die Kaufleute und Bankiers bedeutend verdienten. Die groß dieser Lokalverkehr war, erkennt man daran, daß oft an einem Tage 500 Schiffe den Sund passirten. Meist schaaarenweise wie die Fische, selten einzeln, langten die Fahrzeuge an. Dieß kam ganz natürlich daher, daß der Wind entweder für die Ostseeflotte oder für die von der Nordsee kommende Flotte ungünstig war. Da sammelten sich denn in der einen oder andern Mündung des Sundes allmählig eine Menge Schiffe an. Sprang nun der Wind plötzlich um, so ging die ganze imponirende Masse von Segeln auf einmal durch den engen, nur 6000 Ellen breiten Schlund des Sundes.

Was aber zwang diese Schiffe, in Helsingör Halt zu machen und die kostbare Zeit dort zu verbringen? An dem äußersten Ende der Stadt, da wo eine spitze Landzunge in den Sund hinausragt, an der engsten Stelle der Meerenge, erhebt sich drohend und mit Kanonen bespickt das feste Schloß Kronborg, vor dessen Dancbrogssahne kein Ostseefahrer, ohne zu salutiren, vorübersegeln durfte, wenn er nicht Belanntschaft mit den dänischen Feuerschländen machen wollte.

Kronborg selbst ist ein herrliches, solides und königliches Gebäude, das in seinen älteren Theilen im gothischen, in den jüngeren im Renaissancestyl aufgeführt ist. Sein Gründer war König Friedrich II., der es 1577 bis 1585 aufführen ließ. Erweiterungen fanden von 1688 bis 1691 statt. Es ist eines der prächtigsten und am besten konservirten Schlösser Europas, und die Landzunge, auf der es liegt, einer der ältesten Schloßplätze in Dänemark. Denn vor Kronborg stand hier das Schloß Krog oder Deretrog, das im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts gebaut wurde, und vor diesem die uralte Händerburg. Das Schloß liegt hoch, ist im Biered gebaut und umfaßt den geräumigen Hof, der das Centrum eines starken Festungskreises bildet, welcher das Schloß mit seinen Wällen, Mauern, Gräben ringsumher umgibt. Auch ist





THE TENT



The tent is a large, dark, conical structure, possibly a tent or a large object, set against a light, hazy background. The structure has a pointed top and a wide base, with some internal details visible. It is positioned on a flat, dark surface.

Königssee und Wahnmann.

(Vom 8. 1892.)

Wir genießen die Sommerfrische in Berchtesgaden, in dieser wundervollen Gebirgswelt voll klarer Luft und herrlicher Farben, süß aufsteigender Berge und glitzernden Seen. Welcher Genuß, heute dahin, morgen dorthin einen Ausflug zu machen, der dem Auge stets neue Reize zeigt und unser ganzes Wesen mit einem Wohlbehagen erfüllt, wie man solches eben nur da empfindet, wo man dem Himmel näher ist und die Schöpfung in Luft, Gestalt und Farbe noch das jungfräuliche Gepräge der Ursprünglichkeit trägt. Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort des Dichters:

Die unbegreiflich hohen Berge
Sind herrlich wie am ersten Tag.

Möge uns der geneigte Leser zum Königssee begleiten! Es führen mehrere Wege zu demselben. Wir verlassen die breite Straße, die, fort und fort durch herrliche Ahorngruppen führend, mit ihren beständigen Ausblicken, bald auf das hohe Brett, bald auf die breiten Linien des Unterberges, bald auf die Schroffen des Wahnmanns freilich des Schönen genug darböt, und ziehen es vor, den neu angelegten Weg, der unmittelbar neben der schäumenden Ache hinaufführt, zu nehmen. Es ist ein gar schöner Pfad, den noch der selige König Max, der mit besonderer Vorliebe in Berchtesgaden weilte, als Reitsteig für sich bahnen ließ. Meist durch schattiges Gehölz, hin und wieder durch herrliche Wiesen mit unvergleichlich prächtigem Blumenstreu, aber immer hart neben der schäumenden Ache einher, die in wüthender Hast zu Thale rennt und fort und fort ihre Wasser gegen ungeheure Felsblöcke wirft, so daß sie zu milchweißem Schaum zerrieben, gelangen wir nach und nach in eine ganz andere Landschaft. Das vorhin so behäbig breite Thal wird enger, von beiden Seiten rücken die Berge näher und näher zusammen, immer deutlicher und größer schauen die Schneehäupter herein, und wir fühlen, daß unser Weg bald ein Ende nehmen muß. Endlich bei einer Biegung desselben stehen wir vor einer Häusergruppe, ein stattliches Gasthaus liegt vor uns, „zum Königssee“ geheißen, und ein bescheidenes grünes Wasser, mit einer kleinen Insel darin, rings von hohen Bergen umgeben — der Königssee.

Das also der vielberühmte See, von dem so viel gesprochen und geschrieben worden ist; diese kleine, unansehnliche Lade der stolze See, der sich dem Vierwaldstättersee an die Seite stellen will?! Es würde uns beinahe etwas wie bittere Enttäuschung überkommen, wenn wir nicht wüßten, daß dieß nur der Anfang, gleichsam die Vorrede zu einem trefflichen Buche ist. Es geht uns ja ähnlich beim Comersee, der uns ja auch bei Como selbst höchst unbedeutend erscheint und doch nachher so entzückend schön wird. Also Geduld, lieber Leser! Wir steigen in einen der zahlreichen Rachen, und die kräftigen Ruderschläge unseres Schiffers treiben uns bald hinaus in die herrliche grüne Flut. Noch sind die Wasser so klar, daß wir jedes Steinchen am Boden erkennen können, da weicht der Grund, das Auge blidt in tiefe grüne Schluchten, wir schwimmen über dem Bodenlosen. Das kleine Inselchen „Christlieger“ ragt wie ein Fels aus ungemessenen Tiefen. Haben wir dieses Vorgebirge umschifft, so liegt der See in seiner ganzen Pracht vor uns — ein bezauberndes Bild! Hier haben wir die furchtbare Schlucht, die wir aus der Gestaltung der Berge ahnten, vor uns. Von beiden Seiten fallen furchtbare Wände Tausende von Fuß so jäh und senkrecht in den See hinab, daß nicht einmal ein arbeitsiger Fußsteig sich an ihnen hinwinden kann und kaum hin und wieder ein Baum auf ihren Schroffen sich hält.

Nachdem wir uns auf der Halbinsel St. Bartholomä bei dem Förster an defekten Saublingen erquidt, bestiegen wir wieder den Kahn und fahen weiter. Kaum hat der Schiffer einige Ruderschläge gethan, so sehen wir schon wieder hoch oben rechts einen Bach herunter kommen, den Schreinbachfall, den größten am Königssee, dessen Wasser den Schiffer weithin besprizen. In wenig Minuten gelangen wir zur Salketalpe, wo wir aussteigen müssen, um einem Bach entlang in wenig Minuten den Obersee zu erreichen, von dessen Existenz wir vorher keine Ahnung hatten. Hier sind wir schon im Allerheiligsten des Gebirges. Die ganz bezaubernde Landschaft sehen wir haarscharf in den klaren Fluten des

stillen Sees, die wir jetzt durchschiffen, um jenseits von der Alpe Fischunkel aus das aller Beschreibung spottende Bild des Wahnmanns zu sehen, der sich hier in unerhörter Majestät zeigt. An den furchtbaren weißgrauen Wänden, die wie vom Wasser abgeschnitten senkrecht starren, zeigt sich auch nicht die Spur einer Vegetation, hier herrscht kein Leben, nur finsterner, gewaltiger, dräuender Tod, die stille, grausige Starrheit des Chaos.

Mit diesem letzten gewaltigsten Eindruck schließen wir für heute unsere Fahrt durch die Wunder der Kalkalpen.

Aus den Erinnerungen eines irischen Polizeibeamten.

15. Die Todten sehen aus.

Poles hatte ein Geschäft in Ennis. Ohne viel Besens zu machen, ließ er sein Reitpferd vorführen und brach früh am Morgen nach dieser Stadt auf, nachdem er zuvor seinem Bedienten streng eingeschärft hatte, seine Abwesenheit gegen Niemand zu verathen, möge auch vorsprechen, wer da wolle. „Was soll ich aber zu den Leuten sagen?“ fragte der Diener. — „Ich sei nicht sichtbar.“ — „Doch wenn man von mir den Grund wissen will?“ — „Aergerlich über den unbequemen Frager entgegnete der Major: „Wenn Jemand den Grund wissen will, so sagt ihm, ich sei beschäftigt — krank meinetwegen, todtkrank oder gar gestorben, was Ihr wollt. Haltet mich nicht länger auf mit unnötigem Geschwätz.“ Er sprang in den Sattel, sprengte Georgestret hinab und war schon über Berg und Thal, als der übrige Haushalt aus den Federn schlüpfte. Die Familie, welche an seine häufige Abwesenheit gewöhnt war, setzte sich zum Frühstück nieder, ohne nach ihm zu fragen, und die Geschäfte des Tages nahmen ihren herkömmlichen Gang. — Gegen Mittag stellte sich ein Bauer aus dem County Clare ein und verlangte den „Meister“ zu sprechen. — „Das ist unmöglich.“ — „Warum? Er hat mich doch sonst immer vorgelassen.“ — „Nag sein; aber ich sage Euch, daß es heute nicht geschehen kann. Der Herr ist krank.“ — „O, das thut nichts; so lang er noch ein Fäulchen Leben in sich hat, so wird es ihm lieb sein, mich zu sehen. Komme ich nicht vom Crattonwald her — gute zehn Meilen? Da läßt man sich nicht wieder heimschicken, ohne etwas ausgerichtet zu haben.“ — „Ich erkläre Euch noch einmal, Ihr könnt ihn nicht sehen.“ — „Sagt ihm nur, es sei der Thady Watson, er kennt mich wohl.“ — „Und wenn Seine Heiligkeit der Papst selber läme, so würde er nicht vorgelassen.“ — „I der tausend, ich muß zu ihm — nur auf ein paar Worte. Ich weiche meiner Seel' nicht vom Platz, bis —“ — „Ein für allemal, scheert Euch zum Henker; Ihr habt schon gehört, daß es nicht sein kann.“ — „Nicht sein kann? Und warum?“ — Der Bediente hatte etwas von einem Schall in sich. Aergerlich über den hartnäckigen Gefellen, der vielleicht schuld war, wenn er sein Mittagessen kalt kriegte, beschloß er, der Sache mit einem Mal ein Ende zu machen, indem er dem Vurschen ruhig erklärte: „Wir haben einen ganz einfachen Grund dafür — er ist todt.“

Der erstaunte Landmann blieb stumm auf der Staffel vor dem Haus stehen und erwog mit der gewöhnlichen Wiffigkeit des gemeinen Iränders, ob man ihm mit dieser Kunde nicht vielleicht einen Bären aufgebunden habe; nach einer Weile stieß er, als sei ihm ein guter Gedanke gekommen, ein selbstgefälliges Brungen aus und schritt über die Straße hinüber, um von hier aus das Haus in Augenschein zu nehmen. Die Blendten waren (der Mittagsstunde wegen) überall niedergelassen; dieß diente zur Bekräftigung der Aussage des Bedienten, ebenso der Umstand, daß zwei Polizeidiener, die in das Haus wollten, wieder umkehrten; das wichtigste Beglaubigungsmoment war aber, daß man den Leichenbestatter Denmead einkieß; Letzterer war nämlich zugleich ein Schreiner und von Mr. Poles herbeibeschieden worden, daß er einige Ausbesserungen vornehme.

Mit der Miene geheimnisvoller Wichtigkeit und innerlichen Vergnügens lehrte der Mann von Clare nach seinem Wirthshaus zurück und ließ sogleich sein Wägelchen einspannen, um der Erste zu sein, welcher durch das ganze County die Freudenpost verbreitete, daß dem allgefürchteten Major Poles für immer das Handwerk gelegt sei.

Als der Bediente eine halbe Stunde später den Mitdienstboten von der wichtigen Antwort, die er gegeben, erzählte, war er nicht wenig erstaunt, zu bemerken, daß diese durchaus keinen Spaß darin fanden, sondern ihm ernsthafte Vorwürfe machten und prophezeiten, daß er sich da eine saubere Suppe eingebracht habe.

Inzwischen hatte Boles verrichtet, was er in Aussicht genommen, und spreizte nachher in dem Haus eines Freundes. Es war bereits dunkel, als er den Heimweg antrat; dieß suchte ihn jedoch nicht an, da es ihm nicht darum zu thun war, erkannt zu werden, und aus demselben Grunde lehnte er auch jede Begleitung ab. Die einzige Vorsicht, die er beobachtete, bestand darin, daß er einen andern Weg einschlug, als der war, welchen er am Morgen begangen. Er war kaum ein paar Meilen von Ennis abgekommen, als er auf den Bergen mehrere Signalfener bemerkte. Er kannte diese Zeichen als die gewöhnlichen Vorläufer eines Volksaufstandes oder als die Telegraphen für wichtige Neuigkeiten, und bereute fast, am Morgen Limerick verlassen zu haben. Nicht weit von dem Crattonwald loberte gleichfalls ein solches Feuer. Der lähne Major beschloß, obgleich die Sache gefährlich ausfallen konnte, darauf zuzureiten und sich nach dem Grund dieser Rundgebung zu erkundigen. Er verbarg daher das Pistol unter seinem Rod, warf das Halfter weg, zog den Saml über das Kinn, brüdte sich den Hut, den er sonst schief zu tragen pflegte, tief in's Gesicht und ließ, während er den britischen Grenadiermarsch pff, sein Thier langsam den Berg hinaufschreiten. Oben angelangt, traf er auf ein mächtiges Feuer, um das fünfzig bis sechzig rauchende, trinkende und plaudernde Kerle versammelt waren. „Guten Abend, meine Freunde!“ rief der Major, den Dialekt und die Haltung eines Engländers annehmend. „Was gibt's da für ein lustiges Treiben?“ — Die überraschten Bauern fuhren auf; als sie jedoch nur einen einzelnen Reiter bemerkten, setzten sie sich wieder, und ein Schmied aus der Nachbarschaft rief ihm zu, was er hier wolle. „D, nichts — durchaus nichts. Ich bin bloß auf das Feuer zugeritten, weil ich in diesem verwetterten Land verirrt bin und Jemand zu finden hoffe, der mich zurecht weist.“ — „Wohin wollt Ihr?“ — „Nach der Stadt Limerick; auf Irisch nennt man sie, glaub' ich, Carrigowen.“ — In dieser Bemerkung gab sich so zweifellos das londoner Stadtkind zu erkennen, daß die Bauern hellauf lachten, und mehr als einmal wurde das Wort Omadan (blödsinniger Mensch) laut, während sie in irischer Sprache sich miteinander berietthen. „Ihr möchtet also den Weg wissen?“ — „Ja, das ist, glaub' ich, Alles, was ich brauche. Es kommt mir nicht auf einen Schilling an für den ehrlichen Jungen, der mich zurecht weist.“ — Hierüber brach ein neues Gelächter aus; sie sahen, daß der Mensch vollkommen unschuldig und ein Fremder war, weshalb sie ihn einluden, an ihrem Mahl theilzunehmen. Er ließ sich dieß gerne gefallen und sprach dem Whisky zu, der ihm die Zunge zu küssen schien, denn nun begann das Fragen von seiner Seite. „Sagt mir, meine vortrefflichen Freunde, warum habt Ihr denn das schöne Feuer auf diesem kahlen Bergrücken angezündet?“ — „Es trägt eine Neuigkeit durch das Land.“ — „Eine Neuigkeit? Die muß wohl sehr wichtig sein.“ — „Für einen Fremden freilich nicht, wohl aber für jeden Einwohner von Clare. Das Feuerzeichen verkündigt den Tod unseres Erzfeindes, des Tom Boles.“ Boles fuhr zusammen und hätte sich beinahe verrathen. „Es mag Euch wohl Wunder nehmen; und ging es ebenso, als wir es hörten, denn gestern noch war er gesund und wohl. Da — auf seine Gesundheit!“ — Der Polizeichef stimmte innerlich von ganzer Seele in diesen Toast ein. — „Und auf seine glückliche Hölleinfahrt!“ brüllte der Schmied in einem wilden Ausbruch des Entzückens. Hier enthielt sich Boles der Zustimmung. „Hat er nicht meinen Bruder, der einen lumpigen Kerker todtgeschlagen, an den Galgen gebracht?“ — „Und einen Better von mir, der irgendwo ein paar silberne Löffel fand, nach Botann-Bay?“ — „Ja, er ist durch und durch ein Wütherich gewesen.“ pflichtete ein Dritter bei. — „Und muß ich mich nicht schon seit neun Monaten versteckt halten wegen der dummen Geschichte mit dem alten Macnamalty und seiner Tochter? Da heißt man mich wie ein wildes Raubthier landauf und landab, und doch bin ich keine Hauptperson gewesen und habe dem alten Kerl nur ein wenig die Kehle zugedrückt, daß er uns nicht verrathe. Ihr Alle wißt, daß Fred Dwyer

das Mädchen niederstach, es beraubte und das Haus anzündete; der sitzt nun jetzt ganz behaglich hinter Emistown bei seines Vaters Bruder und ich muß jeden Augenblick für mein Leben zittern. Sapperlot, wenn ich dem Hallunken nur noch ein Messer in den Leib stoßen könnte, eh' man ihn begräbt.“ — „O, Thady Lynch, haltet's Maul; Ihr schwächt zu viel!“ sagte eine Frauensperson, die sich unter der Gesellschaft befand. — „Ihr habt recht, meine gute Bibby,“ bemerkte einer der Bauern; „er schwächt sich sicherlich noch eine hässliche Kravatte um den Hals.“

Boles wußte nun genug; der Mann, den er vor allen andern zu erwischen wünschte, stand nur drei Schritte von ihm. Da die Unterhaltung nachgerade eine Wendung genommen, die für ihn bedenklich werden konnte, so deutete er seine Absicht an, weiter zu ziehen, nicht hastig, sondern ruhig, langsam und seine Worte behnend, zur großen Belustigung seiner Zuhörer, die in dem londoner Accent einen Todespaß fanden, ohne auch nur einen Augenblick zu ahnen, daß der vermeintliche Codney vor ihnen von ihren in reinem Irisch geführten Gesprächen etwas verstanden habe. Mehrere gaben nun ihr Gutachten ab über den Weg, der dem Fremden anzuempfehlen sein dürfte; am Eifrigsten drängte sich aber Thady Lynch, der gerne den versprochenen Schilling verdient hätte, heran und erklärte, daß er in der Gegend jeden Fußbreit Landes kenne. — Boles wandte sich sogleich an ihn. „Mein guter Freund, es frent mich zu hören, daß Ihr mit diesem wilden Land so gut bekannt seid. Ich bin allein und unbewaffnet, und da ich früher nie hier gewesen, so ist es gar nicht nach meinem Geschmack, in fremder Gegend nach Einbruch der Dunkelheit umherzuirren. Wollt Ihr so gut sein, mir als Führer zu dienen?“ — „Ja, Thady, geh' mit ihm!“ riefen mehrere Stimmen; „der Spaß trägt Dir etwas ein.“ — „Ihr sollt eine Pfundnote erhalten, wenn Ihr mich begleitet.“ — „Höllschwerenoth, das läßt sich hören! Aber ich kann nicht weiter mitgehen, als bis zu der Bannathy-Bridge, da ich aus Gründen vorderhand die Nähe von Ortschaften vermeide.“ — „Wie Ihr wollt, mein guter Freund,“ versetzte der Major, und sie brachen auf, indem der Bauer neben dem Pferde berging. Unterwegs wurde wenig gesprochen. Als sie an der Brücke anlangten, machte Lynch Halt und verlangte seine Belohnung, da er seine Aufgabe erfüllt habe. „Die sollt Ihr haben!“ rief Boles, der jetzt vom Pferde sprang und den überraschten Bauern plötzlich am Kragen packte, „die sollt Ihr haben! Versuch' es, Kerl, auszureißen, so spricht Dein Gehirn an dieses Brückengeländer.“ — „Sagte er bei,“ indem er das Pistol herauszog und auf den Kopf seines Begleiters richtete. „He, Polizei, Polizei — hurtig, her da! Es hilft doch nichts, Thady Lynch, zu lämpfen — ich bin Tom Boles.“ — Der Mörder schaute ihn an und schien mit Einem Blick die Wahrheit dieser Versicherung zu erkennen. Das veränderte Wesen des Andern und einige irische Worte, die derselbe in seine Anekdote gemengt, überzeugten ihn, daß er sich wirklich in den Händen seines gefürchteten Feindes befand. Er sträubte sich nicht länger, sondern ergab sich in sein Schicksal. Hatte doch, wie er meinte, der Tod selbst seinen Raub wieder herausgegeben, um ihn zu fassen — was half da alles Wehren? Der von Schreden gelähmte Mann ließ sich aber die Brücke hinübereschleppen, auf deren anderer Seite ein kleines Polizeistationshaus sich befand; die Insassen desselben, welche den Ruf ihres Vorgesetzten gehört, kamen aus ihren Betten herbeigeeilt, als Boles, seinen gefährlichen Gefangenen nachschleppend, eintrat. Er blieb nur, bis der Kerl gefesselt und in einer Zelle verwahrt war. Nachdem er noch in der Eile ein Billet an den nur einige Schritte entfernt wohnenden Friedensrichter geschrieben, stieg er wieder auf's Pferd und trabte wohlgemuth von hinnen. Zu Haus angelangt, suchte er den Ursprung des Geräusches zu ermitteln, welches ihm dem Hades überantwortet hatte; dieß war indeß nicht so leicht, da der schuldige Bediente sich wohl hütete, darüber Auskunft zu geben, obgleich ihm schließlich in Anbetracht des wichtigen Fanges, der dadurch herbeigeführt worden, bereithwillig Verzeihung zu Theil wurde. Thady Lynch kam in Ennis vor die nächsten Assisen und wurde zum Tod verurtheilt, ein Glück für das County Clare, dessen Schrecken dieser Mordbube gewesen war.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION



1894-1895



1896-1897



1898-1899



1900-1901

Das Urtheil der Welt.

Novelle
von
Adolf Pafan.

I.

Bonn, den 7. Juli 18...

„Du wirst, meine geliebte Camilla, Dich sicher freuen, von mir zu hören, daß ich schon übermorgen wieder zu Hause sein werde. Meine Geschäfte sind über Erwarten schnell beendet. Wie ich mich sehne, Dich wieder zu sehen! Es läßt mir schon gar keine Ruhe mehr. Eine interessante Bekanntschaft habe ich gemacht, als ich gestern Abend einen kleinen Ausflug den Rhein hinab unternahm. Ein Künstler fuhr mit mir, der Violinpieler Nesch, von dem Du vielleicht schon gehört hast. Er reist nach dem Süden und gab mir das feste Versprechen, uns in der nächsten Woche auf einige Tage zu besuchen. Der junge Mann hat mein Interesse im höchsten Grad erregt. Er scheint nicht glücklich zu sein, — doch Du magst ihn selber kennen lernen, und ich will Deinem Urtheil über ihn nicht vorgreifen. Es war eine schöne Stunde des Zusammenseins — wir waren so harmonisch gestimmt, wir verstanden uns so rasch und sicher, wir genossen den ganzen Hauber der goldenen Rheinmondnacht, wärest Du doch dabei gewesen! In meinen Gedanken saßest Du an unserer Seite auf dem Deck und warst unseres Glüdes theilhaftig. Was macht Willy? Küsse den herzigen Kleinen!“

Camilla's sanftes, blaues Auge durchflog diesen Brief ihres Vaters, nach dessen Beendigung sie in die Worte ausbrach: „Also schon übermorgen!“ Sie rief den zweijährigen Willy herbei, einen flachblonden, blauäugigen, holden Knaben, hob ihn auf und küßte ihn mit den Worten: „Nimm das von Deinem Papa, übermorgen wird er wieder da sein und Dir etwas Schönes mitbringen. Freust Du Dich?“

Das Kind sah sie gedankenvoll an, als sinne es über ihre Worte nach und machte dann eine zustimmende Bewegung.

„Ich bin begierig auf diesen Herrn Nesch,“ fuhr sie fort, „meine Bekannte sind fast alle in Baden, und mit der Gesellschaft ist es hier in der Sommerwohnung recht schlecht bestellt. Wenn vollends Ernst nicht da ist, kann man's kaum aushalten.“ Sie war an's Fenster getreten und blickte in den Garten hinab. „Da ergeht sich Fräulein Clotilde, sie schaut umher so sehnsuchtsvoll und seufzt nach einem Wesen, das sich ihrer annimmt und Abwechslung bringt in dieses ländliche Einerlei!“

Ein Mädchen von stammend gesundem Aussehen, etwa siebenzehn Jahre alt, ging den mittlern Gang des Gartens hinab, bückte sich hin und wieder nach einer Blume und verschwand endlich in einem Bosket, in dessen Mitte eine Schattenbank zu ungestörter Ruhe einlud. „Da unten,“ begann Camilla wieder, „hab' ich Dich lieber, als am Klavier, das Du auf solch' unbarmherzige Weise mißhandelst! Viele beneiden uns hier um diesen Sommerhof, aber gewiß ahnt Keiner, daß es ein scheinbar harmloses, aber entsetzliches Hausmittel gibt, uns diese Einsamkeit fürchterlich zu machen, solange nämlich, als das gnädige Fräulein Klavierstudien treibt. Vielleicht wenn unser Herr Nesch ankommt und die Saiten erklingen läßt, so fühlt sie den Abstand und schweigt aus Beschämung. Bis dorthin werde ich aber wohl meiner alten Taktik treu bleiben und mich ihrem Spiel dadurch entziehen müssen, daß ich — sobald sie unten die Tasten berührt — hier oben spiele, um ihre Töne nicht zu hören.“

Clotilde wohnte mit ihrer Mutter, der Frau von Aloh, und ihrem Bruder Ambrosius, einem hochaufgeschossenen, hoffnungsvollen Jüngling von sechzehn Jahren, im Parterre des Sommerhauses, während Ernst Waldheim die Velestage inne hatte. Frau von Aloh war eine stolze Frau, und weil sie in Wirklichkeit nicht allzuviel zu zehren hatte, zehrte sie von ihren Erinnerungen — Erinnerungen, die mit dem uralten Stamm ihres edlen Adels innig verwachsen waren. In unserm industriellen Zeitalter, wo die materiellen Interessen alle andern überwiegen, und wo das Geld die Macht ist, die Alles regiert, gleich Frau Aloh einer jener zur Behmuth stimm-

den Ruinen, die wir noch manchmal von irgend einer fahlen Höhe herab mitten in das lachende, blühende, gewerbereiche Thal unserer Zeit hereinstarren sehen.

Waldheim war reich. In seinem, dem bürgerlichen Hause, herrschte Ueberfluß. Das Sinnen und Trachten der Frau von Aloh, die nur über längliche Mittel gebot, war darauf gerichtet, es der Familie Waldheim in allem Neuern allerwenigstens gleichzutun. Da ihr dies nicht gelang, so war die natürliche Folge davon, daß die gnädige Frau in keine nähere, geschweige innige Beziehung mit den Hausgenossen trat, während die Familie Waldheim, die im Stillen sich höchlich über diese aristokratische Zurückhaltung ergöhte, die eigene Würde zu wohl empfand, um ihrerseits Schritte zu thun, die man als Annäherungssucht, oder Herandrängen auch nur entfernt hätte deuten können.

Zur festgesetzten Stunde traf Camilla's Gemahl ein, wenige Tage nach ihm auch der Künstler. Als Nesch sich nach dem etwas entfernt von der Stadt gelegenen Hause seines neuen Bekannten zurecht gefragt hatte und durch den Garten hereinkam, rauchte ihm aus der Hausthür Fräulein Clotilde, hocherröthend, wie eine Feuerlilie, entgegen. Er fragte sie, ob er recht berichtet und im Hause Waldheim's sei, was sie mit verlegener Stimme bejahte. Dann eilte sie, ehe sich's der Künstler versah, mit scheuen Schritten die Hausthür hinab.

Nesch ging die Stufen hinan, sein Herz schlug erwartungsvoll, und nach wenigen Minuten befand er sich in Waldheim's elegantem Salon, vor ihm stand die reizende, blonde Frau, flüchtige Rosen auf den zarten Wangen, wie sie allen Blondinen bei der leisesten Aufregung so gern erblühen. Zu dem Künstler heran stürzte der lebendige Willy, laut auf vor Freude schreiend und umfaßte seine Kniee fest und innig, daß seine Mama Mähe hatte, den überraschten Anstömmling von dieser liebenden Gewalt zu befreien.

Es war dem Künstler nicht anders, als ob ein guter, liebevoller Geist eine neue Lebenspforte vor ihm aufschloß, als er die erste Luft in diesen friedlichen Räumen athmete. Er war noch so krank und schwach. Auf seinem Gesicht war die scharf ausgeprägte Schrift einer Geschichte des Leidens zu lesen, nicht jenes Leidens, womit sentimentale Seelen so gern kokettiren und Mitgefühl oder Bewunderung erregen wollen, sondern eines tieferen Schmerzes, der den innersten Lebensnerv trifft und das Mark der Seele erschüttert. Wir werden das Schicksal dieses jungen Talents näher kennen lernen.

Camilla hatte sich die Erscheinung des Künstlers anders gedacht. Die Frauen sich immer rasch ein Bild entwerfen von den Personen, von denen man ihnen erzählt, und es auch wohl gerne phantastisch ausschmücken, so dachte Camilla — wie man so oft die Künstler sich vorstellt — an einen Mann, bei dem jedes Wort, das er sprach, ein gewisses Gewicht, eine bedeutungsvolle Tiefe haben, bei dem jeder Blick heller leuchten sollte, als bei andern Menschen. Die Romanliteratur, anstatt das ohnehin genug verunkeltete Leben einfacher und klarer zu machen, belüffelt dasselbe gerne noch mehr; — auf diese Weise entstehen tiefwurzelnde Vorurtheile, seltsame Schablonen für jeden Stand, so daß ein weibliches Gemüth, das wenig in die große Gesellschaft gekommen und das Leben mehr aus Büchern, als aus eigener Anschauung kennt, mit naivem Erstaunen bei jeder neuen, ihr in der wirklichen Welt entgegengetretenen Erscheinung auszurufen pflegt: „Mein Gott, den hätte ich mir ganz anders gedacht!“

Nesch hatte in seinem Aeußern nichts, was Frauen sofort bezaubert. Sein Gesicht war unregelmäßig, fahl, fast gespensterhaft blaß — das schwarze Haar und der Vollbart von gleicher Farbe hoben die Krankenblässe seines Teints noch mehr heraus; sein Auge strahlte in mattem Glanz — Camilla hatte ihn ja noch nicht gesehen, als er spielte! Seine hagere Gestalt, seine nachlässige Haltung vollendeten den krankhaften Eindruck seiner Erscheinung — und wer geht gerne mit Leidenden um? Das ist der schwerste Fluch, der auf dem Leiden haftet, daß die Menschen Den gerne meiden, der am Meisten ihres Trostes, ihrer Nähe, ihrer Theilnahme bedarft.

Aber Nesch hatte ja jetzt Menschen gefunden, die ihm so entgegenkamen, wie es ihm wohlthat. Waldheim war nicht unempfindlich für Hohes, für Schönes, er hatte — wenn auch selbst unfähig, etwas auf dem Gebiet der Kunst zu produziren — doch warmen

Sinn für sie und richtiges Verständniß. Er war Gemüthsmensch und leicht zu rühren. Seine Frau hatte verwandte Saiten in ihrem Naturell, doch bewegte sie sich leichter in Extremen, war oft absprenkend, ja sogar abstoßend, wo sie hätte Theilnahme zeigen sollen, und war dagegen hingebend bis zur Aufopferung, wenn eine vielleicht unwürdige Person ihr Interesse zu erregen, ihr Mitgefühl zu rühren verstand.

Es war am Abend des folgenden Tages, in der Dämmerstunde, als Nesch zum ersten Male sich in Waldheim's Hause auf der Violine hören ließ. Er spielte eine seiner eigenen Kompositionen, eine Rhapsodie, aus der die ungebeugte, dämonische Kraft der freischwebenden Jugend sprach, die im Sturm alle Register des Wehs und der Lust durchfliegt; bei den Gesangstellen sanft und voll Innigkeit, stürzte er sich mit Lust von der Cantilene in's reißende Agitato, seine Gestalt wuchs dabei empor, jede seiner Nerven schien sich anzuspannen zu einer musikalischen That ohne Beispiel — er rang nach dem Himmel in flehenden Tönen, bis er, alles Flehen vergessend, ihn zuletzt im Sturm nahm, um dann wieder sanft und zärtlich Frieden hinabzulächeln auf die niedrige, staubbedeckte Erde tief unter ihm — ein greller Miston riß hier den Faden der seligen Melodie entzwei, eine Saite war gesprungen.

„Möge das keine schlimme Vorbedeutung sein für unsere Freundschaft,“ sagte der Künstler mit einem Ausdruck im Gesichte, wie ihn Camilla noch nie an ihm bemerkt hatte, „ich war fast zu Ende — aber das Verhängniß eilt mir voran, es kann mich mein Ziel nicht erreichen sehen und zer schlägt mir immer den Becher, ehe ich ihn von der Lippe sehe.“

Nachdem hatte der Künstler geendet, als das gnädige Fräulein in dem untern Stock, gleichsam um mit dem Künstler zu konkurriren, die oft probirte „Mösterorgel“ mit aller Macht anstimmte. Camilla erröthete über dieses Selbstvertrauen der Dilettantin, während ihr Gatte ausrief: „Ach dieses gnädige Fräulein! Sie ist sonst ein Muster von Bildung, belesen — sie spricht von Hegel, Kant, Schopenhauer, sie kennt Alles und Nichts, und da der gute Ton heutzutage einmal verlangt, daß man Clavier spiele, so hat ihre Mama nicht nachgelassen, sie täglich an's Piano zu bannen, um trotz der abschreckendsten Talentlosigkeit sie zum Virtuositenthum abzurichten!“

„Nein, es ist nicht zum Aushalten!“ rief Camilla und eilte an ihr Instrument. „Sie treibt mich wieder zum Aufhören.“ Die Saiten erklangen unter ihren feinen, weißen Händen; schuchtern, wie sie war, hätte sie sich sonst gewiß sehr bitten lassen, vor einem Künstler wie Nesch zu spielen. In diesem Augenblick aber wurde sie von ihrem naiven Eifer frisch und unmittelbar hingerissen. Nesch stand wie versteinert, als er sie eine Polonaise von Liszt in so großartiger, glänzender und geschmackvoller Weise vortragen hörte, daß er nach Beendigung des Spiels sich nicht der Worte enthalten konnte: „Wenn Sie, Madame, durch ihr tägliches Spiel die Virtuosa da unten nicht zum Schweigen gebracht haben, so darf ich mich allerdings nicht wundern, daß es mir ebenförmig gelungen ist! Ohne Schmeichelei, Ihr Spiel ist vollendet, und ich freue mich darüber, wie über alles Große und Wahrhaftige, das mir in der Kunst begegnet.“

Camilla wurde verlegen durch des Künstlers bereites Lob; ihres Gatten Augen glänzten darüber voll Freude.

„Es ist schade,“ rief dieser, „daß meine Frau so wenig Anregung bei ihren musikalischen Studien hat, ja daß die Stumperei sich um sie her breit macht. Ich bin leider nicht sehr musikalisch — bedauern Sie mich — ich habe mich schon oft selbst deshalb auf's Tiefste bedauert!“

Indessen hatte ja Waldheim jetzt seiner Frau die Bekanntschaft eines Künstlers zugeführt, der durch seine Leistungen als leuchtendes Vorbild für ihr musikalisches Streben und Lernen gelten konnte. Die Musik ist ein gar inniges Bindemittel. Selbst Personen, die Anfangs im Umgang nicht gerade gegenseitig Sympathie erregt haben, rücken sich durch sie näher, der Genius der Kunst legt ihre Hand ineinander, und aus solcher Wahlverwandtschaft entstehen oft die schönsten und reinsten Bündnisse, die eine sterbliche Brust beglücken können.

Man ging in den Garten nach der Bank im Bosket. Es dauerte nicht lange, so machte Fräulein Clotilde sich in der Nähe

etwas zu schaffen und ruhte nicht, bis man ihr Herrn Nesch vorgestellt hatte. Er wechselte einige Worte mit ihr, wobei ihm wieder ihr tiefes Erröthen und das Leuchten ihrer Blicke auffiel.

„Wenn Sie sich entschließen, längere Zeit hier zu bleiben,“ wendete sich Waldheim an den Musiker, „so können Sie Ihr Glück ganz in der Nähe haben. Diese holde Jungfrau, benamset Clotilde, schmachtet nach Liebe.“

„Lassen wir diese Clotilde!“ warf Nesch hin. „Sie scheint mir in der That zu unbedeutend, um zu verdienen, daß wir sie überhaupt in's Gespräch ziehen.“

Die neuen Freunde trennten sich erst spät. Als Nesch mit freier, froher Seele, tiefbeglückt über die Bekanntschaft, die er gemacht, das Haus verließ und unter der Gartenthür nochmals zurückblickte nach dem freundlichen Gebäude, sah er an einem Fenster des Parterres das Haupt Clotildens beim schwachen Sternlicht.

(Schluß folgt.)

Aus den Erinnerungen eines deutschen Seemanns.

II.

Vier Tage in Noth.

„Kapitän, heute lochen wir die letzten Erbsen.“

Mit diesen Worten trat der Schiffsjunge, der zugleich Koch und Steward war, aus der Lude; wir befanden uns in der Nordsee, auf der Reise von Mexiko nach Hamburg. Gestern hatten wir Dover passiert, und der Kapitän hatte es unterlassen, im Kanal neuen Proviant zu kaufen, weil wir hoffen durften, Hamburg in zwei Tagen zu erreichen, denn der Wind, der durch die ganze sogenannte spanische See konträr gewesen, war plötzlich umgesprungen, als wir uns Dover mit der Absicht näherten, einzulaufen und uns frisch zu verproviantiren. Das Schiff, ein kleiner Schooner von 170 Tons, war zwar ein schlechter Segler, doch rechneten wir aus, daß wir bei der herrschenden Brise die 90 Meilen, die uns noch von Helgoland oder Cuxhaven trennten, in 40—48 Stunden zurücklegen würden, denn wir gingen jetzt durchschnittlich 8 $\frac{1}{2}$ Knoten per Stunde. Das Schiff, Namens Elise, war wie gesagt klein, in Papenburg im Königreich Hannover zu Hause, und jetzt nach mehr als dreijähriger Abwesenheit auf dem Wege nach Hamburg, wo es seine aus großen Mahagoniblöcken bestehende Ladung löschen und dann nach Papenburg zurückkehren sollte. Von der ursprünglichen Besatzung der Elise war nur noch der Kapitän, ein Matrose und der Schiffsjunge an Bord, zwei Leichtmatrosen waren in England aufgenommen worden, und ich hatte mich in Veracruz eingeschifft. In Veracruz war auch noch der Steuermann auf dem Schiffe, doch bereits am dritten Tage nach unserer Abreise von dort hatte derselbe einen so heftigen Anfall des gelben Fiebers, daß er als verloren betrachtet werden konnte und auch wirklich kurz nachher starb. Wir mußten die Leiche 36 Stunden auf dem Verdeck liegen lassen und die beiden Leichtmatrosen erhielten demzufolge den Befehl, dieselbe einzunähen und dann liegen zu lassen. Etwa 16 Stunden nach erfolgtem Tode war die Leiche schon ganz blau, und als die gefühligen 36 Stunden vorüber waren bereit in Verwesung übergegangen, daß der Geruch den Aufenthalt auf dem Schiffe fast zur Unmöglichkeit machte und eine große Schaar Haifische angelockt hatte, welche der Elise folgten. Die Leiche des Steuermanns wurde an Steuerbordseite in's Meer gesenkt, aber bevor noch der ganze Körper im Wasser war, schnappten die gierigen Bestien schon darnach und rissen ganze Stücke herunter. Es war ein schauerlicher Anblick. Einige Tage nach dieser Scene waren wir Alle fieberkrank, dazu wurde die Hitze unerträglich, die Haifische folgten uns, und wir betrachteten dieß als ein Zeichen, daß Einer von uns bald daran glauben mußte*). Dieser Gedanke trug natürlich nicht viel zur Erheiterung der paar Leute bei, und wir hatten sogar in unseren Träumen den schrecklichen Anblick immer vor Augen, wie die Haifische die Leiche unseres armen Steuer-

*) Es wird nämlich auf ziemlich allen Schiffen fest geglaubt, daß, wenn ein Haifisch dem Schiffe folgt, dieß den Tod von einem der Mannschaften bedeutet, ebenso wie man am Lande dasselbe glaubt, wenn sich der sogenannte Leutenvogel auf ein Haus niedersetzt.

mannes zerrissen. Indessen hatten wir bald wieder frische Brise aus Norden, welche die Fieberdäse etwas vom Schiffe wegwehte. So gelangten wir endlich bis an den Ausgang aus dem Golfe von Mexiko, und hofften im atlantischen Meere guten Wind zu bekommen. Doch je mehr wir uns dem Ocean näherten, desto mehr schwand der Wind und endlich hingen die Segel ganz schlaff an den Masten herunter. Wir hatten Windstille. Es gibt für den gesunden Seemann, dessen Schiff Vorräthe genug mit sich führt, wohl nichts Schrecklicheres, als Windstille. Man denke sich also in unsere Lage! Die Reise von Veracruz nach Europa wird gewöhnlich auf zehn Wochen Dauer veranschlagt, und wir hatten für 15 Wochen Proviant an Bord, in der sicheren Hoffnung, irgend einen Hafen Europas zu erreichen, noch lange bevor dieser Vorrath aufgezehrt war. Nun lagen wir hier in den Tropen bei Windstille. Die Sonne brannte auf unserer armen Köpfe hernieder, und, da das Schiff schon so lange von Hause war, so blieben uns nicht einmal Segel, um uns ein Zelt aufzuschlagen zu können, wenn wir nicht die halbjerrissenen Segel von den Masten herunternehmen wollten. Dieß durften wir aber nicht wagen, denn jeden Augenblick konnte eine Brise kommen. So lagen wir nicht weniger als 50, sage fünfzig Tage, und es war natürlich, daß unsere Vorräthe zum Theil verdarben. Das Wasser wurde warm und war zuletzt voll Würmer, welche auch in das Mehl kamen. Dazu kam, daß das Fieber wieder ausbrach und wir Alle den Elend belamen.

Endlich, nach 50 endlos langen Tagen, zeigte sich am Horizonte ein dunkle Wolke. Schnell wurden alle Vorbereitungen getroffen, um von einem auffpringenden Winde profitieren zu können. Da die Wolke auch Regen versprach, so wurden die Wasserfässer geleert und jetzt erwarteten wir mit klopfenden Herzen den Sturm, denn die Wolke hatte sich schnell über den ganzen Himmel ausgebreitet, der Barometer sank immer tiefer und die Sturmvoegel umflatterten ängstlich kreischend das Schiff, kurz, Alles deutete auf einen Orkan, wie man ihn nur in Westindien erleben kann. Während aber Andere einen herannahenden Sturm mit Schrecken erwarten, begrüßten wir den Orkan, als er endlich durch das Takelwerk piffte, mit einem Freudengeschrei, denn er brachte uns Wasser. Die Speigaten (kleine Böcher, durch welche beim Dedwaschen das Wasser abläuft) waren verstopft, das Verdeck während unserer unfreiwilligen Ruhe so blank gescheuert, daß es ordentlich glänzte, und bereits fünf Minuten nach dem Ausbruche des Orkans war Alles lebendig, um das Regenwasser in die Tonnen zu füllen. An diesem Tage füllten wir sechs große Fässer an. Während wir Alle bis auf die Knochen naß waren, hatte sich der Kapitän selbst in's Steuer gestellt, und das Schiff schwamm denn auch noch an demselben Abend auf den dunkleren Fluten des atlantischen Ozeans. Doch jetzt wurde es nöthig, einige Segel zu bergen, denn der Sturm ließ nicht nach, im Gegentheil, er wurde bestiger, so daß Niemand wagte, nach Oben zu gehen. Doch endlich übergab der Kapitän das Steuer einem der Leichtmatrosen und kletterte selbst zu den fliegenden und klatschenden Segeln hinauf. Da Niemand den allgemein beliebten Kapitän allein lassen wollte, so waren bald alle oberen Segel fest, und wir gingen unter dicht gerefftem Vormarssegel und Klüver vor dem Sturme dahin; angestellte Messungen mit dem Log ergaben, daß wir elf Knoten zurücklegten, die größte Geschwindigkeit, welche die alte Elise bisher gekannt. An den folgenden Tagen nahm zwar der Sturm ab, aber die Brise blieb und wir hatten die Freude, uns schon am 10. oder 11. Tage nach dem Ausbruche des Orkans in der Nähe der neuhundländer Bänke zu wissen. Doch war hier Vorsicht nöthig, wollten wir nicht einen zweiten Sturm erleben, dem der alte Rastan nicht gewachsen gewesen wäre. Wir brachten also das Schiff scharf an den Wind und steuerten nach Westen. Da uns die südliche Brise nicht verließ, so kamen wir bald in Sicht von Madeira, freilich mit bedeutend verringertem Proviant. Wir riefen dem Kapitän, Junghal anzulaufen, um uns neu zu verproviantiren, doch war er der Meinung, daß wir mit dem jetzigen Winde in sieben oder acht Tagen den Kanal erreichen würden. wo wir Lebensmittel im Ueberflusse finden würden. Außerdem würden wir auf den Gränden (einem Theile der Bai von Biscaya oder spanischen See) genug Schweinfische fangen, die wirklich sehr delikate sind, und außerdem, sagte

er, treffen wir gewiß eine Menge Schiffe unterwegs, die uns im Nothfalle gerne aushelfen werden. Zu unserm Unheil folgten wir ihm. Ich sage, zu unserm Unheil, denn wenn wir dem Kapitän erklärt hätten, wir wollten in Madeira an Land, so hätte er sicher seine Einwilligung gegeben; die eiserne Disziplin hört da auf, wo Hunger und Durst anfangen, und unser braver Kapitän Armer befragte nicht nur sein eigenes Interesse oder das der Rheber, wie es so manche andere, besonders hamburger Kapitäne machen, welche der Meinung sind, daß sie für 14 oder 16 Thaler monatlich (den gewöhnlichen Lohn eines Vollmatrosen auf hamburger Schiffen) gleich den ganzen Menschen mit Haut und Haaren gekauft haben. Einen Tag, nachdem wir außer Sicht von Madeira waren, hielt der südliche Wind noch an, ermattete dann, so daß wir noch einen Tag Windstille hatten, und dann kam ein ganz konrärer Nordwind, so daß wir, wollten wir nicht zurück, laviren mußten. Wir waren jetzt aber bereits auf halbe Rationen gesetzt, und berechneten mit Schreden, daß wir auf diese Art in 14 Tagen keinen Bissen Brod oder Fleisch mehr im Schiffe haben würden. Da ich nicht beabsichtige, hier ein komplettes Schiffsjournal zu halten, so will ich mich mit der Reise so kurz als möglich fassen, und nur konstatiren, daß wir in zehn Tagen das Leuchtfeuer von Lizzies Point erblickten. Jetzt dachten wir, alle Noth habe ein Ende und wir würden nach Falmouth einlaufen; aber plötzlich änderte sich der Wind nach Westen, und wir flogen durch den Kanal bis in die Nähe von dem herrlichen Leuchthurm von Dungeness bei Dover. Doch waren jetzt die Provisionen so zusammengeschmolzen, daß wir — aus des Kapitans eigenem Vorrath — jeden Tag nur vier Loth Fleisch per Kopf erhielten. Bei Dungeness trat wieder eine Windstille ein, die nebst uns auch ein schönes englisches Dreimastschiff zur Unthätigkeit zwang; wir beschloßen, den Kapitän dieses Schiffes um einige Lebensmittel zu ersuchen, und Kapitän Armer gab mir zu diesem Zwecke eine ganze Handvoll mexikanischer Unzen (1 Unze gleich 80 Franken), und ich ließ mich von unseren beiden Leichtmatrosen zu dem großen Schiffe hinanrubern, dessen Treppe ich mit großer Mühe und ungeheuren Schmerzen emporkletterte. Auf dem Verdeck athmete Alles Wohlbefinden, und ich hoffte zuversichtlich, meinen Zweck zu erreichen. Ich verlangte also den Kapitän zu sprechen und trug diesem, als er erschien, mein Anliegen vor. Doch hatte ich mich kurios geirrt. Nachdem er mich ruhig angehört und mein Gold angesehen hatte, drehte er mir den Rücken und sagte gleichmüthig zu seinem Steuermann: „Der dumme Dutchman glaubt, ich werde ihm von meinen Vorräthen schenken, aber er irrt sich gewaltig.“

„Kapitän,“ sagte ich, „hier ist von keinem Schenken die Rede; ich will Ihnen jeden Preis, den Sie fordern mögen, für einen Sack Erbsen bezahlen; ich habe Gold genug, aber nichts zu essen.“

„Gehen Sie nur ruhig wieder auf Ihr Schiff zurück und sagen Sie Ihrem Kapitän, wenn man keinen Proviant hat, so geht man nicht in See: er soll sein Gold behalten, ich behalte meine Erbsen.“

Damit schritt er die Kajütentreppe hinab und ließ mich in dumpfer Verzweiflung auf dem Verdeck stehen.

Jetzt kam der Koch vorbei mit einem herrlichen gebratenen Truthahn. Naß entschlossen, redete ich ihn an und bot ihm eine halbe Unze für den Vogel, weil ich meinem Kapitän, der schwer krank war, doch etwas bringen wollte. Der Koch war unentschlossen, doch als ich ihm eine ganze Unze bot, gab er mir den Truthahn, mit welchem ich mein Boot glücklich erreichte. Kaum waren wir abgestiegen und ich wollte nur noch den Namen des Schiffes auf dessen Stern lesen, als der Kapitän oben auf dem Verdeck erschien und mir befahl, ihm das Thier wiederzubringen, wir lachten ihn weiblich aus und beüllten uns, die Elise wieder zu erreichen. Kaum an Bord derselben angelangt, sahen wir, wie der Kapitän sein Boot bemannen ließ und auf unser Schiff zu kam. Ich machte meinem Kapitän, der auf dem Hinterdeck ausgestreckt lag, pflichtschuldigst Meldung davon, und nach zwei Minuten war John Bull dicht bei uns. Er verlangte meinen Kapitän zu sprechen, der unterdessen den Truthahn verarbeitete. Kapitän Armer ließ ihn ungefähr folgendes sagen: „Wenn ich den Namen Ihres Schiffes wüßte, so würde ich denselben in allen englischen

und deutschen Zeitungen nebst genauer Erzählung des heutigen Vorfalles veröffentlichen. Leider kenne ich Euer Schiff nicht und so muß ich es zu meinem großen Leidwesen aufgeben, diesen Plan auszuführen. Doch sage ich Euch, Ihr werdet ebenfalls hungern und kein Mensch wird Euch auch nur ein Stück Brod geben. Der Truthahn ist bezahlt und den behalte ich; jetzt lebt wohl.“

Und John Bull, der sein Maul immer so voll nimmt, um mit seiner Humanität gegen arme Seeleute zu prahlen, zog mit langer Nase ab. Er hatte uns kaum den Rücken gedreht, als Kapitän Kremer uns zu sich rief und den Truthahn mit uns theilte. Der Vogel war theuer genug bezahlt, doch gab uns dieses Essen wieder einige Kraft, und als am Abend wieder Brise kam, segelten wir in östlicher Richtung weiter, mit der festen Absicht, in Dover neuen Proviant zu kaufen. Doch passirten wir Dover in der Nacht und befanden uns am folgenden Morgen bereits weit in der Nordsee.

„Kapitän, heute lochen wir die letzten Erbsen,“ hatte der kleine Schiffsjunge gemeldet.

„Nun, wie der Allmächtige will,“ antwortete der sehr religiöse Kapitän. „Wilhelm,“ wandte er sich an den Jungen, „hol' den Beutel Brod aus meiner Kajüte hervor, wir werden Alles mit einander theilen.“

Wilhelm krieg in die Kajüte hinab und kam bald mit einem winzigen Beutel herauf, in welchem sich etwa zehn oder zwölf gewöhnliche Biscuits befanden. Dann brachte er noch einige Theeblätter mit herauf und ein ziemlich großes Stück Nautabak, und reichte diese Herrlichkeiten dem Kapitän. Diese largen Vorräthe wurden nun so eingetheilt, daß wir jeden Tag drei Biscuits erhielten, welche wir unter fünf Personen theilten; dann wurde der gesammte Thee mit Regenwasser, das wir auf der Reise aufgefunden, präparirt und Jeder erhielt einen Becher warmes Theewasser. Den Tabak theilte Kapitän Kremer in fünf gleiche Theile und gab Jedem ein Stück. So ausgerüstet segelten wir vorwärts. Am ersten Abend sahen wir den Leuchthurm von Oortum, und jetzt wäre es vielleicht Zeit gewesen, nach Emden oder Leer einzulaufen, aber der Kapitän gab uns zu bedenken, daß man ihn und das Schiff in diesen kleinen Häfen kenne und daß er so zu sagen kompromittirt sei, wenn er in dem jetzigen Zustande dort antomme. Wir wendeten das Schiff also mit schwerem Herzen und laivirten weiter. Am zweiten Tage wurde frisches Regenwasser auf die bereits gebrauchten Theeblätter gegossen und die drei Biscuits darin aufgeweicht und dann gegessen. Es war unterdessen empfindlich kalt geworden, und Keiner hatte mehr trodne Kleider, selbst Kremer nicht, der uns seine ganze Garberobe überließ und selbst den größten Theil der Zeit am Ruder stand. Indessen verging auch der zweite Tag; Abends rief der Kapitän, der den ganzen Tag nicht vom Steuer gegangen war, einen der Leichtmatrosen, dem er das Steuer übergab; der zweite Leichtmatrose blieb auf dem Verdeck, und wir Andern legten uns nieder, aber es kam kein Schlaf in unsere Augen; der Hunger hielt uns Alle wach. Gegen Mitternacht sollte der Kapitän wieder geweckt werden, um die beiden sehr erschöpften Leichtmatrosen abzulösen. Doch noch viel früher wurden wir Alle durch das Rauschen des Wassers geweckt, welches an der Steuerbordseite über Bord in's Schiff hineinschlug. Wir stürzten hinaus und bemerkten gerade noch, wie Kapitän Kremer den Mann am Steuer ablöste, der das Schiff zu nahe an den Wind gesteuert und dadurch beinahe das Kentern des Schiffes herbeigeführt hatte. Da dieß gewiß nicht aus Nachlässigkeit oder Unfähigkeit geschehen war, weil Jan ein ausgezeichnete Seemann war, so mußte für sein Beginnen ein Grund vorhanden sein, den wir auch bald genug erfuhren.

„Warum hast Du das gethan, Jan?“ fragte ihn der Kapitän. „Kapitän, wir sind am Verhungern,“ antwortete Jan. „Hunger thut aber sehr wehe und tödtet unter furchtbaren Qualen; da habe ich gedacht, es ist viel besser, wir verkaufen, dann ist das Elend mit einem Male aus.“

„Aber Unglücklicher, hast Du denn keine Religion?“

„Hat sich was mit der Religion. Es geschehen keine Wunder mehr, sonst würden wir hier nicht vor Hunger und Durst sterben. Wir haben keinem Menschen etwas zu Leide gethan und müssen, wenn wir morgen noch nicht nach Cuxhaven gelangen, doch hier

auf der Nordsee untergehen. Von uns hat Keiner mehr Kraft genug, um auch nur ein Segel zu bergen.“

Der Kapitän gab ihm jedoch zur Antwort: „Der Allmächtige hat uns vom Fieber gerettet und uns nach allerdings langer, beschwerlicher Reise bis hierher gebracht. Er wird weiter helfen. Lege Dich nieder und versuche zu schlafen, ich übernehme die Wache.“

Jan hatte sich noch nicht länger als fünf Minuten entfernt, als der Kapitän am Steuerruder ohnmächtig zusammenfiel. Ich übernahm daher das Steuer, während der Matrose mit Wilhelm dem ohnmächtigen Kapitän zu Hülfe kamen.

Nach einer furchtbaren Nacht brach der Morgen an und wir bemerkten eine kleine Fijcherbarke, die in der Richtung unseres Schiffes gesteuert kam. Wir machten ein Rothsignal und die Fijcher kamen dicht zu uns, so dicht, als es die hochgehende See gestattete. Nach kurzem Verhandeln überließ uns der Fijcher seinen ganzen Fang und noch einige Biscuits und erhielt dafür von Kapitän Kremer eine reichliche Bezahlung. Für heute war also gesorgt, aber wovon sollten wir morgen leben? Indessen, Dank seinem Leichtsinne, kümmert sich der Seemann selten um das Morgen, und so verzehrten wir, den Ermahnungen des Kapitäns entgegen, den ganzen Vorrath; „denn,“ meinte Kaspar, der Matrose, „wir sind morgen Abend entweder in Cuxhaven oder auf dem Grunde der Nordsee, und in beiden Fällen brauchen wir keine Fische mehr.“ Obgleich das Mahl sehr spärlich war, so dachten wir doch, es könne in Witten's Keller in Hamburg keine größeren Delikatessen geben. Zum ersten Male, nachdem wir den Kanal verlassen hatten, maßen wir Mittags die Zeit und fanden, daß wir bereits vor der Bester waren.

Kapitän Kremer, ein bieder, blühend aussehender Mann bei unserer Abreise von Veracruz, jetzt einem Skelette gleichend, sprach nach beendigter Mahlzeit sein Gebet und sagte dann: „Sieht Du, Jan, Er hat doch noch einmal geholfen.“

Und in der That, die unerwartete Hülfe hatte unsern Muth wieder aufgerichtet. Wir hatten uns an das schlechte Wetter gewöhnt, und liefen jetzt endlich wieder bei günstigem Winde ziemlich schnell vorwärts. In der Nacht vom dritten auf den vierten Tag behielten wir zwar guten Wind, aber es brach auch ein furchtbares Schneegestöber auf uns herein, so daß es unmöglich war, voraus zu sehen. Wir waren bereits Anfangs November, und unsere Angehörigen, die uns schon im September in Hamburg erwartet hatten, mußten glauben, daß die Elise verunglückt sei. Doch auch diese Nacht verging und am vierten Morgen strahlte die Sonne wieder über uns. Zu essen war platterdings gar nicht mehr an Bord, und zu trinken nur noch das Theewasser, welches aber durch das öftere Ausgießen bereits ungenießbar geworden war. Wenn wir auch heute noch keine Hülfe bekamen, so wollten wir Abends, trotz der hochgehenden See, versuchen, das Land in unserm Boote zu erreichen. Der Tag verging unter Vorbereitungen zu diesem letzten Auswege, aber als es anfang zu dunkeln, sahen wir drei Feuer vor uns; das Feuer linker Hand war der Leuchthurm von Helgoland, zur rechten dasjenige von Cuxhaven und der rothen Lonne an der Mündung der Elbe. Eine Stunde später lagen wir in fünf Faden tiefem Wasser vor Anter, und fünf Minuten später hatte Jeder in der Schenke ein Glas heißen Grog und ein halbrohes Beefsteak vor sich stehen. Die Reise von Veracruz nach Hamburg hatte vom 20. Juni 1865 bis 5. November, also im Ganzen 137 Tage gedauert.

Kapitän Kremer aber verbiente das Hurrah, welches wir ihm brachten, und darum noch einmal: Hurrah für den Kapitän Kremer von der Elise!

Auflösung der Charade Seite 540:

Schneestug.

Auflösung des Räthfels Seite 552:

Mit Vielem hält man Gaud, mit Wenig kommt man aus.

Reklisen, Druck und Verlag von Ed. Götberger in Stuttgart.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION
455 FIFTH AVENUE, NEW YORK, N. Y. 10017
TEL. 212-850-4100

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

ASTOR
LENOX
TILDEN

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION
455 FIFTH AVENUE, NEW YORK, N. Y. 10017
TEL. 212-850-4100

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION
455 FIFTH AVENUE, NEW YORK, N. Y. 10017
TEL. 212-850-4100



THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION

455

„Nein.“

„Sie werden es morgen früh erforschen.“

Der Wirth blinnte betroffen und entrüstet zugleich auf.

„Ich gebe mich nie dazu her, in meinem eigenen Hause zu spioniren,“ sagte er.

„Vergessen Sie nicht, daß es sich hier um ein gemeines Verbrechen handelt und daß ich im Namen des Gesetzes hier bin,“ erwiderte ich ernst. „Es handelt sich hier nicht um Spionage, sondern um Erfüllung einer Pflicht, die jedem Staatsbürger obliegt. Auch muß ich Sie ernstlich ersuchen, nicht nur diese Unterredung, sondern auch meinen Charakter und den Zweck meiner Anwesenheit geheim zu halten, wie ich Sie überhaupt für jeden Schaden, der mir, das heißt dem Staate, durch ein unüberlegtes Wort Ihrerseits erwachsen könnte, verantwortlich machen muß.“

Diese ernstliche Warnung verschlehte die beabsichtigte Wirkung nicht.

„Ich werde thun, was Sie wünschen,“ sagte er.

„Ich verlasse mich darauf,“ fuhr ich fort. „Suchen Sie, wenn möglich, den Herrn morgen früh zu überraschen. Wie viele Zimmer bewohnt er?“

„Zwei.“

„Weshalb das?“

„In einem bewahrt er Erze und anderes Gestein auf.“

„Hat er viel Gepäck?“

„Nein. Zwei Koffer, die aber sehr schwer sind.“

„Laufen viele Briefe an ihn ein?“

„Nicht so viele, als er absendet.“

„Er verschickt auch Pakete?“

„Ja, fast täglich.“

Das war einstweilen Alles, was ich wissen wollte.

Der Wirth stand schon im Begriff, sich zu entfernen, als ein Gedanke in meiner Seele aufstauete, den ich augenblicklich auszuführen beschloß.

„Haben Sie neben dem Zimmer des Herrn noch ein unbewohntes Gemach?“ fragte ich.

„Allerdings,“ erwiderte er. „Zwar ist dasselbe besetzt, aber der Gast hat heute Morgen eine Reise angetreten, von der er erst morgen Abend zurückkehren wird.“

„Wer ist dieser Gast?“

„Ein Agent Klein.“

„Verkehrt er mit dem Herrn Schmidt?“

„So viel ich weiß, nicht.“

„Die Zimmer stehen durch eine Thüre miteinander in Verbindung?“

„Ja; aber diese Thüre ist geschlossen.“

„Führen Sie mich hin,“ sagte ich, rasch entschlossen.

Der Wirth kam dieser Aufforderung ohne Zögern nach.

Ich blickte mich flüchtig in dem hübsch eingerichteten Raume um und näherte mich darauf leise der Verbindungsthüre.

So sehr ich auch mein Gehör schärfte, vernahm ich doch keinen Laut; Schmidt und der Bagabund mußten sich in dem andern Zimmer befinden.

Eine oberflächliche Durchsuchung des Gemachs ergab auch nichts, was meinem Verdacht als Anhaltspunkt dienen konnte; ich entfernte mich mit dem Entschluß, am nächsten Tage meine Nachforschungen mit unermüdlichem Eifer fortzusetzen.

Die Nacht verbrachte ich fast schlaflos. Mein Verdacht ließ mich nicht ruhen, ich quälte mich unablässig damit, Weise für denselben zu suchen und Pläne zu entwerfen.

Am nächsten Morgen erhielt ich eine Einladung des Bürgermeisters zum Souper; ich fand keinen Grund, sie abzulehnen.

Nachdem ich den Wirth an unsere Absprache erinnert hatte, ging ich noch einmal in das anstoßende Zimmer, um zu lauschen.

Als ich die Thüre öffnete, wehte mir ein leichter Moschusdust entgegen. Das fiel mir auf, am Abend vorher hatte ich dieses Parfüm nicht bemerkt und während der Nacht war das Zimmer nicht benützt worden.

Diese Entdeckung war um so wichtiger, weil ich wußte, daß Schmidt sich des Moschus als Parfüm bediente, ich hatte das nicht allein bei meiner ersten Begegnung mit ihm, sondern auch später bemerkt. Die Schlussfolgerung, daß Schmidt in dem Zimmer gewesen war, lag nahe, er konnte in dasselbe nur durch die Verbin-

dungsthüre gelangt sein, und diese Thüre war, wie der Wirth erklärt hatte, geschlossen.

Eine Schlussfolgerung führte zur andern. Schmidt mußte sich eines fremden Schlüssels bedienen und zur Benützung des Zimmers triftige Gründe haben.

Ich blickte mich scharf forschend um. Alles lag und stand noch in dem Raume ganz genau so, wie ich es am Abend vorher bemerkt hatte, nichts deutete darauf hin, daß nach mir Jemand in dem Zimmer gewesen war.

Da bemerkte ich plötzlich auf dem Teppich, der den Fußboden bedeckte, einen schmalen Papierstreifen. Er war kaum einen halben Zoll breit und höchstens drei Zoll lang; ich hob ihn auf und entdeckte, daß ich einen Streifen desselben Papiers in der Hand hielt, welches zur Anfertigung der falschen Tresorscheine benützt wurde.

Nähsam drängte ich den Ausruf der Freude, der mir auf der Zunge schwebte, zurück; ich hatte den überzeugenden Beweis erhalten, daß ich mich auf der richtigen Fährte befand.

Geräuschlos verließ ich das Zimmer wieder; in demselben Augenblick sah ich, daß der Wirth sich der Thüre Schmidt's näherte.

Ich blieb stehen, um zu beobachten.

Die Thüre war geschlossen, — das hatte ich erwartet.

Der Wirth pochte an.

„Was wünschen Sie?“ fragte Schmidt, ohne zu öffnen.

„Sie haben eine Flasche Bordeaux bestellt,“ erwiderte der Wirth, „ich bringe sie.“

„Das muß ein Irrthum sein,“ versetzte Schmidt, und ich glaubte am Tone seiner Stimme zu bemerken, daß er unruhig und aufgeregt war; „ich habe nichts bestellt und wünsche auch, nicht weiter gestört zu werden, da ich mit wichtigen Korrespondenzen beschäftigt bin.“

„Oho!“ dachte ich. „Weshalb diese Bemerkung, wenn er nicht hofft, dadurch einen etwa aufsteigenden Verdacht im Reine zu erstickten? Was kümmert es den Wirth, womit seine Gäste sich beschäftigen, wenn diese Beschäftigung nicht in seine Hausordnung störend eingreift?“

Denselben Gedanken mochte auch der Wirth hegen, er schüttelte den Kopf, als er sich entfernte.

Ich eilte ihm nach. „Beobachten Sie den Mann scharf,“ flüsterte ich ihm zu; „geben Sie Acht, wer ihn besucht, wann er ausgeht und ob er Briefe zur Post schickt.“

„Haben Sie Entdeckungen gemacht?“ fragte der Wirth bekräftigt.

„Ja, aber schweigen Sie.“

Ich eilte hinaus und gerades Weges zum Postdirektor.

Er hörte mich schweigend an; meine Aufforderung, das erste Paket, welches Schmidt zur Post schickte, öffnen zu lassen, wies er mit dem Wemerkeln zurück, daß er dazu nicht berechtigt sei.

Die Weigerung hatte ich nicht erwartet, trotzdem ich zugeben mußte, daß sie gesetzlich begründet war.

„Aber die Sache ist zu wichtig!“ sagte ich.

„Freilich, freilich,“ erwiderte er nachdenklich, während er langsam auf- und abwanderte; „es gilt der Entdeckung eines Staatsverbrechens. Warten Sie, ich werde das Paketbuch holen lassen.“

Wenige Minuten später lag das Buch vor uns.

„Seit wann ist dieser Herr hier?“ fragte der Direktor.

„Seit vier Wochen.“

Der Direktor öffnete das Buch und blätterte eine geraume Weile in demselben.

„Sonderbar, die Pakete sind zu schwer,“ sagte er. „Acht bis zehn Pfund ist das Durchschnittsgewicht; sie sind theils nach Berlin, theils nach Breslau, Köln, Hannover, Leipzig und so weiter adressirt.“

„Könnte er nicht Erze beige packt haben?“ fragte ich.

„Das wäre allerdings möglich.“

„Wie oft hat er verschickt?“

„Durchschnittlich alle zwei Tage.“

„Gestern?“

„Nein.“

„So wird er vielleicht heute —“

„Warten wir's ab.“

„Und dann?“ fragte ich.

Der Direktor zuckte die Achseln. „Es kommt auf die Verpackung an,“ sagte er. „Hätten Sie sichere Beweise, so könnte ich Ihren Wunsch ohne Bedenken erfüllen; so aber — nun, wir wollen sehen. Wenn die Verpackung, für welche die Post keine Garantie übernimmt, nicht sehr fest ist, so wird sie wohl durch einen Zufall derart beschädigt werden können, daß es uns möglich ist, den Inhalt zu erkennen.“

Ich versprach, nach Tisch wieder zu kommen, und suchte den Chef der Polizeibehörde auf.

Auch er machte mich auf die schwere Verantwortlichkeit und die unangenehmen Folgen einer Ueberschreitung seiner Amtsbefugnisse aufmerksam, aber es gelang mir, auch seine Bedenken durch meine Zuversicht zu beseitigen.

Mein Plan war gut entworfen.

Ich wollte am Abend Schmidt zum Bürgermeister begleiten; während seiner Abwesenheit sollte der Polizeikommissär das Zimmer durchsuchen. Freilich konnte diese Durchsuchung sich nur auf die beiden Zimmer beschränken, wenn nicht inzwischen weitere Beweise gefunden waren.

Der Kommissär ging ungern darauf ein; ich sah wohl, daß ich mich noch immer auf mich selbst verlassen mußte.

In der Nähe des Gasthofes begegnete ich abermals dem Wagonbunden, der sich für einen Agenten ausgab.

Er schien mich nicht zu bemerken. Ich folgte ihm in angemessener Entfernung; er ging in das Haus eines Trödlers, in welchem er beinahe eine volle Stunde blieb.

Darauf kehrte er in den Gasthof zurück.

Wenn Beweise gefunden wurden, mußte auch bei dem Trödler Hausdurchsuchung gehalten werden.

Im Gasthofe gab der Wirth mir verstoßen einen Wink; ich folgte ihm in sein Kabinet.

„Schmidt war nicht allein,“ sagte er, „der Agent Röder muß die ganze Nacht hindurch bei ihm geblieben sein. Er ist auch jetzt wieder oben, nachdem er vorher einen Ausgang gemacht hat.“

Ich theilte ihm meine Entbedungen mit und vernahm, daß der Trödler schon öfter wegen Hehlerei in Untersuchung gewesen war.

„Und die Korrespondenz?“

„Ist bereits besorgt,“ erwiderte er. „Zwei Pakete, eins nach Berlin, das andere nach Breslau.“

„Gut, so werden wir bald etwas Neues hören,“ versetzte ich.

In diesem Augenblick trat Schmidt ein. Sein Blick ruhte durchdringend auf mir, er schien sich in meiner Nähe nicht mehr so sicher zu fühlen.

„Ich werde morgen abreisen,“ wandte er sich zu dem Wirth, „haben Sie die Güte, die Rechnung für mich auszuschreiben.“

„Sie wollen fort?“ fragte ich gleichgültig.

„Ja.“

„Aber Sie werden wiederkommen?“

„Gewiß.“

„Wann?“ fragte der Wirth.

„Vielleicht nach vier Wochen, ich weiß das so genau noch nicht.“

Ich vermied es, den Wirth anzublicken, weil ich fürchtete, er könne durch einen Blick mein Geheimniß verrathen, und mir gerade jetzt viel daran lag, dasselbe zu bewahren.

„Sie hatten ja vor, sich hier niederzulassen,“ sagte ich. „Finden Sie in dieser Gegend nichts, was Ihren Wünschen entsprach?“

„Nein,“ erwiderte Schmidt in lahlern, kurz angebundenem Tone, „ich kann mich hier nicht heimisch fühlen.“

„Trotz Ihrer Verlobung?“

„Sie kann auf meine Entschlüsse nicht einwirken, da ja meine Braut mir bald folgen wird. Sie kommen doch heute Abend?“

„Gewiß,“ sagte ich, während ich dem Manne in den Speisesaal folgte; „ich verspreche mir einen recht vergnügten Abend. Ich bedaure sehr, daß Sie schon so bald abreisen wollen,“ fuhr ich leise fort, „Sie boten mir Ihren Beistand so bereitwillig an, nun muß ich auf denselben verzichten.“

Er blickte mich forschend an; sein Argwohn mußte an dem ruhigen Gleichmuth, der in meinem Gesicht sich ausdrückte, abprallen.

(Schluß folgt.)

Stadt und Ruine Dürrenstein an der Donau.

(Fort. S. 601.)

Wer, von Süddeutschland nach Oesterreich fahrend, an einem sonnigen Tage ein wahrhaft herzerquickendes Landschaftsbild mit aller Behaglichkeit und Bequemlichkeit in sich aufnehmen will, der benütze das Dampfboot, welches ihn von Passau aus auf den breiten, glitzernden Wogen der Donau bis Linz führen wird und von da nach Wien. Wer es vorziehen mag, das Salzammergut mit seinen imposanten und lieblichen Alpen zu durchziehen, oder wer gezwungen ist, den Eisenbahnweg im Binnenlande zu nehmen, der kann noch immer von Linz bis Wien des behaglichen Genusses einer Donaureise theilhaftig werden.

Allerdings, das Großartige der Landschaft, welches bis dahin dem von hohen Gebirgszügen eingerahmten Donauthale eigen ist, hat gendel. Aber eine sanfte Anmuth der weithin sich ziehenden Thäler, welche näher oder ferner von Bergen eingefloßen ist, hat begonnen, und das Auge erquidt sich an mannigfaltigen, immer wechselnden Bildern einer üppigen und schön gepflegten Berg- und Waldlandschaft. Zuweilen rücken die Berge noch ganz enge zusammen, wie bei dem berühmten „Strudel“ und „Wirbel“ der Donau nächst Grein, eine Partie, welche allein der besonderen Reise werth ist. So geht es abwärts, während man bequem auf dem Berdch sitzt und die Bilder gleichwie in einem Panorama an sich vorüberziehen läßt, bis die Ruine Dürrenstein aus der Ferne winkt und das Augenmerk unwillkürlich auf sich lenkt.

Dürrenstein mit seinen nachbarlichen Felsen sind die letzten höheren Berge auf dem Wege nach Wien, von da ab wird die Landschaft weniger abwechslungsreich, bis sie uns wieder eine gute Stunde vor Wien neuerdings ein Aufblühen ihrer hellen Schönheit bietet und froh in die kaiserliche Donaustadt einziehen läßt.

Kommt man von der oberen Donau, so rückt sich der Grenzstein des oberen Donauberg-Gebietes, Fels und Beste, eigentlich Ruine Dürrenstein, förmlich in den Weg und zwingt unser Auge, auf ihm zu weilen. Unten die Kirche und das Schloß im hellen Weiß stechen freundlich und fröhlich von dem mit Grün umschlungenen Felsen ab. Es ist ein traulicher Winkel, in den sie sich geborgen, sie sehen scharf donaufwärts — eine Wendung mit dem Schiffe — und sie sind dem Blicke entschwunden, sie liegen förmlich in einer Nische verborgen.

Die alte Beste Dürrenstein oben und die neueren Baulichkeiten unten haben ihre reiche Geschichte. Die alten Mauern oben sind weltbekannt, Sage und Lied haben sie verherrlicht; denn hier soll der Sänger Blondel seinem gefangenen Könige Richard Löwenherz von England Nachricht, Trost und Hoffnung gebracht, dem im Thurne gefangenen Helden am Fuße des Thurmes sein goldenes Lied gesungen haben. Wenn der letzte Stein von dieser Ruine zerbröckelt, wird die Liebe zu dem Orte fortbestehen, werden Geschichte und Dichtung ihren Zauberstab schwingen, um ihn zu einem der herrlichsten zu machen, würde Menschengeduld ein Andenken an dieser Stelle erneuern. — Es dauerte fast zwei Jahre, daß Löwenherz als Gefangener seine Blicke und seine Sehnsucht hier über die Donau dahinschweifen ließ (1192—1193), dann übergab ihn der Herzog Leopold VI. von Oesterreich an den Kaiser Heinrich VI., welcher ihn nach Burg Trifels brachte, die nächst Landau liegt. Richard hatte den österreichischen Herzog in Palästina schwer beleidigt und dessen Fahne von dem Walle in den Graben geworfen. Der Tapfere hatte sich große Eigenmächtigkeiten und Uebergriffe aller Art gegen mannigfache Kreuzzugsführer und Kreuzzügler zu Schulden kommen lassen. Im Jahre 1194 entließ ihn Kaiser Heinrich gegen hunderttausend Mark Lösegeld.

Die Mauern, welche sich von der steilen Höhe bis an die Donau hinabziehen und denen gerade aufragende Felsen eine sichere Stütze und Mannigfaltigkeit geben, sowie die in einzelnen Winkeln angebrachten, noch genau unterscheidbaren Verstärkungsthürme mußten dem ganzen Bau eine außerordentliche Stärke verleihen. Seinen Ursprung soll er auch Raubrittern verdanken, welche von hier aus die Donaureisenden und Donaugüter überfielen. Der Punkt konnte nicht besser gewählt werden, und Ströme Blutes mögen an dieser Stelle geflossen sein. Auch im Bauernkriege spielte die Beste eine

1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 2679, 26

© 2004 Blackwell Publishing Ltd, *Journal of Internal Medicine* 255: 103–110



1000

Abstract



— 100 —

und schied sich an, den Berg hinab zu fahren, um da und dort die Aufträge entgegenzunehmen, die man ihm zu besorgen gab und die Bestellungen für den Samstagmarkt in der Stadt drunten zu empfangen. Als er noch einen letzten Schlud auf den Weg nahm, sagte Margarethe, seine Frau, die seit mehreren Tagen in großer Sorge war: „Vergiß nicht, einen Abstecher zu unsern Kindern zu machen; fünf Wochen sind's, seit wir nichts von unserer guten Hanna wissen, und zu allem Unstern habe ich auch noch diese Nacht geträumt, ihr jüngstes Kind sei am Fieber gestorben.“ — „Nun, das ist ein Zeichen, daß es ihr gut geht,“ versetzte Martin, der gerne schlimme Träume für gute Vorbedeutungen nahm. — „Das ist wohl möglich,“ entgegnete Marthe, „aber geh' doch hin und sieh' nach, wie's steht.“ Sonntag ist mein Geburtstag; erspar' Dir das Geschenk, ich wäre zufrieden, wenn Du mir statt dessen gute Nachrichten brächtest.“ — Martin Neuter nickte mit dem Kopfe und antwortete: „Nun, will sehen, was sich thun läßt!“ was so seine Art war, etwas zu versprechen. Aber wenn er etwas versprochen hatte, so wäre er durch Feuer und Wasser gelaufen, um sein Versprechen zu erfüllen. Fort war er.

Auf dem Wege brauchte Martin sein Pferd weder anzusehern, noch anzuhalten: es ging seinen raschen Gang von selbst und hielt auch von selbst vor all' den Häusern an, wo Martin gewohnt war, Aufträge entgegenzunehmen. Waren seine Geschäfte besorgt, so brauchte Martin nur mit dem Reitseil einen Rud zu geben, und das gute Thier wußte schon, daß sein Herr die Kinder zuvor besuchen wollte, ehe er sich auf den Heimweg machte. Das gute Thier trotzte gar lustig seines Weges, da es wohl wußte, welch' prächtiges und reichliches Futter seiner harzte, wenn es den Alten brachte.

Während der langen Fahrt durch das Thal, das man von einem Ende zum andern zu durchmessen hatte, überlegte er sich einen Plan für den Geburtstag, der morgen gefeiert werden sollte. „Es wäre, glaube ich, gescheider,“ sagte er bei sich, „Marthe die Kinder selbst zu bringen, statt der Nachrichten von ihnen.“ Und wenn er sich etwas vornahm, so war's auch schon gethan.

Wie er erwartet, fand er die ganze Familie in bester Gesundheit, seine Tochter, seinen Schwiegersohn und die beiden kleinen Murrelthierchen; aber statt die ganze Familie mit sich nehmen zu dürfen, erhielt er nur die Erlaubniß zu den beiden Kindern. Hanna und ihr Mann hatten eine eilige Arbeit, die sich nicht aufschieben ließ.

Es hatte stark gefroren; aber die Kinder freuten sich so sehr auf die Reife, daß sie nichts von Kälte verspürten, und die junge Mutter hüllte sie in ihre wärmsten Kleider, worauf sie lachend vor Freude auf das Wägelchen hinaufstiegen. Martin Neuter lästete seine Tochter, drückte die Hand seines Schwiegersohns und, sich auf die Ueberraschung freuend, die er Marthe bereiten würde, sehte er sich zwischen seine beiden Kinder. Kaum hatte er „vorwärts, Hopp!“ gerufen, als auch das Pferd schon wieder in vollem Trabe war.

Nach einer Stunde begann der Schnee und zwar so dicht zu fallen, daß in einigen Minuten der ganze Boden mit einer weißen Decke überzogen war. Aber sie hatten noch nicht den dritten Theil des Weges zurückgelegt. Die Kinder fror bereits, doch sie lachten noch. Der Großvater war nahe daran zu weinen. Er hielt das Pferd an, beugte sich über die Kinder herab, um sie zu schägen, und suchte mit den Augen eine Wohnung, wohin er sich mit ihnen flüchten könnte: aber er sah nichts. Die Schneeflocken blendeten ihn. Dann faßte ihn Verzweiflung: er stieg vom Wagen, ergriff den Zügel des Pferdes und nicht bemerkend, daß er vom rechten Wege abkam, führte er es gerade nach einem Abgrund, aber das kluge Thier widerstand und ließ sich nicht von der Stelle bringen, ja riß sich endlich durch einen heftigen Rud los, der Martin bis an den Abgrund schleuderte, in den er mit Schauder hinabblitzte.

Der arme Mann sank zu Tode erschrocken auf die Kniee, um seine Enkelchen in Gottes Hände zu befehlen.

Wenn er in seiner Geschichte, die er gar oft erzählte, so weit gekommen war, schloß er gewöhnlich mit den Worten:

„Als mein Gebet zu Ende war, stand ich auf, und es war, als wenn eine fremde Hand mich leitete: ich war völlig willenlos. Die Räder des Wagens waren tief in den Schnee eingesunken.“

Das Pferd hatte ihn nimmermehr herausziehen können. Wer hatte es ausgespannt? Wer die Kinder auf seinen Rücken gesetzt? Wie konnten sie trotzdem, daß ihnen die Hände von Kälte erstarrt waren, sich festhalten? Gott allein weiß es. Ich selbst klammerte mich an das Riemenzeug und ging mit geschlossenen Augen weiter: denn noch immer sah ich vor meinen Füßen den Abgrund gähnen, in den ich meine Enkelchen zu schleudern im Begriffe gewesen. Ab und zu war ich nahe daran, loszulassen und in den Schnee zurückzusinken, aber immer wieder hörte ich die Stimme meiner Enkelin: „Muth, Großpapa! Hotto weiß den Weg!“ und so kamen wir denn nach mehreren Stunden, die mir eine Ewigkeit dünkten, zu Hause an. Die Freude meiner Alten kann Niemand beschreiben: aber das Ende war, daß wir dem Hopp ein gutes Lager bereiteten, und acht Tage spannte ich ihn nicht wieder ein, um ihn für seine treuen Dienste zu lohnen.“

Die Tänzerin.

Aus einem Tagebuch

von

G. Nifkin.

(Bild 2. 006.)

1.

Hingegossen, ein Bild voll Anmuth und Würde, ruht sie auf der spanischen Treppe, mitten unter Bettlern und Landleuten auf der Campagna: bewundernd ruht der Blick manches Vorübergehenden auf dieser hohen, ernsten Erscheinung, die, den Tambourin lässig im Schooße, das dunkle schone Auge über die Menge schweifen läßt. Wer kennt sie nicht, die schöne Namenlose, die plötzlich auf den Plätzen Roms erschienen und mit ihren bezaubernden Tänzen die ganze junge Welt und — wahrlich nicht minder die Alten — in den magischen Kreis ihrer bacchantischen Orgasme gezogen. So berauschend ihre Tänze, so wild ihre Tambourinflänge, so herzerwappend ihre Bewegungen — ihr Herz scheint kalt, denn sobald sie ihren Tanz beendet und die Bajocchi eingekammelt, streckt sie die schönen Glieder gleichgültig auf die Stufen irgend eines Tempels, einer Ruine, einer Kirche oder jener berühmten Stiege aus, welche Jeder kennt, der einen Tag in Rom gewesen. Ein junger Maler, murmelt man sich in den Salons, wo tagtäglich von ihr die Rede, ein Deutscher, soll ihr Herz zu seßeln vermodet haben. Aber man weiß nichts Genaueres, nur daß er sie in einer jener anmuthigen Posen belauscht und sie mit jedem Griffel auf's Papier geworfen. In jenem Augenblick soll sich ihr Herz für ihn entzündet haben und sie habe ihn auf Schritt und Tritt verfolgt, bis er ihr gesagt, daß er sie nicht lieben könne. Seit jenem Tage hat sie nicht mehr getanzt.

2.

Ich stand im Ballsaal des Konversationshauses von Baden, ganz in Gedanken vertieft, denn ich dachte an sie, die ich heute schon dreimal, auf dem ebersteiner Schlosse, in der lichtenthaltenen Allee, am Kurfaal begegnet, jene schöne, braune, schlanke Gestalt, die so weich und anschlängelnd am Arme eines jungen, aberand interessanten Mannes ging, der mir ihr Bruder zu sein schien. Ich mußte sie schon einmal begegnet haben im Leben, die graziöse Fremde, deren Bild mich keinen Moment wieder verließ. Es war anders damals, sie trug andere Kleider, mein Ideal, als ich sie früher gesehen; jetzt war es eine elegante Dame, damals ein Naturkind, und doch konnte ich mich durchaus nicht entsinnen, wo diese Sonne schon einmal mein Leben durchleuchtet. In diesem Augenblicke schien's, als wenn die Tanzenden und Zuschauenden auseinandertraten, um einer imponirenden Erscheinung Platz zu machen, und so war es auch. Es war meine Schöne von heute und von lange. Sie rauschte im ganzen Glanze ihrer Schönheit an mir vorüber — ich sah ihr fragend nach. Aber so sehr ich mir auch den Kopf zerbrach: es fiel mir nicht ein, wo, wann ich sie gesehen. Da stand sie wieder in meiner Nähe. Ich lauschte, um sie sprechen zu hören. Die Musik stürmte gerade in diesem

Augenblicke wird durch die Massen: aber das Tambourin klang dazwischen. Ihre Stimme schlug im selben Moment an mein Ohr: Das war's, sie war's, sie von der Piazza Spagna von Rom. Ich sah ihr tiefer in's Auge. Es war dasselbe Blitzen, das aus der Tiefe aufleuchtete. In diesem Augenblick sprach auch er — sprach deutsch! — Sie waren aus meinen Blicken wie durch einen Zauber verschwunden. Am Spieltisch fand ich einen Freund, den ich lange nicht gesehen, und der mich, den eben gewonnenen Satz wieder wegzuerwerfen, nach der Restauration von Deber zog, wo wir in Gesellschaft der schönsten aller Wittwen, der Witwe Eliquot, alte Erinnerungen austauschten. Auch Rom tauchte auf, und fast verlegen fragte ich nach der Tambourintänzerin, für die wir damals Beide so leidenschaftlich geschwärmt — und die ich heute wieder gefunden, nach den deutschen Lauten ihres Begleiters wieder verloren. Ja, sie hatte den deutschen Maler geheirathet —

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu,
Und wenn sie jukt verfliehet,
Dem bricht das Herz entzwei.

Auf dem Zweige.

(Ein Z. 806.)

In den Haushaltungen der Vögel geht's so wunderbar zu, wie bei dem Menschen: es gibt glückliche und unglückliche Ehen, Nester, in denen man neben einander wohnt, ohne sich viel um einander zu kümmern, in andern, wo Geschrei und Lärm ist, wo man sich schlägt und bald das Männchen, bald das Weibchen mit drohend erhobenem Schnabel und hoch geschwungenem Flügel den Scheidungsprozeß einleitet. Wer sollte das glauben nach all' dem süßen Liebeswerben, nach all' dem Geschwätz und Gelose in den ersten Honigwochen der glücklichen Ehe! Aber es ist eben tout comme chez nous. Trösten wir uns, es gibt denn doch der Mehrzahl nach im Vogelleben mehr glückliche als unglückliche Ehen. Hören wir einen sinnigen Beobachter des Vogel Lebens, den Dichter J. G. Fischer, der uns die ersten Wochen schildert: Wie viele angelegentliche süße Nähe gibt sich das Männchen, um das Weibchen, welches sich erst spröde zeigen will, mit Zärtlichkeit oder Heftigkeit, aber immer mit der größten Gewandtheit in Tönen, die es dem geübten Ohr unzweifelhaft machen, daß hier eine heiße Liebesverbindung im Gange ist, für seine Wünsche zu gewinnen! Und wie stolz und gehoben ertönt das Lied, wenn die Brautwerbung gelungen! Wie im Gefühl einer trefflich gespielten Doppelrolle, der des Liebhabers und Helben zugleich, setzt sich das Männchen auf den höchsten Baum, auf den First des Hauses, und lobpreist sein schönes Glück in Klängen, denen man die Worte aus Schiller's Ode unterlegen möchte:

Und der Vater mit freudem Blick
Von des Hauses weischaumendem Giebel
Überhohlet sein blühend Glück,
Nähmt sich mit stolzem Prunk.

Damit jedoch nicht der Schein aller Schuld der Verliebten auf das Männchen falle, darf nicht verschwiegen werden, daß auch dem Weibchen, wofür es seine Absichten auf ein etwas spröderes Männchen gerichtet hat, gar artige Töne zu Gebote stehen, um dasselbe anzuloden und ihm zu schmeicheln.

Und nun geht es an's Nestbauen, die glücklichen Stunden gegenseitigen Zuorkommens. Und dann das frohe Leben in glücklicher Beschränkung: von sonnenbeschatteter Laubdach geschützt sitzt das Pärchen, wenn das Weibchen nicht brütet, neben dem Männchen auf lustigem Zweige, der die Glücklichsten so süß schaukelt und in Träume wiegt. Ringsumher ist Alles still; der Wald steht in seinem schönsten Schmucke, Alles blüht und duftet und leuchtet und glänzt in Grün und Gold, und Aug' in Auge freut sich das Pärchen der süßen Stunde. In das Halbdunkel versteckt, schaut das Nestchen heraus, dessen weiche Daunen bald die grünen Eier füllen und die Jungen mit ihrem Gezitscher erfüllen werden. Dann beginnt ein neues Leben für das Paar, ein Leben voll Mühen und Sorgen, während es heute noch im dolce far niente auf dem

Zweige sitzt und sich seines müßigen Daseins freut. Stören wir ihm diese Stunden nicht, um die wir es im geschäftig hastigen, lärmenden Treiben unserer Städte wohl beneiden dürfen!

Fliegende Blätter.

Wie man türkischer Staatsrath wird. Aus Pera läßt sich die „N. N. Ztg.“ schreiben: Ein für den harmlosen Schlenkrian der türkischen Staatsverwaltung höchst bezeichnender Zwischenfall hat sich in dieser Woche im Staatsrath zugetragen. Unter den neuernannten Mitgliedern aus den Provinzen befand sich ein gewisser Jiraeli Avram aus Salonichi, welcher schon seit einigen Jahren in Konstantinopel anässig war und dort eine einflußreiche Stellung einnahm. Da in der Türkei noch sehr wenig Familiennamen gebräuchlich sind, so dienen der Heimatort oder die Provinz zur Bezeichnung der Individuen. So war in diesem Fall das neue Mitglied des Staatsraths an der Pforte nur als Salonikli Avram Offendi bekannt und dem entsprechend irrthümlich die Ernennung nach Salonichi telegraphirt. Die Behörden von Salonichi, wo die Avrams „gemeiner denn Trombeeren“ sind, ohne zu wissen, was der von Stambul gekommene Befehl zu bedeuten habe, und in der Meinung, daß ein Avram so gut sei wie der andere, griffen einen unwissenden Juden aus der niedrigsten Klasse auf und schickten ihn nach Stambul. Bei seiner Ankunft in Stambul war der arme Jude, welcher bereits unterwegs schreckliche Träume vom Polizeigefängnisse gehabt, nicht wenig überrascht, sich plötzlich zum Rang eines Staatsraths mit 7000 Piastern Monatsgehalt erhoben zu sehen. Seit Mahmud's Erhebung war ein solches Wunder in Israel nicht geschehen. Gleichgültig überzeugt, daß hier ein Irrthum vorliege, ließ sich jedoch Avram nichts merken und nahm ruhig seinen Sitz im Staatsrath ein. Seine ganze Erscheinung und sein Benehmen erregten hier natürlich Aufsehen und veranlaßten eine nähere Untersuchung, allein zu spät, da Avram bereits beeidigt und somit offiziell anerkannt war. Mitthad Pascha's Verlegenheit war groß, allein der geistreiche Huad Pascha sprach: „Allah Kerim, wenn Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, ernenne alle Beide“ — und so wurden zwei Avrams ernannt. Der ehemalige Bluteigel, Korn- und Probentenhändler, dessen ganzes Wissen in etwas Gebräusch besteht, ist nun sogar Mitglied der Sektion für den öffentlichen Unterricht geworden.

Prinz Napoleon. Der Zweck der Reise des Prinzen Inglegrits Napoleon, sagt der Pariser „Figaro“, ist für Niemand mehr ein Geheimniß. Er. kais. Heheht hat sich nach Wien begeben, um eine Meerschaumpipe zu kaufen, und wird über Konstantinopel zurückkehren, um sich dort Tabak zu dieser Pflanze zu kaufen.

Jung gewohnt, nicht immer alt gethan. Es ist eine oft gemachte Erfahrung, daß Menschen, die in der Jugend fleißige, über ihre Altersgenossen durch Kenntniß weit hervorragende Schüler waren, später sich zu rüchzigen, aber gewöhnlichen Männern entwickeln, während das Genie in der Jugend nicht selten für beschränkt gilt. Den berühmten Naturforscher Linnaeus hielten seine Lehrer für einen beschränkten Kopf, und sie erklärten seinem Vater, derselbe sei nur fähig, ein Handwerk zu erlernen. Der große Physiker Arago erregte in seiner Jugend die schwächsten Hoffnungen, und konnte mit vierzehn Jahren noch nicht lesen; dann aber entwickelte er sich rasch und konnte mit achtzehn Jahren in die polytechnische Schule treten, deren ausgezeichnetster Schüler er wurde. Newton, der gewaltige Mathematiker, sah in der Schule zu unterst auf der vorletzten Bank. Die Redereien seiner Mitschüler spornten ihn plötzlich zum Fleiße an; bald war er der Erste. Robert Burns, der gelehrte englische Dichter, war ein ungelehrter Knabe, und zeichnete sich nur durch Gewandtheit in Leibesübungen aus. Julius Liebig, der berühmte Chemiker, galt in seiner Jugend als äußerst schwach begabt, weil er durchaus kein Latein lernen mochte.

Auflösung des Räthelsprungs Seite 540:

Sieh die zarten Blüten keimen,
Wie sie aus sich selbst erwachen,
Und wie Kinder aus den Armen
Dir entgegen lieblich lachen.

Ihre Farbe ist im Spielen
Zugelehrt der goldenen Sonne.
Ihren heißen Kuss zu fühlen,
Das ist ihre höchste Donue.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 564:

- | Weiß. | Schwarz. |
|---------------------|----------------------------|
| 1) T. A 7 — F 7 | 1) D. H 6 — E 6 am Feiten. |
| 2) B. D 2 — B 3 | 2) T. E 8 nimmt F 7. |
| 3) T. B 8 — D 4 | 3) T. F 7 — C 7. |
| 4) B. B 8 nimmt C 7 | 4) Peltelbig. |
| 5) T. C 2 — B 3 | 5) Zehn und Matt. |



— 338 —

Das Urtheil der Welt.

Novelle von Adolf Palm.

(Schluß.)

2.

Als Nelsch die Bilder dieser neuen Begegnung nochmals an seiner Seele vorübergehen ließ, rief er freudig aus: „Im Kreise dieser wohlwollenden, liebenswürdigen Menschen muß ich neu aufleben. Ein freundlicher Lichtstrahl bricht wieder in das Dunkel meines Lebens — o wie dankbar bin ich für die gute Stunde, die mir das Geschick gönnte! Welch' herrliches, von der Storie echter Weiblichkeit umstrahltes Weib ist diese Camilla! Ihr Auge ist die heilige Offenbarung, Friede und Seligkeit spricht aus ihrem süßen Gesicht! Und ihr Mund, dieser Willk, ihr reizendes Ebenbild! Alles um sie her ist überweht von einem Hauch der Poesie. Diese glücklichen Menschen! Sie genießen ein Glück, das kein raues Verhängniß, kein Sturm des Schicksals erschüttern kann — ein Glück, um das ich sie beneide.“

Er schloß die Nacht ruhig und selig. Nur einmal bedrängte ihn ein Traumbergeist; er spielte vor Camilla wieder auf der Violine und als er im heiligsten Feuer war, riß die Saite wieder entzwei und zwar diesmal mit solch' nerverschütternder Heftigkeit, daß er sich auf's Herz fuhr und bang röchelte: „Mir ist, als sei mein Herz entzweigesprungen.“

Der Morgen brach sonnig und mild an. Nelsch betrachtete von seinem Fenster aus die klare Sommerlandschaft. Der Sonnenschein kam ihm heute so neu und herrlich, so glücksverheißend vor. „Vielleicht“, rief er, in seine blendenden Lichter versunken, „bringst Du mir einmal einen ungetrübten Tag des Glüdes, den ich vergebens bisher gesucht.“

Diese milde und doch kräftige Sonne brachte zugleich in des Künstlers Brust das Samenorn eines plötzlichen Entschlusses zur Reise. Er wollte in der Stadt ein Konzert veranstalten und dann längeren Aufenthalt daselbst nehmen, Stunden geben und den Sommer aber mit den neuen Freunden verleben. „Habe ich doch nichts auf der Erde, was mich an irgend einen Ort fesselt! Also will ich an die Scholle mich legen, wo mir die ersten Reime für eine freundlichere Zukunft aufgehen scheinen.“

Er war nun der tägliche Besucher des Waldheim'schen Hauses, und seine liebste Beschäftigung bestand darin, mit Camilla vierhändig Klavier zu spielen. Die Weiden gewöhnten sich bald so aneinander, sie lernten sich so völlig verstehen, daß sie die größten Schwierigkeiten mühelos überwand. Sie fühlten mit Lust sich ebenbürtig in ihrer Kunst, und wenn es da und dort eine Ansicht, eine Auffassung zu berichtigen galt, so führten diese Erörterungen nur dazu, ihr Verständniß im Wesentlichen noch tiefer und beziehungsvoller zu machen.

So sehr aber auch der Freund in Camilla's Nähe sich erholt, an Körper und Geist, so hatte er doch häufig Rücksälle in seine krankhafte Melancholie, und keine Nacht der Erde vermochte dann die Schatten, die sein Gemüth umnachteten, hinwegzubannen. Diese Stimmung besaß ihn einst in einer lauen Augustnacht. — Waldheim blieb, durch einen Bekannten in der Stadt aufgehalten, länger als gewöhnlich von Hause weg. Camilla saß mit dem Freund im Garten auf der wohlbelannten Bank. Willk hatte sich abgemüht, seiner Mama die prächtigsten Blumen, die er nur erhaschen konnte, abzuspielen, und kein Verweis vermochte ihn davon zurückzuhalten. Auch dem Freund brachte er eine weiße Rose, die Jener feugend an die Brust steckte; dann trat eine lange Pause ein, und als Camilla dem Freund von ungefähr in's Auge sah, sah sie es darin wie eine Thräne kimmern. Theilnahmenvoll, mit ihrer melodischen, ihm tief in's Herz hineintönenden Stimme fragte sie ihn, was sein Inneres bewege. „Meine geliebte Freundin“, sprach er, „wenn ich sehe, mit welcher Liebe, mit welcher Güte, mit welchen Hoffnungen eine Mutter ein Kind groß zieht, dann fällt mir's auf das Herz wie eines Engels Thräne, brennend und seugend — dann muß ich an meine eigene Mutter denken und an mein Verhängniß, das all' die Hoffnungen, die man auf mich gesetzt, so grausam geträumert hat. Soll ich Ihnen mein Schick-

sal erzählen? — Gewiß, Sie haben schon längst ein Recht auf dieses Vertrauen. Sie werden dann den Grundton meiner Stimmungen begreifen und mir verzeihen, wenn ich oft traurig mein Haupt senke, so daß ein trüber Hauch meines Wehs auch den reinen Spiegel Ihres Gemüths überfliegt. Sie werden mir verzeihen, denn Gott hat Ihr Herz so weich, so liebevoll, so echt frauenhaft mild geschaffen, ein Lächeln von Ihren Lippen veröhnt mich immer wieder mit der Qual alles Vergangenen und zeigt mir das Leben in neuen, leuchtenden Farben.“

Sie vernahm in diesem Augenblick ein Geräusch, als ob eine Hand leise die Zweige des Boslets hinter ihnen bewege; das tiefdunkelnde, dichte Gebüsch gewährte jedoch keinen Durchblick, und man vermochte nicht zu erkennen, was die Bewegung verursacht hatte. Sie lauschten, doch blieb Alles still. Schräg über ihren Häuptern leuchtete Jupiter in siegreichem Glanz, der mondlosen Nacht hellste Leuchte. „Wo mein Mann nur heute bleibt!“, rief Camilla. Sie wollte hinzufügen, „wir müssen hinauf, wir dürfen hier nicht so allein verweilen.“ Doch ihr außerordentliches Feingefühl hielt die arglose Frau zurück, den Künstler in einem Augenblick aufzusehen, wo er im Begriff stand, das Heiligste seines Lebens vor ihr aufzuschließen.

„Meine Mutter“, begann Nelsch seine Erzählung, „war eines der reichsten und schönsten Mädchen in meiner Heimat. Aber unter all' ihren Freiern wählte sie just den, den ihr Vater am Wenigsten wünschte. Sie verliebte sich in einen reisenden Virtuosen, und als ihr Vater diesem Verhältniß ernstliche Schwierigkeiten entgegensetzte, ließ sie sich von dem Geliebten entföhren. Sie erhielt auf ihrer Flucht die Nachricht von dem plötzlichen Tode ihres Vaters. Sie heirathete ihren Geliebten und überließ ihm ihr großes und reiches Erbe. Ich erblickte das Licht der Welt. Einige Jahre ging Alles erträglich, obgleich mein Vater heftigen Leidenschaften fröhnte. Früh schon entwickelte sich bei mir der vom Vater ererbte Sinn für Musik. In meinem sechsten Jahre spielte ich schon fertig die Geige, und ich wurde bald das allgemein bewunderte, von Allen verhätschelte Wunderkind, dessen früh erworbene Lorbeeren auch bald wieder verwellen sollten. In meinem zwölften Jahre war ich in die ersten Riehel von Paris und London eingeföhrt, meine Sonne stand im Zenith. Ich spielte wie ein kleiner Dämon. Man hielt mich für eines der ersten und vielversprechendsten Talente der Zeit — meine Zukunft lag da rosig und strahlend. Bis dahin hielt mein Vater, trotz beharrlicher ehelicher Zwistigkeiten, bei mir und meiner Mutter aus. Aber es scheint doch auf allen Verhältnissen, die unnatürlich und gezwungen sich entwickelt haben, die Hand der Nemesis zu lasten; meine Mutter sollte dies erfahren. Als ihr Vermögen aufgebraucht war und des Wunderkinde's glänzende Einnahmen eine Zeitlang unsern Lebensbedarf gedeckt hatten, befahl mich in Londons dunstiger Atmosphäre ein Brustföbel, und der Arzt erklärte, nur die schleunigste Rückkehr in ein mildes Klima des Continents könne mich retten. Von da an, meine geliebte Freundin, brachte ich fast zehn Jahre ununterbrochenen Krankseins hin — all' die schönen Sterne, die man meiner Zukunft vorbeissen, erlöschten in der Nacht eines kummervollen körperlichen Siechthums, aus dem mich nur die aufopfernde Pflege meiner treuen Mutter errettete. Mein Vater hatte uns verlassen in dieser höchsten Noth. Eigensinnig langsam errang meine Natur wieder eine lammerliche Genesung. Da, als der letzte Frühling mir zum ersten Mal wieder das Bewußtsein neuer Kräfte gab, als ich wieder Muth und Vertrauen in mein Dasein faßte, erlag meine Mutter den unerhörten Anstrengungen, die sie zu meiner Pflege, zu meiner Erhaltung gemacht. Verwaist und einsam stand ich im Leben, und der Gram zehrte auf's Neue an meinem Mark.“

„Ich begann meine Virtuosenlaufbahn wieder, o Gott! wie so ganz anders, als ich sie verlassen hatte! Mein Körper war noch schwach, und wenn auch die alte Kraft, das alte Genie noch blickartig in meinem Spiel aufleuchtete, so war doch nach jedem Konzerte meine Erschöpfung so groß, daß ich nur mit Besorgniß in die Zukunft blicken konnte. Manchmal schien eine duftende Blume an meinem Weg aufzublühen; aber kaum hatte ich mich gebückt, ihren Duft zu kosten, so war sie auch schon verwelkt. Ich will Ihnen nicht sagen, welch' bittere Erfahrungen ich mit den Menschen, die das Weh einer so tief gebeugten Seele nie begreifen, gemacht

habe. Ich habe den schrecklichsten Fehler in dieser Welt, ich kann nicht bitten, kann nicht kriechen! Für solche Naturen ist diese Welt nicht berechnet. — Aber sollte ich kleinmüthig verzagen? Gling mir denn nicht ein neuer Stern auf, der mir frisches Leben schenkt, lerne ich nicht Sie kennen...?"

Eine Gestalt, welche plötzlich am Durchbruch des Boskets auftauchte, unterbrach des Künstlers Erzählung. Waldheim stand vor ihnen. „Endlich, Ernst!“ rief Camilla und slog an des Gatten Brust. — „Wie, so allein und noch so spät im Garten?“ sprach dieser finster — doch die jähliche Gattin küßte bald die Schatten von seiner unwollten Stirne.

„Ich habe,“ sagte Waldheim, als sie in der Dämmerung nach dem Hause schritten, „Gräulein Clotilde in Verdacht, daß sie euch vorhin behorcht hat. Ich sah sie, als ich dem Bosket mich näherte, weghuschen.“

„Sie darf Alles hören, was wir zusammen reden!“ erwiderte ruhig und würdevoll Camilla.

„Das unausstehliche Geschöpf!“ murzte Resch, „Überall hat sie ihre lauernden, jubringlichen Augen!“ Sie hatten alle Drei nicht bemerkt, daß die, von welcher sie sprachen, im Schatten eines benachbarten Baumes stand und die letzten Bemerkungen Wort für Wort mit angehört hatte. Fortan ließ sie sich, wenn Resch im Hause kam oder ging, nicht wieder an Thüre oder Fenster blicken.

In dem Maße, als des Künstlers Wohlbefinden zunahm, wuchs auch die Lust und Kraft zu seinem künstlerischen Schaffen. Er komponirte eine Messe, und Camilla waltete wie ein Gärtner, der einen Lieblingsbaum wartet, über seinem Werk. Er spielte ihr jede Stelle vor, sie brachte das Werk weiter, regte den Künstler an zu neuen Ideen — im Voraus hatte er ihr die Arbeit zugeeignet und so gedieh sie unter innigen, süßen Schöpferfreuden. Waldheim wurde wohl manchmal verdrüsslich, wenn das Klavierpiel gar nicht enden wollte, und dann juckte in ihm der Gedanke quälend auf, daß seine Frau dem Künstler doch eine allzugroße Theilnahme beweiße. Doch geschah ja Alles von ihr mit so offener Harnlosigkeit, aus so reinen durchsichtigen Motiven, daß kein argwöhnisches Auge nie eine Spur entdecken konnte, die seine aufdämmern den Befürchtungen bestätigt hätte.

So nahte der September heran, und die schmerzliche Zeit kam, wo der Herbst die Wipfel der Bäume mit seinem matten Gold überdeckt, und die Blätter langsam und trabselig abfallen.

„Wir werden bald den Landstich verlassen müssen und unsere Wohnung in der Stadt beziehen,“ sprach Waldheim an einem Abend, da der Herbstmond schon recht fröstelnd durch die Nebel schaute. Doch Camilla hat ihn, den Aufenthalt auf dem Sommerstich zu verlängern. „Waren wir nicht voriges Jahr um diese Zeit schon in der Stadt?“ frug der Gatte. — „Damals wurde es uns langweilig hier, weil wir keine Gesellschaft hatten,“ fiel Camilla ein, „jetzt sind die Mitage im Garten noch so schön!“ — „In Künstlergesellschaft!“ warf Waldheim in seltsamem Accent hin, und sie schwiegen fortan über das Thema.

Die in Waldheim's Brust aufglimmenden Funken von Eifersucht — Funken, die rasch wieder verlöschen — wurden keineswegs durch ein Mißtrauen gegen seine Frau, sondern vielmehr dadurch angefaßt, daß Waldheim die Ueberlegenheit Resch's in künstlerischer Hinsicht allzub deutlich empfand und davon eine größere Wirkung auf Camilla befürchtete, als sie in Wirklichkeit stattfand. Doch, wie gesagt, diese Funken pflegten rasch, wie sie ausgeglommen, wieder zu verlöschen. Ja, wenn er mit Resch wieder allein war, ihn von seinen neuen Hoffnungen, seinen neuen Plänen reden hörte, oder wenn Resch ihm gar ausmalte, wie beneidenswerth sein Familienglück sei und wie er nichts sehnlicher wünsche, als einmal eines ähnlichen Loose's theilhaftig zu werden — dann schloß er den Freund um so vertrauensvoller an's Herz und es schien dann, als ob es kein Geheimniß mehr gäbe zwischen Beiden.

Indessen brach der Herbst immer tiefer herein, die Früchte waren eingeharnt und nur des Weinstocks späte Frucht stand noch aus auf den Bergen. Resch machte einen Gang durch die Weinberge, und er dachte bei sich: „Wie süß ist's doch, wenn Alles in der Natur verweilt und abgefallen, wenn Alles uns verlassen hat, noch diesen Früchten zu begegnen, die so voll und herrlich glühen und schwellen; es wird da warm und weich im Herzen, wie den Trauben in ihrer süßen Reife. Die Natur ist doch gut und uncr-

müßlich im Dienste des Menschen. Wenn sie noch so viel hürafft und vergehen läßt, so schlägt sie doch in ihrem großen Buche immer neue Blätter auf, deren Inhalt uns entzückt und tröstet, wenn wir Alles verloren geben. So ist es auch mit dem Schicksal! — Als der Herbst in meinem Leben unaufhaltsam hereinzubrechen drohte, als alle Blätter meiner Hoffnungen verdorrt schienen, da zeigte es mir, wie die Trauben in diesem Weinberg, der Freundschaft goldene Früchte und lehrte mich, aus ihnen einen herzerquickenden, mit jedem Tag des Alters besser werdenden Wein für mein Dasein zu kelteren.“

Am 10. Oktober war für die Familie Waldheim ein festliches Fest, Willy's dritter Geburtstag. Dieses Fest sollte noch auf dem Sommerstich gefeiert und dann die Stadtwohnung bezogen werden. Waldheim beschloß, viele Bekannte einzuladen, und Alle schwammen im seligen Vorgefühl des festlichen Tages. Willy, so jung er war, empfand doch nach Kinderart sehr gut des Festes Bedeutung. Als der Augenblick endlich erschienen war, wo auf dem Tisch die schönen Gaben vor ihm ausgebreitet lagen, als ihn Resch herauführte, während die Eltern ihm abwechselungsweise die Spielsachen zeigten und explizirten, war er Anfangs geblendet und wagte nicht sich zu rühren, wie ein süß Träumender, der durch die leiseste Bewegung den Zaubernebel seines Traumbildes zu verschleichen fürchtet. Bald aber verlor sich diese Blödigkeit und der bei allen kleinen Kindern am Deutlichsten ausgesprochene Aneignungsfinn prasselte lustig hervor; er wollte jetzt die schönen Sachen alle auf einmal haben, schrie nach dem kleinsten Stüd, das man ihm zurückerlegen wollte, und bald herrschte unter seinen Geschenken ein völliges Chaos, bei dessen Entwirrung keine gute Mama schon die hoffnungslosen Trümmer von mehreren Gegenständen vorfand.

Unter den Gästen, die Mittags sich einstellten, sprach die Natur sich mit der Verschiedenartigkeit, die sie immer und überall lüßt, aus. Da waren erschienen ein Professor mit ernstem Venterfalten im Gesicht, ein alter Onkel mit stechend grauen Neuglein, der immer von seinen körperlichen Leiden und von Cholerafurcht heruntersprach, ein wohlbeleibter Bankier mit zahlungsfähigem Gesicht, eine steinreiche, erberechtigte Lante, von ängstlicher Besorgnis erfüllt für tausenderlei Kleinigkeiten. Außerdem kamen einige junge Leute, die als das unruhige, bewegende Element der Gesellschaft auftraten. Man wurde sehr lustig; Resch spielte vierhändig mit Camilla, und als sie zu diesem Zweck am Klavier Platz nahmen, glaubte Waldheim bei einem zufälligen Blick auf zwei der jungen Gäste, die sich anstießen und sich etwas zusäuserten, den Sinn ihrer Bemerkungen errathen zu können, und dieß Errathen fiel wie ein niedererschlagender Tropfen Gift in den heiter aufschäumenden Becher seiner Stimmung.

Die Nacht und das künstliche Licht machen noch geselliger, als der nüchterne Tageschein. Die jungen Leute sprachen tüchtig dem Weine zu. Camilla war mild und schön, Resch glaubte sie nie in solcher Glorie gesehen zu haben. Der Festesglanz, der sie umfing, ließ noch heller ihre Reize hervortreten. Des Künstlers Auge mochte an diesem Tage wohl inniger und öfter als sonst bei ihrem Anblick verweilen, denn es wollte ihm scheinen, als lauchte aus ihrem Gesicht ein seltsamer, leidender Zug hervor. Er vergaß, daß eine größere Gesellschaft tausend lauernde Augen hat, welche der Andern Blicke und Mienen überwachen, und so wenig haßte seine Liebe und Verehrung zu Camilla am Irdischen, daß er auch nicht mit dem entferntesten Gedanken abweg, was die Welt etwa Schlimmes zu ihrem Himmelsbunde sagen könnte.

Resch war gerade wieder im Begriff, die Züge der Freundin zu prüfen und wieder schien es ihm, daß ein bekremdlicher Schatten sie verdüsterte, ja daß ihr Gesicht sich entfärbte zur Marmorblässe. Im nächsten Moment sah er Camilla zurücksinken und ihre Wimpern traumhaft sinken. Ohne an die Gäste zu denken, stürzte er auf sie zu und fing sie auf in seinen Armen.

Camilla, die ihr Unwohlsein vor der Gesellschaft hatte verbergen wollen, erholte sich nur langsam, stützte sich auf die Schulter des vor ihr stehenden Freundes, und ging dann rasch in das anstoßende Zimmer. Ihr Gatte wollte ihr folgen. Da nahm einer der jungen Leute ihn bei der Hand, zog ihn bei Seite und sagte: „Du scheinst Aussicht auf ein neues Fest, wie das heutige, zu haben — vielleicht wieder ein Analein, und am Ende ein kleiner Künstler!“

Der leichtfertige Sprecher erschraf in den Lob ob dem furchtbaren Bild, den ihm der Angeredete zuschleuderte. „Du sollst mir Rede stehen!“ schnaubte Waldheim und stürzte hinaus, um nach seiner Frau zu sehen.

Camilla's Unwohlsein war bald vorbei, aber kein Arzt vermochte mehr die Krankheit Waldheim's zu heilen, die wie ein Fieberwahn sein Mark durchwühlte und die furchtbaren Phantome durch sein Hirn schwirren ließ. In einem Augenblicke, wo die Gesellschaft es nicht beachtete, nahm er den Sprecher von vornhin hinaus in den Garten und hier, in dichter Finsterniß, wo aus dem trüben Oktoberhimmel kein beschwichtigender Sternensbild herabsiel, wechselte sie ein kurzes, scharfes Zwiegespräch, dessen furchtbarer Inhalt das ganze rosig Blut der glücklichsten Menschen unerbittlich in Trümmer schlug.

Der junge Mann, von dem Waldheim Nachenschaft verlangte über die unselige Aeußerung in Betreff Camilla's, steifte sich — anstatt Waldheim zu beruhigen — auf seine Freundschaft zu ihm, prahlte mit seiner Offenheit und goß Öl in die Flamme. „Wenn Du's denn mit Gewalt wissen willst,“ begann er, „so magst Du erfahren, was das Stadtgespräch ist! Die Pflicht der Freunde verlangt ja Aufrichtigkeit: man sagt, Deine Frau unterhalte mit dem Künstler, der in eurem Hause ein- und ausgeht, ein Verhältniß, sie geben sich Rendezvous, ja sie sind bis spät in die Nacht hinein allein im Garten, wenn Du nicht zu Hause bist...“

„Es ist genug!“ schrie Waldheim, „ich weiß Alles, und die Welt mag erfahren, wie ein betrogener Gatte sich rächt!“ Als er hinauskam und Alle, die ihn sahen, ob der Todtenblässe seines Gesichts und ob seinem gezwungenen Lachen erschauerten, sagte man ihm, daß das Unwohlsein seiner Gattin zugenommen, und daß sie sich genöthigt gesehen habe, sich zu legen. Die alte Tante, des Gatten verstörtes Aussehen falsch verstehend, versicherte ihn mit bedächtigen Kennern, er solle sich nur nicht so ängstigen und alteriren, dergleichen Zustände seien ja natürlich bei Frauen in gewissen Umständen. Wie ein Rasender fuhr Waldheim sie an, sie solle davon schweigen, er möge kein Wort darüber hören. Verstimmt und trübselig schlichen die Gäste auseinander. Keiner außer einem einzigen unter ihnen wußte, was vorgefallen war. Aber unter dem Eindruck dieser dumpfen Gewitterschwüle der Ungewißheit entsfalteten sich desto eifriger der Welt schlechte Vermuthungen. So ward das schönste, das harmloseste Fest, des geliebten einzigen Kindes Geburtstag, durch den rauhesten Wintersturm gestört.

3.

Camilla, matt und müde von der Aufregung des Tages, war bald in Schlummer gesunken; doch einmal machte sie wieder auf, es war ihr, als höre sie ihren Gatten geschäftig in den Zimmern umherlaufen, die Schubladen der Kommoden herausziehen und einmal rief sie leise seinen Namen ohne daß er antwortete. „Rania!“ hauchte der rosige, neben ihr schlafende Willy im Traume. Sie wollte ihren Gatten bitten, sich doch auch zur Ruhe zu begeben; doch bleiern befahl sie nach wenigen wachen Sekunden alsbald wieder der Schlaf. Einmal noch war ihr, als trete ihr Gemahl an Willy's Bett und sie vernahm den Fuß, den er auf die Lippen des seligen Schlafers drückte. Sie glaubte ein Schluchzen zu hören und wollte sich aufrufen; doch sie vermochte nicht ein Glied zu rühren, ein starrkrampfartiger Zustand baunte sie regungslos auf die Kissen, während sie, obschon ihr Auge geschlossen und kein Licht im Zimmer war, wie in einem magischen Spiegel deutlich Alles sah, was um sie her vorging. Ihr Gatte trat an ihr Lager, im Kampfe mit sich selbst, ob er sie nochmals anschauen und von ihr Abschied nehmen solle. Er fuhr sich mit der Hand auf's Herz und stöhnte laut auf, wie ein tödtlich Verwundeter. Dann sah sie ihn hastig hinausgehen, eine kleine Reißtasche ergreifen, Briefschaften und sonstige Papiere zu sich fassen, das Licht auslöschen, und dann in der Dunkelheit nochmals schwanken und stillstehen. Doch nur einen Augenblick. Als ob ein innerer Dämon ihm keine Ruhe mehr gönne und keine Rast, eilte er die Treppe hinab, schloß das Haus hinter sich und seine raschen Schritte verhallten schauerlich in der schwarzen, sternlosen Nacht. —

Als der unglückliche Gatte in dem Nachtzuge saß, der mit rasender Geschwindigkeit ihn von dem Ort, wo er seines Lebens

schönste Zeit genossen hatte, hinwegtrug, da flammte es in seiner Brust auf wie Höllefeuer der Reue, und wie Todesahnung bedrückte ihn das Vorgefühl eines unersehblichen Verlustes. Er wollte zurück, aber leuchtend und stöhnend brauste der Zug von bannen; er wollte umkehren und hätte sein Leben verchenkt, wenn er hätte die auf den Schienen unaufhaltsam fortrollenden Räder stillstehen lassen können. „Camilla, geliebte einzige Camilla!“ rief es in thränenbangem Echo durch seine Brust. Dann aber fielen ihm die Worte des Mannes wieder ein, der ihm gesagt hatte, was in der Stadt, in der er bis dahin geachtet von Allen gelebt hatte, das Tagesgespräch sei. Er sah tausend höhnische Blicke auf sich gerichtet, die sich wie Stacheln in sein schon verwundetes Herz bohrten, und ihm zuzublinzeln schienen: „Seht, da geht der geprellte Chemann.“ Das Schlimmste aber war ein verkehrter Stolz, als vergäbe er sich durch alsbaldige Rückkehr in seiner Würde und mache sich dadurch lächerlich wie ein Schulknabe, der große Dinge vorhat und doch gleich wieder die Segel streicht. Dieser verkehrte Stolz verhärtete sein Herz bis zur Unempfindlichkeit und erbrachte all' die kleinen, süßen Reime der Versöhnung, die in seiner Brust sehnüchlich aufsprossen wollten. „Durchführen muß ich die Sache bis auf einen gewissen Punkt,“ berebete er sich. Aber wie er eigentlich zu dem ganzen Beginnen gekommen war, was er damit bezweckte, wie er es durchführen wollte, darüber war er sich unklar, wie der Mensch über Alles, was er in blinder Leidenschaft unternimmt.

Einige Tage namenloser Qual hielt er es aus, gar nichts von sich hören zu lassen. Dann aber drückte ihm die Trennung fast das Herz ab, und in wenigen Worten gab er seiner Frau seine Adresse auf und schrieb, ob er zurückkehren dürfe, ob sie ihm verzeihen könne. Der folgende Brief, den er bald darauf empfing, gibt uns Kunde von dem, was das Schicksal in seinem dunkeln und unerforschlichen Willen beschlossen hatte:

„Mein unglücklicher Freund! Ist es mir doch, als habe ich kein Wort mehr für Sie, als dieses Eine, mein unglücklicher Freund, was haben Sie gethan! Sie haben das schönste Band zerrissen, das je Sterbliche umschlungen hat, Sie haben mit eigener Hand ein Glück hingemordet, das zu rein und groß für diese Erde war — o! kann ich Ihnen doch das Schreckliche nicht mittheilen, ohne Sie in jedem Wort auf's Bitterste anzuklagen, und doch sind Sie tiefer zu bemitleiden, als das ärmste Geschöpf auf dieser Erde. Denn was Sie verloren haben, unwiederbringlich verloren, erkaufen keine Thränen Ihnen mehr zurück! — Soll ich Ihnen den Namen nennen, der das holdseligste Geschöpf wieder vor Ihre Augen stellt, das holdseligste, das reinste Geschöpf, das je unter diesen Sternen gewandelt? Daß die Guten, die Besten sterben müssen — In diesem Gedanken verzehrt mich der namenlose Schmerz, der mich ewigen Groll dem Verhängniß schwören ließ; daß die Guten, die Besten sterben müssen und uns, die Niedrigen, in diesem Erdenbunst vermaist zurücklassen! — Camilla, Ihre Gattin, ist nicht mehr. Sie starb in der zweiten Nacht nach dem Tage, an welchem Sie das treue Weib verlassen, starb an den unseligen Folgen einer durch den Schreck und den Schmerz über Ihre Flucht herbeigeführten zu frühen Entbindung. Sie schied schwer aus diesem Leben, so jung, so hoffnungsvoll. Sie wollte nicht sterben, ohne Sie noch einmal gesehen zu haben, ohne mit Ihnen versöhnt zu sein. Wo aber waren Sie zu finden? — So oft nur der leiseste Schritt sich näherte, horchte sie und fuhr auf, rief auch aus wehmüthig freudigem Herzen: „Da ist er...!“ Aber er kam nicht. — Einer der Gäste beim letzten Fest hat das Räthsel Ihrer heimlichen Begreife aufgeklärt, indem er sie mit einem Gerücht in Verbindung brachte, das in der Stadt über mich und Ihre Gattin kursirt haben soll. Dieses Gerücht ist durch die kgl. Person, welche sie Eiteliche nennen, aus Aerger über die ihr widerfahrne Zurücksetzung verbreitet worden, ob aus Bosartigkeit, ob aus Leichtfertigkeit, ich weiß es nicht und mag es nicht wissen. — Es ist kein Mensch so unbedeutend, so armselig, als daß er nicht unter den einsichtsvollsten Leuten das größte Unheil anrichten könnte, wenn seine Verleumdungen auf fruchtbaren Boden fallen... Daß Sie mir nicht vertraut, ich will es Ihnen verzeihen. Es ist der Gbelen Loos, verkannt zu werden, weil die Welt selten edlen Sinn versteht; ich weiß das längst. Aber daß Sie dem besten, dem treuesten Weibe nicht vertraut, das kann ich Ihnen nicht vergeben, in keiner Ewig-

The first of these is the fact that the number of people who are employed in the public sector has increased significantly since 1980. This is due to a number of factors, including the fact that the government has increased its spending on public services, and the fact that the private sector has been unable to absorb all of the new entrants to the workforce.

THE ECONOMIC SITUATION

1980-1981

The economy was in a state of recession in 1980-1981. The main cause of this was the fact that the government had increased its spending on public services, and the private sector had been unable to absorb all of the new entrants to the workforce.

The second of these is the fact that the number of people who are employed in the private sector has increased significantly since 1980. This is due to a number of factors, including the fact that the government has increased its spending on public services, and the fact that the private sector has been unable to absorb all of the new entrants to the workforce.

The third of these is the fact that the number of people who are employed in the public sector has increased significantly since 1980. This is due to a number of factors, including the fact that the government has increased its spending on public services, and the fact that the private sector has been unable to absorb all of the new entrants to the workforce.

The fourth of these is the fact that the number of people who are employed in the private sector has increased significantly since 1980. This is due to a number of factors, including the fact that the government has increased its spending on public services, and the fact that the private sector has been unable to absorb all of the new entrants to the workforce.

The fifth of these is the fact that the number of people who are employed in the public sector has increased significantly since 1980. This is due to a number of factors, including the fact that the government has increased its spending on public services, and the fact that the private sector has been unable to absorb all of the new entrants to the workforce.

The sixth of these is the fact that the number of people who are employed in the private sector has increased significantly since 1980. This is due to a number of factors, including the fact that the government has increased its spending on public services, and the fact that the private sector has been unable to absorb all of the new entrants to the workforce.

The seventh of these is the fact that the number of people who are employed in the public sector has increased significantly since 1980. This is due to a number of factors, including the fact that the government has increased its spending on public services, and the fact that the private sector has been unable to absorb all of the new entrants to the workforce.

CONCLUSION OF THE STUDY

THE 2000-2001 SEASON

During the 2000-2001 season, the team collected a total of 1,100 specimens of marine invertebrates from 15 different locations along the coast of the United Kingdom. The specimens were then preserved in formalin and sent to the Natural History Museum, London for identification.

THE COLLECTION

The collection was made up of 1,100 specimens of marine invertebrates.

RESULTS

The results of the collection are shown in the table below.

The table shows the number of specimens of each type of invertebrate collected.

The table also shows the number of specimens of each type of invertebrate that were identified.

The table shows the number of specimens of each type of invertebrate that were not identified.

THE COLLECTION OF SPECIMENS

The collection was made up of 1,100 specimens of marine invertebrates.

The collection was made up of 1,100 specimens of marine invertebrates.

The collection was made up of 1,100 specimens of marine invertebrates.

The collection was made up of 1,100 specimens of marine invertebrates.

The collection was made up of 1,100 specimens of marine invertebrates.

The collection was made up of 1,100 specimens of marine invertebrates.



Figure 1: A large, dark, irregularly shaped object, possibly a piece of coral or a large shell, resting on a light-colored, textured surface.

Figure 1: A large, dark, irregularly shaped object, possibly a piece of coral or a large shell, resting on a light-colored, textured surface.

Figure 1

Ich fand den Postdirektor in fieberhafter Aufregung. „Ein Kollege von Ihnen war soeben bei mir,“ sagte er. „Ihr Verdacht ist vollständig begründet. In Breslau sind Verhaftungen und Hausdurchsuchungen vorgenommen worden; man hat dabei mehrere Begleitcheine zu Paketen vorgefunden, die alle den Stempel meines Postamtes tragen. Die Handschrift auf den Adressen ist unverkennbar dieselbe, welche alle Pakete Schmidt's tragen.“

„Wo ist mein Kollege?“ fragte ich.

„Zur Polizeibehörde; er wird von dort hierher zurückkehren, um mit Ihnen zu verathen.“

„Und die beiden Pakete?“

„Liegen hier.“

Es waren zwei kleine, aber sehr schwere Pakete, sie enthielten offenbar Erze.

„Eines derselben ist an denselben Mann adressirt, der wegen Herausgabe falscher Banknoten verhaftet wurde,“ fuhr der Postdirektor fort; „es unterliegt fast keinem Zweifel, daß auch dieses derartige Banknoten enthält.“

Es ärgerte mich, daß mein Kollege mir in's Gehege kam, die Ehre der ersten Entdeckung ging nebst einem Theile der vom Staate ausgelegten Belohnung dadurch für mich verloren. Aber ich konnte das jetzt nicht mehr ändern, und die Erklärung meines Kollegen, daß er mein Verdienst in dieser Angelegenheit an geeignetem Ort anerkennen und hervorheben werde, beruhigte mich.

In Gegenwart eines Polizeibeamten und des Postdirektors wurden die Pakete geöffnet.

Wir sahen uns in unserer sichern Erwartung getäuscht. Die Pakete enthielten nichts als einige Stücke Bleierz.

Das mußte uns Alle überraschen, aber mein Kollege fand bald eine Lösung dieses Räthsels.

„Der Gauner fühlt sich nicht sicher,“ sagte er. „Möglicherweise hat er durch seine Spione erfahren, daß Sie auf ihn Verdacht geworfen haben; nun will er Sie irre führen und Sie so lange beschäftigen, bis er ungefährdet die Stadt verlassen hat.“

Ich mußte dieser Ansicht beipflichten. „Was aber nun?“ fragte ich. „Daß er ein Mitglied der Verbrecherbande ist, unterliegt für mich keinem Zweifel.“

„Dennoch können wir erst dann zur Verhaftung und Hausdurchsuchung schreiten, wenn wir Beweise gegen ihn haben,“ sagte der Polizeikommissär.

Ich machte auf den Tröbder aufmerksam; vielleicht ließe sich unter irgend einem Vorwande bei ihm eine Hausdurchsuchung vornehmen, um so mehr, als dieser Mann ja schon mehrfach in Untersuchung gewesen war.

„Wenn etwas unternommen werden soll, so muß es ohne Aufsehen und gleichzeitig geschehen,“ erwiderte der Kommissär. „Wir haben es hier nicht mit einem Einzelnen, sondern, wie ich vermüthe, mit einer wohlorganisirten Bande zu thun. — Sie,“ fuhr er sich zu meinem Kollegen wendend, fort, „müssen sich bis zum Augenblick unserer Operation versteckt halten, damit der Zweck Ihrer Anwesenheit nicht vorzeitig verrathen wird. Heute Abend, wenn Schmidt den Gasthof verlassen hat, gehen wir gleichzeitig gegen ihn, den Tröbder und den Agenten Röder vor. Das Weitere wird sich finden.“

Ich verbrachte den Nachmittag in der Gaststube meines Hotels. Ich wollte selbst beobachten und darüber wachen, daß ich nicht überlistet wurde.

Schmidt gesellte sich im Laufe des Nachmittags zu mir; das böshafte, höhrende Lächeln, welches seine Lippen umspielte, trieb mir die Galle in's Blut; ich kannte die Bedeutung desselben.

„Run?“ fragte er. „Ich dachte, Sie würden das Individuum, auf welches Sie Verdacht geworfen haben —“

„Es ist nichts,“ unterbrach ich ihn rasch, „die Beweise, welche ich zu finden hoffte —“

„Haben Sie nicht gefunden?“

„Nein.“

Ein unbeschreiblicher Hohn lag in dem Blick, den er mir bei dieser Frage zuwarf.

„Das thut mir leid,“ sagte er, „aber ich hoffe, Sie werden Ihre Bemühungen dennoch mit Erfolg gekrönt sehen.“

„Das hoffe ich auch,“ gab ich kurz zur Antwort.

Er verließ mich; ich hatte bemerkt, daß der Agent Röder kurz vorher die Treppe hinauf geeilt war.

Eine halbe Stunde später lehrte Schmidt zurück.

Er fragte mich, ob ich ihn begleiten wolle, es sei zwar noch etwas früh, aber der Bürgermeister liebe die Pünktlichkeit.

Ich war dazu bereit, wir verließen den Gasthof und schlugen den Weg zur Wohnung des Bürgermeisters ein.

Die Unterhaltung war an diesem Abend nicht sehr lebhaft.

Die bevorstehende Abreise des Bräutigams ließ ein heiteres Gespräch nicht aufkommen, die Stimmung Selma's und ihrer Eltern war gedrückt, und ich fühlte mich auch nicht aufgelegt, auf die Scherze Schmidt's einzugehen.

Für mich hatten diese Scherze überhaupt etwas Erzwingenes, ich konnte die Vermuthung nicht zurückdrängen, daß Schmidt durch dieselben seine innere Aufregung und Unruhe überbieten wollte.

Es war zehn Uhr, als wir Abschied nahmen. Schmidt hatte seiner Braut versprochen, spätestens binnen vier Wochen zurückzulehren.

Auf dem Wege zum Gasthofe war er still, einsylbig, ich beobachtete ihn verstohlen, bereit, bei jeder ersten verdächtigen Bewegung mich seiner Person zu versichern.

Wir traten in die Straße, an welcher der Gasthof lag.

In den Zimmern, welche Schmidt bewohnte, brannte Licht; ich sah es, auch er mußte es bemerken, denn diese Zimmer lagen an der Vorderseite.

Wir stiegen gemeinschaftlich die Treppe hinauf. Als wir im ersten Stodwerke angekommen waren, wollte er sich von mir verabschieden; ich erklärte, ihn in seine Zimmer begleiten zu wollen.

„Wozu das?“ fragte er, und die bisher mühsam zurückgehaltene Aufregung brach sich jetzt nach Außen Bahn. „Wenn Sie noch trinken wollen, so gehen Sie in die Gaststube, Sie finden dort Gesellschaft, ich habe keine Lust dazu.“

„Auch ich fühle mich dazu nicht aufgelegt,“ erwiderte ich.

„Was wollen Sie dann in meinem Zimmer?“

„Sie werden es sehen.“

In demselben Augenblick wurde die Thüre seines Zimmers geöffnet, der Polizeikommissär, wahrscheinlich durch unsere Unterhaltung aufmerksam gemacht, blickte heraus.

Ihn sehen, einen Revolver aus der Brusttasche ziehen und die Mündung des Laufes auf ihn richten, war für Schmidt das Werk eines einzigen, kurzen Augenblicks.

Gleichzeitig machte er den Versuch, mich bei Seite zu brängen, um die Treppe zu gewinnen.

Aber ich verlor die Geistesgegenwart nicht, trotzdem ich auf diese überraschende Wendung keineswegs vorbereitet war.

Meine Faust hielt die Kugel des Halskammägers umfaßt, den ich mit Aufbietung meiner ganzen Kraft an die Mauer drückte.

Zwar feuerte er den Schuß ab, aber die Kugel richtete keinen weiteren Schaden an, als daß sie einen Treppenhofen zerplättete.

Im nächsten Augenblick standen mehrere Beamte neben mir, trotz seiner verzweifelten Gegenwehr wurde Schmidt gefesselt und darauf in seine Zimmer geführt.

An die Möglichkeit, seine Schuld zu leugnen, durfte er nicht mehr denken, die vorgefundenen Beweise waren zu schlagend, zu überzeugend.

Man hatte in einem der schweren Koffer die Matten und das nöthige vollständige Druckmaterial, in dem zweiten einen ansehnlichen Vorrath des bereits präparirten Papiers sammt einer ausgebreiteten Korrespondenz und sehr sorgfältig geführten Notizen über die bereits verbreiteten Banknoten gefunden. Auch in der Wohnung des Tröblers waren mehrere Pakete falscher Treforcheine gefunden worden, und wenn alle diese Beweise noch nicht genügten, so reichte das Zeugniß des angeblichen Agenten Röder hin, die Schuld Schmidt's festzustellen.

Dieser Agent, der die Vermittlerrolle zwischen dem Verfertiger und den Verbreitern der falschen Scheine übernommen hatte, war eben so charakterlos wie feig.

Im Augenblick seiner Verhaftung schon bot er dem Polizeikommissär seine Dienste als Denunziant an, unter der Bedingung, daß ihm dafür Strafflosigkeit zugesichert werde. Der Kommissär nahm das Anerbieten an, ohne auf die Bedingung einzugehen.

Nach den Mittheilungen dieses Mannes war Schmidt in doppelter Beziehung ein Schurke. Obgleich schon seit zehn Jahren verheiratet und Vater von vier Kindern, hatte er sich mit der Tochter des Bürgermeisters verlobt, um sich für alle Fälle das Vertrauen und den Schutz der hohen Obrigkeit zu sichern. Nachdem er seinen Zweck erreicht, das heißt mehrere Wochen hindurch unbehelligt die Banknoten angefertigt und für ihre Verbreitung Sorge getragen hatte, wollte er abreißen und für seine Braut und deren Familie spurlos verschwinden. Es lag in seinem Plane, Europa zu verlassen, sobald er ein namhaftes Vermögen besaß.

Mir fiel die unangenehme Aufgabe zu, den Bürgermeister von dem Vorgefallenen zu unterrichten.

Er wollte Anfangs die Wahrheit meiner Mittheilungen bezweifeln, und als sie gleich darauf sein Schreiber ihm bestätigte, erklärte er mit einer Hohnnädigkeit, die einer besseren Sache werth gewesen wäre, Schmidt sei das Opfer einer boshaften Intrigue, er könne kein Falschmünzer sein, dazu sei er zu ehrlich, zu charakterfest.

Ich überließ es ihm, die so schmachlich betrogene Braut mit dieser Ansicht über die Sachlage zu trösten und zu beruhigen, erlaubte mir aber, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er als öffentlicher Beamter und vernünftiger Mann nichts Besseres thun könne, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen und die Verlobung seiner Tochter mit dem Falschmünzer in Abrede zu stellen. Ich fügte hinzu, daß ich ihm die Mittel dazu sehr gerne andeuten wollte, wenn er geneigt sei, meinen Rath zu befolgen, und ich hatte das Vergnügen, schon wenige Stunden später eine Einladung von ihm zu erhalten. Ich zeigte ihm den Weg, auf welchem er jedem Spott die Spitze abbrechen konnte.

Nach einer sehr langen, ernstlichen Beratung mit Selma und dem Sekretär, der als praktischer Mann den Augenblick benützte und gewisse Bedingungen stellte, deren Erfüllung zugesagt wurde, schickte der Bürgermeister der Redaktion des Tageblatts ein Billet mit der Bitte, die Annonce in die nächste Nummer aufzunehmen.

Die Anzeige der Verlobung des Bürgermeisters-Sekretärs mit der Tochter seines Vorgesetzten, welche das Tageblatt am nächsten Tage brachte, erregte Sensation.

Man sprach allenthalben nur über dieses Ereigniß, und mancherlei Vermuthungen wurden laut; aber der Bürgermeister erreichte seinen Zweck, die öffentliche Meinung war dupirt, ihrem Spott fehlte jetzt die Pointe.

Herr Schmidt fand sehr bald Ruhe, aber Treulosigkeit im Allgemeinen und die Untreue seiner Braut im Besonderen nachzudenken: das Gericht verurtheilte ihn zu einer Zuchthausstrafe von fünfzehn Jahren; wenige Tage nach dem Urtheilsspruch feierte seine ehemalige Braut das Fest ihrer Hochzeit mit dem Sekretär und Substituten ihres Vaters.

Saida, das alte Sidon.

(PLAT. S. 613.)

An der nördlichen Hälfte der syrischen Küste streicht ein hoher Gebirgswall in geringer Entfernung vom Meere hin. Es ist der Libanon, dessen höchste Gipfel eine Erhebung von 8000 bis 9000 Fuß erreichen und mit ewigem Schnee bedeckt sind. Terrassenförmige Vorberge, mit Nußbäumen, Cypressen, Platanen und mächtigen Cedern bewachsen, lassen nur einen schmalen Landstreifen frei zwischen dem Meere und den Höhen, dessen Klima und Vegetation schon an die Nähe der Tropen erinnert. Dieser schmale Küstenstreifen wurde von den alten Griechen, denen der Anblick der Dattelpalmen, die hier vorzüglich gedeihen, fremdartig genug sein mochte, Phoinika, das Palmenland, genannt. Und dieser Name ging auch auf die Bewohner der Küste über, die als Phönizier bekannt wurden, während sie selbst sich als Sidonier, Tyrer u. s. w., je nach der herrschenden Stadt, bezeichneten. Die Nähe des Meeres wies sie von selbst auf dessen Ausbeutung hin, auf den Fischfang, die Grundlage so mancher Seemacht der späteren Zeit. Hand in Hand damit gingen die Anfänge der Schiffsbaulunst, wobei ihnen der Reichthum des Libanon an trefflichem Holz zu statten kam. Die Phönizier

verstanden es, mit dem Saft der Purpurschnecke zu färben und prächtige Gewebe herzustellen; sie trieben Bergbau, und ihre Metallgefäße mit getriebener Arbeit besaßen im Alterthum hohen Ruf. Weithin ging ihr Handel, und das ganze Mittelmeer wurde ihr eigentümlich, von ihnen gewissermaßen geschaffenes Handelsgebiet. Schon im zweiten Jahrhundert vor Christus hatten sie dasselbe nach allen Richtungen hin befahren und durchforscht, die Küsten mit Niederlassungen und Kolonien besetzt und überall Handelsverbindungen angeknüpft. Auch in den atlantischen Ozean wagten sich die kühnen Schiffe hinaus. Von ihren Fahrten nach Norden, deren Richtung sie streng geheim hielten, brachten sie außer Zinn auch den im Alterthum hochgeschätzten Bernstein mit, welcher zu kostbaren Halsketten verarbeitet wurde. Ein künstliches goldenes Halsband, das mit Elektron (Bernstein) besetzt, wie „Sonnengefunkel erblinzt“, besaß schon Homer. Vor allen Städten Phöniziens leuchtete aber das alte Sidon als mächtigste Stadt hervor. Alles, was von den Helden der Odyssee und Iliade gerühmt wird, waren „Erzeugnisse des erzeiglichen Sidon“ oder „Werke der kunstreichen sidonischen Männer und Frauen“.

Bis die Tochterstadt Tyrus sich erhob, war Sidon mächtig und blühend. Im Jahre 720 vor Christus eroberte es der assyrische König Salmanassar, dann herrschten hier nacheinander Babylonier, Perser, Mazedonier, Egyptianer, und schließlich Römer und Mohammedaner. Vorübergehend gehörte es auch den Kreuzfahrern. Mehrere Male wurde es zerstört, aber immer erhob es sich, der günstigen Lage wegen, phönizierartig wieder aus der Asche, und auch noch heute besteht es in dem Orte Saida fort. Rings umgeben den modernen Ort herrliche Obst- und Maulbeerbaumgärten; hier blüht die Seidenzucht an Stelle der alten Metallschmiede- und Goldarbeitergewerbe. In den kleinen Gebäuden, die schmuckige, elende Straßen von einander trennen, leben jetzt noch etwa 8000 Einwohner. Der Hafen ist verschüttet und nur kleine Schiffe können da landen, wo einst die stolzen phönizischen Fahrzeuge die Güter aller Völker ausluden. Doch war Saida noch bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die einzige Handelsstadt an der phönizischen Küste, der Haupthafen von Damascus, kam aber dann durch die Verheerungen von Pest und Erdbeben gänzlich um den Verkehr, der sich seitdem nach Beirut gewendet. Unser Bild zeigt den verödeten Hafen und das in Trümmer zerfallene, sehr alte Schloss auf dem großen, künstlichen Damm am Eingange der Mündung. Die Verbindung desselben mit der Stadt wird durch eine schmale Brücke von acht Bögen vermittelt.

Saida, das alte Sidon, diese Mutterstadt aller phönizischen Städte, die sich an der Küste Syriens und fast über alle Gestade länder des Mittelmeers erstreckten, hat heute nur noch wenige Spuren seines ehemaligen Glanzes aufzuweisen. Die einzigen Ruinen, welche man hier antrifft, stammen aus der Zeit der Kreuzzüge, oder aus der römischen und byzantinischen Epoche. Glücklicherweise birgt aber eine im Osten gelegene Ebene eine der schönsten Lobtenstädte, welche das Alterthum uns hinterlassen hat. Dort, bei einer „Mug haret Ablu“ (Höhle des Apoll) genannten Grotte, wurde im Jahre 1855 der Sarkophag des Königs Eschmunazar von Sidon aufgefunden. Als man weiter forschte, fand man den ganzen Fels von Höhlen und Gängen wie einen Ameisenhaufen durchwühlt. Der berühmte Orientalist Renan, welcher sie besuchte, theilt sie in einfache vieredrige, gewölbte und neuere römische, mit griechischen Inschriften versehene Felsengräber ein, in welchen die Leichen von vornehmen Männern bei einander ruhten, welche im Leben oft mehr als tausend Jahre von einander entfernt waren. Aber nicht ein einziges der zahlreichen Gräber ist jetzt unverletzt, und alle tragen mehr oder minder die Spuren roher Barbarei, die, vor nichts zurückbeugend, den Schlaf der Todten störte. In den erhaltenen Sarkophagen läßt sich noch deutlich der Einfluß ägyptischer Kunst erkennen. Die phönizische Kunst, die niemals sehr original sich gestaltete, hing immer von der Egyptianer ab, zumal in jener Epoche, welche sich vom Ende der assyrischen Herrschaft bis zur Zeit der Seleuciden erstreckte. In gewisser Hinsicht war dieß für Phönizien eine glänzendere Periode, als jene, in der es noch frei und unabhängig dastand. Als Herren der ganzen Perserflotte gelangten die Phönizier zu einem überraschenden Grade von Reichthum, und in jener Zeit des regen Schiffsverkehrs war es auch, daß ägyptische

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATIONS
125 WEST 47TH STREET
NEW YORK 19

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATIONS

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATIONS
125 WEST 47TH STREET
NEW YORK 19

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATIONS
125 WEST 47TH STREET
NEW YORK 19

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATIONS
125 WEST 47TH STREET
NEW YORK 19



THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATIONS
125 WEST 47TH STREET
NEW YORK 19

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATIONS
125 WEST 47TH STREET
NEW YORK 19



Figure 1. A large, dark, textured object, possibly a piece of fabric or a wall, with several rectangular frames or panels visible on the left side.

100

100

100

100

1997, 1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 26

...the ...

Galopp, um uns ihnen nur einigermaßen nähern zu können: aber jetzt war es auch Zeit, unseren Pferden — deren Schnen der Jagdeifer gespannt hielt, wenige Minuten zum Verschnaufen, und uns selbst einige Tropfen aus dem Chicha-Horn, die mein vorsorglicher Gefährte mitgenommen hatte, zu gönnen. „Jetzt aber ventre à terre!“ rief er mir zu, als wir uns wieder in unsere Sättel schlangen. „Die Strauße sind ermattet und unsere Pferde werden sie bald einholen.“ Auch diese schienen die Wichtigkeit des Augenblickes zu begreifen, und ihre Jagdlust schien so zuzunehmen, daß mir das Meinige kaum Zeit ließ, auf seinen Rücken zu kommen, um schon im laufenden Galopp das etwas vorausgelommene Pferd Ortiz einzuholen. In der That begann jetzt erst die eigentliche Jagd; die Vögel mochten noch an vierhundert Schritte vor uns herlaufen, aber nicht mit der pfeilschnellen Geschwindigkeit ihres ersten Laufes — sondern schwerfälliger und von Zeit zu Zeit sich überstürzend und einander drängend — ein sicheres Zeichen ihrer zunehmenden Ermattung. Wir näherten uns ihnen jetzt sichtlich; ich nahm meinen Revolver aus dem Gurt, und Ortiz präparierte seine Volas. „Laßt doch das schwerfällige Instrument,“ rief mir dieser zu, der meine Bewegungen gemerkt hatte, „hier wird es Ihnen doch zu nichts nützen.“ Ich antwortete nicht, faßte aber den Entschluß, diesen Sohn der Pampa den Werth meiner Waffe, die er, wie alle seine Landsleute, verächtlich behandelt, weil sie nicht mit ihr umzugehen wissen, wenn irgend thöulich zu beweisen. Wir hatten uns jetzt den verfolgten Thieren bis auf circa dreißig Schritte genähert, als die Truppe sich plötzlich auflöste und nach allen Himmelsgegenden auseinanderstob. Jetzt war es an der Zeit, sich sein Opfer auszuwählen. Ohne mich zu besinnen, wählte ich einen prächtigen Macho (männlicher Strauß), der Instinkt meines Pferdes ließ ihn bei dem leisesten Flügelbruch meine Absicht errathen, und ohne weitere Leitung flog er dem Vogel nach. Ich hatte die Distanz, die mich von ihm schied, um die Hälfte vermindert. Sollte ich vom Pferde herab schießen? Ich wußte vorher, daß der Schuß bei dieser beinahe betäubenden Geschwindigkeit des Pferdes erfolglos bleiben mußte. Ich schoss noch einige Schritte vor, riß dann mein Pferd herum, faß ab, zielte einen Moment — und feuerte. Vittoria! der Strauß stürzte. Ein Meisterschuß war es freilich nicht, mit meinem schweren, langen Revolver auf fünfzehn bis zwanzig Schritt ein vier Fuß hohes Thier getroffen zu haben, aber die Aufregung der tollen Jagd hatte meinen Puls unsicher gemacht und es schien mir deshalb fast ebenso viel gutes Glück wie Geschicklichkeit bei dem Schuß im Spiele gewesen zu sein. Das Thier lag nun zwar am Boden, aber hielt mich mit seinem mächtigen Flügelsschlage noch immer in respektvoller Entfernung, und es schien mir gegen die Jagdlehre zu verstößen, noch weiteres Wei an dasselbe zu verschwenden. Ich sah mich jetzt nach Ortiz um. Dieser hatte nun freilich mit seinen Volas schon zwei Thiere erledigt, die sich in ihren Schlingen am Boden wälzten, und war gerade im Begriff, mit neuen Volas den dritten Strauß zu erreichen. Er ritt an seinem sichtlich ermatteten Opfer vorbei, und warf sein Pferd herum, dem Vogel entgegen. Dieser flog in einer neuen Richtung, aber auch hier begegnete er bald dem blühschnellen Verfolger; des Straußes Bewegungen wurden jetzt schwerer, er schien sich im Kreise zu drehen bis ihm die Volas um die Beine faßten und er zusammenstürzte. Ortiz kam jetzt zu mir zurück; er verbehlte seine Verwunderung über mein Jagdglück nicht. „Unsere jungen Jäger,“ meinte er, „gehen gar manches Mal zur Jagd, bis sie den ersten Strauß erledigen.“ Er zeigte mir jetzt, wie die vollständige Tödtung des Vogels auszuführen sei. Vor dem wichtigen Flügelsschlag des sterbenden Straußes muß man sich sehr in Acht nehmen. Den Knochen, den er trifft, zermalmt er. Ortiz warf dem Thiere die Schlinge, deren jeder Gaucho eine bei sich führt, um den Kopf. zog den Hals zu sich heran und durchschnitt mit seinem scharfen langen Messer rasch die Kehle. In wenigen Minuten war das Thier leblos und zum Ausweiden fertig. Nur das Fell wird von dem Jäger mitgenommen. Das Fleisch soll nach Aussage der argentinischen Landbewohner ungenießbar sein; in späteren Jahren sah ich es jedoch die uruguayischen Bauern genießen.

Die Strauße, die wir getödtet hatten, maßen circa 3—4 Fuß Höhe, gehörten aber nicht zu den größten. Der Südamerikaner nennt sie Mandu. In der Wissenschaft sind sie unter dem Namen *Struthio Rheas* (Vinné) bekannt; sie breiten sich von dem 10. bis zum 45. Grade Südl. Breite dießseits der Anden aus. Trotz der leidenschaftlichen Vorliebe, die der Argentinier für die Jagd dieser Thiere hegt, wird sie immer seltener. Man sieht immer mehr die Ungerechtigkeit dieser Jagd ein. Mancherlei Versuche haben bewiesen, daß der Strauß leicht zu zähmen ist, und man dann das, was man jetzt nur durch die Zerstörung des Vogels erlangt, mit leichter Mühe von dem Lebendigen erhalten kann. Sein einziges Produkt von Werth sind die Federn, von denen man in diesem warmen Klima, ohne der Gesundheit des Thieres zu schaden, einen Theil entnehmen kann. Die Eier des Straußes sind wohlschmeckend und bilden einen Theil der regelmäßigen Nahrung der Bauern: durch die Fütterung dieses Thieres würde diesen daher ein bedeutender Vortheil erwachsen. In Los Sauces, einem Orte westlich von der Sierra von Cordova gelegen, besitzt eine Frau bereits ein größeres Straußzuchtetablissement.

Nach vollbrachter Arbeit leerten wir die wohlgefüllten Satteltaschen meines Gefährten, nicht ohne uns Hunter's und Labeo's zu erinnern, für die auch der Inhalt bestimmt war. Erst am späten Nachmittage langten wir wieder in Pachiras an, wo ich schon in unserer Wohnung meine obengenannten Gefährten vorfand. Hunter wünschte die Straußenjagd zu allen Teufeln, er hatte mehrere Stunden hinter den Thieren hergejagt, bis er diese und schließlich sich selbst verlor; ja auch seine Gefährten hatten sich von ihm in der Hitze der Jagd getrennt. Mäde, verdurstet, verhungert, irrte er in der Pampa umher und gelangte endlich, durch den Instinkt seines Pferdes geleitet, nach Pachiras. Labeo, ein Südamerikaner, hatte keinen Vortheil besser verstanden, er war nicht von der Seite der andern Jäger gewichen. Im Ganzen war das Ergebniß der Jagd ein sehr befriedigendes; es waren wohl an zwei Duzend Strauße erledigt.

Noch zwei Tage hatten wir in Pachiras zuzubringen. Wir erhielten sodann eine zweite Aufforderung von dem Richter, uns bei ihm einzufinden. Er las uns einen Brief von der San Luis Polizei vor, in welchem die erste Ordre, die Anhaltung der Reisenden betreffend, aufgehoben wurde, da die gesuchten Emisäre von San Juan gar nicht abgegangen seien. Zugleich legte uns Su Señoría eine Rechnung für die Verpflegung unserer Thiere vor, nach deren Zahlung man uns dieselben wieder zustellen würde. Hunter schwur Stein und Wein, daß seine Regierung ihm Genußthuung verschaffen würde. Ich zuckte die Achsel und zahlte. Am nächsten Morgen sagten wir unserem freundlichen Wirths Abe, ich, nicht ohne den Wunsch, recht bald die Pampa von Pachiras wieder durchstreifen zu können, geäußert zu haben. An seiner Seite ist dieses leider zur Unmöglichkeit geworden, nach einem halben Jahre, als ich in Montevideo anwesend war, erhielt ich die Nachricht, daß er bei einem nächtlichen Ueberfalle der Indianer durch einen Lanzenstich getödtet wurde. Friede sei der Asche dieses gottfreundlichen, edlen Mannes! Die näheren Umstände seines Todes soll der freundliche Leser bei nächster Gelegenheit von mir erfahren.

Fliegende Blätter.

Photographie-Verfälschung. Photograph Sturmhöfer in Kreibitz stellt neuerdings Verfälschte und Stempel mit photographirten Porträts dar. Unter einem durchsichtigen photographischen Positiv wird eine mit chromsaurem Kali versetzte Leinwand dem Lichte ausgesetzt, wobei die unter den hellen Stellen des Positivs liegenden Stellen durch das Licht bekanntlich unlöslich in Wasser werden. Darauf wird die Chromleinschicht in Wasser gelegt; die vom Lichte nicht getroffenen Stellen schwellen hierbei auf, und man erhält ein Leinwand-Bild, von welchem ein Gipsabdruck genommen wird; von letzterem wird ein Metall-Abzug oder galvanoplastischer Abdruck erzeugt, der eben als Verfälschung d. d. dient. Der Preis eines solchen Verfälschtes beträgt gegenwärtig zwei Thaler.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 576:

Kreuz.

*) Ein beliebtes Getränk der Argentinier — aus dem Saft der Agave rebuschirte gebrannt.

THE HISTORY OF THE CITY OF



THE HISTORY OF THE CITY OF

